



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries



3 6105 210 924 309



LELAND·STANFORD·JUNIOR·UNIVERSITY

Die neue Rundschau

XXIX^{ter} Jahrgang der freien Bühne

1918

Band 1

STANFORD LIBRARY



Berlin / G. Fischer / Verlag

✓

266481

vyangli osornat

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Reisen, Gedichte:

Hermann von Boetticher, Erlebnisse eines Internierten	329, 480, 656
Richard Dehmel, Gedichte	540
Walter Eidlitz, Der Stern	384
Gerhard Geseemann, Aus einem serbischen Tagebuche . . .	751
Sigfried Giedion, Drei Gedichte	694
Reinhard Goering, Kriegerische Feier	375
Iwan Goll, Sieben Gestalten aus der Unterwelt	816
Gerhart Hauptmann, Der Kæser von Soana	24
Hermann Hesse, Die Nacht	110
Arthur Holitscher, Schlafwandler	156, 310, 455
Wilhelm Lehmann, Maleen	601
Julius Meier-Gräfe, Aus meiner russischen Gefangenschaft .	177
Eduard Reinacher, Linien über Eulogius Schneider	738
Albert Steffen, Die Heilige mit dem Fische	514

Aufsätze:

Lujo Brentano, Arbeitslohn und Arbeitszeit nach dem Kriege	775
Alfred Döblin, Drei Demokratien	254
Hans von Eckardt, Geistige Ursprünge der russischen Revo- lution	289, 635
Kasimir Edschmid, Expressionismus in der Dichtung . . .	359

Ernst Hiertl, Sprachgeist und Schule	240
E. Hurwicz, Grundsätzliches zur zeitgenössischen Kriegsphilosophie	528
Paul Lensch, Neuer Kapitalismus, neuer Sozialismus	1
Paul Lensch, Hundert Jahre Karl Marx	577
Friedrich Meinecke, Die Ursachen des Deutschenhasses	13
Friedrich Meinecke, Grundfragen deutscher Nationalpolitik	721
Rudolf Pannwitz, Goethe und Europa	691
H. von Treitschke, Zur Reform des Preussischen Herrenhauses	108
Emil Waldmann, Der Mäzen	792
Felix Weltsh, Organische Demokratie	433
Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Die Balkanvölker	95
Robert Wilbrandt, Staat und Volkswirtschaft	145

Rundschau:

Oskar Vie, Kunst, Markt, Masse	125
Felix Braun, Magie der Prosa	420
Felix Braun, Gerhart Hauptmanns neue Dichtung	704
Lujo Brentano, Die Schutzollpolitik in Frankreich	408
Sergei Bulgakow, Heroismus und Pflichtenheldentum	542
Alfred Döblin, Von der Freiheit eines Dichtermenschen	843
Julius Elias, Trübner	274
Leo Greiner, Synthese	830
Moriz Heimann, Alfred Kerr	117
Moriz Heimann, Hanneles Himmelfahrt	562
Hermann Hesse, Zu „Expressionismus in der Dichtung“	838
Wilhelm Jansson, Die nordische Orientierung	819
Julianus, Die Weltmacht des Wortes	111
Junius, Herr von Hertling und Herr von Kühlmann	130
Junius, Politische Chronik	280, 425, 565, 712, 850
Herman Kranold, Ein Gelehrtenduell	416
Karl Leuthner, Der unerschöpfliche Krieg	559

Oskar Loerke, Neue Lyrik	267
Max Picard, Rodin und die Kathedrale	709
Hugo Preuß, Offener Brief an Herrn William Harbutt Dawson	397
Samuel Saenger, Lujo Brentanos „Elsässer Erinnerungen“	263
Samuel Saenger, Bemerkungen zu deutsch-österreichischen Beschwernissen	552
Samuel Saenger, Diplomatenwäsche	697

Anmerkungen:

D. B., Das Runch-Buch	288
Oskar Die, Der Virtuose	864
Julius Elias, Potsdam	574
Edmund Fischer, Einheimers „Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht“.	429
S. D. Gallwig, Paula Modersohns Briefe und Tagebuchblätter . . .	287
Willi Handl, Die Wiener Juden	719
Max Herrmann, Peguns Aufsätze	576
Theodor Henß, Weisgerber	862
Hanns Johst, Max Picard	716
Rudolf Kayser, Die Intellektuellen und die Geistigen	431
Max Krell, Wedekind	573
Siegmond Pistling, Debussy	717
Eduard Reinacher, Über die Buße	143
S. Saenger, Engelbert Pernertorfer†	286
Kurt Singer, Simmels Goethebuch	140
Franz Strunz, Ein Paracelsusbuch	142
Emil Waldmann, Max Eisevogt als Aquarellist	715
Oskar Walzel, Hanns Johst	861

Neuer Kapitalismus, neuer Sozialismus

von Paul Lensch

Wie eine Sturmflut ist die Weltrevolution über Europa herein-
gebrochen, mit der ganzen Behemung einer ungeahnten Natur-
katastrophe. Nicht etwa, daß niemand den Krieg hätte kommen
sehen! Seit der Einführung des Drei-Jahr-Gesetzes in Frankreich war
er nur noch die Frage einer kurzen Zeit, und wenn er dennoch bei seinem
Ausbruch viele Sozialisten wie Kapitalisten gleichmäßig überraschte, so
nur, weil man in weiten Kreisen an die „Barbarei“ eines großen Krieges
unter den „Kulturvölkern“ nicht mehr hatte glauben wollen.

Aber wir sprechen hier nicht vom Weltkriege, sondern von der Welt-
revolution, für die der Krieg nur eine Begleiterscheinung, oder besser ein
Werkzeug ist. Gewiß, die Siege unserer Truppen da draußen schlagen
ein veraltetes Gleichgewichtssystem der Weltmächte in Trümmer, sie legen
die Grundlagen für eine neue Zeit. Aber diese neue Zeit muß doch
wenigstens in Ansätzen schon vorher dagewesen sein, und der Krieg kann
nur als der Geburtshelfer der alten Gesellschaft wirken, die mit der neuen
schwanger geht. Die Frage ist nun, was hat die alte Gesellschaft von
der kommenden gewußt oder geahnt? Wie stark war in ihr das Gefühl
lebendig, an einer Zeitenwende zu stehen? —

Man werfe, um einen Vergleich zu haben, einen Blick auf die Zeiten
in Frankreich vor der großen Revolution. Damals waren fast alle Ge-
sellschaftsklassen von dem Kommen der großen Sturmflut fest überzeugt.
Das Wort der Madame Pompadour: Nach uns die Sintflut! ist bekannt
genug. Voltaire sah die Revolution kommen, er hoffte aber, sie nicht mehr
zu erleben. Die Gedanken einer neuen Zeit waren allen maßgebenden Ge-
sellschaftsklassen gemein, verschieden war nur ihr Verhalten ihnen gegen-
über. Das gebildete Bürgertum rang mit ihnen, die leichtsinnige Aristokratie
spielte mit ihnen. Beide aber erwarteten von der kommenden Um-
wälzung die Herrschaft der „Ordnung“ und der „Vernunft“. Nur die
breiten Schichten der handarbeitenden Klassen, die man früher „das Volk“
zu nennen pflegte, vegetierten im hoffnungslosen Elend dahin. „Sie denken
nicht daran, sich zu beklagen,“ sagt Laine von ihnen, „die Übelstände, unter denen
sie leiden, erschienen ihnen ebenso natürlich, wie der Winter oder der Hagel.“

Augenscheinlich war es diesmal genau umgekehrt. In den Jahren des Voraugust lebte nur in den arbeitenden Klassen, die sich um die Sozialdemokratie scharten, eine unbeirrbar empfunden von der bevorstehenden großen Katastrophe, während die besitzenden und gebildeten Schichten sich darin gefielen, diese Idee als die lächerliche Vorstellung vom „großen Kladderadatsch“ zu verächteln. Freilich, auch diesmal sah die Wirklichkeit ganz anders aus, wie die Propheten sie sich vorgestellt hatten. 1793 wurde aus der erwarteten Herrschaft der „Ordnung“ und der „Bemunft“ die Herrschaft des roten Schreckens, diesmal wurde aus der erwarteten Herrschaft des roten Schreckens die Herrschaft der „Ordnung“ und der „Bemunft“. Die kapitalistische Anarchie wurde gebändigt, der Kriegsozialismus zog herauf und mit ihm die Vorstufe der kommenden Durchstaatlichung unserer Volkswirtschaft. Wenn die „Greuel“ der Französischen Revolution noch heute die Gemüter gefühlvoller Seelen mit Entsetzen schlagen und schon damals selbst ein so starker Geist wie Schiller sich vor ihnen bekreuzigte, so scheinen heute die Methoden des weltgeschichtlichen Ummwälzungsprozesses so manierlich und „honett“ zu sein, daß man in weiten Kreisen unseres Bürgertums wie unserer Arbeiterklasse noch nicht einmal die Erkenntnis hat, in einer Revolution zu stehen. Man sieht nur den Krieg.

In der Tat ist es höchst bezeichnend für den Grad der Überraschung, die der Weltkrieg über Deutschland im allgemeinen und die deutsche Sozialdemokratie im besonderen gebracht hat, daß die einzige Gesellschaftsklasse, deren Wortführer sich gern als revolutionär bezeichnen, die die Weltrevolution kommen sahen und sie sogar oft als düstere Drohung an die Wand gemalt haben, jetzt, wo die Revolution da ist, die Erfüllung ihrer Prophezeiung nicht anerkennen möchte und kaum imstande ist, ob all dem etwas verbrauchten moralischen Pathos, das sie dem Kriege entgegenschleudert, die große weltgeschichtliche Revolution zu erkennen, die sich in den weiten Falten des Weltkrieges verbirgt.

Wie erklärt sich diese merkwürdige Erscheinung? Am plausibelsten, so scheint es, dadurch, daß die Sozialdemokratie sich ihre Vorstellung über die Zukunft aus der Vergangenheit holte und sich die kommende Revolution gern nach dem revolutionären Standard-Muster der großen Französischen Revolution ausmalte. Nicht etwa, daß derartige Anschauungen für unsere Zeit völlig absurd gewesen wären! Die russische Revolution weist in ihrem dramatischen Verlauf in der Tat außerordentlich viele Ähnlichkeiten mit jenem berühmten Revolutionsmuster auf, und wie angegossen paßt ihr die Charakteristik, die Marx einst von bürgerlichen Revolutionen gab. „Bürgerliche Revolutionen,“ so schrieb er in seinem genialen „Achtzehnten Brumaire“, „wie die des achtzehnten Jahrhunderts, stürmen rascher von Erfolg zu Erfolg, ihre dramatischen Effekte überbieten sich,

Menschen und Dinge scheinen in Feuerbrillanten gefaßt, die Ekstase ist der Geist jedes Tages; aber sie sind kurzlebig, bald haben sie ihren Höhepunkt erreicht und ein langer Raßenjammer erfaßt die Gesellschaft, ehe sie die Resultate ihrer Drang- und Sturmperiode nüchtern sich aneignen lernt." Man vergleiche mit dieser Kennzeichnung den Ablauf der ersten russischen Revolution von 1905—1907 und man wird überrascht sein von der Treffsicherheit der Beobachtung. Die zweite russische Revolution von heute ist noch nicht zu Ende, man darf aber schon jetzt ihr das Horoskop stellen, daß auch sie den Charakter einer bürgerlichen Revolution nicht verleugnen wird. Die Tatsache, daß Sozialdemokraten und Proletarier während einer Revolution die Gewalt in die Hände bekommen, macht an sich noch keine proletarische Revolution. Marx kennzeichnet diese Art von Revolution im Gegensatz zur bürgerlichen Revolution folgendermaßen: „Proletarische Revolutionen, wie die des neunzehnten Jahrhunderts, kritisieren sich beständig selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eigenen Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von neuem anzufangen, verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche, scheinen ihren Gegner nur niederzuwerfen, damit er neue Kräfte aus der Erde sauge und sich riesenhafter ihnen gegenüber wieder aufrichte, schrecken stets von neuem zurück vor der unbestimmten Ungeheuerlichkeit ihrer eigenen Zwecke, bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht, und die Verhältnisse selbst rufen: Hic Rhodus, hic salta! Hier ist Rhodus, hier tanze!" Man wird zugeben müssen, daß der stürmische Verlauf der heutigen russischen Revolution nichts von dem „beständigen Unterbrechen" des eigenen Siegeslaufs, dem „Verhöhnern der eigenen Halbheiten", dem Zurückschrecken vor geschichtlichen Aufgaben enthält, die Marx als das Kriterium proletarischer Revolutionen bezeichnet.

Indessen, so treffend hier der junge Marx den typischen Verlauf bürgerlicher Revolutionen skizziert hat, so unbestimmt ist seine Kennzeichnung proletarischer Revolutionen, was sich schon daraus erklärt, daß er derartige Ereignisse niemals erlebt hat. An den Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts waren wohl Proletarier beteiligt, ja einzelne ihrer Phasen, wie die Junischlacht 1848, standen unter ihrem vorwiegenden Einfluß, aber ihrem geschichtlichen Inhalt nach waren sie nichts anderes wie bürgerliche Revolutionen. Und doch liegt der scharfen Unterscheidung, die Marx hier im Verlaufe bürgerlicher und proletarischer Revolutionen feststellt, eine sehr richtige Empfindung zugrunde. „Was alle bürgerlichen Revolutionen auf ökonomischem Gebiete leisten," sagt Renner in seinem neuen Buche („Marxismus, Krieg und Internationale," Stuttgart, Verlag J. F. W. Dieß Nachf.), „ist im Grunde unendlich einfach und vergleichs-

weise rasch vollbracht: sie lösen auf, sie befreien sowohl die Menschen als auch die sachlichen Produktionselemente von allen überlieferten, feudalen oder ständischen Bindungen und überlassen sie sich selbst." Man begreift, daß diese Entstaatlichung keinerlei schöpferische Wirtschaftsarbeit vom Staate erfordert, daß sie durch ein bloßes Dekret in einer Augustnacht hergestellt werden kann. Sinnlos, anzunehmen, die proletarische Revolution hätte die bürgerliche zu wiederholen. Ganz im Gegenteil: stellt sie die spätere und höhere geschichtliche Gestaltung dar, so sind ihr gegenüber die bürgerliche Form und ihre Formeln reaktionär. Jene Bindungslosigkeit von Mensch und Ding, die in der bürgerlichen Ideologie Freiheit heißt, ist ihr Anarchie, gilt ihr reaktionär, und was sie sieht, ist eine neue Ordnung: die sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung an Stelle der kapitalistischen.

Erst wenn man sich diesen Gegensatz klar gemacht hat, ist man imstande, die welthistorische Antithese des 4. August 1789 und des 4. August 1914 voll zu erfassen. An jenem ersten 4. August fielen wie mit einem Zauberschlage, durch Dekret der Nationalversammlung, die sozialen Bindungen des Feudalstaates: Leibeigenschaft, Patrimonialgerichtsbarkeit, Zunftzwang, Jagdrecht auf fremdem Boden, Steuer-Freiheiten von Adel und Geistlichkeit, die Stadt- und Provinzprivilegien. Es war die Geburt der bürgerlichen „liberalen“ Gesellschaft. Sie rief den Menschen wie den Sachen zu: geht hin und seid frei, wirtschaftlich geht ihr mich nichts mehr an! Der 4. August 1914 dagegen bot das entgegengesetzte Bild. Seine populäre Bedeutung und das, was an jenem Tage den tiefsten Eindruck machte, lag freilich in der einstimmigen Bewilligung der Kriegskredite durch die Sozialdemokratie. Ich bin nicht gesonnen, die große Bedeutung dieses Schrittes herabzusetzen. Auf der anderen Seite wird man aber doch sagen müssen, daß gerade diese Haltung der Sozialdemokratie wesentlich dazu beitrug, die Erkennung des 4. August als den Beginn der Weltrevolution zu erschweren. Welch eine geschichtliche Ironie, den gewaltigsten revolutionären Akt, den die Jahrhunderte gesehen, damit beginnen zu lassen, daß die einzige revolutionäre Partei ihren revolutionären Traditionen entsagte und ins „Regierungslager“ abswenkte! Und wie um späteren Generationen handgreiflich vor Augen zu führen, wie wenig die Menschen von damals ahnten, welchen wirtschaftlichen Umwälzungen sie entgegengingen, überwies man dem Reichstage jene Vorlage, aus der sich die revolutionären Wirkungen des Krieges am gründlichsten ergeben sollten, als Drucksache drei von insgesamt einundzwanzig unter dem harmlosen Titel: Entwurf eines Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen und über die Verlängerung der Fristen des Wechsel- und Scheckrechts im Falle kriegerischer Ereignisse. Um die Ironie voll zu machen, hatte ursprünglich die Regierung lediglich

einen Gesetzentwurf über die Fristenverlängerung im Wechsel- und Scheckrecht ausgearbeitet. Daß eine Ermächtigung zu „wirtschaftlichen Maßnahmen“ nötig sei, war ihr erst nachträglich eingefallen. Aus diesen beinaß vergessenen „wirtschaftlichen Maßnahmen“ ist dann der „Kriegssozialismus“ entsprungen: die Umwälzung unserer gesamten privatkapitalistischen Produktionsweise und die sich aus ihr ergebende Sozialisierung der Volkswirtschaft. Die „wirtschaftlichen Maßnahmen“, um das korrekte Bürodeutsch zu gebrauchen, für die das Dekret des 4. August 1914 die Bahn frei machte, stellten sich je länger um so gründlicher als das volle Gegenteil der „wirtschaftlichen Maßnahmen“ vom 4. August 1789 heraus. Damals die Auflösung der alten sozialen Bindungen und die Proklamierung der „Freiheit“ und der „Gleichheit“ im mechanisch-individualistischen Sinne, heute die Schaffung neuer sozialer Bindungen und die Errichtung der Demokratie im organisch-sozialistischen Sinne.

Freilich! Am 4. August 1914 ahnte man von diesen geschichtlichen Zusammenhängen noch nichts. Man war angegriffen, man wehrte sich seiner Haut. Das war ungefähr das „Programm“ jener Tage. Aber auch heute noch, im vierten Kriegsjahre, ist man weit entfernt, die volle Bedeutung jenes Tages allgemein erkannt zu haben. Weite Industriekreise klammern sich an die Vorstellung, als seien all die „wirtschaftlichen Maßnahmen“ seither nur ein wüster Traum, ein trauriger Notbehelf, der so schnell wie möglich restlos wieder zu beseitigen sei. In unseren großagrarischen Schichten ist es immer noch ein unvorstellbarer Gedanke, daß das „alte Preußen“ mit seinem Dreiklassenwahlrecht der Vergangenheit angehören soll. Und mit allen Mitteln bemüht man sich, einen Weg zu finden, der die „Verhängung“ des allgemeinen Wahlrechts über Ostelbien unschädlich macht für die Privilegien des Großgrundbesitzes. Beide Schichten: die Großindustrie und der Großgrundbesitz geraten dadurch nach und nach in eine immer gespanntere Stellung zum Staat und zur Regierung, die ihrerseits die wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten des Staates nur durchführen kann, wenn sie eine kräftige Stütze in den breiten Volksmassen, vor allem in unserer Arbeiterklasse findet. Kann man sich eine radikalere Umstellung aller innerpolitischen Verhältnisse denken? In Preußen wird der Kampf um die Staatsnotwendigkeiten — denn die Einführung des allgemeinen Wahlrechts ist die dringendste Notwendigkeit für den preussischen Staat, „damit wir leben können,“ wie Bethmann Hollweg sagte — gegen die fast absolute Mehrheit der bisherigen Staatsbesitzer, gegen die Konservativen, geführt im Bunde mit dem winzigen Grüppchen der Sozialdemokratie, und im Reich der Kampf um die Übergangswirtschaft und die Durchstaatlichung der Ökonomie gegen die befehlenden Schichten der Schwerindustrie wiederum

im Bunde mit den Sozialdemokraten. Und das alles als Ergebnis einer kaum dreieinhalbjährigen Entwicklung, die von jenem 4. August an datierte, als dessen Bedeutung man die erste Eingliederung der „vaterlandslosen“ Sozialdemokratie in die nationale Politik bezeichnete. So schnell ging in Erfüllung, was ich im Jahre 1916 schrieb: „Wenn am 4. August die deutsche Sozialdemokratie aus Rücksicht auf ihr eigenes Interesse die Notwendigkeit des Staates anerkennen mußte, so wird in Zukunft der Staat aus Rücksicht auf sein Interesse die Notwendigkeit der Sozialdemokratie anerkennen müssen.“

Am erstaunlichsten ist diese Wendung der Dinge vielleicht für die Sozialdemokratie selber. Sie fühlt sich noch keineswegs völlig heimisch in ihrer neuen Situation. Den Eintritt in das Ministerium Hertling lehnte sie ab und begnügte sich damit, einen Fortschrittler hineinzudrücken. Auf dem Parteitage in Würzburg gefielen sich ihre Wortführer darin, mit der Möglichkeit einer Kreditablehnung zu spielen, obwohl die gleichen Redner zur Rechtfertigung der bisherigen Kreditbewilligung den „Unabhängigen Sozialdemokraten“ gegenüber zu betonen pflegten, man habe die Kredite keinem Minister und keiner Regierung, sondern dem Lande und nicht zuletzt den Arbeitern bewilligt. In den Reden, die die Parteiführer im Reichstage oder in den Versammlungen draußen im Lande halten, findet man selten neue organische Gedanken. Gar zu sehr noch arbeiten die Geister in den alten vertrauten Geleisen des Voraugust, und herzlich froh ist man, wenn man Gelegenheit hat, die gesinnungstüchtige Versicherung abgeben zu können: wir bleiben, was wir waren, und wir waren, was wir sind! Man verlangt zwar von der Regierung jeden Tag Beweise der Neuorientierung, ohne deshalb gewillt zu sein, selber solche zu geben.

Nun darf man die großen Schwierigkeiten nicht unterschätzen, die der geistigen Neuorientierung innerhalb der Sozialdemokratie entgegenstehen. Bis auf weiteres muß es genügen, wenn sie wenigstens in der Praxis die Konsequenzen der neuen Situation anerkennt und durchführt. Man darf nicht vergessen, wie bitter schwer ihr schon diese Praxis durch das Verhalten Bethmann Hollwegs gemacht worden ist, der immer nur Vertröstungen hatte und dessen Zaudern mit der Durchführung innerer Reformen ihm schließlich in dem Augenblick das Genick brach, als er wenigstens in der Frage des preussischen Wahlrechts vom Wort zur Tat überging. Noch steht der Kampf um die inneren Reformen uns bevor, und daß er heiß werden wird und in der Taktik zu den größten Überraschungen führen kann, darüber sind sich hoffentlich alle Schichten unseres Volkes klar. In solcher Situation empfiehlt sich bei den leidenden und stürmisch erregten Volksmassen nichts so sehr, als die Geste der schärfsten Opposition, mit

der die Partei bisher so gut gefahren ist, und die ihr als der Vertreterin der nach Recht und Freiheit verlangenden Arbeiterklasse auch wohl ansteht.

Aber bedeutet denn das Verlangen nach geistiger Neuorientierung der Sozialdemokratie irgendwie das Verlangen nach grundsätzlicher Aufgabe ihrer Oppositionsstellung zur Regierung? Davon kann keine Rede sein. Wie sich die Sozialdemokratie zur jeweiligen Regierung stellt, ist lediglich eine taktische Frage, die an sich mit der Neuorientierung gar nichts zu tun hat. Wohl aber bedeutet sie das Verlangen nach grundsätzlicher Aufgabe ihrer Oppositionsstellung zum Staate. Und das ist allerdings ganz etwas anderes.

Nun kann man freilich nicht sagen, daß die bisherige Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus in ihren Fundamenten staatsfeindlich gewesen wäre. Marx hatte den Staat niemals zum Gegenstand besonderer Untersuchung oder wenigstens Darstellung gemacht. Seine Werke enthalten lediglich Aphorismen über Staat und Recht. Seine Nachfolger aber hatten das Schlagwort vom „Klassenstaat“ als logische und nicht als historische Kategorie behandelt und gerade dadurch das Prinzip der Entwicklung auf dem entscheidenden Gebiete der Staats- und Rechtslehre ausgeschaltet. So hatten sie sich selber blind gemacht für alle die Wandlungen, die der Staat seit dem Wirken von Marx durchgemacht hat. Als nun im Verlauf des Krieges der veränderte Charakter des Staates sich immer mehr zu enthüllen begann, da stand die deutsche Sozialdemokratie vor einer Erscheinung, auf die ihre alten Schlagworte vom Klassenstaat nicht mehr so recht passen wollten. Der Staat war doch nicht mehr lediglich der Staat der herrschenden Klassen und die Regierung nicht mehr ausschließlich ihr permanenter Ausschuß zur Wahrung ihrer Interessen. Mit dieser neuen Situation wußte die Sozialdemokratie sich zwar praktisch abzufinden, aber nicht theoretisch fertig zu werden, was um so erklärlicher war, als diese Sachlage sich erst in gewissen Grundlinien bemerkbar machte und zum großen Teile noch überwuchert wurde von den Erscheinungen der alten Zeit. Beispielsweise bot die Beseitigung des Generals Gröner aus dem Kriegsamt ein klassisches Beispiel für die Theoretiker des Klassenstaats im alten Sinne und hat mehr als vieles andere dazu beigetragen, die geistige Neuorientierung innerhalb der Sozialdemokratie zu verlangsamen und zu trüben.

In der Theorie erkennt die Sozialdemokratie sehr wohl das Walten objektiver Gesetze in der Gesellschaftsentwicklung an, war ja doch der Sozialismus an erster Stelle dazu berufen, diese Gesetze zu entdecken und zu formulieren. Allein in der Praxis stehen der Anwendung dieser theoretischen Erkenntnis eigentümliche Schwierigkeiten entgegen. Die Partei lebt von der Agitation und zugleich von der durch lebendigen Willen ge-

leiteten positiven Arbeit. Jeder Erfolg, den sie erringt, ist ihr das Ergebnis dieses lebendigen Willens und jeder Mißerfolg, den sie erleidet, ist ihr nur ein Anstoß, durch verschärfte Agitation den lebendigen Willen zu stärken. Je mehr sie in den Tageskämpfen aufgeht, desto ausschlaggebender erscheint ihr der lebendige Wille der Einzelperson und desto leichter übersieht sie die langsamen Wandlungen, die sich in der sozialen Struktur der Gesellschaft vollziehen und die die Interessen und die Willensrichtungen der führenden Politiker verändern. So behandelt sie, obschon sie theoretisch vielleicht am schärfsten die Einsicht vertritt, daß „alles fließt“ und die Verhältnisse sich stets ändern, in Konsequenz ihres Agitationsbedürfnisses die Parteien und die Klassen, den Staat und die kapitalistische Gesellschaft als feste, starre Normen, die heute sind, wie sie gestern waren. Die beliebte Versicherung: wir bleiben, was wir sind, und wir sind, was wir waren, ergibt sich als ganz natürliche Konsequenz aus dieser Anschauungswelt: da die anderen sich nicht ändern, ändern wir uns auch nicht.

So benutzte man noch ganz unbefangen die alten Agitationshefte im Kampfe gegen eine Gesellschaftsordnung, die bereits sehr erheblichen Strukturveränderungen unterworfen war. Wie stark die Erkenntnis dieser Situation bei den jüngeren Marxisten ist, davon legt das erwähnte Buch von Renner ein lebhaftes Zeugnis ab. „Der Sozialismus des Marxisten,“ so schreibt er an einer Stelle, „ist eine wissenschaftliche Überzeugung, er ist zugleich praktische Politik, die ihr Ziel sofort an den Tag knüpft, die es, wenn sie heute siegt, morgen verwirklichen will. Und so haben alle Sozialisten, auch Marx und Engels vor siebzig Jahren, den Sturz des Kapitalismus nahe vor Augen gesehen. Die kapitalistische Wirtschaftsweise hat sich allmählich an die Prophezeiung ihres bevorstehenden Unterganges gewöhnt und dabei an Breite und Höhe gewonnen, gewaltige Neugestaltungen auf der Welt vollzogen und dabei ihre innere Verfassung wiederholt geändert. Sie hat nicht nur Epoche gemacht, sondern Epochen. Wir aber sind mit seltsamer Verdroffenheit abseits gestanden, haben diesen oder jenen ihrer Fortschritte wahrgenommen und mit süßsaurer Miene glossiert, aber dennoch niemals uns so ganz darüber Rechenschaft gegeben, was im Innern, im Zellgewebe der kapitalistischen Welt, vorgeht — sonst könnten wir nicht eines Tages unter Kanonendonner erwacht und dermaßen unter uns zerfallen sein.“

Man lese folgenden Satz: „Ich habe, daß die wirtschaftlichen Erscheinungen des Krieges mir die kapitalistische Entwicklung von 1878 bis 1914 erst ganz aufgeheilt haben. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir Marxisten grundwandelnde Änderungen, die sich in diesen sechsunddreißig Jahren in der Struktur der Gesellschaft vollzogen haben, teils übersehen, teils unterwertet, auf jeden Fall aber der Marxschen Gedankenwelt nicht einverleibt haben.“

Worin bestehen nun diese „grundwandelnden Änderungen“? Sie bestehen, um es mit einem Worte zu sagen, in dem Übergang von der entstaatlichten zur durchstaatlichten Ökonomie. Der Kapitalismus ist geschichtlich die spezifische Produktionsweise der „liberalen“ Gesellschaft, die sich aus der Auflösung des Feudalsystems erhebt. Ihr Kennzeichen ist die schwache Staatsgewalt. Während im Mittelalter jeder Mensch in irgendeiner Form Beamtenstellung einnimmt, wie Lamprecht sagt, wird in der liberalen Gesellschaft des Frühkapitalismus der Beamte gern als ein nicht einmal immer notwendiges Übel, als eine Schmarotzereffizienz denunziert, die auf öffentliche Kosten faulenz. In den Schichten des Kleingewerbes, das, selber eine rückständige Produktionsform, am zähesten rückständige Sozialanschauungen konserviert hat, kann man heute noch derartige Urteile hören. In England erreicht dieser liberale Kapitalismus seine klassische Ausbildung. Hier ist, als Folge des fehlenden Militarismus, der seinerseits wieder ein Ergebnis der Inselfage ist, die Staatsgewalt am schwächsten, der Beamtenstand am unentwickeltsten. Man hat bekanntlich darüber streiten können, ob England überhaupt ein Staat sei. Dafür gestaltet sich die Freiheit des Individualismus hier am größten. Der Grundsatz wird aufgestellt, daß sich der Staat möglichst wenig um die Verhältnisse der Staatsbürger zu kümmern, sich jedenfalls jedes Eingriffs in das Wirtschaftsleben zu enthalten habe. Dieses liberale England ist in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf der Höhe seiner Entwicklung. Allgemein gelten seine Verhältnisse als das Muster, dem jeder Staat nachzustreben habe.

Das ist nun just die Zeit, in der Marx die Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft entdeckt. Auch für Marx ist England das Land, das allen anderen Ländern das Bild ihrer eigenen Zukunft zeigt. In England hat sich der „normale“, von Staatseingriffen freie Kapitalismus zu entwickeln vermocht. Es kommt darauf an, die englische Form des Kapitalismus darzustellen, und man hat „den“ Kapitalismus dargestellt. Die der kapitalistischen Erwerbsgesellschaft am meisten entsprechende politische Staatsform ist die bürgerliche Republik. Sie ist „die uneingeschränkte Despotie einer Klasse über andere Klassen“, in ihr wird die Bourgeoisie ein Reich nach ihren Wünschen errichten und alle Hemmnisse, die dem freien Spiel der kapitalistischen Wirtschaftskräfte entgegenstehen, beiseite schieben. Gerade dadurch hebt sie den Klassengegensatz gegen das Proletariat auf seine volle geschichtliche Höhe. Indem die Bourgeoisie nach und nach die ganze Erdoberfläche ihrer Herrschaft unterwirft, organisiert sie zugleich den Kampf des internationalen Proletariats gegen diese Herrschaft und ihre ausbeuterischen Tendenzen. Der Kampf zwischen beiden wird beendet durch den Sieg des organisierten Proletariats, das mit Hilfe

der proletarischen Diktatur die Herrschaft über die Weltproduktion übernimmt. Die liberale Gesellschaftsordnung schlägt unvermittelt in die sozialistische um.

Man begreift jetzt, weshalb in der sozialistischen Gedankenwelt der Staat eine so geringe Rolle spielte: weil er in der Glanzzeit der liberalen Epoche, der der wissenschaftliche Sozialismus seine Existenz verdankt, selber keine Rolle spielte oder wenigstens spielen sollte. Von Übergängen und Zwischenstufen, bei denen die bestehenden Staatsgewalten einzugreifen hätten, ist bei Marx kaum eine Andeutung zu finden. Er hat auch keine erlebt. Der Schutzzoll von 1879, der in seinen Folgen so außerordentlich viel zur Strukturveränderung der bürgerlichen Gesellschaft beitragen sollte — ich habe im Augustheft der „Neuen Rundschau“ darüber ausführlicher geschrieben —, konnte damals lediglich als Rückfall in überlebte Epochen gewertet werden. So ist es nicht verwunderlich, daß die Marxisten sich daran gewöhnten, im Staate lediglich den starren, unveränderlichen „Klassenstaat“ zu erblicken, dessen Überwindung nur auf dem Wege der internationalen Proletarierrevolution möglich sei.

Allein diese von Marx erlebte und beschriebene kapitalistische Gesellschaft besteht nicht mehr so. In den genau fünfzig Jahren, die nunmehr seit dem Erscheinen des ersten Bandes des „Kapital“ verfloßen sind, haben sich die „grundwandelnden Änderungen“ vollzogen, von denen Renner spricht. Im Anschluß an das Schutzzollsystem hat sich besonders in Deutschland und Amerika eine Organisation der Volkswirtschaft angebahnt, die in der Form von Industriekartellen, Syndikaten und Trusts zunächst freilich die Erhöhung des Unternehmerprofits im Auge hatte, die aber darüber hinaus den ersten praktischen Versuch der kapitalistischen Gesellschaft darstellte, die Gesetze der eigenen Produktionsweise aufzuheben. War schon diese Organisierung der Ökonomie nur möglich oder wenigstens entscheidend erleichtert gewesen durch das Eingreifen des Staates in die Volkswirtschaft, eben durch seinen Übergang zum Schutzzoll, so hatte inzwischen die Staatsgewalt sich auch auf anderen Gebieten wirtschaftlich zu betätigen gelernt. Nicht bloß staatliche Betriebe in Eisenbahn, Post, Telegraphie, Bergbau, Forstwirtschaft sahen wir sich entwickeln — sie bestehen teilweise schon seit langem — sondern daneben wuchs die Verwaltungstätigkeit des Staates schier ins Ungemessene. Und diese Verwaltung wurde immer mehr und mehr soziale Verwaltung. Das Riesengebiet der sozialen Gesetzgebung entstand, Versicherung gegen Krankheit und Unfall, Mutterschutz, Säuglingschutz, Krankenpflege, Jugendfürsorge, Altersversicherung, Schulwesen, Fortbildungsanstalten für Industrie und Landwirtschaft, Ansiedlungswesen und drei Seiten usw. Je länger, desto gründlicher veränderten die verschiedensten Kategorien des Wirtschaftslebens unter dem

Einfluß dieser staatlichen Tätigkeit ihren Charakter. Der Lohn hörte auf, lediglich Individuallohn zu sein und wurde teilweise Kollektivlohn, das heißt die gemeinsamen Erhaltung- und Nachzuchtkosten der Klasse (zum Beispiel Kranken-, Unfall-, Altersversicherung) wurden vom Staate von vornherein zwangsweise vom Lohne abgezogen, so daß die Geldsumme, die der Arbeiter seinen Lohn nannte, zwar noch den größten Teil, aber nicht mehr das Ganze seines Lohnes ausmachte. Die Entwicklung ging nun dahin, einen immer größeren Teil des Lohnes zu kollektivieren, für Schwangerschafts- und Mutterschaftsversicherung, Erziehungs- und Aussteuerkosten, Wohnungsfürsorge und Speisewirtschaft usw. Zwangsbeiträge vom Individuallohn abzugiehen und nur den Rest auszuzahlen, so daß die Lage der Arbeiterklasse nicht mehr vollständig durch nackte Lohnziffern zu erfassen war. Der Sozialisierungsprozeß fügte den Arbeiter immer mehr dem Staate als tätiges Glied ein, nur zum Teil noch führte er das Leben eines privaten Einzelwesens. Und mit dieser Teilung des Arbeitslohnes in Individual- und Kollektivlohn war es nicht genug. Im Individuallohn vollzogen sich ebenfalls wichtige Wandlungen. Die Gewerkschaften entstanden und mit ihnen verschwand der Einzelarbeiter und wurde durch den Gesamtarbeiter abgelöst. Der Einzellohn wurde zum Tariflohn. Der einzelne Arbeiter schloß mit dem Unternehmer überhaupt keinen Vertrag mehr ab, er trat eine „Stelle“ an, die tarifmäßig umschrieben war. Seine Arbeits- und Lohnbedingungen, derentwegen er früher nirgends hätte Klage erheben können, standen jetzt unter der Rechtsprechung der Tarifschiedsgerichte. Diese Einrichtungen, obwohl vom kapitalistischen Staat nur höchst mangelhaft anerkannt, verwandelten den Arbeiter aus einem Hörigen in einen ökonomischen Bürger. Es war der gleiche Aufstieg, wie die Befreiung der ländlichen Bevölkerung aus Gutsuntertänigkeit und Patrimonialgerichtsbarkeit und ihre Unterstellung unter die bürgerlichen Gerichte.

Mit diesen Wandlungen im Ökonomischen waren aber Wandlungen im Psychologischen untrennbar verbunden. Wir näherten uns wieder allmählich einem Zustand, in dem jedermann eine Art „Beamtenstellung“ inne hatte, und doch hatte dieser Zustand nichts gemein mit den Verhältnissen des Mittelalters, auf die Lamprecht jenes Wort prägte. Die Arbeit, die in Wahrheit niemals Privatsache gewesen war, sondern immer öffentlicher Dienst, hatte lediglich in der Epoche der entstaatlichten Ökonomie, das heißt der liberalen kapitalistischen Gesellschaft, den Anschein privater Willkür individueller Arbeitskräfte angenommen, die nur durch den „freien Arbeitsvertrag“ miteinander in Beziehung traten. Die wirtschaftliche Entwicklung war am Werke, die soziale Vernunft aus dem Chaos des anarchischen Kapitalismus herauszuarbeiten und dadurch ihn selber allmählich zu überwinden.

Diese und ähnliche Wandlungen in der Struktur unserer herrschenden Gesellschaftsordnung waren von den Marxisten — und andere Richtungen kamen bei dem subalternen Pragmatismus der bürgerlichen Ökonomie und ihrer ängstlichen Scheu vor jeder großen Gesellschaftstheorie überhaupt kaum in Betracht — teils nicht genügend erkannt, teils nicht in ihrer Bedeutung erfaßt, jedenfalls nicht der Marxistischen Gedankenwelt einverleibt worden. Renner selbst erklärt, daß ihm erst die wirtschaftlichen Erscheinungen der Kriegszeit die kapitalistische Entwicklung des letzten Menschenalters aufgeheilt haben. In der Tat muß man sagen, daß diese vor dem Kriege für unmöglich gehaltenen Erscheinungen, für die ich seiner Zeit das Wort: Kriegssozialismus prägte, erst den Blick öffneten für die Intensität des Sozialisierungsprozesses, den unsere wirtschaftlichen Verhältnisse bereits durchgemacht hatten. Das Buch Renners zieht die Konsequenzen aus dieser neuen Erkenntnis für das gesamte System des Marxismus mit Scharfsinn und Bedacht. Zuweilen freilich hat man den Eindruck, daß der Autor es vorzieht, die Probleme mehr in ihrer allgemeinen als in ihrer besonderen Form, mehr theoretisch als praktisch zu behandeln. Das englische Problem tritt in seiner überragenden Bedeutung für den Weltkrieg kaum irgendwie hervor, und es ist eigentlich weniger der konkrete Weltkrieg, der in dem Buche seine Rolle spielt, als vielmehr der abstrakte Krieg, „der“ Krieg als solcher.

Und doch wird die Lektüre dieses Buches gerade in den Kreisen aufklärend wirken, die bisher der Sozialdemokratie fern standen und die deshalb geneigt waren, den Prozeß der Selbstverständigung und der Neuorientierung, der sich augenblicklich in ihren Reihen vollzieht und der für unser gesamtes Volk von größter Bedeutung ist, vollkommen falsch aufzufassen. Dieser Prozeß ist ganz etwas anderes, als etwa die reuevolle Rückkehr des verlorenen Sohnes. Die Neuorientierung im Sozialismus ist lediglich, das möge man sich allseitig wohl merken, die Reflexbewegung der Neuorientierung im Kapitalismus. Nur weil und nur insoweit die kapitalistische Gesellschaftsordnung wesentliche Strukturveränderungen erlebt hat, ist die Sozialdemokratie gezwungen, aber auch bereit, diesen Veränderungen Rechnung zu tragen. In ihrem Grundgedanken aber, nämlich, daß die privatrechtskapitalistische Gesellschaft durch die sozialistische abgelöst werden wird und daß die Entwicklung unserer Wirtschaftsverhältnisse immer mehr diesem Zustande entgegen treibt, hat die sozialistische Anschauungswelt in einem fast überschwenglichen Maße recht behalten. Ihr Fehler lag nicht darin, daß sie dieses Ziel nicht als „Utopie“ erkannte, sondern im Gegenteil darin, daß sie nicht erkannte, wie sehr ihr Ziel bereits aufgehört hatte, Utopie zu sein.

Die Ursachen des Deutschenhasses .

von Friedrich Meinecke

Wie der Krieg, so verläuft auch unser durch den Krieg erregtes Denken und Wollen. Anfangs brauste es in ungeheuren Sturzwellen und raschen Stößen einher, entwickelte jählings neue Einsichten und neue Ziele und warf so manchen aus seiner alten natürlichen Bahn heraus. Noch immer wogt das Meer, draußen im Kampfe wie in uns, aber die Wellen rollen breiter und gleichmäßiger einher und man richtet sich auf das Ende des Sturmes ein. Man prüft ruhiger die neuen Gedanken und Ziele, scheidet das Falsche und Unmögliche aus und konsolidiert und vertieft das Abigleibende. Die Erregung weicht, immer noch recht langsam, aber doch allmählich dem ruhigeren Verständnis und geschlosseneren Wollen. Da scheiden sich nun die Geister bei uns in die, die noch immer sehr unruhig denken, aber um so geschlossener wollen und darum wie vom Krampfe gepackt erscheinen müssen, und in die, die in Denken und Wollen nach Ausgleich und Harmonie streben und die schicksalhaften Gewalten, die unser deutsches Sein und Handeln bestimmen und ihm Weg und Richtung geben müssen, zu erkennen versuchen. Die Zahl derer, die das mit voller Klarheit und Schärfe tun, ist noch nicht so groß, wie man sie sich wünschte, aber sie werden gestützt durch die starken und diesmal gesunden Instinkte der breiten Massen und durch die Vernunft der Dinge, durch die sichere Überzeugung, daß sie, die angeblich die geschichtlichen Grundlagen unseres öffentlichen Lebens preisgeben wollen, richtiger und tiefer den Sinn unserer Geschichte und die Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart erfassen.

Denn die Neugestaltung unseres inneren und äußeren Daseins kann sich in der That nur aufbauen auf geschichtlicher Grundlage, nicht auf jener falschgeschichtlichen Grundlage, die nur einen Ausschnitt, eine einzelne Stufe der besonderen nationalen Entwicklung herausgreift, idealisiert und dogmatisiert zur Bemäntelung des eigenen Interesses, sondern auf denjenigen Grundlagen, die die echte, auf das Ganze menschheitlichen Werdens gerichtete historische Denkweise zu ermitteln vermag. In dieser aber hat das Werdende durchweg den Vorrang vor dem Gewordenen, und auch das Gewordene kann sie sich nur verständlich machen, indem sie es in Werdendes auflöst. So nur, indem sie sich sättigt an der Anschauung der verschiedensten Zeiten und Entwicklungen, indem sie überall das Gemeinsam-Typische wie das Besondere und Einzigartige herauszuschmecken versucht, vermag sie auch den Takt zu entwickeln, der praktisch in das Werdende mit eingreift und nationalpädagogisch wird auf universaler Grundlage.

Eine solche „nationalpädagogische Erörterung“ hat uns Max Scheler in seinem feinen und tiefen Büchlein über „Die Ursachen des Deutschen Hasses“ (Leipzig, Kurt Wolff) geschenkt. Es hat trotz mannigfachen und unterschiedenen, zum Teil selbst methodischen Widerspruchs, den ich anzumelden habe, eben jene Kennzeichen des universalen historischen Denkens. Es begnügt sich nicht damit, vom Standpunkte des heutigen Deutschlands und seines heutigen Selbstbehauptungsinteresses aus die Ursachen der geistigen Weltgegnerschaft gegen uns zu ermitteln und apologetisch zu besprechen, sondern es sucht sie in den Zusammenhang der gesamten modernen Entwicklung und jede einzelne Ursache genau an den ihr zugehörigen Ort in dieser zu stellen. Aus der streng auf ihre Aufgabe gerichteten und disponierten Untersuchung wächst so beinahe eine Skizze der deutschen Geistes- und Charaktergeschichte auf welthistorischem Hintergrunde heraus, wie sie während des Krieges von philosophischen Köpfen unter uns oft versucht worden ist. Manches klingt darum an die Gedanken von Troeltsch, Cassirer, Joel u. a. an, aber überall spricht ein selbständig suchender und bohrender Geist zu uns. Er kann es beanspruchen, erst im Ganzen gehört zu werden, bevor man Kritik an ihm übt. Ich beginne darum mit einer summarischen Wiedergabe des Gedankengangs, die freilich dabei manche Feinheiten und Künste der Disposition etwas verwischen muß.

Der Gesamthaß der übrigen Welt gegen uns ist das erste Gesamterlebnis der Menschheit. Er muß latent schon längst da gewesen sein. Träger dieses Hasses waren insbesondere die breiten Schichten des Mittelstandes. Nicht die kriegerische, sondern gerade die unkriegerische, pazifistische Einstellung der Völker vor dem Kriege steigerte ihn. Wirkliches kriegerisches Ethos bedarf des Hasses weniger. Kapitalismus und Materialismus schufen den Durchschnittseuropäer, der uns haßt. So mild haßt man sich nur innerhalb einer Familie. Bloße wirtschaftliche Interessengegensätze verursachen noch keinen solchen Haß. Frankreich, das die wenigste ökonomische Reibung mit uns hat, haßt uns am meisten. Der Haß der Engländer beruht nicht auf der wirtschaftlichen Zurückdrängung durch uns an sich, sondern auf den Eigenschaften, durch die wir nach seiner Meinung sie zurückdrängten. Ein so gewaltiges schon vorhandenes Haßkapital konnte sich nur bilden, weil das Ethos des modernen Europa seit Jahrhunderten in langsamem Niedergang ist. Die Ressentimentswerte, — man kennt Schelers Untersuchungen über sie, — siegen über die echten christlichen Werte. Die alte christliche Korporationsidee, die Europa einst zusammenhielt, ist untergegangen und durch Pleonexie, Streben nach Gleichheit, Umwandlung der „Stände“ in Klassen, dumpfen Nationalismus und maßlose Schätzung des irdischen sinnlichen Lebens abgelöst. Dieser Geist

der Pleonexie übertrug sich auf die Staaten und führte zum merkantilistischen Imperialismus. Der Haß gegen die Mittelmächte aber ist der Haß der Außenglieder gegen das Herz Europas, den Herzpunkt der älteren europäischen Institutionen, denn Deutschland war der Sitz des älteren europäischen Einheitsgeistes vor der Entstehung der großen Nationalkörper. Es verzichtete damals auf den einheitlichen Nationalstaat, aber befruchtete die übrige Welt durch seine organisatorische und staatskonstruktive Begabung. Seit Jahrhunderten aber befindet sich der revolutionäre Geist des dritten und, soweit er von diesem abhängig ist, auch des vierten Standes im stärksten Gegensatz zu den germanischen Institutionen (feudales Erbes des Heerwesens u. a.). Moralisch und soziologisch ist daher der jetzige Ausbruch des Hasses gegen uns „die kumulative Enderscheinung der Revolution des peripheren und neubürgerlichen Europas gegen seinen eigenen geographischen und moralischen Kern“ (S. 37). Weder der moderne kapitalistische Geist Deutschlands, noch der neudeutsche Nationalismus und Imperialismus ist autochthon. Sie sind uns durch Schutzbedürfnis und Konkurrenzzwang aufgenötigt worden. Die ältere christliche Korporationsidee dagegen lebt unter uns weiter in der deutschen Bundesstaatsverfassung und der deutschen Amtsauffassung.

Das also ist der weltgeschichtliche Hintergrund des Hasses gegen uns. Es kommen hinzu nun die neuen, unmittelbar wirkenden Ursachen. Man muß sie nach Rangstufen scheiden. Voran stehe die Erkenntnis, daß wir durch die Art unseres Emporkommens die fremden Völker „aus ihrem Paradiese vertrieben haben“. Alle anderen Völker arbeiten vorwiegend für den Zweck, nicht aus Freude an der Arbeit an sich, aus Versunkenheit in die Sache. „Ils travaillent trop“, werfen sie uns vor, und da sie sich nur Arbeit für Zwecke vorstellen können, so konstruieren sie sich als unseren Zweck, die Welt zu erobern. Da es aber eine Tendenz der Entwicklung ist, die Freuden- und Glücksquellen in immer höherem Maße von ihrer anfänglichen Lage außen und neben der Arbeit in den Arbeitsakt und Arbeitsprozeß selbst hineinzurücken, so sind wir wie kein anderes Volk der Welt dazu disponiert worden, diese Tendenz den übrigen Völkern vorzuleben als „Ahnen eines neuen Morgenrotes“. Indem ferner diese unsere seelische Disposition zur Arbeit zusammentraf mit den Umwälzungen der modernen Technik, und auf diese sich mit Vehemenz stürzte, erklärt sich auch das unerhörte Maß und die Schnelligkeit unserer Industrialisierung.

Nun muß hier aber gleich die Selbstkritik einsetzen. Schon das Tempo unserer Arbeit ist ungesund. Es fehlt die Zeit zur Sammlung und Erhebung der Seele. Man versteckte die Unfähigkeit, sinnvoll auszuruhen, hinter der vermeintlichen Pflicht, weiter zu arbeiten. Ferner fehlte unseren Arbeitsprodukten die eigentümlich nationale plastische Form. Sie waren nur

solide, und nichts weiter. (Auch unserer wissenschaftlichen Arbeit haftet dieser Mangel an). Wir werden eine deutsche Warenform besitzen, wenn wir ein plastisches Gesamtideal deutscher Menschlichkeit, das uns seit der Biedermeierzeit fehlt, wieder besitzen. — Unsere Selbstkritik muß sodann den deutschen Arbeitsgeist in seine Komponenten zerlegen. Seine Voraussetzung ist der urgermanische Zug, alles Endliche und Geformte als bloße Einschränkung einer unendlichen Bewegung zu erleben, — Voraussetzung zugleich der erhabensten Tugenden wie der schwersten Fehler unseres Volkes. Dazu kommt dann der jeweilige Gehalt dieses unendlichen Strebens, der oft und plötzlich bei uns gewechselt hat. Seit 1871 war es, neben der Durchbringung mit der preussischen Disziplin, die Übertragung der Kant'schen Pflichtidee auf die ökonomische Arbeit, — eigentlich eine groteske Idee. Denn sein Leben soll man zwar hingeben für höchste geistige und nationale Werte, aber nicht für eine maximale Kartoffelernte. Wir haben also den noch fehlenden Ausgleich zwischen Arbeit und Kontemplation, Freude, Form, zwischen Martha- und Marienhaftem in uns zu suchen, wir haben Arbeit, Macht und Geist zusammenzufassen. Es fehlte uns zwar auch heute nicht an geistigeren Kräften, aber zur Bildwirkung nach außen trugen sie nur wenig bei, weil sie sich überschämig verbargen. Es muß ihnen eine tätige Mitwirkung an der Mitgestaltung unseres nationalen Lebens zugesichert oder erkämpft werden.

Zu den schon berührten Mißverständnissen unseres Wesens im Auslande kommen noch einige weitere, teils notwendige und nicht schuldhaft, teils abwendbare. Notwendig, nicht schuldhaft war das Mißverständnis, das unseren Militarismus traf. Während wir tatsächlich friedlich waren, sahen wir kriegslüstern aus. Wir hatten keinen Zweckmilitarismus wie die anderen Völker, sondern einen Gesinnungsmilitarismus. Für uns sind Heer und Flotte nicht in erster Linie Werkzeug, sondern Ethos. Wir waren vor allem deswegen Militaristen, weil es uns wohl gefiel, also zu leben und nicht anders. — Ebenso notwendig war das Mißverständnis unserer Freiheitsidee. Man verstand erstens nicht, daß unsere Freiheitsidee ihren fundamentalen Ort nicht im politischen Menschen, sondern im Denken und Gemüte hat, und man verstand zweitens nicht, daß sie nicht auf Gleichheit, sondern auf Verschiedenheit und Individualität aus ist. — Zu den abwendbaren Mißverständnissen gehört die Wirkung des deutschen Kaufmanns auf das Ausland, das nach dessen Auftreten den neudeutschen Menschentypus überhaupt beurteilte. Genau wie seine Ware hatte auch er keine feste geschlossene Eigenform. Es war ein Mißverhältnis zwischen seiner unheimlich rasch wachsenden Bedeutung für das Ganze Deutschlands und den Eierhäuten seiner gedrückten sozialen Stellung daheim, die er noch nicht abgestreift hat, aber abstreifen kann. — Vermeidbar waren

ferner die Mißverständnisse, die unsere sozialdemokratische wie alldeutsche Literatur im Auslande hervorrief. Kindisch und grundirrig ist es, ihr die wichtigste kausale Rolle in der Gestaltung unseres Bildes für das Auslandsauge zuzuschreiben. In der Kausalfolgeordnung sind es etwa Ursachen fünften Ranges.

Man sieht, daß die gewöhnlichen Tagesmeinungen wenig Gnade vor dem Urteil dieses philosophischen Kritikers finden. Durchweg sucht er in organischen Grundtatsachen unseres Wesens und unserer Entwicklung und ihren Relationen zu den Auslandsvölkern die eigentlichen Quellen des Weltbaffes. An dem durchschnittlichen Praktiker prallt solch Verfahren gemeinhin völlig ab. Er wird sich nie ausreden lassen, daß etwa der „Simplizissimus“ oder die Alldeutschen oder die schlechte Kinderstube unserer Kaufleute oder auch die bloße Handelskonkurrenz die eigentliche Schuld daran trügen. Aber auch der geschultere Forscher und Denker wird, obwohl er von vornherein bei einem derartigen Phänomen von der Existenz tieferer organischer, vielleicht säkularer Ursachen überzeugt ist, bei ihrer Aufspürung erkenntnistheoretische Vorsicht zu üben haben. Letzten Endes muß ja die Intuition das Bild und den Zusammenhang dieser tieferen Ursachen herstellen, — natürlich eine auf ein möglichst großes Erfahrungsmaterial gestützte Intuition. Aber mancherlei Wege führen durch dies Erfahrungsmaterial, und nicht auf allen, die der Verfasser einschlägt, vermag ich ihm zu folgen. Der Verfasser vereinigt in sich den romantischen Katholiken und den modernen Soziologen, und darum übt das von ihm entworfene Geschichts- und Charakterbild einen eigentümlichen künstlerischen Reiz aus. Aber es klaffen nun doch die beiden Seiten seines Denkens dabei etwas auseinander. Der Leser wird leicht bemerken, daß der „welt-historische Hintergrund“ des Weltgegensatzes gegen uns vom Romantiker konstruiert worden ist, während die Analyse der unmittelbar wirkenden Ursachen die moderne soziologische Hand verrät. Es ist ja überhaupt, als rühre der Weltkrieg den gesamten geistigen Inhalt des neunzehnten Jahrhunderts wieder auf, nicht zu bloßer einseitiger Wiederbelebung des unwiderruflich Vergangenen, sondern mit dem heißen Bemühen, die neuen Reime des zwanzigsten Jahrhunderts durch ihn zu befruchten, — wobei dann freilich manche wunderliche und unhaltbare Synthese herauskommt. So wachen denn nun in der Geschichtsauffassung Schellers alte Träume von Novalis, Friedrich Schlegel und Adam Müller wieder auf, in denen diese einst die noch älteren Traditionen mittelalterlicher Welt- und Staatsanschauung gegen den ganzen Geist der neueren Geschichte auszuspielen versuchten. Auch Scheller sieht, wie jene Romantiker, die Wurzel des Abels im Abfall vom älteren christlichen Einheitsgeiste Europas, in dem

Emporkommen einer grenzenlosen egoistischen Pleonexie sowohl zwischen Individuen wie zwischen Staaten. Merkwürdig ungeschichtlich berührt aber dabei schon sein Urtheil, daß dieser Geist der Pleonexie erst in der letzten Periode vor dem Kriege sich auf die Staaten übertragen und in merkantilistischem Imperialismus englischen Vorbildes entladen habe. Dieser ist ja nur die jüngste Form eines Strebens nach politischer und wirtschaftlicher Macht und Ausdehnung, das seit Ausgang des Mittelalters alle emporkommenden größeren Staaten und Völker unwiderstehlich ergriffen hat. Man ist in Gefahr, alles innere Verhältnis zur neueren Geschichte und den sie treibenden Kräften zu verlieren, wenn man nicht in dem, was sie unabweisbar und zwangsläufig geschaffen haben, auch einen positiven Wert und Fortschritt zu finden vermag. Raslos würde man vor einem bösen Ahnman der Weltgeschichte stehen, der anscheinend unwiderruflich das schöne Werk des Mittelalters zerschlagen hat, — denn zu einer Hoffnung, es wiederherzustellen durch einen Sieg des geeinigten deutschen und christlich-europäischen Geistes über die abgefallene Welt ringsum, ist eigentlich auch nach des Verfassers Meinung kein Grund, selbst wenn man sich alle seine nationalpädagogischen Ratschläge und Ermahnungen beherzigt denken könnte. Und was soll man bei diesem das geschichtliche Leben recht eigentlich zerschneidenden Dualismus mit der deutschen Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert anfangen? Die nationalpolitische Erhebung Deutschlands, — denn diese ist gemeint mit dem von ihm gebrauchten, aber sonst doch mehr für Entartungserscheinungen, als für das Wesen der Sache geltenden Ausdruck „Nationalismus“, — muß darnach als geradezu undeutsch, als „nicht aus dem Zentrum deutschen Wesens und Geistes hervorgegangen“ erscheinen. Sie sei eine „von außen erzwungene Schutzwehr gegen den französischen Nationalismus und Imperialismus der napoleonischen Zeit“. Deutschland ist darnach also zum Nationalstaat von außen her zusammengedrückt worden, hat sich nicht von innen her zu ihm entwickelt. Der Verfasser ist zu modern und realistisch gesinnt, um diese Entwicklung zurückschrauben und Deutschland seines Panzers berauben zu wollen, aber zu romantisch gesinnt, um an ihr eine reine geschichtsphilosophische Genugthuung zu empfinden. Es geht im Grunde, so tönt es aus seinem Buche heraus, doch abwärts mit der europäischen Kultur seit den Revolutionen, die der „sogenannte“ Liberalismus mit seinen drei zusammengehörigen Erscheinungen Nationalismus, ökonomischem Individualismus und kapitalistischem Geist verursacht habe.

Ich bin weit entfernt von jenem harmlosen Liberalismus, der in dem Gefühle schwelgt, wie wirs so herrlich weit gebracht. Jeder Fortschritt im geschichtlichen Leben wird durch schwere, unerseßliche Opfer von älteren Kulturwerten erkaufte, und ob überhaupt die neuere europäische Entwicklung

in aufsteigender Linie verläuft, ist gerade den tiefsten und ehrlichsten historischen Denkern immer wieder zweifelhaft geworden. Aber einen anderen Trost kann die historische Denkweise geben. Sie verzichtet darauf, ein Aufwärts oder Abwärts des geschichtlichen Gesamtverlaufs konstruieren zu wollen, aber sie sieht in seinen immer neuen Hervorbringungen immer und ewig neue Offenbarung eines Reichtums und einer Tiefe, die nur durch Entfaltung und Auseinanderlegung der Individualitäten zur Wirkung kommen können. Und sie verzichtet dabei keineswegs auf das geistige Band, das diese Fülle der individuellen geschichtlichen Erscheinungen miteinander verbindet, sondern stellt es gerade her durch den Nachweis einer überaus engen und strengen Kontinuität, die sie alle miteinander verbindet. Und weil sie dabei überall innere Anlage und äußeres Schicksal zusammenwirken sieht, ist sie von vornherein ungläubig gegen die Meinung, daß ein Volk oder Staat durch ein äußeres Schicksal zu einer Entwicklung genötigt werden könne, die nicht auch aus dem Zentrum seines inneren Lebens wesentliche Impulse mit erhielte. Alle unsere historische Forschung aber seit einem halben Jahrhundert hat die innerliche Kontinuität zwischen dem universalistisch-europäischen und dem nationalpolitischen Deutschland, die unendlich reichen und mannigfaltigen Bindeglieder zwischen der Welt Goethes und Bismarcks nur immer tiefer und deutlicher verstehen gelehrt. Es ist ganz offenbar: Scheler hat seinen persönlichsten Idealen zuliebe den Begriff des deutschen Wesens und Geistes übermäßig verengert und verfällt damit in den Fehler der älteren romantischen Lehre vom Volksgeist, die neben der tatsächlichen Entwicklung des Volkstums so oft ärgerlich scheltend nebenher lief mit der Wegtafel in der Hand, die in die vermeintlich einzig richtige Richtung weise. Und so geistvoll und treffend auch des Verfassers spätere Darlegungen über den deutschen Gesinnungsmilitarismus im Gegensatz zu dem bloßen Zweckmilitarismus der übrigen Völker sind, so gibt er doch auch hier wieder die Kluft zu groß an und wiederholt dabei wieder einen Fehler jener älteren Volksgeistlehre. Denn sie neigten dazu, die Lebensäußerungen eines Volkes oder Staates ausschließlich zu erklären aus immanenten Eigenschaften, aus einem in allem Wandel sich gleichbleibenden Kern seines Wesens, und sie unterschätzte deshalb die von außen kommenden Zwangsmotive seines Handelns. In denselben Fehler kann aber auch der moderne Soziologe verfallen mit seinem Hange, möglichst alles aus generellen, sozialpsychischen Ursachen abzuleiten. Ich kann es also nicht zugeben, daß das, was das Ausland unseren Militarismus nennt, völlig unabhängig von dem Zwange der Not und unseres geographisch-historischen Milieus erwachsen sei (S. 137), oder, daß, wie er sich ein andermal ausdrückt, unser Militarismus an erster Stelle aus der Eigennatur unseres Lebenswillens und erst an zweiter Stelle aus dem Zwecke unseres Heeres

abzuleiten sei (S. 135). Dabei lehne ich aber ebenso wie Scheler diejenigen ab, die die Rangfolge dieser Ursachen umstellen und das eigenartig militaristische Ethos des Deutschen nur als Folgeerscheinung der machtpolitischen Bedürfnisse des neueren Deutschlands ansehen. Man überschreitet doch mit allen derartigen Rangfolgen der Ursachen die Kompetenz des historischen Erkennens. Denkt man nur an die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms des Ersten, des Begründers des preussischen Militarismus, so könnte man der Scheler'schen These zustimmen, denn in diesem Manne war das militaristische Ethos in der That stärker als der machtpolitische Wille. Aber ich glaube, daß auch Scheler nicht geneigt sein wird, den deutschen Militarismus auf das Werk und den Charakter einer einzigen Persönlichkeit zurückzuführen. Friedrich Wilhelms des Ersten Werk hätte sich nicht behaupten können ohne das in dem ganzen Staatswesen seit den Tagen des Großen Kurfürsten lebende Bedürfnis nach politischer Selbständigkeit und Machtausdehnung. Beide Motive also, eigenartig deutsches Ethos und zwingendes politisches Bedürfnis, wirkten und wirkten völlig untrennbar und ineinandergewachsen. Der realistische Historiker, der überall das Besondere und das Allgemeine, das Innere und das Äußere ineinanderleben sieht, muß hier eben anders urteilen als der Soziologe, der die singuläre Seite an den geschichtlichen Erscheinungen wegzubefinieren strebt und insbesondere dem singulären Charakter des politischen Lebens nicht gerecht wird.

Wohl aber hat Scheler recht, wenn er die Quelle des Völkerhasses gegen unseren Militarismus nicht in erster Linie in der machtpolitischen Rivalität des deutschen Emporkömmlings mit den alten Großmächten, sondern in der Abneigung und Angst der fremden Völker vor dem Gesinnungsmäßigen in unserem Militarismus erblickt. Völkerhaß beruht immer auf tieferen Ursachen als Interessen- und Machtkämpfen. Darum werden wir uns leider auf eine längere Dauer der längst vorhandenen und durch den Krieg nur akut gewordenen Spannung zwischen deutschem und außerdeutschem Wesen einzurichten haben. Es sei denn, was gar nicht ausgeschlossen ist, daß der Gegner von uns etwas abfärben würde. Nachdem der Engländer einmal den für ihn ungeheuren Entschluß zur allgemeinen Wehrpflicht gefaßt hat, könnte er mit seinem Triebe, alle staatlichen Einrichtungen zu einem Stücke seines nationalen Komforts zu machen, auch ein eigenartiges militaristisches Ethos in sich entwickeln. Oder sollte jener Geist der mittleren Schichten, jener Träger des kapitalistischen und materialistischen Liberalismus, den Scheler so scharf aufs Korn nimmt, dem im Wege stehen? Nun, auch unsere mittleren Schichten stecken noch nicht so sehr lange im vollen Gesinnungsmilitarismus. Unser Bürgertum hat sich das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch und bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein mit Händen und Füßen gestraußt gegen den

äußeren und inneren Panzer, den der Staat dem Volke durch die allgemeine Wehrpflicht anlegte. Zwar wehrte es sich damals dagegen noch nicht aus der Position des kapitalistischen Liberalismus heraus, sondern aus den Instinkten des beschränkten und schlaffen Philisters. Aber sind diese etwa leichter zu überwinden als jene? Kurz, auch in diesem Punkte sieht der Historiker die Dinge fließender, die Entwicklungsmöglichkeiten mannigfaltiger als der Soziologe, der an den von ihm einmal geschaffenen Kategorien hängt.

Dafür können solche soziologischen Kategorien aber doch außerordentlich fruchtbar sein. Scheler trifft den Nagel auf den Kopf mit der Beobachtung, daß nicht der Adel, auch nicht der Arbeiter, sondern der dritte Stand der eigentliche Sitz des Hasses in den fremden Völkern ist und daß diese Stimmung aus der ganzen Struktur dieses dritten Standes und aus seiner weltgeschichtlichen Entwicklung, erklärt werden muß. Die abstrakten Ideen von 1789 in ihrer besonderen Anpassung an die Interessen des kapitalistischen und intellektuellen Bürgertums und an die Eigenart der einzelnen westlichen Völker sind es, die sich heute gegen uns, gegen das individuell Geschichtliche bei uns, gegen unsere Autoritäten und organisatorischen Werte, gegen unser Pflicht-, Berufs- und Arbeitsethos in Haß und Angst entladen, weil wir sie in der Tat durch unsere daraus fließenden Leistungen „aus ihrem Paradiese vertrieben haben“. Aber soll man nun deshalb in dieser ganzen Entwicklung des dritten Standes der Westvölker, die ja doch lange vor 1789 schon begonnen hat, nur einen Niedergang, eine Revolution der „Reffentimentswerte“ gegen die echten christlichen Werte und die germanischen Institutionen sehen? Man müßte dann sogleich die Entwicklung, die der bürgerliche Mittelstand und Liberalismus in Deutschland selbst genommen haben, herausreißen aus dem großen, so eng ineinander gewebten Zusammenhange gemeinsamer germanisch-romanischer Staats- und Kulturentwicklung. Oder man müßte alle Ähnlichkeiten und Verwandtschaften, die zwischen deutscher und westeuropäischer Entwicklung bestehen und sofort dem Blicke sich aufdrängen, auf Entlehnung eigentlich undeutscher Dinge durch uns zurückführen, wie das Scheler in der Tat sowohl für den national-politischen wie für den kapitalistischen Geist des neueren Deutschlands behauptet. Aber er könnte kaum einen anderen Beweis dafür anführen, als daß die Entwicklung dieser Dinge in Deutschland zeitlich später als im Westen und vielfach verzögert und gehemmt vor sich gegangen ist. Indessen kommt es hier nicht auf den Zeitpunkt, sondern auf die Stärke und innere Lebendigkeit dieser Entwicklung an. Spät und anfangs recht unbeholfen hinkte die deutsche Aufklärungsbewegung des achtzehnten Jahrhunderts hinter der westlichen auf den Krücken einher, die sie von dieser entlehnt hatte, und

doch, wie bald warf sie diese Krücken fort und schwang sich zu höheren Stufen und zur eigenartigsten Ausprägung des nationalen Genius empor. Die Aufklärungsberregung aber ist zugleich der Mutterboden der gesamten bürgerlichen Kultur Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, einschließlich Nationalismus und Kapitalismus. Also trenne man wiederum nicht zu rasch und zu radikal die deutschen und die undeutschen Elemente in ihr; man durchschneidet sonst innerste verborgene Wurzeln und Keimzellen. Diese angeblich undeutschen, angeblich nur durch Konkurrenzzwang uns aufgenötigten Elemente hätten sich nie und nimmer bei uns so kräftig entfalten können, wenn sie uns nicht homogen wären, wenn wir nicht auch die Anlage zu ihnen in uns hätten. Und bei jedem Versuche, den Inhalt des deutschen Wesens zu verengern, gerät man in Gefahr, dem überspannten deutschen Nationalismus, den doch auch Scheler energisch bekämpft, Wasser auf die Mühle zu treiben.

Im Guten wie im Schlimmen sind wir unseren westlichen Gegnern verwandter, als er Wort haben will. Er legt mit Recht den Finger auf die Entartungserscheinungen in den mittleren Schichten der westlichen Völker. Aber dies Problem ist kein bloß westliches, sondern ein allgemeineuropäisches und damit auch deutsches Problem. Überall und so auch bei uns sind die mittleren Schichten die Träger jenes überreizten Nationalismus, unter dem die Welt heute leidet. Überall und so auch bei uns bestehen die ihn tragenden Schichten aus zwei Elementen, aus gewissen kapitalistischen Kreisen einerseits, aus Intellektuellen andererseits. Nicht daß die ganze kapitalistische Bourgeoisie und alle Intellektuellen von dieser Zeitkrankheit ergriffen wären, aber fraglos zeigen gerade diese Elemente die geringste Widerstandsfähigkeit gegen sie. Starke nationale Differenzen zwischen den Motiven des Nationalismus sind dabei wohl hüben und drüben vorhanden, und Scheler hat vieles davon geistvoll und richtig beobachtet. Aber gemeinsame Wurzeln müssen trotzdem in viel höherem Grade vorhanden sein als er erkennen läßt und als sich für den Zeitgenossen vielleicht überhaupt erkennen läßt. Nur eben eine Vermutung sei zum Schlusse andeutend gewagt. Die alte europäische Bildung, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch vorhanden war und eine gemeinsame geistige Atmosphäre zwischen den westlichen und den mittleren Völkern erzeugte, in der die nationalen Gegensätze zwar nicht verschwanden, aber leicht ertragen und verstanden wurden, — sie ist überall, im Westen wie bei uns, im Zerfall. Die ungeheure wirtschaftliche und technische Ummwälzung des Lebens und — auch das muß man zugestehen, die Erhebung der nationalen Egoismen, haben sie zersezt und eines Teiles ihres geistigen Inhalts beraubt. Eine sinnliche Pleonexie — darin gebe ich Scheler recht, — ist an ihre Stelle getreten und ist auch in die ge-

bildeten Schichten, die zu Hütern der alten Bildung berufen waren, eingedrungen. Die rein geistigen Maßstäbe des Lebens werden vergessen und verdunkelt, die Harmonie zwischen den verschiedenen Bildungswerten und zwischen Geist und Macht ist gestört. Da wird dann der Nationalismus vielen bedürftigen Seelen zum Surrogate einer besseren geistigen Nahrung.

Ich bin trotzdem der Meinung, daß es sich hier nicht um reine Niedergangs-, sondern um Übergangserscheinungen handelt, — vor allem bei uns selber. Das Schöne und Hoffnungsvolle, was wir am Anfang des Krieges erlebten, war nicht bloße Illusion, und die Keime einer geistigen Wiedererhebung sind unter uns vorhanden. Scheler meint, es könnte vielleicht noch das Älteste und das Jüngste bei uns, die germanischen und christlichen Elemente und die innerlich neugeformte Arbeiterschaft zu einer einzigen moralischen Macht sich zusammenschließen, um das bürgerlich-kapitalistische Zeitalter gründlich zu bestatten. Erweitert man dieses Bündnis und nimmt man darin auch jene gute ältere, von unserem Bürgertum auf gemeinsamer germanisch-romanischer Grundlage geschaffene Bildung mit auf, so hat man die Vereinigung, die man sich wünschen muß, um das neunzehnte in das zwanzigste Jahrhundert organisch hinüber zu entwickeln.

Der Kezer von Soana

Erzählung von Gerhart Hauptmann

Reisende können den Weg zum Gipfel des Monte Generoso von Mendrisio aus antreten oder von Capolago mit der Zahnradbahn, oder von Melide aus über Soana, wo er am beschwerlichsten ist. Das ganze Gebiet gehört zum Tessin, das ist ein Kanton der Schweiz, obgleich die Bevölkerung italienisch ist.

In großer Höhe des Bergmassivs trafen Touristen nicht selten auf die Gestalt eines brilletragenden Ziegenhirten, dessen Äußeres auch sonst auffällig war. Das Gesicht ließ den Mann von Bildung erkennen, trotz seiner gebräunten Haut. Er sah dem Bronzebildnis Johannes des Täufers, dem Werke Donatellos im Dome zu Siena, nicht unähnlich. Sein Haar war dunkel und lang und ringelte über die braunen Schultern. Sein Kleid bestand aus Ziegenfell.

Wenn ein Trupp von Fremden diesem Menschen nahe kam, so lachten bereits die Bergführer. Oft wenn dann die Touristen ihn sahen, brachen sie in ein ungezogenes Gebrüll oder in laute Herausforderungen aus: Sie glaubten durch die Seltsamkeit des Anblicks zu schlechtem Betragen berechtigt zu sein. Der Hirte achtete ihrer nicht. Er pflegte nicht einmal den Kopf zu wenden.

Alle Bergführer schienen im Grunde mit ihm auf gutem Fuße zu stehen. Oft kletterten sie zu ihm hinüber und ließen sich in vertrauliche Unterredungen ein. Wenn sie zurückkamen und von den Fremden gefragt wurden, was das für ein seltsamer Heiliger sei, taten sie meist so lange heimlich, bis er aus Gesichtswerte war. Diejenigen Reisenden aber, deren Interesse an der Erscheinung sich dann noch nicht erschöpft hatte, erfuhren nun, daß dieser Mensch eine dunkle Geschichte habe und, als „der Kezer von Soana“ vom Volksmund bezeichnet, einer mit abergläubischer Furcht gemischten zweifelhaften Achtung genieße.

Als der Herausgeber dieser Blätter noch jung an Jahren war und das Glück hatte, öfters herrliche Wochen in dem schönen Soana zuzubringen, konnte es nicht ausbleiben, daß er hin und wieder den Generoso bestieg und auch eines Tages den sogenannten „Kezer von Soana“ zu sehen bekam. Er gehörte nicht zu jenen Naturen, die eine solche Erscheinung zum Hohn herausfordert. Er empfand vielmehr jene Ehrfurcht für sie, die viele einem außerordentlichen Schicksal gegenüber nicht unterdrücken können. Den Anblick des Mannes aber vergaß er nicht. Und nachdem er allerlei Widersprechendes da und dort im Tal über ihn erfahren hatte, reifte in ihm der Entschluß, ihn wiederzusehen, ja, ihn einfach zu besuchen.

Der Herausgeber wurde in seiner Absicht durch einen deutschen Schweizer, den Arzt von Soana, bestärkt, der ihm versicherte, wie der Sonderling Besuche gebildeter Leute nicht ungern sehe. Er selber hatte ihn einmal besucht. „Eigentlich sollte ich ihm zürnen,“ sagte er, „weil mir der Bursche ins Handwerk pfuscht. Aber er wohnt so hoch in der Höhe, so weit entfernt, und wird Gott sei Dank nur von den wenigen heimlich um Rat gefragt, denen es nicht darauf ankäme, sich vom Teufel kurieren zu lassen.“ Der Arzt fuhr fort: „Sie müssen wissen, man glaubt im Volk, er habe sich dem Teufel verschrieben. Eine Ansicht, die von der Geistlichkeit darum nicht bestritten wird, weil sie von ihr ausgegangen ist. Ursprünglich, sagt man, sei der Mann einem bösen Zauber unterlegen, bis er dann selbst ein verstockter Bösewicht und höllischer Zauberer geworden sei. Was mich betrifft, ich habe weder Klauen, noch Hörner an ihm bemerken können.“

An die Besuche bei dem wunderlichen Menschen erinnert sich der Herausgeber noch genau. Die Art der ersten Begegnung war merkwürdig. Ein besonderer Umstand gab ihr den Charakter einer Zufälligkeit. An einer steilen Wegstelle fand sich nämlich der Besucher einer hilflos dastehenden Ziegenmutter gegenüber, die eben ein Lamm geworfen hatte und dabei war ein zweites zu gebären. Das vereinsamte Muttertier in seiner Not, das den Besucher bittend anblickte, als ob es seine Hilfe erwartet habe, das tiefe Mysterium der Geburt überhaupt inmitten der übergewaltigen Felsenwildnis, machten auf ihn den tiefsten Eindruck. Er beschleunigte aber seinen Lauf, denn er schloß ganz richtig, daß dieses Tier zur Herde des Sonderlings gehören müsse und wollte diesen zur Hilfe herbeirufen. Er traf ihn unter seinen Ziegen und Kindern an, erzählte ihm, was er beobachtet hatte und führte ihn zu der Gebärenden, hinter der bereits das zweite Ziegenlammchen, feucht und blutig, im Grase lag.

Mit der Sicherheit eines Arztes, mit der schonenden Liebe eines barmherzigen Samariters, ward nun die Ziege von ihrem Besitzer behandelt. Nachdem er eine gewisse Zeit abgewartet hatte, nahm er jedes der Neugeborenen unter einen Arm und trat langsam, von der Mutter gefolgt, den Weg zu seiner Behausung an. Der Besucher wurde nicht nur mit dem freundlichsten Dank bedacht, sondern auf eine unwiderstehliche Art zum Mitgehen eingeladen.

Der Sonderling hatte mehrere Baulichkeiten auf der Alpe, die ihm gehörte, errichtet. Eines davon glich äußerlich einem rohen Steinhausen. Innen enthielt es trockne und warme Stallungen. Dort wurden Ziege und Zicklein untergebracht, während der Besucher zu einem weiter oben gelegenen, weiß getünchten Würfel geleitet wurde, der, an die Wand des Generoso gelehnt, auf einer mit Wein überzogenen Terrasse lag. Unweit des Pförtchens schoß aus dem Berge ein armbiecker Wasserstrahl, der eine

gewaltige Steinwanne füllte, die man aus dem Felsen gemeißelt hatte. Neben dieser Wanne wurde durch eine eisenbeschlagene Tür eine Berghöhle, wie sich bald erwies, ein Kellergewölbe abgeschlossen.

Man hatte von diesem Platz, der, vom Tale aus gesehen, in schwindelerregender, scheinbar unzugänglicher Höhe hing, einen über alle Begriffe herrlichen Blick, von dem der Verfasser indes nicht reden will. Damals freilich, als er ihn zuerst genoß, fiel er von einem sprachlosen Staunen in laute Ausrufe des Entzückens und wieder in sprachloses Staunen zurück. Sein Wirt aber, der eben in diesem Augenblick aus der Behausung, wo er etwas gesucht hatte, wieder ins Freie trat, schien nun auf einmal mit leiseren Schritten zu gehen, sagte indessen nichts dazu. Solches Verhalten, sowie überhaupt das ganze stille, gelassene Betragen seines Gastfreundes ließ der Besucher sich nicht entgehen. Es ward ihm zur Mahnung, mit Worten karg, mit Fragen geizig zu sein. Er liebte den wunderlichen Sennen bereits zu sehr, um Gefahr zu laufen, sich ihn durch einen bloßen Schein von Neugier oder Zudringlichkeit zu entfremden.

Noch sieht der Besucher von damals den runden Steintisch vor sich, der, ebenfalls von Bänken umgeben, auf der Terrasse stand. Er sieht ihn mit allen guten Dingen, die der „Köcher von Soana“ darauf ausbreitete: dem herrlichsten Stracchino di Becco, köstlichem, italienischen Weizenbrot, Salami, Oliven, Feigen und Nispeln, dazu einem Krug voll roten Weins, den er frisch aus der Grotte geholt hatte. Als man sich setzte, sah der ziegenfellbekleidete, langgelockte, bärtige Wirt dem Besucher herzlich in die Augen, dabei hatte er seine Rechte gefaßt, als wollte er ihm eine Zuneigung andeuten.

Wer weiß, was alles bei dieser ersten Bewirtung gesprochen wurde. Nur einiges blieb erinnerlich. Der Berghirt wünschte Ludovico genannt zu sein. Er erzählte manches von Argentinien. Einmal, als das Gebimmel der Angelusglocken aus den Tiefen drang, machte er eine Bemerkung darüber. Sie bestand in einer ruhigen Mißbilligung dieses „allfällig aufreizenden Getöns“. Einmal fiel der Name Seneca. Es wurde auch etwas obenhin von Schweizer Politik gesprochen. Endlich wünschte der Sonderling manches von Deutschland zu wissen, weil es des Besuchenden Heimat war. Er sagte, als für diesen, nach vorgefaßtem Beschluß, die Zeit des Abschieds kam: „Sie werden mir immer willkommen sein.“

Obgleich, wie er nicht verbergen will, der Herausgeber dieser Blätter nach der Geschichte dieses Menschen schon lüstern war, vermied er es auch bei neuen Besuchen, irgendein Interesse dafür zu verraten. Man hatte ihm einige grobe, äußere Tatsachen mitgeteilt, bei gelegentlichen Gesprächen, die er in Soana geführt hatte, Tatsachen, die daran schuld sein sollten, daß Ludovico zum „Köcher von Soana“ ernannt wurde: ihm dagegen lag weit

mehr daran, herauszubringen, in welchem Sinne man mit dieser Bezeichnung recht hatte und in welchen eigentümlichen, inneren Schicksalen, welcher besonderen Philosophie die Lebensform Ludovicos wurzelte. Er hielt jedoch seine Fragen zurück und ist dann dafür auch reichlich belohnt worden.

Er traf Ludovico meistens allein, entweder unter den Tieren der Herde oder aber in seiner Klausur. Einige Male fand er ihn, als er, wie Robinson oder Selkirk, eigenhändig die Ziegen molk. Oder er legte einer widerpenstigen Mutter die Zicklein an. Dann schien er ganz im Verufe eines Sennhirschen aufzugehen: er freute sich der Ziege, die das stoßende Euter am Boden schleppte, des Bodens, wenn er hitzig und fleißig war. Von einem sagte er: „Sieht er nicht wie der Böse selber aus? Sehen Sie doch seine Augen. Welche Kraft, welches Funkeln in Zorn, Mut, Boshaftigkeit. Und dabei welches heilige Feuer.“ Dem Autor aber kam es vor, als ob in den Augen des Sprechers dieselbe düster-begehrlich zuckende Flamme vorhanden wäre, die er ein „heiliges Feuer“ genannt hatte. Sein Lächeln bekam einen starren und grimmigen Zug, er zeigte die weißen, prächtigen Zähne und geriet dabei in einen Zustand von Versunkenheit, wenn er einen seiner dämonischen Matadore mit dem Blicke des Fachmanns bei seiner nützlichen Arbeit beobachtete.

Manchmal spielte der „Reßer“ die Panflöte, und der Besucher vernahm ihre einfachen Tonreihen schon bei der Annäherung. Bei einer solchen Gelegenheit kam natürlich das Gespräch auf Musik, und der Hirt entwickelte seltsame Ansichten. Niemals, wenn er inmitten der Herde war, sprach Ludovico von etwas anderem, als von den Tieren und ihren Gewohnheiten, vom Hirtenberuf und seinen Gepflogenheiten. Nicht selten ging er der Psychologie der Tiere, der Lebensweise der Hirten nach bis in tiefste Vergangenheit, so ein gelehrtes Wissen von nicht gewöhnlichem Umfang verratend. Er sprach von Apoll, wie dieser bei Laomedon und Admetos die Herden besorgte, ein Knecht und ein Hirte war. „Ich möchte wohl wissen, mit welchem Instrument er damals seinen Herden Musik machte.“ Und als wenn er von etwas Wirklichem spräche, schloß er: „Bei Gott, ich hätte ihm gerne zugehört.“ Das waren die Augenblicke, in denen der zottige Anachoret vielleicht den Eindruck erwecken konnte, als wären seine Verstandeskräfte nicht eben ganz lückenlos. Andererseits erfuhr der Gedanke eine gewisse Rechtfertigung, als er bewies, wie vielfältig eine Herde durch Musik zu beeinflussen und zu leiten sei. Mit einem Ton jagte er sie empor, mit anderen brachte er sie zur Ruhe. Mit Tönen holte er sie aus der Ferne, mit Tönen bewog er die Tiere, sich zu zerstreuen oder, an seine Fersen geheftet, hinter ihm drein zu ziehen.

Es kamen auch Besuche vor, bei denen fast nichts geredet wurde. Einst, als die drückende Hitze eines Juninachmittags bis auf die Alpen des

Generoso gestiegen war, befand sich Ludovico, von seinen lagernden, wiederlauenden Herden umgeben, ebenfalls liegend, in einem Zustand seliger Dämmerung. Er blinzelte nur den Besucher an und veranlaßte ihn durch einen Wink, sich ebenfalls ins Gras zu strecken. Er sagte dann unvermittelt, nachdem dies geschehen war und beide eine Weile schweigend gelagert hatten, in schleppendem Tone etwa dies:

„Sie wissen, daß Eros älter als Kronos und auch mächtiger ist. — Fühlen Sie diese schweigende Blut um uns? Eros! — Hören Sie, wie die Grille feilt? Eros!“ — In diesem Augenblick jagten einander zwei Eidechsen und huschten blißschnell über den Liegenden weg. Er wiederholte: „Eros! Eros!“ — Und als ob er das Kommando dazu gegeben hätte, erhoben sich jetzt zwei starke Böcke und griffen einander mit den gewundenen Hörnern an. Er ließ sie gewähren, obgleich der Kampf immer hitziger wurde. Das Klappen der Stöße erklang immer lauter und ihre Zahl nahm immer zu. Und wieder sagte er: „Eros! Eros!“

Und nun drangen an das Ohr des Besuchers zum erstenmal Worte, die ihn ganz besonders aufhorchen ließen, weil sie einigermaßen über die Frage Licht verbreiteten oder wenigstens zu verbreiten schienen, warum Ludovico im Volksmund „der Kezer“ hieß. „Nieber,“ sagte er, „will ich einen lebendigen Bock oder einen lebendigen Stier, als einen Gehängten am Galgen anbeten. Ich lebe nicht in der Zeit, die das tut. Ich hasse, ich verachte sie. Jupiter Ammon wurde mit Widderhörnern dargestellt. Pan hat Bocksbeine, Bacchus hat Stierhörner. Ich meine den Bacchus Tauriformis oder Tauricornis der Römer. Mithra, der Sonnengott, wird als Stier dargestellt. Alle Völker verehrten den Stier, den Bock, den Widder und vergossen im Opfer sein heiliges Blut. Dazu sage ich: ja! — denn die zeugende Macht ist die höchste Macht, die zeugende Macht ist die schaffende Macht, Zeugen und Schaffen ist das gleiche. Freilich der Kultus dieser Macht ist kein kühles Geplärr von Mönchen und Nonnen. Ich habe einmal von Sita, dem Weibe Bichnus, geträumt, der unter dem Namen Rama ein Mensch wurde. Die Priester starben in ihren Umarmungen. Ich habe da vorübergehend etwas von allerlei Mysterien gewußt. Dem Mysterium der schwarzen Zeugung im grünen Gras, von dem der perlmuttfarbenen Wollust, der Entzückungen und Betäubungen, vom Geheimnis der gelben Maiskörner, aller Früchte, aller Schwellungen, aller Farben überhaupt. Ich hätte brüllen können im Wahnsinn des Schmerzes, als ich der unbarmherzigen, allmächtigen Sita ansichtig wurde. Ich glaubte zu sterben vor Begier.“

Während dieser Eröffnung kam sich der Schreiber dieser Zeilen wie ein unfreiwilliger Hörer vor. Er stand auf, mit einigen Worten, die glauben machen sollten, daß er das Selbstgespräch nicht gehört habe, son-

dern mit seinen Gedanken bei anderen Dingen gewesen sei. Danach wollte er sich verabschieden. Ludovico ließ es nicht zu. Und so begann denn auf der Bergterrasse abermals eine Gasterei, deren Verlauf aber diesmal bedeutsam und unvergeßlich war.

Der Besucher wurde gleich bei der Ankunft in die Wohnung, den Innenraum des schon geschilderten Würfels, eingeführt. Er war quadratisch, sauber, hatte einen Kamin und glich dem schlichten Arbeitszimmer eines Gelehrten. Vorhanden war Linde, Feder, Papier und eine kleine Bücherei, hauptsächlich griechischer und lateinischer Schriftsteller. „Warum soll ich es Ihnen verhehlen,“ sagte der Hirt, „daß ich aus guter Familie bin, eine mißleitete Jugend und gelehrte Bildung genossen habe. Sie werden natürlich wissen wollen, wie ich aus einem unnatürlichen Menschen ein natürlicher, aus einem gefangenen ein freier, aus einem zerstörten und verdrossenen ein glücklicher und zufriedener geworden bin? Oder wie ich mich selbst aus der bürgerlichen Gesellschaft und der Christenheit ausgeschloffen habe?“ Er lachte laut. „Vielleicht schreibe ich einmal die Geschichte meiner Umwandlung.“ Der Besucher, dessen Spannung aufs höchste gestiegen war, fand sich plötzlich wiederum weit vom Ziele verschlagen. Es konnte ihm dabei wenig helfen, daß der Gastfreund zum Schluß erklärte, die Ursache seiner Erneuerung sei: er bete natürliche Symbole an.

Im Schatten des Felsens, auf der Terrasse, am Rande der überfließenden Wanne war, in köstlicher Kühle, reichlicher, als das erstemal getafelt worden: Räucherschinken, Käse und Weizenbrot, Feigen, frische Nispeln und Wein. Vielerlei war, nicht übermütig, aber mit stiller Heiterkeit geplaudert worden. Endlich wurde der Steintisch abgeräumt. Nun aber kam ein Augenblick, der dem Herausgeber wie etwas eben Geschehenes gegenwärtig ist.

Der bronzefarbene Hirt machte, wie man weiß, mit seinem ungepflegten, langen Gelock des Haupt- und Bartbaares, sowie durch seine Kleidung aus Fell den Eindruck der Verwilderung. Er ist mit einem Johannes des Donatello verglichen worden. In der Tat hatten auch sein Gesicht und das Antlitz jenes Johannes in der Feinheit der Linien viel Ähnlichkeit. Ludovico war eigentlich, näher betrachtet, schön, sofern man von dem Entstellenden der Brille absehen konnte. Freilich erhielt die ganze Gestalt durch sie wiederum, neben dem leise komischen Zug, das rätselhafte Sonderbare und Fesselnde. In dem Augenblick, von dem die Rede ist, unterlag der ganze Mensch einer Veränderung. Hatte das Bronzeartige seines Körpers sich auch durch eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge ausgedrückt, so wich es insofern, als sie beweglich wurden und sich verjüngten. Er lächelte, man könnte sagen, in einem Anflug knabenhafter

Schamhaftigkeit. „Was ich Ihnen jetzt zumute,“ sagte er, „habe ich noch keinem anderen Menschen vorgeschlagen. Woher ich den Mut plötzlich nehme, weiß ich eigentlich selber nicht. Aus alter Gewohnheit vergangener Zeiten lese ich gelegentlich noch und hantiere auch wohl noch mit Tinte und Feder. So habe ich in müßigen Winterstunden eine simple Geschichte niedergeschrieben, die lange vor meiner Zeit, hier in und um Soana, sich ereignet haben soll. Sie werden sie äußerst einfach finden, mich aber zog sie aus allerlei Gründen an, die ich jetzt nicht erörtern will. Sagen Sie kurz und offen: wollen Sie mit mir nochmals ins Haus gehen und fühlen Sie sich aufgelegt, etwas von Ihrer Zeit an diese Geschichte zu verlieren, die auch mich schon ohne Nutzen manche Stunde gekostet hat? Ich möchte nicht zu-, ich möchte abraten. Abzugs, wenn Sie befehlen, nehme ich jetzt schon die Blätter des Manuskripts und werfe sie in den Abgrund hinunter.“

Selbstverständlich geschah dies nicht. Er nahm den Weintrug, ging mit dem Besucher ins Haus, und beide saßen einander gegenüber. Der Berghirt hatte ein in Mönchsschrift und auf starke Blätter geschriebenes Manuskript aus feinstem Ziegenleder gewickelt. Wie um sich Mut zu machen, trank er dem Besucher, eh er gleichsam vom Ufer abstieß, um sich in den Fluß der Erzählung zu stürzen, noch einmal zu und begann dann mit weicher Stimme.

Die Erzählung des Berghirten

In einem Bergabhang oberhalb des Luganer Sees ist unter vielen anderen auch ein kleines Bergnest zu finden, das man auf einer steilen, in Serpentin verlaufenden Bergstraße in etwa einer Stunde, vom Seeufer aus gerechnet, erreichen kann. Die Häuser des Ortes, die, wie an den meisten italienischen Plätzen der Umgegend, eine einzige, ineinandergeschachtelte, graue Ruine aus Stein und Mörtel sind, lehren ihre Fronten einem schluchtähnlichen Tale zu, das von den Auen und Terrassen des Fleckens und gegenüber von einem mächtigen Abhang des überragenden Bergriesen Monte Generoso gebildet wird.

In dieses Tal, und zwar dort, wo es wirklich als enge Schlucht seinen Abschluß nimmt, ergießt sich von einer wohl hundert Meter höher gelegenen Talsoble ein Wasserfall, der je nach Tages- und Jahreszeit und der gerade herrschenden Strömung der Luft, mehr oder weniger stark, mit seinem Rauschen eine immerwährende Musik des Fleckens ist.

In diese Gemeinde war vor langer Zeit ein etwa fünfundzwanzigjähriger Priester versetzt worden, der Raffaele Francesco hieß. Er war in Vigor-netto geboren, also im Tessin, und konnte sich rühmen, ein Mitglied desselben, dort ansässigen Geschlechtes zu sein, das den bedeutendsten Bild-

Bauer des geeinten Italiens hervorgebracht hatte, der ebenfalls in Vigornetto geboren wurde und endlich auch dort gestorben ist.

Der junge Priester hatte seine Jugend bei Verwandten in Mailand und seine Studienzeit in verschiedenen Priester-Seminaren der Schweiz und Italiens zugebracht. Von seiner Mutter, die aus einem edlen Geschlechte war, stammte die ernste Richtung seines Charakters, die ihn ohne jedes Schwanken schon zeitig dem religiösen Beruf in die Arme trieb.

Francesco, der eine Brille trug, zeichnete sich vor der Menge seiner Mitschüler aus durch exemplarischen Fleiß, Strenge der Lebensführung und Frömmigkeit. Selbst seine Mutter mußte ihm schonend nahelegen, daß er als künftiger Weltgeistlicher sich ein wenig Lebensfreude wohl gönnen möge und nicht eigentlich auf die strengsten Klosterregeln verpflichtet sei. Sobald er die Weihen empfangen hatte, war es indessen sein einziger Wunsch, eine möglichst entlegene Pfarre zu finden, um sich dort als eine Art Eremit, nach Herzenslust, noch mehr, als bisher, dem Dienste Gottes, seines Sohnes und dessen geheiligter Mutter zu weihen.

Als er nun nach dem kleinen Soana gekommen war und das mit der Kirche verbundene Pfarrhaus bezogen hatte, merkten die Bergbewohner bald, daß er von einer ganz anderen Art, als sein Vorgänger war. Schon äußerlich, denn jener war ein massiver, stierhafter Bauer gewesen, der die hübschen Weiber und Mädchen des Orts mit Hilfe ganz anderer Mittel in seinem Gehorsam hielt, als Kirchenbußen und Kirchenstrafen. Francesco dagegen war bleich und zart. Sein Auge lag tief. Hektische Lippen glühten auf der unreinen Haut über seinen Backenknochen. Hierzu kam die Brille, in den Augen einfacher Leute noch immer Symbol präzeptoraler Strenge und Gelehrsamkeit. Er hatte nach Verlauf von vier bis sechs Wochen, auf seine Art, die erst ein wenig widerspenstigen Weiber und Töchter des Ortes ebenfalls und zwar noch mehr, als der andere, in seine Gewalt gebracht.

Sobald Francesco durch die kleine Pforte des an die Kirche geschmiegtten Pfarrhöfchens auf die Straße trat, ward er auch meist schon von Kindern und Weibern umdrängt, die ihm mit wahrer Ehrfurcht die Hand küßten. Und wie viele Male des Tags er durch die kleine Kirchenschelle in den Beichtstuhl gerufen wurde, das machte am Abend eine Zahl, die seiner neuangenenommenen, beinahe siebzigjährigen Haushälterin den Ruf entlockte: sie habe nie gewußt, wieviele Engel in dem sonst ziemlich verderbten Soana verborgen gewesen wären. Kurz, der Ruf des jungen Pfarrers Francesco Bela erscholl auch in der Umgegend weit und breit, und er kam sehr bald in den Ruf eines Heiligen.

Von alledem ließ sich Francesco nicht anfechten und war weit davon entfernt, irgendein anderes Bewußtsein in sich zu pflegen, als daß er

seinen Pflichten leidlich gerecht wurde. Er las seine Messen, vollzog mit nie vermindertem Eifer alle kirchlichen Funktionen des Gottesdienstes und — das kleine Schulzimmer befand sich im Pfarrhause — versah auch überdies die Obliegenheiten des weltlichen Schulunterrichts.

Eines Abends, zu Anfang des Monats März, wurde sehr heftig an der Klingel des Pfarrhöfchens gerissen, und als die Schaffnerin öffnete, kam und mit dem Licht der Laterne in das schlechte Wetter hinausleuchtete, stand vor der Tür ein etwas verwilderter Kerl, der den Pfarrer zu sprechen wünschte. Nachdem die Schaffnerin erst die Pforte wieder geschlossen hatte, begab sich die alte Person zu ihrem jungen Gebieter hinein, um, nicht ohne merkbare Angstlichkeit, den späten Besucher anzumelden. Allein Francesco, der es sich unter anderem zur Pflicht gemacht hatte, niemand, wer es auch sei, der seiner bedürfe, abzuweisen, sagte nur kurz, von der Lektüre irgendeines Kirchenvaters aufblickend: „Geh', Petronilla, führ ihn herein.“

Bald darauf stand vor dem Tische des Pfarrers ein etwa vierzigjähriger Mann, dessen Äußeres das der Landleute jener Gegend war, nur weit vernachlässigter, ja, verwahrloster. Der Mann ging barfuß. Eine zerlumppte, regendurchnässte Hose war über den Hüften von einem Riemen festgehalten. Das Hemd stand offen. Die braune, behaarte Brust setzte sich in eine buschige Kehle und in ein von Bart- und Haupthaar schwarz und dicht umwuchertes Antlitz fort, aus dem zwei dunkelglühende Augen hervorbrannten.

Eine aus Flicken bestehende, vom Regen durchnässte Jacke hatte der Mensch nach Hirtenart über die linke Schulter gehängt, während er einen von Wind und Wetter vieler Jahre entfärbten und zusammengeschrumpften, kleinen Stolz, aufgeregt, mit den braunen und harten Fäusten herumdrehete. Einen langen Knüttel hatte er vor dem Eingang abgestellt.

Gefragt, was er wünschte, brachte der Mann unter wilden Grimassen einen unverständlichen Schwall rauher Laute und Worte hervor, die zwar der Mundart jener Gegend angehörten, aber wiederum einer Abart davon, die selbst der in Soana geborenen Schaffnerin wie eine fremde Sprache erschien.

Der junge Priester, der seinen Besuch neben der kleinen, brennenden Lampe hin mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, bemühte sich vergeblich, den Sinn seines Anliegens zu ergründen. Mit viel Geduld, mittels zahlreicher Fragen, konnte er endlich soviel aus ihm herausbringen, daß er Vater von sieben Kindern war, von denen er einige gern in der Schule des jungen Priesters angebracht hätte. Francesco fragte: „Wo seid Ihr her?“ Und als die Antwort, hervorgesprudelt: „Ich bin aus Soana“ lautete, erstaunte der Priester und sagte zugleich: „Das ist nicht

möglich! ich kenne jedermann hier am Ort! aber Euch und Eure Familie kenne ich nicht."

Der Hirte, Bauer oder was er nun sein mochte, gab nun von der Lage seines Wohnhauses eine von vielen Gesten begleitete, leidenschaftliche Schilderung, aus der jedoch Francesco nicht klug wurde. Er meinte nur: „Wenn Ihr Einwohner von Soana seid, und Eure Kinder das gesegliche Alter erreicht haben, so müßten sie doch ohnedies schon längst in meiner Schule gewesen sein. Und ich müßte doch Euch oder Eure Frau oder Eure Kinder beim Gottesdienst in der Kirche, bei Messe oder Beichte, gesehen haben."

Hier riß der Mann seine Augen auf und preßte die Lippen aufeinander. Statt jeder Antwort stieß er, wie aus empörter und gepreßter Brust, den Atem aus.

„Nun so werde ich mir Euren Namen aufschreiben. Ich finde es brav von Euch, daß Ihr selber kommt und Schritte tut, damit Eure Kinder nicht unwissend und womöglich gottlos bleiben." Bei diesen Worten des jungen Klerikers fing der zerlumpete Mensch, so daß sein brauner, sehniger und beinahe athletischer Körper davon geschüttelt wurde, auf eine sonderbare, beinahe tierische Art und Weise zu röcheln an! — „Jawohl," wiederholte betreten Francesco, „ich zeichne mir Euren Namen auf und werde der Sache wegen nachforschen." Man konnte sehen, wie Träne um Träne von den geröteten Augenrändern des Unbekannten über das struppige Antlitz herniederrann.

„Gut, gut," sagte Francesco, der sich das aufgeregte Wesen seines Besuchers nicht erklären konnte und übrigens davon noch mehr beunruhigt, als ergriffen war — „gut, gut, Eure Sache wird untersucht werden. Nennt mir nur Euren Namen, guter Mann, und schickt mir morgen früh Eure Kinder!" Der Angeredete schwieg hierauf und sah Francesco mit einem ratlosen und gequälten Ausdruck lange an. Dieser fragte nochmals: „Wie heißt Ihr? sagt Euren Namen."

Dem Geistlichen war, von Anfang an, in den Bewegungen seines Gastes etwas Furchtames, gleichsam etwas Geheßtes aufgefallen. Jetzt, wo er seinen Namen angeben sollte und draußen auf dem steinernen Estrich gleichzeitig der Schritt Petronillas hörbar ward, duckte er sich und zeigte überhaupt eine Schreckhaftigkeit, wie sie meist nur Irnsinnigen oder Verbrechern eignet. Er schien verfolgt. Er schien auf der Flucht vor Häschern zu sein.

Dennoch ergriff er ein Stück Papier und die Feder des Geistlichen, trat seltsamerweise ins Dunkel, vom Lichte abgewandt, ans Fensterbrett, wo unten ein naßer Bach und, mehr von ferne, der Wasserfall von Soana hereinrauschte, und malte, mit einiger Mühe, aber doch leserlich,

etwas auf, was er mit Entschluß dem Geistlichen zureichte. Dieser sagte: „Gut!“ und, mit dem Zeichen des Kreuzes: „geht mit Frieden!“ Der Wilde ging und ließ eine Wolke von Dünsten zurück, die nach Salami, Zwiebel, Holzkohlenrauch, nach Ziegenbock und nach Kuhstall dufteten. Sobald er hinaus war, riß Francesco das Fenster auf.

Den nächsten Morgen hatte Francesco, wie immer, seine Messe gelesen, danach ein wenig geruht, danach sein frugales Frühstück zu sich genommen und befand sich bald danach auf dem Wege zum Sindaco, den man zeitig besuchen mußte, um ihn anzutreffen. Er fuhr nämlich täglich von einer Bahnstation, tief unten am Seeufer, nach Lugano hinein, wo er in einer der belebtesten Gassen einen Groß- und Kleinhandel mit tessinischem Käse betrieb.

Die Sonne schien auf den kleinen, mit alten Kastanienbäumen, die einstweilen noch kahl waren, bestandenen Platz, der dicht bei der Kirche gelegen war und gleichsam die Agora der Ortschaft bildete. Auf einigen Steinbänken saßen und spielten Kinder herum, während die Mütter und älteren Töchter an einem von kaltem Bergwasser, womit er reichlich gespeist wurde, überfließenden, antiken Marmor-Sarkophag Wäsche wuschen und in Körben zum Trocknen davontrugen. Der Boden war naß, weil am Tage vorher Regen, mit Schneeflocken untermischt, gefallen war, wie denn der machtvolle Felsenabhang des Monte Generoso unter Neuschnee, jenseits der Talschlucht, in seinem eigenen Schatten mit unzulänglichen Schroffen aufragte und frische Schneelust herüberhauchte.

Der junge Priester ging mit niedergeschlagenen Augen an den Wäschereinen vorbei, deren lauten Gruß er durch Nicken erwiderte. Den ihn umdrängenden Kindern ließ er, sie ältlich über die Brille betrachtend, die Hand einen Augenblick, wo sie denn alle mit Eifer und Hast ihre Lippen abwischten. Die Ortschaft, wie sie hinter dem Platz begann, ward durch wenige enge Gassen gangbar gemacht. Aber selbst die Hauptstraße konnte nur von kleinen Fuhrwerken und auch nur in ihrem vorderen Teile benutzt werden. Nach dem Ausgang des Ortes zu verengte sie sich und wurde noch überdies so steil, daß man höchstens noch mit einem beladenen Maultier hindurch und hinan kommen konnte. Auf diesem Sträßchen befand sich ein kleiner Kramladen und die schweizerische Postagentur.

Der Postagent, der mit Francescos Vorgänger auf kameradschaftlichstem Verkehrsfuß gestanden hatte, grüßte und ward von Francesco wieder begrüßt, aber doch nur so, daß zwischen dem Ernst des Geweihten und der platten Freundlichkeit des Profanen der volle Abstand gewahrt wurde. Nicht weit von der Post bog der Priester in ein erbärmliches Seitengäßchen ein, das mit Treppen und Treppchen auf eine halsbrecherische Weise, an geöffneten Ziegenställen und allen Arten schmutziger, fenster-

loser, kellerartiger Höhlen vorüber, abwärts stieg. Hühner gackerten, Rassen saßen auf morschen Galerien unter Büscheln aufgehängter Maiskolben. Hier und da meckerte eine Ziege, blökte ein Rind, das aus irgendeinem Grunde nicht mit auf die Weide gezogen war.

Man konnte erstaunt sein, wenn man, aus dieser Umgebung kommend, durch eine enge Pforte das Haus des Bürgermeisters betreten hatte und sich in einer Flucht von kleinen, gewölbten Sälen befand, deren Decken von Handwerkern, im Stile Tiepolos, figurenreich ausgemalt worden waren. Hohe Fenster und Glastüren, mit langen, roten Gardinen geschmückt, führten aus diesen sonnigen Räumen auf eine ebenso sonnige, freie Terrasse hinaus, die von uraltem, kegelförmig geschnittenen Buchsbaum und wundervollem Lorbeer geziert wurde. Wie überall, so auch hier, vernahm man das schöne Rauschen des Wasserfalls und hatte jenseits die wilde Bergwand sich gegenüber.

Der Sindaco, Sor Domenico, war ein gut gekleideter, in der Mitte der vierziger Jahre stehender, ruhiger Mann, der vor kaum einem Vierteljahre erst zum zweitenmal geheiratet hatte. Die schöne, blühende, zwei- und zwanzigjährige Frau, die Francesco in der blanken Küche mit der Zubereitung des Frühstücks beschäftigt getroffen hatte, geleitete ihn zu dem Garten herein. Als jener die Erzählung des Priesters von dem Besuch, den er abends vorher empfangen hatte, angehört und den Zettel gelesen hatte, der den Namen des Besuchers und wilden Mannes in unbeholfenen Schriftzügen trug, ging ein Rächeln durch seine Gesichtszüge. Dann, als er den jungen Sacerdote Platz zu nehmen genötigt hatte, fing er, vollkommen sachlich, und ohne daß die maskenhafte Gleichgültigkeit seiner Mienen jemals gestört wurde, die gewünschte Auskunft über den mysteriösen Besucher, der tatsächlich ein dem Pfarrer bisher verborgen gebliebener Bürger Soanas war, zu geben an.

„Luchino Scarabota,“ sagte der Sindaco — es war der Name, den der Besucher des Pfarrers auf den Zettel gekritzelt hatte! — „ist ein keineswegs armer Mann, aber schon seit Jahren machen seine häuslichen Zustände mir und der ganzen Gemeinde Kopfschmerzen, und es ist nicht eigentlich abzusehen, wo dies alles am Ende noch hinauslaufen soll. Er gehört einer alten Familie an, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er etwas von dem Blut des berühmten Luchino Scarabota da Milano in sich hat, der zwischen Vierzehn- und Fünfzehnhundert das Langhaus des Domes unten in Como baute. Solche alte, berühmte Namen haben wir ja, wie Sie wissen, Herr Pfarrer, manche in unserem kleinen Ort.“

Der Sindaco hatte die Glastüre geöffnet und den Pfarrer während des Redens auf die Terrasse hinausgeführt, wo er ihm, mit der ein wenig erhobenen Hand, in dem trichterförmigen, steilen Quellgebiete des

Wasserfalles einen jener, aus rohem Stein gemauerten, Würfel wies, wie sie die Bauern der Gegend bewohnen. Aber dieses, in großer Höhe, weit über allen anderen hängende Anwesen unterschied sich von jenen nicht nur durch seine vereinzelte, scheinbar unzugängliche Lage, sondern auch durch Kleinheit und Armlichkeit.

„Sehen Sie, dort, wo ich mit dem Finger hinzeige, wohnt dieser Scarabota,“ sagte der Sindaco.

„Es nimmt mich wunder, Herr Pfarrer,“ fuhr der Sprechende fort, „daß Sie von jener Alpe und ihren Bewohnern noch nichts gehört haben sollten. Die Leute geben weit und breit in der ganzen Gegend seit einem Jahrzehnt und länger das widerwärtigste Argernis. Leider kann man ihnen nicht beikommen. Man hat die Frau vor Gericht gestellt, und sie hat behauptet, die sieben Kinder, die sie geboren hat, stammten — gibt es etwas Unsinnigeres? — nicht von dem Manne, mit dem sie lebt, sondern von sommerlichen Schweizer Touristen ab, die an der Alpe vorüber müssen, wenn sie zum Generoso hinaufklettern. Dabei ist die Bettel verlaust und schmutzstarrend und überdies abschreckend häßlich, wie die Nacht.

Nein, es ist offenkundig, daß der Mann, der Sie gestern besucht hat und mit dem sie lebt, Vater von ihren Kindern ist. Aber das ist der Punkt: dieser Mensch ist zugleich ihr leiblicher Bruder.“

Der junge Priester verfärbte sich.

„Natürlich ist dies blutschänderische Paar von aller Welt gemieden und in die Acht getan. In dieser Beziehung wird die vox populi selten fehl gehen.“ Mit dieser Erklärung setzte der Sindaco seine Erzählung fort. „Sooft sich eines der Kinder etwa bei uns oder in Arogno oder in Melano hat blicken lassen, ist es beinahe gesteinigt worden. Man hält jede Kirche, soweit die Leute bekannt sind, für entweiht, wenn das verruchte Geschwisterpaar sie betritt, und die beiden Verfemten haben das, als sie den Versuch glaubten machen zu dürfen, auf eine so furchtbare Weise zu fühlen bekommen, daß ihnen seit Jahren jede Neigung zum Kirchenbesuch abhandengekommen ist.

Und sollte man etwa gestatten,“ fuhr der Sindaco fort, „daß solche Kinder, solche verfluchte Kreaturen, die jedermanns Abscheu und Grauen sind, hier unten in unsere Schule gehen und zwischen den Kindern guter Christen in der Schulbank sitzen? Kann man uns zumuten, wir sollen dulden, daß unsere ganze Ortschaft, Klein und Groß, durch diese moralischen Schandprodukte, diese schlechten, räudigen Bestien verpestet wird?“

Das bleiche Antlitz des Priesters Francesco verriet durch keine Miene, inwieweit die Erzählung Sor Domenicos ihn berührt hatte. Er dankte und ging mit dem gleichen würdigen Ernst im Ausdruck des ganzen Wesens, mit dem er erschienen war, davon.

Francesco hatte bald nach der Unterredung mit dem Sindaco seinem Bischof über den Fall Luchino Scarabota Bericht erstattet. Acht Tage später war die Antwort des Bischofs in seiner Hand, die dem jungen Geistlichen auftrug, sich von dem allgemeinen Stand der Verhältnisse auf der sogenannten Alpe von Santa Croce persönlich zu unterrichten. Der Bischof lobte dabei den geistlichen Eifer des jungen Mannes und bestätigte ihm, er habe wohl Ursach, sich dieser verirrtten und verfemten Seelen wegen in seinem Gewissen bedrängt zu fühlen und auf ihre Errettung bedacht zu sein. Von den Segnungen und Tröstungen der Mutterkirche dürfe man keinen noch so verirrtten Sünder ausschließen.

Erst gegen Ende des Monats März erlaubten die Amtsgeschäfte und auch die Schneeverhältnisse des Berges Generoso dem jungen Geistlichen von Soana, mit einem Landmann als Führer, den Aufstieg zur Alpe von Santa Croce anzutreten. Ostern stand vor der Tür, und trotzdem an der Schroffwand des Bergriesen fortwährend mit dumpfem Donner Lawinen in die Schlucht unterm Wasserfall niedergingen, hatte der Frühling überall, wo die Sonne ungehindert zu wirken vermochte, mit voller Kraft eingesezt.

So wenig Francesco, unähnlich seinem Namensheiligen von Assisi, Naturschwärmer war, konnte doch das zarte und saftige Sprießen, Grünen und Blühen um ihn her nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben. Ohne daß sich der junge Mensch dessen deutlich bewußt werden brauchte, hatte er die feine Gährung des Frühlings im Blut und genoß sein Teil von jenem inneren Schwellen und Drängen der ganzen Natur, das himmlischen Ursprungs und trotz wonnig-sinnlich-irdischen Auswirkens auch in allen seinen erblühten Freuden himmlisch ist.

Die Kastanienbäume auf dem Platz, über den der Priester mit seinem Begleiter zunächst wieder schreiten mußte, hatten aus braunen, klebrigen Knospen zarte, grüne Händchen gestreckt. Die Kinder lärmten, nicht minder die Sperlinge, die unterm Kirchedach und in unzähligen Schlupflöchern der winkligen Ortschaft nisteten. Die ersten Schwalben zogen ihre weiten Schleifen von Soana über den Abgrund der Schlucht, wo sie scheinbar dicht vor dem phantastisch getürmten, unzugänglichen Felsmassiv der Bergmauer abschwenkten. Dort oben auf Vorsprüngen oder in Felslöchern, wo nie eines Menschen Fuß hingedrungen war, horsteten Fischeadler. Die großen, braunen Pärchen traten herrliche Fahrten an und schwebten, nur um zu schweben, in stundenlangen Dauerflügen über Bergspitzen, immer höher und höher kreisend, als wollten sie majestätisch, selbstvergessen, in die befreite Unendlichkeit des Raumes hinein.

Überall, nicht nur in der Luft, nicht nur in der braunen, aufgewühlten oder mit Gras und Narzissen bekleideten Erde und allem, was sie durch-

Halme und Stämme in Blätter und Blüten aufsteigen ließ, sondern auch in den Menschen war das Festliche, und die braunen Gesichter der Bauern, die auf den Terrassen zwischen den Reihen der Weinstöcke mit Hacke oder gekrümmtem Messer arbeiteten, strahlten von Sonntäglichkeit: hatten doch überdies die meisten von ihnen das sogenannte Osterlamm, eine junge Ziege, bereits geschlachtet und mit zusammengebundenen Hinterläufen zu Hause am Türpfosten aufgehängt.

Die Weiber, die ganz besonders zahlreich und laut mit ihren gefüllten Wäschekörben um den überfließenden Sarkophag aus Marmor versammelt waren, unterbrachen, als der Priester und sein Begleiter vorüberging, ihre lärmende Heiterkeit. Auch am Ausgang des Dorfes standen Wäscherinnen, wo unter einem kleinen Madonnenbild ein Wasserstrahl aus dem Felsen drang und sich ebenfalls in einen antiken Sarkophag aus Marmor ergoß. Beide Stücke, sowohl dieser Sarkophag, als jener, der auf dem Platze stand, waren vor längerer Zeit aus einem Baumgarten voll tausendjähriger Steineichen und Kastanien gehoben worden, wo sie seit undenklicher Zeit, nur wenig aus dem Boden hervorragend, unter Epheu und wildem Lorbeer versteckt, gestanden hatten.

Im Vorübergehen betrauerte sich Francesco Bela, ja, unterbrach das Schreiten für einen Augenblick, um der lieblich mit Feldblumenopfern der Landleute umstellten Madonetta über dem Sarkophag mit einer Beugung des Knies zu huldigen. Zum ersten Male sah er dies kleine, von Dienen umsummte, liebliche Heiligtum, da er diesen oberen Teil der Ortschaft noch niemals besucht hatte. War Soana mit seinem unteren Teil, mit seiner Kirche und einigen mit grünen Läden geschmückten, hübschen Bürgerhäusern um den terrassenartig untermauerten Kastanienplatz bürgerlich beinahe wohlhabend und zeigte es dort in Gärten und Gärtchen blühende Mandelbäumchen, Orangen, hohe Zypressen, kurz, eine mehr südliche Vegetation, hier oben, einige hundert Schritte höher hinauf, war es nur noch ein alpines, ärmliches Hirtendorf, das nach Ziegen und Kuhstall duftete. Auch setzte hier ein mit Wackersteinen gepflasterter, äußerst steiler Bergweg ein, der durch täglichen morgendlichen Auszug und abendlichen Einzug der großen Gemeinde-Ziegenherde geglättet war; denn er führte hinauf und hinaus zur Gemeindealme in das kesselförmige Quellgebiet des Flüsschens Savaglia, das weiter unten den herrlichen Wasserfall von Soana bildet und nach kurzem, rauschenden Lauf durch tiefe Schlucht im See von Lugano untergeht.

Nachdem der Priester, immer geführt von seinem Begleiter, eine kurze Weile auf diesem Bergweg hinan geklettert war, stand er still, um aufzuatmen. Den großen, schwarzen, tellerartigen Hut mit der Linken vom Kopfe nehmend, hatte er mit der Rechten ein großes, buntes Taschentuch

aus der Soutane gezogen, womit er die Schweißperlen von seiner Stirn rupfte. Im allgemeinen ist der Natursinn, der Sinn eines italienischen Priesters für die Schönheit der Landschaft, nicht sonderlich. Aber der Weitblick von großer Höhe und aus der Vogelperspektive, wie man es nennt, ist doch ein Reiz, der auch den naivsten Menschen mitunter trifft und ihm ein gewisses Staunen abnötigt. Francesco erblickte seine Kirche mitsamt der dazugehörigen Ortschaft bereits nur noch als ein Miniaturbild tief unter sich, während rings um ihn her die gewaltige Bergwelt, wie es schien, immer höher gen Himmel ragte. In das Gefühl des Frühjahrs mischte sich jetzt das Gefühl des Erhabenen, das vielleicht aus einem Vergleich der eigenen Kleinheit mit den erdrückend gewaltigen Werken der Natur und ihrer drohenden, stummen Nähe entstehen mag und das mit einem halben Bewußtsein davon verbunden ist, daß wir doch auch an dieser Übermacht auf irgendeine Weise teilhaben. Kurz, Francesco fühlte sich erhaben-groß und winzig-klein in ein und demselben Augenblick und dies gab den Anlaß, mit gewohnter Bewegung auf Stirn und Brust das vor Irrungen und Dämonen schützende Kreuz zu schlagen.

Im Weitersteigen hatten bald wieder religiöse Fragen und praktisch-kirchliche Angelegenheiten seines Sprengels von dem jugendlich eifrigen Klerikus Besiß ergriffen. Und als er wiederum diesmal am Eingang eines felsigen Hochtals stille stand und sich umwandte, hatte ihn der Anblick eines arg verwahrlosten, hier für die Hirten errichteten, gemauerten Heiligenschreins auf den Gedanken gebracht, alle vorhandenen Heiligtümer seines Kirchspiels, und wenn sie noch so entlegen waren, aufzusuchen und in einen gotteswürdigen Stand zu setzen. Er ließ sogleich seine Augen umherschweifen und suchte den die vorhandenen Kultstätten womöglich umfassenden Überblick.

Er nahm seine eigene Kirche mit dem daran geklebten Pfarrhaus zum Ausgangspunkt. Sie stand, wie gesagt, auf der Ebene des Dorfplatzes und ihre Außenmauern setzten sich in steilen Wänden des Grundfelsens fort, an dem ein munterer Gebirgsbach unten vorüberrauschte. Dieser Gebirgsbach, unter dem Plaz von Soana hindurchgeführt, trat in einem gemauerten Bogen ans Licht, wo er, freilich durch Abwässer stark verunreinigt, Baumgärten und blumige Wiesen wässerte. Jenseit der Kirche, ein wenig höher, was von hier aus nicht festzustellen war, lag auf rundem, flachen Terrassenhügel das älteste Heiligtum der Umgegend, eine kleine Kapelle, der Jungfrau Maria geweiht, deren verstaubtes Kultbild auf dem Altar von einem byzantinischen Mosaik der Apfis überwölbt wurde. Dieses, trotz tausendjährigen und höheren Alters in Goldgrund und Zeichnung wohlerhaltene, Mosaik stellte Christus Pantokrator dar. Die Entfernung von der Hauptkirche bis zu diesem Heiligtum betrug nicht über drei Stein-

wurfsweiten. Eine andere hübsche Kapelle, diese der heiligen Anna geweiht, lag in der gleichen Entfernung von ihr. Über Soana und hinter Soana erhob sich ein äußerst spitzer Bergkegel, der im Umkreis natürlich von weiten Talräumen und den Flanken der überragenden Generoso-Kette umgeben war. Dieser beinahe zuckerhutartige, aber bis oben begrünzte, scheinbar unzugängliche Berg hieß Sankt Agatha, weil er auf seinem Gipfel zur Not ein Kapellchen eben dieser Heiligen beherbergte. Dies waren im engsten Umkreis der Ortschaft eine Kirche und drei Kapellen, der sich im weiteren Kreise der Pfarre drei oder vier andere Kapellen anreiheten. Auf jedem Hügel, an jeder hübschen Wegwende, auf jeder weithin blickenden Spitze, da und dort an malerischen Felsabstürzen, nah und fern, über Schlucht und See hatten fromme Jahrhunderte Gotteshäuser angeklebt, so daß in dieser Beziehung die tiefe und allgemeine Frömmigkeit des Heidentums noch zu spüren war, die im Verlauf vergangener Jahrtausende alle diese Punkte ursprünglich geweiht und so gegen die bedrohlichen, furchtbaren Mächte dieser wilden Natur sich göttliche Bundesgenossen geschaffen hatte.

Der junge Eiferer sah alle diese Anstalten römisch-katholischen Christentums, wie sie den ganzen Kanton Tessin auszeichnen, mit Befriedigung. Freilich mußte er sich zugleich mit dem Schmerz des echten Gottesstreiters eingestehen, daß in ihnen weder überall ein reger und reiner Glaube lebendig war, noch auch nur eine genügend liebevolle Fürsorge seiner Amtsbrüder, um alle diese verstreuten, himmlischen Wohnstätten vor Verwahrlosung und Vergessenheit zu bewahren.

Nach einiger Zeit ward in den engen Fußsteig eingebogen, der in dreistündiger, mühsamer Steigung zum Gipfel des Generoso führt. Dabei mußte sehr bald das Bett der Savaglia auf einer verfallenen Brücke überschritten werden, in deren nächster Nähe das Sammelbecken des Flüsschens war, das von da aus in seinen selbstgebildeten Erosionspalt von hundert und mehr Meter Tiefe hinabstürzte. Hier hörte Francesco aus verschiedenen Höhen, Tiefen und Richtungen neben dem Rauschen des zu seinem Sammelbecken heraneilenden Wildwassers, Herdengeläut und sah einen Mann von rauhem Aussehen — es war der Gemeindegirt von Soana! — der lang auf der Erde ausgestreckt, sich mit den Händen am Ufer stützend, den Kopf zum Wasserspiegel hinab gebeugt, ganz nach Art eines Tieres seinen Durst löschte. Hinter ihm grasten einige Ziegenmütter mit ihren Zicklein, während ein Wolfshund mit gespißtem Ohr auf Befehle wartete und des Augenblicks, wo sein Meister und Herr mit Trinken fertig war. „Auch ich bin ein Hirte,“ dachte Francesco, und als jener sich von der Erde erhob und mit schneidendem Pfiff durch die Finger, der an den Felswänden widerhallte und mit weit ausholenden Steinwürfen

seine überallhin verstreuten Tiere bald zu schrecken, bald weiter zu treiben, bald zurückzurufen und überhaupt vor der Gefahr des Absturzes zu bewahren suchte, dachte Francesco, wie dies schon bei Tieren, geschweige bei Menschen, die der Versuchung des Satans allezeit preisgegeben waren, eine mühevoll und verantwortungsschwere Arbeit sei.

Mit doppeltem Eifer begann nun der Priester weiter zu steigen, nicht anders, als wenn zu fürchten gewesen wäre, der Teufel könne auf diesem Wege zu den verirrtten Schafen womöglich der Schnellere sein. Als er, immer von seinem Begleiter geführt, den Francesco einer Unterhaltung nicht würdigte, eine Stunde und länger steil und beschwerlich gestiegen war, immer höher und höher in die Felswildnis des Generoso hinein, hatte er plötzlich die Alpe von Santa Croce auf fünfzig Schritt vor Augen liegen.

Er wollte nicht glauben, daß jener Steinhaufen und das inmitten davon befindliche, ohne Mörtel aus flachen Steintafeln geschichtete Mauerwerk, wie ihn der Führer versichert hatte, das gesuchte Anwesen sei. Was er erwartet hatte, war, nach dem Reden des Sindaco, eine gewisse Wohlhabenheit, wogegen diese Behausung höchstens als eine Art Unterschlupf für Schafe und Ziegen bei plötzlichem Unwetter gelten konnte. Da es auf einer steilen Halde von Gesteinschutt und kantigen Felsblöcken lag und der Pfad dahin in seinem Zickzacklaufe verborgen war, schien der verfluchte Ort ohne Zugänge. Erst nachdem der junge Priester sein Befremden und einen gewissen Schauer, der sich meldete, überwunden hatte und näher gedrungen war, gestaltete sich das Bild der verfernten und gemiedenen Wohnstätte etwas freundlicher.

Ja, die Trümmerstätte verwandelte sich sogar vor den Augen des näherkommenden Priesters in eitel Lieblichkeit: denn es schien, als würde die aus großer Höhe losgelöste Lawine von Blöcken und Schutt durch den rohgemauerten Würfel der Wohnstätte aufgestaut und festgehalten, so daß unter ihm eine steinfreie, saftig begrünte Lehne blieb, aus der in entzückender Fülle und holdester Lieblichkeit gelbe Ruhblumen bis an die Rampe vor die Haustüre hinankletterten — und als wären sie neugierig, über die Rampe hinweg und buchstäblich durch die Haustür in die verfernte Wohnhöhle hinein.

Bei diesem Anblick stutzte Francesco. Dieser Sturmhaufen von gelben Wiesenblumen gegen die verrufene Schwelle hinauf, dieses Hinanblühen üppiger Prozeffionen langgestielter Vergißmeinnicht, unter denen Andern von Bergwasser versickerten, und die ebenfalls mit ihren blauem Abglanz des Himmels die Tür zu erobern suchten, schien ihm beinahe ein offener Protest gegen Acht, Bann und Ferngerichte der Menschen zu sein. Francesco mußte sich in seinem Staunen, dem eine gewisse Verwirrung folgte,

mit seiner schwarzen Soutane auf einen von der Sonne gewärmten Gesteinsblock niedersehen. Er hatte seine Jugend im Tal und dazu meist in geschlossenen Räumen, Kirchen, Hörsälen oder Studierzimmern zugebracht. Sein Naturfönn war nicht geweckt worden. Eine Unternehmung, wie diese, in die erhabene, herbe Lieblichkeit des Hochgebirges hinein, hatte er niemals bisher ausgeführt und würde es vielleicht niemals getan haben, hätte nicht Zufall und Pflicht vereint ihm die Bergfahrt aufgebrängt. Nun überwältigte ihn die Neuheit und die Größe der Eindrücke.

Zum erstenmal fühlte der junge Priester Francesco Bela eine klare und ganz große Empfindung von Dasein durch sich hindrausen, die ihn augenblicklang vergessen ließ, daß er ein Priester und weshalb er gekommen war. Alle seine Begriffe von Frömmigkeit, die mit einer Menge von kirchlichen Regeln und Dogmen verflochten waren, hatte diese Empfindung nicht nur verdrängt, sondern ausgelöscht. Er vergaß jetzt sogar, das Kreuz zu schlagen. Unter ihm lag das schöne Euganer Gebiet der oberitalienischen Alpenwelt, lag Sant' Agata mit dem Wallfahrtskirchlein, über dem noch immer die braunen Fiskräuber kreisten, lag der Berg San Giorgio, tauchte die Spitze des Monte San Salvatore auf, und endlich lag in schwindelerregender Tiefe unter ihm, in die Täler des Gebirgsreliefs wie eine längliche Glasplatte sorgfältig eingefast, der Capolago genannte Arm des Euganer Sees mit dem segelnden Boot eines Fischers darauf, das einer winzigen Motte auf einem Handspiegel glich. Hinter alledem waren in der Ferne die weißen Gipfel der Hochalpen, gleichsam mit Francesco, höher und höher gestiegen. Daraus hob sich der Monte Rosa weiß, mit sieben weißen Spitzen hervor, zugleich diademhaft und schemenhaft aus dem seidigen Blau des Azurs herüberstrahlend.

Wenn man mit Zug von einer Bergkrankheit reden kann, so mit nicht minderem Recht darf man von einem Zustand reden, der Menschen auf Berghöhen überkommt, und den man am besten als Gesundheit ohne gleichen bezeichnet. Diese Gesundheit spürte nun auch der junge Priester im Blut, wie eine Erneuerung. Neben ihm, zwischen Steinen unter noch dürrer Heidekraut, stand eine kleine Blume, dergleichen Francesco noch niemals im Leben erblickt hatte. Es war eine überaus liebliche Spezies blauen Enzians, dessen Blütenblättchen mit einem flammenden Blau überraschend köstlich bemalt waren. Der junge Mann in der schwarzen Soutane ließ das Blümchen, das er in seiner ersten Entdeckungsfreude hatte abpflücken wollen, unbehelligt an seinem bescheidenen Plage stehen und bog nur das Heidekraut beiseite, um das Wunder lange entzückt zu betrachten. Überall aus den Steinen brang junges, hellgrünes Zwergbuchenlaub, und aus einer gewissen Ferne, über den Lehnen von hartem, grauen Schutt und zartem Grün, melbete sich mit Glockengeläut.

1
die Herde des armen Euchino Scarabota. Diese ganze Bergwelt besaß eine frühe Eigenart, den Jugendreiz versunkener, menschlicher Zeitalter, von denen in den Taltiefen keine Spur mehr vorhanden war.

Francesco hatte seinen Begleiter heimgeschickt, da er den Rückweg ungestört durch die Gegenwart eines Menschen machen wollte und überdies bei dem, was er am Herde Euchinos vorhatte, einen Zeugen nicht wünschen konnte. Er war inzwischen bereits bemerkt worden, und eine Anzahl schmuddliger und verfilzter Kindertöpfe streckten sich immer wieder neugierig zu dem schwarzverraucherten Türloch der Scarabotaschen Gesteinsburg heraus.

Langsam begann sich der Priester ihr anzunähern und betrat jenen Umkreis des Anwesens, der den großen Viehbestand des Besitzers anzeigte und von den Rückständen einer großen Herde Rinder und Ziegen verunreinigt war. In Francescos Nase stieg stärker und stärker mit der dünnen und kräftigen Vergluth Rinder- und Ziegenluft, dessen steigende Penetration am Eingang der Wohnung durch zugleich mit ihm herausbringenden Holzlohlenrauch erträglich gemacht wurde. Als Francesco im Rahmen der Tür erschien und mit seiner schwarzen Soutane das Licht verstellte, waren die Kinder ins Dunkel zurückgewichen, von wo sie dem Gruße des Priesters, der sie nicht sah, und allen seinen Anreden Schweigen entgegensetzten. Nur eine alte Mutterziege kam, meckerte leise und beschnüffelte ihn.

Allmählich war es im Innern des Raumes für das Auge des Boten Gottes heller geworden. Er sah einen Stall, mit einer hohen Dungschicht gefüllt und nach hinten in eine natürliche Höhle vertieft, die ursprünglich im Nagelflu, oder was für Gestein es sein mochte, vorhanden war. In einer groben Steinwand rechts war ein Durchgang geöffnet, durch den der Priester einen Blick auf den jetzt verlassenen Herd der Familie tat: einen Aschenberg, innen noch voll Glut und zwar auf dem natürlich zutage liegenden Felsen des Fußbodens aufgeschichtet. An einer von dickem Ruß überdeckten Kette hing ein verbeulter, ebenfalls verrußter, kupferner Topf darüber herab. An dieser Feuerstätte des Steinzeitmenschen stand eine lehnlose Bank, deren faustdickes, breites Sitzbrett auf zwei ebenso breiten, im Felsen befestigten Pfeilern ruhte und das seit einem Jahrhundert und länger von Generationen ermüdeter Hirten, Hirtenweiber und Kinder abgewetzt und poliert worden war. Das Holz schien nicht mehr Holz, sondern ein gelber, polierter Marmor oder Speckstein zu sein, aber mit zahllosen Narben und Schnitten. Der quadratische Raum, der im übrigen mit seinen natürlich ungeputzten, aus rohen Blöcken und Schieferplatten geschichteten Mauern mehr einer Höhle glich und aus dem der Qualm durch die Tür in den Stall und wiederum

von dort durch die Thür vollends ins Freie drang, weil er außer etwa durch Undichtheiten der Wände sonst keinen Abzug hatte, der Raum also war vom Qualm und Ruß der Jahrzehnte geschwärzt, so daß man beinahe den Eindruck gewinnen konnte, im Innern eines dickverrußten Kamines zu sein.

Eben bemerkte Francesco den eigenthümlichen Glanz von Augen, die aus einem Winkel hervorleuchteten, als draußen ein Rollen und Rutschen von Gesteinschutt hörbar ward und gleich darauf die Gestalt Luchino Scarabotas in die Thür und wie ein lautloser Schatten vor die Sonne trat, wodurch sich der Raum noch tiefer verdunkelte. Der verwilderte Berghirt atmete schwer, nicht allein deshalb, weil er in kurzer Zeit den Weg von einer entfernten, höher gelegenen Alm gemacht, nachdem er von dort aus die Ankunft des Priesters beobachtet hatte, sondern weil dieser Besuch ein Ereignis für den Versemten war.

Die Begrüßung war kurz. Francesco wurde von seinem Wirt zum Sitzen genötigt, nachdem er die Specksteinbank mit seinen rauen Händen von Steinen und abgerissenen Kuhblumen gesäubert hatte, die der verfluchten Brut seiner Kinder als Spielzeug gebient hatten.

Der Berghirte schürte und blies aus vollen Backen das Feuer an, wobei seine fieberhaften Augen im Widerschein noch wilder erglänzten. Er nährte die Flamme mit Scheiten und trockenem Reisig auf, so daß der beizende Qualm den Priester beinahe vertrieben hätte. Das Betragen des Hirten war von kriechender Unterwürfigkeit und von einem ängstlichen Eifer getragen, dermaßen, als ob nun alles darauf ankäme, sich die Gnade des höheren Wesens nicht zu verscherzen, das seine schlechte Wohnung betreten hatte. Er brachte eine große schmutzige Gelte voll Milch herbei, deren Oberfläche dicken Rahm abgesetzt hatte, aber leider auf eine unglaubliche Weise verunreinigt war, so daß Francesco sie schon deshalb nicht anrühren konnte. Er wies aber auch den Genuß von frischem Käse und reinlichem Brote zurück, trotzdem er hungrig geworden war, weil er sich in abergläubischer Scheu damit zu versündigen fürchtete. Schließlich, als der Berghirt sich ein wenig beruhigt hatte und mit furchtsam wartenden Blicken und hängenden Armen ihm gegenüber stand, begann der Priester also zu reden.

„Luchino Scarabota, Ihr sollt des Trostes unserer heiligen Kirche nicht verlustig gehen, und Eure Kinder sollen aus der Gemeinschaft katholischer Christen nicht ferner verstoßen sein, wenn es sich entweder herausstellt, daß die üblen Gerüchte über Euch unwahr sind, oder wenn Ihr redlich beichtet, Reue und Zerknirschung zeigt und Euch bereit findet, mit Gottes Hilfe den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Also öffnet mir zuerst Euer Herz, Scarabota, bekennet mit Freimut, worin Ihr ver-

leumdet seid und mit wahrhaftiger Wahrheit die Sündenschuld, die Euch etwa belastet."

Nach dieser Anrede schwieg der Hirt. Es rang sich nur plötzlich ein kurzer, wilder Ton aus seiner Kehle hervor, der aber keinerlei Gefühl verriet, vielmehr etwas Glücksendes, Vogelartiges an sich hatte. Wie es Francesco geläufig war, schritt er alsbald dazu, dem Sünder die schrecklichen Folgen der Verstocktheit vorzustellen und die versöhnliche Güte und Liebe Gottes des Vaters, die er durch das Opfer seines einzigen Sohnes bewiesen habe, das Opfer des Lammes, das die Sünden der Welt auf sich nahm. Durch Jesum Christum, schloß er, kann jede Sünde vergeben werden, vorausgesetzt, daß eine rückhaltlose Reichte, verbunden mit Reue und Gebet, dem himmlischen Vater die Zerknirschung des armen Sünders bewiesen hat.

Erst nachdem Francesco, der Priester, eine lange Weile gewartet hatte und sich achselzuckend erhob, wie es schien, um davon zu gehen, begann der Hirt ein unverständliches Durcheinander von Worten durch die Kehle zu würgen: eine Art Gewölle, wie es der Raubvogel tut. Und mit gespannter Aufmerksamkeit versuchte der Priester das Verständliche aus dem Wust festzuhalten. Aber dieses Verständliche erschien ihm ebenso wie das Dunkle fremd und wunderbar. Nur so viel ward aus der bedrückenden und beklemmenden Menge eingebildeter Dinge klar, daß Luchino Scarabota sich seines Weistandes gegen allerlei Teufel, die in den Bergen hausten und ihn bedrängten, versichern wollte.

Es hätte dem jungen, gläubigen Priester schlecht angestanden, am Dasein und Wirken von bösen Geistern zu zweifeln. War doch die Schöpfung erfüllt von allen Arten und Graden gefallener Engel aus dem Gefolge Luzifers, des Empörers, den Gott verstoßen hatte: hier aber grauste ihm, er wußte nicht, ob vor der Verfinsterung durch unerhörten Aberglauben, auf die er traf, oder ob vor der hoffnungslosen Erblindung durch Unwissenheit. Er beschloß, mittels einzelner Fragen sich über den Vorstellungskreis und das Begriffsvermögen seines Parochialen ein Urteil zu bilden.

Da ward denn alsbald ersichtlich: dieser wilde, verwaahrloste Mensch wußte nichts von Gott, noch viel weniger von Jesus Christus, dem Heiland, am allerwenigsten vom Vorhandensein eines heiligen Geists. Dagegen gewann es den Anschein, als fühle er sich von Dämonen umgeben und sei besessen von einem düsteren Verfolgungswahn. Und in dem Priester sah er nicht etwa den berufenen Diener Gottes, sondern viel eher einen mächtigen Zauberer oder den Gott. Was sollte Francesco anderes tun, als sich bekreuzigen, während der Hirt sich demütig auf die Erde warf und mit feuchten, wulstigen Lippen seine Schuße abgöttisch zu besetzen und mit Küssen zu bedecken begann.

Der junge Priester hatte sich noch niemals in einer ähnlichen Lage befunden. Die dünne Vergluth, der Frühling, die Trennung von der eigentlichen Schicht der Zivilisation brachten es mit sich, daß sein Bewußtsein sich ein wenig umnebelte. Etwas wie ein traumhafter Bann zog ins Bereich seiner Seele ein, darin sich die Wirklichkeit zu schwebenden Luftgebilden auflöste. Diese Veränderung verband sich mit einer leisen Furchtsamkeit, die ihm mehrmals schleunige Flucht hinab ins Bereich der geweihten Kirchen und Glocken anraten wollte. Der Teufel war mächtig, wer konnte wissen, wie viele Mittel und Wege er hatte, den ahnungslosen, gutgläubigsten Christen hinauszulocken und vom Rande eines schwindelerregenden Abgrunds hinabzustürzen.

Man hatte Francesco nicht gelehrt, daß die Götzen der Heiden nur leere Gebilde der Phantasie und nichts weiter gewesen seien. Die Kirche anerkannte ausdrücklich ihre Macht, nur daß sie dieselbe als eine Gott feindliche hinstellte. Sie kämpften noch immer, wenn auch hoffnungslos, mit dem allmächtigen Gott um die Welt. Deshalb erschrak der bleiche, junge Priester nicht wenig, als sein Wirt ein hölzernes Ding aus irgendeinem Winkel seiner Behausung hervorholte, eine greuliche Schnitzerei, die zweifellos einen Fetisch vorstellte. Trotz seines priesterlichen Abscheus vor dem zuchtlosen Gegenstand, konnte Francesco nicht umhin, das Gebilde näher zu betrachten. Mit Abscheu und Staunen gestand er sich, daß hier die scheußlichste, heidnische Greuel, nämlich die des ländlichen Priapdienstes, noch lebendig sei. Nichts anderes, als Priap konnte, wie klar ersichtlich war, das primitive Kultbild vorstellen.

Kaum hielt Francesco den kleinen, harmlosen Zeugungsgott, den Gott der ländlichen Fruchtbarkeit, der bei den Alten so offen in hohen Ehren stand, als sich die sonderbare Umklammerung seines Wesens in heiligen Zorn umsetzte. Er warf zunächst, ohne Überlegung, das schamlose, kleine Alträuchchen ins Feuer hinein, von wo es aber mit der Schnelligkeit eines Hundes-Zufahren der Hirt im selben Augenblick wieder herausholte. Es glimmte da und es brannte dort, wurde aber sofort durch die rauhen Hände des Heidenmenschen in den alten ungefährlichen Zustand versetzt. Nun mußte es aber, samt seinem Retter, eine Flut von strafenden Worten über sich hingehen lassen.

Euchino Scarabota schien nicht zu wissen, welchen von beiden Göttern er für den stärkeren halten sollte: den von Holz oder den von Fleisch und Blut. Indessen hielt er den Blick, in dem sich Entsetzen und Grauen mit tückischer Wut mischten, auf die neue Gottheit gerichtet, deren frevelhafte Kühnheit jedenfalls nicht auf ein Bewußtsein von Schwäche schließen ließ. Einmal im Zuge, ließ sich der Vote des einigen und alleinigen Gottes in seinem heiligen Eifer durch noch so gefährliche Blicke des um-

nachteten Gögendieners nicht einschüchtern. Und ohne alle Umstände kam er nun auch auf die verruchte Sünde zu sprechen, der, wie man allgemein behauptete, der Kindersegen des Berghirten zu verdanken war.

In die lauten Reden des jungen Priesters pläzte gleichsam die Schwester Scarabotas hinein, die aber, ohne zu reden und nur verstohlen den Eiferer mustern, sich da und dort in der Höhle zu tun machte. Sie war ein bleiches und widerwärtiges Weib, dem Waschwasser, wie es schien, eine unbekannte Sache war. Man sah ihren nackten Körper durch die Risse verwahrloster Kleider unangenehm hindurchschimmern.

Nachdem der Priester geendet und seinen Vorrat von strafenden Anklagen fürs erste erschöpft hatte, schickte das Weib den Bruder mit einem kurzen, kaum hörbar gesprochenen Wort ins Freie hinaus. Ohne Widerspruch war der wilde Mensch sogleich wie der folgsamste Hund verschwunden. Hierauf küßte die schmußstarrende Sünderin, der das verfilzte, schwarze Haar über die breiten Hüften hing, mit den Worten „Gelobt sei Jesus Christus!“ dem Priester die Hand.

Gleich darauf brach sie in Tränen aus.

Sie sagte, der Priester habe ganz recht, wenn er sie mit harten Worten verurteile. Sie habe sich allerdings versündigt gegen Gottes Gebot, wenn auch keineswegs in der Weise, wie es die Verleumdung ihr nachrede. Sie allein sei die Sünderin, ihr Bruder dagegen vollkommen unschuldig. Sie schwor und zwar bei allen Heiligen, daß sie jener fürchterlichen Sünde, der man sie zeihe, der Blutschande nämlich, niemals verfallen wäre. Freilich habe sie unkeusch gelebt, und da sie nun einmal im Weichte sei, so sei sie bereit, die Väter ihrer Kinder zu beschreiben, wenn auch nicht alle namhaft zu machen. Denn nur die wenigsten Namen wisse sie, da sie, wie sie sagte, aus Not oftmals ihre Gunst an vorüberkommende Fremde verkauft habe.

Im übrigen habe sie ihre Kinder ohne jede Hilfe mit Schmerzen zur Welt gebracht, und einige hätte sie müssen da und dort, bald nach der Geburt, im Schutte des Generoso wieder begraben. Ob er sie nun absolvieren könne oder nicht, sie wisse trotzdem, daß Gott ihr verziehen habe, denn sie habe durch Nöte, Leiden und Sorgen genügsam gebüßt.

Francesco konnte nicht anders, als die weinende Weichte des Weibes wie ein Gewebe von Lügen ansehen, wenigstens soweit das Verbrechen in Frage kam. Freilich fühlte er, es gab Handlungen, die jedem Bekenntnis vor Menschen unbedingt widerstreben und die nur Gott allein in einsamer Stille des Gebetes erfährt. Er achtete in dem verkommenen Weibe diese Schamhaftigkeit und konnte sich überhaupt nicht verhehlen, daß sie in mancher Beziehung höher als ihr Bruder geartet war. In der Art ihrer Rechtfertigung lag eine klare Entschlossenheit. Das Auge gestand,

aber ein Geständnis durch Worte würden ihr weder gutes Zureden, noch glühende Zangen des Henkers entrisen haben. Sie war es gewesen, wie sich ergab, die den Mann zu Francesco gesandt hatte. Sie hatte den jungen, bleichen Priester gesehen, als sie eines Tages nach Eugano zum Markte ging, wo sie die Erzeugnisse ihrer Alm verhandelte, und sie hatte bei seinem Anblick Vertrauen und den Gedanken gefaßt, ihm ihre verfeimten Kinder ans Herz zu legen. Sie allein war das Familienhaupt und trug die Sorge für Bruder und Kinder.

„Ich lasse es unerörtert,“ sagte Francesco, „inwieweit Ihr schuldig oder unschuldig seid. Eines steht fest: wenn Ihr Eure Kinder nicht wie Tiere aufwachsen lassen wollt, so müßt Ihr Euch von dem Bruder trennen. Solange Ihr mit ihm lebt, wird der furchtbare Leumund, den Ihr habt, niemals zum Schweigen zu bringen sein. Immer wird man die schreckliche Sünde bei Euch voraussetzen.“

Nach diesen Worten schien Verstörung und Troß im Gemüte des Weibes herrschend zu werden, jedenfalls gab sie keine Antwort und widmete sich so, als ob kein Fremder zugegen wäre, eine längere Weile häuslicher Tätigkeit. Währenddessen kam ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen herein, das einige Ziegen in die Öffnung des Stalles trieb und sich alsdann, ebenfalls als wenn Francesco nicht da wäre, an der Arbeit des Weibes beteiligte. Der junge Priester wußte sofort, als er nur erst den Schatten des Mädchens durch die Tiefe der Höhle gleiten sah, daß es von ungewöhnlicher Schönheit sein mußte. Er bekreuzte sich, denn er hatte einen leisen Schrecken unerklärlicher Art im Körper gespürt. Er wußte nicht, ob er in Gegenwart der jugendlichen Hirtin seine Ermahnungen wieder aufnehmen sollte. Zwar war sie, wie nicht zu bezweifeln war, von Grund aus verderbt, da Satan sie auf dem Wege der schwärzesten Sünde zum Leben erweckt hatte, aber es konnte doch noch ein Rest von Reinheit in ihr sein, und wer mochte wissen, ob sie von ihrem schwarzen Ursprung eine Ahnung hatte.

Ihre Bewegungen zeigten jedenfalls eine große Gelassenheit, aus der man keineswegs auf Unruhe des Gemütes oder Gewissensbeschwerden schließen konnte. Im Gegenteil war alles an ihr von einer bescheidenen Selbstsicherheit, die durch das Dasein des Pfarrers nicht berührt wurde. Sie hatte Francesco bis jetzt nicht mit einem Blicke gestreift, wenigstens nicht so, daß er ihrem Auge begegnet wäre oder sie sonstwie ertappt hätte. Ja, während er selbst sie verstoßen durch die Brille beobachtete, mußte er mehr und mehr in Zweifel ziehen, ob wirklich ein Kind der Sünde, ein Kind solcher Eltern von dieser Beschaffenheit sein könnte. Endlich verschwand sie über eine Steigeleiter in eine Art Dachgelaß hinauf, so daß nun Francesco sein mühsames Seelsorgerwerk fortsetzen konnte.

„Ich kann meinen Bruder nicht verlassen,“ sagte die Frau, „und zwar ganz einfach deshalb, weil er ohne mich hilflos ist. Er kann zur Not seinen Namen schreiben, und ich habe ihm das nur mit der größten Mühe beigebracht. Er kennt keine Münze, und vor der Eisenbahn, der Stadt und den Menschen fürchtet er sich. Wenn ich fortgehe, wird er mich verfolgen, wie ein armer Hund seinen verlorenen Herrn verfolgt. Er wird mich entweder finden oder elend zugrunde gehen: und was soll dann aus den Kindern und unserem Besitztum werden. Bleibe ich mit den Kindern hier, so wollte ich den wohl sehen, dem es gelänge, meinen Bruder fortzuschaffen: man müßte ihn denn in Ketten tun und hinter Eisenstangen in Mailand einschließen.“

Der Priester sagte: „Dies kann sich am Ende noch ereignen, wenn Ihr meinem guten Rate nicht folgen wollt.“

Da gingen die Ängste des Weibes in Wut über. Sie habe ihren Bruder zu Francesco geschickt, damit er sich ihrer erbarme, aber nicht deshalb, damit er sie unglücklich mache. Es sei ihr dann schon lieber, von denen da unten gehaßt und ausgestoßen weiter zu leben, wie bisher. Sie sei eine gute Katholikin, aber wen die Kirche ausstoße, der habe ein Recht, sich dem Teufel anheimzugeben. Und was sie bisher noch nicht getan habe, die große, ihr zur Last gelegte Sünde, werde sie dann vielleicht erst tun.

In diese mit einzelnen Schreien gemischten, gepreßten Worte der Frau hörte Francesco von dort, wo das Mädchen verschwunden war, von oben her, immer einen süßen Gesang bald im leisesten Hauch, bald stärker schwellend hineinklingen: so daß seine Seele mehr in diesem melodischen Banne, als bei den Wutausbrüchen des verkommenen Weibes war. Und eine Welle stieg heiß in ihm, verbunden mit einer Bangigkeit, wie er sie nie gefühlt hatte. Das qualmige Loch dieses tierisch-menschlichen Wohnstalles schien, wie durch Zauberei, in die lieblichste aller kristallinen Grotten des Danteschen Paradieses verwandelt zu sein: — voll Engelsestimmen und lachtaubenartig klingender Fittiche.

Er ging. Es war ihm unmöglich noch länger, ohne sichtbar zu beben, solchen verwirrenden Einflüssen standzuhalten. Draußen, vor dem ausgehöhlten Steinhaufen angelangt, sog er die Frische der Bergluft ein und ward sogleich, wie ein leeres Gefäß, mit dem ungeheuren Eindruck der Bergwelt angefüllt. Seine Seele ward gleichsam in die weiteste Kraft des Auges verlegt und bestand aus den kolossalen Massen der Erdrinde, von fernem, schneeichten Spitzen zu nahen, furchtbaren Abgründen, unter der königlichen Helle des Frühlingstags. Noch immer sah er braune Fischadler überm Zuckerhut von Sant' Agata ihre selbstvergessenen Kreise ziehn. Da verfiel er darauf, der versemten Familie dort einen heimlichen Gottes-

dienst abzuhalten und eröffnete diesen Gedanken der Frau, die kummervoll auf die vom gelben Löwenjahn umwucherte Schwelle der Höhle getreten war. „Nach Soana dürft Ihr nicht kommen, wie Ihr ja selber wißt,“ sagte er, „würde ich Euch dazu einladen, ich und Ihr, wir würden gleich übel beraten sein.“

Wiederum ward das Weib bis zu Tränen gerührt und versprach, sich an einem bestimmten Tage mit dem Bruder und den älteren Kindern vor der Kapelle von Sant' Agata einzufinden.

Als der junge Priester soweit aus dem Bereich der Wohnstätte Luchino Scarabotas und seiner fluchbeladenen Familie war, daß er von dort aus nicht mehr gesehen werden konnte, wählte er einen von der Sonne durchwärmten Block zum Ruheplatz, um über das eben Erlebte nachzudenken. Er sagte sich, daß er zwar mit einem schauerlichen Interesse, aber doch pflichtmäßig nüchternen Sinnes und ohne jeden Vorschmack von dem Herausgestiegen war, was ihn jetzt auf so ahnungsvolle Weise beunruhigte. Was war das doch? Er zupfte, strich und pußte lange an seiner Soultane herum, als ob er es dadurch loslösen könnte.

Als er nach einiger Zeit noch immer nicht die erwünschte Klarheit empfand, nahm er gewohnheitsgemäß sein Brevier aus der Tasche, aber auch das alsbald begonnene, laute Lesen befreite ihn nicht von einer gewissen wunderlichen Unschlüssigkeit. Es war ihm zumute, als ob er irgend etwas, einen wichtigen Punkt seiner Sendung, zu erlebigen vergessen hätte. Deshalb wandte er seine Blicke unter der Brille immer wieder mit einer gewissen Erwartung den Weg zurück und konnte sich nicht ermannen, den begonnenen Abstieg fortzusetzen.

So verfiel er in seltsame Träumerei, aus der ihn zwei kleine Vorfälle weckten, die seine aus dem gewohnten Bereich gebrochene Phantasie mit erheblicher Übertreibung sah: erstlich zersprang ihm mit einem Knick, durch den Einfluß der kalten Verglufst, das rechte Brillenglas, und fast unmittelbar darauf hörte er ein fürchterliches Geprust über seinem Kopf und spürte einen heftigen Druck auf den Schultern.

Der junge Priester war aufgesprungen. Er lachte laut, als er die Ursache seines panischen Schreckens in einem scheffigen Geißbock erkannte, der ihm einen Beweis seines unbegrenzten Vertrauens dadurch gegeben hatte, daß er ohne jedwede Rücksicht gegen sein geistliches Gewand mit den Vorderhufen auf seine Schultern gesprungen war.

Damit begann aber erst seine höchst vertrauliche Zudringlichkeit. Der zottige Bock mit den starken, schön gewundenen Hörnern und feuerspeienden Augen war gewohnt, wie es schien, vorüberkommende Bergsteiger anzubetteln und tat dies auf eine so drollige, entschlossene und unwiderstehliche Art, daß man sich seiner nur durch die Flucht erwehren konnte.

Er setzte Francesco immer wieder, hochaufgebäumt, die Hufe vor die Brust und schien entschlossen, nachdem der Bedrängte sich eine Durchschupperung seiner Taschen hatte gefallen lassen müssen und einige Brotreste mit unglaublicher Gier verschluckt worden waren, Haar, Nase und Finger des Priesters abzuknabbern.

Eine alte, bärtige Geiß, der Glocke und Euter bis auf die Erde hing, war dem Wegelagerer nachgefolgt und begann, durch diesen ermutigt, den Priester ebenso zu bedrängen. Ihr hatte das mit Goldschnitt und Kreuz versehene Brevier besonderen Eindruck gemacht, und es gelang ihr, während Francesco mit der Abwehr eines gewundenen Boockshorns zu tun hatte, sich des Büchschens zu bemächtigen. Und seine schwarz bedruckten Blätter für grüne nehmend, aß sie, nach des Propheten Vorschrift, die heiligen Wahrheiten buchstäblich und gierig in sich hinein.

In solchen Nöten, die sich durch Ansammlung anderer, vereinzelt weidender Tiere noch gesteigert hatten, erschien mit einemmal die Hirtin als Retterin. Es war eben dasselbe Mädchen, das Francesco zuerst in der Hütte Luchinos flüchtig erblickt hatte. Er sagte, als die schlanke und starke Person, nachdem sie die Ziegen verscheucht hatte, mit frisch geröteten Wangen und lachenden Augen vor ihm stand: „Du hast mich gerettet, braves Mädchen!“ Und er setzte ebenfalls lachend hinzu, indem er sein Brevier aus den Händen der jungen Eva entgegennahm: „Es ist eigentlich wunderbar, daß ich trotz meines Hirtenamts gegen deine Herde so hilflos bin.“

Ein Priester darf sich nicht länger, als seine kirchliche Pflicht etwa erfordert, mit einem jungen Mädchen oder Weibe unterhalten, und die Gemeinde vermerkt es sofort, wenn er außerhalb der Kirche bei einer solchen Begegnung zu zweien gesehen wird. So hatte denn auch Francesco, eingedenk seines strengen Berufs, ohne sich lange zu verweilen, seinen Rückweg fortgesetzt: dennoch hatte er ein Gefühl, als ob er sich auf einer Sünde ertappt hätte und bei nächster Gelegenheit sich durch reuige Beichte reinigen müsse. Noch war er nicht aus dem Bereich der Herdenglocken gelangt, als der Klang einer weiblichen Stimme zu ihm drang, der ihn plötzlich wiederum alle Meditationen vergessen machte. Die Stimme war so geartet, daß er nicht auf den Gedanken kam, sie könne der eben zurückgelassenen Hirtin angehören. Francesco hatte nicht nur zu Rom die kirchlichen Sänger des Vatikans, sondern auch öfters früher mit seiner Mutter in Mailand weltliche Sängerinnen gehört, und also war ihm Koloratur und bel canto der Primadonnen nicht unbekannt. Er stand unwillkürlich still und wartete. Unzweifelhaft sind es Touristen von Mailand, dachte er und hoffte womöglich, im Vorübergehen, die Besitzerin dieser herrlichen Stimme ins Auge zu fassen. Da sie nicht kommen wollte, setzte er weiter Fuß vor Fuß, sorgsam absteigend, in die schwindelerregende Tiefe hinunter.

Was Francesco im ganzen und im einzelnen auf diesem Berufsgang erlebt hatte, war äußerlich nicht der Rede wert, wenn man die Greuel nicht in Erwägung zieht, die ihre Brutstätte in der Hütte der armen Geschwister Scarabota hatte. Aber der junge Priester fühlte sogleich, wie diese Bergfahrt für ihn ein Ereignis von großer Bedeutung geworden war, wenn er auch über den ganzen Umfang dieser Bedeutung vorläufig noch nicht entfernt Bescheid wußte. Er spürte, daß von innen heraus eine Umwandlung mit ihm vorgegangen war. Er befand sich in einem neuen Zustande, der ihm von Minute zu Minute wunderlicher und einigermaßen verdächtig war, aber doch lange nicht so verdächtig, daß er womöglich den Satan gewittert oder etwa ein Zintensaß nach ihm geschleudert haben würde, wenn er es auch in der Tasche gehabt hätte. Die Bergwelt lag wie ein Paradies unter ihm. Zum allerersten Male wünschte er sich, mit unwillkürlich gefalteten Händen, Glück, von seinem Oberen gerade mit der Verwaltung dieser Pfarre betraut worden zu sein. Was war, gegen diese köstliche Tiefe gehalten, Petri Tuch, das an drei Zipfeln von Engeln gehalten vom Himmel kam. Wo gab es eine für Menschenbegriffe größere Majestät, wie diese unzugänglichen Generoso-Schroffen, an denen fort und fort der dumpfe Frühlingsdonner schmelzenden Schnees in Lawinen hörbar ward.

Vom Tage seines Besuches bei den Verfeimten an konnte sich Francesco zu seinem Erstaunen nicht mehr in den gedankenlosen Frieden seines früheren Daseins zurückfinden. Das neue Gesicht, das die Natur für ihn angenommen hatte, verblaßte nicht mehr, und sie wollte sich auf keine Weise in ihren früheren, unbeseelten Zustand zurückdrängen lassen. Die Art ihrer Einwirkungen, durch die der Priester nicht nur am Tage, sondern auch in seinen Träumen bedrängt wurde, nannte er und erkannte er zunächst als Versuchungen. Und da der Glaube der Kirche, schon dadurch, daß er ihn bekämpft, mit dem heidnischen Aberglauben verschmolzen ist, so führte Francesco seine Verwandlung allen Ernstes auf die Berührung jenes hölzernen Gegenstandes zurück, jenes Alräuchens, das der struppige Hirt aus dem Feuer gerettet hatte. Da war unzweifelhaft noch ein Rest jener Greuel lebendig geblieben, der die Alten unter dem Namen des Phallus-Dienstes huldigten, jenes schmachvollen Kultes, der durch den heiligen Krieg des Kreuzes Jesu in der Welt niedergezwungen worden war. — Bis dahin, als er den scheußlichen Gegenstand erblickt hatte, war allein das Kreuz in Francescos Seele eingebrennt. Man hatte ihn, nicht anders, wie wenn man die Schafe einer Herde mit einem glühenden Stempel zeichnet, mit dem Brandmal des Kreuzes versehen, und dieses Stigma war, im Wachen und Träumen gegenwärtig, zum Wesenssymbol seiner selbst geworden. Nun blickte der leidige und leibhaftige

Satan über dem Kreuzesbalken herab, und das höchst unsaubere, entseßliche Satyr-Symbol nahm in immerwährendem Wettstreit mehr und mehr die Stelle des Kreuzes ein.

Francesco hatte, neben dem Bürgermeister, vor allem seinem Bischof über den Erfolg seines Hirtenganges Bericht erstattet, die Antwort, die er von ihm erhielt, war eine Billigung seines Vorgehens. „Vor allem,“ schrieb der Bischof, „vermeiden wir jedes laute Argerniß.“ Er fand es überaus klug, daß Francesco für die armen Sünder einen besonderen und geheimen Gottesdienst auf Sant' Agata, in der Kapelle der heiligen Mutter Mariens, anberaumt hatte. Aber die Anerkennung seines Oberen konnte den Seelenfrieden Francescos nicht herstellen, er vermochte den Gedanken nicht los zu werden, daß er von dort oben mit einer Art Besäuberung behaftet zurückgekommen sei.

In Vigornetto, wo Francesco geboren war, und wo sein Oheim, der berühmte Bildhauer, die letzten zehn Jahre seines Lebens zugebracht hatte, war noch derselbe alte Pfarrer, der ihn als Knabe in die Heilswahrheiten des katholischen Glaubens eingeführt und ihm den Weg der Gnade gewiesen hatte. Diesen alten Priester suchte er eines Tages auf, nachdem er den Weg von Soana bis Vigornetto in beiläufig drei Stunden zurückgelegt hatte. Der alte Priester hieß ihn willkommen und war mit sichtlicher Rührung bereit, die Beichte des jungen Mannes, die er ihm abzugeben wünschte, entgegenzunehmen. Natürlich absolvierte er ihn.

Francescos Gewissensnöte sind ungefähr in folgender Eröffnung, die er dem Alten machte, ausgedrückt. Er sagte: „Seit ich bei den armen Sündern auf der Alpe von Soana war, befinde ich mich in einer Art von Beseffenheit. Ich schüttelte mich. Es ist mir, als hätte ich nicht etwa einen anderen Rock, sondern geradezu eine andere Haut angezogen. Wenn ich den Wasserfall von Soana rauschen höre, so möchte ich am liebsten in die tiefe Schlucht hinunterklettern und mich unter die stürzenden Wassermassen stellen, stundenlang, gleichsam um äußerlich und innerlich rein und gesund zu werden. Setze ich das Kreuz in der Kirche, das Kreuz über meinem Bett, so lache ich. Es will mir nicht gelingen, wie früher, zu weinen und zu seufzen und mir die Leiden des Heilands vorzustellen. Dagegen werden meine Augen von allerlei Gegenständen angezogen, die dem Alräunchen des Luchino Scarabota ähnlich sind. Manchmal sind sie ihm auch ganz unähnlich, und ich sehe doch eine Ähnlichkeit. Um zu studieren, um mich in das Studium der Kirchenväter recht tief versenken zu können, hatte ich Vorhänge an die Fenster meines Stübchens gemacht. Ich habe sie nun hinweg genommen. Der Gesang der Vögel, das Rauschen der vielen Bäche durch die Wiesen, an meinem Haus nach der Schneeschmelze, ja, der Duft der Narzissen störte mich.

Jetzt öffne ich meine Fensterflügel weit, um das alles recht gierig zu genießen.

Dies alles beängstet mich," hatte Francesco fortgefahren, „aber es ist vielleicht nicht das Schlimmste. Schlimmer ist vielleicht, daß ich, wie durch schwarze Magie, in das Machtbereich unsauberer Teufel geraten bin. Ihr Zwicken und Zwacken, ihr freches Kitzeln und Anreizen zur Sünde, zu jeder Stunde Tages und Nachts, ist fürchterlich. Ich öffne das Fenster, und durch ihren Zauber kommt es mir vor, als stöße der Gesang der Vögel in dem blühenden Kirschbaum unter meinem Fenster von Unzüchtigkeit. Ich werde durch gewisse Formen der Rinde der Bäume herausgefordert und durch sie, ja, durch gewisse Linien der Berge an Teile des corporis feminini erinnert. Es ist ein schrecklicher Sturm Lauf hinterlistiger, tückischer und häßlicher Dämonen, dem ich trotz aller Gebete und Kasteiungen überantwortet bin. Die ganze Natur, ich sage es Euch mit Schauern, rauscht, braust und donnert manchmal vor meinen erschrockenen Ohren ein ungeheures Phallus-Lied, womit sie, wie ich trotz allen Sträubens zu glauben gezwungen bin, dem erbärmlichen, kleinen, hölzernen Gößen des Hirten huldigt.

Dies alles steigert natürlich," hatte Francesco fortgefahren, „meine Unruhe und Gewissensnot, um so mehr, als ich es als meine Pflicht erkenne, gegen den Pestherd oben auf der Alp als Streiter zu Felde zu ziehen. Es ist aber immer noch nicht der ärgste Teil meines Bekenntnisses. Schlimmer ist: sogar in die eigensten Pflichten meines Berufs hat sich, mit einer gleichsam höllischen Süßigkeit, etwas wie ein allesverwirrendes, unaustilgbares Gift gemischt. Ich bin zunächst mit reiner und heiliger Gewalt durch die Worte Jesu von dem verlorenen Schaf und dem Hirten, der die Herde verläßt, um es von den unzugänglichen Felsen zurückzubringen, ergriffen worden. Nun aber zweifle ich, ob diese Absicht noch immer in alter Reinheit vorhanden ist. Sie hat an leidenschaftlichem Eifer zugenommen. Ich erwache des Nachts, das Gesicht in Tränen gebadet, und alles löst sich, ob der verlorenen Seelen da oben, bei mir in schluchzendes Mitleid auf. Doch wenn ich sage: verlorene Seelen, so ist hier vielleicht der Punkt, wo mit einem scharfen Schnitt die Lüge von der Wahrheit getrennt werden muß. Nämlich die sündige Seele Scarbottas und seiner Schwester wird vor meinem inneren Auge einzig und allein durch das Bild ihrer Sündenfrucht, das heißt ihrer Tochter, eingenommen.

Ich frage mich nun, ob nicht unerlaubtes Verlangen nach ihr die Ursache meines scheinbar gottgefälligen Eifers ist, und ob ich recht tue und nicht Gefahr des ewigen Todes laufe, wenn ich mein scheinbar gottgefälliges Werk fortsetze."

Meist sehr ernst, doch einige Male lächelnd, hatte der alte, welterfahrene Priester die pedantische Beichte des Jünglings angehört. Dies war Francesco, wie er ihn kannte, mit seinem gewissenhaften, äußeren und inneren Ordnungssinn und seinem Bedürfnis nach übersichtlicher Akkuratess und Sauberkeit. Er sagte: „Francesco, fürchte dich nicht. Schreite nur weiter deinen Weg, wie du ihn immer geschritten bist. Es kann dich nicht wundern, wenn sich die Mächenschaften des bösen Feindes gerade dann am mächtigsten und gefährlichsten zeigen, wenn du daran gehst, ihm seine schon gleichsam sicheren Opfer wiederum zu entreißen.“

In befreiter Stimmung trat Francesco aus der Pfarrwohnung auf die Straße des kleinen Ortes Vigornetto heraus, in dem er seine erste Jugend verlebt hatte. Es ist ein Dörfchen, das, auf breiter Talsohle ziemlich flach gelegen, von fruchtbaren Feldern umgeben ist, auf dem über Gemüse und Halmen-Früchten sich die Weinrebe, festgedrehten, dunklen Strängen gleich, von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum herüber und hinüber schlingt. Auch diese Lage wird von den gewaltigen Schroffen des Monte Generoso beherrscht, der hier, in seiner Westseite, von seinen breiten Fundamenten aus majestätisch sichtbar wird.

Es war um die Mittagszeit und Vigornetto befand sich, wie es schien, in einem Zustand der Verschlafenheit. Francesco wurde auf seinem Gange kaum von einigen gackernden Hühnern, einigen spielenden Kindern und am Ende des Dorfes von einem kläffenden Hündchen begrüßt. Hier, nämlich am Ende des Dorfes, war, wie ein Riegel, das mit den Mitteln eines vermögenden Mannes errichtete Wohnhaus seines Oheims vorgeschoben, das buen retiro jenes Vincenzo, des Bildhauers, das nun unbewohnt und als eine Art Gedächtnisstiftung in den Besitz des Kantons Tessin übergegangen war. Francesco schritt die Stufen zu dem verlassenen und verwilderten Garten hinauf und gab alsdann dem plötzlich entstandenen Wunsche nach, auch einmal das Innere des Hauses wiederzusehen. Nahe wohnende Bauersleute, alte Bekannte, händigten ihm den Schlüssel aus.

Die Beziehungen, die der junge Priester zur Kunst hatte, waren die bei seinem Stande herkömmlichen. Sein berühmter Oheim war seit etwa zehn Jahren tot und nach dem Tage der Bestattung hatte Francesco die Räume des berühmten Künstlerheims nicht wieder gesehen. Er hätte nicht sagen können, was ihm auf einmal zum Besuche des leeren Hauses bewog, das er bisher meist nur mit flüchtiger Anteilnahme im Vorübergehen betrachtet hatte. Der Oheim war ihm niemals mehr, als eine Respektsperson, deren Wirkungskreis ihm eine fremde, nichts bedeutende Sache war.

Als Francesco den Schlüssel im Schloß gewendet und durch die in verrosteten Angeln knarrende Tür den Hausflur betrat, kam ihm ein leiser

Schauder an vor der verstaubten Stille, die ihm den Treppenaufgang herab und von allenthalben aus den offenstehenden Zimmern entgegen hauchte. Gleich rechts vom Hausflur war des verstorbenen Künstlers Bibliothek, die sogleich erkennen ließ, daß hier ein bildungseifriger Mann gelebt hatte. In niedrigen Schränken finden sich hier, außer Vasari, die sämtlichen Werke von Winckelmann, während der italienische Parnass durch die Sonette von Michelangelo, durch Dante, Petrarca, Tasso, Ariost und andere vertreten war. In eigens gebauten Schränken war eine Sammlung von Handzeichnungen und Radierungen untergebracht, eine andere von Medaillen der Renaissance und allerlei wertvolle Seltenheiten, darunter bemalte, etruskische Tonvasen, und einige andere Antiken aus Bronze und Marmor waren im Zimmer aufgestellt. Da und dort hing ein besonders schönes Blatt von Lionardo und Michelangelo eingerahmt an der Wand, das etwa einen männlichen oder weiblichen Körper nackt darstellte. Das folgende kleine Kabinett war sogar beinahe von oben bis unten an dreien seiner Wände mit solchen Objekten angefüllt.

Von da aus trat man in einen Kuppelsaal, dessen Höhe durch mehrere Stockwerke reichte und der von oben sein Licht empfing. Hier hatte Vincenzo mit Modellierholz und Meißel gearbeitet, und die Gipsabgüsse seiner besten Schöpfungen füllten in einer gebrängten und stummen Versammlung diesen beinahe kirchlichen Raum.

Beengt, ja, bedrängt und vor dem Hall seiner eignen Schritte erschreckend, gleichsam mit bösem Gewissen war Francesco bis hierher gelangt und ging nun daran, eigentlich zum erstenmal dieses und jenes Werk des Oheims zu betrachten. Da war neben einer Statue Michelangelos Ghiberti zu sehen. Ein Dante war da, Werke, die mit Punktierungszeichen überdeckt waren, da man die Modelle vergrößert in Marmor ausgeführt hatte. Aber diese weltberühmten Gestalten konnten die Aufmerksamkeit des jungen Priesters nicht lange festhalten. Neben ihnen waren die Statuen dreier junger Mädchen aufgestellt, der Töchter eines Marchese, der vorurteilsfrei genug gewesen war, sie durch den Meister in völlig unbekleidetem Zustande porträtieren zu lassen. Dem Ansehen nach war die jüngste der jungen Damen nicht über zwölf, die zweite nicht über fünfzehn, die dritte nicht über siebzehn Jahr. Francesco erwachte erst, nachdem er die schlanken Körper lange selbstvergessen betrachtet hatte. Diese Arbeiten trugen ihre Nacktheit nicht, wie die der Griechen, als natürlichen Adel und Ebenbild der Gottheit zur Schau, sondern man empfand sie als Indiskretion aus dem Alkoven. Erstlich war die Kopie der Urbilder von diesen nicht losgelöst und als solche durchaus erkenntlich geblieben: und diese Urbilder schienen zu sagen, wir sind unanständig entblößt und gegen unseren Willen und unser Schamgefühl durch brutalen Nachtspruch ent-

kleidet worden. Als Francesco aus seiner Versenkung erwachte, pochte sein Herz, und er blickte furchtsam nach allen Seiten. Er tat nichts Schlimmes, aber er empfand es bereits als Sünde, mit solchen Gebilden allein zu sein.

Er beschloß, um nicht noch am Ende ertappt zu werden, so schnell als möglich davon zu gehen. Als er jedoch die Haustür wieder erreicht hatte, klinkte er, statt sich zu entfernen, den Türgriff von innen ins Schloß und drehte dazu noch den Schlüssel herum, so daß er nun in dem gespenstischen Hause des Toten eingesperrt, von niemand mehr überrascht werden konnte. Nachdem dies geschehen war, begab er sich vor das gipferne Argernis der drei Grazien zurück.

Hier kam ihn alsbald, indem sein Herzklopfen stärker wurde, ein bleicher und scheuer Wahnsinn an. Er empfand den Zwang, der ältesten unter den Marchesinnen, als wäre sie lebend, über das Haar zu streicheln. Obgleich diese Handlung offenkundig und seinem eigenen Urteil nach an Wahnsinn streifte, war sie doch noch einigermaßen priesterlich. Aber die zweite Marchesina mußte sich bereits ein Streicheln über Schulter und Arm gefallen lassen: eine volle Schulter und einen vollen Arm, der in eine weiche und zärtliche Hand endigte. Bald war Francesco an der dritten, der jüngsten Marchesina, durch weitergehende Zärtlichkeit und schließlich durch einen scheuen verbrecherischen Kuß unter die linke Brust zum fassungslos verwirrten und zerknirschten Sünder geworden, dem nicht besser zumute war, als jenem Adam, der die Stimme des Herrn vernahm, nachdem er vom Apfel der Erkenntnis gekostet hatte. Er floh. Er lief, wie geheißt, davon.

Die folgenden Tage verbrachte Francesco teils in den Kirchen mit Gebet, teils in seiner Pfarrwohnung mit Kasteiungen. Seine Zerknirschung und seine Reue war groß. Bei einer Inbrunst der Andacht, wie er sie bisher nicht gekannt hatte, durfte er hoffen, am Schlusse über die Anfechtungen des Fleisches Sieger zu sein. Immerhin war der Kampf des guten und bösen Prinzips in seiner Brust mit ungeahnter Furchtbarkeit losgebrochen, so daß es ihm schien, als ob Gott und der Teufel zum erstenmal ihren Kampfplatz in seine Brust verlegt hätten. Auch der eigentlich unverantwortliche Teil seines Daseins, der Schlaf, bot dem jungen Klerikus keinen Frieden mehr: denn gerade diese unbewachte, nachtschlafene Zeit schien dem Satan besonders willkommen, verführerische und verderbliche Gaukeleien in der sonst so unschuldsvollen Seele des Jünglings anzurichten. Eines Nachts, am Morgen, er wußte nicht, ob es im Schlafen oder im Wachen geschehen war, sah er im weißen Lichte des Mondes die drei weißen Gestalten der schönen Töchter des Marchese in sein Zimmer und an sein Bett treten und bei genauerem Anblick erkannte er, wie jede auf magische Weise mit dem Bilde der jungen Hirtin auf der Alpe von Santa Croce verschmolzen war.

Ohne Zweifel war von dem spielzeugartig kleinen Anwesen Scarabotas bis herunter ins Zimmer des Priesters, in das die Alpe durchs Fenster sah, eine Verbindung hergestellt, deren Faden nicht von Engeln gesponnen wurde. Francesco wußte genug von der himmlischen Hierarchie und ebenso auch genug von der höllischen, um sofort zu erkennen, was Geistes Kind diese Arbeit war. Francesco glaubte an Hexenkunst. Erfahren in manchem Zweige der scholastischen Wissenschaft, nahm er an, daß böse Dämonen, um gewisse verderbliche Wirkungen auszuüben, sich den Einfluß der Gestirne zunutze machen. Er hatte gelernt, hinsichtlich des Körpers gehörte der Mensch zu den Himmelskörpern, der Verstand stelle ihn den Engeln gleich, sein Wille sei unter Gott geordnet, aber Gott lasse es zu, daß gefallene Engel seinen Willen von Gott ablenkten, und das Reich der Dämonen nehme durch Bündnis mit solchen schon verführten Menschen zu. Ueberdies könne ein zeitlicher, körperlicher Affekt, von den höllischen Geistern ausgenützt, oft die Ursache ewigen Verderbens eines Menschen sein. Kurz, der junge Priester zitterte bis ins Mark seiner Knochen und fürchtete sich vor dem giftigen Biß der Diaboli, vor den Dämonen, die nach Blut riechen, vor der Bestie Beheemoth und ganz besonders vor Asmodeus, dem ausgemachten Dämon der Hurerei.

Er konnte sich zunächst nicht entschließen, bei den verfluchten Geschwistern die Sünde der Hexenkunst und der Zauberei vorauszusetzen. Freilich machte er eine Erfahrung, die ihm in arger Weise verdächtig war. Jeden Tag nahm er mit heiligem Eifer und allen Mitteln der Religion eine Purifikation seines Inneren vor, um es von dem Wille des Hirtenmädchens zu reinigen, und immer wieder stand es klarer, fester und deutlicher da. Was war das für eine Malerei und für eine unzerstörbare Tafel aus Holz darunter oder was war es für eine Leinwand, die man weder durch Wasser, noch Feuer auch nur im geringsten angreifen konnte.

Wie dieses Bild sich überall vorbrängte, ward manchmal Gegenstand seiner stillen und erstaunten Beobachtung. Er las ein Buch, und wenn er das weiche Anlegh, umrahmt von dem eigentümlich röthlich erdbraunen Haar, mit weiten dunklen Augen blickend, auf einer Seite sah, so blätterte er ein vorangeheftetes Blatt herum, durch das es bedeckt und versteckt werden sollte. Aber es schlug durch jedes Blatt, als ob keines vorhanden wäre, wie es sich auch sonst durch Vorhänge, Türen und Mauer im Hause und ebenso in der Kirche durchsetzte.

Bei solchen Bedängstigungen und inneren Zwistigkeiten verging der junge Priester vor Ungeduld, da der bestimmte Termin für den besonderen Gottesdienst auf dem Gipfel von Sant' Agata nicht schnell genug herbeikommen wollte. Er wünschte, so bald wie möglich die übernommene Pflicht zu tun, weil er dadurch vielleicht das Mädchen den Klauen des Höllenfürsten ent-

reißen konnte. Er wünschte noch mehr, das Mädchen wiederzusehen, was er aber am meisten ersehnte, war die Befreiung, die er bestimmt erhoffte, von seiner martervollen Verzauberung. Francesco aß wenig, brachte den größten Theil seiner Nächte wachend zu, und täglich verhärmter und bleicher werdend geriet er bei seiner Gemeinde noch mehr, als bisher, in den Geruch einer exemplarischen Frömmigkeit.

Der Morgen war endlich herbeigekommen, an dem der Pfarrer die armen Sünder in die Kapelle bestellt hatte, die hoch auf dem Zuckerhut von Sant' Agata gelegen war. Der äußerst beschwerliche Weg dort hinauf konnte unter zwei Stunden nicht zurückgelegt werden. Francesco trat um die neunte Stunde, fertig zum Gang, auf den Dorfplatz von Soana hinaus, heiteren und erfrischten Herzens und die Welt mit neugeborenen Augen betrachtend. Man näherte sich dem Anfang des Mai, und so hatte ein Tag begonnen, wie er köstlicher nicht zu denken war, aber der junge Mensch hatte Tage von gleicher Schönheit schon oft erlebt, ohne doch die Natur, so wie heut, wie den Garten Eden selbst zu empfinden. Heute umgab ihn das Paradies.

Frauen und Mädchen standen, wie meistens, um den von klarem Bergwasser überfließenden Sarkophag herum und begrüßten den Priester mit lauten Rufen. Etwas in seiner Haltung und in seinen Mienen, dazu die festliche Frische des jungen Tages hatte den Wäscherinnen Mut gemacht. Die Röcke zwischen die Beine geklemmt, so daß bei einigen die braunen Waden und Knie sichtbar waren, standen sie herabgebeugt, mit den kräftigen, ebenfalls braunen, nackten Armen wacker arbeitend. Francesco trat an die Gruppe heran. Er fand sich veranlaßt, allerhand freundliche Worte zu sagen, deren keines in einem Zusammenhange mit seinem geistlichen Amte stand und die von gutem Wetter, gutem Mut und einem zu hoffenden guten Weinjahre handelten. Zum erstenmal, wahrscheinlich durch den Besuch im Hause seines Oheims, des Bildhauers, angeregt, ließ sich der junge Priester herbei, den Ornamentfries des Sarkophages zu betrachten, der in einem Bacchantenzuge bestand und hüpfende Satyren, tanzende Flötenspielerinnen und den von Panthern gezogenen Wagen des Dionysos, des mit Trauben bekränzten Weingottes, zeigte. Es erschien ihm in diesem Augenblick nicht sonderbar, daß die Alten die steinerne Hülle des Todes mit Gestalten überschäumenden Lebens bedeckt hatten. Die Weiber und Mädchen, unter denen einige von ungewöhnlicher Schönheit waren, schwärmten und lachten bei dieser Besichtigung in ihn hinein, und zeitweilig kam es ihm vor, als ob er selbst von berauschten Mänaden umjaucht wäre.

Dieser zweite Aufstieg in die Bergnatur war, mit dem ersten verglichen, wie der eines Menschen mit offenen Augen gegen den eines anderen gehalten, der blind von Mutterleibe ist. Francesco hatte mit zwingender Deutlichkeit das Gefühl, er sei plötzlich sehend geworden. In diesem Sinne

erschien ihm die Betrachtung des Sarkophags durchaus kein Zufall, sondern tief bedeutungsvoll. Wo war der Tote? Lebendiges Wasser des Lebens füllte den offenen Stein und Totenschrein, und die ewige Auferstehung war in der Sprache der Alten auf der Fläche des Marmors verkündet. So verstand sich das Evangelium.

Freilich war dies ein Evangelium, dem wenig mit jenem, was er früher gelernt und gelehrt hatte, gemeinsam blieb. Es stammte keineswegs von den Blättern und Lettern eines Buchs, sondern viel eher kam es durch Gras, Kraut und Blumen aus der Erde gequollen oder mit dem Licht aus dem Mittelpunkt der Sonne herabgefallen. Die ganze Natur nahm ein gleichsam sprechendes Leben an. Die Tote und Stumme ward rege, vertraulich, offen und mittheilend. Plötzlich schien sie dem jungen Priester alles zu sagen, was sie bisher verschwiegen hatte. Er schien ihr Liebling, ihr Auserwählter, ihr Sohn zu sein, den sie, wie eine Mutter, in das heilige Geheimnis ihrer Liebe und Mutterschaft einweihete. Alle Abgründe des Schreckens, alle Ängste seiner aufgestörten Seele waren nicht mehr. Nichts war von allen Finsternissen und Bangigkeiten des vermeintlichen höllischen Sturmlaufs übrig geblieben. Die ganze Natur strömte Güte und Liebe aus, und Francesco, an Güte und Liebe überreich, konnte ihr Güte und Liebe zurückgeben.

Sonderbar: indem er mühsam, oft von kantigen Steinen abrutschend, durch Ginster, Buchen und Brombeer-Dickicht aufwärts kletterte, umgab ihn der Frühlingsmorgen wie eine glückselige und ebenso gewaltige Symphonie der Natur, die mehr von der Schöpfung, als von Geschaffenem redete. Offen gab sich das Mystorium eines dem Tode für immer enthobenen Schöpfungswerks. Wer diese Symphonie nicht vernahm, so schien es dem Priester, der betrog sich selbst, wenn er mit dem Psalmisten „jubilare Deo omnis terra“ oder „benedicte coeli domino“ zu lobsingen sich unterfing.

In satter Fülle rauschte der Wasserfall von Soana in seine enge Schlucht hinunter. Sein Brausen klang voll und schwelgerisch. Seine Sprache konnte nicht überhört werden. Bald dumpfer, bald heller herüberschlagend, tönte im ewigen Wandel die Stimme der Sättigung. Lawinendonner löste sich von des Generoso gigantischer Schattenwand, und wenn er für Francesco hörbar ward, hatte sich die Lawine selbst, mit lautlosen Strömen von Schneeeröll, bereits in das Bett der Savaglia hinabgeschüttet. Wo gab es da irgend etwas in der Natur, das nicht in der Wandlung des Lebens begriffen und das ohne Seele war: etwas, darin nicht ein drängender Wille sich betätigte? Wort, Schrift, Gesang und treibendes Herzblut war überall. Legte die Sonne nicht wohligh eine warme Hand im Rücken zwischen seine Schultern? Zischten nicht und bewegten sich nicht die

Blätter der Lorbeer- und Buchen-Dickichte, wenn er im Vorübergehen sie streifte? Quoll nicht das Wasser überall und zeichnete überall, leise plaudernd, die Faden- und Knotenschrift seiner Rinnale? Was nicht er, Francesco Bela, und lasen nicht die Faserwurzeln von Myriaden kleiner und großer Gewächse darin, und war es nicht ihr Geheimnis, das in Myriaden von Blumen und Blütenkelchen sich darstellte? Des Priesters Hand erhob einen winzigen Stein und fand ihn mit rötlichen Flechten beschlagen: auch hier eine sprechende, malende, schreibende Wunderwelt, eine formende Form, die für die überall im Wilde wirkende Bildkraft des Lebens Zeugnis ablegte.

Und legten nicht die Stimmen der Vögel das gleiche Zeugnis ab, die sich in unendlich zarten, unsichtbaren Fäden über den Höhlungen des gewaltigen Felstales netzartig vereinigten? Dieses hörbare Maschenetz schien sich zuweilen für Francesco in sichtbare Fäden eines silbernen Glanzes umzuwandeln, die ein innerliches und sprechendes Feuer flimmern machte. War es nicht in Formen hörbar und sichtbar gemachte Liebe und offenes Glück der Natur? Und war es nicht köstlich, wie dieses Gespinnst, sooft es verwebte oder zerriß, wie mit eilig fliegenden, unermüdblichen Weberschiffchen immer wieder verbunden wurde? Wo saßen die kleinen gefiederten Weber? man sah sie nicht, wenn nicht etwa ein kleiner Vogel stumm und eilig seinen Ort wechselte: die winzigsten Kehlen strömten diese alles überjubilende, weit hin tragende Sprache aus.

Wo alles quoll, wo alles pulsierte, sowohl in ihm, als um ihn herum, wußte Francesco den Platz des Todes nicht auszumitteln. Er berührte den Stamm eines Kastanienbaums und fühlte, wie er die Nahrungssäfte durch sich empordrängte. Er trank die Luft wie eine lebendige Seele ein und wußte zugleich, daß sie es war, der er das Atmen und Lobsingn seiner eigenen Seele verdankte. Und war sie es nicht allein, die aus seiner Kehle und Zunge ein sprechendes Werkzeug der Offenbarung machte? Francesco verzog vor einem wimmelnden, eifrig tätigen Ameisenhaufen einen Augenblick. Eine winzige, kleine Haselmaus war von den rätselhafsten Tierchen fast ganz von ihrem graziilen Skelett präpariert worden. Sprach das köstliche, kleine Skelett und die in der Wärme des Ameisenstaates untergegangene und verschwundene Haselmaus nicht von der Unzerstörbarkeit des Lebens, und hatte nicht die Natur in ihrem Bildnerdrang oder Zwang nur die neue Form gesucht? Der Priester sah, diesmal nicht unter sich, sondern hoch über sich, wiederum die braunen Fischadler von Sant' Agata. Ihre beschwingten und gefiederten Körper trugen das Wunder des Bluts, das Wunder des pulsierenden Herzens in majestätischer Bonne durch den Raum. Aber wer mochte verkennen, daß die wechselnden Kurven ihres Flugs auf die blaue Seide des Him-

mels eine deutliche, unverkennbare Schrift zeichneten, deren Sinn und Schönheit aufs engste mit Leben und Liebe verbunden war. Francesco war nicht anders zumut, als ob ihn die Vögel zum Lesen aufforderten. Und wenn sie mit der Bahn ihrer Flügel schrieben, so war ihnen auch die Kraft des Lesens nicht versagt. Francesco gedachte des weittragenden Blicks, der diesen geflügelten Fischen beschieden ward. Und er gedachte der zahllosen Augen der Menschen, der Vögel, der Säugetiere, der Insekten und Fische, mit denen die Natur sich selbst erblickt. Mit einem immer tieferen Staunen erkannte er sie in ihrer unendlichen Mütterlichkeit. Sie sorgte dafür, daß ihren Kindern nichts im allmütterlichen Bereich ungenossen verborgen blieb: sie waren von ihr nicht allein mit den Sinnen des Auges, des Ohrs, des Geruches, des Geschmacks und des Gefühls begabt worden, sondern sie hatte, wie Francesco fühlte, für die Wandlungen der Aonen noch unzählige, neue Sinne bereit. Was war das für ein gewaltiges Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen in der Welt! — Und eine weißliche Wolke stand über den Fischadlern. Sie glich einem strahlenden Lustgezelt. Aber auch sie verließ ihren Ort und wurde zusehends im lebendigsten Wechsel umgewandelt.

Es waren tiefe und mystische Kräfte, die dem Priester Francesco den Star gestochen hatten. Aber die Folie dieses Erlebnisses war der ihn uneingestandenermaßen beglückende Umstand, daß er vier köstliche Stunden vor sich sah, die ein Wiedersehen mit dem armen, verfeimten Hirtenmädchen in sich schlossen. Dieses Bewußtsein machte ihn sicher und reich, als könne die so kostbar erfüllte Zeit nicht vorübergehen. Dort oben, ja, dort oben, wo die kleine Kapelle stand, über der die Fischadler kreisten, erwartete ihn, wie er meinte, ein Glück, um das ihn die Engel beneiden mußten. Er stieg und stieg, und der seligste Eifer beflügelte ihn. Was er dort oben vorhatte, mußte sicherlich eine Art von Verkürzung über ihn ausgießen und ihn in losgelöster Himmelsnähe beinahe dem guten ewigen Hirten selbst gleich machen. „Sursum corda! Sursum corda!“ Er sprach den Gruß Francisci immer vor sich hin, während die heilige Agathe neben ihm schritt, jene Märtyrerin, der man das Kapellchen hoch oben geweiht hatte und die dem Tode durch Henkershand wie einem fröhlichen Tanze entgegengegangen war. Und hinter ihr und ihm, so kam es Francesco im eifrigen Steigen vor, folgte ein Zug von heiligen Frauen, die alle dem Liebeswunder auf dem festlichen Gipfel bewohnen wollten. Maria selbst schritt, mit köstlich gelöstem, ambrosischen Haar und lieblichen Füßen, weit vor dem Priester und seiner Prozession der seliggesprochenen Weiber hin, damit sich unter ihrem Blick, unter ihrem Hauch, unter ihren Söhnen die Erde festlich für alle mit Blumen bedecke. „Invoco te! invoco te!“ hauchte Francesco in sich vergückt, „invoco te nostra benigna stella!“

Ohne Ermüdung war der Priester auf dem Gipfel des Bergfels gelangt, der kaum breiter war, als es der Grundriß des kleinen dort befindlichen Gotteshauses erforderte. Er gab noch einem schmalen Rande und einem engen Vorplätzchen Raum, dessen Mitte von einer jungen, noch blätterlosen Kastanie eingenommen wurde. Ein Stück des Himmels oder von Mariens blauem Gewand schien um das Wildkirchlein hingestreut, so hatte der blaue Enzian sich um das Heiligtum ausgebreitet. Oder man konnte auch meinen, die Spitze des Berges habe sich einfach in den Azur des Himmels getaucht.

Der Chorfnabe und die Geschwister Scarabota waren schon anwesend und hatten es sich unter der Kastanie bequem gemacht. Francesco erbleichte, denn seine Blicke waren vergebens, wenn auch nur flüchtig, nach der jungen Hirtin ausgewiesen. Er nahm aber eine strenge Miene an und öffnete mit einem großen, rostigen Schlüssel die Kapellentür, ohne sich die Enttäuschung und den bestürzten Kampf seiner Seele merken zu lassen. Er trat in das enge Kirchlein ein, in dem der Chorfnabe alsbald hinter dem Altar einiges für die Zelebrierung der Messe vorbereitete. Aus einer mitgebrachten Flasche ward etwas Weihwasser in das ausgetrocknete Becken getan, in das die Geschwister nun ihre harten und sündigen Finger tauchen konnten. Sie besprengten und bekreuzigten sich und ließen sich mit scheuer Ehrfurcht gleich hinter der Türschwelle auf die Knie nieder.

Indessen begab sich Francesco, getrieben von Unruhe, nochmals ins Freie hinaus, wo er mit einer plötzlichen stummen und tiefen Erschütterung, nach einigem Umherschreiten, etwas unterhalb der Plattform des Gipfels das Mädchen, das er suchte, über einem Sternenhimmel leuchtend blauen Enzianes ruhend fand. — „Komm herein, ich warte auf dich,“ rief der Priester. Sie erhob sich, anscheinend träge, und sah ihn unter gesenkten Wimpern mit einem ruhigen Blicke an. Dabei schien sie in lieblicher Weichheit leise zu lächeln, was aber nur mit der natürlichen Bildung des süßen Mundes, mit dem lieblichen Leuchten der blauen Augen und den zarten Grübchen der vollen Wangen zusammenhing.

In diesem Augenblick vollzog sich die schicksalschwere Erneuerung und Vervollkommnung des Bildes, das Francesco in seiner Seele gehegt hatte. Er sah ein kindlich unschuldvolles Madonnengesicht, dessen verwirrender Liebreiz mit einer ganz leisen, schmerzlichen Herbheit verbunden war. Die etwas starke Röte der Wangen ruhte auf einer weißen, nicht braunen Haut, aus der die feuchte Röte der Lippen mit der Glut des Granatapfels leuchtete. Jeder Zug in der Muskei dieses kindlichen Hauptes war zugleich Süße und Bitterkeit, Schwerkut und Heiterkeit. In seinem Blick lag schüchternes Zurückweichen und zugleich ein zärtliches Fordern: beides nicht mit der Heftigkeit tierischer Regungen, sondern unbewußt

blumenhaft. Schienen die Augen das Rätsel und das Märchen der Blume in sich zu schließen, so glich die ganze Erscheinung des Mädchens vielmehr einer schönen und reifen Frucht. Dieses Haupt, wie Francesco bei sich mit Verwunderung feststellte, gehörte noch ganz einem Kinde an, soweit sich darin die Seele ausdrückte, nur eine gewisse traubenhaft schwelende Fülle deutete auf die überschrittene Grenze des Kindesalters und auf die erreichte Bestimmung des Weibes hin. Das teils erdfarbenbraune, teils von lichterem Strähnen durchzogene Haar war in schwerer Krone um Schläfe und Stirn gebunden. Etwas von schwerer, etwas von innerlich gährender, edelreifer Schläfrigkeit schien die Wimper des Mädchens niederzuziehen und gab ihren Augen eine gewisse feuchte, überdrängende Zärtlichkeit. Aber die Musik des Hauptes ging unterhalb des elfenbeinernen Halses in eine andere über, deren ewige Noten einen anderen Sinn ausdrücken. Mit den Schultern begann das Weib. Es war ein Weib von jugendlicher und reifer Fülle, das beinahe zur Überfülle neigte und das nicht zu dem kindlichen Haupte zu gehören schien. Die nackten Füße und starken gebräunten Waden trugen eine fruchtbare Fülle, die fast, wie dem Priester dünkte, zu schwer für sie war. Dieses Haupt besaß das sinnenheiße Mystrium seines isishaften Körpers unbewußt, höchstens leise ahndevoll. Aber gerade darum erkannte Francesco, daß er diesem Haupte und diesem allmächtigen Leibe rettungslos auf Tod und Leben verfallen war.

Was nun aber auch der Jüngling im Augenblick des Wiedersehens mit dem durch Erbsünde so schwer belasteten Gottesgeschöpf alles erblickte, erkannte und empfand, außer daß seine Lippen ein wenig zuckten, konnte man ihm deswegen nichts anmerken. „Wie heißt du eigentlich?“ fragte er nur die sündenerfüllte Sündlose. Die Hirtin nannte sich Agata und tat dies mit einer Stimme, die Francesco wie das Lachen einer paradiesfischen Lachtaube dünkte. „Kannst du schreiben und lesen?“ fragte er. Sie erwiderte: „Nein!“ „Weißt du etwas von der Bedeutung des heiligen Messopfers?“ Sie sah ihn an und antwortete nicht. Da gebot er ihr in das Kirchlein zu treten und begab sich selbst vor ihr hinein. Hinter dem Altar half ihm der Knabe in das Messgewand, Francesco setzte sich das Barett aufs Haupt, und die heilige Handlung konnte beginnen: nie hatte sich der junge Mensch dabei, wie jetzt, von einer so feierlichen Inbrunst durchdrungen gefühlt.

Ihm kam es vor, als wenn ihn der allgütige Gott erst jetzt zu seinem Diener berufen hätte. Der Weg priesterlicher Weißen, den er zurückgelegt hatte, schien ihm jetzt nicht mehr, als eine trockene, inhaltslose und trügerische Ubereilung zu sein, die mit dem wahrhaft Göttlichen nichts gemein hatte. Nun aber war die göttliche Stunde, die heilige Zeit in

ihm angebrochen. Die Liebe des Heilands war wie ein himmlischer Feuerregen, in dem er stand, und durch den alle Liebe seines eigenen Innern plötzlich befreit und entflammt wurde. Mit unendlicher Liebe weitete sich sein Herz in die ganze Schöpfung hinein und ward mit allen Geschöpfen im gleichen, entzückten Pulsschlag verbunden. Aus diesem Rausch, der ihn fast betäubte, brach das Mitleid mit aller Kreatur, brach der Eifer für das Göttlichgute mit verdoppelter Kraft hervor, und er glaubte nun erst die heilige Mutterkirche und ihren Dienst ganz zu verstehen. Er wollte nun mit einem ganz anderen, erneuten Eifer ihr Diener werden.

Und wie hatte ihm nicht der Weg, der Aufstieg zu diesem Gipfel, das Geheimnis erschlossen, nach dessen Sinn er Agata gefragt hatte. Ihr Schweigen, vor dem er selber stumm geworden war, bedeutete ihm, ohne daß er es merken ließ, gemeinsames Wissen durch Offenbarung, die ihnen beiden nun widerfahren war. War nicht die ewige Mutter der Inbegriff aller Wandlungen und hatte er nicht die verwahrlosten und im Finsternen tappenden, verlorenen Gotteskinder auf diesen überirdischen Gipfel gelockt, um ihnen das Wandlungswunder des Sohnes, das ewige Fleisch und Blut der Gottheit zu weisen? So stand der Jüngling und hob den Kelch, mit überströmenden Augen, voll Freude. Es kam ihm vor, als ob er selber zum Gott würde. In diesem Zustand der Auserwählten, des heiligen Werkzeugs, den er empfand, fühlte er sich mit unsichtbaren Organen in alle Himmel hineingewachsen, in einem Gefühl von Freude und Allgewalt, das ihn, wie er glaubte, über das ganze wimmelnde Gezücht der Kirchen und ihrer Pfaffheit unendlich erhob. Sie sollten ihn sehen, die Augen zu ihm in die schwindelnde Höhe seines Altars, auf dem er stand, mit staunender Ehrfurcht emporrichten. Denn er stand auf dem Altar in einem ganz anderen und höheren Sinne, als Petri Schlüsselhalter, der Papst, es nach seiner Erwählung tut. Krampfhaft verzückt hielt er den Kelch der Eucharistia und der Wandlungen, als ein Symbol des ewig sich neu gebärenden Gottesleibes der ganzen Schöpfung in die Unendlichkeit des Raums, wo es wie eine zweite, hellere Sonne leuchtete. Und während er seines Trachtens eine Ewigkeit, in Wirklichkeit zwei oder drei Sekunden, da stand mit dem erhobenen Heiligtum, kam es ihm vor, als ob der Zuckerhut von Sant' Agata von unten bis oben mit laufenden Engeln, Heiligen und Aposteln bedeckt wäre. Allein beinahe noch herrlicher schien ihm ein dumpfer Paukenlaut und ein Reigen schön gekleideter Frauen, der sich, verbunden mit Blumenwinden, klar durch die Mauern sichtbar, rund um die kleine Kapelle bewegte. Dahinter drehten sich in verzückter Raserei die Mänaden des Sarkophags, tanzten und hüpfen die ziegenfüßigen Satyrn, deren einige

das hölzerne Fruchtbarkeitsymbol des Luchino Scarabota in fröhlicher Prozeßion umhertragen.

Der Abstieg nach Soana brachte Francesco eine grüblerische Ernüchterung, wie jemandem, der die letzte Hefe aus dem Becher des Rausches getrunken hat. Die Familie Scarabota war nach der Messe davongegangen: Bruder, Schwester und Tochter hatten beim Abschied dankbar die Hand des jungen Priesters geküßt.

Wie er nun mehr und mehr in die Tiefe stieg, wurde ihm ebenso mehr und mehr der Zustand seiner Seele verdächtig, in dem er dort oben die Messe gelesen hatte. Auch der Gipfel von Sant' Agata war sicherlich früher eine irgendeinem Abgott geweihte, heidnische Kultstätte, was ihn da oben scheinbar mit dem Brausen des heiligen Geistes ergriffen hatte, vielleicht dämonische Einwirkung jener entthronten Theokratie, die Jesus Christus gestürzt hatte, deren verderbliche Macht aber vom Schöpfer und Lenker der Welt immer noch zugelassen war. In Soana und in seinem Pfarrhause angelangt, hatte das Bewußtsein, sich einer schweren Sünde schuldig gemacht zu haben, den Priester ganz eingenommen, und seine Ängste deswegen wurden so hart, daß er noch vor dem Mittagessen die Kirche betrat, die Wand an Wand mit seiner Wohnung lag, um sich in heißen Gebeten dem höchsten Mittler anzuvertrauen und womöglich in seiner Gnade zu reinigen.

In einer deutlich gefühlten Hilflosigkeit bat er Gott, ihn den Angriffen der Dämonen nicht auszuliefern. Er spüre sehr wohl, so bekannte er, wie sie sein Wesen auf allerlei Weise angriffen, je nachdem einengten oder über seine bisherigen, heilsamen Grenzen ausdehnten und in erschrecklicher Weise verwandelten. „Ich war ein sorgsam angebautes, kleines Gärtlein zu deiner Ehre,“ sagte Francesco zu Gott. „Nun ist es in einer Sintflut ertrunken, die vielleicht durch Einflüsse der Planeten steigt und steigt, und auf deren uferlosen Fluten ich in einem winzigen Rahne umhertreibe. Früher wußte ich genau meinen Weg. Es war derselbe, den deine heilige Kirche ihren Dienern vorzeichnet. Jetzt werde ich mehr getrieben, als daß ich des Zieles und des Weges sicher bin.“

Gib mir,“ flehte Francesco, „meine bisherige Enge und meine Sicherheit und gebiete den bösen Engeln, sie mögen davon ablassen, ihre gefährlichen Anschläge gegen deinen hilflosen Diener zu richten. Führe, o führe uns nicht in Versuchung. Ich bin zu den armen Sündern hinaufgestiegen in Deinem Dienst, mache, daß ich mich in den festbeschränkten Kreis meiner heiligen Pflichten zurückfinde.“

Francescos Gebete hatten nicht mehr die einstige Klarheit und Übersicht. Er bat um Dinge, die einander ausschlossen. Er ward mitunter selbst zweifelhaft, ob der Strom der Leidenschaft, der seine Bitten trug,

vom Himmel oder aus einer anderen Quelle stamme. Das heißt: er wußte nicht recht, ob er nicht etwa den Himmel im Grunde um ein höllisches Gut ansehe. Es mochte christlichem Mitleid und priesterlicher Sorge entsprungen sein, wenn er die Geschwister Scarabota in sein Gebet einbezog. Verhielt es sich aber ebenso, wenn er inbrünstig bis zu glühenden Tränen den Himmel um die Rettung Agatas anflehte?

Auf diese Frage konnte er einstweilen noch mit Ja antworten, denn die deutliche Regung des mächtigen Triebes, die er beim Wiedersehen des Mädchens gespürt hatte, war in eine schwärmerische Empfindung für etwas unendlich Reines übergegangen. Diese Verwandlung war die Ursache, daß Francesco nicht merkte, wie sich die Frucht der Todsfünde anstelle Mariens, der Mutter Gottes, eindrängte und für seine Gebete und Gedanken gleichsam die Inkarnation der Madonna war. Am ersten Mai begann in der Kirche von Soana, wie überall, ein besonderer Mariendienst, dessen Wahrnehmung die Wachsamkeit des jungen Priesters noch besonders einschläferte. Immer, Tag für Tag, gegen die Zeit der Abenddämmerung, hielt er, hauptsächlich vor den Frauen und Töchtern Soanas, einen kleinen Diskurs, der die Tugenden der gebenedeiten Jungfrau zum Gegenstand hatte. Vorher und nachher erscholl das Schiff der Kirche, bei offener Thür, in den Frühling hinaus, zu Ehren Mariens von Lobgesang. Und in die alten, köstlichen, nach Text und Musik so lieblichen Weisen mischte sich von außen fröhlicher Späßenlärm und aus den nahen, feuchten Schluchten die süßeste Klage der Nachtigall. In solchen Minuten war Francesco, scheinbar im Dienste Mariens, dem Dienste seines Idols ganz hingegeben.

Hätten die Mütter und Töchter Soanas geahnt, daß sie in den Augen des Priesters eine Gemeinschaft bildeten, die er Tag für Tag zur Verherrlichung dieser verhaßten Sündenfrucht in die Kirche zog, oder darum, um sich auf den andachtsvollen Klängen des Marien-Gesanges zu der fern und hoch am Felsen klebenden, kleinen Alm emportragen zu lassen, man würde ihn sicher gesteinigt haben, so aber schien es, als wüchse mit jedem Tag vor den staunenden Augen der ganzen Gemeinde des jungen Klerikers Frömmigkeit. Nach und nach wurde alt und jung, reich und arm, kurz jedermann, vom Sindaco bis zum Bettler, vom Kirchlichsten bis zum Gleichgültigsten, in den heiligen Maienrausch Francescos hineingezogen.

Sogar die langen einsamen Wege, die er nun öfters unternahm, wurden zugunsten des jungen Heiligen ausgelegt. Und doch wurden sie nur unternommen in der Hoffnung, daß ein Zufall ihm einmal bei solcher Gelegenheit Agata in den Wurf führen könne. Denn er hatte bis zum nächsten, besonderen Gottesdienste für die Familie Scarabota in seiner

Scheu, sich zu verraten, einen Zwischenraum von mehr als acht Tagen angefeht, der ihm jetzt unerträglich lang wurde.

Noch immer sprach die Natur in jener aufgeschlossenen Weise zu ihm, die er zuerst auf dem Gange nach Sant' Agata, auf der Höhe des kleinen Heiligtums wahrgenommen hatte. Jeder Grashalm, jede Blume, jeder Baum, jedes Wein- und Epheublatt waren nur Worte einer aus dem Urgrund des Seins aufklingenden Sprache, die, in tiefster Stille selbst, mit gewaltigem Brausen redete. Nie hatte eine Musik so fein ganzes Wesen durchdrungen und, wie er meinte, mit heiligem Geist erfüllt.

Francesco hatte den tiefen, ruhigen Schlaf seiner Nächte eingebüßt. Der mystische Weckruf, der ihn getroffen hatte, schien sozusagen den Tod getötet und seinen Bruder, den Schlaf, verbannt zu haben. Jede dieser von überall quellendem Leben durchpulsten Schöpfungsnächte ward für Francescos jungen Körper zur heiligen Offenbarungszeit: so zwar, daß es ihm manchmal zumute war, als ob er den letzten Schleier vom Geheimnis der Gottheit fallen fühlte. Oft, wenn er aus heißen Träumen, die beinahe ein Wachen darstellten, in das Wachen der Sinne überging, draußen der Fall von Soana doppelt so laut, als am Tage, rauschte, der Mond mit den Finsternissen der mächtigen Klüfte kämpfte und schwarzes Gemölle, gigantisch murrend, die höchsten Spitzen des Generoso verdüsterte, zitterte Francescos Leib von Gebeten, inbrünstig, wie nie zuvor, und ähnlich, wie wenn ein durstiger Stamm, dessen Wipfel der Frühlingsregen tränkt, im Winde erschauert. In diesem Zustande rang er voll Sehnsucht mit Gott, ihn in das heilige Schöpfungswunder, wie in den brennenden Kern des Lebens, einzuweißen, in dieses allerheiligste, innerste Etwas, das von dort aus alles Dasein durchdringt. Er sprach: „Von dort, o du mein allmächtiger Gott, bringe dein stärkstes Licht! von diesem in nie zu erschöpfenden Feuerwellen strömenden Kern verbreitet sich alle Wonne des Daseins und das Geheimnis der tiefsten Lust. Gebe mir nicht eine fertige Schöpfung in den Schoß, o Gott, sondern mache mich zum Mitschöpfer. Laß mich teilnehmen an deinem nie unterbrochenen Schöpfungswerk: denn nur dadurch, und durch nichts anderes, vermag ich auch deines Paradieses teilhaft zu werden.“ Unbekleidet lief Francesco, um die Glut seiner Glieder zu fühlen, im Zimmer bei weitgeöffnetem Fenster umher und ließ die Nachtlust um seinen Leib fluten. Dabei kam es ihm vor, als ruhe das schwarze Gewitter über dem riesenhaften Felsrücken des Generoso, wie ein ungeheurer Stier über einer Ferse ruht, schnaube Regen aus seinen Nüstern, murre, schieße zuckende Blitze aus düster flammenden Augen und übe mit keuchender Flanke das zeugende Werk der Fruchtbarkeit.

Vorstellungen wie diese waren durchaus heidnischer Art, und der Priester

wußte es, ohne daß es ihn jetzt beunruhigte. Er war allbereits zu sehr in die allgemeine Betäubung drängender Frühlingskräfte versunken. Der narkotische Brodem, der ihn erfüllte, löste die Grenzen seiner engen Persönlichkeit und weitete ihn ins Allgemeine. Überall wurden Götter geboren in der frühen, toten Natur. Und auch die Tiefen von Francescos Seele erschlossen sich und sandten Bilder herauf von Dingen, die im Abgrund der Jahrmillionen versunken lagen.

In einer Nacht hatte er, im Zustande halben Wachens, einen schweren und in seiner Art furchtbaren Traum, der ihn in eine grausige Andacht versenkte. Er ward gleichsam zum Zeugen eines Mystatoriums, das eine schreckliche Fremdheit und zugleich etwas, wie Weihungen einer uralten, unwiderstehlichen Macht ausatmete. Irgendwo versteckt in den Felsen des Monte Generoso schienen Klöster gelegen zu sein, aus denen herab gefährliche Steige und Felsstieppchen in unzugängliche Höhlen führten. Diese Felssteige klangen in feierlichem Zuge, einer hinter dem anderen, bärtige Männer und Greise in braunen Kutten herab, die aber in der Versunkenheit ihrer Bewegungen, sowie in der Entrücktheit ihrer Gesichter schauerlich wirkten und zur Ausübung eines schrecklichen Kultes verdammt schienen. Diese beinahe riesenhaften und wilden Gestalten waren auf eine beklemmende Weise ehrwürdig. Sie kamen hochaufgerichtet herab, mit gewaltig verwilderten, buschigen Häuption, an denen sich Haupt- und Barthaar vermischte. Und diesen Vollstreckern eines unbarmherzigen und tierischen Dienstes folgten Weiber nach, die nur von den mächtigen Wogen ihres Haars, wie von schweren, goldenen oder schwarzen Mänteln bedeckt waren. Während das Joch des furchtbaren Triebs die wortlos abwärtssteigenden Traumeremiten starr und besinnungslos gefangen hielt, lag eine Demut über den Weibern, gleichwie über Opfertieren, die sich selber einer schrecklichen Gottheit darbringen. In den Augen der Mönche lag stille, besinnungslose Wut, als wenn der giftige Biß eines tollen Tiers sie verwundet und ihnen einen Bahnwiß ins Blut gesetzt hätte, dessen rasender Ausbruch zu erwarten war. Auf den Stirnen der Weiber, in ihren andächtig fromm gesenkten Wimpern lag eine erhabene Feierlichkeit.

Endlich hatten die Anachoreten des Generoso sich, wie lebende Götzen, vereinzelt in flache Höhlen der Felswand gestellt, und es begann ein ebenso häßlicher, als erhabener Phallusdienst. So scheußlich er war — und Francesco erschrak in der tiefsten Seele — so schauerlich war er in seinem tödlichen Ernst und seiner bangen Heiligkeit. Mächtige Eulen revierten mit durchdringendem Schrei an den Felswänden, beim Sturze des Wasserfalls und im magischen Lichte des Monds, aber die gewaltigen Rufe der großen Nachtvögel wurden von den herzerstarrenden Schmerzensschreien der Priesterinnen übertönt, die an den Qualen der Lust dahinstarben.

Der Tag des Gottesdienstes für die armen, versemten Sennhirten war endlich wieder herangekommen. Er glück schon am Morgen, als der Priester Francesco Bela sich erhob, keinem unter allen früheren, die er jemals erlebt hatte. So springen im Leben jedes bevorzugten Menschen unerwartet und ungerufen Tage, wie blendende Offenbarungen auf. Der Jüngling hatte an diesem Morgen nicht den Wunsch, weder ein Heiliger, noch ein Erzengel, noch selbst ein Gott zu sein. Vielmehr beschlich ihn leise Furcht, Heilige, Erzengel und Götter möchte der Neid ihm zu Feinden machen: denn er kam sich an diesem Morgen über Heilige, Engel und Götter erhaben vor. Aber oben auf Sant' Agata wartete seiner eine Enttäuschung. Sein Idol, das den Namen der Heiligen trug, hatte sich von dem Kirchengang ausgeschlossen. Von dem erbleichenden Priester gefragt, brachte der rauhe, vertierte Vater rauhe, vertierte Laute heraus, während die Gattin, die zugleich seine Schwester war, die Tochter mit häuslicher Arbeit entschuldigte. Hierauf ward die heilige Funktion durch Francesco auf eine so teilnahmslose Weise erlebt, daß er am Schlusse der Messe nicht recht wußte, ob er sie schon begonnen habe. Im Innern durchlebte er Höllenpein, ja, solche Zustände, die, einem wirklichen Höllensturz vergleichbar, aus ihm einen armen Verdammten machten.

Nachdem er den Ministranten zugleich mit den Geschwistern Scarbota entlassen hatte, stieg er, noch immer vollkommen fassungslos, an irgendeiner Seite des steilen Kegels bergab, ohne sich eines Zieles, noch weniger irgendeiner Gefahr bewußt zu sein. Wieder hörte er Rufe hochzeitlich kreisender Fischadler. Aber sie klangen ihm wie Hohn, der sich aus trügerisch leuchtendem Aether herabschüttete. Im Geröll eines trockenen Wasserlaufs rutschte er leuchend und springend ab, während er wirre Gebete und Flüche wimmerte. Er fühlte Foltern der Eifersucht. Obgleich etwas Weiteres nicht geschehen war, als daß die Sünderin Agata durch irgend etwas auf der Alpe von Soana festgehalten wurde, erschien es dem Priester ausgemacht, daß sie einen Buhlen besaß und die der Kirche gestohlene Zeit in seinen verruchten Armen zubrachte. Während ihm durch ihr Fernbleiben mit einem Schlage die Größe seiner Abhängigkeit zum Bewußtsein kam, fühlte er abwechselnd Angst, Bestürzung und Wut, den Drang, sie zu strafen und um Rettung aus seiner Not, das heißt um Gegenliebe zu betteln. Er hatte den Stolz des Priesters noch keineswegs abgestreift: es ist dies der wildeste und unbeugsamste! und dieser Stolz war aufs tiefste verletzt worden. Für ihn war das Ausbleiben Agatas dreifache Demütigung. Die Sünderin hatte den Mann an sich, den Diener Gottes und den Geber des Sakramentes verworfen. Der Mann, der Priester, der Heilige wand sich in Krämpfen getretener Eitelkeit und schäumte, wenn er des bestialisches Kerls, Hirt oder Holzknecht, gedachte, den sie inzwischen wahrscheinlich ihm vorzog.

Mit zerrissener und bestaubter Soutane, beschundenen Händen und zertrugtem Gesicht gelangte Francesco nach einigen Stunden wilden und irren Umherkletterns, Schlucht ab, Schlucht auf, zwischen Ginstergebüsch, über brausendes Vergwasser, in eine Gegend des Generoso, wo Herdengeläut sein Ohr berührte. Welchen Ort er somit erreicht hatte, war ihm nicht einen Augenblick zweifelhaft. Er blickte auf das verlassene Soana hinunter, auf seine Kirche, die bei heller Sonne deutlich zu sehen war, und erkannte die Menge, die nun vergeblich dem Heiligtum zuströmte. Jetzt eben hätte er sollen das Messgewand in der Sakristei übertun. Aber er hätte viel eher ein Seil um die Sonne legen und diese herabziehen können, als daß es ihm möglich gewesen wäre, die unsichtbaren Fesseln zu zerreißen, die ihn gewaltsam nach der Alpe zogen.

Eben wollte den jungen Pfarrer etwas wie Selbstbesinnung anwandeln, als ein duftender Rauch, von der frischen Bergluft getragen, ihm in die Nase stieg. Unwillkürlich forschend umherblickend, bemerkte er nicht sehr fern eine sitzende Mannesgestalt, die ein Feuerchen zu behüten schien, an dessen Rand ein blechernes Gefäß, wahrscheinlich gefüllt mit einer Minestra, dampfte. Der Sitzende sah den Priester nicht, denn er hatte ihm seinen Rücken zugekehrt. So konnte der Priester wiederum nur einen runden, beinahe weißwolligen Kopf, einen starken und braunen Nacken unterscheiden, während Schulter und Rücken von einer durch Alter, Wetter und Wind erdfarbgewordenen Jacke bedeckt waren, die nur lose darüber hing. Der Bauer, Hirt oder Holzfäller, was er nun sein mochte, saß, gegen das Feuerchen hingebeugt, dessen kaum sichtbare Flammen vom Berghauch gedrückt, waghoch an der Erde hinzüngelten und Rauchschwaden flachhin ausfendeten. Er war augenscheinlich in eine Arbeit vertieft, eine Schnitzlei, wie sich bald herausstellte, und schwieg zumeist, wie jemand, der bei dem, was er gerade tut, Gott und die Welt vergessen hat. Als Francesco, aus irgendeinem Grunde ängstlich jede Bewegung vermeidend, längere Zeit gestanden hatte, fing der Mann oder Bursche am Feuer leise zu pfeifen an, und einmal ins Musizieren gekommen, schickte er plötzlich aus melodischer Kehle abgerissene Stücke irgendeines Liedes in die Luft.

Das Herz Francescos pochte gewaltig. Es war nicht deshalb, weil er so heftig schluchtab, schluchtauf gestiegen war, sondern aus Gründen, die theils aus der Sonderbarkeit seiner Lage, theils von dem eigentümlichen Eindruck herrührten, den die Nähe des Menschen am Feuer in ihm hervorbrachte. Dieser braune Nacken, dieses krause, gelblichweiße Gelock des Kopfes, die jugendlich strohende Körperlichkeit, die man unter dem schäbigen Umhang ahnte, das spürbar freie und wunschlose Behagen des Bergbewohners: alles zusammen ging blitzartig in Francescos Seele eine Be-

ziehung ein, in der seine krankhafte und gegenstandslose Eifersucht noch qualvoller aufloberte.

Francesco schritt auf das Feuer zu. Es wäre ihm doch nicht gelungen, verborgen zu bleiben; und er war überdies von unwiderstehlichen Kräften angezogen. Da wandte sich der Bergmensch herum, zeigte ein Antlitz voll Jugend und Kraft, wie es ähnlich der Priester noch niemals gesehen hatte, sprang auf und blickte den Kommenden an.

Es war Francesco nun klar, daß er es mit einem Hirten zu tun hatte, da die Schnißelei, die jener verfertigte, eine Schleuder war. Er bewachte die braun und schwarz gefleckten Rinder, die, da und dort sichtbar, im ganzen entfernt und versteckt, zwischen Gestein und Gesträuch herumkletterten, nur durch das Geläute verraten, die der Stier und eine und die andere Kuh am Halse trug. Er war ein Christ: und was hätte er zwischen allen diesen Bergkapellen und Madonnenbildern der Gegend auch anderes sein sollen? Aber er schien auch ein ganz besonders ergebener Sohn der heiligen Kirche zu sein, denn er küßte, sogleich das Gewand des Priesters erkennend, Francesco mit schwerer Inbrunst und Demut die Hand.

Sonst aber, wie dieser sogleich erkannte, hatte er mit den übrigen Kindern der Pfarochie keine Ähnlichkeit. Er war stärker und untersehter gebaut, seine Muskeln hatten etwas Athletisches, sein Auge schien aus dem blauen See in der Tiefe genommen zu sein und an Weitblick dem der braunen Fischadler gleich, die, wie immer, hoch um Sant' Agata kreisten. Seine Stirn war niedrig, die Lippen wulstig und feucht, sein Blick und Lächeln von berber Offenheit. Verstecktes und Lauernes, wie es manchem Südländer eigen ist, war ihm nicht anzumerken. Von alledem gab sich Francesco, Auge in Auge mit dem blonden jungen Adam des Monte Generoso, Rechenschaft und gestand sich, daß er einen so urwüchsig schönen Bummel noch nicht gesehen hatte.

Um den wahren Grund seines Kommens zu verbergen und sein Erscheinen zugleich verständlich zu machen, log er, daß er einem Sterbenden das Sakrament in einer entlegenen Hütte gereicht und dann den Heimweg ohne seine Ministranten angetreten habe. Dabei habe er sich verirrt, sei abgeglitten und abgerutscht und wünsche nun auf den rechten Weg gewiesen zu sein, nachdem er sich ein wenig geruht habe. Diese Lüge glaubte der Hirt. Mit derbem Lachen und seine gesunden Zahnreihen zeigend, aber doch mit Verlegenheit, begleitete er die Erzählung des Geistlichen und machte ihm einen Sitz zurecht, die Jacke von seinen Schultern werfend und über den Begrab am Feuer ausbreitend. Hierbei wurden seine braunen und blanken Schultern, ja, der ganze Oberkörper bis zum Gürtel entblößt, und es zeigte sich, daß er ein Hemd nicht anhatte.

Mit diesem Naturkinde ein Gespräch anzufangen, hatte beträchtliche Schwierigkeiten. Es schien ihm peinlich, mit dem geistlichen Herrn allein zu sein. Nachdem er eine Weile kniend ins Feuer geblasen, Reifig dazu getan, ab und zu den Deckel des Kochgeschirrs gelüftet und dazu Worte in einer unverständlichen Mundart gesprochen hatte, stieß er urplötzlich einen gewaltigen Lufzger aus, der von den Felsbastionen des Generoso zurück und in vielfachem Echo widerhallte.

Raum daß dieses Echo verklungen war, so hörte man etwas mit lautem Kreischen und Gelächter sich annähern. Es waren verschiedene Stimmen, die Stimmen von Kindern, von denen sich eine abwechselnd lachende und nach Hilfe rufende, weibliche Stimme unterschied. Beim Klang dieser Stimme fühlte Francesco seine Arme und Füße absterben, und es war ihm zugleich, als ob sich eine Macht ankündige, die, verglichen mit der, die sein natürliches Dasein hervorgebracht hatte, das Geheimnis des wahren, des wirklichen Lebens enthielt. Francesco brannte wie der Dornbusch des Herrn, aber äußerlich war ihm nichts anzumerken. Während sein Inneres sekundenlang ohne Besinnung war, fühlte er eine unbekannte Befreiung und zugleich eine ebenso süße, als rettungslose Gefangenschaft.

Inzwischen hatten sich die von Gelächter erstickten, weiblichen Notrufe angenähert, bis an der Wendung eines abschüssigen Steiges ein ebenso unschuldiges, als freilich auch ungewöhnliches, bukolisches Bild sichtbar ward. Ebenderfelbe scheckige Ziegenbock, der den Priester Francesco bei seinem ersten Besuch auf der Alm belästigt hatte, führte, pustend und widerspenstig, einen kleinen Bacchantenzug, wobei er, von lärmenden Kindern verfolgt, die einzige Bacchantin des Trupps rittlings auf seinem Rücken trug. Das schöne Mädchen, das Francesco, wie er glaubte, zum ersten Male erblickte, hielt die gewundenen Hörner des Boockes kräftig gefaßt, so stark sie sich aber nach rückwärts bog, den Hals des Tieres mit sich reißend, vermochte sie doch nicht, weder es zum Stillstand zu zwingen, noch von seinem Rücken herunterzusteigen. Irgendein Spaß, den sie den Kindern zuliebe vielleicht unternommen haben mochte, hatte das Mädchen in diese hilflose Lage gebracht, wie sie, nicht eigentlich sitzend, sondern zu beiden Seiten des ungeeigneten Reittieres mit nackten Füßen die Erde berührend, weniger getragen ward, als schritt und doch, ohne einen Fall zu tun, von dem ungebärdigen, feurigen Boock nicht los konnte. So hatte sich ihr Haar gelöst, die Tragbänder ihres groben Hemdes waren von den Schultern geglitten, so daß eine köstliche Halbkuugel sichtbar ward, und die so wie so kaum bis zur Wade reichenden Röckchen der Hirtin langten jetzt noch weniger zu, ihre üppigen Knie zu bedecken.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor der Priester sich bewußt wurde, wer eigentlich die Bacchantin war, und daß er in ihr den lechzend

gesuchten Gegenstand seiner marternden Sehnsucht vor sich hatte. Die Schreie des Mädchens, ihr Lachen, ihre unfreiwillig wilden Bewegungen, ihr fesselloses, fliegendes Haar, der geöffnete Mund, die hoch und stoßweis atmende Brust, die ganze gleichsam erzwungene und doch freiwillige Tollkühnheit des übermütigen Ritts, hatten sie äußerlich ganz verändert. Eine rosige Blut überzog ihr Gesicht und mischte Lust und Angst mit Schamhaftigkeit, die sich drollig und lieblich ausdrückte, wenn etwa blitzschnell eine der Hände vom Horne des Bodens fort nach dem gefährlich verschobenen Rocksaum fuhr.

Francesco war gebannt und dem Wille verfallen, als wäre es mit der Kraft zu lähmen begabt. Es erschien ihm schön, auf eine Art, die ihm nicht im entferntesten die naheliegende Ähnlichkeit mit einem Hexenritt in Erinnerung brachte. Dagegen belebten sich seine antiken Eindrücke. Er gedachte des marmornen Sarkophags, der, immer von klarem Bergwasser überfließend, am Dorfplatze in Soana stand, und dessen Bildnerei er jüngst studiert hatte. War es nicht so, als hätte diese steinerne und doch so lebendige Welt des bekränzten Weingotts, der tanzenden Satyrn, der panthergezogenen Triumphwagen, der Flötenspielerinnen und Bacchantinnen, sich in die steinernen Obeneien des Generoso versteckt, und als wäre plötzlich eine der gottbegeisterten Weiber, von dem rasenden Bergkult der Mänaden abgesprengt, überraschend ins Gegenwartleben getreten.

Hatte Francesco nicht sogleich Agata, so hatte dafür der Bod den Priester sofort erkannt: weshalb er ihm seine vergeblich schreiende und widerstrebende Last geradeswegs zuschleppte, und indem er, ganz ohne Umstände, mit seinen beiden gespaltenen Vorderhufen auf den Schoß des Priesters trat, bewirkte er, daß seine Reiterin, endlich erlöst, von seinem Rücken langsam herunterglitt.

Nachdem das Mädchen begriffen hatte, daß ein Fremder zugegen war, und als sie nun gar in diesem Fremden Francesco erkannte, versiegte ganz plötzlich ihr Lachen und ihre Munterkeit, und ihr Antlitz, das noch eben vor Lust gegläntzt hatte, nahm eine gleichsam troßige Blässe an.

„Warum bist du heut nicht zur Kirche gekommen?“ Francesco tat diese Frage, sich erhebend, in einem Ton und mit einem Ausdruck seines bleichen Gesichtes, den man als einen zornigen deuten mußte, obgleich er eine andere Erregung des Gemütes als Ursache hatte. Sei es, weil er diese Erregung verstecken wollte, oder aus Verlegenheit, ja Hilflosigkeit, oder weil wirklich der Seelsorger in ihm in Entrüstung geriet: der Zorn nahm zu und trat in einer Weise hervor, der den Hirten befremdet ausblicken machte, dem Mädchen aber nacheinander die Röte und Blässe der Bestürzung und Scham ins Antlitz trieb.

Aber während Francesco sprach und mit Worten strafte — Worten,

die ihm gelaufig waren, ohne daß seine Seele in ihnen zu sein brauchte, war es in seinem Inneren still, und während die Adern seiner alabasternen Stirn aufschwollen, empfand er die Wonnen einer Erlösung. Die noch eben empfundene, tiefste Lebensnot war in Reichtum verwandelt, der marternde Hunger in Sättigung, die noch eben verfluchte, infernalische Welt troff jetzt vom Glanze des Paradieses. Und indem sich die Wollust seines Zornes stärker und stärker ergoß, wurde sie selber stärker und stärker. Er hatte den verzweifeltsten Zustand nicht vergessen, in dem er soeben gewesen war, aber es jubilierte in ihm, und er mußte ihn segnen und wieder segnen. Dieser Zustand war ja die Brücke gewesen zur Seligkeit. So weit war Francesco allbereits in die magischen Kreise der Liebe hineingeraten, daß die bloße Gegenwart des geliebten Gegenstandes jenen Genuß mit sich brachte, der mit Glück betäubt und an eine noch so nahe Entbehrung nicht denken läßt.

Bei alledem fühlte der junge Priester und verbarg sich nicht mehr, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war. Der wahre Zustand seines Wesens war gleichsam nackt hervorgetreten. Die tolle Jagd, die er hinter sich hatte, er wußte es wohl, war von der Kirche nicht vorgezeichnet und außerhalb des geheiligten Wegenetzes, das seinem Wirken deutlich und streng gezogen war. Zum ersten Male geriet nicht nur sein Fuß, sondern auch seine Seele in die Weglosigkeit und es kam ihm vor, als wenn er nicht so als Mensch, sondern eher als ein fallender Stein, ein fallender Tropfen, ein vom Sturme getriebenes Blatt, an die Stelle, auf der er nun stand, gelangt wäre.

Jedes seiner zornigen Worte belehrte Francesco, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig war, hingegen aber gezwungen wurde, um jeden Preis Gewalt über Agata zu suchen und auszuüben. Er nahm sie mit Worten in Besitz. Je mehr er sie demütigte, desto voller tönten in ihm die Harfen der Seligkeit. Jeder Schmerz, den er ihr strafend zufügte, weckte einen Zaumel in ihm: es fehlte nicht viel, ja, wäre der Hirte nicht zugegen gewesen, Francesco wäre, in einem solchen Zaumel, der letzten Beherrschung seiner selbst verlustig gegangen und hätte, dem Mädchen zu Füßen fallend, den echten Schlag seines Herzens verraten.

Agata hatte bis diesen Tag, trotzdem sie in dem verrufenen Anwesen groß geworden war, den Unschuldstand einer Blume bewahrt. Ebenso wenig als der Vergenzian waren ihre, diesem gleichenden, blauen Augensterne jemals im Tale, unten am See gesehen worden. Sie hatte den engsten Erfahrungskreis. Doch, obgleich der Priester für sie eigentlich gar kein Mensch, viel eher ein Ding zwischen Gott und Mensch, eine Art fremder Zauberer war, erriet sie doch plötzlich, und bekundete es durch einen erstaunten Blick, was Francesco verbergen wollte.

Die Kinder hatten den Ziegenbock, über Geröll empor, davongeführt.

Dem Holzknecht war in Gegenwart des Priesters nicht wohl geworden. Er nahm den Topf vom Feuer und kletterte damit unter vielen Mühen wahrscheinlich zu einem Kameraden hinauf, der Lasten Reisig an einem unendlich langen Draht über einen Abgrund zur Tiefe hinab beförderte. Mit einem schleifenden Geräusch zog jeweilen solch ein dunkles Bündel längs der Felsbasionen dahin, einem braunen Bären oder dem Schatten eines Riesenvogels nicht unähnlich. Ubrigens schien es zu fliegen, da der Draht nicht sichtbar war. Als nach einem urkräftigen Jobler, der von den Zinnen und Bastionen des Generoso widerhallte, der Hirt dem Gesichtskreis entschwunden war, küßte Agata, gleichsam zerknirscht, dem Priester den Saum des Gewandes und dann die Hand.

Francesco hatte mechanisch über den Scheitel des Mädchens das Zeichen des Kreuzes gemacht, wobei seine Finger ihr Haar berührt hatten. Nun aber ging ein krampfhaftes Zittern durch seinen Arm, als ob ein Etwas mit letzter Kraft ein anderes Etwas in seiner Gewalt behalten wollte. Aber das angespannte, hemmende Etwas vermochte doch nicht zu verhindern, daß die segnende Hand sich langsam spreizte und mit ihrer Fläche dem Haupte der reuigen Sünderin näher und näher kam und plötzlich fest und voll darauf ruhte.

Feige sah sich Francesco ringsum. Es lag ihm fern, sich etwa jezt noch selbst zu belügen, und die Lage, in der er war, mit den Obliegenheiten seines heiligen Amtes zu rechtfertigen, dennoch redete allerlei aus ihm von Beichte und Firmelung. Und die nahezu ungebändigte, sprungbereite Leidenschaft fürchtete so sehr die Möglichkeit, bei ihrer Entdeckung Entsetzen und Abscheu zu erregen, daß auch sie noch einmal feige unter die Maske der Geistlichkeit flüchtete.

„Du wirst zu mir hinunter in die Schule nach Soana kommen, Agate,“ sagte er. „Dort wirst du lesen und schreiben lernen. Ich will dich ein Morgen- und Abendgebet lehren, ebenso Gottes Gebote, und wie du die sieben Hauptsünden erkennen und vermeiden kannst. Wöchentlich wirst du dann bei mir beichten.“

Aber Francesco, der sich nach diesen Worten losgerissen hatte und, ohne sich umzublicken, bergabwärts gestiegen war, entschloß sich am nächsten Morgen, nach einer übeldurchwachten Nacht, selbst zur Beichte zu gehen. Als er einem tabakschnupfenden Erzpriester des nahen Bergstädtchens, Aragno mit Namen, seine Gewissensnöte, nicht ohne Versteckensspiel, eröffnete, ward er bereitwilligst absolviert. Es war eine Selbstverständlichkeit, daß sich der Teufel dem Versuche des jungen Priesters, verirrte Seelen in den Schoß der Kirche zurückzuleiten, entgegensetzte, besonders da das Weib für den Mann immer die nächste Gelegenheit zur Sünde sei. Nachdem Francesco dann mit dem Arciprete im Pfarrhaus gekrüßt hatte

und bei offenem Fenster, linder Luft, Sonne und Vogelsang manches offene Wort über den öfteren Widerstreit menschlicher mit kirchlichen Angelegenheiten gefallen war, gab sich Francesco der Täuschung hin, ein erleichtertes Herz davon zu tragen.

Zu dieser Wandlung hatten wohl auch für ihren Teil einige Gläser jenes schweren, schwarzvioletten Weines beigetragen, den die Bauern Arognoskelterten und dessen der Pfaff einige Orkoste voll besaß. Zu dem Kellergewölbe unter gewaltigen zartbelaubten Kastanien, wo dieser Reichtum auf Balken lagerte, gab sogar schließlich noch, nach beendeter Mahlzeit, der Priester dem Priester und Weichkinde das Geleit, da er gewohnheitsgemäß um diese Zeit für den weiteren Tagesbedarf seinen mitgenommenen Fiasco zu füllen pflegte.

Raum aber hatte Francesco seinem Weichtvater auf der blumigen, windbewegten Wiese vor der eisenbeschlagenen Pforte des Felsgewölbes Lebwohl gesagt, kaum hatte er, rüstig um eine Biegung des Weges davon schreitend, hügeliges Land genug, mit Baum und Gebüsch, zwischen sich und ihn gebracht, als er auch schon einen unerklärlichen Widerwillen gegen den Trost des Kollegen empfand und die ganze Zeit, die er mit ihm verbracht hatte.

Dieser schmutzige Bauer, dessen abgenutzte Soutane und schweißiges Unterzeug einen widerlichen Geruch verbreitete, dessen schinniger Kopf und mit eingestrichenem Schmutz bedeckte, rauhe Hände bewiesen, daß Seife für ihn eine fremde Sache war, schien ihm vielmehr ein Lier, ja, ein Kloß, statt ein Priester Gottes zu sein. Die Geistlichen sind geweihte Personen, sagte er sich, wie die Kirche lehrt, die durch die Weihe übernatürliche Würde und Gewalt erhalten haben, so daß selbst Engel vor ihnen sich neigen. Diesen konnte man nur als eine Spottgeburt auf das alles bezeichnen. Welche Schmach, die priesterliche Allmacht in solche Rüpelhände gelegt zu sehen. Da doch Gott sogar solcher Allmacht unterliege und er durch die Worte: „hoc est enim meum corpus“ unwiderstehlich gezwungen wird, auf den Messtisch niederzusteigen.

Francesco haßte ihn, ja, verachtete ihn. Dann wieder empfand er tiefes Bedauern. Aber endlich kam es ihm vor, als ob sich der stinkende, häßliche, unflätige Satan in ihn verkleidet hätte. Und er gedachte solcher Geburten, die mit Hilfe eines incubus oder eines succubus zustande gekommen sind.

Francesco erstaunte selbst über solche Regungen seines Innern und über seinen Gedankengang. Sein Wirt und Weichtiger hatte, außer durch sein Dasein, kaum einen Anlaß dazu gegeben, denn seine Worte, auch über Tisch, waren durchaus getragen vom Geiste der Wohlplanständigkeit. Aber Francesco schwamm bereits wiederum in einem solchen Gefühl von Ge-

hobenheit, glaubte eine so himmlische Reinheit zu atmen, daß ihm, verglichen mit diesem geheiligten Element, das Alltägliche wie im Stande der Verdammnis festgekettet schien.

Der Tag war gekommen, an dem Francesco die Sünderin von der Alpe zum erstenmal im Pfarrhause zu Soana erwartete. Er hatte ihr aufgetragen, die Schelle, unweit der Kirchthür, zu ziehen, durch die man ihn in den Beichtstuhl rufen konnte. Aber es ging schon gegen die Mittagszeit, ohne daß die Schelle sich regen wollte, während er, immer zerstreuter werdend, einige halberwachsene Mädchen und Knaben im Schulzimmer unterrichtete. Der Wasserfall sandte sein Brausen, jetzt aufschwellend, jetzt absinkend, durchs offene Fenster herein, und die Erregung des Priesters wuchs, so oft es sich steigerte. Er war dann besorgt, womöglich das Läuten der Schelle zu überhören. Die Kinder befremdete seine Unruhe, seine Geistesabwesenheit. Am wenigsten entging es den Mädchen, deren irdische, wie himmlische Sinne schwärmerisch an dem jungen Heiligen sich weideten, daß er mit der Seele nicht bei der Sache und also auch nicht bei ihnen war. Durch tiefen Instinkt mit den Regungen seines jugendlichen Wesens verknüpft, empfanden sie sogar jene Spannung mit, die es augenblicklich beherrschte.

Kurz vor dem Zwölfuhrglöckenschlag entstand Gemurmel von Stimmen auf dem Dorfplatz, der mit seinen mailich sprossenden Kastanienwipfeln bis dahin still im Lichte der Sonne lag. Eine Menschenmenge näherte sich. Man hörte ruhigere, scheinbar protestierende, männliche Kehllaute. Aber ein unaufhaltsamer Strom von weiblichen Worten, Schreien, Verwünschungen und Protesten überschwoll mit einemmal jene und dämpfte sie bis zur Unhörbarkeit. Dann trat eine bange Ruhe ein. Plötzlich schlugen ans Ohr des Priesters dumpfe Geräusche, deren Ursache im ersten Augenblick unbegreiflich blieb. Man war im Mai und doch klang es, als wenn im Herbst ein Kastanienbaum, unter der Wucht eines Windstoßes, Lasten von Früchten auf einmal abschüttelte. Plätschend trommeln die harten Kastanien auf das Erdreich.

Francesco beugte sich aus dem Fenster.

Er sah mit Entsetzen, was auf der Piazza im Gange war. Er war so erschrocken, ja, so bestürzt, daß ihn erst der ohrzerreißende, gellende Laut des Beichtglöckchens zur Besinnung brachte, an dem mit verzweifelter Hartnäckigkeit gerissen wurde. Und schon war er in die Kirche und vor die Kirchthür geeilt und hatte das Beichtkind, es war Agata, vom Zug der Klingel weg und in die Kirche hineingerissen. Dann trat er vor das Portal hinaus.

So viel war klar: der Eintritt der Verfehlten in den Ort war bemerkt worden und geschehen, was in diesem Falle gewöhnlich war. Man hatte

versucht, sie mit Steinen, wie jeden räudigen Hund, oder wie man einem Wolfe getan hätte, aus dem Wohnbereich der Menschen zu jagen. Bald hatten sich Kinder und Mütter von Kindern zusammengetan und hatten das ausgestoßene, fluchbringende Wesen geheßt, ohne sich durch die schöne Mädchengestalt irgendwie in der Annahme stören zu lassen, ihre Steinwürfe gälten einem gefährlichen Tier, einem Ungeheuer, das Pest und Verderben verbreite. Indessen hatte Agata, des priesterlichen Schutzes gewiß, sich von ihrem Ziel nicht abbringen lassen. So war das entschlossene Mädchen, verfolgt und geheßt, vor der Kirchthür angelangt, die jetzt noch von einigen geworfenen Steinen aus Kinderhänden getroffen wurde.

Der Priester hatte nicht nötig, die aufgeregten Gemeindeglieder durch eine Strafpredigt zur Besinnung zu bringen: sie verflüchtigten sich, sobald sie ihn sahen.

In der Kirche hatte Francesco der hochatmenden, stummen Verfolgten durch einen Wink bedeutet, mit ihm ins Pfarrhaus zu gehn. Auch er war erregt, und so hörten sich beide stoßweise atmen. Auf einem engen Treppchen des Pfarrhäuschens, zwischen weißgetünchten Mauern, stand die bestürzte, doch schon wieder ein wenig beruhigte Schaffnerin, um das geheßte Wild zu empfangen. Man merkte ihr an, daß sie bereit zu helfen war, wenn es irgendwie not thäte. Erst beim Anblick der alten Frau schien Agata sich des Demütigenden ihres augenblicklichen Zustands bewußt zu werden. Vom Lachen zum Zorn, vom Zorn zum Lachen übergehend, stieß sie starke Verwünschungen aus, und gab so dem Priester Gelegenheit, zum erstenmal ihre Stimme zu hören, die, wie ihm vorkam, voll, sonor und heroisch klang. Ihr war nicht bekannt, weshalb sie verfolgt wurde. Sie sah das Städtchen Soana etwa wie ein Nest von Erdwespen oder einen Ameisenhaufen an. So wütend und entrüstet sie war, kam es ihr doch nicht in den Sinn, über die Ursache einer so gefährlichen Bössartigkeit nachzudenken. Kannte sie doch diesen Zustand von Kindheit an und nahm ihn für einen nur natürlichen. Allein man wehrt sich auch gegen Wespen und Ameisen. Mögen es Tiere sein, die uns angreifen, wir werden durch sie, je nachdem, zum Haß, zur Wut, zur Verzweiflung empört und entladen die Brust, wiederum je nachdem, durch Drohungen, Tränen oder durch Regungen tiefster Verachtung. So tat auch Agata, während ihr nun die Haushälterin die ärmlichen Lumpen zurechtzupfte, sie selber aber den staunenerregenden Schwall ihres rost- bis ockerfarbenen Haares, das sich im hastigen Lauf gelöst hatte, aufsteckte.

Wie nie zuvor, litt der junge Francesco in diesem Augenblick unter dem Zwang seiner Leidenschaft. Die Nähe des Weibes, das, wie eine wilde, köstliche Frucht, in der Vergöbenei zur Reife gediehen war, die

berauschende Blut, die ihr erhitzter Körper ausströmte, der Umstand, daß die bis dahin ferne Unerreichliche jetzt die Enge der eigenen Wohnung umschloß, alles das brachte zuwege, daß Francesco die Fäuste ballen, die Muskeln spannen, die Zähne zusammenbeißen mußte, um nur in einer Verfassung aufrecht zu bleiben, die ihm das Hirn sekundenlang völlig verfinsterte. Wurde es hell, so war ein ungeheurer Aufruhr von Bildern, Gedanken und Gefühlen in ihm: Landschaften, Menschen, fernste Erinnerungen, lebendige Augenblicke der familiären und beruflichen Vergangenheit vermählten sich mit Vorstellungen der Gegenwart. Gleichsam fliehend von diesen, stieg süß und schrecklich eine unentrinnbare Zukunft empor, der er sich ganz verfallen mußte. Gedanken juckten über dies Bilderchaos der Seele hin, unzählbar, ruhelos, aber ohnmächtig. Der bewußte Wille, erkannte Francesco, war in seiner Seele entthront, und ein anderer herrschte dem nicht zu widerstehen war. Mit Grauen gestand sich der Jüngling, ihm war er auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Diese Verfassung glich der Beseßtheit. Aber wenn ihn die Angst vor dem unvermeidlichen Sturz in das Verbrechen der Todsünde überkam, so hätte er gleichzeitig vor unbändiger Freude aufbrüllen mögen. Sein hungriger Blick sah mit nie gekannter, staunender Sättigung. Mehr: Hunger war hier Sättigung, Sättigung Hunger. Ihm schoß der verruchte Gedanke durch den Kopf, hier allein sei seine unvergängliche, göttliche Speise, mit der das Sakrament gläubige Christenseelen himmlisch nährt. Seine Empfindungen waren abgöttisch. Er erklärte seinen Oheim in Vigornetto für einen schlechten Bildhauer. Und warum hatte er nicht lieber gemalt? Vielleicht konnte er selbst noch Maler werden. Er dachte an Bernardino Luini und sein großes Gemälde in der alten Klosterkirche des nahen Lugano und an die köstlichen, blonden, heiligen Frauen, die sein Pinsel dort geschaffen hat. Aber sie waren ja nichts, verglichen mit dieser heißen, lebendigsten Wirklichkeit.

Francesco wußte nun nicht sofort, was er beginnen sollte. Eine warnende Empfindung veranlaßte ihn zunächst, die Nähe des Mädchens zu fliehen. Allerlei Gründe, nicht alle gleich lauter, bewogen ihn, sogleich den Sindaco aufzusuchen und, ehe es andere tun konnten, von dem Geschehnis zu verständigen. Der Sindaco hörte ihn ruhig an, Francesco hatte ihn glücklicherweise zu Hause getroffen! und nahm in der Sache den Standpunkt des Priesters ein. Es war nur christlich und gut katholisch, die Mißwirtschaft auf der Alpe nicht einfach laufen zu lassen und sich des in Sünde und Schande verstrickten, verrufenen Volkes anzunehmen. Was aber die Dorfbewohner und ihr Verhalten betraf, so versprach er dagegen strenge Maßregeln.

Als der junge Priester gegangen war, sagte die hübsche Frau des Sindaco, die eine stille, schweigsame Art zu betrachten hatte:

„Dieser junge Priester könnte es wohl bis zum Kardinal, ja, zum Papst bringen. Ich glaube, er zehrt sich ab mit Fasten, Beten und Nachtwachen. Aber der Teufel ist gerade hinter den Heiligen mit seinen höllischen Künsten her und mit den verborgenen Schlichen und Listen. Möge der junge Mann, durch Gottes Beistand, vor ihnen immer behütet sein.“

Viele begehrliche und auch böse Weiberaugen verfolgten Francesco, als er, mit so wenig wie möglich beschleunigtem Schritt, zurück zur Pfarre ging. Man wußte, wo er gewesen war, und war entschlossen, sich diese Pest von Soana nur mit Gewalt aufdrängen zu lassen. Aufrecht schreitende Mädchen, die, Holz auf dem Kopf tragend, ihm auf dem Plage nahe dem Marmorsarkophagbe begegneten, hatten ihn zwar mit unterwürfigem Nicken begrüßt, sich aber hernach schneide angesehen. Wie im Fieber schritt Francesco dahin. Er hörte das Durcheinanderschmettern der Vögel, das schwellende und verhaltene Rauschen des ewigen Wasserfalls: aber es war ihm, als ob er die Füße nicht auf dem Boden hätte, sondern steuerlos in einem Wirbel von Lauten und Bildern vorwärts gerissen würde. Plötzlich fand er sich in der Sakristei seiner Kirche, dann im Schiff vor dem Hauptaltar, als er kniend die Jungfrau Maria um Beistand in den Stürmen seines Innern anflehte.

Allein seine Bitten waren nicht in dem Sinne gemeint, daß sie ihn von Agata befreien sollte. Ein solcher Wunsch hätte in seiner Seele keine Nahrung gehabt. Sie waren vielmehr ein Flehen um Gnade. Die Mutter Gottes sollte verstehen, vergeben, womöglich billigen. Zäh unterbrach Francesco das Gebet und ward vom Altar fortgerissen, als ihm von ungefähr der Gedanke, Agata könne davongegangen sein, ins Bewußtsein schoß. Er fand das Mädchen indessen noch, und Petronilla leistete ihr Gesellschaft.

„Ich habe alles ins reine gebracht,“ sagte Francesco. „Der Weg zur Kirche und zum Priester ist frei für jedermann. Traue auf mich, das Gesehene wird sich nicht wiederholen.“ Ihn überkam eine Festigkeit und Sicherheit, als ob er nun wieder auf rechtem Pfad und auf gutem Grund stünde. Petronilla wurde mit einem wichtigen, kirchlichen Aktenstück auf die Nachbarpfarre geschickt. Der Gang war leider unaufschiebbar. Im übrigen möge die Wirtschafterin dem Pfarrer über den Vorfall berichten. „Triffst du Leute, so sage ihnen,“ betonte er noch, „daß Agata von der Alpe oben hier bei mir im Pfarrhaus ist und in den Lehren unsrer Religion, unsres geheiligten Glaubens von mir unterrichtet wird. Sie mögen nur kommen und es verhindern und sich die Strafe der ewigen Verdammnis aufs Haupt ziehen. Sie mögen nur einen Auslauf vor der Kirche machen, um ihre Mitchristin zu mißhandeln.“

Die Steine werden nicht sie, sondern mich treffen. Ich werde ihr mit Einbruch der Dunkelheit, und sei es auch bis zur Alpe hinauf, selbst das Geleit geben."

Als die Haushälterin gegangen war, trat eine längere Stille ein. Das Mädchen hatte die Hände in den Schoß gelegt und saß noch auf dem gleichen, scheinbar zerbrechlichen Stuhl, den Petronilla für sie an die weißgetünchte Wand gerückt hatte. In Agatas Augen zuckte es noch, und die erlittene Kränkung spiegelte sich in Blitzen der Entrüstung und heimlichen Wut, aber ihr volles Madonnengesicht hatte mehr und mehr einen hilflosen Ausdruck angenommen, bis endlich ein stiller, ergiebiger Strom seine Wangen badete. Francesco, ihr den Rücken kehrend, hatte mittlerweile zum offenen Fenster hinausgeblickt. Während er seine Augen über die gigantischen Bergwerke des Soanatales, von der schicksalsträchtigen Alpe an bis zum Seeufer, gleiten ließ und, mit dem ewigen Summen des Falles, Gesang einer einzelnen, schmelzenden Knabenstimme aus den üppigen Nebenterrassen drang, mußte er zögern zu glauben, daß er nun wirklich die Erfüllung seiner überirdischen Wünsche in der Hand hatte. Würde Agata, wenn er sich wendete, noch vorhanden sein? Und war sie zugegen, was würde geschehen, wenn er sich wendete? Müßte diese Wendung nicht entscheidend für sein ganzes irdisches Dasein, ja, darüber hinaus entscheidend sein? Diese Fragen und Zweifel bewogen den Priester, die eingenommene Stellung so lange, wie möglich, innezuhalten, um noch einmal vor der Entscheidung mit sich ins Gericht oder doch wenigstens zu Räte zu gehen. Es handelte sich dabei um Sekunden, nicht um Minuten: doch in diesen Sekunden wurde ihm nicht nur, vom ersten Besuche Eufino Scarabotas an, die ganze Geschichte seiner Verstrickung, sondern sein ganzes bewußtes Leben unmittelbar Gegenwart. In diesen Sekunden breitete sich eine ganze gewaltige Vision des jüngsten Gerichtes mit Vater, Sohn und heiligem Geist am Himmel, über der Gipfelfante des Generoso aus und schreckte mit dem Gedröhn der Posaunen. Den einen Fuß auf dem Generoso, den andern auf einem Gipfel jenseit des Sees stand, in der Linken die Wage, in der Rechten das bloße Schwert, furchtbar drohend, der Erzengel Michael, während sich hinter der Alpe von Soana der scheußliche Satan mit Hörnern und Klauen niedergelassen hatte. Fast überall aber, wo der Blick des Priesters hinirrte, stand eine schwarzgekleidete, schwarzverschleierte, händeringende Frau, die niemand anderes, als seine verzweifelte Mutter war.

Francesco hielt sich die Augen zu und preßte dann beide Hände gegen die Schläfen. Wie er sich dann langsam herumwandte, sah er das in Tränen schwimmende Mädchen, dessen purpurner Mund schmerzlich zitterte, lange mit einem Ausdruck des Grauens an. Agata erschrak. Sein

Gesicht war entstellt, wie wenn es der Finger des Todes berührt hätte. Wortlos wankte er auf sie zu. Und mit einem Röcheln, wie das eines von unentrinnbarer Macht Besiegten, das zugleich ein wildes, lebensbrünstiges Stöhnen und Röcheln um Gnade war, sank er zerbrochen vor ihr ins Knie und rang gegen sie die gefalteten Hände.

Francesco würde seiner Leidenschaft vielleicht noch lange nicht in solchem Grade unterlegen sein, wenn nicht das Verbrechen der Dorfbewohner an Agata ihr ein namenloses, heißes, menschliches Mitgefühl beigemischt hätte. Er erkannte, was diesem von Gott mit aphrodisischer Schönheit begabten Geschöpf in seinem fernen Leben und in der Welt ohne Beschützer bevorstehen mußte. Er war durch die Umstände heute zu ihrem Beschützer gemacht worden, der sie vielleicht vom Tode durch Steinigung ertettet hatte. Er hatte dadurch ein persönliches Anrecht auf sie erlangt. Ein Gedanke, der ihm nicht deutlich war, aber doch sein Handeln beeinflusste: unbewußt wirkend, räumte er allerlei Hemmungen, Scheu und Furchtsamkeit hinweg. Und er sah in seinem Geist keine Möglichkeit, seine Hand je wieder von der Verfemten abzuziehen. Er würde an ihrer Seite stehen und stünde die Welt und Gott auf der anderen. Solche Erwägungen, solche Strömungen verbanden sich, wie gesagt, unerwartet mit dem Strome der Leidenschaft, und so trat dieser aus den Ufern.

Vorerst war sein Verhalten indessen noch nicht die Abkehr vom Rechten und die Folge eines Entschlusses, zu sündigen: es war nur ein Zustand der Ohnmacht, der Hilflosigkeit. Warum er das tat, was er tat, hätte er nicht zu sagen gewußt. In Wahrheit tat er eigentlich nichts. Es geschah nur etwas mit ihm. Und Agata, die nun eigentlich hätte erschrecken müssen, tat dies nicht, sondern schien vergessen zu haben, daß Francesco ein ihr fremder Mann und ein Priester war. Er schien auf einmal ihr Bruder geworden. Und während ihr Weinen zum Schluchzen sich steigerte, ließ sie es nicht nur zu, daß der nun auch von trockenem Schluchzen Geschüttelte sie, wie zum Troste, umsing, sondern sie senkte ihr überströmtes Gesicht und verbarg es an seiner Brust.

Nun war sie zum Kinde geworden und er zum Vater, insofern, als er sie in ihrem Leid zu beruhigen trachtete. Allein er hatte nie den Körper eines Weibes so nahe gefühlt, und seine Liebkosungen, seine Zärtlichkeiten waren bald mehr, als väterlich. Deutlich empfand er zwar, wie in dem schluchzenden Weh des Mädchens etwas, wie ein Bekenntnis lag. Sie wußte, das erkannte er, welcher häßlichen Liebe sie ihr Dasein verdanke und schwamm darüber mit ihm im gleichen Leid. Ihre Not, ihre Schmerzen trug er mit ihr. So waren ihre Seelen geeinigt. Allein er hob bald ihr süßes Madonnengesicht zu dem seinen, indem er sie um den

Nacken faßte und an sich zog, mit der Rechten die weiße Stirn zurückbiegend, und indem er daran, was er so gefesselt hielt, lange, mit dem Feuer des Wahnsinns im Auge, gierige Blicke weidete, schoß er plötzlich, wie ein Falke, auf ihren heißen, von Tränen salzigen Mund herab und blieb untrennbar mit ihm verschmolzen. — Nach Augenblicken irdischer Zeit, Ewigkeiten betäubender Seligkeit, riß Francesco sich plötzlich los und stellte sich fest auf beide Füße, auf seinen Lippen schmeckte er Blut — : „Komm,“ sagte er, „du kannst nicht allein, ohne Schutz, nach Hause gehn und also werde ich dich begleiten.“

Ein wechselnder Himmel lag über der Alpenwelt, als Francesco und Agata aus der Pfarrei schlichen. Sie bogen in einen Wiesenpfad, auf dem sie, zwischen Maulbeeräumen, unter Rebengirlanden hindurch, ungesehen von Terrasse zu Terrasse abkletterten. Francesco wußte sehr wohl, was hinter ihm lag und welche Grenze jetzt überschritten war, Reue vermochte er nicht zu empfinden. Er war verändert, gesteigert, befreit. Die Nacht war schwül. In der lombardischen Ebene, schien es, zogen Gewitter umher, deren ferne Blitze sächerförmig hinter der Riesensilhouette der Berge aufstrahlten. Düste des gewaltigen Fliederbusches unter den Fenstern des Pfarrhauses schwammen von dort mit dem vorüberkommenden, sickernden Wasser des Dachgäubers herab, vermischt mit kühlen und warmen Luftströmen. Die beiden Berauschten redeten nicht. Er stützte sie, sooft sie im Dämmer die Mauer zu einer tiefer gelegten Terrasse abklommen, fing sie auch wohl mit den Armen auf, wobei ihre Brust an seiner pochte, sein durstiger Mund an ihrem hing. Sie wußten nicht, wo sie eigentlich hin wollten, denn aus der Tiefe der Schlucht der Savaglia führte kein Weg zur Alpe hinauf. Darüber indessen waren sie einig, daß sie den Aufstieg dorthin durch die Ortschaft vermeiden mußten. Aber es kam auch nicht darauf an, irgendein äußeres, irgendein fernes Ziel zu erreichen, sondern das nahe Erreichte auszugenießen.

Wie war doch die Welt bisher so schlackenhaft tot und leer gewesen, und welche Wandlung hatte sie durchgemacht. Wie hatte sie sich in den Augen des Priesters, und wie hatte er in ihr sich verwandelt. Getilgt und entwertet waren alle Dinge in seiner Erinnerung, die ihm bis dahin alles bedeutet hatten. Vater, Mutter, sowie seine Lehrer waren wie Gewürm im Staube der alten, verworfenen Welt zurückgeblieben, während ihm, dem Sohne Gottes, dem neuen Adam, durch den Cherub die Pforte des Paradieses wieder geöffnet worden war. In diesem Paradies, darin er nun die ersten, verzückten Schritte tat, herrschte Zeitlosigkeit. Er fühlte sich nicht mehr als ein Mensch irgendeiner Zeit oder irgendeines Alters. Ebenso zeitlos war die nächstliche Welt um ihn her. Und da nun die

Zeit der Verstoßung, die Welt der Verbannung und der Erbsünde hinter ihm lag vor der bewachten Pforte des Paradieses, empfand er auch nicht mehr die allergeringste Furcht vor ihr. Niemand da draußen konnte ihm etwas anhaben. Es lag nicht in der Macht seiner Oberen, noch in der Macht des Papstes selbst, ihn auch nur am Genuße der geringsten Paradiesesfrucht zu verhindern, noch ihm das geringste zu rauben von der ihm nun einmal gewordenen Gnadengabe höchster Glückseligkeit. Seine Oberen waren die Niederen geworden. Sie wohnten, vergessen, in einer verschollenen Erde des Heulens und Zähneklapperns. Francesco war nicht Francesco mehr, er war als erster Mensch soeben vom göttlichen Obem geweckt, als alleiniger Adam, alleiniger Herr des Gartens Eden. Es lebte kein zweiter Mann außer ihm in der Fülle der sündenlosen Schöpfung. Gestirne zitterten, himmlisch klingend, Glückseligkeit. Gewölke brummten wie schwelgerisch weidende Kühe, Purpurfrüchte strömten süße Entzückung und köstliche Labung aus, Stämme schwißten duftendes Harz, Blüten streuten köstliche Würzen: allein dieses alles hing doch von Eva ab, die Gott als die Frucht der Früchte, die Würze der Würzen zwischen all diese Wunder gesetzt hatte, von ihr, die selber sein höchstes Wunder war. Aller Gewürze Duft, ihre feinste Essenz hatte der Schöpfer in Haar, Haut und Fruchtfleisch ihres Körpers gelegt, aber ihre Form, ihr Stoff hatte nicht ihresgleichen. Ihre Form, ihr Stoff war Gottes Geheimnis. Die Form bewegte sich aus sich selbst und blieb gleich köstlich in Ruhe, wie in Wandlung. Ihr Stoff schien aus dem gemischt, aus dem Lilienblätter und Rosenblätter gebildet werden, aber er war keuscher an Kühle und heißer an Blut, er war zugleich zarter und widerstandskräftiger. In dieser Frucht war ein lebendig pochender Kern, es hämmerten in ihr köstliche, zuckende Pulse, und wenn man von ihr genoß, so schenkte sie je mehr und mehr um so köstlichere, ausgesuchtere Wonnen, ohne daß ihr himmlischer Reichtum dabei verlor.

Und was in dieser Schöpfung, diesem wiedergewonnenen Paradiese das Köstlichste war, konnte man wohl aus der Nähe des Schöpfers herleiten. Weber hatte hier Gott sein Werk vollendet und allein gelassen, noch sich darin zur Ruhe gelegt. Im Gegenteil war die schaffende Hand, der schaffende Geist, die schaffende Macht nicht abgezogen, sie blieben im Werke schöpferisch. Und jeder von allen Zeilen und Gliedern des Paradieses blieb schöpferisch. Francesco-Adam, soeben erst aus der Werkstatt des Töpfers hervorgegangen, fühlte sich als ein rings umher Schaffender. Mit einer Entzückung, die außerweltlich war, spürte und sah er Eva, die Tochter Gottes. Es haßte noch an ihr die Liebe, die sie gebildet hatte, und der köstlichste aller Stoffe, den der Vater zu ihrem Leibe verwendete, hatte noch jene überirdische Schönheit, die durch kein Erdenstäubchen ver-

unreinigt war. Aber auch diese Schöpfung bebt, schwill und leuchtet noch von der himmlischen Blut tätiger Schöpferkraft und drängt, mit Adam zu verschmelzen. Adam wieder drängte nach ihr, um gemeinsam mit ihr in eine neue Vollkommenheit einzugehen.

Agata und Francesco, Francesco und Agata, der Priester, der Jüngling aus gutem Haus und das verfeimte, verachtete Hirtenkind, war das erste Menschenpaar, wie sie Hand in Hand auf nächtlichen Schleifwegen zu Tale kletterten. Sie suchten die tiefste Verborgtheit. Schweigend, die Seele von einem namenlosen Staunen erfüllt, mit einem Entzücken, das ihnen beiden fast die Brust sprengte, stiegen sie tiefer und tiefer in das köstliche Wunder der Weltstunde.

Sie waren bewegt. Die Begnadung, die Auserwählung, die sie auf sich ruhen fühlten, vermischte mit ihrem unendlichen Glück eine ernste Feierlichkeit. Sie hatten ihre Körper gefühlt, waren im Kuß verbunden gewesen, aber sie fühlten die unbekannte Bestimmung, der sie zuschritten. Es war das letzte Mysterium. Es war eben das, warum Gott schuf, und warum er den Tod in die Welt gesetzt, ihn gleichsam in Kauf genommen hatte.

So gelangte das erste Menschenpaar in die enge Schlucht hinab, die das Flüßchen Savaglia gesägt hatte. Sie war sehr tief, und nur ein wenig begangener Fußpfad führte am Rande des Bachbetts bis zu dem Wasserbecken hinauf, in das sich aus schwindelerregender Höhe das Bergwasser über die Felsstufe hinabstürzte. Noch in beträchtlicher Entfernung davon wurde der Bach in zwei Arme geteilt, die sich wieder vereinigten, durch ein kleines grünes Inselchen, das Francesco liebte und oft besuchte, weil es mit einigen jungen Apfelbäumen, die dort Wurzel geschlagen hatten, sehr lieblich war. Und Adam zog seine Schuhe aus und trug seine Eva dort hinüber. „Komm, oder ich sterbe,“ sagte er mehrmals zu Agata. Und sie zertraten Narzissen und Osterlilien mit dem schweren, fast trunkenen Gang der Liebenden.

Auch hier in der Schlucht war es sommerwarm, wenngleich der rauschende Lauf des Baches Kühlung mitbrachte. Wie kurz war die Zeit, die seit dem Wendepunkte im Leben des Paares schon verflossen war, und wie weit war alles zurückgewichen, was vor dem Wendepunkte lag. Der Bauer, dem das Inselchen angehörte, hatte sich, da es ziemlich entfernt von der Ortschaft lag, um gegen die Zufälligkeiten der Witterung einigermaßen gedeckt zu sein, eine Hütte aus Steinen, Reisern und Erde gefertigt, die ein lieblich regensicheres Laublager bot. Es war vielleicht diese Hütte, die Adam vorgeschwebt hatte, als er mit Eva die Richtung zu Tal, statt zu Berge nahm. Die Hütte schien zum Empfang der Liebenden vorbereitet. Hier schienen heimliche Hände von dem nahenden

Feste der heimlichen Menschwerdung verständigt worden zu sein: denn es waren Gewölke von Licht um die Hütte, Gewölke von Funken, Leuchtkäfer, Glühwürmchen, Welten, Milchstraßen, die manchmal in Farben gewaltig aufstiegen, als wollten sie leere Welträume neu bevölkern. Sie quollen und schwebten so hoch durch die Schlucht, daß man Sterne des Himmels davon nicht mehr unterschied.

Obgleich sie es kannten, war dieses Schauspiel, war dieser schweigende Zauber für Francesco und die sündige Agata doch wunderbar und ihr Staunen darüber hemmte sie einen Augenblick. Ist das die Stelle, dachte Francesco, die ich im Grunde doch, ahnungslos, was sie einmal für mich bedeuten würde, so oft gesucht und mit Wohlgefallen betrachtet habe? Sie schien mir ein Ort, um sich als Eremit vor dem Jammer der Welt dahin zurückzuziehen und entsagend in Gottes Wort zu versenken. Was sie wirklich ist, eine Insel im Strome Phrat oder Hiebekel, der heimlich glücklichste Ort, im Paradiese, hätte ich ihr nicht angesehen. Und die mystischen, lobenden Fungengewölke, Hochzeitsbrände, Opferbrände, oder was es nun immer war, lösten ihn vollends von der Erde. Wenn er die Welt nicht vergaß, so mußte er, daß sie ohnmächtig vor den Toren des Gartens Eden lag, wie der siebenköpfige Drache, das siebenköpfige Tier, das aus dem Meer gestiegen ist. Was hatte er mit denen zu tun, die den Drachen anbeten. Mag er Gottes Hütte lästern. Sein Geifer erreicht ihre Stätte nicht. Nie hatte Francesco, nie hatte der Priester ein solches Nahesein bei Gott, ein solches Geborgensein in ihm, ein solches Vergessen der eigenen Persönlichkeit gefühlt, und im Rauschen des Bergbachs schienen allmählich die Berge melodisch zu bröhlen, die Felsjacken zu orgeln, die Sterne mit Myriaden goldner Harfen zu musizieren. Ehre von Engeln jubilierten durch die Unendlichkeit, gleich Stürmen brausten von oben die Harmonien, und Glocken, Glocken, Geläut von Glocken, von Hochzeitsglocken, kleinen und großen, tiefen und hohen, gewaltigen und zarten verbreiteten eine erdrückend-selige Feierlichkeit durch den Weltenraum. — Und so sanken sie, ineinander verschlungen, auf das Laublager.

Keinen Augenblick gibt es, der verweilt, und wenn man auch mit angstvoller Hast solche der höchsten Wonne festhalten will — so sehr man sich müht, man findet dazu keine Handhabe. Sein ganzes Leben bestand, wie Francesco fühlte, aus Stufen zum Gipfel dieses nun gelebten Mystereums. Wo sollte man künftig atmen, konnte man es nicht festhalten. Wie sollte man ein verdammtes Dasein ertragen, wenn man aus den Verzückungen seiner innersten Himmel wieder verstoßen war. Mitten im überirdischen Rausch des Genusses empfand der Jüngling mit stechendem Schmerz die Vergänglichkeit, im Genuß des Besitzes die Qual des

Verlustes. Es war ihm, als sollte er einen Becher des köstlichen Weines austrinken und einen ebenso köstlichen Durst löschen: der Becher aber wurde nie leer, während der Durst trotzdem nie gestillt wurde. Und der Trinkende wollte auch nicht, daß sich sein köstlicher Durst sättige, noch daß der Becher leer würde: dennoch sog er mit gieriger Wut daran, gepeinigt, weil er nie auf den Grund kommen konnte.

Umarmt vom Rauschen des Wassers, überflutet davon, umtanzt von Reuekläfern, ruhte das Paar im raschelnden Laub, während durchs Dach der Hütte die Sterne hereinblinzelten. Von allen Heimlichkeiten Agatas, die er wie unerreichliche Güter bewundert hatte, hatte er zitternd Besitz ergriffen. Er war in ihr offenes Haar hineingetaucht, er hing mit den Lippen an ihren Lippen. Aber sogleich ward sein Auge voll Neid gegen seinen Mund erfüllt, der ihm den Anblick des süßen Mädchenmundes geraubt hatte. Und immer unfaßbarer, immer glühender, immer betäubender quoll aus den Geheimnissen ihres jungen Leibes Glückseligkeit. Was er nie zu besitzen gehofft hatte, wenn es ihm heiße Nächte vorspiegelten, das war nichts gegen das gehalten, was er nun grenzenlos besaß.

Und während er schwelgte, ward er immer aufs neue unglaublich. Das Übermaß der Erfüllungen veranlaßte ihn immer aufs neue, unersättlich sich seines Eigentums zu versichern. Zum ersten Male fühlten seine Finger, seine bebenden Hände und Handflächen, seine Arme, seine Brust, seine Hüften das Weib. Und sie war für ihn mehr, als das Weib. Ihm war, als habe er etwas Verlorenes, ohne das er ein Krüppel gewesen war, und mit dem er sich jetzt zur Einheit verbunden hatte, wiedergefunden. War er von diesen Lippen, diesem Haar, diesen Brüsten und Armen jemals getrennt gewesen? Es war eine Göttin, es war kein Weib. Und es war überhaupt nichts, was für sich bestand: er wühlte sich in den Kern der Welt, und das Ohr unter die magischen Brüste gedrückt, hörte er glücklich schauernd das Herz der Welt pochen.

Jene Betäubung, jener Halbschlaf kam über das Paar, wo die Wonnen der Erschöpfung in die Reize des wachen Fühlens und die Reize des wachen Fühlens in die Wonnen der Betäubung des Vergessens übergehen: wobei Francesco jetzt in den Armen des Mädchens, jetzt Agata in seinen Armen entschlief. Wie seltsam und mit welchem Vertrauen hatte das scheue, verwilderte Mädchen sich unter den lieblosen Zwang des Priesters gefunden, wie ergeben und glücklich diente sie ihm. Und wenn sie in seinen Armen entschlief, so war es mit dem beruhigten Nacheln, mit dem sich das Auge des gesättigten Säuglings im Arme und an der Brust der Mutter schließt. Francesco aber betrachtete, bestaunte und liebte die Schlummernde. Durch ihren Leib gingen Wellen von Zuckungen, wie es die Entspannung des Lebens mit sich bringt. Manchmal schrie

das Mädchen im Traum. Aber immer war es das gleiche, betörende Ächeln, wenn sie die schmachthenden Lider öffnete, und dann das gleiche Sterben in letzter Hingabe. So oft der Jüngling einschlummerte, schien es ihm, als entwinde eine Macht ihm leise, leise den Körper, den er, mit ganzem Leibe fühlend, umschlungen hielt. Aber jedesmal folgte diesem kurzen Entwinden im Erwachen zuerst ein Fühlen von höchster, dankbar empfundener Süßigkeit: ein unnennbarer Traum mit einem seligen, wachen Empfinden des süßesten Wirklichen.

Das war sie, die Paradiesesfrucht, von dem Baume, der mitten im Garten stand. Er hielt sie mit ganzem Leibe umschlungen. Es war die Frucht von dem Baume des Lebens, nicht vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, mit der die Schlange Eva verführt hatte. Vielmehr war es jene, deren Genuß Gott gleich machte. Erstorben war in Francesco jeder Wunsch nach einer höheren, einer andren Glückseligkeit. Auf Erden nicht und im Himmel nicht gab es Wonnen, die mit der seinen vergleichbar waren. Es gab keinen König, gab keinen Gott, den der Jüngling, wühlend im schwelgerischen Überfluß, nicht als darbenenden Bettler empfunden hätte. Seine Sprache war zum Stummeln, zum stoßweisen Atmen herabgedrückt. Er sog den betörenden Hauch, der zwischen den offenen Lippen Agatas hervorströmte. Er küßte die Tränen der Wollust heiß von der Wimper, heiß von der Wange des Mädchens fort. Geschlossenen Auges, nur sparsam blinzeln, genossen beide im anderen sich selbst, nach innen gerichteten Blicks, heißfühlend und heißfühlend. Aber das alles war mehr, als Genuß, vielmehr etwas, was auszudrücken menschliche Sprache nicht hinreichend ist.

Francesco las pünktlich am Morgen die Frühmesse. Seine Abwesenheit war von niemand, seine Heimkunft nicht einmal von Petronilla bemerkt worden. Die Überstürzung, mit der er, sich flüchtig säubernd, zu den wartenden Ministranten in die Sakristei und an den Altar vor die harrende, kleine Gemeinde begeben mußte, verhinderte, daß er zur Besinnung kam. Die Besinnung trat ein, als er wieder im Pfarrhaus, wieder in seinem Stübchen war, wo ihm die Wirtschafterin das übliche Frühstück vorsezte. Aber diese Besinnung brachte nicht sogleich die Klarheit einer Ernüchterung. Vielmehr gab die alte Umgebung, der aufsteigende Tag dem Erlebten den Schein von etwas Unwirklichem, das wie ein vergangener Traum verblich. Aber hier war doch Wirklichkeit. Und obgleich sie jeden von Francesco jemals geträumten Traum an phantastischer Unglaubhaftigkeit überbot, konnte er sie dennoch nicht weglegen. Er hatte einen furchtbaren Fall getan, an diesem Umstand war nicht zu deuteln: die Frage hieß, ob eine Erhebung von diesem Sturz, diesem furchtbaren Sündenfall, überhaupt noch möglich war? Der Sturz war so tief und

von einer solchen Höhe herab, daß der Priester daran verzweifeln mußte. Nicht nur im kirchlichen, auch im weltlichen Sinne stand dieser schreckliche Fall ohne Beispiel da. Francesco gedachte des Sindacos, und wie er mit ihm über die mögliche Rettung der Verworfenen von der Alpe geredet hatte. Nun erst, heimlich, in seiner tiefen Erniedrigung erkannte er die ganze pfäffische Hoffart, den ganzen überheblichen Dünkel, der ihn damals gebläht hatte. Er biß die Zähne zusammen vor Scham, er krümmte sich gleichsam, wie ein eitler, entlarvter Betrüger, vor Entehrung, in nackter Hilflosigkeit. War er nicht eben noch ein Heiliger? Hatten nicht Frauen und Jungfrauen von Soana fast mit Abgötterei zu ihm aufgeblickt?

Und war es ihm nicht gelungen, den kirchlichen Geist der Ortschaft dermaßen zu heben, daß Messeshören und die Kirche besuchen sogar bei den Männern sich wieder einbürgerte. Nun war er zum Verräter an Gott, zum Betrüger und Verräter an seiner Gemeinde, zum Verräter an der Kirche, zum Verräter an seiner Familienehre, zum Verräter an sich selbst, ja, sogar zum Verräter an den verachteten, verworfenen, verruchten und erbärmlichen Scarabotas geworden, die er unter dem Vorwand, ihre Seelen zu retten, erst recht in die Verdammnis verstrickt hatte.

Francesco dachte an seine Mutter. Sie war eine stolze, fast männliche Frau, die ihn als Kind mit fester Hand beschützt und geführt, und deren unbeugsamer Wille auch die Bahn seines künftigen Lebens vorgezeichnet hatte. Er wußte, daß ihre Härte gegen ihn nichts, als glühende Mutterliebe war, und daß sie durch die geringste Trübung der Ehre ihres Sohnes in ihrem Stolge aufs schwerste verletzt — durch eine ernste Verfehlung des Sohnes aber im Sitz des Lebens unheilbar verwundet werden mußte. Seltsam, wie im Zusammenhange mit ihr das wirklich Geschehene, nahe und deutlich Durchlebte nicht einmal auch nur ausgedacht werden konnte.

Francesco war in den ekelhaftesten Schlamm hinabgesunken, in den Unflat letzter Verworfenheit. Er hatte darin seine Weihen als Priester, sein Wesen als Christ, wie als Sohn seiner Mutter, ja, als Mensch überhaupt zurückgelassen. Der Werwolf, das stinkende, dämonische Tier, würde in Meinung der Mutter, in der Meinung der Menschen überhaupt, sofern sie von dem Verbrechen Kenntnis gehabt hätten, einzig übrig geblieben sein. Der Jüngling fuhr von dem Stuhl empor und von dem Brevier auf dem Tisch, in das er sich zum Scheine vertieft hatte. Es war ihm gewesen, als wenn Hagel von Steinen wider das Haus prasselten: nicht in der Art, wie am Tage zuvor, bei dem Versuch einer Steinigung, sondern mit hundert-, mit tausendfachen Kräften. So, als sollte das Pfarrhaus vertilgt, oder mindestens in einen Schutthaufen umgewandelt

und er als ein giftiges Krötengered darunter begraben werden. Er hatte seltsame Laute gehört, furchtbare Schreie, rasende Zurufe und wußte, daß unter den Wütenden, die unermüdlich Steine schleuderten, nicht nur ganz Soana, der Sindaco und die Frau des Sindacos, sondern auch Scarabota und seine Familie, und sogar allen voran seine Mutter war.

Aber schon nach Stunden hatten ganz andere Phantasien und ganz andere Regungen solche abgelöst. Alles, was aus der Einker, aus dem Entsetzen über die Tat, aus der Zerknirschung geboren war, schien jetzt niemals vorhanden gewesen. Eine nie gekannte Not, ein brennender Durst dörrte Francesco aus. Sein Inneres schrie, wie jemand, der sich im glühenden Wüstenande verschmachtend wälzt, nach Wasser schreit. Die Luft schien ohne jene Stoffe zu sein, die man braucht, um zu atmen. Das Pfarrhaus wurde dem Priester zum Käfig, zwischen dessen Wänden er mit schmerzenden Knien, ruhelos wie ein Raubtier, schritt, entschlossen, falls man ihn nicht befreie, lieber, als so weiter zu leben, den Schädel im Anlauf gegen die Mauer zu zerschmettern. Wie ist es möglich, als Toter zu leben? fragte er sich, indem er Bewohner des Dorfes durchs Fenster beobachtete. Wie mögen sie oder wie können sie atmen? Wie tragen sie, da sie doch das nicht kennen, was ich genossen habe und nun entbehre, ihr erbärmliches Sein? Und Francesco wuchst in sich. Er sah auf Päpste, Kaiser, Fürsten und Bischöfe, kurz auf alle Leute herab, wie sonst Menschen auf Ameisen. Selbst in seinem Durst, seinem Elend, seiner Entbehrung tat er das. Freilich, er war nicht mehr Herr seines Lebens. Eine übermächtige Zauberei hatte ihn zu einem vollständig willenlosen und, ohne Agata, vollständig leblosen Opfer des Eros gemacht, des Gottes, der älter und mächtiger ist, als Zeus und die übrigen Götter. Er hatte in den Schriften der Alten gelesen über dergleichen Zauberei und diesen Gott und beides geringgeschätzt mit einem Lächeln. Jetzt fühlte er deutlich, daß sogar an einen Pfeilschuß und eine tiefe Wunde gedacht werden mußte, mit der, nach Meinung der Alten, der Gott das Blut seiner Opfer vergiftete. Diese Wunde brannte, bohrte, flammte, fraß und nagte ja in ihm. Er fühlte furchtbar stechende Schmerzen — bis er sich bei Dunkelwerden, innerlich gleichsam schreiend vor Glück, auf den Weg nach derselben kleinen Welt-Insel begab, die ihn gestern mit der Geliebten vereint, und wo er seine neue Begegnung mit ihr verabredet hatte.

Der Berghirt Ludovico, den Bewohnern der Umgegend als „Kaiser von Soana“ bekannt, schwieg, als er bis zu der Stelle seines Manuskriptes, wo es abbricht, gelesen hatte. Der Besucher hätte die Erzählung gern bis zu Ende gehört. Als er indessen den Wunsch zu äußern so freimütig war, eröffnete ihm sein Wirt, daß seine Handschrift nicht

weiter reiche. Er war auch der Ansicht, die Geschichte könne, ja, müsse hier abreißen. Der Besucher war dieser Meinung nicht.

Was wurde aus Agata und Francesco, aus Francesco und Agata? blieb die Sache geheim oder war sie entdeckt worden? fanden die Liebenden auf die Dauer oder flüchtig Gefallen aneinander? Erfuhr die Mutter Francescos von der Angelegenheit? Und endlich wollte der Hörer wissen, ob eine wirkliche Begebenheit der Erzählung zugrunde liege oder ob sie durchaus nur Dichtung sei.

„Ich sagte schon,“ erwiderte Ludovico, sich ein wenig verfärbend, „daß ein wirklicher Vorfall den Anlaß für mein Geschreibsel gegeben hat.“ Er schwieg hierauf eine lange Weile. „Man hat,“ fuhr er später fort, „vor etwa sechs Jahren einen Geistlichen mit Stockschlägen und Steinwürfen, buchstäblich genommen, vom Altar fort aus der Kirche gejagt. Es wurde mir jedenfalls, als ich von Argentinien nach Europa zurück und in diese Gegend gekommen war, von so vielen Leuten erzählt, daß ich an dem Geschehnis selbst nicht zweifle. Auch haben die blutschänderischen Scarabotas, allerdings nicht unter diesem Namen, hier am Generoso gelebt. Der Name Agata ist erfunden, ich nahm ihn einfach von dem Kapellchen Sant' Agata, über dem, wie Sie sehen, noch immer die braunen Fiskräuber kreisen. Aber die Scarabotas haben wirklich unter anderen Sündenfrüchten eine erwachsene Tochter gehabt, und der Priester ist eines unerlaubten Umgangs mit ihr bezichtigt worden. Er hat, wie man sagt, die Sache nicht abgeleugnet, auch nie die geringste Reue gezeigt, und der Papst hat ihn, behauptet man, deshalb exkommuniziert. Die Scarabotas mußten die Gegend verlassen. Sie sollen — die Eltern, nicht die Kinder! — in Rio am gelben Fieber gestorben sein.“

Der Wein und die Erregung, die durch Ort, Stunde, Gesellschaft und besonders durch das gelesene Gedicht, verbunden mit allerlei mystischen Umständen, im Hörer hervorgerufen war, machte diesen noch weiter zubringlich. Er fragte wieder nach dem Schicksal Francescos und Agatas. Darüber konnte der Hirt nichts aussagen. „Sie sollen nur lange Zeit ein Argernis der ganzen Gegend gewesen sein, indem sie die überall verstreuten, einsamen Heiligtümer entweihten und schändeten und zu Asylen ihrer verruchten Buhlschaft mißbrauchten.“ Bei diesen Worten brach der Anachoret in ein gänzlich unvermitteltes, lange nicht einzudämmendes, lautes und freies Gelächter aus.

Gedankenvoll und seltsam bewegt trat der Übermittler dieses Reiseabenteuers den Heimweg an. Sein Tagebuch enthält Schilderungen dieses Abstiegs, die er hier jedoch nicht einrücken will. Die sogenannte blaue Stunde, die eintritt, wenn die Sonne unter den Horizont gesunken ist, war jedenfalls damals besonders schön. Man hörte den Fall von Soana

rauschen. Ganz so hatten ihn Francesco und Agata rauschen gehört. Oder hörten sie am Ende jetzt noch sein Getön und zwar in demselben Augenblick? Lag dort nicht der Scarabotische Steinhaufen? Hörte man nicht Laute fröhlicher Kinder, untermischt mit dem Blöken der Ziegen und Schafe, von dort? Der Wanderer fuhr sich übers Gesicht, wie wenn er einen verwirrenden Schleier abstreifen wollte: war die kleine Erzählung, die er gehört hatte, wirklich, wie eine winzige Enzianblume oder dergleichen, auf einer Matte dieser Bergwelt gewachsen oder war dieses herrliche, uralte Gebirgsrelief, diese erstarrte Gigantomachie aus dem Rahmen der kleinen Novelle hervorgegangen? Dies und ähnliches dachte er, als sein Gehör vom sonoren Klang einer singenden Frauenstimme berührt wurde. Es hieß ja, der Anachoret sei verheiratet. Die Stimme trug, wie in einem weiten, akustischen Saal, wenn die Menschen den Atem anhalten, um nur zu lauschen. Auch die Natur hielt den Atem an. Die Stimme schien in der Felswand zu singen. Manchmal wenigstens flutete sie, in weiten Schwingungen voll süßesten Schmelzes und feurigen Abels, gleichsam von dort heraus. Allein die Sängerin kam, wie sich zeigte, von ganz entgegengesetzter Richtung den Pfad zum Würfel Ludovicos heraufgestiegen. Sie trug ein Tongefäß auf dem Kopf, das sie mit der erhobenen Linken ein wenig hielt, während sie mit der Rechten ihr Kind führte. Dadurch nahm die volle und doch schlankte Gestalt jene grade köstliche Haltung an, die so feierlich, ja, erhaben anmutet. Irgend eine Vermutung schoß dem Beschauer bei diesem Anblick, wie eine Erleuchtung, durch die Seele.

Wahrscheinlich war er nun entdeckt worden, denn plötzlich verstummte der Gesang. Man sah die Steigende näherkommen, voll vom Glanze der westlichen Himmelshälfte getroffen. Man vernahm das Kind — die Mutter mit ruhiger, tiefer Stimme antworten. Dann hörte man, wie die nackte Sohle des Weibes klatschend die roh behauenen Stufen trat. Der Last wegen mußte man fest und sicher auftreten. Für den Wartenden waren die Augenblicke vor dieser Begegnung von einer nie gefühlten Spannung und Rätselhaftigkeit. Die Frau schien zu wachsen. Man sah das hochgeschürzte Kleid, sah bei jedem Schritte ein Knie sich flüchtig entblößen, sah nackte Schultern und Arme hervortreten, sah ein rundes, frauenhaftes, trotz stolzen Selbstbewußtseins holdes Gesicht, das von starkem Haarwuchs, wie von rotbrauner Erde, urwesenhaft umgeben war. War das nicht die Männin? die Menschen, die syrische Göttin, die Sünderin, die mit Gott zerfiel, um sich ganz dem Menschen, dem Manne zu schenken?

Der Heimkehrende war beiseite getreten und die leuchtende Kanephore schritt, seinen Gruß der Last wegen fast unmerklich erwidern, an ihm

vorbei. Sie wandte beide Augen nach ihm, indes der Kopf geradeaus gerichtet blieb. Aber das Ansehn glitt dabei ein stolzes, ein selbstbewusstes, ein wissendes Lächeln, während gleichzeitig ein überirdisches Funkeln aus ihren Wimpern zu sprühen schien. Der Beschauer war vielleicht durch die Bergtour, durch die Hitze des Tages, den Wein und alles sonst noch Erlebte überhitzt, aber das ist gewiß: er fühlte vor diesem Weibe sich ganz, ganz klein werden. Diese vollen, in aller betörenden Süße fast höhnisch gekräuselten Lippen wußten, es gab gegen sie keinen Widerspruch. Es gab keinen Schutz, keine Waffe gegen den Anspruch dieses Nackens, dieser Schultern, und dieser von Lebenshauchen beseligten und bewegten Brust. Sie stieg aus der Tiefe der Welt empor und stieg an dem Staunenden vorbei — und sie steigt und steigt in die Ewigkeit, als die, in deren gnadenlose Hände Himmel und Hölle überantwortet sind.

Die Balkanvölker*

von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff

Der Krieg bringt uns so vieles nahe, von dem wir nichts wußten, daß wir gar keine Zeit haben, etwas Rechtes darüber zu lernen, denn gleich kommt etwas neues ebenso wenig Bekanntes und zieht unsere Aufmerksamkeit ab. So geht es besonders mit Ländern und Völkern, die uns räumlich gar nicht fern, und von denen unsere Vorstellungen doch recht nebelhaft sind. Dazu gehört die nördliche Balkanhalbinsel; aber ich fürchte, Ihr Interesse wird schon schwach geworden sein. Die Eroberung Serbiens liegt lange zurück, und wenn der Heeresbericht sagt „am Doiransee Angriffe abgewiesen“ oder „Artilleriekampf am Cernabogen“, so hören wir nicht auf. Und doch ist der Krieg wegen Serbiens ausgebrochen und zu den Kriegszielen, die auch der verzichtsreichste Mitteleuropäer des verzichtslüfternsten Parlamentes nicht verleugnen kann, gehört es, daß die Bulgaren die westlichen Landschaften behalten, die in der Hand der verbündeten Armeen sind, und Monastiri-Bitoli dazu, also was man praktisch aber ungenau jetzt Makedonien nennt. Unsere Postenkette beginnt gegenüber der griechischen Insel Thasos, geht nördlich etwa längs des Flusses Struma, biegt etwa am Doiransee nach Westen um, kreuzt den starken Strom Wardar und folgt der Windung seines Nebenflusses Cerna bis in die Gegend von Monastiri. Dort liegen zwei große Seen, jenseits deren die österreichische Wacht beginnt und bis an die Adria reicht. Die Cerna, Schwarzwasser, wie die Slawen so gern einen Fluß nennen, windet sich zwischen gewaltigen Gebirgen, von deren Kuppe unsere Posten hinüberschauen bis zu der großen Hafenstadt Saloniki und den Schneekuppen des Olympos, der schon jenseits der seenreichen Ebene liegt, des eigentlichen Makedoniens, des Reiches Philipps und Alexanders. Dies Makedonien bleibt außerhalb meiner Betrachtung wie alles südlich unserer Postenkette: das gehört den Griechen oder kommt ihnen zu. Die Könige von Makedonien haben das Land nördlich der Cerna, des Erigon, und das obere Wardartal erobert und wie ihr eigenes Land einigermaßen hellenisiert. Usküb, wie wir die Hauptstadt türkisch nennen (bulgarisch Skopje), heißt eigentlich Skopi, Euginsland, und ist offenbar als Vorpostenkastell angelegt. So ist dieses Land ein Teil der römischen Provinz Makedonien geworden und führt jetzt diesen Namen nur mit Rücksicht auf die Völker- und Staatenverhältnisse ferner Zeit. Auf diese alten Völkerverhältnisse will ich zwar hinaus, aber ich fange

* Vortrag, gehalten in der Hochschule für Musik, November 1917.

von oben an, dem gegenwärtigen Zustande, und gehe wie bei einer Ausgrabung in die Tiefe. Eigene, wenn auch flüchtige Anschauung steht mir zu Gebote.

Die oberste Schicht sind die Türken, bis vor kurzem die Herren des Landes, stark vertreten in den Städten, aber auch Großgrundbesitzer, zum Teil vornehme Familien; stammt doch Enver Pascha aus diesem Makedonien, das er trotz starkem Heimatsgefühl hat abtreten müssen, und das jetzt türkische Truppen für die Bulgaren verteidigen. Das höchst achtungswerte türkische Element wird bald verschwinden. Sie halten es unter fremder Herrschaft nicht aus, werden unter schweren Opfern, viele ganz mittellos nach Asien weichen, wie sie es aus dem alten Bulgarien und aus Griechenland getan haben. Dieser Abwanderung wird nach der Landessitte stark nachgeholfen. Schon jetzt findet man viele Moscheen verlassen und zerstört, die schlanken Minaretts umgestürzt, deren Spitzen neben den stumpfen Kuppeln der Moscheen für die Städtebilder so charakteristisch waren. Auch die türkischen Friedhöfe sind in traurigem Verfall. Nicht viel anders wird es den Griechen ergehen, die als Kaufleute überall zu finden waren, aber auch manche Dörfer innehaben, namentlich um Monastiri, das sie sich noch zurechnen. Aber hier können sie gegen die Bulgaren nicht aufkommen. Das ganze Land war ja nach dem zweiten Balkankriege serbisch geworden, und die Serben hatten verzweifelte Anstrengungen gemacht, es serbisch zu machen. Aber das lernt man wirklich bald und sicher, daß wenigstens das Wardartal und was westlich und südlich liegt, nicht serbisch ist, noch sein will, und darauf kommt es doch an.

Die Serben sind in Abstammung und Sprache von den Südslawen nicht getrennt, die unter anderen Namen an der Drau und der Save, in Bosnien und der Herzegowina und in Istrien sitzen. In Kärnten und Krain drängen sie die Deutschen, in Istrien die Italiener zurück. In den südlichsten Teilen über dem See von Skutari, der alten albanesischen Hauptstadt, haben sie sich in ein paar Tälern aller Eroberer erwehrt, bis jetzt die Österreicher der zarischen Herrlichkeit Nikolas des Siegers, das ist Nikita, ein Ende machten. Das sind die Cernagorzen, die wir italienisch Montenegriner nennen. Hätten die Russen ihnen nicht den Großmachtskissel eingimpft, so hätten sie wohl in ihren Bergen eine harmlose Freiheit wie die Republik von S. Marino behaupten können. Jetzt sind sie in den allgemeinen Strudel gezogen. Dieser große serbo-kroatische Slawenstamm ist auf die Balkanhalbinsel später eingedrungen als die Bulgaren; gelegentlich hat ein Fürst sein Reich weit ausgedehnt; tief im Süden bei Prilep heißt eine Burgruine nach dem Serbenhelden Marko, dem so viele ihrer schönen Volkslieder gelten. Den Türken haben

sie sich nie ganz unterworfen, doch sind in Bosnien nicht wenige zum Islam übergetreten; das sind die oft Türken genannten moslimischen Untertanen Österreichs, ein wertvolles Gegengewicht gegen den Traum eines großserbischen Reiches, den Rußland zum Unglück für das tapfere und begabte Serbenvolk nährte, dessen Dörfern und Bewohnern unsere Truppen ein gutes Zeugnis ausstellen; was man aus der Bahn im Moravatal sieht, stimmt dazu. Serbien umfaßt das Land südlich der Donau zwischen Drina und Timok etwa bis zu der Wasserscheide zwischen Donautal und Agäischem Meer, das heißt bis nahe an Asku. Doch erheben die Bulgaren auf einige Grenzlande mit der alten Hauptstadt Nisch, in der Konstantin der Große geboren ist, Ansprüche, die mindestens politisch sehr wohl begründet sind. Serben bewohnen aber auch die Provinz (Sandtschak) Novibazar und grenzen dadurch an Montenegro, das dem Volkstum nach zu ihnen gehört.

Leidenschaftlicher Haß besteht zwischen Bulgaren und Serben, und doch haben sie gemeinsamen Glauben, wenn auch gesonderte Kirche, und sollten dadurch sich gegen die katholischen Untertanen Österreichs stellen, wie allerdings die Religion eine für Österreichs Herrschaft günstige Scheidewand bildet. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß in Makedonien noch vor zwei, drei Menschenaltern Tausende gelebt haben und in die damals von Griechen beherrschten Kirchen gegangen sind, ohne sich darüber klar zu sein, ob sie Bulgaren oder Serben oder was sie überhaupt wären. Das ist durch die nationale Propaganda geändert worden, die von begeisterten bulgarischen Patrioten in Kirche und Schule, aber auch mit allen anderen Mitteln ohne Ausnahme betrieben worden ist, wenn sie nur zum Ziele führten. Der Erfolg hat entschieden. Das alte Bulgarien des Berliner Kongresses, das selbst erst damals entstand, hat sich bald Ostrumelien angegliedert und wird sich jetzt weit nach Westen ausdehnen. Eine kräftige Nation ist vor unsern Augen entstanden, die ganz aus der Tiefe, auf wesentlich bäuerlichem Grunde erst eine Oberschicht erzeugen muß, denn so etwas hat es in ihr seit langem nicht mehr gegeben. Geholfen hat auch auf dem geistigen Gebiete ohne Zweifel Rußland am meisten, und nicht nur aus Eigennuß, sondern auch um den sprachverwandten Glaubensgenossen beizustehen. Dankbarkeit ist also verdient. Da war es eine Tragik, daß die Bulgaren unter tatkräftigen fremden Fürsten sich von Rußland abkehren mußten, um nicht erdrückt zu werden. Bei dieser Abkehr ist nicht unwesentlich, daß sie sich darauf besinnen, von Ursprung keine Slawen zu sein, sondern ein finnisch-ugrischer Stamm, also den Türken und Magyaren verwandt. Als ein solcher sind die Bulgaren in der Tat im sechsten Jahrhundert eingewandert, aber bald restlos slawisiert. Das setzt voraus, daß sie im wesentlichen über Slawen herrschten, also eine ganz gewaltige sla-

wische Sturmflut im fünften Jahrhundert die Balkanhalbinsel überschwemmt hatte. Von der Tatsache wissen wir so gut wie nichts Bestimmtes, aber ihre Folgen sind auch in Hellas deutlich, wo Berge, Flüsse und Ortschaften ihre zum Teil vorgriechischen Namen mit slawischen vertauscht haben. Wie verwundert war ich, als ich vor vierundvierzig Jahren in einem messenischen Dorfe nach dem Namen fragte und die Antwort Ostrowo erhielt. Und wenn jetzt wieder Tangetos und Parnas gesagt wird, so ist das gelehrte Erneuerung. In Byrons „Ehilde Harold“ heißt der Parnas noch Diatura. Es ist kein Zweifel, daß die Griechen des Festlandes zu gutem Teile slawisches und albanesisches Blut in ihren Adern haben, aber das National- und Staatsgefühl entscheidet, nicht die roten oder violetten Blutkörperchen.

Diese Erscheinung und die Slawisierung der bulgarischen Sprache durch ein gänzlich verschwundenes Volk ist wahrlich merkwürdig. Eine andere tritt hinzu. Von der alten Bevölkerung, der vorslawischen, hat sich doch nicht wenig erhalten, aber auch wieder nicht mit ihrer eigenen Sprache, auch wieder mit einem anderen Nationalgefühl. Sie sind südlich der Donau fast nur Hirten, die ein Wanderleben führen, aber nördlich sind sie Bauern und haben eine breite Ausdehnung. Das sind die Walachen, wie sie Griechen und Slawen nennen; der Name Rumänen ist so jung wie ihr Staat. Diese Walachen reden eine romanische Mundart, eine Wirkung der Romanisierung Thrakiens und Mösens, die unter Augustus begonnen hat. Aber welche Volksverschiebung war nötig, damit dies Italisches am oberen Sereth gesprochen werden konnte, wohin nie Römer gekommen sind, und wieder in den Bergen Thessaliens, wo schwerlich je einer der griechischen Hirten Latein gelernt hatte. Durcheinandergewirbelt hat eine Geschichte, deren Stürme wir nur aus ihren Folgen erschließen, die Völker und Volksplitter, während die Reichsgewalt und die Kirche in Konstantinopel die griechisch-römische Kultur imposant genug aufrecht hielt, sich um die Barbaren aber nur soweit bekümmerte, sie auszurotten oder durch das Christentum zu entnationalisieren. Dies griechische Christentum und dieser griechisch-römische Staat gehörten zum Orient, im Gegensatz zu dem Europa der Kirche Roms.

Rumänen, Serben, Bulgaren, Griechen, das sind vier Nationen, die nun leben und leben sollen. Es ist eine schwere, aber dankbare Aufgabe des Friedens, ihnen solche Grenzen zu ziehen, daß sie nebeneinander bestehen und sich vertragen können; dies Ziel wird langsam erreicht werden, denn es fordert von allen Verzicht auf schrankenlose nationalistische Begehrlichkeit; aber jeder muß dem andern Luft und Raum zum Leben lassen, und die größeren Mächte müssen die Zurückweisung aller Übergriffe damit belohnen, daß sie ebenfalls sich nicht eindringen, wie es Italien in

Balona versucht hat. Europäische Völker sind jene vier geworden, weil sie sich von Konstantinopel emanzipiert haben, nicht nur von den Türken, sondern auch vom Patriarchat und der byzantinischen Tradition. Die Griechen haben ja ihre Freiheit im Anschluß an die alten Hellenen erkochten, heißen wieder so, nicht mehr Römer. Einst haben sie den andern von ihrer Kultur abgegeben, haben sie beherrscht. Das ist vorbei. Wohl sitzen sie noch auf allen Küsten, weil sie allein das Meer befahren, das ihnen bleiben muß mit allen Inseln. Aber darein müssen sie sich finden, weder die Erben Konstantins noch die Alexanders zu sein. An das alte Athen und das alte Rhodos müssen sie sich halten. Die Rumänen sind das jüngste Volk. Glück und Reichtum sind ihnen zu Kopf gestiegen, so daß sie Bulgarien vergewaltigten und dann unreine Hände nach dem Banat und Siebenbürgen ausstreckten. Das müssen sie bezahlen, teuer bezahlen. Aber wenn sie sich auf König Carol besinnen, dem sie das Beste verdanken, können sie einer gedeihlichen Zukunft entgegen gehen. Trotz ihrer Sprache sind sie keine Italiker, sondern — ja was? Da werden sich viele ältere Bestandteile mischen, zweifellos auch solche, die in den Bulgaren verborgen sind, in beiden vornehmlich der große indogermanische Stamm, den wir nach seinen Hauptvertretern Thraker, Geten, Möser nennen. Auch die Phryger Asiens gehören dazu, die noch heute in den Armeniern fortbauern: nur in ihnen hat sich vermutlich die Sprache erhalten. Aber im Donautale und am Balkan haben auch Jahrhunderte lang Kelten gegessen, und sogar ein germanischer Stamm, die Bastarner, erscheint in den beiden letzten Jahrhunderten v. Chr. in diesen Gegenden, von den späteren Durchzügen der Goten und ihrer Genossen zu schweigen. Die ethnologische Forschung mag einmal dahin kommen, in der Körperbildung der jetzigen Bevölkerung die Ingredienzien der Mischung aufzuzeigen. Dem Beobachter fällt in Makedonien neben offenbar slawischen Typen ein schlanker, heller Menschenschlag auf, namentlich in Kindern und jungen Frauen; die jungen Männer sind freilich im Kriege. Ganz sicher ist, daß die Bodenforschung überall sehr viele Aufklärung aus den Gräbern bringen wird; die Österreicher haben in Bosnien schon reiche Entdeckungen gemacht. Davon ist in dem bisher so gut wie unzugänglichen Makedonien noch keine Rede, und man soll von dem jungen bulgarischen Volke nicht zu viel Wissenschaft sogleich verlangen; was in Sofia geschehen ist, verdient vielmehr lebhafteste Anerkennung. Daß eine so junge nationale Bewegung auch seltsame Blasen wirft, werden wir zugeben. Mitgebracht habe ich ein sogar leider deutsch geschriebenes Buch. Darin steht zu lesen, daß die Thraker und Makedonen Bulgaren gewesen sind, also König Priamos, den die verruchten Griechen töteten und König Alexander, der sie zu Paaren trieb. Das ist gewiß kindisch; es

gemahnt an das frühe Mittelalter, das die Franken von den Trojanern und die Briten von Brutus ableitete. Aber noch im sechzehnten Jahrhundert haben sich die Mecklenburger ein ähnliches Adelsdiplom ausstellen lassen, und schließlich wollen wir nicht vergessen, daß kein geringerer als Jakob Grimm die Geten für Goten erklärt hat.

Trotz allem Haß gegen die Griechen läßt sich die Tatsache nicht verleugnen, daß sie den Bulgaren die Kultur gebracht haben, und dafür zeugt auch die Sprache, auch von der kirchlichen Sphäre abgesehen, die ja überall Lehnwörter mitgebracht hat. Das Wort für Tausend, das den Indogermanen allen fehlte, haben sich einige Einzelsprachen geschaffen, als sie so weit zählen lernten. Die nördlichen Slawen haben es von den Germanen genommen, die Bulgaren von den Griechen. Auch das Türkische hat manches Wort abgegeben, und seltsamerweise finden sich auch italische Entlehnungen: heißt doch der Mond Luna und die Griechen Orefi. Ich habe mir sagen lassen, daß man nun die fremden Elemente ausmerzen wollte. Das ist sehr gefährlich, denn die Verleugnung der Geschichte, die darin steckt, kann Verarmung der Sprache zur Folge haben: frisch gemachte Kunstwörter sind kein Ersatz für altvertraute Lehnwörter und jedenfalls sind sie die Fremdwörter, nicht jene. Das Allermertwürdigste ist, daß die so ganz verschiedenen Sprachen dieselben Neuerungen erfahren haben: Bulgarisch und Rumänisch haben einen Artikel erzeugt, den sie hinter das zugehörige Wort stellen, und haben wie das Griechische den Infinitiv verloren, was den ganzen Satzbau wahrlich nicht zum Vorteil verändert. Indessen hat das Bulgarische seinen slawischen Charakter nicht eingebüßt, und da die Vokale keinen Umlaut, die Konsonanten außer bei Polen und Tschechen keine Lautverschiebung erfahren haben, gelingt den Slawen die Verständigung leicht, können sie auch beieinander borgen. Schelte man nur nicht auf die nur auf den ersten Blick fremdartigen Schriftzeichen: sie sind der Sprache angepaßt, und auch dem Ausländer, der eine Schrift lernen muß, wird das besser gefallen als die Häufung der Konsonanten in der polnischen Schrift: wie zerbrachen wir uns die Zunge an dem keinesweges übellautenden *Przemysl*, und die vokallofen Bergnamen über der *Issozofront*, der *Krn* und der *Brh*, kamen uns unaussprechlich vor. Auch das ist nur Mode der Schreibung. In der nationalslawischen bulgarischen Schrift ist *Kern*, die abgestumpfte Kuppe, und *Berech*, der Gipfel, ohne weiteres sprechbar. Jene Schrift erfunden zu haben, ist ein Ruhm der Bulgaren, und so wird die altslawische Sprache, in der ihre ehrwürdige Bibelübersetzung abgefaßt ist, nach dem unslawischen Volke albulgarisch genannt, und durch die Kirche hat jene alte Sprache eine solche Macht, daß die neueste russische Prägung *Petrograd* nicht russisch, sondern albulgarisch ist. Dafür ist in

diesem Bulgarisch von der finnischen Volkssprache keine Spur. Die Geschichte hat über die Natur gesiegt. Nach Thrakischem wird vollends gar nicht mehr gesucht werden können.

Nun ist es an der Zeit, von den alten Völkern zu reden, die vor Slaven, Römern und Makedonen die Balkanlande eingenommen haben. Eins habe ich bisher ganz beiseite gelassen, das Sie und Natur durch die Jahrtausende bis heute bewahrt hat, die Albanesen-Arnauten, die alten Illyrier. Skutari-Stodra, Balona-Aulon, Salona, Triest-Zergerke haben noch die altillyrischen Namen. Dalmatien, Istrien ebenso, aber auch Venezien und Apulien sind illyrische Namen und bezeugen, daß dieser indogermanische Stamm einst sehr weit nach Italien im Norden und Süden übergreif; auch Ancona kann wie Aulon ein hellenisierter illyrischer Name sein. Aber nur zur Stärkung fremder Volkskraft haben sie beigetragen, ohne kennliche Spuren ihrer Eigenart zu hinterlassen: zu Hause haben sie niemals einen wirklichen Staat gegründet, auch wenn einmal ein König oder eine Königin auftritt. Und von eigener Kultur, von Kultur überhaupt ist keine Rede. Auch die Einzelnen stellen sich nicht anders. Gute Soldaten sind sie geworden, im Heere Roms und im Heere der Türken, noch unter Abdul Hamid. Als Soldaten sind auch manche hoch emporgestiegen, bis auf den römischen Kaiserthron, aber dann waren sie ganz romanisiert. Als vor kurzem die Diplomatie einen albanesischen Staat erfinden wollte, bewies sie nur, daß ihr die Geschichte ein verschlossenes Buch ist, und der mehr als naive Traum, dem „unverdorbenen Naturvolke“ die Segnungen der Besitzung aus den Händen eines fremden Kleinfürsten beschermen zu wollen, nahm ein klägliches Ende; Essad Pascha war alles andere als ein unverdorbenes Naturkind. Möge sich so etwas nicht wiederholen. Unter einer recht strengen fremden Herrschaft mag man den Stämmen, die schon wegen ihrer verschiedenen Religion in tödlicher Feindschaft leben, eine gewisse Selbstverwaltung gönnen; das wird ein seltsames Ding sein, aber das sind sie gewohnt und zufrieden. Die orthodoxen Albanesen werden am leichtesten in die Griechen aufgehen, die an ihnen ihre assimilatorische Kraft in alter und neuer Zeit bewiesen haben und im Süden mit ihnen vermischt wohnen: hier ist Hellenisierung die beste Zukunft.

Ganz anderen Schlages als die Illyrier waren die Thraker, die verschollen sind wie ihre Sprache, deren erstes Denkmal, eine Inschrift, erst während des Krieges entdeckt ist. Wir erwarteten es gar nicht, denn auch in Urkunden ist Thrakisch nie geschrieben, so wenig wie Illyrisch oder Makedonisch. Zersplittert in zahllose Stämme haben die Thraker einst das ganze heutige Serbien und Bulgarien bewohnt, haben weit über die Donau und nach Asien übergegriffen. Makedonien hat ihnen weite Striche

abgenommen, zuweilen alle unterworfen; die Griechen haben ihre Küsten besetzt und oft tief ins Land geboten, aber den Widerstand des Volkes hat weder Waffenmacht noch Kultur zu bezwingen vermocht. Noch zur Zeit des Pompejus konnte ein getischer Fürst Burebista, gestützt auf eine nationalistisch-religiöse Bewegung, sich ein Reich gründen, das in jener Revolutionszeit den Römern gefährlich war. Aber mit dem Tode des Königs zerfiel es, wie ähnliches schon öfter vorgekommen war und sich später an serbisch-bulgarischen Fürsten wiederholte. Dann griff Augustus durch. Unter ihm studieren die Prinzen aus dem Hause, das er auf den Thron setzte, in Athen, und Ovid kann in einem der Briefe aus seiner Verbannung in Costanza an einem von diesen poetische Versuche rühmen, die wohl eher in griechischer als in lateinischer Sprache abgefaßt gewesen sein werden, jedenfalls nicht in thrakischer. Bald wird auch das Königtum abgeschafft, Thrakien wird Provinz, die Romanisierung beginnt; in den Rumänen sehen wir ihren Erfolg. Damals stellen die Thraker nur Soldaten; der erste Barbar auf dem Kaiserthron war Maximin der Thraker, dessen vor wenig Jahren entdecktes Porträt in der Tat einen geradezu bedrückend-barbarischen Eindruck macht. Einst war das anders, als sich Hellenen thrakische Frauen nahmen. Kimon, der Feldherr und Antisthenes, der Philosoph Athens, hatten thrakische Mütter, und Thukydides war thrakischen Blutes und im Lande angeessen; heut werden bulgarische Posten auf seinem Landgute stehen, und deutsche Mineralogen nach seinen Goldbergwerken suchen. Noch drei, vier Jahrhunderte zurück, da ist von den Thrakern eine religiöse Bewegung ausgegangen, die in ihren Folgen bis heute dauert. Sie kam zu den Hellenen aus dem asiatischen Phrygien, aber derselbe Kult hat bei dem ganzen Volke gegolten; ein Hauptsitz war im Rhodopegebirge, ein sakraler Mittelpunkt noch zur Römerzeit; der Ort sei unsern bulgarischen Kollegen ganz besonders zum Suchen empfohlen. Dort wohnte der große Gott, der im achten Jahrhundert seinen Siegeszug über die hellenischen Lande begann, Dionysos, dem Namen nach wohl der Gottessohn; die Mutter Semele ist die Erde. Denken Sie aber bei Dionysos Bakchos (dies ein einheimischer Name; er hat sich kürzlich in lydischen Inschriften gefunden) nicht an den Wein. Den kannten die Thraker nicht, sondern brauten sich aus Gerste, aber auch aus Roggen Bier, das sie unmaßig genossen. Die Gebrüder Körte haben in Gordion, der phrygischen Hauptstadt tief in Asien, in dem Grabhügel eines Fürsten einen gewaltigen Bierkessel ausgegraben, mit eigentümlichen Vorrichtungen, Halme und Körner und anderen Unrat beim Ausfüllen zurückzuhalten. Übrigens trank man das Bier gern durch einen Halm, eben auch, um nichts Unerwünschtes in den Mund zu bekommen. Nach diesem Gebräu wird sich also selbst heute, wo sie anspruchsloser

geworden sind, kaum ein Biertrinker sehn. Den Gott Dionysos geht Wein und Rausch zunächst nichts an. Er bedarf keiner berausenden Getränke, denn er bringt die Verzücung und das Gefühl der Seligkeit selbst seinen Gläubigen. Er ist der große Herr des Lebens, er kommt alljährlich im Frühling, wenn die Natur erwacht, auf die Erde und ruft die Menschen auf, ihm in die neubelebte Natur zu folgen, in den Wald, ins Gebirge, an den Busen der Mutter Natur. Ein Schwarm begleitet ihn, die göttlichen, halbgöttlichen Wesen, die in Berg und Wald haufen, vielfach in Tiergestalt als Füllen und Böcke. Auch er selbst erscheint gern als Stier oder Löwe oder wie er will. Menschlich denkt man ihn sich als einen Waldmenschen etwa wie Rübezahl oder den Harzgott, aber auch als reizenden eben erblühten Jüngling. Sein Ruf ergeht an die Menschen und erfordert ihre völlige Hingabe, ihre Gefolgschaft. Besonders die Frauen folgen dem Rufe, zerreißen alle Fesseln der Sitte, und ziehen ins Gebirge, tanzend, singend, Epheu im Haar, den leichten Rohrstab in der Hand. Dürstet sie, so schlagen sie den Boden: die Quelle spendet ihnen Milch und Honig. Sie haschen das Rehkalb, reißen es in Stücke, schlürfen das Blut; sie haschen die junge Wildkatze, legen sie an die eigene Brust, winden Schlangen in die losen Locken. So rasen sie, bis sie atem- und besinnungslos niedersinken. So die Sterblichen. Aber auch die Seelen der Verstorbenen ziehen mit: der Herr des Lebens ist auch Herr des Seelenreiches.

Die Dionysosreligion ist das erste Beispiel eines solchen religiösen Tumults, der seitdem wiederholt über die Erde gezogen ist. Bei den Hellenen regte sich zuerst ein starker Widerstand. Der fruchtete nichts, aber allmählich ward die Krankheit dadurch überwunden, daß der Gott in den öffentlichen Kultus aufgenommen ward, und der gefährliche Wahnmw der Orgien in eine liturgische Feier umgewandelt. Was aus dem Gotte in der hellenischen Ver menschlichung ward, brauche ich nicht auszuführen; aber aus der Verwandlung in die dämonischen Begleiter des Gottes, einer Vertierung zugleich, welche die Verzücchten erfuhren, ist schließlich der verummte Chor geworden, aus den wilden Sprüngen der feierliche Reigentanz: die Tragödie. So ist die Wurzel der höchsten Form der Poesie thrakisch. Und nicht gering anzuschlagen ist der religiöse Fortschritt, der darin lag, daß von dem Einzelnen Glaube, persönliche Hingabe an diesen Gott und seinen sakramentalen Dienst gefordert ward. Bald traten Geheimlehren hinzu, die Seele und ihr Fortleben betreffend. Der hellenische Sänger Orpheus ward zu ihrem Träger und ward ein Thraker. Davon ließe sich noch vieles sagen. In der Heimat hielt sich indessen die alte Feier noch lange in ihrer Wildheit, und die Makedonen übernahmen sie. Als Euripides als Greis in Makedonien weilte, lernte er

die Raserei der Weiber durch den Augenschein kennen, deren Umbildung in der Tragödie sein Handwerk war. Das hat ihm sein letztes großartiges Werk eingegeben, und ich theile den Schluß des Liebes mit, in dem er das Treiben des Gottes und seiner rasenden Begleiterinnen, der Mänaden, wie wir sagen, schildert:

Bakchos, der schwärmende Gott,
euhoi, euhoi,
lieb ist er, wenn er im Bergwald
nach rasendem Jagen und Lanzen
zur Rast auf den Rasen sinkt.
Er trägt das Gewand des Geweihten,
das Rehfell über den Schultern.
Im Sturm durch den lydischen phrygischen Forst
hascht er ein Bäcklein, und blutige Bier
leckt sich am zuckenden Fleische.
Milch entquillt, Wein entquillt dem Boden,
Nektar der Bienen.
Hoch reckt er den glimmenden Kien,
die Flamme schlägt auf,
auf wirbelt der Rauch
Wolken arabischer Düste.
Er schüttelt die üppigen Locken,
ermuntert mit Hüpfen und Lanzen
die schwärmende Schar.
Ein Ruf, da springen sie auf,
und in dem heiligen Euhoi
erschallt der Befehl:
Auf ihr Mänaden,
auf ihr Mänaden,
üppige Töchter des Imolos,
Töchter der goldenen Ströme,
lasset die Pauken erdröhnen,
singet dem Gotte das Lied,
besel'gendem Gotte
beseligtes Lied.
Preist ihn mit phrygischen Liedern,
phrygischem Zuruf.
Phrygische Flöte
töne dem Zuge der schwärmenden Scharen
melodisch den Takt.
Hinauf in den Wald.
Hinauf in den Wald.
Und wie das Füllen der Stute
folgt die Mänade

hurtigen Sprunges
jubelnd dem Zug.

Und noch ein letztes. Weiter noch wagt rückschauend die historische Phantasie zu bringen. Eben in den Gebirgen des inneren Makedoniens haben einst die Hellenen gefessen, als sie zwar noch keine Hellenen waren, aber wohl die indogermanischen Stämme, die das werden sollten, als sie im zweiten Jahrtausend vor Christo in vielen Eroberungszügen die südliche Halbinsel besetzten, nach Kreta und an die Küsten Asiens hinüberzogen und dann befähigt wurden, das zu schaffen, was die Grundlage der ganzen Kultur Europas, der Weltkultur werden sollte. Sie haben selbst diese ihre Herkunft nicht ganz vergessen, und wir dürfen sagen, ihre Aussonderung aus dem Indogermanentume hat eben dort stattgefunden. Sie brachten eine Fähigkeit mit, die den Ägyptern und Äthiopiern immer gefehlt hat. Aber ein anderes mußte hinzutreten, die Befruchtung durch die ältere fremde Kultur, die sie in Kreta, ihrem Hauptsitze, vorfanden und zerstörten, wie es die Germanen und Slawen mit der römisch-byzantinischen Kultur getan haben, die sie doch übernahmen. Jenes ältere Volk saß damals auch an den Küsten, wie später die Hellenen, teilte ihre Gaben mit und lockte zu der Einwanderung in die gesegneten reicherer Gegenden. Seit wir durch die Ausgrabungen jene ältere Welt kennen gelernt haben, die auf hellenischem Boden unter der hellenischen Schicht ruhte, lernen wir immer besser abziehen, was im Hellenischen ihr gehört, auch im Glauben. Es bleibt noch genug. Aber es war uns ganz seltsam, wie sich das als ganz nordisch herausstellte, dem Altgermanischen oft überraschend ähnlich. Das gilt von der Familie und der Gesellschaftsordnung. Es herrscht der Mann, der Hausvater über Söhne, Hörige und Gesinde, aber es herrscht auch die Einzelleihe, etwas, das die Äthiopiern nicht gekannt haben. Es herrscht die Gemeinde der freien Männer, der Stamm, der wohl ein Geschlechtshaupt, das bedeutet König, hat, oder der sich bei einer gemeinsamen Unternehmung einen Herzog wählt. Zum Geschlechte und zur Familie gehört der Kult der Verstorbenen, der Ahnen, der bei den Hellenen so entwickelt ist. Wie seltsam berührte mich die noch heute in Makedonien geltende Sitte, daß jedes Grab unter der Granitplatte, die es deckt, eine Höhlung eingebaut enthält, in der für den Toten sein Anteil an dem Mahle hingestellt wird, das die Angehörigen an dem Grabe abhalten. Das ist natürlich nicht althellenisch, schwerlich äthiopisch, kann ebenso gut bulgarisch oder slawisch sein, denn die Urphänomene gleichen einander. Übrigens sind auch auf türkischen Friedhöfen Vorrichtungen zu blutigen Opfern für die Toten. Was wir mit ganz zureichender Sicherheit über die ältesten Götter der Hellenen erschließen, ist von dem homerischen Glanze und der homerischen Menschlichkeit ganz verschieden. Hier

ist ziemlich die Hauptsache der Kult der Erdmutter in mannigfachen Gestalten, denn aus der Erde kam Nahrung und Leben. Daher war ihr Gatte auch nicht der Herr, der auf den Bergen, keineswegs im Himmel, wohnte und das Wetter machte; Zeus war höchstens ihr Sohn; sondern der Herr der Erbtiefe, den sie Poseidon nannten, das ist „Gatte der Erde“. Er war der Herr des Reichtums, der drunten geborgen ist, und daß er auch Leben spendete, zeigte sich in dem lebendigen Wasser, das in den so vielfach verstärkten Gebirgen doppelt kostbar ist. Heilig war dann der Herd, der zugleich Altar war; war doch der Hausherr zugleich Familienpriester. Umgekehrt war draußen in der Friedlosigkeit die Herrin des Wildes und der Wege eine gefürchtete Göttin, Geberin raschen Todes und Herrin der Seelen, die nicht im Frieden des häuslichen Grabes geborgen waren. Sie war eine grimme Jungfrau, und grausame Opfer beschwichtigten ihren Groll: sie ist zu Artemis und Hekate geworden. Der Mann aber traute auf eine Art Walküre, die ihm im Kampfe beistand, jungfräulich männlich. Sie hat in der Ilias als Athena ihr Wesen bewahrt. Die Götter werden noch ohne Bild, ohne Haus verehrt. In Dodona rauscht die heilige Eiche; in ihren Zweigen zwitschern die Tauben göttliche Weisungen, und Priester verstehen die Vogelsprache, die auf dem nackten Boden schlafen und ihre Füße nimmer baden dürfen. Das war schon für Homer ein Überbleibsel alter Gebräuche. Homer erst hat den Göttern ihre Menschengestalt gegeben. Ehedem erschienen sie am liebsten in Tiergestalt, als Stier, als Roß, als Widder und Bock und die Bewohner der Erbtiefe, also auch die Ahnengeister als Schlange. Ist doch noch der Ahn der Athenener im Burgtempel als Schlange gedacht und ist als Poseidon zugleich der Ahn des Volkes. Das haben die Hellenen bei sich freilich zurückgedrängt und sich die lieblichen und erhabenen Menschengestalten geschaffen; nur ward dabei die Religion zur Mythologie. Wie verwundert und erfreut war ich, als ich in Prilep einen Stein fand, auf dem ein römischer Veteran eine Schlange vor einem Altar abgebildet hat und dazu geschrieben, daß er dieser Schlange ein Geschenk weicht, weil sie an dem Orte verehrt wird. Er hat sich über diesen Kult schon ebenso verwundert wie wir.

Erstließen ließ sich diese nordische noch so wenig griechische Phase des Hellenentumes am Schreibtisch zu Hause. Aber wie anders wird alles lebendig, wenn die Natur der Gegend unmittelbar diesen Gegensatz zu dem offenbart, was für uns mit dem Süden, dem Griechentume gegeben scheint. Dies Makedonien ist durchaus nicht griechisch. Da steht weder Vorbeer noch Myrte, nirgend die Olive, selten die Feige, denn der Breitengrad entscheidet nicht über das Klima. Selbst am Ufer des Ochrida-Sees, der in vielem an den Gardasee erinnert, schaut der Blick verlangend

nach Süden, und vermißt die hellenischen Berglinien, auch die hellenische Färbung des Himmels, so schön auch immer Sonnenaufgang und Niedergang ist. Aber wozu hat man historisch denken und fühlen gelernt? In der Ode der Berge, zwischen wilden Granitblöcken, wo all die duftenden Kräuter und Dornen fehlen, an die man auf griechischem Urlande gewöhnt ist, da wird die Phantasie fähig die Menschen jener alten Zeit auf den Boden zurückzurufen, und ihre Götter erst recht. Zwischen dem Granit rieselt eine schwache Quelle. Kommt nicht auch die Schlange, die sie bewacht? Dort wieder haben die Hirten zwischen Felsmauern sich eine Zuflucht für ihr Vieh gemacht, hoch auf dem Grat: willig sind wir Hermes als Widder zu begrüßen, und die nackte Ebne bekleiden wir gern wieder mit dem Eichenhaine, in dem die heiligen Tauben gurren, und zwischen dessen Stämmen gespenstisch Poseidon als Hengst umgeht. Wenn wir rechte Philologen sind, denen die alten Götter nicht im Buche, sondern im Herzen leben, werden sie auf dem alten Boden wieder lebendig: denn der Boden zeugt sie wieder, wie er sie von je gezeugt.

Und so verzeihen Sie mir, wenn ich mit dem ganz persönlichen Danke des Philologen schließe, dem Danke an unser herrliches Heer, das jene Gegenden erschlossen und mich dahin gerufen hat, aber auch mit dem Danke an die bulgarischen Landesherren, die mir ein Volk gezeigt haben, das beweist, was ein starker Wille durchsetzt, der nicht ängstlich fragt, was die anderen dazu sagen, und sich auch nicht scheut, das Unerreichbare zu verlangen, damit er das Mögliche erreiche.

Zur Reform des Preussischen Herrenhauses

Ein Brief von Heinrich von Treitschke

Der hier zum erstenmal veröffentlichte Brief Heinrichs von Treitschke an den Staatsrechtslehrer Hermann von Schulze-Gävernitz, den Vater des hervorragenden Freiburger Nationalökonomen, hat eben mehr als geschichtliches Interesse. Der 1872 unternommenen Reform der inneren Verwaltung (Kreisordnung), die in einer bürokratischer und feudaler Bevormundung und Bevorrechtung entwachsenden Zeit unvermeidlich geworden war, hatte das Herrenhaus sein hochmütiges „Nein, Ich will nicht“ entgegengesetzt. Es hatte sich, wie Treitschke sagt, dadurch entwürdigt. Eine Rückverwandlung in eine Erste Kammer mit mehr Geist, Gehirn und sachlicher Überlegenheit, als das Recht auf ererbte Gesetzgeberschaft den Herren und somit dem Staate garantierte, hielt er für dringend erwünscht. Man vergleiche damit, was Bismarck im siebenten Kapitel des ersten Bandes seiner Gedanken und Erinnerungen über das gleiche Thema sagt. Es verrate einen Fehler in der Verfassung, wenn ein Oberhaus in der Einschätzung der öffentlichen Meinung eine „Doublüre“ der Regierungsgewalt, ein Organ der Regierungspolitik sei. Das Königtum in einer verfassungsmäßigen Monarchie bedürfe nicht der Krücke eines ihm gehorsamen Herrenhauses. Der Verwandlung der Ersten Kammer in ein Herrenhaus, die von der mittelalterlichen Phantasie Friedrich Wilhelms IV. gefordert und durchgeführt worden war, hätte er sich zwanzig Jahre später widersetzt, — lesen wir im Rechenschaftsbericht des großen Staatsmannes. Als aber die erblichen Gesetzgeber sich seinem Willen zur Einführung einer (bescheidenen) Selbstverwaltung, einer Mischung aus Laienelementen und Beamten, entgegenstimmten, geschah nichts, um die Rückverwandlung vorzunehmen. So beschwert der Zwang, sie vorzunehmen, heute die Last unserer sonstigen nicht gerade leichten Aufgaben. S. S.

Heinrich von Treitschke an Hermann von Schulze-Gävernitz.

Verehrter Freund!

Heidelberg 23. 12. 72.

Ich schulde Ihnen noch vielen Dank für das neue Heft Ihres Staatsrechts. Das wird ein treffliches Buch; ich freue mich schon auf die Zeit, wo man nicht immerdar den schrecklichen „von Könnē“ zitieren wird. Sobald die Jahrbücher die gegenwärtige unerquickliche Übergangsperiode überstanden haben und der neue Redakteur sich etwas eingelebt hat, werden hoffentlich wieder regelmäßige Besprechungen hervorragender neuer Werke kommen.

Heute habe ich eine Anfrage an Sie als „Herrn“. Ich will für das

Januarheft einen kurzen Artikel über die preussische Krifts schreiben und darin auch einiges über die Reform des Herrenhauses sagen. Zu anderen Zeiten wäre ich mit einem so großen Erfolge wie die Kreisordnung, vollauf zufrieden. Heute scheint mir ein rascheres Fortschreiten, eine baldige Reform des Herrenhauses dringend wünschenswert. Das Haus ist durch die jüngsten Ereignisse zu sehr entwürdigt und man muß die leidlich günstige Mehrheit im Abgeordnetenhause benutzen, um, so lang' es noch Zeit, eine gemäßigte Reform durchzusetzen. Die Clique Victoria-Stosch-Useedom wünscht Verschiebung der Sache, damit unter dem neuen Kaiser die völlige Austreibung der Aristokratie, die Umwandlung des Hauses in einen Beamten-Staatsrat mit Zuziehung gewählter Höchstbesteuarter möglich werde. Ich würde das tief beklagen; die wirklich aristokratischen Elemente, die wir besitzen, dürfen dem Staate nicht verloren gehen.

Mein Gedanke wäre etwa: Beseitigung der Alten und Befestigten, sowie der Grafenverbände, so daß die wirkliche Aristokratie und die Spitzen des Beamtentums von Zivil und Militär im Hause blieben. Das wäre eine Verbindung von aristokratischen und durch Verdienst und Sachkenntnis hervorragenden Kräften, die vielleicht dereinst einige Funktionen eines Staatsrats übernehmen könnten. Selbstverständlich unbeschränktes Ernennungsrecht für die Krone, so daß nach und nach noch mehr hohe Beamte und vielleicht auch einige Vertreter der Geldmacht hereingezogen würden. An der Vertretung der Städte und Universitäten, sowie an den Kronsyndicis möchte ich nichts ändern, da sie einmal da sind. Das Alles ist problematisch. Ein Oberhaus, das der Macht des Unterhauses ebenbürtig wäre, halte ich für unfindbar in unserem demokratischen Zeitalter. Viel wäre schon erreicht, wenn das Haus nicht mehr als der Vertreter engherziger Klasseninteressen erschiene. Ich bescheide mich gern, daß andere Vorschläge besser sein mögen. Die Frage ist wohl die schwierigste von allen heutzutage; das englische Oberhaus beginnt zu erkranken, und der italienische Senat hat nie wahrhaft gelebt. Eine nicht ganz verfehlte Einrichtung ist das Beste, was man hoffen kann. Ich bitte Sie nun, mir Ihre Meinung zu sagen und mir mitzuteilen, ob Sie wissen, nach welcher Richtung Bismarcks Gedanken gehen. Eine Stilübung mag ich nicht schreiben; wir müssen mit den Möglichkeiten von heute rechnen. Bitte, antworten Sie gleich; ich will ein paar freie Tage der Ferien zu dem Aufsatze benutzen.

Mein Zollvereinsbandwurm wird Ihnen gezeigt haben, wie unsäglich schwer es doch ist, über diese mythologische Zeit zu schreiben. Ich denke aber auszuharren und den Stoff nach und nach zu bewältigen. — Ein frohes Fest in Ihrem glücklichen Hause!

Aufrichtig der Ihrige

Treitschke

Die Nacht

von Hermann Hesse

Blume duftet im Thal,
Ferne Blume der Kindheit,
Die nur selten dem Träumer
Ihre verborgenen Kelche öffnet
Und das Innre, Abbild der Sonne, zeigt.
Auf den blauen Gebirgen
Wandelt die blinde Nacht,
Überm Schoß das dunkle Gewand gerafft,
Streut sie ziellos und lächelnd
Ihre Gaben, die Träume, aus.
Unten lagern, vom Tag verbrannt,
Schlafende Menschen;
Ihre Augen sind voller Traum,
Seufzend wenden viele das Antlitz
Hin nach der Blume der Kindheit,
Deren Duft sie zärtlich ins Dunkel lockt
Und dem väterlich strengen
Ruf des Tages tröstlich entfremdet.
Rast des Ermüdeten ists,
In der Mutter Umarmung zurück zu fliehn,
Die mit lässigen Händen
Über das Haar dem Träumenden streicht.
Kinder sind wir, rasch macht die Sonne uns müd,
Die uns doch Ziel und heilige Zukunft ist,
Und aufs neue an jedem Abend
Fallen wir klein in der Mutter Schoß,
Fallen Namen der Kindheit,
Lasten den Weg zu den Quellen zurück.
Auch der einsame Sucher,
Der den Flug zur Sonne sich vorgesetzt,
Laumelt, auch er, um die Mitternacht
Rückwärts seiner fernen Herkunft entgegen.
Und der Schläfer, wenn ihn ein Angsttraum weckt,
Wohnt im Dunkeln mit irrer Seele,
Zögernde Wahrheit:
Jeder Lauf, ob zur Sonne oder zur Nacht,
Führt zum Tode, führt zu neuer Geburt,
Deren Schmerzen die Seele scheut.
Über alle gehen den Weg,
Alle sterben, alle werden geboren,
Denn die ewige Mutter
Gibt sie ewig dem Tag zurück.

R u n d s c h a u

Die Weltmacht des Wortes

von Julianus

Ein strahlender Sommermorgen mitten in der Friedensoase Europas, am Vierwaldstätter See. Doch der neben mir saß, sah nichts vom Glänzen des Sees und vom Leuchten der Berge. Mehr noch als seine knappen Andeutungen erzählen Miene und Haltung von den Leiden des Kriegs, der Krankheit, der Gefangenschaft. Zerbrochen liegt vor ihm die Zukunft, die aussichtsvolle Karriere des hochbegabten Offiziers, seine ganze Lebenshoffnung vernichtet, sein Leben selber gefährdet in einer bevorstehenden Operation. Doch härter noch lastet auf dem zur Untätigkeit verurteilten Internierten der Druck seines Volkes, das verfehmt von den Völkern der Erde den schwersten Kampf kämpft, den die Menschheit erlebt, von den mächtigsten Feinden umstürmt, bedrängt, wirtschaftlich eingeschnürt, ja gewürgt und moralisch gekreuzigt als Horde von „Räubern“, von „Bestien“. Und doch kommt es ohne Klage und Anklage, ohne Stolz und Pathos aus der schwer atmenden Brust des jungen Helden: „Ich weiß nur eins: rechtun und schweigen.“ Ganz still wurde ich bei dem einfachen Ausdruck sittlicher Größe, wie ihn der Mensch am Menschen so unmittelbar selten erlebt.

Ja, rechtun und schweigen — und dennoch mußten, sollten wir reden! Tagtäglich fast hallte der neutrale, ja der deutsche Blätterwald wieder von leisen und lauten, von stürmischen Angriffen in jubelumrauschten Reden feindlicher Staatshäupter und Minister. Sie hämmerten die Anklagen immer und immer wieder mit wuchtigen Schlägen in die härtesten Köpfe, sie träufelten sie gleich süßen Säften in die berauschten feindlichen, in die nüchternsten neutralen, ja in die sich sträubenden deutschen Gehirne, daß manche gar kluge, kritische Köpfe unbewußt der suggestiven Gewalt erlagen, sich selber im Spiegel der Feinde sahen und selber in die Sprache der Feinde versielen. Nach langen Wochen meist kam dann die Antwort unserer Staatslenker — aber es lag wie ein Unfegen auf den deutschen

Worten. Worte des Kaisers, noch so sehr aus dem Herzen des Volkes gesprochen, Worte des Kanzlers, noch so hochgetragen von klassischer Kultur, Worte der Staatssekretäre und Gesandten, der Gelehrten und Denker, der Schriftsteller, der Zeitungen wurden verkannt und verzerrt, und man durfte fragen, ob nicht die deutsche Propaganda, bald gröber, bald feiner und im ganzen zurückhaltender als die der Entente, mehr Schaden oder mehr Nutzen gestiftet. Was halfs auch? Deutschland blieb Europas Sündenbock, beladen mit dem Fluch der Menschheit und zum Verderben bestimmt, damit die Welt glücklich werde.

Kein Zweifel, bei allen organisatorischen Erfolgen, allen militärischen Triumpfen bedeutet dieser Krieg für Deutschland eine rhetorische Niederlage. Ist es nicht gleichgültig? „Rechtun und Schweigen!“ Doch leider läßt sich mit Worten nicht nur trefflich streiten, sondern auch kämpfen, gefährlicher oft als mit Waffen. Mit Worten spann die fremde Staatskunst Masche um Masche ihr zauberkluges Netz um uns, mit Worten warb sie Volk um Volk, brachte sie Deutschland auf die Anklagebank und zur Verurteilung vor dem Gericht der Welt; mit Worten stärkte sie Haß, Mut und Kampfes-eifer; Worte pochten in ihren rechnenden Köpfen, spannten ihre hilfsreichen Hände und die Muskeln ihrer Krieger. Was wissen doch unsere Schulmeister, wie sehr die westlichen und südlichen Völker, rhetorisch genährt, geschult, gelenkt und von Parlament und Zeitung regiert — wie sehr sie vom Worte leben! Und Bismarck erklärte es als Beleidigung zu empfinden, wenn man ihn einen Redner nenne, und Goethes Faust weigert sich zu übersetzen: im Anfang war das Wort! Für Calvin aber ist das Wort der Glaubenshalt, und für die romanische Scholastik ist es die Vollenbung der Erkenntnis, und die romanische Renaissance wie Bacon formen die Logik auf die Rhetorik hin, und Frankreich wie England eroberten die Welt so viel weiter mit ihrer Sprache als mit ihrem Blut und mit ihren Waffen und machten durch Sprachgemeinschaft jetzt die große Reserve Amerikas mobil. Doch selbst den Slawen heißen die Deutschen die Stummen, und ihnen nur wird der Nationalitätenskampf selbst im eigenen Lande zum Sprachkampf, während im fremden Land ihre Kinder so rasch die Sprache ihrer Väter verlernen. Und doch ist die deutsche Sprache nicht nur für Fichte das Erbzeichen der Echtheit, sondern auch für den europäisch denkenden, schreibenden, wirkenden Leibniz das Merkmal der Klarheit und Wahrheit und für den grimmen Schopenhauer zuletzt das Einzige, um dessentwillen er sich als Deutscher fühlt. Doch was half selbst die Sprachgewalt unserer Klassiker? Seit Jahrhunderten kämpft die Weltmacht des Wortes gegen uns, und heute speit sie aus tausend Feuerschlünden ringsumher und geifert wider uns als Hydra mit immer neuen, immer schärferen Zungen.

Aber nun sagt man, die andern haben nicht nur die verbreiteteren Sprachen, sie haben auch die besseren Worte, die schlagkräftigeren, lockenderen, durch die sie die Menschheit gegen uns in Waffen rufen. Kämpfen sie doch für „Recht“ und „Freiheit“, für „Zivilisation“ und „Demokratie“. Wir aber kämpfen nur für uns und haben den Völkern nichts zu bieten und jenen großen, schönen Worten keine andern entgegenzustellen? Nur unsere „Kultur“, die uns heilig, die aber den andern oft gegen den Geschmack, oft gegen das Verständnis geht? Und auch aus dem Kultur-egoismus wollen sie nur den Egoismus hören? Aber verfechten wir nicht eine allgemeine Idee in der Ordnung, deren Wert sich in der russischen Revolution auch dem blindesten Schwärmer der Freiheit gar blutig aufgetan? Ja, man achtet die Deutschen als Volk der Ordnung, aber man liebt die Völker der „Freiheit“. Ist doch die Miene der Ordnung gar männlich streng, ihr Geschmack so herb, aber die Freiheit so süß und so menschlich ihr Angesicht! Gewiß, wir brauchen mehr Atem der Freiheit, als wir schon haben, und mögen im Lande weiter drum kämpfen. Aber sind wir denn Knechte und bringen nur Knechtschaft? Gewiß, wir leiden an Engherzigkeiten, die wir abtun müssen, wenn wir aus Kleinstädtern von gestern und nur zu sehr noch von heute wirklich ein Weltvolk werden wollen. Aber schon weil es bei uns ein paar Uniformen und einige polizeiliche Anmeldungen und Verbote mehr gibt, hält man uns draußen für so tief verknechtet unter der Knute von Militär und Polizei, von Autokratie und Bürokratie, wie keiner im Lande es ahnt. Alle Propaganda ist in den leeren Wind gesprochen ohne die Aufklärung, daß wir nicht ständig stöhnen in schweren Fesseln und daß wir bei allem Fortschrittskampf eine Revolution einfach nicht nötig haben. Aber weil wir stumm bleiben oder die rechten Worte nicht finden, hat man aus uns Gespenster gemacht, die nicht nur als blutige Vampyre Furcht erwecken, nein auch Gespenster, die fremde wie eigene Schuld büßen müssen. Und man hat uns aufs tiefste erniedrigt, indem man uns durchaus „erlösen“ will. So hat man in den deutschen „Henkersknechten“ bald die Henker verabscheut, bald die Knechte bemitleidet.

Knechte aber sollen nur Knechtschaft bringen, unfähig und unwürdig unter der Fahne der „Freiheit“ zu kämpfen. Aber die „Freiheit der Meere“ wenigstens verfechten wir doch, während sie England versagt! Aber auch der Kongreß der unterdrückten Nationen in Lausanne, der gerufen war, den Mittelmächten zu fluchen, kam zur Erkenntnis, daß die Tschechen und Polen in Österreich doch freier waren als die „Fremdvölker“ in Rußland und wohl auch als Iren, Inder, Ägypter unter der englischen „Freiheit“. Und die Griechen klagten und die Perser, während Deutschland die Polen, Balten und Flamen zur Selbständigkeit aufrief und in Kon-

Konstantinopel, Gent und Warschau fremdsprachliche Hochschulen aufrichtete. Allerdings, der Krieg bringt Gewalt auch in der rücksichtsvollsten Otkupation, und es läßt sich zu deutschen Lasten eine Gegenrechnung aufmachen; doch es bleibt merkwürdig, daß sie, die gewiß nicht größer ausfällt als jene feindliche Machtrechnung, die noch dazu von den Vierbundmächten zwei verkürzen und zwei aufteilen wollte, doch soviel lauter sich geltend machte, so viel tiefer sich eingrub in die Köpfe der Völker, bis sie darin weiterstraß zum grauenvollen Phantom einer ewigen deutschen Kriegesfurie, nur weil die fremde Rhetorik, ein paar alldeutsche Hyperbeln ins Unendliche ausschlagend, das Teufelsgespenst einer deutschen Welt Herrschaft an die Wand malte und die Völker wie Kinder schreckte mit dem schwarzen Mann der Erde. Ach, die andern hatten die Macht der Worte und dadurch die Macht der Stimmen, und sie hielten das Weltgericht im Tone frommer Hirten über den Räuber, der in der friedlichen Herde der Völker wütete.

Doch wenn es wirklich internationale Stimmen gibt, die da Worte des Schiedsgerichts sprechen wollten und durften, so kamen sie hierarchisch oder pazifistisch oder sozialistisch. Und der Papst, der Hirte der Völker, sprach Worte der Versöhnung — doch die Entente lehrte ihnen den Rücken, weil sie gesprochen seien im Interesse oder gar auf Antrieb der Zentralmächte, die sie so empfänglich aufnahmen. Und der Pazifismus erhob allerorten sein Haupt, doch die Entente hieß ihn verstummen und schalt ihn Söldner der Feinde und ging über das Friedensangebot der Zentralmächte wie über die Verständigungsresolution des Reichstags zur Tagesordnung über. Und auch der Sozialismus drängte zum Verständigungskongreß, doch die Entente wieder versagte die Erlaubnis, weil auch diese Verständigung wesentlich im Sinne Deutschlands liege. So wiesen die Bestrebungen der alten kirchlichen wie der neuen sozialistischen Völker Verbindung, so wiesen die Zeiger aller wahrhaft internationalen Kräfte wider Erwarten eher nach der Seite des Vierbundes, der ihnen entgegenkam, als nach der Seite der Entente, die sie verurteilte. Und trotzdem behielt sie weiter die Gassen des Weltgerichts, und Deutschland ließ sich die internationalen Worte aus dem Munde nehmen und alle Berufung auf allmenschliche Werte entgleiten und weiter als der Angeklagte des Völkergerichts brandmarken, der nicht verstand die Worte zu finden, die ihn freisprachen. Ja, das Volk der reifsten Sozialreform wie der stärksten Sozialistenpartei, die in ihm fast zur Regierungspartei wurde, das Volk, das gegen Europas „Rentnerstaat“ wie gegen Europas „Bankstaat“, der mit den „silbernen Kugeln“ und der „letzten Milliarde“ siegen wollte, und schließlich auch gegen das gelobte Land der Trusts und Milliardäre, kurz gegen die größten Kapitalistenstaaten der Erde im Kampfe lag, konnte

alle wahren Sozialisten, alle Eiferer gegen Mammons Hochaltäre, alle Idealisten auf seine Seite ziehen, aber verstand es das werbende Wort zu sprechen? Nicht umsonst hatte der ehrliche Jaurès einst über Luther und Kant, über Fichte und Hegel als Väter des Sozialismus geschrieben, doch die Kugel machte ihn stumm, bevor er sein Friedenswort zu deutschen Gunsten sprechen konnte. Statt dessen verstanden nur die andern Mächte die weitleuchtende Plattform internationaler Moral zu gewinnen, indem sie, die größten Plutokratien der Weltgeschichte, als reine Demokratien sich geberdeten, weil sie laut waren, weil sie die große Öffentlichkeit oder auch Scheinöffentlichkeit besaßen in der Macht der Parlamente (mit Geheimisßungen) und der Zeitungen (mit strenger Zensur).

Wird dagegen Deutschland, das in stillen Kammern so arbeitssame, in der Öffentlichkeit so formlose, so linksche, das Land ohne Gesten und ohne Rhetorik je einen großen Parlamentarismus und Journalismus züchten können? Es gibt eine Demokratie, die älteste und echteste Europas, ohne parlamentarisches Regiment. Dort, in der Schweiz, durfte jüngst ein angesehenes Blatt sein Erstaunen äußern, daß man bei uns so selbstverständlich die Demokratie eins setze mit dem Parlamentarismus. Oder droht nicht in ihm auch eine Gewalt, heißt nicht Parlamentarisierung Majorisierung, und kann nicht eine Regierung, indem sie der Mehrheit nur mehr entspricht als der Minderheit, ohne sie preiszugeben, und so die Diagonale der Volkskräfte sucht, in Wahrheit demokratischer regieren, als indem sie mit der Mehrheit gegen eine vielleicht gar große Minderheit regiert? Gebietet nicht die Verantwortung innerer Politik eher organisch aus dem Ganzen mit dem Ganzen für das Ganze zu regieren als mit den Methoden äußerer und äußerlicher Politik mechanisch die größere Quantität gegen die kleinere auszuspielen? Wuchs nicht der reine Parlamentarismus aus dem mathematischen Rationalismus der Aufklärung in den Formen der Renaissancerhetorik? Und ist nicht das Parlament zuletzt nur das Theater der Politik und ein schlechtes in Deutschland, wo das Wichtigste in der sachverständigen Kulissenarbeit der Kommissionen geschah und auf der Tribüne nur noch die Marionetten der Parteischablone gegeneinander spielen? Und doch gab es ein volltöniges deutsches Parlament nicht nur in der Frankfurter Paulskirche, sondern noch in den Zeiten, da Bismarck und Windthorst, Bennigsen, Bamberger und Bebel sprachen. Und es bleibt auch ein Großes und doch schließlich Notwendiges, daß des Volkes stummes Fühlen und Fordern sein lautes Ventil findet, daß es sich innerlich sammelt und zur Klarheit des Ausdrucks ausringt in sprechenden Persönlichkeiten, die der Krone und der Regierung helfen, den Willen des Volkes auszuführen und zugleich über sich selbst emporzuführen. Mehr noch als die Parlamentarisierung, als die Reform zum

Parlament brauchen wir die Reform des Parlaments. Denn wichtiger, mächtiger als alle Formen bleiben die Menschen. Gebt uns volle Menschen statt bloßer Parteien und wir haben ein Parlament, und das deutsche Wort, das so hohl klingt aus dem Grammophon der Partei, wird wieder machtvoll tönen als Ausdruck von Persönlichkeiten, die allein zu Volksführern berufen sind, und sie werden gehört werden, nicht bloß weil sie äußerlich berechtigt, sondern weil sie innerlich wert sind, gehört zu werden.

Doch es gibt noch ein Parlament, das noch vielstimmiger, noch eindringlicher spricht, das tägliche Parlament der Zeitungen, und die deutsche Erziehung zur Öffentlichkeit, das heißt zum Worte, ruft neben der Hebung des Parlaments noch dringender nach der Hebung der Presse, deren Bedeutung und Geltung ja in Deutschland geringer eingeschätzt wird als in irgendeinem Kulturland der Erde. Und doch hat der Krieg den Einfluß der Presse in seiner ungeheuren Gewalt offenbart. Wie viele Völker hat sie gestachelt und beruhigt, wie viele entzweit, versöhnt, gerichtet und in den Krieg geheßt! Sie war nicht nur der Wetteranzeiger, nicht nur der Wetterprophet, sie ward der Wettermacher Europas in seinen bösesten Stürmen. Wirkt nicht gegen diese täglich brausenden Winde des Weltmeers alles Schreiben der Denker und Dichter nur wie ein zeitweiliges Kräuseln des Dorfteichs? Was sind die paar Hunderte oder Tausende, die ein Gelehrter oder Schriftsteller durch die Arbeit seines ganzen Lebens als Publikum sich gewinnt, gegen die Resonanz der Hunderttausende, die manche Zeitung als ständiges Publikum bieten kann. Und wer hat heute bei aller hastenden Tagesarbeit noch Zeit, ein Buch zu lesen neben jenem spannendsten Roman von Weltgeschichte, dessen Fortsetzungen die Zeitung uns ständig ins Haus wirft! Wie verhallen die kraftvollsten Stimmen von Kanzel und Katheder, die zu ein paar Bänken am Sonntag oder in der Schulzeit sprechen, gegen jene Riesenorgane von Zeitungen, die ganzen Provinzen, ganzen Volksschichten mehrmals täglich die Ohren füllen, ihr Denken lehren, ihr Fühlen stimmen, ihr Wollen treiben und den Geist des Einzelnen so in ihren Bann ziehen, daß er sich mehr noch als Abonnent seiner Zeitung wie nach seinem Beruf auf seiner Visitenkarte bezeichnen dürfte. Wahrlich, die Presse hat an geistigem Volkseinfluß die Kirche beerbt und übertroffen, und sie vermag über die Massen reichsten Segen auszugießen oder auch Gift und Pest; denn die Nervenstränge des Volkslebens vibrieren jetzt in der Zeitung. Ja, die Macht des Wortes, die sich erst durch die Erfindung der Schrift, dann durch die Erfindung des Drucks verzehnfachte, hat sich jetzt durch die Zeitung noch einmal potenziert an Wellenlänge der Wirkung und kann so eine ähnliche geistige Revolution hervorrufen wie damals im Zeitalter der Reformation.

So stehen wir an der Wende der Zeiten vor der Schicksalsfrage, ob wir weiter verkannt und gebannt bleiben wollen oder wie andere Völker heraustreten auf das freie Forum, wo die Worte lauter hallen in voller Öffentlichkeit. Da gilt es das Wort zu reinigen, zu adeln zum Ausdruck der besten Kräfte des Volkes. Oder haben sie wirklich sich bei uns in Parlament und Presse schon voll vernehmen lassen und nicht vielmehr beiden zumeist den Rücken gekehrt? Ja, wir haben das Wort verachtet, und darum ist es wider uns aufgestanden zu arger Verschwörung, und die berebteren Zungen der Völker haben als blutige Fehme uns gerichtet soviel schwerer als wir je gesündigt, nur weil wir das Wort nicht fanden, nicht suchten, das rechte Wort der Verteidigung. Nie wird, nie soll der Deutsche das Wort um des Wortes willen pflegen, nie darf er die Zunge vor dem Herzen bewegen, nie die Rede über den Gedanken hinaus spannen, nie das Wort der Tat vorziehen, sondern zehnmal eher „recht tun und schweigen“ als Unrecht tun und reden. Doch aus schwerer Erfahrung wird er lernen, daß auch das Wort Tat sein kann, ja daß das rechte Wort zu rechter Stunde Großtat ist; denn es wirkt befreiend.

Alfred Kerr*

von Moritz Heimann

Wenn ein Mann wie Kerr seine Schriften sammelt und noch einmal vorlegt, für so lange Zeit nun, wie gebundenes Papier hält, so kann es nicht ausbleiben, daß — mancherlei Gemütsregung entsteht. Dem und jenem wird zumute sein, als habe er „auf den hohlen Zahn geschmalzt“. Andererseits, da bekanntlich, wer einen Menschen ärgert, die übrigen ziemlich alle entzückt, wird es an Schadenfreude nicht fehlen. Einigen aber, und es werden zumeist solche darunter sein, die in einem inneren Streite mit ihm stehen, vielleicht durch den Streit mit ihm verbunden sind, wird es eine Genugtuung bedeuten, daß der öffentliche Beurteiler den Platz wechselt und seinerseits zum öffentlich Beurteilten wird. Der Kritiker im Amt — sein Wappentier ein Floh, mit der Umschrift: *pungit, non pungitur* — hat das bedenkliche Vorrecht auf den Hieb ohne Gegenhieb; hat es schon darum, weil ihm gegebenen Falls seine Zeitung doch das letzte Wort, als welches immer der höhere Trumpf ist, erlaubt;

* Gesammelte Schriften in zwei Reihen; Erste Reihe in fünf Bänden: Die Welt im Drama. E. Fischer, Verlag, Berlin 1917.

und Kerr insbesondere hat von dieser rohen, materialen Überlegenheit rücksichtslos, und nicht bloß rücksichtslos, Gebrauch gemacht. Nun aber, indem er seine Arbeit aus der Zeitlichkeit des Tages in die höhere des Buches hebt, stellt er sie vor das Gericht der Gegenwart, mehr noch der Zukunft; und wer von denen, die er her- und mitgenommen hat, es nicht ängstlich mit sich meint, wird sich sagen: Entweder er hat recht, so hilft es mir nichts, daß ich grolle, schimpfe und weghöre; oder er hat unrecht, so ist es mir eine Befriedigung, daß die Welt einmal ihn und mich schwarz auf weiß nebeneinander haben wird. —

Wenn von Kerr gesprochen wird, pflegt nicht selten zuerst von seinen Mäßen und Manieren gesprochen zu werden. Und in der That kann kein einzelner Aufsatz, oft bis zum Überdruß, durch die Aufdringlichkeit und Wiederkehr seiner Formeln, Arten und Unarten peinigen, seiner Späße, Kalauer und Anspielungen mit *ecco* und *weißte* und unter der Hand. Wenn das schon in einem einzigen kurzen Zeitungsartikel zu spüren ist, wie sehr, wie unerträglich, denkt man, muß es sich summieren und steigern, wenn ihrer Hunderte zusammenkommen! Aber — ich spreche meine wiederholte Erfahrung aus — etwas Unerwartetes geschieht, das Entgegengesetzte: es summiert und steigert sich nicht; sondern es hebt sich auf; die Manier als solche verschwindet, und übrig bleibt, in ihrer scharfen Sichtbarkeit, die Leistung; ein um so merkwürdigerer Vorgang, wenn man sich bewußt bleibt, daß das Umgekehrte die Regel ist, daß eine im einzelnen noch erträgliche Unart in der Häufung unerträglich zu werden und die Leistung zu ersticken pflegt.

Das zweite Wort, das im Gespräch über Kerr ohne Gnade auffliegt, ist der Vorwurf, mit Spott oder Augenaufschlag, er sei doch gar zu eitel. Immerhin ist Eitelkeit ein höfliches Laster, und von allen ihren Sorten ist die abstoßendste die schulmeisterliche, deren Kerr sich nie schuldig macht, so wenig wie der brennenden, zagen, die sich nicht heraustraut. Jean Paul beruft sich einmal auf jeden denkenden Leser, eine ausgestorbene Spezies inzwischen, „ob er sich je, wenn er eben ungewöhnlich eitel einhertrat, tiefe Gewissensbisse oder Mistöne im Ich verspürt zu haben entsinnt, welche doch niemals fehlten, wenn er sehr log oder zu hart war; er nahm vielmehr ein ungemein liebliches Schaukeln seines inneren Menschen in der Parabewiege wahr.“ Der große Herzenskenner, dessen Weisheit hier wie zu tausend andern Malen den Schatten ins Helle umdeutet, macht aus dem Laster ein unschuldig zauberisches Lebensgefühl, und gerade Kerrs Eitelkeit gibt ihm recht. Kerr tut nicht dies und das mit ostentativer Würde, und ist nebenher eitel; sondern er bedient sich auch noch der Eitelkeit zu seiner Form, nimmt sie unter seine künstlerischen Mittel auf und zwingt sie, mitzuspielen mit den andern formspielenden Geistern.

Wiederum bekennt die Erfahrung, daß in seinen fünf Bänden die Eitelkeit nichts verdirbt, indessen sie das einzelne Blatt öfters zu verderben scheint.

Er spricht zuviel von sich selbst, sagt man und hängt diesen Tadel, irrtümlicherweise, an seiner Eitelkeit an. Er spricht sehr viel von sich selbst; aber merkwürdig, er verfüllt sich damit mehr, als daß er sich entfüllte. Er erzählt, deutet an und geniert sich nicht; seine Reisen, seine Landschaften und seine Geliebten bekommen reichlich Stimme und Raum; und dennoch: er wird uns dadurch nicht vertrauter, ja nicht einmal sichtbarer. Er preist die Bekenner, er selbst ist keiner. Was wie Bekenntnis aussieht bei ihm, als Selbstentblösung, letzte kynische Offenheit und keine Mördergrube aus dem Herzen machen, ist keins; weil es in den meisten Fällen in der renommistischen Gebärde stecken bleibt und in einigen wenigen ein Kunstmittel ist, nicht wahrer, sondern eindrucksvoller zu schreiben. „Es ist anständig,“ sagt er, „für jeden Fall mitzuteilen, wie die Stimmung war, als man schrieb.“ Für jeden Fall, das meint er doch selbst nicht und tut es nicht; in dem einen, wo er die Forderung stellt, läßt er einen Skandal im preußischen Landtag auf die „Verfassung des Schreibenden“ wirken, — läßt er einen Skandal im preußischen Landtag die Einleitung zu einem Artikel hergeben; wie er in einem andern daraus, daß ihm etwas zustößt, was ihn verhindern könnte, seinen Aufsatz zu schreiben, die Form des Aufsatzes macht. Die wirklich geheimen Motive, die ihn dazu bringen, sein Urteil zu färben oder es auszusprechen, wo an sich kein Grund für ihn wäre, es auszusprechen — was auch eine Färbung ist —, die verschweigt er so gut wie jeder andre, weil er sie, wie jeder andre, verleugnet oder — auch er! — nicht kennt. Um ein Bekenner zu sein, dazu ist er zu stolz und zu eifersüchtig. Es gibt in seiner Seele einen innersten Punkt, wohin er sich nichts eindringen läßt; woher aber auch nichts herausdringt. Er spürt es nicht, und spürt es doch und spricht darum vom Seelenhaften, Strömenden einen Ton zu hoch, zu dringlich und zu schwärmerisch.

Diese Anonymität Kerts, so gewiß sie aus einem Mangel entstammt, so gewiß wurde sie ihm das Instrument seiner eigentümlichen Kraft. Durch sie wurde es möglich, daß Manier und Eitelkeit und Spiel mit der Persönlichkeit in seinem Gesamtwert nur wie ein gemusterter Hintergrund sind, von dem die große, objektive Leistung klar und imponierend hervortritt. Kerts Kritik objektiv? Das wird manchem ausbündig paradox erscheinen; aber es erscheint nur so. Seine Kritik scheint subjektiv, in höchstem Grade, zu sein, weil seine Methode bis zur Anmaßung frei und eigenwüchsig ist. Er macht nicht nur seine Statue, sondern hat sich auch die Hämmer, Bohrer und Feilen dazu gemacht. Da seine Kritik praktischen Anlaß hat, — die Vorstellung, die auch Lessing als „den einzigen Gesichts-

punkt zur Beurteilung eines theatralischen Werkes" ansah — und praktischen Zweck — die Zeitung des nächsten oder übernächsten Tages —, so erfand er sich seine Mittel, knapp, schlagend, wesentlich und doch nach Drang und Gefallen schweifend zu sein: die kurzen Kapitel, die andeutungsreiche, mimisch unterstützte Sprache, die Interpunktion, das erzwungene Einverständnis des Lesers auf ein halbes Wort, die Seitenbeleuchtungen vom Leben her, von den Tagesereignissen und von den andern Künsten. Aus mehr als einer Not wurde so eine Tugend gemacht, er erspart sich die „Gelenke“, als in welchen nicht nur der Zeichner seine höchste Bewährung findet, und manche Einzelheit in seinem Werk wird an der Zeit vermittlern, etwa wie ein Ornament, das in Blei geschnitten ist und seinen Sinn verliert, wenn die Schnittfläche blind wird.

Dieses alles, obenein bei dem Verzicht auf Vollständigkeit, ist die Ursache, daß man ihn für subjektiv oder für einen Impressionisten hält. Er ist beides nicht, er ist sachlich; grade er kommt nicht vorgestimmt, läßt nicht die Dinge nur so wirken, sondern er springt sie an; seine Unvollständigkeit ist Auswahl, nicht Laune, und also ist sie Urteil. Noch in der scheinbar freiest spielenden Kritik gibt er von dem betreffenden Drama Bericht. Man muß da genau zwischen der Handschrift und dem, was in der Handschrift geschrieben ist, unterscheiden. Seine Manier ist nicht der Ersatz für Sachlichkeit, sie wird nicht Herr über ihn. „Von Fuesli,“ lautet ein Ausspruch Goethes, „wie von jedem genialen Manieristen, kann man sagen, daß er sich selbst parodiere.“ Es ist nicht schwer, Kerr zu parodieren; um so bewundernswerter, daß er selbst es nicht tut. Er geht nicht unter in seiner Art, und beginnt immer wieder von vorn. Wenn man das landläufig Kerrsche abziehen könnte und es Exempels halber einmal abzöge, so hätte man immer noch das Eigentliche, das Wesentliche, die Sache in der Hand.

„In jeder guten Rezension,“ sagt Jean Paul (über den ich Kerr nicht bloß gelegentlich hören möchte), „verbirgt oder entdeckt sich eine gute Ästhetik und noch dazu eine angewandte und freie und kürzeste und durch die Beispiele — hellste.“ Solche Rezensionen und solche Ästhetiken hat Kerr gegeben, und diese aus jenen herauszunehmen, ist ein hoher Genuß; ein höherer noch, als ihn selbst es, in der Einleitung wie in einem Extrakte, tun zu sehen, denn alle Extrakte äßen. Ich möchte ein Beispiel geben und wähle — das unwahrscheinlichste; einen Spaß, eine Kleinigkeit mit einem zur Gewinnung von Ästhetik höchst untauglichen Objekt. Es handelt sich um ein Drama von Max Pecholt, worin der Held einen Bankbeamten, der in Verdacht gerät, aus Neid trotz besseren Wissens unter dem Verdachte beläßt, nach allerlei Roman von dem Rehabilitierten gefördert wird, schließlich beichtet und Verzeihung erhält. Kerr spielt Fuß-

ball mit dem Ball. „Man könnte . . . sagen: wir wundern uns, daß der Held auch nachträglich noch immer schweigt, ob schon er längst Freund geworden. Der Autor könnte sagen: nun, wundert euch! Man könnte sprechen: er ist der Verzeihung nicht wert, nachdem er so lange geschwiegen. Der Autor könnte sprechen: mein Bankbeamter verzeiht ihm aber doch! Man könnte darauf entgegnen: du hast aber die Gründe nicht genannt. Er könnte darauf entgegnen: das sind Imponderabilien. Man könnte nun antworten: im Drama zählen Imponderabilien nicht. Er könnte antworten: sie zählen im Leben, das Drama spiegelt das Leben.

Man könnte nun dem Autor zurufen: aber ich bin gar nicht ergriffen worden! Er könnte entgegnen: das liegt an dir! Man könnte rufen: die Andren auch nicht. Er könnte entgegnen: doch, — die Hälfte des Theaters war ergriffen. Man würde sprechen: die war unreif. Er würde sprechen: du bist vielleicht überreif.

Pegoldt, (würd' ich nun sagen und ihn an der Halsbinde packen) — Pegoldt, es kommt auf den Ton, auf die seelische Lustsicht eines Autors an, auf die dichterische Gewalt, so in den Szenen redet. Pegoldt, Nichtskönnner, Kunstbanause, abschreckendes Beispiel! Er würde sagen: geschimpft ist nicht kritisiert.“

Das Spiel geht noch ein Kapitel weiter; es ist so komisch, daß man leicht übersieht, wie wahr es ist. Eine Ästhetik steckt darin, nämlich im Stenogramm eine Psychologie des Autors, jedes mißglückten Autors, jedes Autors. Und wenn Kerr sagt, daß sein Werk Kathedralen ähnele, „auf deren unscheinbarste Seitendächer man klimmen muß, um Durchgeführtestes, Fertigstes noch an jeder entlegenen Traufe zu finden,“ so lehrt das Beispiel, was damit gemeint ist und daß es stimmt. So Kleinstes und Größtes nicht nur Einzelfall für Einzelfall zerlegend, sondern auf ihre Ergiebigkeit an Theorie untersuchend und also für seinen Zweck gleich wichtig nehmend, wird er doch auch den Blindesten nicht zur Verwechslung von groß und klein verführen; er ist ein Meister in der Kunst, den Grad von Wichtigkeit, den er einem Objekte beilegt, seine Gleichgültigkeit, seine Kühle, seine Achtung merken zu lassen, auch wo er nichts davon mit Worten ausspricht.

Dieses alles, und alle Bewunderung dazu, heißt nicht, daß seine Kritik, von höchster Einheitlichkeit, wach, wahr, landgewinnend und überreich wie sie ist, die einzige mögliche sei. Der Gefährpunkt für jede echte geistige Natur steckt nicht in ihrer Schwäche, sondern im Zentrum ihrer Kraft. Denn dort ist der Grundgedanke behaust, der, wie ein Drache unersättlich nach Beute, sich nicht zufrieden geben will, ehe er die ganze Welt gefressen hat; vor dem jeder andre nicht bloß klein und kraftlos, sondern gänzlich überflüssig ist; der Omar von Gedanke, der ohne Zögern die Bibliothek von

Alexandria in Feuer aufgehen läßt. Die Hybris und die Ohnmacht des Individuums sind dort verknotet, der Sieg und die Niederlage; das einmalige, endliche Leben bekommt es zu erfahren, daß das ewige, unendliche seiner spottet, dem es doch eben erst in die Hand sich schmiegte, wie der Ton in der Hand des Töpfers.

Auf Kerr angewandt, auf seine Hybris, meint das nicht etwas Bürgerliches; nicht zum Beispiel seinen großen Anspruch. Es gibt in jeder Zeit mehr größte Männer der Zeit, und ich habe ihrer in der unsrigen schon viele getroffen. Kerrs Anspruch zudem blüht als ein Übermut durch die Seiten, und ist, wenngleich der Ariel sich in einen Kaliban zu verwandeln droht, Beflügelung für ihn, verstärkte Augenkraft, indessen er bei andern eher Verdunkelung des Blickes bewirkt. Meint auch nicht die Bewegtheit seiner Irrtümer. Oft sind seine Gedanken, zwar immer klar und scharf, doch kurz und leben davon, daß sie nicht weiter gedacht werden und unwidersprochen bleiben. Er sagt zum Beispiel: „Aus einem Gedanken macht der Stüdmacher ein Stück. Der Schriftsteller einen Aufsatz. Ich einen Satz.“ Aber der Dichter macht kein Stück aus einem Gedanken; und es ist leichter, einen Satz zu schreiben, der wert und fähig wäre, ein Aufsatz zu werden, als diesen Aufsatz zu schreiben. Er sagt: „Mirjam hat jene Mutter der Mütter geheißen, die Mutter des Heilandsbochers — die ihr verplattet habt in ein Mariehentum; und macaronisiert zur ‚Maria‘... Mirjam hat sie geheißen. Tief und voll und für den Stern, auf dem wir sitzen, ein Urbild.“ Aber es gibt gar keine Mirjam und gab nie eine, sie ist nur eine Rückübersetzung. Er meint: „Wenn Heimann sagen will: man soll sich vom Tod nicht bedrücken lassen, sondern für das Leben erkenntlich sein, — äußert er diesen (ziemlich einfachen) Gedanken in folgender Form (die ziemlich uneinfach ist). A.: Es drückt mich, „daß ich mit jedem Tag, den ich lebe, einen Tag weniger zu leben habe.“ B.: „Einen mehr gelebt haben Sie mit jedem. Es wird Ihnen vorne nichts weggenommen, denn dort ist nichts; es wird Ihnen zum Vorrat zugelegt.“ Aber wer diese beiden Gedanken, seinen und meinen, für denselben halten kann, weiß überhaupt nicht, was ein Gedanke ist. Drei Beispiele, von denen das mittlere besonders typisch ist; so historisiert Kerr.

Die Irrtümer wiegen nichts, sobald sie erkannt sind; sobald sie nicht, so oder so, verblüffen und für das Wesentliche genommen werden. Wesentlich aber sind die Lehren; und um sie nicht aufzuzählen, was sie abschreiben hieße, versuche ich, die eine, die Grundlehre zu formulieren, aus der sie alle stammen. Sie lautet: daß die Menschheit aus Furcht und Dunkel kommt, und daß alles, was sie davon befreit und die Schlacken ihres geistigen Ursprungs wegschlägt, die eigentliche, einzige und also notwendigste

Arbeit sei. Das sogenannte Negative ist aus diesem Grunde positiv; aus demselben Kritik die höchste aller Aufgaben; und insbesondere ist die Kunst daraufhin zu prüfen, ob sie nicht Reste der Furcht und des Dunkels weiterschleppt, falsch einschätzt oder gar glorifiziert. Eine große Lehre; und die bei Kerr nicht aus einer populären Philosophie kommt, sondern aus dem Lebensgefühl selbst. Alles Tun und Wirken der Menschen bestätigt sie, ja jedes gesprochene Wort. Und nur etwas Schweigendes in uns — widerspricht ihr zwar nicht, aber ist jenseits von ihrer Wahrheit, jenseits von Spruch und Widerspruch. Es weigert sich, einen Zustand der Menschheit, sei diese die Erscheinung aller Lebenden oder des Einzelnen, für einen Übergang aus dem einen in einen andern zu nehmen; es weiß sich immer am Ziel.

Kerr — oder wie man mit der Peitsche philosophiert: denn es ist Philosophie, daß er den criticus auf den Thron setzt, nicht Anmaßung oder Genugtuung über seine Meisterschaft. Aber was geschieht der vorwärts gepeitschten „blöden Bande“ unter seiner, wie unter jeder Peitsche unweigerlich? Daß die Kette zerreißt und die vorne Abgetrennten ins Leere zerfliegen; daß die zurückbleibende Menge, zum kleineren Teil gelangstigt, zum größern träge, nicht weiß, was vorgeht; und daß sich eine Anzahl um ihn selbst, den Geißler, drängt, darunter Blinde durch ihn, und Voraussetzungslose in einem niedrigeren, zufälligeren Sinne als dem seinen.

Indem Kerr die Kritik zu oberst stellt, auf die Weise wie er es tut, vom Rangstreit der Tiere in der Fabel abgesehen, wird alle sonstige Literatur zu einer Vorstufe von ihr, zu einer Art von Kritik, die des letzten Mutes und der letzten Kraft ermangelt. So wie er als Psychologe sich fragt und es sich beantwortet, was er an Stelle des zu Untersuchenden tun und denken würde — eine Psychologie, die noch sehr weit hinter der wahren Menschenkenntnis zurück ist —, so fragt er sich auch, was vor sich ginge, wenn er selber Kunstwerke verfaßte. Er nimmt das Kunstwerk auseinander und beweist, daß es und wie es zusammengesetzt ist, und glaubt bewiesen zu haben, daß es zusammensetzbar sei, man brauche nur etwas Minderes zu wollen und zu können, als was der criticus will und kann. Er nennt den Dramatiker einen „Affen des sogenannten Schöpfers“. Es ist falsch, einen Gott zu stabilisieren, nur um an ihn nicht zu glauben. Die Welt ist nicht erschaffen worden, und der Künstler will sie nicht nachmachen. Die sogenannte Realität ist nicht der Zweck der Kunst, sondern eines ihrer Mittel der Überredung. Auch wenn die Kritik Notwendiges leistet, so Hohes zu leisten vermöchte, wie die Kunst, so leistet sie doch nicht dasselbe. Dichtung und Kunst haben den Lebensgehalt zu ziehen, der sich auf keine andre Weise ziehen und der sich durch keinen andern ersetzen läßt. Und also ist er auch nicht zu benennen, denn sonst brauchte es wirk-

lich der Kunst nicht dazu. Wohl wissen wir, daß eine Rang- und Wertordnung des Menschlichen damit verbunden ist; aber der Wert, um den es geht, ist weder sozial, noch moralisch, noch biologisch. Ein Dramatiker, und wenn man ihm auch zusieht, wie er „zusammensetzt“, ist einem Maler, einem Musiker wesensähnlicher, als einem Kritiker. Etwas besser machen, ist von einer andern Art, als etwas machen.

Ein Unauflösbares ist da, das keine Kritik auflösen kann. Weiß Kerr das nicht? Er weiß es tiefer und verwundeter als ein anderer. Und da er es nicht auflösen kann, so bleibt der kosmischen Ungeduld des Individuums nichts übrig, als es zu vernichten: sie macht es zum reinen Objekt. Aber wie es auf dem irdischen Gebiet nicht genug ist, den andern Menschen als Objekt zu gewahren, sei es mit Liebe und ständiger Guttat, und die höchste Humanität erst dort ist, wo der andre Mensch als Subjekt gesehen wird, so ähnlich auf dem künstlerischen. Hier freilich lauert sogleich die Versuchung, daß alles verstehen heißt: alles verzeihen. Es handelt sich um Grenzen, wie immer, und Grenzen sind immer strittig; um einen allerempfindlichsten Punkt, von dem es auf der einen Seite in die Zerweichung, auf der andern in die Verhärtung führt. Selbst wenn jedes Urteil von Kerr unter den tausend richtig wäre; ein wenig das Bild geschoben, so daß ein anderes Licht darauf fällt, ein Blick auf unsre Vider aus dem Auge der Kunst, noch während wir sagen: richtig, und es bleibt beim „richtig“, aber die Hand schiebt es weg, als das Gleichgültigste, was es gibt.

Unbedingt, unersättlich, nie zu befriedigen, welt- und selbstzerstörend ist jeder Grundgedanke der Seele. Sie rettet sich vor der Zerstörung — durch die Kunst. Und so, nicht einfach von Talenten wegen, ist Kerr ein Künstler. Er ist es, nicht weil Kritiken Kunstwerke wären, denn das können sie nur in dem uneigentlichen, weiten und verschwemmenden Sinne sein, wie auch Reden und Briefe es können. Er ist ein Dichter, nicht weil er auch dichtet, kaum während er dichtet; denn seine Gedichte sind keinem nachgemacht und sind doch nachgemachte Gedichte, und noch unter seinen „Inseln“ sind bloße Sandbänke, von Schlimmerem zu schweigen. Er ist ein Dichter, weil er in sich die Saiten gespannt trägt, auf denen der unendliche Pan mit allen Fingern harft; sein Herz hat viel und groß Begehrt: was wohl in der Welt für Freude wär, allen Sonnenschein und alle Bäume, alles Meergestade und alle Träume in sein Herz zu sammeln miteinander; ein Dichter, weil ihm das Wort zu Leben und das Leben zu Melodie wird.

Wer viel fordert, muß viel geben. Wenn jeder seinen Inhalt so vollkommen in seiner Form ausgösse, wie Kerr seinen Inhalt in seiner Form, so stände es nicht schlecht um die Welt; und das ist das Erbsische, das Vorbildliche an ihm.

Kunst, Macht, Masse

von Oskar Vie

Man muß sagen, daß die Kunst unter der Verzerrung des Krieges anfängt, ein ziemlich tolles Bild zu bieten. Außerlich scheint sie zu blühen, man drängt sich in Konzerte, Theater, Ausstellungen, man schlägt sich um Bücher und, wenn man fragt, wie dieser Sturm auf die Kunst zu erklären sei, erhält man die Antwort: die Leute legen ihr Geld in ihr an oder die Leute wollen sich zerstreuen, das Manko des geselligen Lebens ersetzen und auch Kohlen und Licht sparen. Immerhin erkenne man die Notwendigkeit der Kunst aus der großen Sehnsucht nach ihr gerade in solchen Zeiten. Hört man so herum, so wird von der Kunst gar nicht mehr recht als Schöpfung gesprochen, sondern als Wert, fast als Marktobjekt. Gutes und Schlechtes, Echtes und Verlogenes wird kaum noch unterschieden. Es ist nicht ganz so schlimm und ich übertreibe, weil ich gleichsam schon die weitere Entwicklung vor mir sehe, die dann nicht mehr übertrieben sein wird. Sollte dies die einzige Phantasie sein, die ich mir heut noch leisten kann: eine Art pyrischer Schadenfreude, süßer Zerstörungslust von allem, was nicht mehr zu retten ist? Ich bin gänzlich nüchtern geworden. Der Zustand ist ein unseliges Schwanken zwischen den Resten alter romantischer Gefühle und dem Schrecken vor der Zukunft, aber dies Schwanken macht seetrank, nicht berauscht. Es hat wenig Reiz mehr, im Zauber des geistreichen Feuilletons über ästhetische Erregungen zu schreiben. Man fürchtet den Kagenjammer. Nüchternheit ist alles, was bleibt. Nichts Orgiastisches. Warten, bis das Schiff wieder ruhiger wird. Und doch! Rißelt die Feder schon wieder? Warum schreibe ich? Ich muß dies schreiben, um mir klar zu werden. Ich koste den Schrecken durch. Vielleicht befreie ich mich so von ihm?

Es ist kein Zweifel, daß die Kontingentierung des Papiers mit der Zeit eine Wirkung auf die Literatur ausüben wird. Hier entscheidet nicht der Wert des geistigen Inhalts, sondern der Prozentsatz zum früheren Verbrauch. Könnte man sagen: von jetzt ab wird nur Gutes gedruckt, für das Schlechte ist kein Papier mehr da, so wären wir gerettet. Aber erstens würden dann viele Geschäfte ganz ruiniert werden und zweitens würde ein Bürgerkrieg ausbrechen über das, was gut oder schlecht ist. So bleibt der Prozentsatz. Das geringere Papier wird notwendig mehr den Erzeugnissen zugute kommen, die gangbar sind (auch wenn sie gut sind), als etwaigen Experimenten, damit es sich rentiert. Zufälligkeiten des Papierlagers werden in die besseren Bücher Unregelmäßigkeiten bringen. Verleger, die durchaus den Prozentsatz ausnützen wollen, werden durch-

aus drucken. Das teure Papier, weil es selten ist, wird rentabler zu Luxusdrucken verwendet, die heut einen sicheren Abfaß finden. So und ähnlich. Das heißt: es wird keine freie Entwicklung der Literatur mehr geben können, weil sie vom Papier und seiner Verteilung abhängig ist; es wird Ungerechtigkeiten, Überschwemmungen und Stauungen geben. Je gieriger die Leute nach Büchern greifen, desto schärfer geht es in diese Extreme. Ich übertreibe: das merkantile Objekt des Papiers beginnt die freie Ausbreitung der Literatur zu beherrschen. Schaden der Rückführung aller Bedürfnisse auf die Rohstoffe. Absterben des Mittelstandes, Hypertrophie der Extreme: Schund und Luxus, Papierbeschaffung und Ausstattung. „Wir bitten Sie hierdurch, alle Bücher, gleichviel welchen Inhalts, die in Saffian gebunden sind, uns sofort per Expresß zuzustellen.“

Die Theater sind immer ausverkauft, ganz gleich, was gegeben wird. Es werden Vermögen in ihnen und an ihnen verdient. Hier ist keinerlei Rohstoffbehinderung, mit Dekoration und Kostüm behilft man sich schon, die Mitglieder sind reklamiert, sogar die Heizung ist meist noch da. Ein Schmarren wie das Dreimäderlhaus (es ist eine Grausamkeit zu sagen, das Stück hätte Schubert populär gemacht) hat während des Weltkrieges die größte laufende Aufführungszahl, die ein deutsches Stück jemals verzeichnete. Aber Peer Gynt, den man für unaufführbar hielt, geht auch ganz gut an zwei Berliner Theatern gleichzeitig. Strindberg, Wedekind werden Repertoire. Die Czardasfürstin ist so ergiebig, daß sie länger leben will, als ihr eignes Theater, und noch in Pension gegeben werden muß. Fast alles geht großartig. Das Niveau wird abgeschliffen. Ist es auch noch so teuer. Eine Verschwender-Aufführung mit sechzig-Mark-Plätzen wird dreimal überzeichnet. Don Carlos ist wochenweise vorher ausverkauft, mit Moissi, ohne Moissi. Verschwindend seltene Theaterskandale sind der letzte Rest eines innerlichen, gewissenhaften Interesses, wie es einst die Literatur regelte.

Bei der noch kostspieligeren Gattung der Oper ist das Starwesen in voller Wiederblüte. Hier ist das Feld der Theater beschränkter, die Konkurrenz geringer, um so mehr spitzt sich das Interesse auf die Besetzung. In den Don Carlos geht man wenigstens noch Schillers wegen, in die Oper geht man wegen der Sänger und bildet sich nach ihnen das Repertoire. Kein Mensch hätte mehr Neigung zur Afrikanerin oder Jüdin oder sonst so etwas, wenn es sich nicht darum handelte, berühmte Sänger in einer dankbaren Kombination zu hören. Von der Wagnerschen Sachlichkeit sind wir wieder meilenweit. In Bayreuth wird die Besetzung nicht vorher bekannt gegeben. In Paris und Rom stehen die Sänger groß auf den Plakaten, die Werke klein. Wir haben auch Star-Kapellmeister, die ihren Namen für einige Aufführungen geben, oft ohne die

genügende häusliche Arbeit der Proben. Das Starwesen erfordert hohe Honorare und zahlreiche Urlaube. Die Honorare werden auf die Plätze und das Repertoire geschlagen: teure Sänger verbieten ihre Verwendung in unsicheren neuen Werken, die neuen Werke werden schlechter besetzt und haben schwereren Stand. Die Urlaube verhindern eine gesammelte Tätigkeit, ein langsames Reifen der Einstudierungen, eine ernsthaft fruchtbare Arbeit. Alles wird auf den äußeren Glanz und die volle Kasse berechnet. Die Stars zanken sich leicht. Desorganisation der Pläne und Studien ist die Folge. Aber eine große schöne Arie eines Liebling — und alles ist vergessen, das Publikum zerreißt sich vor Begeisterung, vor Erlebnis-Bewußtsein, verfolgt den Sänger bis in seine Konzerte (auch wenn er dahin gar nicht gehört), es hat ihn gleichsam nackt in den Konzerten, es stürmt das Podium, begrbt ihn in Blumen, preßt ihm die letzten Töne aus, jagt ihn mnadenbesessen durch die Korridore (er hat einen Gummischuh immer noch in der Hand), durch die Untergrundbahn, bis er irgendwo im Westen sich endlich einsam in seine Straße verliert. Den nächsten Tag sagt er ab.

Das Publikum stürzt sich in die Kaufmannsche zwölf-Millionen-Auktion. Museen können da schon nicht mehr mit, eine solche Auftreibung der Preise ergibt sich. Primitive, einst kaum gekannt von der Kunstgeschichte, heut häufig noch namenlos oder selten genannt, werden mit großen Vermögen belegt. Altniederlndische Anbetungen, zchtige Phantasten eines vertraumten Poeten, intimer Klang von innerlich erlebter Musik, zarte Komposition weihnachtlicher Gefühle unter stillem, heimlichem Licht, sie werden aus ihrer rührenden Vergangenheit auf ihrem Wege über diese erstaunliche Sammlung in der Maaenstrae in den Trubel kriegsverwirrter Menschen gezerrt. Welches Schauspiel, welches tolle Bild. Die kauflustige, vergngungsgeile Menge, die alle Saffianbnde kauft, alle Dreimdelhuser stürmt, alle Stars ausziehen muß, bis sie endlich die Aureole ihrer faszinierenden Offentlichkeit auf den Nachttisch der Bourgeoisie niedergelegt haben, die tolle lsterne Menge schlagt sich um den zarten Flaum der Primitiven, besthungrig nicht nur nach allen modernen Bildern der Lebenden, die sie ihnen aus den Ateliers zieht, in den Salons aufstbert, in den Ausstellungen herausfischt, die sensationellsten zuerst, sondern auch nach den Schzen der Geschichte, die ihren Ruhm in ihrem Preise abgelagert haben. Wird in dieser Kaufwut, die sich heut zum Wahnsinn gesteigert hat, der Wert des Bildes — selbst für den, der ihn begreift — bezahlt? Oder der Ehrgeiz des Besitzers, das Prestige und der Kredit? Vor der Auktion draußen auf einer Bank des Kurfrstenendammes sitzt der berühmte banale Vertreter des Mittelstandes (nicht mehr der Arbeiterschaft), der in allen antikapitalistischen Stnden

vorkommt, und fragt sich: wenn diese zwölf Millionen von den Käufern lieber uns gegeben würden, wenigstens unsere Steuern damit erleichtert würden und sie nun diese Bilder nicht hätten und sie gehörten uns allen im Museum. Wenn sie wenigstens für ihr Vergnügen eine ungeheure Buße zahlen müßten, statt daß man meine Briestaxe um die Hälfte erhöht. Hier wird für einen Renaissancestuhl eine Summe gegeben, von der fünf Familien leben könnten. Ich aber bekomme nicht einen Stuhl mehr zu kaufen. Ja, dieser Mann auf der Bank tut uns leid, aber er hat nur moralisch recht, nicht rechnerisch. Die zwölf Millionen helfen dem Volke nichts. Es kommt auf jeden Deutschen 20 Pfennig. Sie werden nicht den lebenden Menschen, sie werden der lebenden Kunst entzogen. Verschwendung muß sein, schrecklich zu sagen, sie ist ein notwendiges Übel. Irgendwo tobt sie sich aus.

Es liegt heut, darf man sagen, in den Menschen ein dämonischer Trieb, sich Freude, Genuß, Rausch zu schaffen. Es ist in ihnen etwas zurückgehalten worden, das sie nicht entbehren können. Die Geselligkeit schlägt in die Theater um, die Konversation in die Bücher, der Besiß in die Bilder und — der Tanz? Der Tanz war das regulierte Ventil für alles Lustbare und Geschlechtliche, die Krone aller Schönheit von Beziehungen der Menschen untereinander. Er ist verboten, aber er schlummert in den Nerven und Gliedern und wartet auf eine furchtbare Auferstehung. Irgend eine Tänzerin, meist miserabel, gibt einen Abend. Die Leute drängen sich dazu. Sie hängen an ihrer Leiblichkeit, an ihren Bewegungen und Versprechungen. Aus dem Orchester tönt der süße Klang einstiger Tanznachmittage. Halb vergessene Two-step- und Tango-Rhythmen packen die Sinne an. Eine Unruhe geht durch die Reihen, die Füße beginnen zu treten, die Finger spielen, die Augen leuchten. Das Stück ist zu Ende und ein toller Wirbel zieht durch den Saal, die Leute toben im Beifall, im Trampeln, im Schreien, selbst im sinnlosen Pfeifen ihre verhaltene Wut aus, die heimliche Orgie einer Leidenschaft feierend, die sie nur in Phantasie und Wirkung, nicht mehr im Erlebnis genießen. Der Saal kocht, Brodem steigt zur Decke, die dumme Tänzerin dankt mit heißem Lächeln. Die Tanzabende nehmen erschreckend zu, im entgegengesetzten Verhältnis zu ihrem Werte. Es sind die Abende der stärksten Reaktion von Kriegsmenschen. Ein tolles Bild.

Allen diesen Beispielen ist gemeinsam, daß in demselben Maße, in dem ein größeres Publikum zur Kunst zugelassen wird, diese in ein verzerrtes Wertverhältnis gerät. Es gab nie stärkeren Zulauf zu den Künsten als heute, und nie hatten sie mehr zu leiden, auch wenn man die Übertreibungen des tollen Bildes wieder reduziert. Was ist das nun? Ist es nur vorübergehende Kriegspsychose oder ist es Vorspiel zur Demokrati-

fterung? Ich glaube, daß das zur Zeit noch nicht ganz zu trennen ist. Es ist beides. Es ist Übergang. Wertverschiebung mag den unglücklichen Zeiten auf Rechnung gestellt sein, es reguliert sich stets von selbst, falscher Luxus ist Folge des Parvenütums, auch vergänglich, die wahre Problematik der Masse liegt anderswo. Wir kannten eine Kunst, die am besten einsam gebieh, den Wettern ausgesetzt. Sie brauchte Wurzelung und Hemmung. Sie wurde stark im Kampfe des Einzelnen gegen die Vielen. Ihre großen Werke entstanden nicht im Trubel einer koordinierten Masse, nicht im Mechanismus eines sozialen Betriebes. Michelangelos sirtinische Decke und Bachs H.-Moll-Messe, die Beethovensche Symphonie und Goethes Faust wurden von keiner Plattform ausgerufen. Sie haben, in Wehen geboren, die Menschen langsam erobert und nach sich gebildet. Es ist uns schlimm zumute, wenn wir diese Maßstäbe verlieren sollen. Wir sind alle irgendwie Romantiker, die an der feudalen Struktur des herrschenden Geistes und der Schöpferkraft hängen, und fürchten uns vor dem Dritteklassengeruch der kommenden Demokratie. Das russische Ballett im kaiserlichen Theater zu Petersburg, von Hofgunst zu solcher Blüte gebracht, im Glanze seiner überirdischen Kunst, vor einem Parkett ordengeschmückter Generale, und die Freie Volksbühne mit der gedrängten Schar abgearbeiteter, mühsam verstehender, bildungsüchtiger, aber glücklicher Zuhörer — ja, wir wissen, daß es so kommt, wir wissen, daß das die einzig mögliche, einzig gesunde Zukunft ist, aber wir sind nicht unkompliziert genug, uns ohne weiteres darein schicken zu können. Das Soziale ist uns noch zu logisch für das Wesen der Kunst, das Hilfreiche noch zu nebensächlich, das Kulturelle noch zu unpersönlich. Wir haben die Erfahrungen dieser Jahre zu Ende zu führen. Der Zulauf und die Wertverschiebung, die Hilfe und die Nivellierung, die Kulturphrasen und die fast völlige Unberührtheit der modernen Kunst von dem größten Erlebnis der Weltgeschichte. Nun also? Alles dies sind Fragen der Vermittlung, der Reproduktion, die Kunst selbst, die schöpferische, die sich nicht im geringsten aus der Zeit rekrutiert, bleibt keusch. Die Demokratie ist nur ein anderes Verdauungssystem. Sie hat sich lange vorbereitet, sie wird sich jetzt heftiger entwickeln. Beethoven war ein Demokrat; was er schuf, ging seiner Zeit voran; er hat sein Volk nach hundert Jahren gefunden. Als er das erstemal die Eroika aufführte, schrie einer von der Galerie, ob es noch nicht endlich aufhöre. Heut, wenn sie Strauss in der Volksbühne spielt, weint vielleicht einer auf dieser Galerie. Die Träne ist die Antwort des Volkes an einen großen Befreier. Wohl ist sie in der Schale der Seligkeit mehr wert als alle Orden der russischen Generale. Der Zustand der Kunst ist nicht Tollheit, sondern Übergang mit allen Krankheitsscheinungen. Rein und stolz, wie sie geblieben ist, wird sie sich in

den Jahren der Genesung die Mission wahren. Die Sehnsucht nach ihr, wie Flammen emporschlagend, wird ein Feuermeer sein. Das Bacchanal ist zu Ende, ihre Figur steht von Licht umflossen.

So denke ich, mitten in diesem Bacchanal verheßter Leidenschaften. Ich wollte es überwinden. Aber ich habe an diesen letzten Zeilen sehr langsam und mit vielen Korrekturen geschrieben. Den Anfang diktierten mir die Sinne, den Schluß der Verstand. Ich liebe ihn noch immer nicht.

Junius / Herr von Hertling und Herr von Kühlmann

Sostanna rufen wir nicht, ach nein. Aber wir empfanden doch einige Erleichterung, als das Kabinett Hertling zustande gekommen war und die Lüge der Ara Michaelis tot am Boden lag.

Wir dürfen gewisse Dinge nicht vergessen. Ein katholischer Professor der Philosophie wird Berater und Geschäftsführer des protestantischen deutschen Kaisers. Ein Bayer wird preussischer Ministerpräsident. Ein Royalist alten Schlages wird Brücke zwischen Autorität und Freiheit. Ein behutsamer Sozialpolitiker, der grundsätzlich an den Rechten und Resten des Wirtschaftsindividualismus festhält, wird Vorspann des mächtigen Dranges in einem allumfassenden und alle erfassenden Staatssozialismus. Ein starker Siebenziger, hat er seine klare und für jedermann leserliche Handschrift; sein geistiger und politischer und kultureller Horizont ist — fest umgrenzt; in seiner Art, das Verhältnis von Natur und Geschichte zu ordnen, nistet kein Zweifel, und in seiner elastischen Art, katholisch-hierarchisches Christentum mit dem Modernismus in Staat und Gesellschaft auszugleichen, ist keine Spur von Originalität. Alles daran und darin ist Tradition, Anpassung, Anschmiegunq. Nach dem früheren Sprachgebrauch, der auch (man sei doch ehrlich) ein Denkgebrauch war, nannte man den Grafen Hertling einen Reaktionär. Für den politisierenden Pöbel war das freilich ein Schimpfwort, doch Mißbrauch hebt den legitimen Gebrauch des Begriffs nicht auf. In seiner katholischen Spielart bezeichnet er einen Mann, der das uns geläufige Verhältnis von Staat und Kirche umkehrt; der von Obrigkeit wegen aller weltlichen Bildung und Erziehung den kirchlichen Stempel aufträgt; und der bei den Kämpfen um den geistigen, politischen und wirtschaftlichen Selbstständigkeitsdrang der Massen oft bei denen Aufstellung nimmt, die ihn aus Klassenegoismus zu unterdrücken trachten, das heißt bei den Großagrariern, den Industriebesitzern und Banko-

traten. Oft, nicht immer; denn durchdachter Kirchenkatholizismus führte in alter und neuer Zeit naturgemäß zu grundsätzlicher Sozialpolitik, zur systematischen Rücksicht auf Massenelend und das Bedürfnis der Massenhebung. Ein katholischer „Reaktionär“ mußte daher von Hause aus die Überspannung der weltlichen Autoritätsbegriffe und die blindegoistische Übertreibung der kapitalistischen Klassenherrschaft ablehnen, er war immer mit etwas demokratischem Öl gesalbt: das Quantum bestimmte das Maß der persönlichen Einsicht und die soziale Lage und Frage.

Der Leser wird nun begreifen, daß gerade ihr positives Verhältnis zur modernen Sozialpolitik katholischen Politikern häufig einen demokratischen und modernen Stempel gab; hatten sie höheres geistiges Format und überblickten sie die sozialen Zusammenhänge auf weite Strecken, so konnten und durften sie nicht, wie das alte und böswillige konservative Gerümpel, modernem Wollen und Müßen die Wege verbauen. Wir haben hier den Fall Hertling, der einen persönlich hohen Kulturbesitz stets mit Geschmack verwaltete und nach einem langen, klug ausgenutzten parlamentarischen Leben wie ein offenes Buch vor uns liegt. Er stellt grundsätzlich die Kirche über den Staat. Bitte: nicht Religion und Religiöses, sondern die kirchlich organisierte Metaphysik und Seelenverwaltung. Es braucht uns, insofern wir Politik treiben, nicht gesagt zu werden, daß der Staat an sich nicht der höchste aller Werte ist; er soll vielmehr so konstruiert werden, daß er als sittlich, das heißt gerecht gehandhabte Zweckvorrichtung dem sozialen und, mittelbar, dem individuell-menschlichen Leben dient. In dieser Begriffsbestimmung sind gegen die (von gewissen Professoren jetzt in Umlauf gebrachte) Hegelische Staatsomnipotenz Schranken gesetzt. Aber es fällt uns darum nicht ein, die Überordnung der Kirche, oder der kirchlichen Seelenverwaltung, über den Staat als Rettung von der unsre geistige Freiheit und Initiative bedrohenden Omnipotenz zu Hilfe zu rufen. Das sind Unterschiede und Unterscheidungen, die unsere katholisierenden Christusse im Frack und ihr Snobgefolge eben verwischen wollen, — ich bin sicher, daß Graf Hertling über diese unerbetene und unerwünschte Hilfsstruppe einer aus Snobismus erstrebten katholischen Renaissance innerlich lächelt, vielleicht gar sie verachtet.

So ungefähr stellt sich mir das Bild unfres neuen Kanzlers dar. Und der sei geeignet, in die „neue“ Zeit hinüberzuführen, dem neuen Drang die Wege zu finden, die macht- und wirtschaftspolitischen Widersprüche und Gegensätze aufzuheben oder wenigstens abzuschwächen? Kann aus alten Rezepten ein Neues gebraut werden? Nun, nach Alter und Herkunft kann der Graf „nur“ ein Übergang, eine geschichtliche Hilfskonstruktion sein, und zu diesem Nur befähigt ihn — um von der besonderen Parteikonstellation im Deutschen Reichstag zunächst zu schweigen — eine

große und nimmer verblühte Erbschaft der katholischen Idee: der Universalismus der Gesinnung, ein zähes Festhalten am Europäismus unserer Kultur und Kultureinstellung, die vor dem Nationalstaatlichen und Machtstaatlichen nicht völlig kapituliert. So trägt der Katholizismus in seiner überlieferten Gesinnung und Tendenz ein Übernationales in sich, auch er ist einer von den internationalen Ringen, denen es endlich doch gelingen muß, über die entzweierenden, national angestrichenen Imperialismen den Willen zum Neben- und Miteinander und zur Verständigung herzustellen. Es ist kein Zufall, daß, neben der sozialdemokratischen, die katholische Partei grundsätzlich, und trotz allem niederbrüllenden Geheul von der gegnerischen Seite her, an der Konstruktion eines neuen und fester gefügten Europäismus festhält; sie darf, ohne sich selbst aufzugeben, die Idee des Übernationalen aus religiösen Gründen nicht aufgeben. Auf diesem Boden des Willens zum Übernationalen mußten sich daher die zwei stärksten Parteien in unseren Parlamenten begegnen: aus entgegengesetzten Richtungen streben sie dem gleichen Ziele zu. Man lese die Antwort auf die Papstnote noch einmal genau durch und horche auf den seelischen Akzent des Wortlauts; man wird mir, glaub' ich, zugeben müssen, daß ich nicht konstruiere.

Man wird unsere Lage nun wohl besser verstehen — vielleicht werden auch die Scharfsichtigeren und Wahrheitsfüchtigen draußen und drüben sie nun besser verstehen. Das Friedensproblem ist die Aufgabe, Völker und Staaten Mitteleuropas aus der roten Sintflut herauszuführen und das neue Gleichgewicht des Rechtes und der Duldung an die Stelle des (labilen) Gleichgewichtes der Macht zu setzen; alle sonstigen Aufgaben und Probleme sind ihr untergeordnet. Es gibt zwei Wege der Lösung, die parallel dem gleichen Ziele zustreben: den militärischen, der den Gegenblock durch die Waffen zur Verständigung reif machen will, und den ideal-politischen, der das Prinzip der Neuordnung Europas verkündet. Es wurde durch die Reichstagsresolution vom 19. Juli und durch die Antwort auf die Papstnote umschrieben, und es wurde wesentlich durch die beiden Parteien geprägt, die, jede auf ihre Weise, universalistische Tendenzen vertreten. Man soll das nie aus dem Auge verlieren. Es enthält klar und deutlich eine Ablehnung der Kriegskarte als Grundlage für die Neuordnung. Und die Art, wie dieses Prinzip im Reichstag aufgestellt, formuliert und verkündet wurde, enthält eben so klar und deutlich eine Ablehnung jedes außerpolitischen (also etwa militärischen) Einflusses auf die diplomatische und politische Vorbereitung zur Herbeiführung und Gestaltung des Friedens. Jedem neuen Kanzler, dem, nach der Herbstkrisis, das Reichssteuer anvertraut wurde, wurde so für den allerwichtigsten Punkt seiner Mission ein eindeutiges Programm in die Hand gelegt und eine feste Mehrheit zur Verfügung gestellt.

Das war das große Novum in unserer innerpolitischen Geschichte; mit einem Schlage wird die Initiative für die Grundrichtung der Politik ins Parlament verlegt, und dieses verlangt von dem zur Leitung des Staates Berufenen ein Bekenntnis. Dieses Neue, es mag verdunkelt und zeitweilig noch einmal vergewaltigt werden, — verwischen läßt es sich nicht mehr; und es ist unsagbar albern, dem Ausland — das sicher nicht früher Frieden schließen wird, weil wir uns, wie man so sagt, parlamentarisieren, aber das sicher früher zum Frieden reif gemacht sein wird, wenn wir uns parlamentarisieren — albern ist es, ihm zuzuflüstern, dieses sogenannte Novum sei eine Posse, erfunden, es über unseren politischen Seelenzustand zu täuschen. Auch daß man den siebenten Kanzler aus der Partei nahm, deren Anhänger sonst in der bürgerlichen Welt verwurzelt sind und deren Spitzen bis in die Wolkenhöhe des ancien régime reichen, und nicht etwa aus — der Sozialdemokratie, war für uns fast eine Selbstverständlichkeit. Man sieht, daß aus den Zwangsläufigkeiten unserer inneren, unserer parlamentarischen Lage ein Mann des Zentrums ertoren werden mußte.

Graf Hertling hat durch seine Erklärungen vom 29. November diese Mission und dieses Prinzip, sie auszuführen, übernommen. Insofern brauchte er sich nicht zu bezwingen; sein katholisch-universalistisches Herz trieb ihn in diese Richtung. Die ungewöhnlich klugen Bekundungen des Grafen Czernin offenbaren ähnliche Seelenlänge, nur sind sie weicher und greifen weiter hinaus: er vertritt ja einen Staatenstaat und ist aus Selbsterhaltung zur Überwindung des verkrüppelnden Nationalismus gebrängt. Die Festigkeit gegen die Kriegskartenpolitik, die unser Verhängnis werden könnte, wird ihm leicht sein. Zu dem aber, was sonst noch auf seine Schultern gelegt ist, vor allem zur Demokratisierung des preußischen Parlaments, kann er nur auf dem Umwege einer Nützlichkeitsbetrachtung ein Verhältnis gewonnen haben. Er denkt vorwärts und fühlt rückwärts, das hörte man sogar seinen Erklärungen an. Es wird den Geschlechtscharakter seiner Staatsmannschaft bestimmen, ob und mit welchen Mitteln er diesen Teil seiner Mission verwirklicht. Auch er gehört zu der Friedensvorbereitung, die keinen Aufschub duldet.

Sich habe bei früherer Gelegenheit einmal ausgeführt, daß der Verlauf des Weltkrieges zwangsläufige Situationen geschaffen habe, die dem Staatsmann seine Entscheidungen erleichtern und ihn automatisch vor blinden Mißgriffen bewahren: seine Leistung wird fast ausschließlich Willens- und Charakterfache. Es war zum Beispiel schon lange sichtbar, daß der Osten die militärische und politische Durchbruchsstelle des Ringes für uns sein könne und sein werde, wenn es auch einige Zeit länger gedauert hat, bis die ekelhafte Aufdringlichkeit freundschaftlicher Gefühle und Gesinnungen

nach Osten hin entschleiert und die ostwärts gerichteten Methoden der beflissenen Geschäftshuberei diskreditiert sein würden. Es ist nicht zu fürchten, daß die Intelligenz der vereinigten Herren von Hertling und Kühlmann nicht ausreichen sollte, zu erkennen, was jeder durch die Konjunktur emporgehobene Zeitungschmuck ihnen heute unter die Nase reibt, und daß sie eben die Warnungen überhörten, die die russischen Revolutionsmänner in ihre Formel des Selbstbestimmungsrechtes der Völker legen. Schlichte Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit hat, das wissen sie, heute wenigstens nach dem Erdosten hin ihren Wert und ihre Wirkung, — auch ihre Rückwirkung auf unsre eigene politische Atmosphäre, die durch Zuwachs an diesen Imponderabilien sich sicherlich nicht verschlechtern wird. Aber mit noch höherem Nachdruck ist zu betonen, daß aller Erfolg in der inneren Politik heute mehr denn je Willens- und Charaktersache ist.

Graf Hertling kannte, als er das preussische Ministerpräsidium übernahm, die Macht und den Einfluß der feudalen und plutokratischen Gruppen, die das preussische Parlament umklammert halten, und er weiß, daß dessen Reform, dessen sofortige Reform an Haupt und Gliedern eine deutsche Angelegenheit ist. Sie gehörte schon vor dem Kriege — man macht sich lächerlich, man macht sich strafbar, indem man es leugnet — zu den unitarischen Idealen, die der Erfüllung und Erlösung harreten; unser Nationalstaat mußte so lange unvollendet sein, als in dessen preussischem Teil eine so ganz andere politische Temperatur herrschte als im übrigen Deutschland. Es ist eine Grundtatsache unserer Geschichte seit der Reichsgründung, daß Preußen noch immer nicht ganz innig und innerlichst mit Deutschland verschmolzen ist. Nicht nur, weil das vom Kriegsminister von Bogen geforderte Merkmal der Nationalität im Politischen, 'die Übereinstimmung des Volkes mit seiner Regierung' noch immer nicht erreicht ist — sie ist es übrigens nirgends, auch nicht in den westlichen Scheindemokratien: besser Plutokratien —: sondern weil, mit dem Schwaben Pfizer zu reden, Preußen noch immer mehr Kraft (und, fügen wir hinzu, mehr Kraftverherrlichung) als 'Schönheit und Form der Seele' habe. Wie sich die Kraft und Zucht Preußens militärisch und organisatorisch in diesem Kriege bewährt hat, braucht hier nicht gesagt zu werden; an die in gewissen Kreisen politisierender Dilettanten zur Mode gewordene Verkleinerung und Verfeinerung dieser Seite der 'preussischen Prägung' ist kein Wort zu verschwenden. Aber es ist ihm gleichzeitig versagt geblieben, im eignen Volke und unter seinen zentraleuropäischen Bundesgenossen moralische Eroberungen zu machen; die Schönheit und Form der Seele fehlte; und ohne sie ist keine werbende Politik zu machen und kein Friedensreich aufzubauen. Das sind Fakta; und auf diese Fakta hat der Staatsmann sein Arbeitsprogramm zu gründen.

Zu den politischen Voraussetzungen der Verschmelzung erkennt darum im heutigen Sturm und Drang jeder Sehende die Verteilung des gleichen Quantum Demokratie auf Reich und Hegemonialstaat, der in ganz Deutschland für die Art und Kunst, wie die nationalen Geschicke bis zum Ausbruch der Katastrophe geführt wurden, verantwortlich gemacht wird; aller Anstoß zu diesem sogenannten demokratischen Drang, der, wie man sieht, ganz tiefe ideelle und kulturelle Motive hat, kam also nicht von außen und ist nicht auf blöde mimicry demokratischen Westlertums zurückzuführen. Ein Politiker, der sich vor der preussischen Aufgabe in Mißverständnisse verstrickt, muß somit scheitern, ihm fehlt die Intuition und Inspiration der Stunde.

Als Kanzler hat daher Graf Hertling diese unitarische Forderung zu verwirklichen; aber während er sie in sein Regierungsprogramm übernahm, verkündete es laut seine Abneigung — gegen den Unitarismus. Als ob dieser eine rasende Gleichmacherei in allem und jedem heiße und auf eine Bedrohung der bundesstaatlichen Selbstregierung hinausliefe, soweit sie nicht das Leben des Gesamtstaates verlege und verengere. An diesem Punkte entdeckte ich einen überflüssigen und darum bedenklichen Vorbehalt, der seine Energie bei der rücksichtslosen Durchführung der unaufschiebbar gewordenen Reform lähmen kann. Ein Bayer, der berufen ist, das preussische — das preussische, nicht etwa das bürgerliche — Wahlrecht zu demokratisieren, kann nichts als ein deutscher Unitarier sein. Die Zeit zu nationalliberalem und mittelparteilichem Versteckspiel ist bald vorbei, sie wird auch den berühmten Paragraphen Neun und seine bundesrätliche Weltentrücktheit packen und ins Demokratische umbiegen, ob man will oder nicht. Einen Schutz gegen die bedrohlichen Seiten der populären Vorstellung von Demokratie und Volksstaat sehe und suche ich in ganz anderen Dingen als in dem nun allzu entschleierte Geheimnis des Paragraphen Neun. Davon bei anderer Gelegenheit.

2

Die Ernennung des Herrn von Kühlmann zum Staatssekretär des Ausern erfolgte während jener kausen „Erneuerung“ unserer Regierung im heißen Juli 1917, die man im Drama unsrer Entwicklung technisch zu den sogenannten retardierenden Momenten zählen wird.

Auch er war, wie der plötzlich auf die Turmhöhe der deutschen Kanzlerschaft gehobene Herr Dr. Michaelis, parlamentarisch ein Neuling. Auch er war, vor dem eigenen Volke und den Völkern da draußen, unbewiesen. Auch ihm wurden von den Wissenden der Konventikel und Kliken, von den Personalienkrämern in den politischen Weinstuben, wie jedem unserer neuen Schicksalsverwalter, die ein höchster Wille plötzlich vor und

über uns stellt, gute, mittlere oder laue Noten gegeben, je nach den Hoffnungen, die die Gruppe oder das Grüppchen sich von ihm versprach. Und auch ihm sollte vom Augenblick seiner Ernennung an der Staatsbürger Vertrauen schenken.

Wie unsäglich bedrückend diese Art der Auswahl von Regenten für geistig und sittlich disziplinierte Menschen ist, brauche ich meinen Lesern nicht erst zu sagen. Keine Kunst, keine Wissenschaft, kein Handwerk, kein Zweig der hohen oder niederen Lebenspraxis kennt sie in dieser Epoche verfeinertster Fachbildung und fachlichen Auslesetriebes. Für eine politische Laufbahn großen Stils ist die Öffentlichkeit nun einmal der Schauplatz der Bewährung; von jedem Mann, der an die entscheidenden Stellen gerückt wird, muß sie ungefähr wissen, welches Gesamtbild der nationalen Aufgabe oder der Mittel zum Aufstieg er im Kopfe trägt, damit sie ihm in kritischen Zeiten folgen und seiner Führung vertrauen könne. Sie muß also Gelegenheit gehabt haben, ihn im Räte freier Männer zu beobachten, die Form seines Verkehrs mit Menschen und Dingen zu betrachten, die suggestive Kraft seiner Haltung, seines Redens und seines Schweigens zu schauen. Wenn aber der Ort, wo die Gesetze fabriziert werden, nicht auch der Ort sein soll, wo diejenigen sichtbar werden, die bestimmt sind, sie zu verwalten und auszuführen, wo die im allgemein-menschlichen Sinne politischen Persönlichkeiten in die Erscheinung treten: dann wüßte ich nicht, wie die gesuchte Annäherung und das Vertrauensverhältnis zwischen Regierung und Regierten sonst herbeizubauern wäre, nachdem man einmal so unvorsichtig gewesen ist, Verfassung und Repräsentativsystem und gesetzgebende Körper einzuführen. Ein Volk aber, das so tief in Spezialistentum, Geldmachen und Privatbeschäftigungen steckt, daß ihm langweilig ist, sich diejenigen anzusehen, denen es die Gesetzgebung anvertraut, verdient Verachtung, wenn es hinterher, in grausamer Notlage, an der Regentenmission derer zweifelt, aus denen es seine Parlamente zusammensetzt oder zusammensetzen läßt. Nebenbei: die englische Praxis parlamentarischer Vorbildung und Bewährung scheint mir immerhin, in diesem Zusammenhange, erheblich würdiger und erfolgreicher. Sie ist unzulänglich in dem, was unser aller Glück ist: in der Überlieferung des diplomatischen Geheimbetriebs und der kapitalistisch oder plutokratisch orientierten Machtverwaltung.

Sehen wir uns Herrn von Kühlmanns unmittelbare Vorgänger an. Warum hat Herr von Jagow, trotz seiner diplomatischen Schulung, versagt? Er konnte öffentlich nur stottern. Er las selbst unwesentliche Notizen unwirksam von Zetteln ab. Keine seiner Äußerungen — soweit sie in die Öffentlichkeit drangen: und die deutsche Öffentlichkeit war einigermaßen interessiert, zu wissen, wie man sein allerunmittelbarstes Schick-

sal verwaltet — verriet ein geschlossenes, auf Grundsätze gegründetes Gesamtbild der europäischen Staatenordnung, keine das Ideal einer zwischenstaatlichen Ordnung. Ob er eine allgemeine politische Orientierung besaß, eine Vorstellung von dem notwendigen Zusammenhang zwischen den innerpolitischen Entwicklungsmöglichkeiten und Entwicklungstendenzen seiner Nation und der ihm zukommenden Stellung unter den Völkern der Erde, das konnte ich bis heute nicht feststellen; ich weiß nur, daß er, wie man so sagt, so im großen und ganzen konservativ gestimmt und gerichtet war, und daß seine persönliche Geschmackskultur von Amateurs und Snobs gerühmt wurde. Und solch ein Mann, der sich an öffentlichster Stelle in bescheidenste Anonymität hüllte, stand am Steuer und lenkte das Schiff in dem weltpolitischen Strudel. Von Herrn Zimmermann weiß man . . . daß er bereits an den Vorfragen der diplomatischen Technik scheiterte. Auf deren höhere menschliche Weiße und Bedeutung wird man in vielleicht näher Zeit pfeifen.

Von Herrn von Kühlmann weiß man, Gott sei Dank, doch mehr und anderes. Er amtierte, unter dem Fürsten Bichnowski, als Vorschaftrat in London und fiel durch seine abgerundete, klare, ganz unproblematische Persönlichkeit nicht weniger als durch seine Geschäftsgewandtheit sofort und auf sehr wohlthuende Weise auf. Geschäftsgewandtheit an dieser eiglichsten Stelle unserer Außenbeziehungen bedeutete aber mehr als mächlerische Fähigkeit: sie war von politischen Zielen bestimmt. Immer wieder mußte ich hören, auch aus englischem Munde hören: der Mann hat Zukunft, da entwickelt sich ein politischer Charakter. Die vor der Kriegsraserei vorgeschlagenen Kolonialabkommen mit England über das portugiesische Afrika, den Kongo, die Bagdadbahn werden im wesentlichen auf seine Initiative zurückgeführt. Sein Ziel war: deutsche Weltpolitik ohne Weltkrieg. Man schrieb ihm die geistige Urheberschaft einer Flugschrift zu, die diese Anschauung vertrat; ich konnte freilich nie feststellen, mit welchem Anspruch auf Wahrheit. Das ist heute gleichgültig; denn wir dürfen nun annehmen, daß er den Weltkrieg als Fatalität und Aufgabe betrachtet, die anweist, — nach innen und nach außen zugleich Erleichterungen und Erlösungen zu schaffen. Alles deutete darauf hin, daß dieser Mann von ganz unbürokratischer Haltung in zusammenhängenden politischen Vorstellungen dachte und aus der engen, an sich so wesentlichen Welt des diplomatischen Handwerks hinausstrebt. Sein Aufenthalt im Haag, wo er während dieser schweren Zeit alsbald die deutschen Interessen als Gesandter vertrat, brachte die Bestätigungen. Er zählte von nun ab zu unseren diplomatischen Hoffnungen, wie es im Kanzleijargon heißt. Wir denken dabei an die menschliche und politische Potenz, die dahinter stecken muß, wenn heutige Ansprüche befriedigt werden sollen.

Herr von Kühlmann hat seither in seinem hohen Berliner Amt an der Antwort auf die Papstnote mitgeholfen. Er hat in mehreren Reden im Plenum des Reichstags und in den Ausschüssen wie ein Mensch zu Menschen gesprochen. Er hat offen und unbekümmert um höhnische Anpöbelungen vom Westen her sein europäisches Gewissen entblößt. Und er darf sich ganz offenbar das Verdienst zuschreiben, daß das Kabinett Hertling und dessen Bindung an das mit der Reichstagsmehrheit vereinbarte Programm zustande kam. Was ihm zu tun übrig bleibt, ist freilich nichts weniger als die Arbeit zu leisten, die uns ins Freie führen soll, nicht bloß nach Osten hin. Dort hat — man begreift nichts, wenn man das nicht begreift — die Idee von Stockholm versucht, sich leibhaftig und als Menetekel für alle Welt aufzurichten, und wehe den Regierungen der westlichen Staaten, die glauben, sie mit imperialistischen Zangen zerbrechen zu können: denn ihre Seele, ihr Wesenhaftes gehört der Zukunft und beherrscht die Stimmungen, bestimmt hinfort die Gefühlsrichtung der Massen.

Es wird sich also bald erweisen, ob Herr von Kühlmann, in der stets so mannigfachen Winden ausgefegten Berliner Amtsstube nicht der Versuchung erliegt, ins Geheimdiplomatische auszurutschen. Es wäre ein Jammer. Sein Aufstieg und die ganze Anlage seiner Persönlichkeit zeigen, daß er zwischen diplomatischer Technik und politischen Grundsätzen zu unterscheiden weiß. Grundsätze allein — sie brauchen nicht starr, müssen aber wahrhaftig und allumfassend sein — sind schöpferisch. Sie hängen nur negativ mit der Kriegskarte zusammen: insofern die Waffen (ich sagte es schon) nun auch den Westen verhandlungsfähig machen müssen. Darüber hinaus liegt im Wesen des Grundsätzlichen, daß es zum Zweck einer endgültigen Pazifizierung des Planeten den Liebhabereien zwischen der östlichen und westlichen Orientierung ein Ende mache und die Verewigung der zwei feindlichen Ringe und Blöcke verhindere. Das kann das Schwert allein, es sei noch so siegreich, nie fertig bringen, dazu gehören Ideen, sittliche Vorstellungen, eine neue Art, den politischen und sozialen Lebenswillen der Völker zu verstehen, und ein Wille, der vor der Macht des Engen und Alten nicht kapituliert. Eine herrliche Mission. Mag Herr von Kühlmann in diesem an Entscheidungen trächtigen Augenblick ihrer Gebote eingedenk sein.

3

Ein Rückblick auf Bethmanns Führung der Außenpolitik in den letzten drei Jahren enthält für jeden seiner Nachfolger unmißverständliche Warnungen: darum sei hier nochmals davon die Rede. Am 9. Dezember 1915 sagte er, bei unseren Feinden müsse sich die Erkenntnis befestigen, daß das Spiel für sie verloren sei; wenn sie noch immer den Tatsachen sich nicht beugen wollten, würden sie es später tun müssen. Er sprach

in diesem Zusammenhange von militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherungen, über deren Auswahl er sich die Freiheit der Entscheidung vorbehalte. Ton und Tendenz dieser Erklärung waren machtpolitisch. Am 5. April 1916 wurde der Staatsmann deutlicher. Der status quo ante wurde zunächst für den Osten und die dort vom Zarenthum befreiten Völker abgelehnt und die Lösung der östlichen Probleme ausschließlich den Zentralmächten vorbehalten; für Belgien wurden reale Garantien, für den deutschen Unternehmergeist koloniale Verädigungsfelder gefordert . . . Daneben aber wagten sich schon schüchterne Vorstellungen vom neuen Europa, vom Europa der friedlichen Arbeit ans Tageslicht, vorläufig noch, ohne alldeutsche Gemüter zu erschrecken. Pazifistische Untertöne — oder was man so zu nennen beliebt — treten bald stärker hervor, zunächst als Reaktion auf die rhetorischen Ausschweifungen der Briand, Grey, Asquith und Wilson. Internationale Abmachungen für einen dauernden Frieden wollten auch wir, Deutschland sei sogar bereit, sich an die Spitze des zukünftigen Friedensbundes zu stellen; aber noch wird an dem Kaatschul der ‚realen Sicherungen‘ hin und hergezerrt, und an den Merkmalen des Begriffs wird so geräuschvoll herumgestottert, daß einem angst werden konnte. Am 10. November schreitet Herr von Bethmann Hollweg auf der pazifistischen Bahn weiter, die deutsche Öffentlichkeit beginnt sich mit den pazifistischen Gedankengängen einigermaßen vertraut zu machen; ja es gibt ernsthafte Politiker, die hier europäische Möglichkeiten sehen. Nun wird am 12. Dezember das große Friedensangebot gemacht; seinem Inhalte nach war es ein aufrichtiger Verständigungsversuch, durch seine einer abgeleiteten und entwerteten Phraseologie abgeborgte Form brachte es sich um alle moralische Wirkung in die Ferne und Weite. Man setze die Analyse beliebig fort: es bleibt ein ewiges Schaukeln zwischen altem und neuem Stil, zwischen diplomatisierender Taktik und Technik und dem Versuch, aus dem Spiel mit Grundsätzlichem Ernst zu machen. Es geht so nicht weiter. Eine flimmernde und flatternde Zielvorstellung schwächt, ja demoralisiert, wie jede Unsicherheit im Sittlichen, den festesten Willen. Immer mehr tritt hervor, welch triviales Spiel mit Moralitäten von den Regisseuren des Gegenbundes getrieben wird. Sie beginnen die Zechen zu bezahlen. Die Schleier fallen; es naht der Augenblick, wo nicht nur das russische Auge erkennt, wo der gräßliche Weltimperialismus seinen Sitz hat. Hüten wir uns, ins Neß der gleichen doppelten Buchführung zu geraten. Je reiner und eindeutiger unser Friedenswille sich heute gibt, desto stärker hebt sich noch das Niveau unsrer militärischen Leistung. Und je weniger ausschließlich wir an materielle Gegenleistungen in Land, Geld und Gut denken, desto gewaltiger wird unsre freiwillige Hilfsstruppe in den uns feindlichen Ländern anschwellen. Bis die Erlösung da ist.

U n m e r k u n g e n

Simmels Goethebuch

Daß Goethes geistige Bedeutung nicht durch die Summe seiner Werke und seiner Erlebnisse erschöpft wird, ist auch nach dem Ausgang der ersten Romantik geahnt und gewußt worden. Wenn dennoch erst im dritten Menschenalter nach Goethes Tod die ersten Bücher erscheinen, die sein Dasein und Wirken als geistige Einheit darzustellen und zu deuten unternehmen, so mag die Ursache darin liegen, daß die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt unfähiger wurde, geistig-leibliche Einheiten als ursprüngliche, unteilbare Wesenheiten zu erkennen. Die Geschichte des Geistes zerfiel jetzt unter ihren Händen, wie schon früher das Wirken der Natur, in eine Unzahl von Relationen, die aufzusuchen, zu ordnen, zu trennen und zusammenzusetzen das Amt des Literaturhistorikers, des Ästhetikers, des Biographen, des Kulturhistorikers wurde. Die unzerfällbare Einheit des großen Lebens und des klassischen Werks galt als überhaupt nicht erfäßbar. Erst in ihren kategorischen Brechungen hatte sie sich dem wissenschaftlichen Schematismus zugänglich gezeigt. Von dieser Erfahrung bis zur Leugnung jenes Begriffs von lebendiger Ganzheit war nur ein kurzer Weg.

Simmels Goethebuch* hat als erstes diesen Zirkel durchbrochen. Nicht um den Zusammenhang und die Gültigkeit der

Resultate des Goetheschen Denkens, nicht um die Fülle und Glut seines Lebens, den Wert und das Wachstum seiner Dichtungen und Schriften ist es dem philosophischen Deuter zu tun, sondern um ihre verborgene Einheit, um die letzten Triebkräfte und formenden Wesenseigenschaften ihres Trägers. Simmel selbst nennt den Gegenstand seines Suchens das „Urpheänomen Goethe“. Das aber kann nur als Metapher gelten. Denn der Goethesche Begriff des Urpheänomens hat nur Sinn in einer Weltanschauung, der jedes Innere nur der geheimnisvoll-offenbare Grund eines Äußeren ist und der sich in der Einheit von Gestaltendem und Gestaltetem leicht der Widerstreit des Einen und des Vielen schlichtet. Diese Einheit aber erkennt Simmel durchaus nicht als gegeben oder auch nur postulierbar an; Empirie und Idee scheinen ihm durchaus trennbar, und so nähert sich sein Begriff des Urpheänomens eher den Kantischen Begriffen bald der regulativen Idee, bald der Kategorie. Er selbst redet gelegentlich von einem „Apriori Goethe“, um anzudeuten, daß es ihm nicht auf die konkrete Wirklichkeit des Goetheschen Daseins und Schaffens, sondern auf seine Gültigkeit ankomme — auf jenen „ideellen Sinn“, der, Kantisch zu reden, das Pheänomen Goethe erst „möglich“ mache.

Die Eigenart des Simmelschen Denkens wird nun aber dadurch definiert, daß dieses Kantische Denkschema von einem Geiste aufgegriffen wird, der nicht wie der Kantische darauf gerichtet ist, zu scheiden, zwischen Ansprüchen und Lei-

* Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Klinkhardt und Biermann.

stungen, Freiheit und Notwendigkeit, Willkür und Objektivität, Singularität und Allgemeinheit – sondern die getrenntesten Weltelemente zu verknüpfen, überall Beziehungen aufzuweisen, und gleichsam alle mit allem durch ein Netzwerk von Linien, Koordinaten und Projektionen zu verbinden. Die Einheit der Welt, die frühere Philosophen in einem abschließenden Begriff, einem tektionischen Entwurf, einer erleuchtenden Schau fanden, nimmt für ihn die Form eines unendlichen Gewebes an, in dem alle Fäden sich queren und dessen Einheit sich nur dem erschließt, der durch die Bewegung seines eigenen Intellekts die Verknüpfung der Fäden nachzubilden sucht. Es ist, als ob der uneingestandene Relativismus der modernen Wissenschaft hier seine Selbstaufhebung suche, indem er jetzt das Dasein des Absoluten nicht mehr leugnet, sondern als eine Form der Relation begreift.

Man wird den letzten Büchern Simmels, vor allem dem Goethebuch, nicht minder aber auch den Rembrandt-Studien, die ihm in der Grundintention verwandt, der Methode nach jedoch polar entgegengesetzt sind, man wird diesen Büchern kaum gerecht werden können, wenn man sie nicht in ihrer Bedingtheit durch dieses letzte Motiv des Simmelschen Denkens sieht. Ein von Natur anders gerichteter Geist wird sonst nur schwer verstehen, daß für jenen das Wesen, der geistige Gehalt, das metaphysische Prinzip eines Genies, eines Kunstwerks, eines Schicksals nicht in seiner einmaligen und ewigen, nur durch Darstellung zu offenbarenden Gestalt, sondern in der Totalität seiner Relationen liegt. Es ist kein Zufall, daß Simmel den Gegenstand seines Buches definiert als „das Verhältnis von Goethes Daseinsart und Äußerungen zu den großen Kategorien von Kunst und Intellekt, von Praxis und Metaphysik, von Natur und Seele.“ Erst nachdem jede einzelne Phase des Goetheschen Lebens und Schaffens verknüpft ist in die Verwebungen der

metaphysischen Grundprobleme, gilt die Erscheinung als erfaßt und eindeutig festgelegt. Die Ebene der Idee und die Ebene der Erfahrung bleiben aber durchaus getrennt. Das Einzelne gilt hier nicht als Verkörperung und Verzeitlichung ewiger Kräfte und Substanzen, als lichte Geburt eines göttlich-dumphen Grundes: „es bleibe vielmehr,“ heißt es an einer sehr bezeichnenden Stelle des Vorworts zum Rembrandt-Buch, „ruhig in seiner schlichten Tatsächlichkeit und unter deren unmittelbaren Gesetzen und werde erst so von dem Netzwerk der Linien empfangen, die seine Verbindung mit dem Reich der Ideen vermitteln.“ Diese unüberbrückbare Trennung von empirischem Sein und ideellem Sinn ist das notwendige Korrelat der relativistischen Einstellung: wo nicht das Erlebnis einer urgegebenen Einheit das Denken beherrscht, sondern statt dessen eine unüberschbare Vielheit als isoliert gegebener Elemente sich dem Trieb zur Verknüpfung darbietet, darf die Grenzlinie nicht überschritten werden, jenseits derer die Antinomien der Begriffe vor dem Anspruch einer andern Weltspähre Grund und Geltung einbüßen.

Es scheint, daß keine Denkart weiter von der Goetheschen entfernt sein kann als diese, für die die „Gestalt“, der unableitbare Mittelpunkt und Schlüssel des Goetheschen Denkens und Wesens, definierbar ist als „typisch bestimmte morphologische Erscheinung der Dinge“ und für die „geprägte Form, die lebend sich entwickelt,“ nicht ein in sich selbst die Deutung tragendes Urphänomen, sondern ein höchst problematisches synthetisches Urteil darstellt. Simmel selbst glaubt allerdings mit seinen Formulierungen die Linien der Ideen zwar „über die Grenzen des Goetheschen Denkens und Schaffens selbst hinaus zu verlängern“, ihre Richtung dagegen nirgend zu verändern. Doch wäre hier nicht zu fragen, ob nicht die Linien der Simmelschen Deutung, die Antworten geben will, wo Goethe sich und den an-

dem das Fragen selbst verwehrt, einem Gesetz gehorchen, das die Rundung der Goetheschen Welt sprengt und so die Bedingungen seiner Existenz selbst aufhebt?

Vielleicht wird die Geistesgeschichte einmal urteilen, es sei gerade dieses Ringen einer von Goethe selbst sicherlich als gegnerisch empfundenen Denktendenz mit dem ihr polar entgegengesetzten Gegenstande, das dem Buch seine dialektische Spannung und seinen dokumentarischen Wert gäbe; neben der historischen Bedeutung, die es durch die Neuheit und Kühnheit seiner Fragestellung erworben hat. Für uns Mitlebende tritt ein Drittes hinzu: das Buch grenzt durch die Höhe der Ansprüche, die es an sich selbst und an seine Leser stellt, die Schar derer, die von Goethe als einem geistigen Ganzen zu reden befugt sind, mit großer Schärfe und Bestimmtheit ab. Daß diese Funktion einem Werke zufällt, das aus allbeziehemdem, gestaltaufblühendem, ja romantischem Geist entstanden ist, scheint eines der denkwürdigsten Symptome der Zeittage zu sein, die das Pathos ihrer Spannung hier bis zum klarsten Bewußtsein gesteigert wiederfinden mag.

Kurt Singer

Ein Paracelsusbuch

Zum „unbekannten Österreich“ gehört auch jener große Naturforscher, Arzt und Theologe Theophrast von Hohenheim aus dem alten schwäbischen Geschlechte der Bombaste (Banbast), der mit der Geistesgeschichte dieses Landes eng verknüpft ist. Leider ist er von Sage und Fälschung arg verunstaltet, so daß sogar oft wissenschaftliche Werke von ihm ein ganz falsches Bild geben. Er war alles, nur kein Okkultist, Zauberer, Goldmacher und Wunderdoktor. An anderer Stelle habe ich mich bemüht, diesen apokryphen Paracelsus an der Hand der Quellen und

ihrer Textkritik zu widerlegen. Im Jahre 1537 kam er auch nach Wien, auf dem Wege von Preßburg, wo er am Freitag vor Michaelis von der Stadt feierlich empfangen worden war. Genau vor 380 Jahren! Nun hat ein österreichischer Dichter, E. G. Kolbenheyer, dem wir ja auch den tiefen Spinozaroman verdanken, in einem schönen Buche („Die Kindheit des Paracelsus“). München, Verlag Georg Müller) seine Jugend erzählt und das erstemal den wirklichen Paracelsus weiteren Kreisen näher gebracht. Schon das Kind läßt den genialen Mann mit der Unruhe und Schwere im Herzen ahnen, diesen tiefblickenden Forscher mit dem deutschen Naturgefühl und der so seltsamen Teilnahme an Natur und Leben, für seine Tage fremdartig vertraut mit der ewigen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens. Es lag Provokation in diesem Sichaussondern, ein Angriff gegen Schrift und Federzeug, Buchstabe und Druckwert seiner Zeit. Es sind elende Zeichen nur. Unser Wissen ist nicht viel mehr als ein Saum am Gewande des Unendlichen. Das wirkliche Leben überstrahlt alles! Im Buch der Natur müssen wir lesen, in der Erfahrung und im vergleichenden Experiment; das sind die Blätter, die wir umkehren sollen und auf ihnen steht die Wahrheit. Das ist der echte Paracelsus. Wundervoll menschlich hebt sich der Kopf dieses Mannes schon aus der Kindheitsgeschichte heraus, das Einsiedeln des fünfzehnten Jahrhunderts (sein Geburtsort) bekommt landschaftliche Farbe und Ton, der Eggenberg, die Teufelsbrücke, das Paracelsushaus, sein Vater Wilhelm Bombast von Hohenheim, der eingewanderte Arzt aus Schwaben reitet über die verschneiten Berge des Schwyzer Landes, die Einsiedler Familien Ochsenet und Wessener leben wieder wie leuchtend klare Bilder von Dürer und Holbein; wir sehen die Lichter und Goldpracht der „Engelweihe“, das lärmende Pilgerfest der Gnadenkirche mit seinen Ekstasen, die

großen Männer des Tages, Mönche, Gelehrte, Regier, Rebellen, Krieger, Dichter und sinnende Frauen aus altem schweizerischen Blut. Das alles vor die aufziehenden Gewitterwolken der Reformation gestellt. Wie eine alte trauerbeladene Chronik liest man dieses schwerblütige und doch oft atemberaubende Buch. Herzenslaut, Muttersprache, Gottessehnsucht und immer wieder der helle Schrei Freiheit wie „ein Herold in Scharlach“ reden aus ihm. Nur daß die Lust darin oft zittert wie über einem großen Brande Mitten in diesem Geschehen der junge Paracelsus. Es wurde ihm alles zu Zeichen und Wundern, daraus er ahnte, daß ihm mehr beschieden sei, als allen, deren Pracht und Schmutz, Würde und Wehr in der Sonne funkelten. Aber Unrast und Wanderslab waren ihm beschieden, die ihn von Welle zu Welle weitertrieben. So fühlt man ihn auch, wenn man den seltenen Stich aus dem Jahre 1540 von Augustin Hirschvogel sieht. Er hat den damals weltberühmten Mann vielleicht in Laibach gezeichnet. Meines Erachtens gewiß nach dem Leben. Am 24. September des darauffolgenden Jahres ist er in Salzburg gestorben. Oder wie der Grabstein auf dem stillen Friedhofe zu St. Sebastian mitteilt: *vitam cum morte mutavit*. Wie hat sein Vater einst zu ihm in Tagen der Kindheit gesagt: „Ein guter Gott hat es den Menschen verliehen, daß sie nicht wissen, wann sie am glücklichsten sind.“

Franz Strunz

Über die Buße

Der Wüstling, der sich am Grab seiner Diene erschießt, büßt nicht. In keinem Fall büßt er dadurch. Auch dann nicht, wenn er sich in der vorletzten Szene des fünften Aktes eines Spiels erschießt — auch nicht in der Idee. Es mag sein,

daß Buße solch einer Tat vorangeht. Aber die Tat ist die Buße nicht, sondern ein Irrtum, eine Flucht oder eine Ernte: ein Recht, das durch Buße erworben geglaubt wird. Es soll Milderer geben, die sich zum Galgen drängen. Sie mögen jenes Gefühl dabei in sich haben, mit dem unser sittlicher Trieb Handlungen bejaht. Aber sie büßen nicht, eher fliehen sie vor der Buße.

Keine Buße ist nicht Reue noch Angst.

Die alten Bücher machen keinen sprachlichen Fehler, wenn sie Buß' und Reu' immer zusammennennen. Buße und Reue ist nicht eins und dasselbe.

Reue ist Sache des Tiers, der Angst.

Buße ist Sache der Erkenntnis und etwas mehr, worüber wir sprechen wollen.

Die Reue hat keine Erkenntnis. Die Reue lebt in dem Gemüt, das bei Erinnerung an eine Tat durch Voraussicht böser Folgen geplagt ist. Oder, wenn diese Folgen nicht als künftig gedacht sind, dann durch die übermächtige Mißbilligung des eigenen Wesens, aufgerührt durch die nicht zu bannende Erinnerung an das harmoniezerstörende Tun.

In diesem Punkt berühren sich Buße und Reue. Diese Reue, die Qual nur durch den Gedanken: „Das tat ich böse“, sie macht einen Grund zu dem Bau der Buße.

Ist ein Teil von dem, was die Buße mehr ist als Erkenntnis. Aber auch hierin noch, genau gesehen, unterscheiden sich Buße und Reue. Das Leid der Reue ist tierisch, dumpf, Ding nur der Seele. Das Leid der Reue sehnt sich nach der Befreiung durch die Peitsche. Die Reue ist Sache des Sklaven in unserm Gemüt. Ihre Rechtfertigung hat sie nicht in ihr.

Das Leid der Buße ist schon der Erkenntnis vermählt. Das Leid der Buße hat schon seine Seligkeit. Die Buße hat die Rechtfertigung mit der Schuld in einer Schale. Sklave bist du, wenn du bereust. Kind des Herrn und Herr bist du, wenn du büßest. Geschlossenen Auges

bereust du, gehohet in dich. Offenen inneren Auges büßest du, schauend über dich. Büßend erkennst du deine Schuld und leidest. Und erkennst in allem Leid, daß es sein mußte, daß du schuldig wurdest. Du schaust die Größe der Welt und wirst groß in Demut, erkennend wie klein du bist. Du schaust mit Weltaugen und lernst dir verzeihen und lernst dich beugen der Macht, die will, daß du schuldig wurdest.

Vier Glieder hat die Kette der Buße: Leid, Erkenntnis, Verzeihung sind drei, die das vierte zum Heilsring verbindet: Entschluß zum Kampf.

Denn es ist mir nicht dienlich, Qual zu leiden durch meine Schuld, es ist mir nichts nütze, erkennend mich in Demut dem unendlichen Willen zu beugen, daß vor dem Heil Schuld sein muß, es ist mir nichts nütze, Gottes Verzeihung zu haben und meines Herzens Verzeihung, wenn sie, Leid, Erkenntnis, Verzeihung

sich nicht in mir schließen zu einem Entschluß zu neuem Kampf: „Ob ich schon böse bin, will ich doch ringen zur Güte. Ob ich schon schwach bin, stemmen will ich mich doch. Ob mich schon die Last der Sucht auf den Boden drückt, will ich doch wieder aufstehn.“

Es gibt einen Glauben an das Gute, den wir aus hunderttausendjähriger Geschlechtsreihe Kampf ererbt haben. Sündigend strafen wir unsern Glauben Lügen. Büßend richten wir tapfer das Bild wieder auf. Nicht für uns kämpfen wir diesen Kampf, sondern für ein Ganzes als wirksame Teile. Nicht begangener Übertretung wegen leisten wir Buße, sondern weiterkämpfend einen ererbten Kampf um ein langersehntes Gut. Glieder sind wir einer Kette bergauf. Den Glauben, den man uns unten mitgab, sollen wir weiter hinaustragen. Weitergeben ist der Sinn meines Lebens!

Eduard Reinacher

Staat und Volkswirtschaft

von Robert Wilbrandt

Wir sehen, wie der Staat uns jetzt alle gepackt hat. Es ist alles nur noch dem einen unterstellt: Mars Imperator. Und darin offenbart sich das Wesen des Staats. Denn auf sich gestellt, durch niemand über ihm geschützt und insofern stets von „Gottes Gnaden“, ist der Staat als alleiniger Hüter seines Rechts darauf angewiesen, daß er sich selbst erhält: durch Macht und nur durch Macht, die er stützen mag durch moralische Eroberungen, durch Ansehen, Freundschaft, Bundesgenossen, wie England uns das so meisterhaft vormacht, die er aber irgendwie unbedingt soweit stets sichern, ja ausdehnen muß, daß er auch wachsenden Gegnern gewachsen ist: zu seiner Selbsterhaltung. Das ist das Geheimnis des Staats und seiner stets gefährdeten, notgedrungen stets angestrebten Allmacht. Solange nicht ein überstaatlicher Rechtsbund der Staaten ihn schützt, so lange muß er, koste es was es wolle, sich alles untertan machen, Seelen und Leiber, Geld und Gut, im Notfalle mit Gewalt sich durchsetzen im Innern, um sich nach außen durchsetzen zu können.

Man muß es sich einmal klargemacht haben, dieses Wesen des Staates. In dem einen Wort „Souveränität“ ist alles beschlossen. Denn darin liegt: Niemand über ihm! Und das zieht die Selbstverteidigung und damit das Machestreben nach sich, „bei Strafe des Untergangs“, wie Marx sagen würde, der ganz ähnlich das Muß des Konkurrenzkampfs der Unternehmungen schildert.

Darum ist er gezwungen, der Staat, sich das übrige Leben zu unterwerfen. Ihn zwingt der Zwang der Gegner, die ihn bedrohen, wieder seinerseits Zwang zu üben ohne Rücksicht. So daß das übrige Leben zuletzt für ihn allein noch da ist. So muß es behandelt werden, wenns anders nicht geht, und wir erleben es stündlich. Bis so im Innern dem Staat ein neuer Gegner emporkwächst: der Widerstand der Bürger, in der schärfsten Form: der Anarchismus in der mildesten: als der Protest der Nationalökonomien, die parallel mit der Unterwerfung der Volkswirtschaft unter den Staatsgedanken seit Adam Smith schon begonnen haben, den Staat als den Größten unter allen Verschwendern anzuklagen.

Und da ist der Krieg nun unser Meister: er lehrt uns, da wir es miterleben, die Reichthumszerstörung so recht als spezifische Leistung der Staaten erkennen. Alle modernste Technik in den Dienst des einen Gedankens gestellt: — zu vernichten! Bis durch Vernichtung der Gegner gezwungen ist, sich zu unterwerfen. Von Ortschaften übrig noch ragende Reste, wie Klippen, und die dann vielleicht vom nächsten Kampf weggefezt werden, bis der Beobachtungsflieger nicht mehr feststellen kann, wo ein Ort gewesen. Und Millionen Leiber und Leben, Hunderte Milliarden äußeren Guts, dem Einen geopfert: der Machtentscheidung. In wenigen Jahren so aufgewandt, was erst Jahrzehnte ersetzen können, bis auf das, was sie nie mehr ersetzen werden.

Doch wird der Staat uns erwidern: Ja wofür tu ichs denn? Zum Vergnügen? Ist nicht die Volkswirtschaft meine Sorge? Gewiß, ich brauche das Geld in den Taschen der Bürger, denn ohne Geld keine Macht, und ohne Macht kein Staat; doch ohne Macht auch kein Reichthum! Und die Nationalökonomien selber, Friedrich List voran, ihm folgend die historische Schule, Schmoller, auch Wagner, sie alle haben es klargelegt: ohne Macht kein Reichthum! So verschlungen sind in der heutigen Form des Wirtschaftslebens die beiden Begriffe Volkswirtschaft und Staat, daß immer das eine um des anderen und das andere zugleich um des einen willen da ist: die Volkswirtschaft für den Staat, der Staat für die Volkswirtschaft. Was ist es denn anders, was den Hauptfeind, England, begeistert, für alle möglichen Ideale zu sechten, als schließlich das eine: das Made in Germany zu vernichten. Was ist es, was dem russischen Zug nach Konstantinopel vernünftigen Sinn gibt: der Drang der russischen Volkswirtschaft zum billigsten Beförderungsmittel, der Drang ans Meer. Was ist, was zu allererst Serbien mit Osterreich verfeindet hat: Serbiens Anspruch, einen Hafen zu wollen für seine Volkswirtschaft, für Osterreich als Zugriff der russischen Lage bis zur Adria hin gefährlich, doch für Serbien nicht Staats-, sondern Volkswirtschaftsinteresse.

So sind sie verschlungen, Volkswirtschaft und Staat, zu untrennbarem Ganzen von Gründen und Zielen, Mitteln und Zwecken, und wie zur Erklärung des Vorgefallenen, so auch zur Beurteilung der Zukunft aufeinander angewiesen: die zu fürchtende Wiederholung des Kriegs wirft ihre Schatten schon auf die Zeit des zu erhoffenden Friedens, die Volkswirtschaft im Frieden steht schon im Zeichen der Volkswirtschaft im Krieg, die einstigen Kriegserfordernisse bestimmen schon die Bedingungen des Friedensschlusses, und gar im Kriege selbst, das wissen wir alle, liegt die Entscheidung nicht nur bei den Waffen, sie liegt bei der Volkswirtschaft. Für sie wird gekämpft. Und siegen wird der, der es in den Leiden der Volkswirtschaft länger aushält.

Nun hat es eine Zeit gegeben, die auf die Auflösung dieses verschlungenen Knotens hoffte: die Freihandelszeit, die Zeit von Adam Smith bis zu unseren Vätern, bis zu Bismarcks Wendung zum Schutzoll in den siebziger Jahren, diese Zeit war erfüllt von der Hoffnung, die Staaten möchten nun endlich ihren Irrtum einsehen und allmählich auf die Lenkung des Wirtschaftslebens verzichten. Der Staat und die Volkswirtschaft also getrennt, genauer: der Staat auf sich selber zurückgezogen, die Volkswirtschaft aber überhaupt nicht mehr geleitet, sondern automatisch, wie ein Organismus, dem Zweckmäßigen, hier der höchsten Wirtschaftlichkeit, von selber entsprechend. Mit hin, wenn man von deutscher Volkswirtschaft spricht, ist nicht mehr dabei zu denken, daß der sie umgrenzende Staat für das Volksganze vorsorgt, sondern es ist vielmehr eine Selbstregelung scheinbar regelloser Beziehungen dabei mitzudenken: das freie Spiel der Kräfte, wie man gesagt hat, wobei der moderne Geschäftsverkehr, der durch Geld und Kredit und Handel vermittelte, kapitalistische Tauschverkehr gemeint war und vorausgesetzt wurde, daß er sich von selbst zu dem für alle Teilnehmer günstigsten Wirtschaftserfolg gestalte. Mit einem Wort: was sich, vom Staat mehr oder weniger geleitet, in seinem Rahmen, zur sogenannten Volkswirtschaft entwickelt hatte, das stellte sich in der Praxis und nun auch in der Theorie auf die eigenen Füße, es schien den Staat nicht mehr zu brauchen, es hatte sich zu einem ganz anderen, nur eigenen Gesetzen der Wirtschaft folgenden Komplex von Beziehungen entwickelt; ja wenn man von „Volkswirtschaft“ sprach, so dachte man an diese freien Beziehungen des Tausches, des Kaufs und Verkaufs, des Vertrages, und der Staat konnte weggedacht werden. Ja es schien viel besser zu gehen, wenn er weggedacht war.

So stehen wir denn nun vor einer Doppelbedeutung des einen von unseren zwei Begriffen „Staat und Volkswirtschaft“: die Volkswirtschaft ist nicht nur der umfriedigte (oder auch mit Krieg überzogene!) von Staats wegen eingezäunte und gepflegte Bezirk der Fürsorge eines bestimmten Staats, sondern im Sprachgebrauch ist sie bereits daneben der Inbegriff freier Wirtschaftsbeziehungen modernster, des Staats sehr gern entratender Art. So entsteht bei Karl Bücher in seiner „Entstehung der Volkswirtschaft“ ein eigentümlicher Doppelsinn. Die Büchersche Stufenfolge, von der geschlossenen Hauswirtschaft über die Stadtwirtschaft zur Volkswirtschaft hinauf, weist durchaus auf den erstgenannten Sinn des Begriffes hin, auf die Erweiterung der Wirtschaftsbeziehungen bis zum Umkreis eines ganzen Volkes, zugleich aber hat Bücher in der „Volkswirtschaft“ etwas Bestes und Höchstes erblickt, das durch die Tauschbeziehungen in ihrer Vollendung und Fülle charakterisiert ist. Bei Bücher gibt es daher eine „Weltwirtschaft“ nicht, geschweige denn „Weltwirtschaftslehre“.

Und bei Harms, der aus dem erstgenannten Sinn des Begriffs die Folgerung zieht, daß neben der staatlich begrenzten Volkswirtschaft noch eine „Weltwirtschaft“ stehe, wiederholt sich derselbe Doppelsinn auch seines Begriffes: die Weltwirtschaft ist ihm das einmal die der staatlichen analoge Wirtschaftsform für die ganze Welt, von internationalen Büros und vom Völkerrecht ausgeübt, und ein andermal ist die „Weltwirtschaft“ lediglich der Tauschverkehr, sofern er über die staatlichen Grenzen übergreift; das einmal also analog etwa Sombarts Buchtitel „Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert“, das anderemal analog dem Sinn von Volkswirtschaftslehre in jenem häufigsten Wortgebrauch, der lediglich an die eine Wirtschaftsform, die des Tausches, zu denken pflegt, wenn er den Gegenstand der Volkswirtschaftslehre ins Auge faßt.

So haben wir in dem Worte Volkswirtschaft eine historische Entwicklung vor sich, die seine Bedeutung sich wandeln läßt: von dem räumlich umgrenzten, zentral geleiteten und erzeugten Volk, dessen Tauschbeziehungen so zunächst auf einem gesicherten freien großen Markt erstarken, zu der zeitlich umgrenzten Wirtschaftsform des modernen, nur in unserer Zeit zur vollen Entfaltung gelangten kapitalistisch vollendeten Tauschverkehrs.

Und dies beides nun, die beiden Begriffsinhalte des Wortes Volkswirtschaft, entweder zueinander im Gegensatz, oder aber miteinander verschlungen und vereinigt: der Gegensatz ausgesprochen im Freihändler-tum, das nur den zweiten Sinn der Volkswirtschaft, den freien Tausch, noch gelten lassen wollte, die Vereinigung aber proklamiert im Imperialismus, der in einem weiten, sich selbst genügenden Imperium die Sicherung des Rohstoffbezugs, der Ernährung und vor allem des Absatzes auf einem genügend großen inneren Markte anstrebt, im Gegensatz zu dem freien Verkehr auf dem Weltmarkt, wo die Versorgung ungewiß und der Absatz stets einer fremden, vielleicht überlegenen Konkurrenz ausgesetzt ist, ja auf dem Gebiet eines fremden Staats doch stets von dessen Erlaubnis abhängig bleibt. Freihändler-tum, also Tausch in voller Freiheit der Verträge mit aller Welt, Imperialismus aber Tausch innerhalb möglichst erweiterter staatlicher Grenzen, in der eigenen, bei genügendem Umfang sich selbst versorgenden Volkswirtschaft.

Es gab eine Zeit, die auf das erste von beiden gehofft hat: die Freihandelszeit. Sie ist für manche Fachgenossen noch nicht vorüber. Bren-tano und seine Schule, auch andere noch, im Ausland viele, vertrauen auf die große, in der Lehre von Adam Smith enthaltene Wahrheit. Das ökonomisch Bessere, das der Freihandel bringt, so hoffen sie, wird siegen. Die Absperrung — durch Zölle — fällt endlich fort, der freie Verkehr gibt statt dessen die Ermöglichung besserer Arbeitsteilung, so zwischen den Völkern

und Ländern wie zwischen den Einzelnen und ihren Gaben, und erlebte ist endlich der öde Zank, der sich an die Staatseinmischung geknüpft hat: fort alle Privilegien und Monopole, fort die Begünstigungen von Privatinteressen und fort die Handelsseifersucht der Staaten, die Handelskriege und die ewige, den Wohlstand erdrückende Rüstung, die nur der Handelsneid, so meinte man, nötig macht. Freihandel und Friede! so draußen, so drinnen, so zwischen den Völkern, so zwischen den Klassen.

Eine große Enttäuschung ist dem gefolgt. Die schon niedergerissenen Schranken sind wieder aufgerichtet, der Neumerkantilismus, so arg wie das alte, theoretisch so schön überwundene Merkantilsystem, beherrscht die Geister und im Innern gar wühlt die soziale Frage, alle Phrasen verschlingend in dem offenen, zähnefletschenden Rachen ihrer Realität.

Die Enttäuschung hat vielen die Augen verblendet. Es schien, als sei man zurückgekehrt: zur Weisheit der Väter. Als habe einfach der Staat nun wieder die Volkswirtschaft in die Hand genommen: herbeigerufen durch die Folgen der Freihandelsphrase, die sich als zu Englands Gunsten proklamiert erwies, und durch das Elend der Masse, die des Staates wieder bedurfte, um geschützt zu werden.

Doch auch hier ersteht eine Doppelbedeutung: der Sinn des „Staats“ ist nicht immer derselbe, der Staat ist nicht nur wiedergekehrt, er hat sich gewandelt. Was jetzt da eingreift, was jetzt herbeigerufen wird, ist nicht mehr der Herrscher, es ist der Diener, der Auftragnehmer im Auftrag des ganzen Volkes, das anteilsberechtigt eine große Genossenschaft bildet: der Sozialismus, der ihn ruft, der alles verstaatlichen möchte, nimmt die Staatsgewalt in seine Hände, und eine Gemeinwirtschaft, mit Gemeineigentum für alle, bedient sich der Zwangsgewalt, um sich durchzusetzen. So ist es durchaus nicht nur Rückkehr zum Zwang, sondern dessen Neuerfüllung mit ganz anderem Inhalt, was die Rückkehr der Volkswirtschaft in die Hände des Staates charakterisiert; ja der Fortschritt zu einer neuen, höheren, schwierigeren Form der Wirtschaft, der Gemeinwirtschaft eben, ist auf allen Gebieten so entscheidend, daß Sozialpolitik und Sozialismus von einfacher Rückkehr zum Merkantilismus unendlich entfernt sind. Das wird nur zu häufig übersehen. Und jedes Verständnis für unsere heutige Stellung zu Staat und Volkswirtschaft ist damit verhindert. Wir stehen nicht, wie Schmoller und Wagner, dem Staat als dem wiedererkannten Freund, mit überschwänglicher Liebe, sondern dem Januskopf des Staates mit gemischten Gefühlen gegenüber: dem in die Vergangenheit gewandten Herrschergezicht mit historischem Verständnis, doch nicht mit Unterwürfigkeit, dem in die Zukunft schauenden Antlitz des Organisators kommender Gemeinwirtschaft mit Ungeduld, mit Zuversicht, aber nicht mit der Fettschmierung für den Staat, sondern

mit dem Bewußtsein, daß der Staat eine, doch nicht die einzige Möglichkeit für die Vergenossenschaftung der Volkswirtschaft ist.

Wir stehen also in einer bestimmten Form und, im Sinne der Entwicklung gesprochen, auf einer bestimmten Stufe der Wirtschaft, oder richtiger, auf diesen beiden Stufen, der Staatsgewalt und dem Tausch, und wir können nicht einfach in die Höhe springen, um davon wegzukommen. Das bedarf der langen, organisatorischen Arbeit, des Reisens und Erziehens, mithin der Zeit. Und solange wir in dieser Doppelform drin sind, solange ist zunächst einmal ein Abstrahieren von einer von beiden utopisch. Wir können nicht einfach nur „Helden“ sein wollen und wegstreichen, daß wir tatsächlich in notwendig wachsendem Maß auch „Händler“ sind. Wir können, mit anderen Worten, nicht etwa rückwärts zur reinen Staatsgewalt, zum reinen Siegfried-Stadium zurück. Das kostete allen denen das Leben, die der dann in Permanenz erklärte Krieg noch übrig ließe: sie starben aus Mangel an Nahrung, da jene tiefe, durch Tausch, Geld, Kredit, Handel, Kapitalismus, längst überwundene Wirtschaftsstufe nur eine viel geringere Menschenzahl möglich macht. Und ebenso wenig können wir abstrahieren von der anderen Form, die uns umschließt: der Staatsgewalt. Sie ist einfach da, und da ihr Dasein, ihre Selbsterhaltung, sie darauf anweist, die Wirtschaft im eigenen Volk, als Quell des Reichtums und so der Macht zu heben und zu pflegen, nötigenfalls selbst auf Kosten des Gesamtvorteils für alle Völker, so tut das selbstverständlich jeder Staat, soweit er Erfolge erzielt auch dauernd, und alle Konflikte, die daraus entstehen zwischen den Staaten, sind unvermeidlich, weil mit der Wirtschaftsform notwendig gegeben. Die Verquickung mit der anderen Form, dem modernen kapitalistischen Geschäft oder Tauschverkehr, verschärft das: die Absatznot, die in dieser Wirtschaftsform den Aufschwung des großen Betriebs chronisch begleitet und stetig wächst, verlangt nach Erschließung von Märkten, mit allen Mitteln, nach Ausschluß der Konkurrenten, und so kommt es überall zum Neumerkantilismus, zum Durchsetzen der Handelsinteressen durch die Mittel der Staatsgewalt, und zum Imperialismus, der Erweiterung des Staatsgebietes, zur Sicherung gegen fremde Konkurrenz und gegen fremde Willkür.

Nur ein völliger Neubau vermag uns — für die Zukunft — aus dem Zustand zu befreien, in dem wir leben. Wir alle kennen die Anfänge dieses Neubaus. Aus eigener Anschauung, vielleicht als Mitarbeiter: ich meine den Neubau der Wirtschaft durch die Organisation der Konsumenten. Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften besteht gerade darin, daß die Wirtschaft eine Tauschform verläßt, um in die Form der Gemeinwirtschaft überzugehen: womit der Kampf um Absatz aufhört,

da ja im Auftrag der Konsumenten produziert wird. Ergänzend ist hinzuzudenken, daß auch der Staat seiner Souveränität beraubt wird. Ein zweiter Neubau muß gleichfalls Gemeinwirtschaft erstreben. Die Gemeinwirtschaft der Staaten, statt isolierter Selbstversorgung des einzelnen Staats, zwecks Ersparnis des unermesslichen Aufwands, den die Selbstsicherung, die Rüstung, der Kampf notwendig mit sich führt. Organisation der Staaten zu einem Staatenverbände, Aufhören ihres Gegeneinander, wie bei den Konsumgenossenschaften das Gegeneinander der Unternehmungen aufhört, gemeinsame Sicherung an Stelle der Sicherung durch sich selbst, das muß, mit der Organisation genossenschaftlicher Gemeinwirtschaft zugleich, unser Streben sein, um aus der heutigen Wirrnis herauszukommen.

Doch wäre es kindisch, davon eine rasche Erledigung unserer Nöte zu erwarten. Der freie Zusammenschluß, durch die Not gefördert, mag bei den Staaten — wie bei den Einzelnen — jetzt nach dem Kriege rascher vonstatten gehen, trotz alles Hasses, der künstlich gezüchtet worden ist. Doch die Gegenwart hat Nöte, die noch weit raschere Erledigung verlangen. Für diese gibt es, wo die Gemeinwirtschaft der Genossenschaften, Berufsvereine und Gemeinden nicht sofort und allgemein ausreicht, nichts anderes als den Staat, um auf weiten Gebieten die Volkswirtschaft zu verbessern: sei es durch seinen Eingriff, sei es durch sein gänzliches Übernehmen dessen, was die Privatunternehmung für Konsumenten oder Produzenten ökonomisch ungenügend geleistet hat.

Der einfache Eingriff, die gesetzliche Regelung, ist die scheinbar bequemste, in Wahrheit am wenigsten befriedigende Form. Man pflegt zu ihr zuerst zu greifen. Die Sozialpolitiker zogen den Eingriff dem völligen Verstaatlichen zunächst gern vor. Doch erleben wir am Wirken der Höchstpreise wie an dem des Arbeiterschutzes die stets bedenklichen Erfolge alles einfachen Eingriffs: der Zweck wird nicht sicher erreicht, statt dessen aber beim Höchstpreis Verschwinden der Ware, beim Arbeiterschutz Umgehung (durch Heimarbeit) oder gänzliche Entlassung der geschützten Arbeiterkategorien, z. B. von Arbeiterinnen oder jungen Leuten hervorgerufen. So daß dem Eingriff enge Grenzen gesetzt, sehr oft die Erfolge versagt und die ärgsten Mißerfolge beschert sind.

Der erste Schritt drängt daher weiter zum zweiten. Die gänzliche Übernahme in Bewirtschaftung durch den Staat erwies sich, wir erlebten es bei einem Lebensmittel nach dem andern, als unumgänglich. Die Übernahme in Staatsbetrieb bewahrt vor dem Fehlschlag und vor der Ohnmacht des Arbeiterschutzes. Sofern der Staatsbetrieb selbst, versteht sich, unter der wirksamen Kontrolle des Volks durch eine entsprechende Volksvertretung steht.

Die Formen für diesen Übergang der Volkswirtschaft in die Hand des Staats müssen selbstverständlich dem Erwerbszweig angepaßt sein, um den es sich handelt. Der Riesenbetrieb, die Aktiengesellschaft, erleichtert den Vorgang. Der Staat wird Großaktionär, er übernimmt nur Aufsichts- und Besitzfunktionen, und diese Funktionen auszuüben, ist er imstande. Wo die Gewerbe noch nicht so weit sind, doch die Konzentration ökonomisch erwünscht ist, hilft Zusammenlegung der Betriebe; im Krieg schon begonnen, ist dieser Trust-Erfaß (nur ohne das Privatmonopol der Trusts!) die Ermöglichung des gleichen Verfahrens wie bei den von selber entstandenen Riesenbetrieben.

Auf anderen Gebieten, vor allem in der Landwirtschaft, ist der große Grundbesitz das Vorbild dessen, was der Staat leicht leistet: der Grundherr zu sein. Die Bodenreformer haben unter dem Namen der Kriegerheimstätten ein ganz vortreffliches Gesetz erdacht, das dem Staat gerade die rechte Aufgabe stellt: eben die des Grundherrn. Ich empfehle, das kurzgefaßte Gesetz einmal durchzustudieren, das von dem Ausschuß für Kriegerheimstätten, Berlin NW, Lessingstraße 11 bezogen werden kann. Dieses Gesetz würde das Anrecht eines jeden an den Boden des Vaterlandes zur Wahrheit machen.

Der Staat Kapitalist, der Staat der Grundherr! Der Staat mithin als Eigentümer zwar in der Lage, den Betrieb durchgreifend zu verbessern, wo es nötig, aber nicht gezwungen, ihn zu verändern, soweit er gut ist. Das ist die von der Entwicklung nahegelegte, die innerwirtschaftlichen Fragen unserer Zeit zur raschesten Lösung bringende Form für den Übergang von Tauschverkehr zu Gemeinwirtschaft: durch Übernahme privaten Besitzes in das Gemeineigentum des ganzen Volks und darum des Staats. Nicht Staatsfanatiker, vielmehr der Unvollkommenheit dieses Anfangsstadiums bewußt, muß ich es doch als Anfangsstadium empfehlen, da die weitergehende, volle Lösung, die ich angedeutet habe, die durch die freie Organisation der Konsumenten, nicht schnell genug geht.

Die Konzentration, die im Tauschverkehr das Monopol bedeutet, und die Finanznot infolge des Krieges, das sind die Bundesgenossen des Staatssozialismus, für den ich da spreche. Schon an der Wurzel die Gewinne packen, statt hinterher Steuertunstücke zu machen, ist der längst gedachte, jetzt der Verwirklichung sich nähernde Grundgedanke gesunder Finanzpolitik. Die Entwicklung der Gewerbe zum Großbetrieb unterstützt das. Der wachsende Anteil des Staats am Eigentum und Ertrag muß die praktische Folgerung sein.

Die Tauschtyrannie der Besitzer von Land und von Waren, jetzt im Kriege, hat gezeigt, wie nötig, gerade für die Not des Kriegszustandes, die Befreiung vom Egoismus der Privaten ist. Die ökonomische Be-

hinderung, sich zu versorgen, die so hervortritt, als Folge des Privateigentums, hat der Idee des Staatsbetriebs Freunde gewonnen. Gesichertes Unrecht statt Ausschluß im sogenannten freien Verkehr, der uns leer ausgehen ließ, das ist der neue große Grundgedanke in dem sogenannten Kriegssozialismus. Er ist im übrigen ein Zerrbild des echten. Er ist viel zu viel Zwang, Gewalt, Verordnung, Bürokratismus, viel zu wenig Gemeineigentum, viel zu viel der alte Staat, viel zu wenig der neue; viel zu viel Herrschaft, viel zu wenig Sozialismus. Er ist mit seinen viel zu vielen überstürzten und sich wieder aufhebenden Verordnungen Assessorismus und Vielregiererei, ganz im Stil des alten Polizeistaats unseligen Angedenkens. Der echte Sozialismus hat mit dem Kriegssozialismus gar zu wenig zu tun. Bei ihm ist nicht Wiederkehr des Eingriffs, nicht ein Trommelfeuer von Verordnungen und Gesetzen, überhaupt nicht Regelung, sondern die einfache Übernahme in Gemeineigentum von Genossenschaft, Kommune oder Staat der charakteristische Vorgang, wie wir es bei einer Reihe von Gewerben schon erlebten. Sofern der Staat die geeignetste Handhabe bietet, ist für unser Thema der Schluß gegeben: Der Staat wird im großen Maßstab Träger der Volkswirtschaft, er übernimmt sie, in verschiedener Form, doch in wachsendem Umfang, um sie so der Gemeinwirtschaft zuzuführen, deren sie bedarf, um von ökonomischen Mängeln, die mit dem Tauschverkehr unlöslich verknüpft sind, erfolgreich geheilt werden zu können.

Wenn so der Staat und die Volkswirtschaft sich verschmelzen, sich vermählen sollen, so ist damit eine Entwicklung vollendet, die mit der Erziehung, Regelung, Lenkung der Volkswirtschaft durch den Staat begann. Sie entwuchs ihm, sie stellte sich auf eigene Füße, sie kehrt nicht in seine Vormundschaft zurück. Vielmehr ist es ein ganz neues Verhältnis, das sich anbahnt.

Ein bisher schwaches Element, die Gemeinwirtschaft, bringt vor. Sie ergibt eine bisher seltene Kombination: Die Kombination von Tausch- und Gemeinwirtschaft. Die Gemeinwirtschaft muß, um lebensfähig zu sein, der sie umgebenden Tauschwelt anepaßt sein. So bei den Genossenschaften, Berufsvereinen, so bei den Gemeindebetrieben, so bei der Form und bei dem Betätigungsfeld des Staatssozialismus. Die Unternehmungen arbeiten für den Weltmarkt weiter, auch wenn der Staat der größte, ja der einzige Aktionär wird. In der Landwirtschaft freilich kann durch Lieferungsverträge ein sicherer Absatz gewährleistet werden, wie Staat und Kommunen das jetzt im Krieg erfolgreich taten. Im Gewerbe aber muß um den Absatz gerungen werden, auch auf fremden Märkten. Darum hier die Notwendigkeit, die Unternehmungen konkurrenzfähig zu erhalten, mithin den Bürokratismus und die Schwerfälligkeit zu ver-

meiden, die eine volle Verstaatlichung des ganzen Betriebes bringen könnte. Der Besitz der Aktien und so die Verfügung über den Ertrag zugunsten der Volksgesamtheit muß hier der Haupterfolg des Gemeineigens sein. Ihr Zweck ist vor allem die verbesserte Ökonomie der Verteilung.

Allerdings gerät der Arbeiter dabei in die Gefahr, noch unfreier zu werden als bisher. Max Weber hat das mit Recht betont. Obwohl der Streit nicht ausgeschlossen wird durch den Übergang der Aktien aus der Hand der privaten Besitzer in die Hand des Staats, ist doch die Gefahr der noch ärgeren Versklavung nicht abzuweisen. Ich habe das selber vor mehr als einem Jahrzehnt auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Mannheim ausgeführt. Die Staatssparkasse, mit der ich das Staatseigentum verglich, dieser zugunsten des Fiskus sich füllende Geldschrank, so sagte ich, steht mit seinen eisernen Füßen auf den Arbeiterköpfen der Staatsbetriebe und drückt und drückt, bis nur noch vorschriftsmäßiges Denken in den Köpfen ist. Und der Gewerbe-Inspektor traut sich nicht, im Staatsbetrieb aufzutreten, so daß die Staatsbetriebe, z. B. eine staatliche Spinnerei in Schlesien, als hygienisch aller schlechteste Betriebe bekannt gewesen sind. Also noch größere Unfreiheit, bei den Eisenbahnern erschütternd, und noch schlechterer Arbeiterschutz sind praktisch Begleitererscheinungen des Staatsbetriebs gewesen. Vestigia terrent. Diese Spuren erschrecken uns! Wie in die Höhle des Löwen, so ist auch in den Staatsbetrieb der Eingang bedenklich: nicht nur volkswirtschaftlich, wegen schlechterer Wirtschaftlichkeit des Betriebs infolge der Verstaatlichung, sondern sogar sozialpolitisch, wegen noch verschlechterter Arbeiterlage.

Wenn ichs doch empfehle, so geschieht das aus zwei einfachen Gründen: der erste betrifft die Gefahren, der zweite die Möglichkeiten des Fortschritts, die damit verknüpft sind.

Zunächst die Gefahren. Sie sind nicht zu leugnen, doch sie sind auch zu bannen. Die Volksvertretung ist wieder die entscheidende Instanz, auf sie kommt es an. Die Staatsbetriebe Preußens, mit dem Dreiklassenwahlrecht des preußischen Landtags, sind abschreckend genug, doch ein Parlament mit Reichstagswahlrecht, ein Parlament, das wirklich Kontrolle übt, wie Max Weber uns das für England zeigte, eine solche wahre Volksvertretung kann den Staat zu einem ganz anderen Arbeitgeber machen, als Preußens Beispiel uns zeigte, das nichts anderes erweist als nur die Notwendigkeit der Verbesserung des preußischen Wahlrechts.

Überhaupt: der Betrieb kann ja bleiben, wie er ist, und so auch die Arbeiterbehandlung, soweit sie gut war. Ein Vorbild verbesserter Arbeiterlage ist Abbes Stiftung, das Zeißwerk in Jena. Gemäß dem von ihm entworfenen Statut geleitet, über dessen Durchführung die Staatsaufsicht wacht, hat jener besitzerlose Stiftungsbetrieb als Muster für alle Betriebe

im Staatsbesitz zu gelten. Und die Arbeiterpartei hat es in der Hand, wenn sie die Mehrheit erringt, dieselbe Lage für die Arbeiter der in Staatseigentum gelangten Betriebe durchzusetzen, also aus der Gefahr deren Gegenteil zu machen.

So viel von der Gefahr. Nun das Positive.

Ganz andere Verteilung im Kreislauf der Güter, gesunde Ökonomie in der Zuwendung an die Organe der Volkswirtschaft, aus dem kranken Organismus unserer Gesellschaft eine gesunde, fruchtbare machen, das ist die Aufgabe der Übernahme des Reichtums, Kapital und Boden, in die Hand des Staats. Freimachen des Ertrags aus privater Willkür und Verschwendung, Zuwendung von Mitteln an das ökonomisch wichtigste: an die Entfaltung der Anlagen durch Erziehung, Bildung, so daß im Großen wird, was hier private Initiative vorbildlich anstrebt, gesunde, genügend ernährte Kinder, Erhaltung, Steigerung und stete Verwertung der Arbeitskraft, gesundes Wohnen und Leben statt Herrschaft des privaten Profits über all diese ökonomisch wichtigsten Erfordernisse — das ist der ökonomische Sinn der besseren Verteilung mittels Staatseigentums oder Staatssozialismus.

In die veränderte Aufgabe hinüber zu wachsen wird die Aufgabe unseres Staatsbeamtentums sein. Immer weniger Herrschaftsstaat, immer mehr der Gemeinwirtschaftsstaat, das ist Sache des Reisens aller Teile, und wie es innere Schwierigkeiten des Genossenschaftssozialismus gibt, so auch solche des Staatssozialismus. Er ist überhaupt nicht das letzte Wort der Entwicklung. Doch ist er, mit Goethischem Wort, die Forderung des Tages, jetzt nach dem Krieg das Gebot der Stunde. Die aus dem Krieg Heimkehrenden, sie mögen an dem Staat einen Vater finden. Sie, die das Vaterland schützten, bedingungslos, sie mögen vom Reich ans Herz geschlossen werden. So mag das Proletariat, auch wirtschaftlich, sein volles Bürgerrecht finden und wahrhaft im Vaterland Wurzeln schlagen.

Das wäre der vaterländische Sinn von alledem: der Staat macht die Volkswirtschaft durch Gemeineigentum, dem er sie zuführt, auch für die Besitzlosen zur Heimat. So gibt er auch dem Arbeiter das Vaterland wieder.

Der Arbeiter hat kein Vaterland, sagte Marx. Und es wäre leicht zu zeigen, wie tiefberechtigt der wirtschaftliche Sinn dieses vielzitierten Wortes war. Politisch aber hat sich die Arbeiterklasse zum Staat bekannt. Nun ist es am Staat, die soziale Abhängigkeit — von Privatinteressen — aufzuheben und so ökonomisch zur Wahrheit zu machen, was politische Treue vorweggenommen hat: der Staat das Vaterhaus derer, die in der freien Volkswirtschaft alles verloren: Besitz und wirtschaftliche Sicherheit, Freiheit und Frucht der Arbeit, die Wurzeln im Boden und so die Heimat.

Schlafwandler

Roman von Arthur Holitscher

Drei weiße Schiffe kamen von Süden her übers Meer gefahren. Am Horizont wehten ihre Rauchfahnen in eine einzige zusammen. Als die kleine, langgestreckte Insel in Sicht kam, trennten sich ihre Wege. Das erste schwamm eilig den Sund hinauf die Küste des Festlands entlang. Das zweite bog westwärts ab, hinaus in die freie See. Das mittlere glitt in bedächtiger Fahrt auf den Landungssteg der Insel zu, um dort kurz zu verweilen und dann im abendlichen Meer, mit Laternen am Mast und der Back unterzutauchen, für Sekunden noch von dem fliegenden Strahl des fernen Leuchtturms entdeckt und bestrichen.

Auf dem Verdeck des kleinen Dampfers, der mit Fässern, Holz und Häuten fuhr, gingen ein paar Reisende auf und ab. Es war schon spät im Jahr und das Reisen hatte fast schon aufgehört. Für manche aber hört es nie auf. Diese halten auf ihren Fahrten die Augen so gierig offen, als müßten sie sie nach kurzer Frist zum letztenmal schließen und sich daher rasch noch mit allem anfüllen, was es auf der Welt zu sehen gibt.

Es gibt so vieles zu sehen auf der Welt, und alles ist neu und sonderbar. Jeden Augenblick aufs neue neu und sonderbar. Man kann von den alltäglichsten Dingen nicht genug in sich aufnehmen.

Was aber die Reisenden auf dem Verdeck zu sehen bekamen, war gewiß nichts Alltäglichen. Die kleine Insel kam in Sicht, im glasklaren Herbstlicht lag sie da, wie ein schwächlicher grüner Strich, parallel mit der Küste des Festlands hingezogen, nur ein schüchterner Strich Erde mit allem, was er auf seinem Rücken trug, Häuschen, Wiesen, Tieren und Menschen, Damm, Düne und einem einzigen Baum. All dies aber ruhte nicht auf dem Wasser, sondern schien in der Luft zu schweben. Deutlich war das Meer zu sehen, und deutlich die Insel Sille mit allem, was sie auf ihrem schmalen Erdrücken trug. Zwischen dem Meer und der Insel aber war eine Schicht Luft, die glänzte. Wie eine Spiegelung hob sich die kleine Insel aus dem Meer empor. Sah man lange hin, schien sie sich höher und höher zu heben. Schließlich mochte man denken, sie lebe überhaupt nur in der eigenen Einbildung. Als ein Schatten und Spuk, Ausgeburt des heißen, unruhigen Herzens, das der Drang in die Ferne trieb. Dann kam das Schiff näher, Insel und Wasser berührten sich wieder und waren fest zusammengeschmolzen. Haus, Mensch, Tier und Baum hatten wieder Bewegung und Umriß der Wirklichkeit. Das Sundwasser schlug weiße Schaumballen an das Inselgras. Die

Landungsbrücke streckte sich mit Pfosten und Bohlen immer näher dem Schiffe entgegen — und doch, in dem einen oder dem anderen der Reisenden auf dem Verdeck blieb die Illusion des eben Gesehenen bestehen und sprang über die Wirklichkeit weg wie ein Funke hinüber in die Erinnerung. Das Geräusch des Seewindes und des Landwindes fuhr von Ohr zu Ohr, das gab einen Akkord wie Aeolsharfen. Die weißen Flocken, die wie Seifenblasen auf den Wellen hüpften, erschienen als Geschwister der bunten Luftgebilde um den dünnen Silbermond am Himmel. Zudem flog auf einmal von dem einzigen Baum, der auf der Insel zu sehen war, einem riesigen buschigen Ungetüm, ein dunkler Schwarm von zwitschernden, kreischenden, jubelierenden Zugvögeln auf, vereinigte sich hoch in der Luft, vom Wanderinstinkt zu einem Ballen zusammengedrückt, aus dem ein Stiel sich nach oben hinaufschob. Und dieses lebende Gebilde war im Nu wieder wie eine Spiegelung des Baumes anzusehen, nur diesmal hoch oben in der Luft.

Die kleine Insel!

Winzige Gestalten traten aus den strohbedeckten Hütten und bewegten sich schwerfälligen Schrittes an den weißen Mauern vorüber auf den Landungssteg zu. Sie allein zeigten an, daß die Insel auf die Außenwelt aufhorche, aus der der Dampfer in großem Bogen herankam. Sille war lang und schmal gedehnt, aber kaum fünfhundert Schritte breit. Es glich selber einem Schiff. Oder einem vom Wind abgerissenen Felsen grünen Reiseschleiers. Vom Sund zum Meer durchquerte eine Gasse von Fischerhütten die Insel. Hier und dort standen Menschen beisammen vor einer Hütte. Unter dem Baum tummelten sich Kinder, denn er beschattete die Schule. Aus dem Rasen weit gegen die Südspitze der Insel waren helle Vierecke herausgemäht. Daneben weideten Kühe. Manche standen halb im Wasser, so jäh fiel der Strand in den Sund ab. Gegen die Nordspitze zu sprang ein Schäferhund bellend um die Kuhherde in einem eingezäunten Gehege. Frauen schoben Traglasten in Karren hin und her. Vor einem grauen Kartoffelacker hockten welche in weißen Hauben und hieben mit Hacken in die Schollen. Knapp an dem Strand lief ein hoher schwarzer Damm von der Hüttengasse bis zur Düne hin, an deren Ende die Insel plötzlich von zwei Buchten zusammengeschnürt wurde, einer von der See, einer von der Sundseite her. Dort quoll jäh ein kleiner Hügel auf und fiel gleich zum Wasser nieder. Dies war die Insel. Doch halt!

Da standen, verstreut über die Wiesen und weit fort von der Gasse, in weiten Abständen und jedes einsam für sich, drei Häuser. Sie sahen anders aus, als die Hütten, hatten mit ihnen nichts zu schaffen. Sie

standen leer, ihre Läden waren zu, die Besitzer waren bei Herbstanbruch in die Stadt zurückgekehrt. Die untergehende Sonne beleuchtete ihre Ziegeldächer. Eines von den Häusern, das größte, war im Bau unvollendet geblieben, die Ziegelmauern standen ganz rot da. Aus den Fischerhütten stieg Rauch auf. Das bewirkte, daß die Häuser nur noch abgeschiedener und abseitiger dastanden. In der kleinen Gasse ging das Leben seinen Gang weiter durch die Jahreszeiten.

Oben auf dem Verdeck des weißen Schiffes legte einer der Reisenden das Buch fort, in dem er gelesen hatte, stand auf und trat an die Reling. Das Schiff stieß knirschend gegen den Steg, der Postsack flog auf die Bohlen hinüber. Der Reisende streckte die Hand aus und wies auf die Insel hinaus, auf eines der einsamen Häuser dort auf der Insel. Eine Frau in Reisekleidung, die in dem fortgelegten Buch weitergelesen hatte, stand vom Tisch auf und trat zur Reling.

Weit vorne, gegen die Düne, zu waren zwei Gestalten hinter dem einsamen Haus hervorgetommen. Sie waren nicht wie die Inselleute gekleidet, in hellen Gewändern gingen sie langsam über die Wiesen, stiegen auf den Damm, blieben vor dem Meer stehen.

Die Reisenden folgten ihnen mit den Blicken. Die Hand des Reisenden wies über die Insel:

„Die dort sind ja Kay und Moina, die über die Insel gehen!“

Die Frau lächelte und legte die Hand auf seine Schulter. Sie stützte das Kinn auf den Handrücken und blickte zu den beiden dort auf dem Damm hinüber. „Ja, wahrhaftig! Das sind Kay und Moina!“

Kay und Moina aber waren zwei Namen aus dem Buch, in dem sie gelesen hatten.

Die beiden Gestalten bewegten sich vor den Wellen, den Wolken, hoch auf dem Damm gegen den Horizont. Sie hatten kein Teil an dem Leben der Insel und schienen die Ankunft des Schiffes auch gar nicht bemerkt zu haben. Die Welt begann erst jenseits des Dammes, sie begann in Wahrheit erst dort, wo der Blick keine Schranke mehr fand nach dem Offenen zu. Wie sie da standen auf dem steilen Kamm der Steinmauer, sich voneinander trennten, wieder aufeinander zuschritten, beisammen und doch jedes für sich allein abgeschieden stehen blieb, versunken und still in der beginnenden Dämmerung, das sahen die Reisenden mit an und versanken mit den beiden in der Ferne dortdrüben in dieselbe, unbegrenzte Weite.

„Kay und Moina!“ sagte die Frau lächelnd für sich, so leise, daß ihr Begleiter es nicht hörte, als bedeuteten diese Namen eine Heimlichkeit, von der keiner wissen durfte. Sie kehrte zum Buch zurück. Sie konnte

aber nicht mehr darin lesen, sondern ihre Augen formten über den gedruckten Zeilen des Buches ihre eigenen Gedanken zu Sätzen und Worten. Und der Reisende an der Reling sah zwar die Insel im beginnenden Abend vor sich liegen, aber was jenseits des Steindammes war, schien doch nur Abbild seines Gefühls und seiner Einbildungskraft zu sein.

Unten luden Leute in wetterfester blauer Tracht Kisten und Fässer aus dem Schiff, verstaute Frachten unter dem Deck. Das Kommandowort des Kapitäns tönte durch das Sprachrohr aus dem Steuerhäuschen hinunter in den Maschinenraum. Das Schiff schwenkte in anmutigem Bogen wie eine Möve, die ihre Flügel gebraucht, wieder in den Sund hinaus. Es wurde rasch Nacht. Der Strahl des Leuchtturms kreiste wie ein Schatten vom Festland her über Sund, Insel und See.

Auf Sille gabs keinen Kirchturm, kein Gotteshaus. Der dunkle Klumpen Menschen, der aus Fischer Varents Hütte sich ins Freie hinaus zwängte, trug einen Sarg auf den Schultern und bewegte sich auf den Landungssteg zu, wo schon das Schiffchen mit allen Segeln wartete. Matilda sollte drüben auf dem Festland, in Kirchort, im Schatten der alten hölzernen Schwedentirche begraben werden. Es war immerhin ein Stück Arbeit, dort hinüber zu gelangen, mit dem Wind oder mit den Rudern. Das Sillervolk behalf sich daher, so gut es ging, an Sonn- und Feiertagen ohne Gott und nur, wenn eins starb, bekam die Kirche Besuch. Lag ein Alter im Sarg, dann bestand das Geleit aus wenigen Booten — denn es lohnte ja nicht, wegen eines Alten die Mühe auf sich zu laden. Lag aber ein Junges im Sarg, dann folgte dem Trauerboot ein ganzer Schwarm. Und nach der Bestattung blieben noch viele in der Kirche und beteten zu Gott, er möge sie doch nicht auch so früh abrufen.

Matilda war bei jungen Jahren entschlafen und darum war der Menschenklumpen dicht und dunkel anzusehen vor Fischer Varents Hütte.

Im Ström, drüben in Kirchort, wo Schiffe und Rähne anlegen, turnten und balgten sich die Kinder des Dorfes. Sie stießen vor Übermut und erfüllten die Luft mit ihrem heulenden Getöse. Das war ja ein seltener Zug, der da von fern über den Sund herangeschwommen kam. Im ersten Boot lag ein Sarg! Die Anlegebrücke zitterte unter den Sprüngen und der Walgerei. Mit einem Schlag aber verstummte das Gebrüll und die Brücke war wie reingefegt. Aber das Ström schwankte mit klatschenden Ruderschlägen ein Rahn auf die Anlegebrücke zu. Das Ström war ein kleines, mit Wirbeln und losgerissenen Grasbüscheln reißend dahin fließendes Wasser, das ein Stück Landes vom Festland abgetrennt hatte. Dieses Stück hieß der Siel und war ehemals durch eine Fähr mit der

Anlegebrücke von Kirchport verbunden gewesen. Die Fährle lief seit langer Zeit nicht mehr über das Ström, sondern an den Ufern des Sieles war mit vielfach verknotetem Strick ein halbverfaulter Kahn an einen Pflock angebunden. Soviel man sehen konnte, war dies das einzige Beförderungsmittel zwischen dem Siel und der Ortschaft.

Der Siel aber lag da wie mit einem Messer in zwei Teile auseinander geschnitten. Über dem Teil, der nach dem Sund sah, schien die Sonne auf fette, saftige Weide, auf gut genährtes, schwarzweiß geflecktes Vieh, das dort in guter Ruhe graste. Die andere Hälfte hingegen bekam die Sonne nie zu sehen. Sie war mit einem verwilderten Wald von uralten Laubbäumen aller Arten dicht bestanden, und dieser Kamp war durch einen Zaun von so merkwürdiger Beschaffenheit eingefriedigt, daß, wer ihn sah, vermuten mußte, die Eichen und Kastanien und Buchen müßten mit aller erdenklichen Vorsicht vor den friedlich ruspenden und wiederkäuenden Rindern drüben beschützt werden. Denn dieser manns hohe Zaun zwischen den beiden Hälften des Siels war aus Balken, dicken Ästen, Eisenstangen, Möbelkrümmern, Stuhlbeinen und Schranktüren zusammengezimmert und mit Stacheldraht dicht und boshaft verbunden und gesichert.

Aus der Waldhälfte des Siels war nun mit einem Satz eine Menschengestalt heraus und in den Kahn gesprungen, deren Anblick den Kindern auf der Anlegebrücke drüben einen solch jähen Schrecken eingejagt hatte

Sie hatte den Kindern nur einen Augenblick lang ihr hartspitziges Altmännnergeseht zugetehrt. Aber es war ein Altweibergeseht, ein Herengeseht mit weißen Barstoppeln um das Kinn und die Mundwinkel, mit hellen glasgrauen Augen und einer hohen gerunzelten Stirne, über der das dichte weiße Haar mit zwei Strickbändern in zwei Strähnen zusammengebunden war. Sie steckte in einem weiten, sackförmigen Gewand, das an den Nähten Blasen warf und um die Hüften mit einem breiten fettigen Schnallengürtel eingeschnürt war. An einem Riemen hatte sie eine Flinke geschultert, ein ganz veraltetes, aber blankgeputztes und gebrauchstüchtiges Stück, und diese Waffe pendelte um die dicken, weißen Haarmüfle hin und her und machte alle die Bewegungen des Nachens mit, den die Alte mit scharfen Nägeln vom Pflock losgeknotet hatte.

Mit einer hurtigen Bewegung, die Blicke scharf auf das jenseitige Ufer gerichtet, bückte sich die alte Jägerin und riß vom Boden des Kahns ein kurzes Ruder auf, das dort in der faulen braungrünen Brühe geschwommen hatte. Mit drei kräftigen Schlägen war sie schon drüben. Als sie an der Brücke anlegte, lagen in den Fenstern der Häuser vom Kirchport ängstliche Gesichter und starrten sie an, Gesichter von Kindern und auch von Erwachsenen.

Die Gassen vor ihren Schritten waren ganz menschenleer. Vor dem Wirtshaus stand ein Karriol. Der Gaul schnupperte, scharrte und bäumte sich wild, als witterte er einen Wolf und wollte sich gar nicht beruhigen. Der Alte bog um die Ecke, ließ die alte hölzerne Schwedentirche links und ging auf ein stockhohes Haus zu, an dessen Thor auf einem Messingschild der Name des Rechtsanwalts zu lesen war.

Jetzt traten die Einwohner von Kirchort aus ihren Häusern. In Gruppen beisammen besprachen sie das Ereignis. Die Kinder standen mit dem Finger im Mund dabei und horchten. Seit Jahren zum erstenmal hatte die Baronin den Siel verlassen. Was hatte dies zu bedeuten? Wollte sie ihren Wald am Ende verkaufen? Oder im Gegentheil den Pächter davonjagen, der sich auf dem Gutshof am Wiesenfiel mit seiner pausbäckigen Familie schon seit einem Jahre und darüber breitgemacht hatte?

Der Rechtsanwalt war ein beleibter, gewiegter und erfahrener Mann, den so leicht nichts aus der Fassung bringen konnte. Er war aber doch blaß um die Augen herum geworden, als der Besuch ohne viel Umstände in seine vollgerauchte Amtsstube eingetreten war. Er verbeugte sich zu oft und mit einem zu freundlichen Grinsen, und als er der Baronin aus ihrem Stußenriemen heraushalf, waren seine Gebärden um etliches befangener, als wenn man einer Dame ihren Sonnenschirm aus der Hand nimmt und in die Ecke stellt. Er faßte die Waffe mit spitzen Fingern um Schaft und Kolben. Die Baronin aber griff nach ihr und stellte sie mit einem Ruck zwischen Schreibtisch und Papierkorb hin, neben den alten Lederfessel, in dem sie Platz nahm.

Der Rechtsanwalt hatte einen schweren Altensafizitel aus dem Schrant geholt und vor der Baronin ausgebreitet. Die untersten Schriftstücke waren schon gelb vor Alter und stockfleckig. Kein Wunder, sie stammten ja aus der Zeit, da die Baronin als junges Fräulein aus dem *Sacré Coeur* zu ihrer Mutter auf den Siel zurückgekehrt war. Der Rechtsanwalt hatte sie mitsamt dem Prozeß von seinem Vater geerbt. Damals hatte der Siel noch, ohne Zaun und Stacheldraht, mit Eichwald und Wiesen, Gutshof und Herrenhaus den ungetrennten Besitz der Baronin vorgestellt. „Baronin Voss kontra Jakob Schäfer“ stand auf dem Altensafizitel. Diese Worte enthielten die Lebensgeschichte der stacheligen Alten.

Sie stieß mit dem Zeigefinger ein paarmal hart auf den Papierhaufen nieder, auf das ganz weiße und frische oberste Blatt des Haufens.

„Den Paragraphen 321 will ich sehen! Wer vorsätzlich Fahren oder Schutzwehren zerstört. Und Landrecht 15. Titel, zweiter Abschnitt, Paragraph 55 will ich sehn! Wird dem Eigentümer Nutzung des Ufers ent-

zogen und geschmälert. Und Strafgesetzbuch Paragraph 370 Nummer vier will ich sehn! Wer unberechtigt fischt oder krebst," sagte sie mit der harten Stimme einer Tauben oder eines Menschen, der lange geschwiegen und keinen menschlichen Laut an sein Ohr schallen gehört hat. Die Hand, deren Zeigefinger hart auf den Papierhaufen klopfte, war weiß und gepflegt. Dienstfeurig und beflissen holte der Rechtsanwalt die Bücher vom Bord. Er kannte ja alle diese Paragraphen längst auswendig. Die Baronin auch. —

Die Schäferkinder wateten durch den hellgrünen Froschlaichtümpel des Gutshofs und kletterten über den Zaun in den verbotenen Wald hinüber. Die Hexe war nicht daheim! Alle sechs kletterten wie die Eichhörnchen in das düstere graue Schweigen hinüber, warfen sich gegen die üppig wuchernde Brennesselhecke, sprangen über die verschimmelte, brusthohe Quadermauer, die das alte vergrabene Herrenhaus umgab und drückten die Nasen an den Fenstern platt. „Kuck!“ rief Wilhelm Gottlieb zu, sperrte den Mund weit auf und preßte die Lippen ans Glas.

In alten goldenen Rahmen hingen drin lebensgroße Bildnisse von Herren in Uniformen, Damen in Hoftracht mit Diademen aus bunten Steinen im Haar. In einer Ecke stand ein goldenes Tischchen mit einem Bronzekrug, aber auf dem Boden daneben eine alte zerrissene Ledertasche mit hängenden Fransen und ein Eisengerät, das wie eine verrostete Fuchsfalle aussah. Schon war Wilhelm zu einem anderen Fenster ums Haus herum, wo die Kinder Nelly und Paula sich zu schaffen machten. Gottlieb aber blieb in den Anblick der Bildnisse in den Goldrahmen versunken. Ritter und seidene Pagen bemühten sich dort drin um Dornröschen. Aus der Tasche quoll ein abscheulicher Lindwurm mit Dampf in den Nasenlöchern hervor. Der Lindwurm hatte eine weiße Haube auf, wie Rostkäppchens Großmutter; das war jetzt deutlich zu sehn. Gleich wird der Herr im Rahmen seinen Säbel ziehn . . .

Mit einem Schreckenslaut fuhr Gottlieb von dem Fenster zurück und jagte toll über Mauer, Zaun und Tümpel auf die Wiese hinüber. Dort stand Frau Schäfer in weißem Sommerkleid und Florentinerhut zwischen den schönen gefleckten Kindern und sammelte Pilze in einen gewaltigen Weidentorb.

Pächter Schäfer — das heißt: Gutsbesitzer Schäfer vom Greuter Hof an dem anderen Ufer des Ströms und seit einem Jahr Pächter der Sielhälfte, kam lachend und mit aufgetrempelten Hemdsärmeln zu seiner Frau heran, um mit ihr das Ereignis zu besprechen. Er kam von den Knechten im Stall und hatte Dünger an den Stiefeln. Seine Backen glänzten rot, er war in gesunden Schweiß geraten, denn die Greuter Wirtschafft

konnte ja nur wenige Leute an den Siel abgeben. Er winkte mit seinen blondhaarigen Fäusten. „Nun ist's so weit, Frau!“

Mann und Frau standen auf der Wiese da und lachten mit allen Zähnen. Die Pilze rollten im Korb hin und her, vom Lachen geschüttelt. Die Pfeife ging aus vor Lachen.

„Sobald die Hexe wieder im Bau ist, fahr ich zu Giesebrecht hinüber.“

Ja, nun war es also so weit mit dieser an tausend Abenden unter der Hängelampe und in tausend Nächten im Ehebett durchgesprochenen Anlegenheit. Mann und Frau sahen sich mit glücklichen Gesichtern an. Sie waren ja wieder um ein Stück weiter vorwärts gekommen im Leben, wieder hatten sie ein Ziel erreicht. In früheren Jahren hätten sie sich bei den Händen gefaßt und wären einmal rund um die Wiese getanzt. Jetzt dachten sie an den Preis von Eichenbrettern, Buchenholz und Kastanien. Zwei Buchseiten erschienen vor ihrer Seele Augen, ein Querstrich zog sich von links nach rechts über die Seiten und unten stand eine runde Zahl. Die Zahl war rund, und darum sahen sie sich mit lachenden Augen glücklich an auf der sonnigen Wiese. —

Herr Makler Hüsklen hatte genug vom Warten. Er schob sein leeres Glas hin und trat aus dem Schantzimmer. Tief zog er die Kappe vor dem Herrschaftsfräulein, das auf dem Vock des Karriols vor dem Gasthof zusah, wie der Stallbursche Kiste, Sack und Töpfe ins Gefährt lud. Das Fräulein nickte hochnäsfig, kaum wippte die Spitze ihrer Peitsche, so leicht fiel der Gruß aus.

„Ich warte auf den Rechtsanwalt!“ begann Herr Hüsklen geschwäßig. „Aber er ist wohl noch okkupiert. Das gnädige Fräulein warten wohl auch darauf, daß die Sehenswürdigkeit ihren Weg wieder zurück nach dem Strom nehme?“

„Die Baronin trägt immer ein Gewehr, wenn sie sich im Dorf sehen läßt?“ Das Fräulein betonte die Worte mit dem kategorischen Schnarrton der Töchter von Offiziersfamilien.

„Gewiß, das Fräulein Baronin hat einen Stutzen um, das ist ihre Gewohnheit, wenn sie sich im Ort sehen läßt. Nicht gegen die Krähen, sondern gegen die Dorfjugend. Sie hat schon einmal auf unsere kleinen Bälge geschossen, das war aber vor zwölf Jahren, damals war sie nämlich zum letztenmal hier drüben gewesen.“

Zwölf Jahre! Das Fräulein sah in die Ferne, vor sich hin, durch Bäume, Häuser und Kirche durch in die Ferne. Zwölf Jahre mutterseelenallein! Auf den Ballreunionen, allwinterlich, im Hotel der Kreisstadt, wo die abligen Familien der Umgegend ihren Erbschmuß zur Schau

trugen, bei Besuchen auf den Nachbargütern, beim Kerzenschein nach dem Mahl, wenn zwischen den Weintelchen und den Silberleuchtern und Whistkarten der Gotha'sche Almanach auf dem Tische erschien, da tauchte die einsame Alte gelegentlich wie ein Spuk in den Gesprächen auf. Sie war der letzte Sproß der ältesten Familie hier im Lande, seit die Herzöge ausgestorben waren . . . zwölf Jahre . . . sie mochte nun an die achtzig alt sein . . .

„Seit wann sitzen doch die Schäfers auf dem Ziel?“

Herr Hüsten setzte erst jetzt seine Kappe wieder auf. Er holte Atem, als wolle er loslegen. Aber er schluckte den Atem wieder hinunter und sprach: „Seit fünfzehn, seit achtzehn Monaten . . . seit das gnädige Fräulein Baronin ihren letzten Groschen verprozeßiert hat, da mußte sie die Hälfte verpachten, nun, und jetzt prozeßiert sie mit dem Pachtgeld weiter. Nichts zu machen, auf die Fährte haben beide ein Recht, beide Ufer, Sieler und Greuter!“

Nachdenklich ließ das Gutsfräulein die Peitsche sinken. Zwölf Jahre einsam und gerade die ärgsten Feinde zu Nachbarn haben! Aber sie wußte es ja: so lange hatte die Sielhälfte zur Pacht ausgebaut gestanden! Niemand wollte mit der rabiaten Here Haus an Haus leben.

„Es ist ja einerlei, woher das Geld kommt!“ bemerkte Herr Hüsten. „Wenn's ja doch verprozeßiert werden soll. Jetzt sitzt sie bei Giesebrecht und verkauft wohl!“

In diesem Augenblick begann oben im Schwedenturm die Glocke hin und her zu schwingen. Der Küsterjunge hatte seinem Vater das Zeichen gegeben, der Leichenzug bog aus dem Sund ins Strömwasser ein.

Auf der Landungsbrücke lagen schon die Säcke voll Kleie und Viehfutter bereit, die das Trauergefolge mit nach Sille zurücknehmen wollte. Die Dorfkinde hatten sich aus den Häusern gewagt. Mit den Erwachsenen zusammen standen sie vom Ström bis zur Kirche. Der Sarg mit Matilba Barent schwankte auf den Schultern der Siller Fischer vorwärts.

„Einundzwanzig Jahre alt,“ stand in Silberlettern auf den schwarzen Brettern zwischen dem wehenden Silberzierat. Das Fräulein auf dem Boß wiederholte diese beiden Zahlen einundzwanzig, achtzig, einundzwanzig, achtzig. Da kam von der Kirchhofmauer her die Baronin Boß mit langen Schritten dem Trauerzug entgegen. Sie hatte ihre Flinte geschultert und das Stoppelkinn gehoben. Mit einem glänzenden Blick maß sie den Sarg im Vorübergehen. „Die hat nicht verkauft!“ sagte Herr Hüsten zum Wirt, der aus dem Schankzimmer ins Freie heraustraten war, und er irrte sich nicht. Morgen sollte eine neue Eingabe ans Gericht in die Kreisstadt geschickt werden.

Die Thür von Fischer Varents Heuboden stand offen. Langsam und behutsam schob Vater Varent von oben eine Bettstelle zu seiner Frau und seiner Schwägerin hinunter, die mit ausgebreiteten Armen auf dem Gras standen und die Bettstelle auffingen.

Da Matilba tot war, brauchte sich das Elternpaar nicht mehr mit der Bodenkammer als Schlafstube zu begnügen. Eigentlich hätten sie ja den Umzug schon damals bewerkstelligen können, als sich Markus Maats von Matilba getrennt, die Verlobung gelöst hatte und zu seinen Eltern am anderen Ende der Zeile zurückgekehrt war. Denn nun hatte ja Matilba nichts mehr in der besten Stube der Hütte zu suchen. Diese gehörte der Tochter und dem Tochttersbräutigam nur so lange, bis die Wartezeit mit der Schwangerschaft ein Ende nahm und die Eltern der Braut und die Eltern des Bräutigams die Hochzeit des Liebespaares besprochen und gerüstet hatten.

Markus Maats aber war von Matilba fortgezogen, weil sich nach zweijähriger Verlobung die Schwangerschaft immer noch nicht eingestellt hatte, und nun war Matilba tot.

Es war nicht ausgemacht, daß Matilba aus Gram gestorben sei. Sie war ein kräftiges, hochbeiniges Mädchen gewesen, mit starker Brust und breiten Hüften, das ein Kind sehr wohl austragen und zur Welt bringen konnte. Ihre korngelben Zöpfe waren zweimal um den Kopf gelegt, ihr sommersprossiges Gesicht war gesund und blickte unverändert heiter in die Welt. Dennoch hatte sich Matilba beim Heben einen Schaden zugefügt, knapp eine Woche nach Markus Maats' Wegzug, und war an einem abgequetschten Nerv (wie die Leute sagten) innerlich verblutet. Es war das erstemal, daß ein Siller Kind solch ein Schicksal traf, aber die Varents waren ja von Gott an ihren Kindern geschlagen, ihr einziger Sohn war vor der Musterung ausgerissen und in Pernambuco verschollen.

Im übrigen hatte sich Vater Varent schon gefaßt. Als Dr. Publicatus, der Arzt, seine Höflichkeitsvisite in der guten Stube abstattete, da war diese schon gescheuert und völlig neu eingerichtet. Der Porzellanhund und der Porzellanleuchtturm und der Glasleuchter und die kleine Kaiserbüste standen blißblank auf dem Bord, unter dem silbernen Hochzeitskranz im Glasaahmen. Alles stand und hing an seinem Platze, die Gardinen waren frisch gewaschen und knisterten, wenn der Wind durch die Thür hereinfuhr.

Markus Maats war bald ins Haus der Eltern Matilbas gekommen. Er saß in seiner schwarzen Jacke, frisch rasiert und in blühender Gesundheit in der Stube, in der er zwei Jahre lang mit Matilba gewohnt hatte. Er wurde mit Kaffee und Kuchen bewirtet, saß sich in der

Stube um, die ihm nun, da zwei Betten in ihr standen, klein vorkam, und sprach mit Fischer Barent über den bevorstehenden Heringsfang.

„Hüsten hab ich gesprochen, er meint, es wird diesen Winter Ernst mit der Genossenschaft. Die haben schon das Kapital aufgebracht, Hüsten meint, es ist gut, wenn man Anteilscheine nimmt, solange noch welche da sind.“

„Da will ich mich beteiligen, wenn du mittust,“ sagte Fischer Barent. „Mußt dem Hüsten sagen, er soll die Statuten herüberschicken, wenn du ihn siehst.“ Sie waren Teilhaber desselben Bootes mit noch zwei anderen Fischern und machten gleich aus, was für Reparaturen an dem Boot vorzunehmen wären und was Markus aus der Stadt mitbringen sollte, Tau und Blei und ein paar Rollen Garn unter anderm. Das werde man dann nächstens verrechnen und aufteilen.

Als diese Besprechungen zu Ende waren, saßen Markus Maats und Matildas Eltern noch eine Weile schweigend da, tranken Kaffee, brockten Kuchen ein und wischten sich den Mund. Dann wiederholte Markus, was er aus der Stadt mitbringen sollte, sagte adieu und ging mit seinem festen Schiffergang aus der Stube. Matildas Mutter räumte den Tisch ab, goß die Kaffeereste in einen Topf und setzte sich in die finstere Ecke der Küche neben den Herd, wo sie lange sitzen blieb, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Vater Barent hatte derweil den „Anzeiger“ geholt, die Brille auf die Nase gesetzt und fing nun zu lesen an.

Am Morgenblich, im Sommer mit der aufgehenden Sonne, im Winter noch in tiefer, schneidend kalter Nacht gingen die Mädchen von Sille mit ihren Eimern nach dem fernen Holzgehege an der Nordspitze der Insel, um die Kühe zu melken. Tagsüber weideten die Tiere verstreut auf den Rasenvierecken der Insel, die mit Pfählen abgesteckt waren. Dieselben Zeichen, die in diese Pfähle eingekerbt standen, konnte man in die Schenkel der Tiere eingebrannt sehen. So hatte jede Familie auf Sille ihr Wappenzeichen von alters her. Am Abend wurden die Tiere dann zum Gehege geführt, wo sie unter der Obhut des alten Hirten und seines munteren Hundes die Nacht verbrachten.

Die Kühe brüllten durch die Morgendämmerung, daß es auf der ganzen Insel zu hören war. Das war ja auch so ziemlich das einzige Geräusch auf der Insel, außer dem Windestoben und dem Dampfergetöse draußen im Sund. Denn die Mädchen sangen nicht, die Kinder lärmten nicht, es gab kein Hundegebell und es gab kein Hähnekrähen auf Sille. Die Euter taten den Kühen weh vor Milch. Sie kannten genau die Zeit, da sie befreit werden mußten. Doch hielt ein Tier eigensinnig seine Milch zurück, wenn ein unbekannter Mensch mit dem Eimer vor ihm nieder-

hochte, um es zu messen. Jedes wußte genau, zu welchem Menschen es gehörte von Rechts wegen.

Auf diesem morgendlichen Weg wurde Matilbas Schicksal lange Zeit besprochen. Die Tochter Rupp und die Tochter Görrensen waren Matilbas beste Freundinnen gewesen. Wie oft hatten sie in der Morgendämmerung vor Fischer Barents Tür mit ihren Eimern auf Matilda gewartet, um mit ihr gemeinsam den Melkgang zu unternehmen, all die Jahre!

„Hast du den Lärm heut nacht gehört?“ fragte die Tochter Görrensen.

„Was denn? Trimpf hat sich wieder angetrunken,“ sagte die Tochter Rupp.

„Hast nicht gehört, wer dabei war? Markus! Wie 'ne Kasse hat er miaut.“

Fischer Görrensens Hütte war dem Wirtshaus in der Dorfstraße benachbart.

„Fängt der auch mit Trinken an?“

„Ich hab zum Fenster hinausgeschaut. Es war um eins. Trimpf hielt ihn am Arm fest. Plötzlich schlug Markus lang hin und blieb liegen. Solch einen hatt' er sitzen.“

Die beiden verstummten. Mutter Barent war über die Wiese zu ihnen getreten. „Guten Morgen.“

Seit Matilda drüben in der Erde ruhte, mußte die alte Frau wieder den Eimer nehmen und bei Nacht und Frost nach ihrer Ruhestätte sehen. Das war eine Mühsal mehr in der Kette von Mühsalen, aus denen der Tag und das Jahr der Inselbewohner zusammengesetzt war von der Geburt bis zum Ausruhen.

Es war eine langer Zug, dunkel, mit schwingenden, weißen Flecken, knapp über der Erde, der sich durch den dunklen Morgen gegen die Nordspitze der Insel bewegte. —

Markus Maats saß vor der Tür seines Elternhauses und klopfte mit kurzen harten Schlägen seine Sense ab. Die kleinen schimmernden Stellen berührten sich längst und das ganze Eisen leuchtete wie Silber. Doch saß er und klopfte, schlug zu und klopfte immerzu.

Nein, niemand konnte behaupten, daß er es leicht hätte, seit Matilda tot war. Was blieb ihm nun zu tun übrig? Allein dahin leben, als ein verwitweter Junggeselle? Oder auswandern und nie mehr wiederkehren? Oder eine Fremde auf die Insel mitbringen? Eins war so schwer wie das andere. Nein, er hatte es nicht leicht, niemand konnte behaupten, daß er es leicht hätte.

Die Siller verlobten sich schon auf der Schulbank, dort in dem Hause unter dem Zugvogelbaum. Aber heiraten konnte ein Paar erst, wenn es

sich erwies, daß Nachkommenschaft zu erwarten sei. So wollte es der Brauch seit undenklicher Zeit. Auf der Insel war das Leben knapp und karg und das Knechte- und Mägdehalten unmöglich. Ein kinderloses Paar mußte sich entweder zu Schanden arbeiten oder das Erbte rasch hinschmelzen sehen. Am allerschwersten aber hatte es der Einsame.

Markus Maats ging hinaus auf die Wiese. Die Sonne schien, das Gras reckte sich in die Höhe. Wie der Bliß fuhr die Sense über den Boden. Die Büschel lagen in Reihen hingestreckt, noch glitzerten Tautropfen auf ihnen.

Markus Maats lud das Gras auf die Karre und schob sie heim. Das Rad schrie bei jeder Umdrehung. Wolken kamen über den Horizont, bedeckten die Sonne. Vor dem Elternhaus lagen seit Tagen umgemähte Grasbüschel ausgebreitet. Es war nicht an der Zeit, die untersten zu oberst zu kehren, damit sie der Sonne teilhaftig wurden. Die ersten Tropfen waren gefallen.

Markus Maats stülpte die Karre um, schob mit der Harke alles auf einen Haufen zusammen, breitete eine Leerdecke darüber, holte die aufgespannten Netze vom Zaun, warf sie ins Haus, zog sein Olzeug an, holte die Stange mit dem Dreizack aus der Ecke und machte sich nach dem Sund auf.

Er sprang ins Boot, stieß vom Ufer ab. Das Boot schwankte unter den Stößen mit der Stange. Die scharfen Zacken glitzerten hoch über Markus' Kopf. Markus drehte die Stange um, stieß den Dreizack tief ins Wasser, dreimal, fünfmal, zehnmal. Dann drehte er die Stange um und stieß sich weiter hinaus in den Sund. Wieder den Dreizack ins Wasser. Zehnmal, zwölfmal, dreißigmal. Ein Mal zappelte und wand sich auf den Zacken. Hinein, in den Bottich. Den Dreizack ins Wasser, fünfmal, siebenmal, achtmal. Ein Mal. Es goß in Strömen. Hundertmal zuckte der Speer in die Tiefe. Das Boot schaukelte wild, der Regen verschlang Boot und Mann vor den Blicken! Dann war der Sturm davon geweht, nach Nordosten zu, und die Sonne brannte wieder, als obs Sommer wäre.

Markus Maats band das Boot an den Steg, schritt mit Speer und Bottich aus. Riß die Leerdecken vom Grashaufen, breitete die Büschel in der Sonne aus, harkte sie weit auseinander, daß sie den ganzen Bereich vor dem Elternhaus deckten. Hing die Netze an den Zaun. Ließ den Separator sausen. Legte das Olzeug ab und ging nach dem Gehege, die Kuh holen. Es war zehn Uhr früh. —

Der kleine schiefe Wächter Trimpf stand im Armenhaus an dem Ende der Zeile und hielt Schuster Ula seine Pantinen hin. Sie hatten

dicke Sohlen aus Holz. Das Oberleder war unzähligemal gesprungen, wieder zusammengenäht worden und wieder zerborsten. Schuster Ula bewegte sich ächzend von seinem Bett zum Fenster. Er war gichtbrüchig und konnte nur mit Mühe vorwärts. Seit Jahren war er der einzige Bewohner des „Armenhauses“, einer kleinen windzerzausten Baracke, in die es oben hineinregnete. Da saß er auf seinem Schusterschemel und klopfte, wenn er sich nicht ächzend im Bette wälzte.

Trimpf hatte seine blaue Beinwandbluse bis an den Kopf hinaufgezogen, sein ungepflegtes blondes Haar fiel ihm auf den Buckel hinunter. „Hast gehört? Vom Wiesow die Kuh?“

Die Tür öffnete sich, Markus Maats kam herein, mit seinen Wasserstiefeln über der Schulter. Wenn er einem Menschen auf der ganzen Insel nicht zu begegnen wünschte, so wars Trimpf. Er tat als sähe er ihn nicht. „Guten Morgen,“ sagte Trimpf.

„Die Stiefel da, Ula,“ sagte Markus, schob den Arm in den Schaft des einen und steckte zwei Fingerspitzen unten heraus. „Bis zum Abend müssen sie fertig sein.“

„Guten Morgen, Markus!“ sagte Trimpf und stieß den Fischer, der zweimal so lang war, wie er, in die Rippen. „Hast gehört? Vom Wiesow die Kuh hat sich am Prokrators Zaun das Bein gebrochen und der Doktor hat ihr was zu fressen geben, da ist das Vieh verreckt. Wirst Geld zulegen müssen und dem Wiesow 'ne neue kaufen.“

Er schüttelte sich, prustete leise, die Bluse rutschte höher, die Haare lagen über ihr wie eine Perücke.

Markus spreizte die Finger im Stiefelloch, daß sich das Leder ganz flach spannte, zog dann den Arm heraus und warf das Paar auf den Tisch. „Heut abend hol ich sie. Adieu.“

Er ging durch die Zeile. Unglück über Unglück. Auf seinen Anteil kamen dreißig Mark. Und die Kleie war auch noch nicht bezahlt. Dazu die Reise in die Stadt.

Aus Fischer Wiesows Fenster guckten vier Kindergesichter heraus, als er vorüberschritt. Er blickte auf das Strohdach hinauf und es war ihm, als sähe er dort ins Stroh gepreßt das boshafte Gesicht der Mutter Wiesow mit der Zahnlücke grinsen. Kein Grund zur Schadenfreude! Wiesow hatte doch selber noch vor zweieinhalb Jahren zur neuen Kuh beisteuern müssen, als Vater Maats seine im Sund ertrunken war.

Eben noch bei Schuster Ula hatte er einen Augenblick lang daran gedacht: ob nicht die älteste Tochter Wiesow für ein Stück Geld zu gewinnen wäre, daß sie an Mutter Varents statt (in Matildas Kleidern, bis sich die Kuh an sie gewöhnt hätte) allmorgendlich die Kuh melken ginge!

Damit doch die alte Frau den beschwerlichen Weg nicht jeden Morgen zu machen gezwungen wäre, wenigstens die paar Wochen lang nicht, bis die neue Kuh in die Herde eingestellt wurde! Minna Wiesow war doch schon ein großes Mädchen, zwölf Jahre alt!

Markus sah sich um. Trimpf kam durch die Zeile geschlurft.

Vor Fischer Görrensens Tür stand die Tochter Görrensens mit der Harke in der Hand. Als sie Markus daherkommen sah, ging sie ins Haus und warf die Lüre zu hinter sich. Markus hatte vor, zum Meer hinunter zu gehen, um nach seinem Boot zu sehen, das dort in der Hut des Dammes auf den Sand hinaufgeschoben lag, neben den andern, die auf den bevorstehenden Fischzug warteten.

Mit einem Ruck bog er nach rechts ab, zu Peter Ivers Gasthaus. Es sollte doch nicht aussehen, als könnte Trimpf ihn verführen! Aus freien Stücken wollte er einen tippen. Alles war ja doch gleich. —

Doktor Publicatus setzte seine Lederkappe auf und verließ Fischer Ruppss Hütte, „das Gemeindehaus“. Das Protokoll über das Ableben eines Kindes war ein wichtiges Dokument und bei der Art von Kommunismus, in der diese Bauern lebten, mußte jedes Wort sorgfältig abgewogen sein; es ging um das Geld aller Gemeindeglieder. Als die Lüre sich geschlossen hatte hinter Doktor Publicatus, hob Weißiger Fischer Görrensens den noch feuchten Bogen auf und las durch seine Brillengläser: „am zehnten Oktober neunzehnhundertund . . . um die und die Stunde, vor dem Eisenzaun der leerstehenden Sommervilla des Bankprokuristen Jasper aus Aachen usw.“

Fischer Schmahl und Fischer Gramm saßen da und rechneten. Fischer Schmahl schob das Papier von sich und schlug auf den Tisch. Der Doktor könne weiter nichts, als tadellose Sterbeurkunden für Mensch und Vieh aufsetzen! Ob es ihm je gelungen sei, einen oder eins gesund zu machen? Hierauf äußerte Fischer Rupp, der Gemeindevorsteher, der Doktor sei ein Schulkamerad vom Reichstagsabgeordneten für Sille, Kirchort und den Kreis, Rittergutsbesitzer Lobesam, daher sei nichts zu machen. Fischer Schmahl brummte einen Fluch in seinen runden Graubart und fuhr mit Addieren und Dividieren fort.

Aufrechten Ganges, wie es seine Art war, schritt Doktor Publicatus die Zeile hinunter. Er war ein schwerer, fester Mann auf zwei zu kurz geratenen Beinen. Leutselig führte er seine Finger an die Kappe, wenn er von Daherkommenden oder aus den Fenstern begrüßt und geehrt wurde. Wenn man das fremde Paar, das seit kurzem auf der Insel wohnte und von dem man ja nicht wußte, was es eigentlich vorstelle, abrechnete, war er der einzige Gebildete auf der Insel dahier und er wußte recht gut,

was er selbst und was die Fischer seiner Stellung als einzigem Gebildeten schuldeten. Seine Gemahlin rechnete er nicht mit zu den Gebildeten. Sie war eine treffliche Hausfrau, rund und purpurn und er bewohnte mit ihr eins der letzten Häuschen in der Zeile. Oben in die Bodenkammer unterm Dach hatte er sich eine Glaswand setzen lassen, von dort konnte sein Blick frei über das unendliche Meer schweifen.

„Was gibts denn zu Mittag?“ frug er und zog die Hausjoppe an. Indem er die Treppe zur Dachkammer hinaufschritt, kam es ihm immer ganz deutlich zum Bewußtsein, daß er sein Amt unter den Insel Fischern aus reiner Herablassung versah. Sein Blick schweifte frei über das unendliche Meer, kehrte sodann durch die Glaswand zurück zu einem begonnenen Aquarell auf dem Schreibtisch. Es stellte eine Nixe mit Tang und Muschelfette in den offenen Haaren dar, eine üppige Frauengestalt, die sich in wohliger Pose über einen vom Meer ausgeworfenen Anker gelagert hatte. Neben dem Aquarell lag ein Blatt Papier mit Verszeilen und den Spuren von Aquarellwischern und Pinselhaaren. Das Blatt lag unter einem Briefbeschwerer mit zwei gekreuzten Mensurstäben aus weißem Metall. Diese Heubodenkammer war der Ort, an dem der Doktor seine Berufspflichten vergessen, von ihnen ausruhen durfte, aus dem sein Blick, nach einem Rundgang den Horizont entlang, vollgefogen und gesättigt zurückkehren durfte, um die wartende Seele zu künstlerischer Tätigkeit aufzustacheln und anzuspornen. Ohne diese wäre es ja an dem von Gott verlassenen Erdenfleck nicht auszuhalten gewesen.

Von unten, vom Fuß der Treppe her drang Suppengeruch mit dem Getlapper von Pfannen, Tellern und Löffeln herauf.

„Fische und Klöße!“ sagte Frau Doktor unten. Sie besaß ein überraschend tiefes, klangvolles Organ, das, ohne daß Doktor Publicatus eine Ahnung davon gehabt hätte, sehr viel zur Ehrerbietung beitrug, die Sille ihm entgegenbrachte.

„Also Fische und Klöße,“ wiederholte der Doktor und trat mit zwischen die Zähne gezogenen Lippen den Rückweg über die knarrende Treppe an. Aus dem Wohnzimmer dröhnten zwölf Schläge der Wanduhr durch das Haus.

Vom Sund zum Meer, fünfhundert Schritt weit, lief die kleine Hüttenzeile. Aber es gab unter den Bewohnern der Zeile nicht wenige, die hatten seit Jahren die See doch nicht mehr mit leiblichen Augen angeschlickt! Wie ging das zu?

Sie hatten ihre Boote in der Hut des Steindammes liegen, zur Zeit des Heringsfangs, und trieb sie denn die Sorge um das Wetter nicht zum Hügel hinauf, wo der Schuppen mit dem Seezeichen stand? Mit

dem Körbchen an der Schnur um den Hals, das Garnelennetz vor den Bauch gestemmt, wateten sie stundenlang im Strandwasser auf und nieder, um für den Al Köder einzuheimsen; knieten zur Zeit der Frühlingschäden, der Herbststürme auf dem Dünenhang, um für Tagelohn ausgeraute Grasbüschel neu einzusetzen, neue zu pflanzen, wie der Deichvogt es befahl; auch war Zement zwischen die Fugen des Dammes zu schütten, damit die Wellen ihn nicht zerbrechen sollten — dies waren ja Arbeiten, bei denen es schwer fallen mußte, dem Meer nicht ins Angesicht zu schauen. Warum weigerten sich da manche so hartnäckig und mürrisch, weiter in die Runde zu blicken, als zwei Ellen weit im Umkreis um ihre Ellbogen?

Wo jetzt der dunkle Damm sich zur Düne zog, lag ein Stück Dorf im Abgrund. Das Meer hatte dort die Zeile angebissen und die Leute, die sich weigerten, hinaus zu schauen über den Damm, wußten, dort unten waren ihre Elternhäuser mit beweglicher und unbeweglicher Habe, mit Wiegen und Betten, Säuglingen und hilflosen Greisen verschwunden. Das war nun dreißig Jahre her.

Die jene Begebenheit erlebt hatten, waren schon reife Leute. Aber wenn sie nach der Seite blickten, wo das Unglück geschehen war, da waren aus ihren Augen Wind, Welle und Wolken weggestrichen, die doch ihre Herrlichkeit im Westen draußen entfalteten, zu allen Stunden des Lichtes und der Finsternis.

Der Wind spielte über die Insel hinweg! Vom Sund her trieb er das laue Alltagswasser mit leichtem Schaum und Geplätscher ans flache Wiesenufer heran. Er stand über dem Baum und jauchte freundlich an dem Gefieder der kleinen Vögel herum, suchte sie an dem Weiterfliegen zu behindern und hatte seinen Spaß an ihrem Kampf um ihren Instinkt, der sie zu geometrischen Figuren zusammendrängte. Mit einem Male aber schlug er um und fuhr von der offenen See her auf die Insel los. Die Strohächer raschelten und wehrten sich. Hätte das Salz nicht Halm an Halm gebunden, sie wären in dunklen Wolken in alle vier Himmelsgegenden auseinander geflogen!

Den Menschen peitschte der Wind Schweigsamkeit, Ernst und Zähigkeit ein, sie mußten sich bei jedem Schritt fest auf ihrem Grund und Boden verankern, wenn es wehte. Draußen auf dem Meere sangen Laue und stöhnten Masse wie besaitete Instrumente unter wilden Fingerschlägen. Harmonie und schrilles Getöse, Seufzer und Grollen, Jauchzen und Knirschen, all das ging mit dem Wind durch die Seelen der Bewohner der kleinen schifförmigen Insel hindurch.

Die Wellen des Meeres kannten den Wind und gaben sein Rauschen

dem Erdboden wieder, wenn sie sich am Strande überschlugen. Weit draußen in der finsternen Tiefe begann schon das unterseeische Land in breiten Stufen gegen das Licht aufzusteigen, und jede Welle, die von weit her angerollt kam, lief leicht oder schleppend diese Stufe hinauf, um den Boden der Menschenfüße zu erreichen. Sie stiegen, glitten, hüpfen, rollten übereinander und die dritte, siebente, neunte erwies sich als mächtiger als die anderen, die um die Wette mit dem Salz an den Sand heran und mit dem Sand in die salzige Tiefe zurückliefen.

Diese Wellen der verborgenen Zahl waren es, mit denen die Gürtelreste, Muschelsträhnen und das unheimliche Geäst versenkter Wälder heraufkam, und die in den fließenden, zarten Sand Kreise, Zeichen und Gruben prägten. Wie sie unter dem Gewässer die Stufen des Landes hinaufgelaufen waren, so liefen die Wellen unter der Sonne die letzte Stufe zur Düne hoch. Hier aber ließen sie buntes, duftendes Gras liegen, das war rötlich wie alter, gelagerter Wein, smaragdgrün wie Gefieder von Tropenvögeln, braun wie Frauenhaar. Myriaden kleiner Muschelwesen klebten daran fest, knirschten unter den Schritten, sprengelten verfarbt den Teppich von Rot, Grün und Braun unter der kalblauen Sonne und hatten ihre Spitzen in die Knollen, Schoten und Buckel der Tangs eingegraben, die plakten und aus denen in Körnchen Öl und Salzsamen zum Vorschein kamen.

Helle Vögel schwebten, segelten, schossen aus dem Meer auf den Teppich nieder. Mit ihren Schnäbeln suchten, zerrten, pickten sie sich Nahrung aus allen Falten heraus. Vießen sie sich für Augenblicke auf dem Sand nieder, dann blieben dort Kreuze, Dreiecke, Sterne, geheimnisvoll und vielsagend, wie jene Zeichen, die die Wellen niedergeschrieben hatten. Aber leicht und selig, wie sie gekommen waren, schwebten sie zur Höhe wieder und waren bald eins geworden mit dem Wind und der Wolke. Oft waren sie nicht vom Schaum auf den Wellenkämmen zu unterscheiden, und das Auge des Vogels tauchte in die Flut. Es nahm die Brechung der Strahlen im Wasser nicht wahr; denn die Schnäbel trafen scharf die sorglos spielende Beute zwischen der siebenten, der neunten Welle; dann wirbelten die Vögel wieder hoch auf und zergingen bald im flimmernden Gefunkel der Luft über dem Meere.

In der Ferne, wo die Erde sich bog, wo im fahlen Sonnenuntergang die Schiffe mit Segeln und Rauch plötzlich erschienen, plötzlich im Dunkel verhuschten, berührten sich Himmel und Flut wie ein schweigendes Lippenpaar. Des Menschen Auge drang nicht weiter hinaus, es hatte seine Grenze in diesem Schweigen von Anbeginn. Dort war die Geburtsstätte der seltsamen Gebilde aus Himmel und Flut, vom Atem der Gottheit in die Welt geweht, damit die Menschenseele sich von ihnen nähre wie von

kriechendem Getier der Menschenleib. Die wunderbaren Wolkengeschöpfe kamen vom Horizont her über den Himmel gezogen und flogen stumm über die Erde hinweg, von den Gestirnen allein in Ruhe und Ordnung gehalten und nach unbekannten Gesetzen regiert.

Erst waren sie nur ein Schimmer im Westen. Ein fernes Stück Inselreich mit steilen Felsen und grünem Rücken, von unsichtbarer Sonne übergläntzt. In ihnen schimmerte der Wunsch und die Sehnsucht auf, die in der Anschauung der Wirklichkeit ihren Ursprung fand, aber ihr Ziel zu weit hinaus gestreckt hatte. Im Emporsteigen wurden sie für eine Weile dem Meeresreiche ähnlich, für das die Einbildungskraft kein Gleichnis sucht in der erkennbaren Welt. Plötzlich lösten sie sich los von der Seele und der Welt und schwammen dahin, ohne Fessel und Grenze.

Sonderbar war das Leben des Wolkenvolkes, wie's dahergeschwebt kam aus der Ferne, auf die Insel zu, um die Zeit des zunehmenden Herbstmondes. Es gab vom Spieltrieb und Wandertrieb der Elemente Kunde, von Ereignissen, Schicksalen hoher Art.

Wie Lämmer in Flocken zog das Volk hin. Oder wie Zugvögel in Pfeilen. Wie Fahnen, lang über den Himmel von Süden nach Norden geschwenkt. Wie Laminen in Ballen rollte es, mächtiger und immer mächtiger geballt, vom Windhauch angetrieben. In unendliche Farbtupfen konnten die Wolken auseinandergepflückt sein, und diese Farben schüttelte der Wind durcheinander und streute sie aus über das ganze Firmament. Lustige Wolken gab's, die Verstecken spielten, sich verbargen voreinander, an Stellen zum Vorschein kamen, wo sie nicht anders als durch ein Gewühl sich hindurchgedrängt haben mußten.

Aber bei keiner Wolke verweilte der Sinn williger, in tieferer Hingabe, als bei der dunklen, drohenden, jener, die voll von Gewittern, trübselig von Sonnenuntergängen, überquellend vom Windhauch und dem Salz fernster Zonen herangerollt kam, wie durch die Ewigkeit! In ihr wachten Gebilde, Gestalten, Antlitz auf, glühend wie Edelsteine, durch die Götter blickten. Gletscher und Bergseen, von Baumkronen verhüllt, durch die sich glitzernd der Silberschmuck der Milchstraße gewunden hatte; verschmolzene Jahreszeiten. Alles Holde und Beschwerte, das dem Menschenleben zuteil werden kann, Furcht und Glück des Traumes, Gipfel und Abgrund, Tod und Auferstehung kamen in der Wolke herangerollt auf den Strand zu, der verödet lag und über dessen Gräser die Winde hinwegstrichen. —

Wie jene Wolke sich erhebt, ballt, löst, da ist! Jetzt ist genau zu erkennen: in ihrer Mitte ist schimmernd eine Tafel aufgeschlagen, um die Greise, Jünglinge und Kinder versammelt sitzen. Ihre Köpfe haben

hellen Schein, röthlichen, dunkelbraunen, sonnengoldenen, als ob die Tafel im Freien aufgeschlagen wäre und der Windhauch durch die Lücken führe. Eine Gestalt fehlt in der Reihe, und in dieser Lücke breitet sich der makellose Himmel aus, heller, durchsichtig, nimmt an Glanz zu, und es ist, als säßen die Köpfe tiefer aufs grobkörnige Tisch Tuch, sie schmelzen in Trauer, Bruderarm schlingt sich um Bruderschulter, ein Schluchzen verzerrt die Kette

Zu Füßen des Tisches aber ist jetzt ein goldener Schein entstanden, wie von einer im Knien zusammengesunkenen Gestalt. Sie hat röthliches Gewand an, einen Purpurrock dunkel gesäumt. Senkrecht schwebt ein Flor zu ihr nieder, verhüllt sie, schmiegt sich um ihre Umrisse an, die Demut ist es, die aus dem hellen Himmelslicht in der Mitte auf die farbige Gestalt niedergeschwebt ist. Jetzt zerfließt dieser Purpur, streckt Arme aus, lichte Fühler, die sich der dunklen Masse nähern, sie umfließen, sie zu umschließen suchen, sanftes Emporasten an der Wurzel, aufwärts, und die dunkle Masse erhebt sich, wird riesig, scheint die Gestalt eines ragenden Greises, an dem das Gebilde aus Purpur und Gold hinschmilzt in einer Geberde voll Sanftheit und Selbstentäußerung, wie Christus mit eigenen Händen Petrus' Füße vom Staube reinwäscht.

Und nun zerfließt das Gesicht, und Helle und Dunkel sind eins geworden. Wie Rauch ziehen Schwaden von Orange und Violett in die Himmelsbläue des Mittelpunktes hinein, dort bildet sich hoch und steil eine goldene Tanne, nein, es ist ein Thron, und seine Stufen sind weiß wie Milch oder Alabaster und grün wie Jade. Der Baldachin ist ein Schleiergehänge, das in den Farben des Abends erglüht. Und zu diesem Thron wallen und wallen Herden bunten Gewölks von Nord und Süd über den Himmel her, hoch und niedrig, und verweilen nicht, der Zug ist endlos, ohne Anfang und Aufhören. Der Thron aber, auf dem niemand steht, schwankt und erbebt und wird zerspalten in schmale Risse, die sich allmählich weiter voneinander entfernen. Und diese Flore scheinen zu wachsen, empor zu steigen, und jetzt ist der Baldachin im Himmel verschwunden, die Stufen sind tiefer gesunken, haben sich zu einem Hügel gewölbt und aufgeworfen und aus dem Hügel wachsen drei Strahlen empor, lang und hoch; hell der mittlere, stahlblau und blutigrot die beiden seitlichen. Alle drei reichen gleich hoch in die Höhe und wurzeln im selben Hügel. Jetzt wächst der mittlere und wächst, jetzt wird er gar dünn, nicht viel mehr wie ein Strich, jetzt schießt ein Licht durch ihn, jetzt sinken und sinken seine Genossen zur Rechten und Linken, es kommt ein Ton aus der Ferne, das Licht ist es, das singt, der Abendwind singt seinen Psalm über dem Meer, auf das der Himmel Myriaden Wolkenfarben niederregnen läßt, einen Schuppenpanzer von Lichtern

und Dunkelheit. Und die aufgeregte Fläche beruhigt sich, glättet sich, die Farben sinken in die Tiefe und gehen ein in die Muschelschalen, die ihren Glanz auffaugen. Und aus dem Psalm wird ein Orgelton der Tiefe, der Abend senkt sich nieder über alles und wird Nachtstille. Oben funkeln die Gestirne, und zwischen ihnen und der Orgel, die tief im Abgrund stumm bröhnt, dehnt sich das Meer atmend im Schlaf.

War die Nacht gekommen und kreiste der Schatten des Leuchtturms-
strahls weit über die Insel her, da traten die Bewohner der Zeile vor ihre Hütten. Vor jeder Hütte war eine schmale Bank, da saßen die Fischer mit Weib und Kind und genossen die Ruhe vor dem Schlaf. Alle kannten einander, waren verwandt und verschwägert untereinander. Darum saß jeder vor seiner Hütte für sich, sah zu, wie die Blut in seiner Pfeife röter, blasser wurde, sah das blonde Köpfchen seines jüngsten Kindes hinunter sich neigen auf den Schoß der Mutter, sah zu, wie seine eigenen Hände, fremde Wesen, müder fast als der Körper, zu dem sie gehörten, mit aufwärts gekrümmten Fingern auf den Knien von der Arbeit des Tages ausruhten. So saß das Volk von Sille auf den Bänken, Abend um Abend.

Dann standen die Bänke leer. Hier und dort flammte ein Licht hinter Gardinen auf. Noch eine Weile wars hell im Wirtshausesfenster. Schließlich erlosch der Lampenschein auch dort, und nur der Leuchtturmschatten fuhr kreisend vom Festland her in die Runde.

Er streifte, streichelte, huschte über die weißen Mauern der Hütten in der Zeile. Rührte an die Fensterscheiben, glitt die Strohdächer entlang. Auf den Wiesen suchte er das Gemäuer des unfertigen Hauses auf, das das größte auf der Insel hatte werden wollen und nun dastand wie eine Ruine. Und auch die beiden anderen Häuser, die mit den Ziegeldächern, lagen für Augenblicke blau in seinem fernher fallenden Licht. Der Vorsteher, ein alter Kauz, war längst aus dem einen fortgezogen, niemand wußte wohin, nun verfiel. Und das andere war die Villa des Bankprokuristen aus Aachen. Im Sommer war fröhlicher Lärm um dieses Haus, Lärm und Fröhlichkeit in all seinen Zimmern, jetzt waren die Läden zu, Türen zugenagelt, die Beete sandverweht. Tiefer schiefen diese drei Häuser, die verschlossenen und das unfertige in die Nacht hinein als alle die in der Zeile, durch die der Atem der Schlafenden kam und ging. Aus ihrem Innern hatte sich die Dunkelheit einen Spiegel bereitet. —

(Fortsetzung folgt)

Aus meiner russischen Gefangenschaft

von Julius Meier-Gräfe

Moskau-Ugriestaja

Wir blieben gleich beim Eingang stehen, zurückgehalten von dem Dunst und dem Getöse und von der Ahnung dessen, was man sehen würde. Eine einfache, harmlose Tür, wie hundert andere, führte in das Ungeheuerliche. Es konnte eine Fabrik sein mit Rädern im Hintergrund, ein Bergwerk, wo nackte Menschen unter Arbeit und der Last der Gase schwigten, ein Apparat für Menschen von besonderer Art, für Kranke, Wahnsinnige, für ihren Ausatz, ihren Wahnsinn hergerichtet. Überall Balken, hölzerne Stockwerke, eingebaute Gänge und dergleichen, mit kistenartigen, käfigartigen Gelassen, dunklen Winkeln in Qualm und Dunst. Und überall, auf allen Balken, Böden, Stockwerken waren Menschen, viele Hunderte, unzählige, seltsam ver mummt, manche in halben Uniformen, in Hosen ohne Hemd, mit Mützen auf, mit Tüchern, Binden, manche ganz nackt. Sie standen, saßen, lagen, viele schliefen, viele schwaften, schrien. Lachen klang durch oder Achzen, wütendes Gepolter. Und immer glaubte man, irgendwo im Hintergrund, durchgehend durch alle Stockwerke, ein großes Rad zu sehen, das sehr schnell lief und den Apparat in Tätigkeit hielt. Gleich vor uns standen dicht gedrängt richtig bekleidete Soldaten, schweigend, wie Vergleute vor der Fahrt bei Schichtwechsel. Bei einer Bewegung des vorderen Haufens tauchte einmal das Gesicht des Leibhusars auf. Wenn sich die von mir Linksstehenden bewegten, kam zwischen Schultern und Köpfen hindurch ein Verschlag von Glas zum Vorschein, ein Büro mit einem jungen lachenden Gesicht unter einer breiten russischen Mütze. Einmal öffnete sich der Spalt soweit auf das ganze Büro. Es waren zwei russische Offiziere darin, die lebhaft zusammen sprachen. Die Masse verschob sich wieder und öffnete einen Spalt nach dem Hintergrund. Ganz hinten, zwischen schrägen Balken, wanden sich nackte Körper im Schein von Kerzen. Da mußte das sein, das Treibende, von dem der Dunst und das Getöse herkam.

Scholl redete fortwährend neben mir. Es sei doch wohl nicht anzunehmen, es sei doch wohl ganz unglaublich.

Der eine russische Offizier in dem Verschlag hielt eine kleine Photographie hoch, der andere, weit zurückgelehnt auf dem Stuhl, schlug sich auf den Schenkel, den Mund vom Lachen zerrissen.

„Hier können doch wohl keine deutschen Offiziere wohnen!“ sagte Scholl.

Der elegante russische Einjährige wies auf den offenen Aufbau in der Mitte, eine Art sehr hoher Bühne, gleich unter dem Dach. Er ging vor, um uns Platz zu machen. Die Masse schob sich beiseite. Wir kamen zu einer schmalen hölzernen Stiege. Beim Vorbeigehen sah man in einen der Gänge mit offenen Holzverschlagen. Da lag alles auf dem Boden, Menschen, Teile von Menschen; entweder fehlten Beine oder Arme. Unförmliche, weiß umwickelte Köpfe starrten. Alles starr, mit glühenden Augen. Wir waren auf einmal das einzige, das sich bewegte. Langsam kletterten wir aus der Unterwelt zu der Bühne hinauf.

Nun kam etwas ganz anderes. Man konnte sehen, unterscheiden. Der Raum, nach der einen Seite ganz offen, war sehr niedrig, aber vernünftig gegliedert und bewohnt, mit Wolldecken, menschlich. Das Ganze wie eine hochaufsteigende, friedliche Insel. Zwei ruhige, nachdenkliche Gesichter spielten Schach. Es gab sogar eine Hängelampe und einen langen Tisch. Es war hier sehr gut. Scholl ging vom einen zum anderen und schlug die Hacken zusammen. Neben dem Bett in der Ecke stand ein langer schwarzer Kerl, den ich schon einmal gesehen hatte, unter ganz anderen Verhältnissen, aber auch schon in der Gefangenschaft, gleich am Anfang. Es war das quittengelbe Gesicht damals am ersten Tage in dem Wachst-lokal, wo ich so lange wartete und mir die Rede ausdachte. Damals hatte er zwei Russen unter den Armen, die ihn stützten. Statt der Russen hatte er jetzt Krücken. Ein ganzer Kreis stand um ihn herum. Sie lachten. Er erzählte etwas von einer Suppenterrine voll schöner gekochter Hühner, mit der er im Mobber saß. Plötzlich sah er auf und erkannte mich.

„Nanu! Sie!“

In mächtigen Sätzen kam er auf den Krücken heran. Unter der quittengelben Haut saßen kantige Backenknochen. Riesige, kohlschwarze Augen über einer scharfgebogenen Nase. So ein Mohikaner aus dem Federstrumpf, Schingagok, die große Schlange.

„Sie! Ich habe Sie für 'nen Russen gehalten!“

„Ich Sie auch!“

Alle lachten. Er hieß Truffow, Kuno Truffow, Rittergutsbesitzer in Strehlen in der Mark, Rittmeister d. R. und Weinschuß.

„Sie! Det is hier ooch 'ne feine Kaschemme!“

Rittmeister Truffow war schneller als ich gereist und wartete nun seit drei Tagen auf seine Überführung in ein Moskauer Hospital. Das zerschossene Bein war geschient. Nur hatte so 'n verfluchtes Schwein die Schiene schief angelegt.

Er machte mich mit den anderen bekannt. Jeder bekam von ihm sein Etikett.

Sie kamen alle und zeigten mir ihre Wunden. Am schlimmsten war der Postdirektor aus Stallupönen dran. Ich war der einzige Unverwundete der Deutschen.

Ziel Gutes sei von Stallupönen nicht zu berichten, sagte ich dem Postdirektor. Ich war vor sechs Wochen durchgekommen. Die Artillerie hatte böse gehaust.

Er blieb sehr gleichmütig; ein kurzer, stämmiger Kraftmensch, mit einem Schnauzbart a la Nießsche. Plötzlich schrie er mit einer Bombenstimme: „Chalumlacha!“

Unten hörte für einen Augenblick das Summen auf. Ob ich Statspiele, fragte er gemächlich. Der kleine Professor aus Graz saß mit dem Österreicher Gottchen beim Schach und lugte herüber wie ein listiger Japaner. Unten summt es wieder.

Ich ging an die Brüstung, ein hölzernes Geländer bis zur Brusthöhe. Blaue Schwaden von Rauch hingen in dem Dunst, und darunter regten sich Gesichter. In dem Glasverschlag beim Eingang saßen immer noch die beiden Russen und betrachteten die Photographie. Der Einjährige war bei ihnen.

Der Leutnant, der Konte genannt wurde, stand neben mir und sah auch in den Trübel.

„Viele gehen nun nicht mehr rin,“ sagte er. Er hatte eine steife Hand, dummer Weise die rechte. Ein Kosaken-Säbel hatte sie um ein Drittel schmaler gemacht. Er hatte sich schon daran gewöhnt, mit der anderen zu schreiben. Mit der Zeit werde er die Rechte wieder benutzen können. Daumen und Zeigefinger ließen sich schon etwas bewegen. Er hielt die Hand frei in die Luft und beobachtete sie gespannt. Sie war lang und rosa und glich einem toten Goldfisch. Wirklich bewegten sich die beiden Finger.

Ob ich etwas Näheres über Soissons wüßte.

Soissons. Richtig, Leopold hatte etwas von einer Schlacht bei Soissons vorgelesen. Gewiß, die Schlacht bei Soissons, eine große Geschichte.

„Sechzigtausend! Keenen Knopp weniger!“ sagte Rittmeister Runo. Er kniete halb auf dem Bett und hatte eine Stoppdecke in der Hand, die aus allen möglichen viereckigen bunten Lappen zusammengesetzt war. Er sah mit der Decke wie ein Indianer im Wigwam aus. Beim Hinlegen fluchte er. Die Decke hatten Damen der Moskauer Kolonie gestiftet. „Ein richtiges koptisches Gewebe, das bei einer ägyptischen Königstochter im Trabe gelegen hatte.“

An unsere Bühne schlossen sich seitlich die tieferliegenden Flügel an. Das Dach der Flügel war etwas höher als unser Fußboden. Durch die Öffnung sah man von oben auf splinternackte Kerle, die sich lausten. Ein

kolossaler Pommer, ein Flußgott mit zotteligem Haar, tat stundenlang nichts anderes. Einer, der vor ihm saß, hielt die Kerze und erzählte von einer Lampe, die seine Mutter besaß. Der Pommer antwortete zuweilen mit einem Wort, ohne die Arbeit zu unterbrechen. Ein paar Schritte weiter saß noch ein Nakter und suchte beim Schein derselben Kerze sein Hemd ab. Sie waren ganz unter sich. Durch die Öffnung gesehen, erschienen sie überlebensgroß. Die Lampe der Mutter war eine rosa Nachtlampe in Form einer Burg.

Ich hatte wieder das Gefühl, das alles sei nur zum Schein so, ein Theater, das nachher wieder aufhörte.

Meine Bettstelle lag neben Rittmeister Runo. Sie war unbefestigt geblieben, weil an dieser Stelle das Dach undicht war. In der Nacht spürte ich einen Schmerz im linken Schienbein. Vielleicht war ich auch verwundet, hatte eine Kugel oder Granatsplitter. Es war mir angenehm, es war eine Erklärung von beruhigender Einfachheit. Möglicherweise lag ich im Lazarett. Man lag so, und nachher war alles wieder gut. Möglicherweise lag ich zu Hause.

Ich wurde munter und sah, wie der Regen auf das Bein tropfte, immer auf dieselbe Stelle, ein Tropfen nach dem anderen. Chalumlacha schnarchte Rittmeister Runo stöhnte.

„Es waren schließlich und endlich nicht die Instrumente und Medikamente, was den russischen Ärzten fehlte,“ meinte der Ministerialrat Gottchen und faßte alles zusammen, „es fehlt ihnen ganz etwas anderes.“ Dabei rieb er sich die große, höckerige Nase.

Die Geschichten waren nicht erfunden, konnten nicht erfunden sein. Sie hatten sie selbst am eigenen Leibe erlebt. Wenigstens klang es so. Es war solchen Leuten nicht zuzutrauen, die Geschichten zu erfinden, Schwindeleien zu machen. Sie erzählten sie wie längst bekannte, längst erledigte Dinge. Furchtbare Geschichten! Man konnte sie nicht anhören, ohne rotes Feuer zu sehen. Gut, es gab auch bei uns faule Köpfe, Kerle, die sich nicht beim Skat stören ließen.

„Nanu!“ unterbrach mich der Rittmeister, „det jiebt's?“

„Ausgeschlossen!“ erklärte Chalumlacha. Sein Bruder war Stabsarzt in St. Quentin.

Jedenfalls seien die russischen Ärzte mit den unseren nicht zu vergleichen, meinte Gottchen; wenigstens nicht mit den österreichischen Ärzten.

„Mit den deutschen schon lange nicht!“ erklärte Chalumlacha prompt.

Auch Konte stimmte bei, auch Weisegang.

Es war auch meine Ansicht. Sie hatten mich nur nicht aussprechen lassen. Ich wollte eben sagen, selbst wenn es bei uns mäßige Ärzte gab,

zu solchen Verbrechen kam es doch nicht. Was passierte, war mehr Bummel. Und dafür hatte ich ein paar Leute bei der Arbeit gesehen, z. B. den Doktor Hartung in Simolza.

Ob das der Hartung sei, der bei den Jägern zu Pferd gestanden hatte, fragte Konte.

Es stellte sich heraus, daß dieser Hartung gefallen war.

Ich kam auf die Organisation der Zivilärzte. Wenn man nicht einen Arzt, der im Frieden Nasendoktor war, im Felde zum Chirurgen, einen Berufs-Chirurgen zum Chef eines Seuchenlazarets machte, usw. Es war mein Lieblings-Thema. Chalumlacha meinte, wenn unsere Organisation nicht so gut geklappt hätte, säßen wir längst in der Linde. Dem stimmten alle bei, und Rittmeister Kuno erklärte die deutsche Organisation für eine Rassenfrage. Der kleine Grazer Professor verzog das Gesicht und blinzelte mit den Schläugeln.

„Det jlauben Se wohl nich, Professorleben?“ fragte der Rittmeister.

Er glaube alles, sagte der kleine Professor und hustete. Er hatte Tuberkulose.

Sie kamen wieder auf die Lazarett-Geschichten. In einem Moskauer Hospital amüsierten sich die Ärzte damit, leicht verletzte Glieder, die mit einem Nichts zu heilen waren, abzuschneiden.

„Vereinfachtes Verfahren!“ fügte Chalumlacha hinzu.

„Nanu!“ sagte der Rittmeister.

„Zatsche!“ nickte Chalumlacha.

„Mit Absicht?“ fragte ich.

„Nein!“ sagte Chalumlacha, „nicht mit Absicht! Nur aus Versehen, zum Spaß. Und zwar gleich so, daß die Stümpfe nie heilen können.“

Das klang ein wenig übertrieben. Wirklich, das war doch wohl ein wenig übertrieben.

Es sei durchaus nicht übertrieben, erklärte Chalumlacha, er habe nicht die Gewohnheit, zu übertreiben. Die Fälle standen fest.

Konte bestätigte, sie standen fest. Ein Mensch, der nicht in so einem Schlachthof gewesen war, konnte sich überhaupt keine Vorstellung machen. Gottchen hatte auch von solchen Fällen gehört. Chalumlacha aber hatte nicht davon gehört, sondern sie selbst mit eigenen Augen gesehen. Und das war noch garnichts. Noch schlimmer waren die russischen Pflegerinnen. Rittmeister Kuno fand das eine schöne Perspektive. Bisthum, das Kind, war von so einem Vampyr an einem Vormittage viermal verbunden worden. Nur um sich mit ihm zu schaffen zu machen, nur so aus Perversität! Er war dabei ohnmächtig geworden. Andere Verwundete ließ man in Eiter verfaulen und äßte sie, wenn sie jammerten. Den Soldaten warfen sie das Essen wie Hunden hin, ohne alles, einfach auf die

Bettdecke. Da friß! Chalumlacha hatte in dem Fleisch Würmer gefunden.

„Nun nee aber!“ sagte der Rittmeister. Seine Augen starrten.

Konte hatte gesehen, wie sie einem Bauchschuß, der hohes Fieber hatte, verschimmeltes Brot gegeben hatten. Auf seine Weigerung war er drei Tage ohne Nahrung geblieben. Schließlich hatte er das Brot eines Kameraden gestessen und war gestorben.

Mir ging der Atem schwer. Die Menschen erzählten das alles mit der größten Ruhe. Es waren bekannte Tatsachen. Es gab hundert solche Tatsachen. Jeder wußte andere. Es gab noch viel Schlimmere. Es gab immer noch Schlimmere. Und alles in dem ruhigen sachlichen Ton. Auch das von den 46 Verwundeten mit Tetanos, die sechs Tage ohne Verband im Pferdestall gegessen hatten und krepirt waren.

„Nun nee aber!“ — sagte der Rittmeister. Er sah wie ein Gespenst aus. Alle hatten etwas Gespenstisches mit ihrer Ruhe und ihrer Sachlichkeit.

„Nun nee aber! Doch sich beschweren oder so!“

Alle lachten.

„Lieber nicht!“ sagte Chalumlacha. Das sei nicht sehr zu empfehlen, das sei ganz und gar nicht praktisch, sogar sehr unrentabel. Ihm hatte ein gefangener Unteroffizier seiner Kompagnie erzählt, daß man einem Landstürmer aus Westpreußen die Zunge herausgeschnitten hatte, weil er sich bei dem Chefarzt beschwert hatte.

Ich sprang auf. Es hatte mich von selbst in die Höhe gerissen. Die Bude schwamm vor mir. Diese Hunde! — Ich krallte die Hände in mein Haar. Die Kinnbäcken krampften sich wie damals bei dem ersten Stiergefecht, bei der Schweinerei mit den Pferden. Ein Schemel fiel um.

„Aber nicht doch!“ lachte jemand.

Der Weg nach unten war immer eine Abwechslung, wie ein Ausflug in die Stadt. Rechts von dem langen Gang zur Kantine waren die Behälter mit den Krüppeln, die ausgetauscht werden sollten. Es gab einen Unteroffizier, der alle Gassenhauer der letzten Jahre kannte, ein städtisches bewegliches Gesicht mit nach oben gelegtem, gut gepflegtem Schnurrbart. Mit dem Gesicht ersetzte er die Bewegung der Arme, die ihm fehlten. Sein bester Schlager hatte den Refrain: „Manu! Woju?“ — Bei dem „Manu“, das er sehr lang zog, streckte er den Kopf weit vor. Eigentlich gehörten dazu die Hände in die Hüften. Nun brachte das Manu, der Rumpf mit dem weit vorgestreckten Gesicht, einen viel gelungeneren Ausdruck der Verwunderung hervor. Die Zuhörer bogen sich

wie betrunken. Bei dem „Woju“, das er jubelte und ganz kurz „Wofu“ aussprach, nahm er den Kopf zurück und drehte ihn zur Seite, und dabei stellte er den rechten Fuß blasiert auf die Spitze. Man fühlte dann, wie die Hände, die gar nicht da waren, eine kleine wegwerfende Bewegung machten. Manchmal begnügte er sich nur mit dem Refrain und rief, wenn gerade einer vorbeikam: „Manu! Wofu?“ — Er brauchte nur die Lippen unter dem aufgezwirbelten Schnurrbart zu bewegen, um die anderen zum Lachen zu bringen. Ich war immer froh, wenn ich von dem Ausflug wieder auf unsere Bühne kam. Aber wenn einer in die Kantine wollte, ging ich immer mit.

Am ersten Tage hatte mich einer von den Krüppeln angesprochen, ein schmalbrüstiger Junge, dem das ganze Blut aus dem Stumpf gelaufen war, Zuschneider in einem großen Berliner Geschäft. Man hatte ihn sicher als tot gemeldet, und es handelte sich um die Mutter, und zwar aus ganz bestimmten Gründen. Er hatte einen sehr sachlichen, nüchternen Ton. Lamprecht hieß er. Am zweiten Tage gab er mir die Adresse der Mutter: Feurigstraße 31a, Friedenau.

Ich verhehlte ihm nicht, wie unsicher der Zeitpunkt meiner Rückkehr sei. Da die Krüppel doch natürlich schneller ausgetauscht würden, käme er vermutlich eher zurück. Er wiederholte, es habe für seine Mutter wegen bestimmter Gründe große Wichtigkeit, und es handle sich nur um eine kurze Mitteilung oder telefonischen Anruf. Telefon genügte vollkommen. Nummer so und so. Er bildete sich ein, ich scheute die Mühe. Auf den Austausch der Krüppel ging er gar nicht ein. Das dauerte noch mindestens einige Monate, hing von diplomatischen Verhandlungen ab. Meine Auslieferung war etwas ganz anderes. Schon, daß der Herr Hauptmann und die drei Offizier-Stellvertreter heute ohne mich weitergeschickt würden, beweise meine Ausnahmestellung. Und es sei überhaupt ganz selbstverständlich.

Der Unteroffizier sang wieder und schnitt Fragen. Lamprecht hatte noch keine Zeile von seiner Mutter. Die Briefe nach Deutschland gingen vermutlich schneller. Aber es war nicht sicher. Man konnte auf vier Wegen schreiben, über die amerikanische Botschaft, über das Kopenhagener Hilfskomitee und das Büro in Stockholm und natürlich direkt. Es gab vorgedruckte Karten.

Während er sprach, überlegte ich, ob es nicht vielleicht ganz interessant sei, so eine Karte an dich zu schreiben, wenn sie auch vermutlich lange nach meiner Rückkehr eintraf. Man hatte damit ein interessantes Dokument, eine Erinnerung.

Der Unteroffizier machte sein „Manu“. Ich mußte lachen. Lamprecht lächelte aus Höflichkeit mit. Er hatte eine komische Art, die Oberlippe

zu verziehen. Wie klug der Junge war. Er kannte sogar die russische Zensur. Alles das sicherte meinen Austausch.

Wenn ich den Zettel verlieren sollte oder er mir an der Grenze abgenommen wurde, könnte ich den Namen auch im Adressbuch finden, vorausgesetzt, daß ich ihn behielt. — Natürlich behielt ich den Namen. War er vielleicht mit dem Professor Lamprecht verwandt? — Er verneinte und wich nach der Seite aus. Einen der Krüppel hatte das Sacken umgeworfen, und ein anderer klopfte ihm auf den Rücken, weil er nicht aus dem Husten herauskam. Der Unteroffizier ließ sich eine Zigarette in den Mund stecken. Schon die Art, wie er den Mund spitzte, war komisch.

Lamprecht sprach leise weiter, immer mit einem verborgenen Drängen, weil die Bestellung an die Mutter so wichtig war. Es gab eine Geschichte mit seinem Stiefvater. Damit hing die Wichtigkeit zusammen. Er hatte der Mutter bereits am zweiten Tage nach der Amputation geschrieben.

Während ich den Unteroffizier im Auge behielt, erkundigte ich mich nach der Operation. Man hatte sie auf dem ersten Verbandplatz gemacht. Die Schmerzen waren nicht so schlimm, wie man sichs vorstellte, nur der Blutverlust. Er habe sich während der Sache an einem Pfosten festgehalten.

„An einem Pfosten? Wieso? Wieso gehalten?“ — Es dämmerte mir etwas, das ich nicht hören wollte, das über alles andere hinausging. Ich sah ihn an. Die Augen des Jungen blickten sachlich.

„Sie wollen doch nicht sagen — Sie waren doch nicht während der Operation bei Bewußtsein!“

Ich hatte so laut gefragt, daß der Unteroffizier hersah.

„Doch!“ — sagte der Junge ganz ruhig.

„Ohne Narkose?“

„Natürlich!“

Es war ganz natürlich. Alle Krüppel hier waren so amputiert worden. Es war auch gar nicht so schlimm, wie man es sich dachte.

Ich konnte nichts sagen, ließ ihn stehen, konnte keinen Blick auf die Unglücklichen werfen, konnte nichts sehen, nichts hören. Die Sinne hätte man sich zerbrechen mögen. Ich rannte weg.

Ich kam auf die Bühne. Ein paar Soldaten, Ungarn, mit roten Schnüren, saßen am Geländer, mit einer Trompete, einem Tamburin, das gewöhnlich an der Wand über dem Wassernapf hing, und einer Geige, und probierten die Instrumente. Der eine Ungar zog eine Saite auf.

„Sie Doktor,“ sagte Onkel Runo, „’ne richtiggehende Kammermusik!“

Ehalumlacha und Konte spielten Schach. Ich sagte es. Ehalumlacha schob eine weiße Figur vor und nahm eine schwarze fort.

„Darüber wundern Sie sich? — Aber nicht doch!“

Sie konnten sich nicht stören lassen. Am langen Tisch saß Gottschen, der Wiener Ministerialrat, mit aufgestütztem Kopf und wartete auf die Musikanten. Er hatte die Finger wie ein Dach über der höckerigen Nase. Freilich ohne Narkose! Selbst in den Moskauer Hospitälern! Mit ihm war es auch nicht anders gegangen. Nun, aber das kleine Fleckerl bei ihm, das war weiter nichts gewesen. Einem reichsdeutschen Leutnant im Lazarett 11 hatte man so das Bein an der Hüfte abgezwickelt. Herr von Benzinger hieß der reichsdeutsche Leutnant, sehr ein netter Mann, saß jetzt schon in Dmsk, in Sibirien. Der Herr von Benzinger hatte ihm geraten, bei der Operation ein Stück Gummi zwischen die Zähne zu nehmen. Vorzüglich!

Also schickte man die Krüppel nicht zurück?

Vielleicht die Mannschaft, nicht die Offiziere.

Chalumlacha riet, sich die Verwunderung in Rußland abzugewöhnen. Es wurde sonst zu anstrengend.

„Man schickt Amputierte nach Sibirien?“

„Man schickt noch ganz andere Leute hin, die Ostpreußen, Greise, kranke Weiber, Kinder, zu Fuß, in Lumpen.“

„Aber Amputierte!“

Für Beiseingang war das Zusehnmüssen im Operationsaal das Schlimmste. Man lag im Hemd auf der Tragbahre und mußte warten, bis die Vordermänner dran gewesen waren. Manchmal lag man so drei, vier Stunden.

„Die Hunde!“ — sagte ich und hatte die Kehle voll.

„Beleidigen Sie nicht dieses edle Haustier!“ sagte Chalumlacha und riet Konte, seine Königin zu schüßen.

Die Musik legte los, die Trompete, die Geige, das rasselnde Tamburin. Die Wände dröhnten.

Die Hunde!

Das Rasseln machte Feuer aus den blauen Schwaden, trieb heiße Wolken. Ich hatte Flammen um den Kopf.

Die Hunde!

In so einen Saal kommen, das erste beste Messer nehmen und auf die Bestien los. Ein Riesenbrett nehmen, und sie wie solche schwarzen Käfer totklatzen. Wenn sie schrien, erst recht! Sie quälen, ihnen auch die Beine und Arme abschneiden, auch wenn sie gar nicht verwundet waren. Sie konnten sich Gummi ins Maul stecken oder sonst etwas.

Es war wie eine wüste Orgie. Diese Trompete! Ich ging im Zickzack. Bei den Musikanten war es, als ob man einen offenen Schmelzofen mit flüssigem Erz passierte. Meine rechte Seite brannte.

Vorsichtig stieg ich die Hühnerstiege hinab.

„Kommen Sie!“ — sagte ich zu Vamprecht.

Er griff gehorsam nach den Krücken. Es war sehr umständlich.

„Nanu?“ — machte der Unteroffizier.

Vamprecht humpelte neben mir in dem Gang. Ich hatte vergessen, daß er nicht richtig gehen konnte. Wie infam war das alles!

Er könne sehr gut gehen, sagte Vamprecht. Ich hatte ihn noch nie gesehen.

In der Kantine gab es nur die Anrichte, wo man kaufte. Aber in der Ecke stand eine Kiste. Dort hin führte ich ihn. Es war gut hier, man hörte das Rasseln nur von ferne. Da sich der Kantinenmann wunderte, kaufte ich ein Stück Käse. Ich hatte mir ohnehin einmal Käse kaufen wollen. Es war ein riesiges Stück, das ich nur mit großer Mühe in die Tasche der Litterka zwängte. Das Wasser lief mir von der Stirn.

Wir saßen nebeneinander auf der Kiste. Der Kantinenmann säbelte mit einem übergroßen Messer an einem rosa Schinken. Ich kam eine Weile nicht von ihm los. Natürlich wartete Vamprecht, daß ich etwas sagen würde. Ich hatte keine Ahnung. Es war gut, so zu sitzen.

Auch Offiziere, erklärte ich Vamprecht, wurden ohne Narkose gesäbelt. Es war allgemein.

Er wußte es, wie er alles wußte. Sogar die eigenen Verwundeten operierten die Russen so. Es reichte nur für die russischen Offiziere, und auch für die konnte es einmal ausgehen. Rußland war für das Chloroform, wie ja für die meisten Arzneimittel, auf den Import angewiesen und zwar fast ausschließlich auf den indirekten Import aus Deutschland über Rumänien und Schweden.

Also konnte Rußland im Grunde nichts dafür. Sonderbarerweise machte das meine Wut einen Augenblick eher größer als kleiner.

„Die Hunde!“ — sagte ich, wie von einer Welle getrieben.

Der Kantinenmann hatte eine gemeine Visage. Ich mußte wegsehen. Außerdem war es irrsinnig, sich ein solches Stück Käse in die Tasche zu pstopfen. So so, über Rumänien oder Schweden.

Er wartete. Wir saßen eine Weile. Ich hatte ihm etwas Wichtiges mitteilen wollen, aber es war mir entchwunden. Um etwas zu sagen, redete ich vom Ende des Krieges, vermutlich im Frühjahr, spätestens Ende Sommer. Er war anderer Ansicht, machte aber die gewohnte Höflichkeitspause. Zwei Soldaten kamen und unterhandelten mit dem Kantinenmann. Sie wollten geräucherte Fische haben, und da der Mann nicht verstand, hielt er ihnen den Bonbon-Kasten hin. Vamprecht rief ein russisches Wort hinüber, und darauf erhielten sie das Verlangte.

„Der Krieg geht nie zu Ende“ — sagte er ruhig.

Er sagte das genau so sachlich wie alles andere und sah vor sich hin. Es kam gar nicht besonders traurig heraus, sondern wie eine einfache Tatsache. Auch so ein Mensch hatte seinen Vogel. Es fiel mir ein, was ich ihm hatte sagen wollen. Nur die invaliden Offiziere hielt man zurück. Die Mannschaft wurde ausgetauscht.

Er hatte davon gehört, es gab so eine Bestimmung, aber die Ausführung blieb unsicher. Deshalb möchte ich doch ja nicht die Mutter vergessen, Feurigstraße 31 a. Er entschuldigte sich, mich erinnert zu haben. — Auf die Frage, warum er an die endlose Dauer des Krieges glaube, antwortete er mit der Behauptung, er gehe nie zu Ende. Es war seine fixe Idee. Folglich blieben also, nach seiner Meinung, die Gefangenen, wenigstens die Gesunden, ewig in Rußland.

Das wäre vielleicht ganz gut so, sagte er mit einer an ihm ungewohnten Hast, wurde aber gleich wieder still und blickte vor sich hin. Ich versuchte, ihm das dumme Zeug auszureden. Er hörte höflich und sehr aufmerksam zu und wartete eine Weile mit der Antwort, und dann sagte er mit großer Sachlichkeit das Gegenteil. Er befand sich immer genau an dem entgegengesetzten Ende. Der Krieg war nicht schrecklich, auch wenn er kein Ende nahm, er war gut, sogar sehr notwendig, aus ganz bestimmten Gründen. Er durfte deshalb kein Ende nehmen. Das kam auch gar nicht, der Krieg wurde immer noch größer, und das war sehr gut. Es mußte so sein.

Auf meine Frage, warum, sagte er, eben weil es so sein mußte. Und das mit einem sachlichen Ton in seiner dunklen Stimme, als ob er seine bestimmten Gründe alle aufgezählt hätte. Als Refrain die Adresse der Feurigstraße.

Wieder lief so eine Wutwelle über mich. Die Hunde!

Konte kam, legte Geld auf die Anrichte und erhielt Zigaretten. Als er fast schon wieder draußen war, sah er uns und kam zurück. Lamprecht stand sofort auf, und dabei fiel eine seiner Krücken hin. Konte hob sie mit der linken Hand auf.

„Na, Lamprecht, wie geht's?“

Es war angenehm, Kontes Stimme zu hören und sein Donny-Gesicht zu sehen.

Lamprecht dankte. Ob ich sonst noch etwas wünsche. Dann stieg er ab. Er hielt genau die Mitte des dunklen Ganges.

Konte riet mir, in der Kantine einen Tscheinit für Seewasser zu kaufen. Er habe auch einen; für die Reise nach Sibirien sei er unentbehrlich. Jeder habe seinen Tscheinit.

Seitdem die Damen der deutschen Kolonie nicht mehr hereingelassen wurden, lag die Verteilung der warmen Sachen für die Gefangenen in den Händen der Frau unseres Kommandanten. Ihn sah man so gut

wie nie. Gewöhnlich saß er in dem Büro im dritten Pavillon hinter dem Küchengebäude, wo wir aßen. Sie war eigentlich eine zierliche Frau mit intelligenten Zügen, sprach alle Sprachen, konnte sich sogar in den zahllosen Dialekten der österreichisch-ungarischen Monarchie verständlich machen. Ihre sehr kurze Art, ohne ein Lächeln, ohne eine Spur von Wärme, war nicht sympathisch, aber alles wurde ordentlich gemacht. Immer trug sie dasselbe Kleid, einen gesprenkelten Hänger, um die Schultern immer denselben dunklen Schal, das glatte Haar ohne Hut. Sie kam um elf und war stets von einem Schwarm von Gefangenen umgeben, wußte genau, wer schon etwas erhalten hatte, und ließ den, der zum zweiten Male kam, einfach stehen.

Ich war immer froh, wenn die Verteilung kam, weil es nachher zu Tisch ging. Die Vormittage waren immer am längsten. Am liebsten hatte ich, wenn sich die Verteilung hinzog und die anderen, wenn ich in die Küche kam, schon bei Tisch saßen. Wir aßen getrennt von der Mannschaft, in einer riesigen Küche. Ich lief dann schnell und geschäftig allein über den Hof. Konte hob mir meinen Teller Suppe auf. Mein Stück Fleisch lag auf der Schnitte Schwarzbrot, umgeben von den beiden Plättchen schwarzen, komprimierten Tees und den vier Zuckerstücken. Einmal, als das Fleisch sehr trocken und faserig war, hatte er aus dem Stillleben das Porträt Onkel Kunos gemacht.

In der Nähe der Küche lag der gewisse Ort, ein langer schmaler Gang, à l'italienne, ein Loch neben dem anderen, und vor jedem Loch zwei Erhöhungen für die Füße. Man gewöhnte sich an den Kommunismus. Nur war die Einrichtung mit den Tritten nicht für Leute ohne Beine gedacht. Sonderbarerweise half nie ein Gesunder einem Invaliden, sondern immer nur ein Krüppel dem anderen.

Einmal traf ich dort Lamprecht. Zwei amputierte Landstürmer murrten in der äußersten Ecke mit ihm herum. Ich sah aus Versehen hin. Da brach der Schneider in ein wüstes Geschimpfe aus.

„Ihr Hunde! Ihr Schweine!“ — Die dunkle Stimme hatte auf einmal einen anderen, fast tierischen Klang. Es hallte.

„Was ist los?“ — fragte ich und wollte mir die beiden anderen kaufen. Sie standen verdußt da auf ihren Krücken. Der eine Landstürmer sah wie unser alter Heinrich aus.

Lamprecht meinte, es sei nichts. Wir lachten. Er lachte auch.

Konte saß neben mir und massierte seine Hand. Wenn nun die Knochen wirklich wieder in Ordnung kamen, wußte man noch lange nicht, ob man sich freuen sollte. Vielleicht konnte man sie einmal in Sibirien brauchen. Von Sibirien aus war eine Flucht über China mög-

lich. Gelang das nicht, so verschlimmerte die Gesundheit doch natürlich die Lage.

Er sprach wie hinter Wolken. Welche Lage er meinte, sagte er nicht. Mir fiel bei Sibirien Lamprecht ein, es war dieselbe Dunkelheit in der Stimme.

Der Fürst stand auf, um dem Hauptmann eine durchgepaschte Karte zu zeigen. Sie gingen in die hinterste Ecke der Bühne. Runo war aufgewacht und gloszte sie an.

„Über eene Sache,“ sagte der Sachse, „müssen mer uns nu klar wär'n. Das Edabbensschwein.“

Wir sagten nichts darauf, und der Sachse begab sich in die Kantine. Konte versuchte, mit der Rechten den Tscheinik zu halten, um einzugießen, es ging aber nicht. — Seine Lage war sehr einfach. Alle gefangenen Offiziere kamen nach der Rückkehr vor ein Kriegsgericht. Das konnte nun bei einem, der auf Fernpatrouille verwundet gefangen genommen war, offiziell nicht so schlimm werden, aber etwas hängen blieb immer. — Davon war er nicht abzubringen. Und wenn auch schließlich militärisch nichts hängen blieb, damit war der Fall noch nicht erledigt.

Runo hatte zugehört. So einem Hund, dem einfallen sollte, etwas wider seine Ehre zu sagen, schlug er alle Knochen entzwei. Kalt-lächelnd!

Konte war schon einmal gleich zu Beginn des Krieges auf Fernpatrouille abgekommen und gefangen gemeldet worden. Zum Glück verzogen sich die Russen, und er konnte zurück. Damals hatte er den Brief vom Großvater erhalten. In dem Brief freute sich der Großvater, daß diese Schande der Familie erspart geblieben war. Vier Wochen darauf hatten ihn die Russen dann wirklich.

„Ein sonderbarer Mann, Ihr Großvater!“

Er war eben so, dachte nun mal so. Natürlich, wenn der Großvater die Geschichte geahnt hätte, — aber auch das war nicht sicher. Jedenfalls hatte ihn damals der Brief des Großvaters gefreut. Die Russen hatten den Brief gefunden und konfisziert. Er kannte ihn aber auswendig.

Ich zuckte die Achseln. Darüber lohnte sich nicht, zu reden.

Nun ja, meinte Konte, das kam wohl daher, weil ich nicht Offizier war. Damit solle durchaus nichts gegen meine Meinung gesagt werden, aber eins stehe fest: Damals hatte ihn der Brief des Großvaters erfreut. Denn sonst hätte er ihn nicht aufgehoben. Alle anderen Briefe hob er nicht auf. Es hatte ihn gefreut, und es war seine Ansicht gewesen. Jetzt dachte er natürlich anders. Aber war etwa damit gesagt, daß er von seinem Standpunkt, wohlverstanden, von seinem Standpunkt, jetzt richtiger dachte? Natürlich freute ihn jetzt der Brief nicht mehr, obwohl er ihn

Wort für Wort auswendig wußte. Aber war das nun eine richtige Meinung oder nur die Folge seiner Gefangennahme?

Ich fühlte, mit Vernunft brachte man ihn nicht davon los. Es war etwas Ähnliches wie bei Lamprecht. Man hätte drei Tage auf ihn einreden können.

Da kam der dunkle Schal die Treppe herauf, die Kommandeuse. Sie war noch nie auf unsere Bühne gekommen. Wir standen auf. Sie kam meinetwegen. Es handelte sich wohl um die warmen Sachen oder etwas ganz anderes, etwas Unerhörtes. Ich folgte ihr wie ein Nachtwandler. Unten sagte sie erst einem Österreicher, die Verteilung sei morgen um elf und dann zu mir, beiläufig: Monsieur werde die nächsten Tage in der Nähe Moskaus bleiben und dann ausgetauscht werden. — Sie hatte ihre gewöhnliche Stimme, knapp und farblos. Außerdem sei durch das amerikanische Konsulat Geld für mich angekommen.

„In der Nähe Moskaus?“ — wiederholte ich.

Sie nickte, nahm den Zettel des Österreichers und fügte hinzu, in Mokrów, im Wladimirschen Gouvernement, drei Stunden von Moskau. Ich sei nur durch einen Irrtum in die Ugrieskaja gekommen. Der Austausch in ein paar Tagen. Nur noch Formalitäten. Mokrów sehr gut. Man ging dort frei herum.

Ich nickte bei jedem Absatz. Als sie fertig war, nickte ich blöde weiter.

„Pardon, Madame!“

Sie blieb stehen, sah mich an, erwartete meine Frage. Also was? Ich hatte gar nichts zu fragen. Nur noch das: Über Schweden?

„Probablement.“

Ich fände die Ugrieskaja gar nicht schlimm, sagte ich schamlos, könne sehr gut hier warten.

Sie sprach schon mit einem anderen. Mein Fall war erledigt.

Jetzt vor allem schnell hinaus! Nur jetzt nicht mit den anderen! Nur nicht reden! Allein sein! — Ich wollte wegstürzen, faßte mich aber und ging gelassen an dem Glasverschlag vorbei auf den Hof. Die Kälte tat gut. Es war eine Wonne. Also! Von Moskau mit dem Erpreß in 24 Stunden nach Petersburg oder Petrograd, meinetwegen Petrograd; ein Tag. Von da in einer Nacht nach Helsingfors; zweiter Tag. Wenn man nun dort gleich ein Schiff fand, konnte man in weiteren 24 Stunden in Stockholm sein. Zu dumm, das nicht wissen! Nun, man erfuhr es vielleicht in Moskau. Alles in allem, in längstens acht Tagen bei dir. Zum Beispiel, morgen in einer Woche. Natürlich, die Formalitäten abgerechnet. Probablement! Wenn ich dir telegraphierte, kamst du nach Stockholm. Einfach: Erwarte dich Grand Hotel Stockholm. Das

Probablement hatte sich nicht auf die eigentliche Sache, nur auf den Weg bezogen. Sie log nicht, war überhaupt im Grunde eine sehr nette Frau. Außerdem, warum lügen? — Sie hätte ebenso gesagt: Probablement Wladimostof.

Dann kamen acht Tage, mindestens acht Tage zu Hause. Das sollten Tage sein, voll, voll! Erstens, zweitens, drittens. Alles sagte ich dir, Dinge, die ich dir noch nie gesagt hatte. Diesmal konnte ich sie sagen, unabhängig, leicht, frei. Sie mußten dich überzeugen, endgültig, daß es damals nicht Schlechtigkeit war, sondern eine Außerlichkeit, etwas, das im Grunde nichts mit mir zu tun hatte, ein dummes Zusammentreffen, das du viel zu schwer nahmst und dadurch erst schwer machtest, auch für mich schwer. Ach, du, es wurden wunderbare Tage! Leichte Tage! Wir hatten es ja so gut! Du ahntest gar nicht, wie gut, quältest dich mit Geschichten, ich quälte dich mit Geschichten. Das eine wenigstens hatte ich in den drei Wochen gelernt. Das und noch verschiedenes andere. Abri gens blieben wir zunächst ganz ruhig in Stockholm, drei Tage zum Beispiel. Du solltest es gut haben, so gut, daß du alles vergaßest, daß du geradezu über die Gefangenen-Geschichte froh warst. Alles wurde endgültig ohne jede Reserve vergessen. Alles! Stockholm im Winter hatte auch was. Das komfortable Hotel, in der Nähe der Keller mit den guten Fischen. Hoffentlich war der alte Portier im Hotel ersetzt worden, ein grämlicher alter Esel, mit dem ich damals den Zank wegen des Schiawagens hatte.

Langsam! Nicht! Nicht! sagte eine abergläubige Stimme. Nicht gleich, weil so ein Schal gekommen war, Phantastereien! Vorsicht! Theater! Abwarten!

Gewiß! Sehr richtig! Immerhin „Probablement.“ Und das Probablement hatte nur Stockholm gegolten, nicht dem Austausch, weil man ja schließlich auch über Rumänien konnte. Der Austausch war doch nicht etwa ein besonderer Glücksfall, sondern das mir Zukommende, das, was ich verlangen konnte, was schon vor drei Wochen hätte kommen müssen. Drei Wochen, die man mir gestohlen hatte. Theater war nicht das, was jetzt geschah, sondern das Vorhergegangene, all das wüste Zeug. Dicker war man dabei auch nicht geworden. Die Litewka schlappte wie ein Hemd. Immerhin waren die drei Wochen nicht verloren. Ein Theater, aber Theater mit einem tieferen Sinn, eins, das man behielt, aus dem man allerlei lernen konnte, im Grunde, eine Bereicherung. Auch andere sollten etwas davon haben, vor allem du. — Seltsam, immer hatte ich das Gefühl, dir abbitten zu müssen, als ob ich die wüste Geschichte mit Absicht, um dich zu tranken, um dich zu bemausen, gemacht hätte, nicht Gefangener, sondern gemeiner Überläufer war. Es war mein Großvaterbrief, mein Vamprecht.

Den anderen sagte ich nur, es sei eine gewisse Aussicht. Sie fanden es ganz in der Ordnung. Konte meinte, also hätte ich recht behalten, mir keinen Escheinit zu kaufen. Keiner zeigte Meid. Schließlich hätten sie es viel nötiger gehabt als ich. Runo erwartete, daß ich zu Hause das Notwendige berichten würde, um den russischen Brüdern, die bei uns saßen, den Zimt zu besorgen. Das verstand sich von selbst. Ich hatte schon glühende Worte im Sinn. Das war ich ihnen schuldig. Wie ein aus der Hölle Entsprungener kam ich. Aber keine Übertreibung, Tatsachen! Das, was ich selbst gesehen hatte, genügte. Es gab nur eins: Ernste, wohlerrwogene Repressalien.

Ich mußte immer wieder an die Lust. Der Gestank war mir nie so drückend erschienen, er war vollkommen unerträglich, und es fiel mir drinnen schwer, mein Gesicht zu verstellen und Ruhe zu halten. Ich notierte alles, was sie wollten, mit großer Genauigkeit. Es gab zwei Briefbogen. Die Feurigstraße schrieb ich dazu. Auch der Hauptmann Brendel ließ sich auf meine dringende Bitte herbei, auch der kugelige Oberst mit dem blanken Schädel. Ich kam nicht aus dem Schreiben heraus und sagte mir mitten drin mit stierer Beharrlichkeit, es sei doch alles nur Theater. — — —

Die weiße Straße

Der Einjährige, mein Begleiter, war ein eleganter Mensch, hatte Bonbons bei sich und Kölnisches Wasser und fand es ganz natürlich, von drei Uhr bis zum Morgen bei heißender Kälte vor dem Bahnhof Mokrow auf und abzugehen. Es war endlich russische Kälte. Eine Weile saßen wir sogar auf einer Bank im Freien, und er erzählte mir von moderner Kunst. Es gab einen schönen Sonnenaufgang. Mokrow liegt fünf Werst vom Bahnhof. Der Einjährige fand es wärmer, zu Fuß gehen, als im Schlitten zu fahren, zumal keiner da war. In Mokrow frühstückten wir ausführlich in einem ländlichen Gasthaus und gingen dann zur Meldung. Das einzige gemauerte Haus, ziemlich auf der Höhe, wo die Straße bald ins Freie lief, war die Kommandantur. Man ging die Treppe hinauf, durchschritt ein Büro mit Schreibern, dann ein kleineres mit zwei Offizieren, und stand vor der Tür des Kommandanten. Ein geräuschvoller kleiner Dicker, mit gewaltigem Schnauzbart und funkelnden Augen, wild wie im Märchen. Er kam immer ganz unerwartet aus seiner Bude heraus, wie der Vogel aus der Kuckuckshuhr, schnauzte den Einjährigen an, spuckte Blitze und verschwand wieder. Der Einjährige stand stramm und muickte nicht. Die Lackstiefel glänzten. Sobald er ein Lächeln aufsetzen und den beiden Offizieren etwas erklären wollte, war der Kommandant wieder da, fauchte, und der Einjährige er-

starrte. Einmal stampfte der Kommandant an mir vorbei zur anderen Tür hinaus. Diese Pause benutzte der Einjährige, um mir mitzuteilen, der Kommandant sei — *passez-moi l'expression* — ein Animal. Dieses Animal wollte ihn wegen unseres gemeinsamen Frühstückes in dem Gasthaus melden! Ein ganz unglaubliches Animal! Eine vache! Vielleicht kam es aber umgekehrt und nicht er, sondern dieses Animal wurde gemeldet! — Der Adjutant, ein älterer Praporschtschik, mit einem flausigen Ziegenbart, lachte und beruhigte den Einjährigen. Er hatte etwas Verschwommenes im Ausdruck, das nicht unangenehm wirkte. Ich glaube, er amüsierte sich sowohl über den Kommandanten, wie über den Einjährigen. Die andere Uniform war kein Offizier, sondern ein Beamter, Sekretär des Kommandanten, höflich und nebensächlich. Der Adjutant bot mir gerade eine Zigarette an, als der Kommandant wieder hereinbrach. Der Einjährige und der Beamte erstarrten. Der Adjutant blieb ruhig bei mir und zog den Rauch durch die Lunge. Ich hielt mich mit den Augen an seinem flausigen Ziegenbart.

„Tschitschiumm!“ oder so etwas Ähnliches sagte der Kommandant und winkte mir. Ich folgte. Mit einem Ruck saß er vor seinem Schreibtisch, mit einem zweiten Ruck öffnete er die Schieblade mit Zigaretten, mit einem dritten knallte das Streichholz. Er hatte auffallend lange Zigaretten. Ein Duzend Züge, geräuschvoll und ergiebig, wobei er mich mit kleinen funkelnden Augen ansah. Darauf sagte er sehr barsch und laut:

„Bon jour, Monsieur!“

„Bon jour, mon commandant!“

Ein Ruck zur Tür. Der Adjutant erschien, auffallend langsam und behaglich.

„Bon jour, Monsieur!“ sagte der Kommandant noch einmal mit drohender Stimme. Darauf setzte er sich zurück in den Stuhl. Alles andere sagte der Adjutant. Ich gab meine Personalien, und der Adjutant übersetzte. Es ging schwer.

Plötzlich fuhr der Kommandant auf. Ich erwartete etwas Entscheidendes. Er ließ mich aber nur durch den Adjutanten fragen, warum ich nicht rauche. Darauf steckte ich mir die Zigarette an, die ich noch in der Hand hielt. Da es mit dem Französisch des Adjutanten nicht ganz glatt ging, wurde der Einjährige geholt. Er bestätigte noch einmal, ich sei Deutscher und für Mokrow bestimmt. Der Kommandant stieß lange Tuben von Rauch durch Nase und Mund und befeuerte den Einjährigen mit Blitzen. Man ließ mich einen Zettel unterschreiben, die ehrenwörtliche Verpflichtung, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Darauf wurde mir gestattet, mir eine Wohnung zu suchen. Der Kommandant sagte mit einem Ruck:

„Bon jour, Monsieur!“

Im Nebenzimmer konferierte der Einjährige mit dem Beamten über meine Unterkunft.

Der Beamte Iwan Efimovitsch konnte zwei Zimmer nebst Pension abgeben, wenn ich bei ihm wohnen wollte. Er sah nicht übel aus, und es war sicher klug, bei ihm zu wohnen. Ubrigens hatte ja die ganze Frage nur geringe Bedeutung.

Moskrow ist ein Dorf oder eine Stadt wie zehntausend andere. Die große Heerstraße von Moskau nach dem Osten macht hier eine kleine Erhöhung. Deshalb bauten sich hier ein paar Leute an. Ich liege ungefähr auf der Höhe, und die beiden Kirchen, die Sommerkirche links und die Winterkirche rechts, liegen an der tiefsten Stelle. Die Höhendifferenz mag fünfzig Meter betragen. Gehe ich vom Hause aus ein Duzend Schritte nach links, so senkt sich die breite Straße allmählich nach dem Walde zu. Rechts kommt man zur Kommandantur, dann zu dem Barbier, der Jiddisch spricht, dann weiter zu den Kirchen. Die weiße gefrorene Straße ist ein paarmal so breit als eine Straße bei uns, und die kleinen Holzhäuser kommen nicht recht mit, scheinen wie Auswürfe der weißen Straße, immer in Gefahr, von ihr wieder verschlungen zu werden. Auch die Menschen sind zu klein für sie. Sie sieht nicht wie Menschenwerk noch für Menschenzwecke bestimmt aus. Kein Stein, kein Baum begrenzt sie. Keiner tut etwas für sie, keiner braucht für sie etwas zu tun. Sie erhält sich selbst, hat ihren eigenen Schnee, hart wie Gestein; ein großer erstarrter Strom, der längst vor den Menschen da war, nur feindlicher, ohne Lächeln, ohne Biegung. Es gehört ein Entschluß dazu, auf so eine Straße zu gehen. Der polnische Oberst sagt, auf dieser Straße seien die Sträflinge nach Sibirien geführt worden. Es ist die Wladimir-Straße.

Es gibt Läden, sonderbare niedrige Behausungen, in denen es kalt ist, mit verstoßenen Ecken. Man kauft Bonbons und Zigaretten. Auch eine Konditorei ist da, mit guten Leckereien, die Piroshnis heißen. Das größte Geschäft, ein Bazar, gehört dem Bürgermeister. Mit der Wladimir-Straße läuft hinter unserem Garten eine andere kurze, die schmaler ist, parallel. Sie hat auch ein steinernes Haus, die Feuerwehr-Halle, mit zwei modernen, blankgeputzten Spritzen. Über der Halle erhebt sich ein hölzerner Turm mit altertümlicher Brüstung. Hier steht Tag und Nacht ein kleiner verummter Mann aus dem Mittelalter, der Feuermächter. In der Nähe wohnen die meisten slawischen Offiziere. Nachts hört man oft den Wächter gegen die Diebe. Er hat eine hölzerne Klapper, wie sie die Jnder zur Vertreibung der Schlangen benutzen.

Iwan Efimowitsch tut, was er kann, und quält sich mit einem kleinen Verisken, mit mir französisch zu reden, was gewöhnlich mißlingt. Er ist gut, ein einfacher Mann, schmaßt, namentlich bei den Gurken. Die Gurken nimmt man in die Hand und legt die Schalen neben sich auf das Wachtuch. Sie sind mit Knoblauch gemacht. Frau Iwan sitzt neben mir am Kopf des Tisches und kommt nie aus der Gene heraus, ein mageres, schwindfüchtiges, verängstigtes Wesen mit dünner, geröteter Nase, immer stumm. Iwan Efimowitsch ist gut zu ihr. Der Oberst behauptet, es sei ihr zweiter Mann oder nur ihr Geliebter. Sie hat zu viel Kinder bekommen. Bei jeder Schüssel rede ich ihr zu, vor mir zu nehmen. Sie lehnt immer ab, ist bei Tisch überhaupt nichts. Dann sage ich:

„Madame, c'est très mal!“

Sie wird rot und lächelt. Darauf sage ich zu Iwan Efimowitsch: „Monsieur, Madame ne mange pas.“ Er lacht. Ich konstatiere, welcher Tag es ist, lundi, mardi. Hinter Madame an der Wand hängt der Kalender, auf dem auch unsere Zeitrechnung in kleineren Zahlen gedruckt steht. Ich freue mich stets, wenn mich Iwan zum Essen ruft, und freue mich, wenn ich wieder bei mir bin.

Aus dem Wohnzimmer ließe sich vielleicht etwas machen. Es ist ganz aus frischem Holz, Wände und Decke aus gehobelten runden Stämmen. Wenn ich auf dem Sofa liege, fällt immer etwas Sägemehl herunter, mit dem die Ritzen verstopft sind. Es ist ein gemütliches altes Ledersofa. Ich bleibe oft auch des Nachts darauf. In der Ecke steht der Ledersessel, bequem zum Lesen. An dem Tisch könnte man schreiben. Auf das Tischchen in der Fensterecke kommt immer der Samowar, und hoch darüber an der Decke schimmert das kleine Heiligenbild aus Messing. Durch die drei Fenster kann man auf die Straße sehen. Ich bin fast auf gleicher Höhe mit ihr. Die kleinen Pferde mit den Eisschlitten laufen den ganzen Tag. Von rechts, aus Mokrow, kommen sie leer, von links kommen sie beladen. Drei, vier, laufen immer ohne Kutscher hintereinander.

Man könnte aus der Wohnung etwas machen. Ich habe schon aus ganz anderen Zimmern etwas gemacht. Der große weiße Kachelofen ist gut, auch das Schlafzimmer ließe sich verwenden. Unsere erste Wohnung auf dem Montmartre war nicht viel größer als die beiden Zimmer. Die Kälte hält sich zwischen 25 und 30 Grad.

Schräg gegenüber in einem ähnlichen aber älteren Haus wohnt der polnische Oberst. Er wurde schon im September gefangen und ist seit Anfang des Winters hier. Sein Zimmer, kleiner als mein Schlafzimmer, geht auf den Garten, und er verspricht sich für den Sommer eine an-

genehme Zeit, weil er dann die Veranda benutzen kann. Er liebt das Grüne. Von unserer Kriegslage hält er nicht viel. Er hat seine Pflicht getan, ist sogar verwundet worden, was den wenigsten Offizieren in Moskow passiert ist. Er hat immer ein kurzes dünnes Hölzchen zwischen den Zähnen, das aus dem Munde herauschaut. Wenn er nicht spricht, kaut er. Jeden Morgen um zehn, wenn ich zu ihm komme, sitzt er in Mantel und Unterhosen vor der russischen Zeitung. Das Übersetzen der Worte ist wesentlicher als der Inhalt. Er hat schon früher etwas russisch gesprochen und will es perfekt lernen, auch die Orthographie. Das Lesen geht schon sehr gut. Es gehört nur dazu, konsequent jedes neue Wort nachzuschlagen und aufzuschreiben. Das blaue Heftchen liegt immer neben ihm. Tagsüber führt er es bei sich.

Auch der Adjutant wohnt in dem Hause. Wenn ich gegen elf den Oberst verlasse, steht er gewöhnlich auf. Seine melodische Sprache hat immer einen leichten, achselzuckenden Ton, namentlich wenn er „Pauvre humanité“ sagt. Wenn ich ihn wegen des Austauschs frage, lacht er. Der Oberst tut so, als ob er an meine Aussichten glaube, und Iwan Efimowitsch, mein Wirt, tut auch so und hofft das Gegenteil. Abriens geht mein Geld demnächst zu Ende.

Warum denn Austausch? fragte der Adjutant. Warum zurück? Wo es doch so hübsch in Moskow sei und so gesund! Besonders für die Nerven und die Moral! Ein Sanatorium! Kein Alkohol, kein Ballett, kein Spielchen! Ob ich „Wind“ könne oder wenigstens Bridge? — Im Grunde seien jetzt alle gefangen, er so gut wie ich, vielleicht noch mehr als ich. Wenigstens brauchte ich nicht die Klagen des Kommandanten über die eifersüchtige Marie Feodorowna anzuhören oder über ihre Krautsuppe. Wenn ich auf der andern Seite wäre, hätte ich doch auch eine Krautsuppe und einen Kommandanten. Alle waren gefangen, die Leute in Paris und in London so gut wie die in Berlin und Petrograd. Wenn man richtig gefangen saß, brauchte man sich wenigstens nicht einzubilden, drei Stunden von Moskau zu sitzen. *Pauvre humanité.*

Nachher ging ich mit dem Oberst unseren Weg, die große Straße nach links bis zur Niederung und wieder zurück. Nächstens wollen wir einmal bis zum Walde gehen. Bei jedem Eis Schlitten bleibt der Oberst stehen und fängt mit dem Mann oder dem Weib eine Unterhaltung an, zur Übung. Dabei kaut er den Stengel. Versteht ihn einmal jemand nicht, ist er nicht von der Stelle zu bringen, auch wenn mir die Ohren abfrieren. Man darf den fahrenden Schlitten nicht zu nahe kommen. Bei dem Schneeflimmer kann man nicht richtig abschätzen. Sie bücken sich nach hinten aus, und schnelles Ausweichen gibt es auf der Glätte nicht. Er will mir täglich fünf Worte Russisch beibringen. Mit nur fünf Worten

täglich bringe man es mit der Zeit zu einem ganz netten Repertoire. Gut heißt auf russisch *Charascho* und *adieu* *Doswidanje*. Gestern, während er mit einem Schlitten sprach, glitt ich aus. Einen Augenblick blieb ich knieend auf dem Schnee, weil mir wirr im Kopf war und die Breite der Straße auf einmal unübersetzbar erschien. Oben in der Luft war etwas Goldenes. Man könnte so knieend ziemlich schnell erfrieren, ohne besondere Schmerzen. Die Handschuhe haften an dem Schnee wie an Harz. Meine Uhr hat bei der Gelegenheit wieder einen Knacks bekommen und läuft nur noch, wenn ich auf die Feder drücke.

Ich glaube, mit einem einzigen Menschen aus der *Ugrieskaja* ginge es leichter, und ich gäbe gern die beiden Zimmer und den freien Ausgang und alles andere dafür her. Selbst der Hauptmann *Brendel* wäre mir recht. Übermorgen bin ich vierzehn Tage hier. Der Oberst begreift nicht, warum ich nicht von der Kommandantur die Gage annehmen will. *Iwan Efimowitsch* behauptet, ich sei wie die anderen mit fünfzig Rubel notiert. Wenn ich die Gage annehme, das weiß ich, ist der Austausch erledigt.

Ein überaus wichtiger Tag. Herr *Somotschin* hat geschrieben. Erstens, daß ich überhaupt einen Brief habe, wenn auch nur aus Moskau, ein Zeichen schwarz auf weiß, ein sicherer Nachweis. Vielleicht ist das wichtiger als das andere. Das andere, der Inhalt, kann alle möglichen, sehr angenehmen Folgen haben. Merkwürdige Leute, diese Russen! Herr *Somotschin*, ein russischer Mäzen, den ich nie gesehen habe, hat durch die Zeitung meine Gefangennahme erfahren, und deshalb soll ich, bitte, über ihn verfügen, über seine Börse und alles andere. Ob ich, abgesehen von den Umständen, mit meinem gegenwärtigen Wohnort zufrieden bin, und ob man mich hier besuchen kann. — Das alles in einem ordentlichen, deutschen Geschäftsstil, in blauer Maschinenschrift. Zweifellos ein Glücksfall, in seiner Art einzig. Er könnte natürlich auch bei uns passieren. *R. M.* hätte ebenso gehandelt. In Rußland war es nicht zu erwarten. Herr *Somotschin* hat natürlich Einfluß. Wer reich ist, hat Einfluß, namentlich in Rußland. Ein anderer würde schon gar nicht riskieren, einfach deutsch zu schreiben. — Als Beilage zwei frankierte Kuverts mit der russischen Adresse in blauer Maschinenschrift, auch verschiedene Postkarten mit der Adresse; alles ordentlich und praktisch. Die Folgen sind unübersetzbar. Dies ist, glaube ich, der erste Freund, den mir meine Schreiberei verschafft hat.

Ich ging eine Stunde in meinem Zimmer auf und ab, zum erstenmal mit ordentlichen Schritten. Die hölzernen Wände hatten einen Schimmer, haben ihn auch jetzt noch, nachdem der lange Genuß der Antwort hinter mir liegt. Ich verlange nichts als meine Freiheit und

zwar nicht als Gnadenakt, sondern als mein gutes Recht nach der Genfer Konvention, verlange sie nicht für den Schreiber 'Soundso, sondern für den Roten-Kreuz-Mann, der seinem Dienst, dem Verwundeten-Transport gehört, notabene, ein freiwillig gewählter, freiwillig geübter Dienst, unabhängig von den Feindseligkeiten des Krieges. Da vermutlich die Rückreise bis an die deutsche oder neutrale Grenze auf Kosten Russlands erfolgt, kann ich auf das sehr gütige Anerbieten verzichten, nicht ohne die generöse Gesinnung des berühmten Kunstfreundes und zumal ihre wohlthuende Form dankbar zu würdigen. Höchstens wäre mir eine wärmere Kopfbedeckung sehr angenehm. Besuche sind erlaubt, wenn sie dem Kommandanten gemeldet werden. An meinem gegenwärtigen Wohnort habe ich nur die Umstände auszusprechen. Ergebenst.

Bevor ich den Brief Iwan Efimowitsch für die Zensur gab, ging ich zum Obersten hinüber. In der russischen Adresse fand er eine neue Titulatur. Sie kam in das blaue Heftchen. Mit den russischen Titeln war es verflirt. Dieser hier hing mit den Kaufmannsgilden zusammen.

Nun erwarte ich Somotschin. Der Adjutant hält ihn für einen der einflußreichsten Leute Moskaus. Wenn es ihm einfielen, könne er ganz Mokrow kaufen nebst der Kommandantur. — Ich habe noch eine Postkarte nachgeschickt. Auf der Rückreise würde ich mir gern erlauben, seine Sammlung zu besichtigen.

Gestern zum Sonntag war ich in der Kirche. Das viele Gold, die Leuchter, der niedrige Plafond, die langen Bärte der Popen, die Art, wie sie sich bekreuzigen, die Bässe. Es gibt mehrere Tschaliapins in Mokrow. Ein Bass war da wie der liebe Gott. Man zitterte, wenn er ganz in die Tiefe ging. Es war etwas von der weißen Straße darin, vielmehr die unentbehrliche Ergänzung für so eine biegungslose Straße, die Erklärung, wie die Russen mit ihr leben können. Der katholische Kult verhält sich zum russischen wie die Orgel zu so einem Bass. Jede Orgel, selbst die in Sevilla — Du weißt noch, die mit dem Vogelgezwitscher in den hohen Registern — wird Surrogat. Und so der ganze Dienst. Man sieht die Popen gar nicht. Es ist begreiflich, warum der Pope im Volk keine Rolle spielt, eher eine komische Figur ist. Die Sache läßt die Personen klein werden. Man vergaß Mokrow, das kleine primitive Nest, vergaß alles Bäurische, obwohl außer den Gefangenen nur Bauern da waren. Keine Spur von Provinzlerthum, nichts Williges, Derbes, für Bauern Zurechtgemachtes. Im Kreml kann es nicht anders sein. Der Kult ist nicht schöner als der italienische oder spanische, sondern sachlicher, und zwar nach einer Sachlichkeit hin, von der wir Rationalisten uns nichts träumen lassen, die allen Protestantismus ausschließt; sachlich in der Mystik und Inbrunst, in der Würde des Aller-

heiligsten. Sollte ich nächsten Sonntag noch hier sein, gehe ich bestimmt wieder hin. Du denkst natürlich, es sei das Fremde, der erotische Kram. Das Unerhörte ist gerade eine sonderbare, blißschnelle Vertrautheit, als ob man das alles schon einmal irgendwann, in der Kindheit, gesehen hätte. Das Russentum verschwindet neben dem Kult. Wenn es irgendwo noch Christen gibt, sind sie hier, Urchristen ältesten Datums, Christusmenschen. Die achtzehn Jahrhunderte vergessen sich, als ob es Tage wären. Man empfängt in nie gehörten Klängen, in nie gesehenen Gebärden traumhafte Erinnerung an unsere Religion, als sie noch ungeteilter Glaube, ungebrochenes Handeln, nicht Gerede, nicht pomphafte Kirche, nicht Papst, sondern Heroismus war, als sich noch Leute, die Christus kannten, mit ihm gewesen waren, ohne viele Worte kreuzigen ließen, und das kein persönlicher Fanatismus, sondern etwas Natürliches, einfach Notwendiges war. Ich sah Bewegungen, die später gotisch wurden, noch nicht stilisiert und ungeeignet, sich runden, gefällig glätten, ornamentieren zu lassen; Gestalten, die keiner anderen Kunst bedürfen, die man durch Kunst verkleinern, illustrieren würde, weil sie in ihrer eigenen Materie bereits vergeistigt sind. Ich sah die Kraft, die später zu Wundern und Legenden führte. Die Kräfte strömen ins Gebet. An den Armen, die sich gesteiht und langsam zur Erde neigen, hängen Gewichte. Man fühlt die Schwere. Die ganze weiße Straße hängt daran. Alles beugte sich, vor, hinter mir, zu beiden Seiten, in unregelmäßigem Rhythmus auf und nieder; unförmlich eingewinkelte Frauenrücken, die leicht wie Tücher wurden, Männernacken mit fetten, steif abstehenden Strähnen-Schöpfen, gebunsene Gesichter, schweißige Stirnen, entzündete Lider; immer wieder langsam auf und nieder. Ich fühlte, wie die Strickluft milde um meine Glieder strich, stand versteinert da, ein verlassenes Gemäuer in lauem Dunst, und dachte an die sonderbare Wärme in der Kälte, als ich neulich auf der breiten Straße kniete und oben in den Lüften etwas Goldenes war. Je tiefer sich die Nacken und sträh-nigen Schöpfe neigten, desto näher kam ihnen das glitzernde Gold der Heiligen.

Ich glaube, sie bitten nicht um dieses oder jenes, wie wir in unserem dreisten Aberglauben. Wenn möglich denken sie nicht einmal an den Krieg. Sie bitten um Glückseligkeit auf Erden. Ich glaube, sie haben auf ihrer weißen Straße Augenblicke, wo sie dem Himmel nahe sind.

Plötzlich zerriß ein unerträglicher Laut von draußen mein Ohr. Es war, als tutete eine Autohupe. Es klang unerträglich gemein und unerträglich erfreulich. Ich war nahe der Tür, aber im dichtesten Schwarm. Der Oberst kniete drei Schritte von mir, den Stengel zwischen den Zähnen, und sah nicht meine Blicke. Rechts vom Eingang kniete eine

Gruppe von gefangenen Offizieren mit ernsten Gesichtern, auch der Allermittelsmann. Keiner sah mich. Obwohl ich der einzig aufrecht Stehende in der ganzen Kirche war, wurde ich von niemand gesehen. Ich bezwang mich mit Mühe. Ein Mensch neben mir, mit langem, fettem Bauernhaar, der mich bei jeder Verneigung streifte, wurde mir peinlich. Womöglich hatte er Ungeziefer.

Nachher war es gar keine Hupe gewesen. Seit dem Sommer war kein Auto durch Moskrow gekommen, und Somotschin konnte natürlich den kaum abgegangenen Brief noch gar nicht haben.

Wenn ich zurückkomme, muß alles ganz anders werden. Ich werde von vorn anfangen, du auch. Meine sogenannte Tätigkeit muß aufhören. Vieber gar nichts tun, als diese Ochselei, die einen zum Maniak macht. Ich entfesse mich, wie ich einem Menschen zumuten konnte, das ruhig mit anzusehen und so ein Leben zu teilen. Im Grunde gab es da gar nichts zu teilen, selbst für einen Menschen ohne deine Skepsis und deine ewigen Reserven. Es ist mir nie eingefallen, dich mit Menschen zu betrügen. Niemals! Keine Frau hat mich je ernsthaft beschäftigt, keine hat dir den geringsten Bruchteil genommen. Nicht weil ich dir, sondern weil ich meinem Kram treu war. Ich hatte für anderes gar keine Zeit. Natürlich glaubtest du, es müßte eine Frau sein, mindestens eine, was mir die Möglichkeit nahm, fünf Minuten vernünftig mit dir zu reden, was du in jedem Blick, in jeder Zerstreuung merkest. Welche Macht der Kram über mich hatte, merke ich erst, seitdem ich versuche, ohne ihn fertig zu werden. Ein Laster ist gar nichts daneben.

Das habe ich dir abzubitten, nur das! — Es wird anders werden.

— — — — —

Ein zweiter Brief des Herrn Somotschin mit einem Paket und drei Hundert-Rubel-Scheinen. Er kann jetzt nicht kommen. Das russische Rote Kreuz bemüht sich um meine Befreiung. Gegenwärtig regiert die Militärbehörde, aber man tut alles für mich und hat die beste Hoffnung. Alles, was mit den Gesetzen vereinbar ist. Ich soll doch genau die näheren Umstände bei meiner Gefangennahme angeben. — In dem Paket eine wunderbare schwarze Astrachan-Mütze, die man über die Ohren ziehen kann, und drei Bücher: Der illustrierte russische Katalog der Sammlung Somotschin mit einer Widmung auf dem Umschlag, eine russische Grammatik von Petroff und ein Lexikon. Wieder alles im gleichen Stil in der blauen Maschinenschrift. Die russischen Banknoten sind sehr schön gestochen. Aber warum die Grammatik, wenn man die beste Hoffnung hat? — Ich habe gedankt und zweimal, deutsch und

französisch, meine Geschichte erzählt. Ich kann sie jetzt schon im Schlafe. Jedermal fehlt mir die nähere Bezeichnung des Importen-Generals.

Immer gleiches Wetter. Mittags in der Sonne könnte man zuweilen ohne Überrock gehen wie in St. Moritz. Im Schatten immer 30 Grad. Am Himmel keine Wolke. Das Gezweig der Birken in den kleinen Gärten zwischen den Häusern schwebt wie schwarzes Spitzenwerk in der Luft. Kein Fädchen regt sich. Die geringste Schallwelle würde das Gewebe zerstören, aber es kommt kein Schall. Die Eisschlitten gleiten lautlos vorüber. Hinter den Birken stehen Bäume mit korallenhafter Verästelung. Dazwischen borstige Tannen. Davor liegen die niedrigen Holzhäuser mit den lauernden Fenstern. Alles das sieht man von meinen Fenstern. Abends leuchtet zwischen dem schwarzen Spitzenwerk ein Stern. Das Schwarz wächst zusammen. Die weiße Straße wird zu einer ungreifbaren Masse und wallt unendlich in die Tiefe wie das Blau in die Höhe, bewegungslos schwebend.

Auf dieser Straße wurden einst die Sträflinge nach Sibirien geführt. Viele Leute erinnern sich noch an die endlosen Karawanen. Jetzt fährt man sie mit der Eisenbahn.

Manchmal hat das Holz meiner Wände einen Schimmer. Manchmal, wenn ich um elf vom Oberst zurückkomme und das Zimmer aufgeräumt ist, oder wenn das schlampige, aber gute Mädchen den Samowar bringt, oder abends nach Tisch bei der Lampe, habe ich das Gefühl, es könnte gehen, wenn man sich nur einen Ruck gäbe. Dann tue ich so, als wäre es schon soweit, pfeife, stecke mir eine Zigarette an, haue mich mit Aplomb in die Ecke des Ledersofas. Bitte schön! — Ich bin dann wie meine Uhr, wenn ich die Feder spanne. Nur darf ich nicht auf die Straße sehen, nur muß ich nicht gerade den Ofen sehen oder auf die Lampe oder auf einen Nagel im Fußboden. Manchmal wird es hinterher dreimal schlimmer.

Alles das kann natürlich nicht von der dummen Gefangenschaft herühren, die nach menschlicher Berechnung demnächst zu Ende geht. Selbst wenn es anders käme, könnte sie nicht diesen Zustand erzeugen. Ich habe schließlich schon allerlei in meinem Leben durchgemacht, und Mokrow ist der Gipfel des Komforts. Wer mit Mokrow nicht zufrieden ist, verdient Prügel. Es steckt etwas ganz anderes dahinter, das mit Mokrow und der Gefangenschaft nicht das mindeste zu tun hat. Ich habe auch kein richtiges Heimweh. Heimweh ist sanfte Wehmut auf rosa Grund, hofft auf Erfüllung und kann mit einem Wechsel des Lokals behoben werden. So etwas hatte ich vielleicht in der Ugriestaja und vorher; die Theatersache, die einen ärgert oder langweilt, meinetwegen

erschüttert und nachher zu Ende ist. Zum Heimweh gehört, Punkt eins, liebevolles Denken an die Heimat. Ich hatte es als zehnjähriger Junge in Steinfurt, wo einmal eine Selbstmordepidemie unter uns ausbrach. Im Grunde eine Romantik, eine bessere Art Zahnschmerz. Ich habe kein Heimweh, oder, wenn es doch so sein sollte, bedeutet das für meinen Zustand nicht mehr, als wenn einer außer galoppierender Schwindsucht auch noch einen eingewachsenen Nagel hat. Was es ist, weiß ich nicht, nur läßt es sich nicht mit einem Ruck ausziehen. Nur habe ich es nicht seit gestern oder vorgestern, sondern im Keim schon lange, schon vor dem albernem Tag bei Zonne und Cimolza. Ich habe es wie ein Gift im Leibe, eine Schweinerei im Hirn, eine Verkleisterung des ganzen Systems. Jeden Tag wird es schlimmer, und ich merke es. Die Entfernung von zu Hause hat den Zustand nur aufgedeckt, nicht geschaffen. Der locus minoris resistentiae war vorher da.

Denn angenommen, ich käme jetzt frei, nicht in acht Tagen, aber z. B. in vier Wochen, in zwei Monaten. Länger kann es auch bei russischer Dummerei nicht dauern. Gut, ich nehme den Zug nach Petersburg, dann nach Stockholm usw. Natürlich, ganz schön, jede Reise ist schön, und diese hätte ihre besonderen Reize. Schließlich bin ich da. Die letzte Stunde hatte man das Herz gestrichen voll und konnte nicht mehr sitzen. Schließlich passiert einem so etwas nicht alle Tage. Schließlich habe ich bei Zonne und nachher immer wieder unerhörtes Glück gehabt. Gut! Man fährt die letzte Strecke, als wenn es die Campagna wäre. Man sieht jeden Stationsvorsteher wie einen Bruder an. Womöglich ist es dann schon bald Frühling. Im Garten grünt es. Die Kastanie fängt an. Natürlich habe ich den Weg durch den Wald genommen. Da ist die große Kastanie hinter den Koniferen. Und da das schwarze Gitter. Hinter dem Gitter leuchtet das weiße Kleid — halt, nein! Nein, wenn das wäre, wenn dieses Unerhörte, Undenkbare geschähe, wenn ich wirklich je zurückkomme — nein, man soll sich nicht versündigen.

Mein Lieber, du spinnst. Denke gefälligst einmal an die Leute in der Ugriestaja, denk an Lamprecht, an Konte, an die angenehmen Perspektiven Onkel Kunos. Denk an die Nacht in Pschafniß, an das Blut und den Dreck. Die Blicke der alten Leute, die Angst und der wahnsinnige Haß, weil ich sie nicht mitnehmen konnte, die wahnsinnige Gleichgültigkeit, mit der sie liegen blieben. Ich hätte den einen Bauchschuß noch weggebracht, wenn ich selbst dageblieben wäre. Aber Bauchschüsse soll man nur liegend transportieren. Oder die beiden Kopfschüsse in Wirballen, die auf die Kotflügel des letzten Autos kamen! —

Ich führe hier ein Pensionsdasein erster Klasse. Iwan Efimowitsch reißt sich die Beine aus, und ich brauche nur über die Straße zu gehen,

um jemanden zu treffen, der so etwas wie Deutsch spricht. Ich brauche nur in das nächste Zimmer zu gehen. Ich brauche nur auf die Feder zu drücken.

Auf dem Hof ist ein Schuppen mit allerlei Gerümpel, zerbrochenes Porzellan, ein alter Kinderwagen, das Stück eines gegossenen Kronleuchters und ein alter Waschtisch mit Büchern. Iwan Efimowitsch hat mir diese Bibliothek zur Verfügung gestellt; französische Bücher kleinen Formats in verschlissenen Ledereinbänden. Nun lese ich, wenn ich nicht die russische Grammatik hüffele, abwechselnd Voltaires Weltgeschichte und die Memoiren der Madame Genlis, und man kann mich totschlagen, wenn ich weiß, ob ich Voltaires Bericht über die Wotokuden oder die Liebe des jungen Lord Soundso vor mir habe.

Man kommt nicht über das Loch hinweg. Ich möchte wissen, ob ich es zu Hause könnte. Die persönlichen Geschichten sind belanglos. Man bedarf keiner tiefen Wäffe, braucht kein Russe zu sein, um Persönliches zu vergessen. Man kann auch den Krieg vergessen oder ihn eine wohlthätige Einrichtung finden. Das Loch bleibt, und wenn noch so viele Wäffe dröhnen und noch so viele Redensarten donnern. Man muß das Trommelfell gegen Vibrierung schützen und die Nethaut auf so eine weiße Straße richten, wenn man ruhig nachdenken will. Das Loch ist das Besondere dieser großen Zeit. Nicht nur in meinem Dasein, das wäre ganz gleichgültig; in jedem und im ganzen. Alles andere ist Symptom, Folgeerscheinung, eingewachsener Nagel. Selbstverständlich auch der Krieg. Früher gab es dreitausend kleine Löcher, mit mehr oder weniger passenden Flickern darauf, bunt wie die Steppdecke Onkel Kunos. Jeder hatte nichts Besseres zu tun als zu flicken. Der Staat richtete große Industrien dafür ein, und unsereins machte es in eifriger Hausarbeit. Bis nichts mehr war, kein Faden einer Unterlage. So etwas ist denkbar. Die Flicker halten einen Augenblick zusammen, auch wenn die Unterlage Luft ist. Nun haben wir das Loch. Es ist das gröseste Loch in dem Kadaver auf der Anatomie von Rembrandt, an den Rändern rosa, in der Mitte schwarz. Vielleicht geht der Krieg einmal zu Ende. Das ist ein Detail, Geschichte der Wotokuden. Der Krieg hat den Zustand nur aufgedeckt, nicht geschaffen. Der locus minoris resistentiae war vorher da. Und wie das Loch je wieder zu einem vernünftigen Thorax werden soll, bleibt unerfindlich. Das Stroh aller Welten langt nicht zum Verstopfen. Es muß notwendig immer noch größer werden. Was die Kugel der Wotokuden verschont, vereitert am Rande. Ich möchte wissen, was ich zu Hause täte.

Seit drei Tagen hüffele ich russische Grammatik, den Petroff. Schließlich gibt es Kellner, die russisch lernen, sogar ohne Petroff. Abirigens

weiß ich bereits, daß Charascho gut heißt, und Dobre utro Guten Morgen. Es fehlt mir nicht an gutem Willen. Ich ziehe die Gardinen zu, setze mich mit dem Rücken gegen die Straße, klemme den Kopf in die Hände. Und bringe nicht einmal genug Mnemotechnik für das Alphabet auf. Die neuen Buchstaben werde ich mit der Zeit schaffen; das umgekehrte A zum Beispiel, das wie ja gesprochen wird, und das Ju. Das Ju macht mir sogar Spaß. Aber die wahnsinnige Einrichtung, das r, das d, das u zu ganz anderen Lauten zu benutzen, als man von jeder europäischen Sprache gewohnt ist! Nie werde ich die Umdeutung gewohnter Zeichen behalten. Und dies mag ein Symbol sein, wie man früher zu sagen pflegte.

O Gott, weißt du noch den Beethoven im September? — Ich höre noch deine Stimme im Telephon, als ich es dir von Berlin aus dem Café vorschlug. — Beethoven? — Nun ja, schließlich, warum nicht? — Du hattest wie gewöhnlich keine Lust. Mir verging sie, während ich dir noch zuredete. Dann, als wir in dem Konzert zusammensaßen und die Schlacht begann, diese Schlacht über allen Schlachten, dieser Schmerz über allen Schmerzen, dieser Sieg über allen Siegen, — damals, merke es dir, haben wir zum letztenmal zusammen gegessen. Schon auf der Nachhause-Fahrt war es vorbei. Blind waren wir hinüber zum Bahnhof gegangen und hatten dem wüsten Menschen abgewinkt, der das Extra-Blatt mit der unerträglich erfreulichen Nachricht ausschrie. Dann allein im Zug mit der liegengebliebenen Zeitung auf dem Polster vor uns. Sie lag schräg, mit einer fettgedruckten Überschrift, in der es Zahlen gab. Da saßen wir schon nicht mehr zusammen, höchstens noch von dem Verbrechergefühl verbunden, als hätten wir einen gemeinsamen Mord im Sinne. Du griffst zuerst nach dem Blatt, arme Eva! Dann las ich auch. Es waren tüchtige Zahlen. — O, die Wut auf uns, auf unsere hündische Eier, die nicht einmal eine halbe Stunde nach Beethoven warten konnte! Ach, mein armer Engel!

Der Haß der Völker aufeinander ist nichts, am wenigsten der, der zu dem Krieg getrieben haben soll. So ein Blödsinn! Als wäre es Feindschaft, Wut, ein Gefühl, was so ein Gewebe morsch macht. Es fault einfach, ist zu alt, verschliffen, geht, weil es nichts Besseres zu tun hat, wie alles einmal geht. Selbst der Botskuden-Haß nach dem Kriege ist nichts. Man kann ihn sehen, die Hand davor halten, kann darüber lachen, sogar darauf stolz sein. Aber der Haß, der in uns, auf uns ist und sein wird, der unsichtbare Haß, der Eiter im Lohse!

Ich sah den illustrierten Katalog der Sammlung Somotschin durch, den ich vergessen hatte. Ein paar von den Sachen waren früher bei den Bernheims in Paris. Du kennst sie. Hauptstücke: Das große

Pierrot-Bild Ézannes und die Ode an Anakreon von Renoir. Über das Pierrot-Bild habe ich einmal eine lange Sache geschrieben. Es ist, ich weiß nicht mehr, warum, eine Station in der Entwicklung Ézannes. Der Renoir ist das kleine Bild, das ich dir einmal schenken wollte. Um solche Dinge hat man herumgelebt, bildet sich ein, sie seien der Menschheit unentbehrlich und man erfülle einen heiligen Beruf, sie ihr vorzuführen. Natürlich sind die Bilder noch genau so wie vorher. Fragt sich nur, wo? Wo ist der Pierrot? Wo ist die Ode an Anakreon?

In einem Schuppen auf dem Hof zwischen einem alten Kronleuchter und zerbrochenen Töpfen.

Ich bin nicht ich, ich bin wer weiß was. Ich sehe, höre, rieche, schmecke, denke. Es ist alles in Ordnung. Nur geht das alles wie das Fahren der Eisschlitten auf der weißen Straße. Dabei langweile ich mich nicht. Der Tag geht schneller als früher. Mit jedem Schlitten läuft eine Minute vorbei, und sie folgen sich fortwährend. Wenn Iwan Efimowitsch mich zum Essen ruft, wundere ich mich jedesmal. Abgesehen essen sie sehr unregelmäßig, einmal um eins, einmal um halb zwei.

Es war besser in der Ugrieskaja. Es stank, es regnete durch das Dach, man verlauste. Es war unverhältnismäßig besser. Man schimpfte auf die Russen. Damit war der Fall erledigt. Es war besser in der Cholera-Kasematte, es war sogar erhaben. Es war warm und gemütlich bei den Kosaken, neben dem gurgelnden Alten und dem piepsenden Kind, mit dem Ellbogen des guten Kentsch im Rücken. Wo mag er stecken? Es war geradezu schön.

Die verwundeten Gefangenen haben es leichter. Konte hat recht. Das Loch im Fleisch schützt sie vor dem anderen. Sie leben mit ihrer Wunde wie mit einer launischen Geliebten. Heut ist sie schlecht, heißt es. Komm ihnen nicht zu nahe! Sie haben einen Feuerrand um sich. Alles, was sich nähern möchte, wird versengt, Haus, Hof und Kind. Wenn sie denken, denken sie an die verfluchte Wunde. Heute ist sie gut. Dann steht es draußen glänzend, und wenn Divisionen verloren gehen. Mit dem Druck auf den Schorf prüfen sie die Widerstandskraft der Fronten. Das Schlimmste ist überstanden, nun kann es nur noch besser werden. Kein Napoleon hat den Mut eines Verwundeten, der mit seiner Wunde zufrieden ist.

So ein Gefangener aber, der seine Knochen beisammen hat, ist nur gesund, um sich krank zu machen.

Natürlich hast du es noch schlimmer. Die Gründe verdoppeln sich. Ebenso gefangen, nur in einem raffinierteren Käfig. Mir erscheint es heute schwer verständlich, wie wir auf den Einfall geraten konnten, uns

so ein Haus zu bauen. Ganz gleich, wo, und abgesehen von dem Reichtum in der Einzelheit. Wie kann sich unseries ein Haus bauen? Warum nicht gleich eine ganze Stadt? Warum baue ich mir keins in Moskrow? — Unheimlich war es uns beiden, wir gestanden es uns nur nicht ein, um nicht dem anderen den Spaß zu verderben. Schön, wohnlich war nur das Vorhergehende; das Projekt. Das Ausdenken ist immer wohnlich. Nichts verlockt so, als sich in der Rue Boissnade in Paris eine Villa im Grunewald zu bauen. Wunderbare Abende mit den Plänen. Es gibt nichts Schöneres, als so ein Papier mit Räumen zu bedecken. Merktest du, wie es nachließ, als die Wirklichkeit anfang? Doch, du hattest dasselbe dumpfe Gefühl. Zum Beispiel, als die Frau auf dem Boulevard Raspail endlich nachgab und mit dem Empire-Lüster heraustrückte. Ich habe es dir angesehen.

Alle diese Empire-Lüstres unserer Träume, alle diese diabolischen Empire-Lüstres mit der echt vergoldeten Bronze und den schön geschliffenen Kristallen! — Ach, mein armer Engel!

Du mußt nicht glauben, ich sei so eingebildet, mich als Gegenstand deiner Sehnsucht zu fühlen. Ich bin höchstens deine Wunde, deren Verlust dir andere, tiefere Leiden aufreißt.

Jetzt baue ich jeden Abend, jeden Morgen, an dem Wiedersehen, und, du brauchst mir nichts zu verstecken, du machst es ebenso. Man muß immer etwas zum Bauen haben. Es ist schön, solche Räume der Inbrunst zu entwerfen. Wie gut will ich zu dir sein! Verschwunden die dummen Kleinigkeiten, und meine kleinen und großen Gemeinheiten sind wie ausstrahlt.

Wenn es aber Wirklichkeit würde?

Ich glaube, ich weiß es ungefähr. Und du mit deiner nieversagenden Skepsis siehst es noch viel genauer. Am ersten Tage würde ich so herum sitzen, weil es unanständig wäre, am ersten Tage nicht so herumzusitzen, nachdem man ein Vierteljahr nicht zu Hause war. Am zweiten Tage tut man schon etwas, halb im Spaß. Du kommst aus Versetzen herein, findest mich am Schreibtisch. Schon! denkst du und gehst wieder. Ich sitze da. Diese Bosheit! denke ich, so lange weggewesen, und sie sieht einen nicht mal an!

Das sind harmlose Dinge. Auch wenn man nicht gerade von Sonne zurückkommt, muß immer erst die Kruste wieder herunter. Aber nun das Besondere. Am dritten Tage versucht man ernstlich die Arbeit, denn so kommt alles ganz von selbst in Ordnung und dir ist es recht so, hast auch deine Arbeit, und nachher machen wir dann zum Feierabend den schönen Gang durch den Wald. Die Arbeit an so einem Tag geht nie besonders, das hat man schon oft erlebt. Weil man immer zu viel mit-

gebracht hat und nicht weiß, wo man anfangen soll. Diesmal hat man zwei Buchstaben des russischen Alphabets im Koffer und Charascho und Doswidanje. Man sitzt da wie der Oberst mit dem Stengel zwischen den Zähnen, und du kommst gerade mit irgendeiner alten Geschichte. Am vierten Tage sieht man schon: Es geht nicht, es geht ebenso wenig, wie damals vor der Abfahrt. Es hat nicht den geringsten Zweck, einen Versuch zu machen, es wird nie gehen. Einen Tag gibt man noch zu, weil es unanständig wäre, und amüsiert sich in Berlin mit den Siegern und den Geschlagenen im Kaffee-Haus. Und am nächsten fährt man wieder an die Front, getrieben von Scham und Groll, von der Angst vor dem Lohse, von Patriotismus.

Weißt du noch, der Sturm im vorigen Jahr, zwei Tage vor der Abfahrt, der uns die Krone der einen Kastanie kostete? Wie gemein nachher alles aussah, nicht das Zerstörte, sondern das Erhaltene! Die paar übriggebliebenen Karoline-Festou waren aus Damen zu zerfransten Frauenzimmern geworden, und die weißen Gruß-an-Nachen hatten sich in der Gasse gewälzt. Das Zerstörte ist tragisch, kann groß sein, unter Umständen schön. Das Häßliche steckt in dem zerfransten Überbleibsel, das die Schändung überlebt.

Der Oberst und der Hauptmann, mein Nachbar, waren gerade bei mir, als Iwan Efimowitsch mit einem besonderen Gesicht herein kam, tiefernt und komisch. Ich bat den Hauptmann, zu übersetzen. Sie redeten lange, auch der Oberst mischte sich mit hinein. Dadurch wurde es noch länger. „Stab“ kam sehr oft vor und so etwas wie „Evakuieren“. Das traurige Gesicht Iwans bewies nichts. Das war wegen der fünfzig Rubel monatlich, die er immer los wurde, ganz abgesehen von dem Ziel der Evakuierung. Dann fiel das Wort „Dmsk“ und wurde vom Hauptmann und vom Oberst wiederholt.

Wieso Dmsk? Dmsk lag in Sibirien.

Sie redeten weiter, als ob es sich um eine Unterhaltung mit Iwan Efimowitsch handelte. Schließlich schickte man sich an, mir die Sachlage beizubringen.

Der Oberst kaute an seinem Stengel und sah mich an, als ob er eine Brille auf der Nase hätte und über die Gläser hinwegguckte. „Verfluchte Luder!“ —

Es war Unsinn. Wie kam man dazu? Natürlich wieder so ein Mißverständnis. Iwan Efimowitsch wurde energisch und machte einen erstaunlich praktischen Vorschlag: An Somorschin und an das Rote Kreuz telegraphieren und zwar sofort.

Ich ging gleich mit Iwan Efimowitsch zur Kommandantur. Dort war große Aufregung. Der Adjutant erzählte, der Kommandant habe den Allermeltsmann bei seiner Favoritin erwischt und ihm dafür acht Tage Arrest verordnet. Nun drohte der Allermeltsmann, wenn man ihn wirklich einsperrte, den Kommandanten bei Maria Feodorowna zu denunzieren, die ohnehin schon auf das Mädchen gespißt war.

Der Kommandant kam.

„Bon jour, Monsieur!“

Er reichte mir die Zage und billigte Iwans Vorschlag. Er war dafür, außerdem auch noch zu telephonieren. Iwan Efimowitsch strahlte. Telegraphieren und Telephonieren!

Der Adjutant fragte mich, warum ich nicht nach Sibirien wollte, setzte aber bereitwillig zwei lange Telegramme auf und ging mit mir auf das Telephonamt. Es war in einer Seitenstraße bei der Sommerkirche, in einem neuen gemauerten Hause. Ein sauberes Büro mit jungen Damen, sehr ordentlich. Es war überhaupt alles neu an dem Morgen.

Herr Somotschin war nicht zu Hause. Sein deutscher Sekretär erkundigte sich, ob die Astrachan-Müße auch nicht zu groß sei. Er versprach, Herrn Somotschin, sobald er ihn erreichen könne, alles zu sagen. Spätestens Mittag. Er habe alles gut verstanden.

Der Adjutant blieb noch, ich empfahl mich. Das Telephonieren hatte mich aufgeregt. Das moderne Büro mit den Apparaten rückte Mokrow in anderes Licht. Mokrow war dasselbe wie Moskau. Durch das Telephon hing man immer noch mit Europa zusammen. Wenn erst einmal der Turnus eingerichtet war, konnte man auf regelmäßige Nachrichten rechnen. Moskau-Berlin war ein Kessensprung. Omsk lag in Asien. Bis von dort ein Brief Deutschland erreichte und die Antwort zurückging, bis überhaupt da in Asien die erste Nachricht eintraf!

Auf der weißen Straße liefen die Pferdchen mit den kleinen Schlitten. Nach links liefen sie leer, nach rechts kamen sie beladen.

Als wir noch bei Tische saßen, kam der Adjutant. In Sibirien sei es für die Gefangenen viel besser, als in Rußland. Man hatte volle Freiheit und dabei das Vergnügen, von allen Leuten, die nicht dort waren, bebauert zu werden, was allein schon die Reise wert war.

Iwan Efimowitsch fraß nun doch die letzte Gurke, wenigstens die halbe, und der Adjutant strich die Asche an einem Stück Gurkenschale ab. Man habe in Omsk Theater und alles mögliche. Sibirien sei der Sitz der russischen Intelligenz, wenn die überhaupt einen Sitz habe.

Ich lachte. Iwan Efimowitsch fraß die zweite Hälfte der Gurke. Madame hatte genau dasselbe Gesicht wie am ersten Tag. Der Oberst

kam auch noch. Die Fahrt dauerte mit dem Transportzug drei bis vier Wochen. Früher hatte es drei und vier Monate gedauert.

Den Nachmittag legte ich Patience, und den Abend verbrachte ich bei dem Hauptmann, meinem Nachbar. Sie hatten sich eine Art Halma zurecht gemacht aus roten und weißen Klötzchen.

Am andern Morgen war ich meiner Sache ganz sicher, schrieb aber für alle Fälle drei Briefe, die alsdann auf drei verschiedenen Wegen an dich abgeschickt werden sollten. Ich war noch beim Schreiben, als ein offenes Telegramm von Somotschin eintraf, viele russische Worte. Da der Hauptmann nicht da war, ging ich zum Oberst. Es war die Entscheidung, wenn auch nur die Entscheidung, soweit sie von Somotschin übersehen werden konnte. Der Oberst saß wie gewöhnlich in Mantel und Unterhose. Die Russen bereiteten eine große Offensive vor, eine verfluchte Geschichte. Sie waren schon tief in Galizien. Nächstens fingen die Rumänen an. Natürlich brauchte man nicht zu glauben, was in der Zeitung stand.

Als ich ihm das Telegramm gab, stand er auf und holte das Verikon. Ein nobler Mann, der Herr, der mir telegraphierte. Er telegraphierte auf russisch: „Hochwohlgeboren.“

Ich wartete die vollständige Übersetzung nicht ab. Somotschin hatte nichts erreichen können. Auf dem Rückwege begegnete ich einem Soldaten, den die Kommandantur nach mir geschickt hatte.

Zwischen den beiden Fenstern im Schatten saß eine große dunkle Dame in Hut und Schleier. Sie saß steif da und antwortete nicht auf meine höfliche Verbeugung.

„Bon jour, Monsieur!“ sagte der Kommandant und blinzte mit besonderer Wildheit. Iwan Efimowitsch hatte Tränen im Auge. Der Kommandant zog den Rauch ein und bot mir die Schachtel mit den langen Zigaretten. Ich nahm eine und, während ich anstekte, sagte der Adjutant: „Heute abend nach Omsk.“

Mir war plötzlich, als sähe ich aus einem finsternen Loch ins Freie, als ströme von irgendwoher ein fabelhafter Ather auf mich ein, als könnte ich fliegen.

„Charascho!“ — sagte ich mit vollendeter Aussprache.

Aus diesem Nest heraus, aus dieser Geschichte, aus allem heraus! Charascho!

„C'est affreux!“ — kam es vom Fensterpfeiler her. Es war vermutlich Maria Feodorowna. Sie hatte eine tiefe Stimme wie ein Mann.

Der Adjutant teilte mir mit, ich würde nicht mit dem Transport fahren, sondern mit dem Postzug und natürlich zweiter Klasse. Nur mußte ich unter Bedeckung von zwei Konvois reisen; Befehl des Stabs.

„C'est affreux!“ kam es wieder vom Fensterpfeiler. Jedesmal, wenn etwas aus der Gegend kam, zuckte der Kommandant ergeben mit den Augen.

„Monsieur, vous allez chercher Dieu en Sibérie.“

Ich sah hin, es war für mich, sie erwartete eine Antwort, nur verstand ich nicht recht. Der Kommandant machte ein sanftes Gesicht, als ob er Flöte spielte.

Mit Ungebuld im Ton wiederholte sie auf deutsch:

„In Sibirien Sie werden Gott suchen.“

Der Kommandant hatte die Ungebuld im Ton der Gattin erfaßt und feuerte Blitze auf mich.

„Parfaitement, Madame!“ sagte ich.

Am Morgen waren wir in Murom, wechselten in argem Schneegestöber den Bahnhof und nahmen den Zug nach Samara. Wieder kamen wir in ein gutes Halbtupsee. Ich rauchte, aß, trank Tee. Mein Escheink enthält ein Duzend Gläser, und an jeder Station, sobald ich wollte, lief einer der Konvois und füllte ihn mit kochendem Wasser. Auch die beiden hatten ihren Escheink und alles, was sie brauchten. Sie liebten sich wie zwei Pferde im gleichen Stall. Konrad, der dunklere und ernstere, mit einem dichten, gekräuselten Bart um das ganze Gesicht, war der eigentliche Führer und tat alles mit Behutsamkeit und gründlich. Der andere hieß Alexander, war mager und ein bißchen dumm, mit einem gleichbleibenden Lächeln. Sie machten keine Umstände, wenn ich ihnen etwas von meinen Treffalien gab, aber hielten sich immer zurück. Ihr Essen, Brot, Speck und Tee, nahmen sie auf meinem Sofa in der Ecke nach dem Gange ein. Vorher und hinterher bekreuzigten sie sich ausführlich, und dann kam das Rülpfen, alles gemächlich und ordentlich. Konrad hatte sich am letzten Nachmittag bei einem gefangenen Polen in russischen Buchstaben ein paar deutsche Wendungen aufgemalt und erfreute mich zuweilen mit der Frage: „Wollen Sie schlaffen? Wollen Sie Suppe? Fleisch? Chaben Sie kalt? Teewasser holen?“ — Alexander wurde immer dabei starr vor Bewunderung. Auch sonst unterhielten wir uns gut. Natürlich führte ich Remkens Patiencekarten mit. Die Buben hatten etwas von Wallensteins Lager zu Zeiten der Meininger mit Ausnahme des Treffbuben, der unverhohlen macharthaft war und um die Ecke sah. Die Könige, etwas zu weichlich, trugen Kronen wie die Donbonnieren vor dreißig Jahren und waren am besten erhalten. Nur der Karo-König hatte an Stelle der himmelblauen Schärpe einen verwaschenen Strich, der von den Armen nur die Puffärmel sehen ließ. Ich legte immer unsere Zopspatience, natürlich nur den halben Zopf, da ich nur ein Spiel

hatte. Einmal, während des Mischens, griff Konrad nach den Karten, suchte einen Buben, zeigte ihn mir, und hielt fragend den Kopf schief. Keine Ahnung, was er wollte. Er nahm nochmal den Buben und hielt die andere Hand ein paar Schritt vom Boden. Ich verstand und verneinte.

„O! O!“ machte er bedauernd.

Darauf zeigte er auf den Buben, dann auf sich selbst und hielt drei Finger hoch. — Drei Jungen, alle Achtung! — Er suchte eine Dame, die Piquedame war ihm zu finster, er nahm die von Treff, zeigte auf Alexander und hielt zwei Finger hoch. Ich tat so, als verstände ich, Alexander habe zwei Frauen, und machte ihm ein unwilliges vorwurfsvolles Gesicht. Als Alexander den Wisz kapierte, was eine ganze Weile dauerte, verschluckte er sich.

Zwischendurch ein Kapitel in den *Voeux téméraires* der Madame de Genlis, die mir Iwan Efimowitsch verehrt hat, dann ein Bonbon, dann ein Glas Tee und zu dem Tee unweigerlich Zigaretten. Dabei verfolgt man die schwarzen Telephondrähte vor dem Schnee. Ich glaube, den neuen Weg durch den Wald würde ich jetzt im Schlaf finden. Zuerst kommen von uns aus die Stümpfe der gefällten Fichten. Es sind acht. Die vorletzte hat eine schräge Schnittfläche, und beim Umreißen ist ein breiter Spahn stehen geblieben. Hoffentlich fällst du nicht einmal über den Stumpf. Dann biegt der Weg energisch nach links. Bleibt man zu weit rechts, so gerät man zu tief in den Wald und kommt jenseits des großen Hauses heraus. Das ist mir noch ein paar Tage vor der Abfahrt passiert. Dabei ist der Fußweg schräg in der Richtung ganz deutlich. Zurück findet man sich natürlich leichter, weil unser Haus schon sichtbar wird, sobald man den alten Waldweg verläßt. Du solltest den Weg aber nur am Tage nehmen.

Draußen weit in der Ferne stieg aus dem Schnee eine lichte Stadt auf, weiße Tempel, mit vielen grünen und goldenen Kuppeln, von der Art der bunten Geschichte auf der Insel bei Muktow, aber viel prächtiger. Niedrige, würfelartige Behausungen aus demselben Weiß bildeten die Peripherie. Bevor man sich klar wird, ob es eine Luftspiegelung oder Realität ist, verwischt sich das Bunt hinter den schwarzen Telegraphendrähten, und an seiner Stelle winkt wieder das Kleid hinter den schwarzen Eisenstangen des Gitters. Du hast noch etwas von den Blumenbeeten im Gesicht. Ich fliege die letzten hundert Schritte. Nur bestellt. Drüben steht die Sonne auf dem Zifferblatt des Kirchturms.

Gegen Abend stiegen wir wieder um und kamen in einen Durchgangswagen ohne besondere Abteile, voll von Offizieren. Die meisten achteten nicht auf mich, viele schliefen. Konrad und Alexander blieben

stehen mit den Schießprügeln in der Hand. Ich hatte eine ganze Bank für mich allein, sie wollten sich aber nicht setzen. Ein dumpfes Gesicht mit Glasaugen und breitem Maul, heillos betrunken, ein Praporschtschik, torkelte am Ende meiner Bank herum, trällerte, schlabberte mit schlafender Stimme einen blödsinnigen amerikanischen Singsang. Nach einer Weile begann er mit mir eine Zeichensprache. Dummerweise sah ich immer wieder hin. Tat ich es nicht, so krächte er mit seiner widerlichen Stimme, die bei jedem Ton umkippte, und warf die Arme, um meine Blicke auf sich zu ziehen. Sah ich hin, so nahm er mit Umständlichkeit seine Gurgel zwischen zwei Finger, drückte und würgte, wobei ihm die Augen austraten, und strich dann mit der Schneide der anderen Hand energisch über den gespannten Hals. Der gurgelnde Mund öffnete sich und ließ ein Stück Zunge sehen. Abriß der erste Betrunkene in Rußland. Veränderungs halber lege ich mich hin. Konrad setzt sich ans Fußende, ernst und umsichtig, Alexander bleibt stehen. Der Besoffene nimmt Alexander den Schießprügel ab, untersucht ausführlich und nimmt die Patronen heraus. Eine fällt hin, der ganze Schießprügel fällt, wird aber von Konrad noch gerade geschnappt, und, wie aus Versehen, ins Neß gelegt. Der Besoffene verlangt das Gewehr. Sofort! Die Patronen kommen wieder in den Lader. Rem, rem. Es fällt dem Besoffenen ein, auf mich anzulegen. Alexander grinst, auch Konrads fettglänzende Backen lächeln. Mir trocknet der Mund. Abriß der Kugel oben die Decke. Der Kerl wackelt wie Gallert. Allmählich, wie ein Pendel, das sich beruhigt, stellt sich der Lauf richtig auf mein Gesicht. Der Finger, eine dicke Raupe, sucht kriechend nach dem Hahn. Dabei immer dasselbe halblaute Trällern, dieser amerikanische Tanz, vollkommen falsch. Das schwarze Loch wackelt nur noch zentimeterweise, von meinem linken Auge zum rechten. Die Zunge schwillt mir im Munde. Plötzlich hört das Trällern auf. Da strecke ich mit aller Kraft die Zunge heraus, so weit, daß mir die Bänder schmerzen. Irgendwo verkaust sich dein blumiges Gesicht, wie immer, wenn ich jemandem eine Dummheit gesagt habe. Du irrst dich natürlich wie gewöhnlich. Es passiert gar nichts. Wie ich es mit der Zunge nicht mehr kann und die Augen öffne, sitzt der Besoffene in der Kniebeuge und schnappt nach Atem vor Lachen, halbtot über meine Fresse.

Nach Samara kommt Ufa und bald hinter Ufa wird das Weiß unruhig. Schmale waldige Höhen zogen vorbei. Im Schnee bildeten sich Inseln. Dann bewegte sich das Weiß stärker. Wälle kamen und Schanzen. Wir näherten uns dem Ural. Zwischen den Wällen immer wieder unabsehbare weiße Lager. Unter den Lagern schienen unterirdische

Gräben zu laufen, die das Weiß stellenweise eingedrückt hatte. Aus Hügeln wurden niedrige Berge, zusammenhängende Fots, die allmählich den ganzen Gesichtskreis abschlossen. In der Nacht ging es durch Tunnels. Es dröhnte wie die Schritte der Gefangenen in den Gängen von Nowo-Georgiewsk, nur Schritte Tausender und die Gänge endlos. Zuweilen erhob sich wildes Geschrei. Ganze Völker brüllten gegeneinander. Es dauerte lange, und man glaubte, zerspringen zu müssen, gewöhnte sich aber und begann, in dem Schreien Melodien zu finden; Gesang vielstimmiger Chöre, ein Choral, dem man nur zu nahe war. Zuletzt wurden die Chöre leise und klangen wie fließende Bäche, und der Choral blieb in der Ferne wie dumpfes Klagen zurück. Als ich am anderen Morgen zum Fenster hinaus sah, war alles wieder in dem ewigen ebenen Weiß, und jemand sagte, wir seien in Asien. Konrad bestätigte: „Asien.“ Zwei Stunden vor Tscheliabinsk, es war noch früh am Tage, packte er meinen Korb und schnürte die Decke zusammen. Tscheliabinsk ist die erste Station Sibiriens. Hier wird umgestiegen. — — —

Der Zug nach Omsk ging erst um Mitternacht. Konrad machte es mir an meiner Uhr klar. Erst bis zwölf und dann noch einmal herum. Sie brachten mich in den Wartesaal dritter Klasse, einen Riesenraum, eine Art Markthalle. Die Menschen standen zu Hunderten herum oder saßen auf der Erde. Konrad eroberte einen Platz für mich an dem einzigen Tisch, neben dem Fenster an dem Riesenbüfett. Durch das Fenster sah man auf Schlitten, die langsam zuschneiten. Dort saß ich von neun Uhr morgens bis um Mitternacht. Es war ein schlimmer Tag.

Ich bin, glaube ich, nie niedriger und verächtlicher gewesen, als an dem Tage in Tscheliabinsk, obwohl ich allen Grund habe, manchen Tag meiner Jugend und auch noch manchen nachher schwarz anzustreichen. Nie so durch und durch und endgültig verworfen, wie an dem Tage, obwohl ich nichts Böses getan habe, obwohl ich nicht die geringste Möglichkeit hatte, irgend etwas zu tun, obwohl ich mich nicht von der Stelle gerührt und keine zehn Worte gesprochen habe. Ich durfte nicht lesen, nicht auf- und abgehen, nicht Patience legen. Wahrscheinlich hatte der Kommandant Konrad besondere Ordre gegeben, und Konrad hielt sich daran mit Gründlichkeit, tat womöglich noch mehr. Im Anfang, als ich noch die Phantasie hatte, mich zu beschäftigen, zum Beispiel aufstand, um die Plakate an den Wänden mit den Buchstaben näher zu studieren, oder mein Notizbuch vornahm, kam er gleich und streichelte mir, ohne etwas zu sagen, den Arm, wie man ein Kind oder einen Kranken streichelt. Das widerte mich so an, daß ich alle solche Gelüste aufgab. Er entwickelte sich an dem Tage zu einem Wärter ersten Ranges. Immer irgendwo hinter dem Ring von Zuschauern, der mich umgab, verborgen,

mit diesem oder jenem plaudernd, lachend, harmlos und gemächlich, hielt er fortwährend mich und meine Umgebung im Auge. Jedesmal, wenn ich hinsah, hob er sogleich den Kopf und streichelte mich noch mit seinen Blicken. Er hatte etwas von Lur, wenn er an der Kette liegt. Meine Persönlichkeit wurde dadurch gewissermaßen kondensiert, gewissermaßen in chemisch-reinem Zustand gewonnen.

Die Zuschauer standen dichtgedrängt und verhundertfachten die Blicke Konrads. Dann und wann hielt eine Mutter ihr Kind in die Höhe. Die Bauern standen gelassen da und spuckten die dünnen schwarzen Schalen der sibirischen Nüsse in die Luft. Es war keine Feindschaft in den Blicken, nichts, was mir irgendetwas zu denken, geschweige zu fürchten geben konnte, kaum richtige Neugier. Ich war da, deshalb sahen sie mich an. Sie hätten mich genau so angesehen, wenn ich ein Stück glänzendes Metall oder dergleichen gewesen wäre. Nur zweimal an dem ganzen Tag versuchte man, mit mir zu reden. Ubrigens wußte jeder sofort, daß Konrad und Alexander zu mir gehörten.

Ein furchtbarer Tag. Es ist schwer zu sagen, wo das Furchtbare lag.

Meine Bank stand vor dem langen Tisch, und der Tisch stieß an die Schmalseite des Bufetts. Dieses Bufett war ein kolossaler Vorbau. Es sprang genau drei Meter vor. Ich machte alle Messungen, indem ich meinen Arm unauffällig vor mich hinlegte, nach seiner Länge zwei Risse in dem Tisch wählte, die zufällig paßten, und die Entfernung zwischen den beiden Rissen weiter projizierte. Ich maß auch die Höhe des monumentalen Samowars und kam auf zwei und ein fünftel Meter. Bei Gegenständen, die nicht ganz in meiner Nähe waren, schloß sich natürlich jede Genauigkeit aus. Auf dem sechzig Zentimeter langen Blech unmittelbar vor mir standen immer ein paar schmutzige Gläser, und der Bufettmensch wusch alle acht Minuten die Gläser. In den Morgenstunden verkaufte er im Durchschnitt hundert Gläser, in der Mittagsstunde hundertfünf- undachtzig. Er reinigte mit einer einzigen Drehung und stellte die triefenden Gläser verkehrt auf das Blech. Daneben standen immer sieben Stück fix und fertig mit hellblondem Tee und einer Zitronenscheibe. Unter der Anrichte lagen die geräucherten Fische, und in der Mitte der Anrichte stand der große amerikanische Zahlaparat, der von dem anderen Menschen bedient wurde. Alle Sekunden ratterte der Hebel. Alles das war furchtbar. Die Limonade galt als das vornehmere Getränk, wurde aber auch in großen Quantitäten genommen. Sie schmeckte nach Grünspan. Der Geschmack kam einem in den Mund, ohne daß man zu kosten brauchte. Man hatte ihn in der Nase, auf dem Gesicht. Die Haut war klebrig davon. Der Geschmack der Dinge, die man ißt, wenn man vorher Gift genommen hat. Der Bufettmensch setzte, ohne hinzusehen, einen kurzen

Haken an die gelbe Kapsel der Flasche. Die Scheibe flog weg, und dann schäumte das Gelbe über. Es war ein Mechanismus in dem Menschen. Er antwortete nie, wenn jemand etwas bestellte, sondern seine Hände gaben das Verlangte, worauf sie sofort wieder in Ruhe kamen. Auch wenn einer frech wurde, rührte er sich nicht. Ich mußte ihn ansehen, da er immer vor mir stand. Um zu dem Fenster hinauszublicken, war ich genötigt, den Hals stark gedreht zu halten, was auf die Dauer die Muskeln lähmte. Es schneite immer weiter. Sobald ich die Gänge vor den beiden Schlitten sah, mußte ich an die Leichen der Türken denken, von denen der Österreicher erzählt hatte. Wenn der Österreicher die Mundwinkel herabzog, kam das Blau in seine wulstigen Lippen.

Die Leute auf meiner Bank wechselten, nur der vierschrötige Bursche unmittelbar neben mir blieb. Ein Kavallerist, ich glaube, ein Dragoner. Er faßte sich so oft an die Gagebinde um den Kopf, daß sie vor Schmutz starrte. Auch er sah immer geradeaus auf den Busettmenschen und rührte sich nicht, wenn er nicht aß. Wenn er eine Flasche Limonade bestellte, hob er nur mit einem kurzen Ruck den Kopf und warf dem Menschen das Fünfzehn-Kopekenstück zwischen die Gläser, unbekümmert, wo es hinfiel, und die Hand des Busettmenschen, eine furchtbare Hand, faßte es, ohne zu suchen. So warf er auch die Fleischknochen auf den Tisch und die Gräten. Er fraß sehr viel. Einmal fiel so ein Stück Fischgerippe genau neben meinen Ellbogen. Einmal fiel sein Glas mit Limonade um. Der Tisch war ein Abtritt.

Konrad kam immer wieder: „Wollen Sie Suppe, Fleisch? Teewasser holen?“ — Von zwei Uhr an kam er alle halben Stunden. Ich zitterte immer schon vorher. Das Streicheln war ein Krall in allen Nerven, während ich wieder lächelte. Im Grunde wäre es mir nicht einmal angenehm gewesen, einen reineren Tisch vor mir zu haben. Ich fühlte mich wohl so. Im Grunde entsprach der Unrat meinem Zustand. Ich war nicht um ein Haar besser, als meine Umgebung, eher schlimmer, weil ich nichts besaß, was dem Unrat gebot, nichts, was sich rührte und aufsprang und dem Kerl, der die Fischköpfe vor mich hinwarf, an die Kehle fuhr, stumpfer als die regungslosen Gänge draußen im Schnee. Es war die Strafe für die Freude, von Motrow wegzukommen, wie Motrow die Strafe für das Verlassen der Ugriestaja, und die Ugriestaja die Strafe für etwas anderes war. Alles das mußte so sein, und es wurde noch viel schlimmer. Je weiter die weiße Straße ging, desto tiefer fraß ich mich hinein, vergiftete mich endgültig, wurde durch und durch Grünspan, bis nichts von mir übrig blieb wie ein Ding, das man angloßt und neugierig streichelt, ein Schauobjekt, tot und sonderbar.

Trotz des furchtbaren Ekels aber wurde ich hungrig und ärgerte mich

über die Verschwendung des Bindenmenschen, der das halbe Fleisch an den Gräten ließ. Als Konrad am Abend noch einmal fragte, war ich nahe daran, zu nicken und nicht zu schütteln. Das Beste kam noch. Der Mensch, der sich einen halben Bückling auf die Binde geschmiert hatte, brachte plötzlich deutsche Sätze zum Vorschein. Er war im Frieden ein halbes Jahr in Königsberg gewesen in einer Gerberei. Ich war hocherfreut und antwortete mit wallender Herzlichkeit. Königsberg, bemerkte ich, sei eine interessante Stadt, das Schloß usw. Er ponierte mir eine Pulle Limonade und Zigaretten. Ich trank und fraß. Es wurde in den letzten Stunden sogar gemütlich. Als ich mich mit einem Stück Wurst und Weißbrot revanchieren wollte, dankte er herablassend. Er habe gegessen.

Der Zug von Ischeliabinsk nach Omsk besteht nur aus Schlafwagen. Die Kabinen sind genau so eingerichtet wie die unseren zwischen Berlin und Köln und sehr gut gefedert. Auch die Waschvorrichtung ähnlich, nur brannte kein Licht. Ich bedauerte, keinen Pyjama bei mir zu haben, schlief aber, glaube ich, sofort ein. Am andern Morgen weckte der Kondukteur die Reisenden mit den bekannten drei Schlägen an die Glascheibe der Tür. Man konnte sich alles mögliche einbilden. Einen Augenblick wartete ich im Halbschlaf auf das hohle Rauschen, wenn der Zug in die Halle des Bahnhofes Zoologischer Garten einfuhr. Es war nur eine Sekunde, nur solange die trockenen Schläge ins Ohr drangen. Draußen, hart an der Bahn, zog eine Karawane von Schlitten, vor jedem ein Kamel neben einem Pferd. Die Pferde machten sechsmal soviel Schritte als die großen Biester und saßen wie Teckel aus. Auch dieser Blick dauerte nur eine Sekunde. Dann war wieder bis in die weiteste Ferne nichts wie das Weiß.

— — — — —

Die Voge

Ein Soldat trug meinen Korb. Sobald man ins Freie kam und das Klappern der Schreibmaschinen der Kommandantur hinter sich hatte, war der Chorgesang wieder da, wild und dumpf. Der russische Sachse ging schnell. Die Palisaden der Krepost waren hohe, oben gespitzte Baumstämme, Haber-Meißtiffe großen Kalibers, und liefen die halbe Straße lang. Es kam ein Tor und daneben eine kleine Tür. Sie öffnete sich sofort, als wir stillstanden, auf einen großen gefrorenen Platz mit schmutzigen niedrigen Häusern. Wir gingen in das nächste, schräg gegenüber dem Eingang, eine Art Wache, wo es nach Stiefeln und saurem Brot roch. Drei oder vier russische Soldaten lagen auf den Pritschen. Am Ofen trocknete Wäsche. Der Sachse ging allein in den

Nebenraum weiter, wo eine wüste Stimme herumschrie, kam sofort wieder und fragte, ob ich in das Doktorhaus wolle. Da sei ein Platz frei, und er rate dazu, es sei das beste Haus, sogar sehr gut. Da er dazu riet, fand ich es auch für das beste. Das Doktorhaus war ein niedriges einstöckiges Gebäude, am Ende des langen Hofes. Rechts davon lag ein ebenso niedriger, aber längerer Bau mit einer vorgebauten Treppe, und auf der Treppe stand jemand und winkte, einer, den ich kannte. Ich mußte die Hand über die Augen halten, weil die Sonne blendete.

„Nanu, Doktor!“

„Konte!“

Er lacht, ich lache, auch der sächsische Russe fängt an.

„Kommen Sie rin!“ — sagt Konte.

Da sitzt die ganze Bande aus der Ugriestkaja vor mir wie aufgebaut zum Geburtstag; Onkel Runo, Gottchen, der Fürst, das Kind, Chalum-lacha, alle, hundert andere, die ich nicht kenne, gar nicht zu kennen brauche, die mich anlachen, die ich anlache.

„Doch 'ne Kaschemme, was?!“ — fragt Onkel Runo, und Beisegang bietet mir eine Tasse Kaffee an.

Die Krepost ist kein Sanatorium. Eher eine Mistbude, ein Eisloch, eine Anstalt, um Flecktyphus und andere Sachen zu kriegen, eine Verlaufsanstalt. Die Ugriestkaja war golden. In der Ugriestkaja gab es Komfort, einen Tisch, Stempel, fabelhafte Heizung, sogar eine Beleuchtung. Das Teewasser ließ sich trinken. Es gab den netten Einjährigen, die Frau des Kommandanten, und man hatte nahezu richtige Betten. Die Krepost ist das letzte, eine Gemeinheit, eine Schmach für Rußland. Zufällig fehlt drei Tage lang das Holz. Es wird nicht geheizt, und da, wo ich liege, in der Mitte, ist in der Nacht eine Kälte wie in Morkow im Freien. Zufällig haut der Sonnenfriß, der mit seinem Schimmel das Wasser aus dem Irtisch bringt, das Loch in das Eis an der Stelle, wo die Zuflüsse der Stadt einmünden, dann bekommt der See einen Beigeschmack. Wir haben außer den sogenannten Betten nichts, auf dem man sitzen kann, und die meisten Betten stehen Rand an Rand, so daß man genötigt ist, im wesentlichen liegend stattzufinden. Nach Sonnenuntergang ist es dunkel, und wer Kerzen hat, muß auch noch das Glück haben, einen Platz zu besitzen, wo er sie anleimen kann.

Die Krepost ist berühmt. Man braucht von jemand nur zu hören, er war in der Krepost, dann weiß man Bescheid. Sie war früher Gefängnis für Sträflinge. Der russische Dichter Wostanoglo hat in der Krepost die berühmten Memoiren aus dem Totenhaus geschrieben. Dabei ist so ein Russe, verstehen Sie, an die Schweinereien seines Landes gewohnt. Totenhaus, jawoll!

Die Krepost ist eine Schmach für Rußland, aber auch noch etwas anderes. Zum Beispiel ein Restaurant im Zoologischen Garten, mit wilden Tieren hinter Stäben, und Leuten, die auf der Terrasse sitzen, das Konzert anhören und sich Geschichten erzählen. Wenn die Musik einmal schweigt, hört man die Viecher. Wir sind die Leute, die sich erzählen und der Musik zuhören. Wir! Man lernt erst hier, was „Wir“ bedeutet. Wenn einer in einem Buch oder in einem Vortrag oder sonst mit „Wir“ anfängt und behauptet, wir wüßten, wir dächten, wir fühlten so und so, oder wir müßten das und das hoffen, begeht er einen Plural majestatis, hinter dem sich im Grunde nur sein winziges Ich verbirgt. Bei dem geringsten Versuch, den bildlichen Ausdruck zu realisieren, sitzt er allein da. „Wir“ gibt es nur in der Krepost.

Es hatte dafür keine oder nur geringe Bedeutung, daß eigentlich wir hinter dem Gitter saßen und die Viecher frei herumliefen. An den eintönigen Gesang jenseits der Palisaden gewöhnte man sich. Wenn er aufhörte, war es nicht einmal angenehm. Er gab unserem Unfug eine Begleitung.

Von meinem Bett aus konnte ich unseren ganzen Saal überblicken. Es war die einzige freie Stelle, die kälteste, aber vornehmste Lage. Konzerte, Vorstellungen, Empfänge, Konferenzen, fanden immer nur hier statt. Walch, der Bursche Gottchens, erwischte eins der viereckigen niedrigen Schränkchen. Es wurde neben mein Kopfsende gestellt. Solange ich unter dem Fenster schlief, hatte ich auch noch die Verfügung über die Hälfte des tiefen Fensterbretts. Die andere Hälfte gehörte meinem Nachbar zur Linken, dem Artilleriehauptling Kaltenborn. Zwischen mir und Kaltenborn war eine Lücke, entsprechend der Breite des Fensters. Da man insolgedessen sowohl auf Kaltenborns als auch auf meinem Bett sitzen und außerdem noch einen Reiseforb zwischen sich haben konnte, entstand ein Zimmer. Dies war bei Konzerten und dergleichen die Loge. Kaltenborn schrieb inmitten des tollsten Skandals an der Geschichte seiner Batterie, sprach fast nie und, wenn es geschah, in einer satirischen Art, die Gottchen nicht mochte. Neben ihm lag Bißthum, das Kind. Dann kamen noch ein paar Österreicher. Meine Interessen gingen nach rechts. Mein und Gottchens Bett bildeten eins. Schräg gegenüber an der Querwand stand das Bett des Österreichers ohne Unterkiefer, der einmal acht Tage und Nächte hintereinander bei seiner Geliebten in der Stadt blieb. Neben Gottchen lag der Fürst mit Konte, seiner Frau Gemahlin, dann Kuno mit einem Ungarn, seinem Sancho Pansa, dann noch fünf oder sechs Magyaren. Da bei Kuno die Fenster unserer Wand aufhörten und er im Dunkel nicht lesen konnte, lag er tagsüber auf meinem Bett, las aber nicht, sondern pennte. Ich saß dann auf dem Bettrand. Abends war

er nicht wegzubringen. Dann saß er auf dem Bettrand, und ich lag hinter ihm. Er kannte jede ältere Kneipe Berlins und beherrschte den Darwinismus. Sein Sancho Pansa war ein dicker öliges Banater und hieß wirklich so ähnlich wie Pansa, eine Seele von einem Menschen. Er brachte Runo die Krücken und stopfte ihm Zigaretten. Sie sprachen von Hufstieren und Kaffeefragen. Pansa nickte mit dem kurzgeschorenen Kürbis und verstand selten. Um sich deutlicher auszudrücken, brüllte Runo, daß man es in der Ahnengruft hörte.

Ich nahm Gottchen zu meiner Frau Gemahlin. Der Fürst segnete den Bund und machte dabei den Affen. Er hatte den Teint einer soeben erblühten Blondine und besaß die Fähigkeit, den glatten Oberkiefer wie eine Kaffeetasse zu wölben und die Nase zu einer Schnur zusammenzuziehen. Die langen Arme und Beine schlug er um sich herum und suchte dabei an ausgefallenen Körperteilen nach Flößen, wobei die Finger vibrierten; blieb tief ernst und insichgekehrt oder lächelte zutraulich. Er hatte als Mensch sympathische Formen und übertrug sie auf sein Affendasein. Auch andere vermochte er zu übertragen und blieb dabei immer auf das Typische gerichtet, ohne in slavische Nachahmung zu verfallen. Es war Persönlichkeit in seiner Darstellung und freies Empfinden. Er konnte gravitatisch eingebildet sein wie Schimpansen, die an vortragende Räte erinnern, stolz und raffiniert zugleich wie Vorschäster, und lüstern wie Lebemänner von der Börse. Er brachte das Sture des österreichischen Oberst mit dem blanken Schädel zum allgemeingültigen Ausdruck und entdeckte das Affenartige in den rollenden Augen des behaarten Majors. Reizte man ihn aber, so kam das versteckte Temperament zum Durchbruch. Dann gab er die Pose auf, sprang über drei Betten hinweg und raste mit tierischem Unverstand auf einem von uns herum, wie der im Entseßlichen große Orang-Utang in Fremiets Gruppe „Der Mädchenraub.“ Gottchen wand sich bei der Trauung wie ein getretener Wurm, quietschte sohlenhaft und klammerte sich an seine gebuckelte Nase. Die Nase war sein Halt. Ich brauchte manchmal nur „Ach!“ zu sagen, um ihn zur Explosion zu bringen. Er litt unter dem Lachen. Zuweilen faßte es ihn mitten in der Nacht, wenn alles längst schlief, weil er sich am Mittag einmal verhalten hatte. Wir schliefen natürlich in Kleibern. Man zog sich alles Verwendbare an oder deckte es auf sich, auch aufgeschlagene Reisekörbe. Walch brachte mich und Gottchen zu Bett.

Walch war eine Perle. Seit meiner Heirat gehörte die Hälfte von ihm mir. Wenn alle anderen in ihren Tscheiniks saules Rübenwasser hatten, Gottchen und ich erhielten trinkbaren Tee. „Vorzüglich!“ sagte Gottchen, mit dem Ton auf der ersten Silbe, und schlief weiter. Er trank des Morgens den Tee immer nur kalt, während mir Walch nie früh

genug kam. Auch Kaltenborn, der ewig Tätige, war früh auf und malte schon vor dem Frühstück an der Geschichte seiner Batterie. Er hatte einen minderwertigen Burschen, was sich schon in den Bultis des ersten Frühstücks zu erkennen gab. Da Walch Bäcker war, brachte er uns immer die besten Bultis. Die Burschen trugen Eißen am rechten Armel und durften ohne Konvoi in die Stadt, um unsere Einkäufe zu besorgen. Walch sprach kaum ein Wort russisch, hatte wie Gottchen bei den Tiroler Landes-
schützen gestanden, war aus Salzburg und brachte alles, was man wollte.

„Wünsch guten Murgen, Herr Dukter!“ sagte er.

Gewöhnlich verließ in diesem Augenblick der Stallupöner Postdirektor den zweiten Saal und begab sich humpelnd zu seinem Morgenei. Er trug seinen stark versauten Mantel und darunter das Hemd, auf dem Kopfe eine Riesenpelzmütze, eine Liebesgabe der Mostauer Damen, in der Hand den Knotenstock. Mit den blizenden Augen leuchtete er von einer bestimmten Stelle zu mir herüber, stieß mit dem Stock auf und grölte seinen Schlachtruf:

„Chalumlacha!“

Sofort fiel unsere Gegend, soweit sie wach geworden war, ein:

„Chalumlacha!“

Kaltenborn tunkte die Feder in das Tintenfaß auf dem Fensterbrett und erklärte es für einen Unfug. Kuno schrie nach seinem stets unauffindbaren Burschen Franz, und Gottchen lehrte mir seinen Riecher zu und erzählte mir seinen Traum, der stets erotischer Art war. — Das Nächste hing von dem Tee ab. War er gut, so bekam die erste Morgenstunde sofort einen starken Ton, und Kuno erklärte, es sei zum Kosen. War er schlecht, so schliefen die meisten weiter. Das taten sie gewöhnlich auch, wenn er gut war.

„O Gottchen!“ seufzte Gottchen, ohne die Augen zu öffnen. Er sprach es norddeutsch, hatte es von einem Danziger gehört.

„Schon gut!“ sagte ich und stippte meine zweite Bultei ein.

„O Gottchen! Sie hatte belondes Haar, so a Maidüsterl, ui, ui! Bözzüglich! Und eine Veruust, eine Veruust.“

„Kosen!“ sagte Kaltenborn ohne aufzublicken.

„Eine Veruust!“ flüsterte Gottchen blinzeln. „Bözzüglich!“

„Frauen mit einer Brust,“ erklärte der Fürst, „sind nur in antikem Marmor vorzüglich. In Natur müssen sie zweie haben.“

„Mindestens!“ sagte Kote.

„Ja, wie Marmor!“ lispelte Gottchen und blinzelte mit den Augen. „Alabasta!“ Er rückte näher und hatte die Augen fest geschlossen.

„Gottchen,“ sagte ich, „wenn es Ihnen zufällig einfallen sollte, mich anzurühren, während ich trinke, schlage ich Ihnen den Riecher ein.“

„Sehr richtig!“ sagte der Fürst und machte seinen Halsston, eine Art Rülpsen.

„Apollolo!“ flötete Gottchen, „schau, sei lieb, Apollolo!“

„Eustboldin, verfluchte!“

„Jupiterle, sei gescheit! Gelübter! Schau! Nur a einzigs Bussert!“

Nun gings los. Ich stellte das Glas hin, entlebigte mich der Haushaltung, die auf mir lag, meiner Decke. Zuletzt stülpte ich den Reiseforb über ihn, setzte mich auf den Korb, und rauchte weiter.

„Apollolo!“ stöhnte Gottchen, „du bereuest mür die höchste Wollust. Vörzüglich!“

Man sah nur seinen eßigen Niecher. Ich strich die Asche an ihm ab, erhielt einen Stoß, kugelte seitwärts. Lange Arme drückten mich auf die Pritsche. Der Schimpanse hockte auf meinem Rücken, trank meinen Tee, fraß meine Vultis, floßte sich.

„Közen!“ sagte Kaltenborn.

Auf Gottchen aber, der wie eine Mutterfau quiekte, tobte Kontes schmales Satyrgeßicht herum, krummgezogene Nase, Schlißaugen und das Maul bis zu den Ohren. Huff, huff, duff! — Er bearbeitete ihn mit einer Lederгамаше und kitzelte ihn zwischendurch. Huff, duff, huff! Gottchen schwamm in Wonne, fand es vörzüglich. Das Huff erregte natürlich meine Eifersucht. Ich stemmte die Knie unter den Bauch, warf den Schimpansen in das Zimmer auf den Häuptling, der es sich verbat, packte Kontes Bein, stieg über das Fußende des Betts und zog ihn nebst Huff und allem, was er in der Hand hatte, in den Gang, wobei ich mit dem Hinterteil in das Gesicht des fipfigen Österreichers ohne Unterkiefer geriet.

Eine Minute darauf lag wieder alles im tiefsten Schlaf, Gottchen lächelte im Traum, und Walch goß mir das zweite Glas ein.

Walchs ungewöhnliche Begabung erleichterte die Ausführung eines Plans, der mit einem Schlage unserem Dasein eine andere Richtung gab. Ich tat mich mit meiner Frau Gemahlin und Kuno zu einer Freß-Genossenschaft zusammen. Gegenstand der Unternehmung war die Befreiung von der Kantineuse, die mit dem Feldwebel ein Verhältnis hatte. Walch fand in der Stadt das wichtigste Objekt, sozusagen den Träger des ganzen Unternehmens, einen schwarzglänzenden Petroleumkocher deutschen Fabrikats, mit kleinen runden Fenstern aus Marienglas, durch die man die drei breiten Dochte qualmen sah. Dieser Kocher hatte auch einen gewissen Heizwert. Außerdem kauften wir Teller, Töpfe, eine Bratpfanne. Der Finanzierung unserer Genossenschaft kam ein besonderer Umstand zu Hilfe, wie ja überhaupt alles in dieser Angelegenheit auffallend von Glück begünstigt wurde. Eines Tages erschien der General Plafski, dem die Krepost und alle

Gefangenenlager im Gouvernement Dmſt unterstanden, begleitet von einem Herrn in Zivil. Man rief mich. Konte machte schlechte Witze. Auch mir ging einen Augenblick allerlei durch den Kopf. Der Herr in Zivil sah wie ein vornehmer Beamter von Einfluß aus, zum Beispiel ein Konsul, war aber nichts dergleichen, sondern der größte Geschäftsmann in Dmſt, der Dmſter Wertheim oder Tiez, hing irgendwie mit Herrn Somotſchin in Moskau zusammen. Herr Somotſchin hatte mir bei ihm Kredit eröffnet, sowohl auf Geld wie auf Waren. Soviel Geld, wie ich wollte, und soviel Sachen, wie ich wollte, bei ihm oder in anderen Dmſter Geschäften.

Die Güte des Herrn Somotſchin erlaubte der Genossenschaft, mit einem gewissen Glanz aufzutreten. Ubrigens kam uns die Portion Milchreis auf zehn Kopeken mit Generalunkosten. Walch verstand, auch dem Auge etwas zu bieten, legte auf jeden Milchreisteller in die Mitte ein rotes Bonbon und schmückte die Schweinskoteletts mit einem Klecks Mostrich. Ich beherrschte Ham and Eggs und Gottchen den Kaiserscharren. Bei Kaiserscharren stand immer der halbe Saal um die Pfanne herum. Zum Essen stellten wir einen Reiseforb auf mein Bett, und abends steckten wir zwei Kerzen an. Natürlich wollten nun auch die anderen unserer Genossenschaft beitreten. Schließlich wurden auch in dem Darm hinter Onkel Runo ungarische Genossenschaften gegründet. Seitdem stand es wie in einer Abdeckerei.

Nach dem Fall von Przemysl wurde es draußen schon milder, und die Hofrunden mit Konten nahmen zu und machten die Tage noch gedrängter. Man tat nichts, spielte nicht einmal Karten und wurde nie fertig. Man war voll bis zum Überlaufen und verachtete im stillen die Leute mit Büchern und Schreiberei. Sie waren nicht mit drin. Es kitzelte mich jedesmal, wenn Kaltenborn mit unerschütterlicher Ruhe seine Buchstaben malte. Wir taten nichts und fieberten vor wichtigen, allerwichtigsten Dingen. Es war ein Rausch, der nicht schwer machte, sondern federte, mit dem ich die anderen ansteckte und von ihnen angesteckt wurde. Man sprach nicht, um Witze zu machen, um vor den anderen zu glänzen, der Witz kam, weil man drin war. Man wußte gar nicht, wer es gesagt hatte. Manchmal hatte es keiner gesagt. Man lief geschäftig herum, als ob es ganz dringend wäre, jetzt, unbedingt jetzt, in den zweiten Saal zu gehen, oder in den ersten Stock der großen Mannschafstaserner, und es geschah ohne Untast, mit Spannung, mit einem stolzen Gefühl. Keiner sagte, daß im Grunde der Verlust von Przemysl nichts zu bedeuten hatte, oder wenn es einer sagte, fügte er zur Erklärung den Hinweis auf die strategische Lage und die bekannte Bedeutungslosigkeit der Festung, aller Festungen hinzu. Man sprach nicht aus, aber fühlte, daß uns, uns, die wir drin waren, so ein Fall nur für einen Nachmittag

oder einen Abend reichte, und daß wir es waren, die ihm Bedeutung gaben oder nicht.

Es bildete sich eine Sprache, im Anfang nur zwischen Kuno, Konte, Gottchen und mir; ein Jargon, der weniger aus besonderen Worten, als aus Blicken und Betonung bestand. Leisegang und der Fürst, auch der Wiener Oberleutnant Almanek mit der einen Hand, waren die nächsten. Jeder brachte etwas Neues, das den Umfang vergrößerte. Natürlich geschah es ganz unbewußt und ohne daß einer je darüber sprach. Unter uns gab es Meinungsverschiedenheiten in Menge, manche nahmen sogar mit der Zeit beständig zu. Konte konnte nicht vertragen, wenn Gottchen Beethoven über Bismarck stellte, und ich ärgerte mich, wenn Kuno von den Welträtseln Häckels wie von der größten Leistung der Neuzeit sprach. Man ging aus sich heraus, ging bis an die äußerste Grenze und überschritt sie bisweilen. Konte hatte, wenn es ihm paßte, ein starres System, selbst das Kind hatte schon das starre System. Mit den älteren war überhaupt nur wie hinter einer Mauer zu reden. Manchmal lief man auf den Hof, allein eine Runde zu machen. Über alles, was nicht zu ihrem Kram gehörte, machten sie Wiße. Aber die Umgruppierung, Stellung, Umstellung, Massenbewegung, Masse, die Millionen, die Milliarden! — Kunos Gewohnheit, den Namen Dostojewskis mit der Zigarettenfirma zu verwechseln, wurde auf die Dauer langweilig. Bei solchen Gelegenheiten wäre man ohne die Palisaden sicher auf und davon gegangen.

Immerhin logen sie nicht, stritten mit ungeschliffenen, manchmal keulenartigen Waffen, aber ehrlich. Man wußte ganz genau, ob der andere verstand oder nicht verstand, ob er nicht konnte oder nicht wollte. Es war Bauernsprache, Nebelhornunterhaltung, Negerdiskussion, aber keine Dialektik. Der Leutnant Mohnheim, der nicht mit drin war, versuchte zuweilen, dem anderen mit einem Detail zu Hilfe zu kommen, das an sich wohl ganz richtig war, aber nicht die Hauptsache berührte. Konte bekam dann glasige Augen, und Kuno meinte, das seien Dinge, für die man ein Verstehste bei sich haben müsse. Wenn der Klugscheißer daraufhin verduftete, tat niemand dergleichen, aber man fühlte sich besonders drin, hatte glitzernde Wände um sich und Teppiche unter den Füßen.

Als die Krüppel aus Wladiwostok zurückkamen, die aus der Ugriestkaja, mit dem Unteroffizier und Lamprecht, vervielfachte sich unsere Tätigkeit und erhielt ein Objekt. Sie waren seitdem immer unterwegs gewesen, erst nach der Ostküste, dann wieder zurück. In Wladiwostok bestätigte man ihren Austausch, der in Moskau beschlossen war. Nun sollten sie in Omsk vor eine neue Kommission. Lamprecht war zu einem Gerippe geworden, zwei waren unterwegs gestorben. Sie standen vor der Wache und warteten

bis es dem Feldwebel paßte, sie in die Kaserne zu lassen. Viele waren in Lumpen.

Alle Genossenschaften vereinigen sich. An dem Tage brauste es in unserem Saal, und im Hof glaubte man zu fliegen. Es war ein schlimmer Anblick, aber wir waren nicht traurig. Der Mund stieß wütige Reden aus, Drohungen; die Sinnlosigkeit des Unheils stach in die Augen; aber die Wut war über uns nicht in uns, wallte wie eine Fahne über den Köpfen, von zitternden Händen getragen. Wir selbst behielten uns, blieben gerade. Selbst dieses Bild riß uns nicht aus uns heraus. Wir blieben drin, ja, wir gelangten noch tiefer hinein und füllten unseren Raum mit neuen, reicheren Klängen. Die Hand handelte. Vieles mußte geschehen, und es hieß, beim rechten Beginn zu beginnen. Alle Burschen mußten in die Stadt, Hemden, Kleider, Stiefel bei den Trödlern zusammenzukaufen, dreihundert Pakete Tabak, zweihundert Meter Zigarettenpapier. Im Hofe neben unserer Treppe hatten Walch und Franz über Nacht Tisch und Bank gezimmert und in die Erde gerammt für die Verteilung. Jeder erhielt drei Pakete Tabak und zwei Meter Papier. Kaltenborn war der Verteiler. Vom ersten bis zum letzten rief er laut und streng Vornamen und Nachnamen auf, und wenn er das Paket übergab, machte er mit dem Kopfe eine Verbeugung, wobei ihm die Enden des Seidenpapiers um die Wangen strichen.

Ich machte mit Konte ein paar Runden. Wir waren schon längst bei anderen Plänen. Man mußte noch ganz anders vorgehen. Das war erst der Anfang. Es mußte mindestens dreimal soviel werden, wenn es flutschen sollte. Die Ahnengruft und der zweite Stock der Mannschafstkaserne, wo mindestens siebenzig Offiziere lagen, waren überhaupt noch nicht angezapft worden. Man konnte, wenn die Wärme so blieb und der Hof noch etwas trockner wurde, den Fußballmatch machen. Der Schnee war so gut wie geschmolzen.

„Noch etwas!“ sagte Konte und bog einem Dreckhaufen aus. Seine Pfote lag wie eine Kinderhand auf meinem Arm.

„Noch etwas!“ wiederholte er. „Wissen Sie?“

„Ja, ja.“

Ich wußte es eigentlich nicht, er wußte es wohl auch nicht, aber es schwebte uns vor. Das Einzelne ergab sich von selbst. Man brauchte kaum noch darüber zu reden. Wir waren drin und wollten alle und alles drin haben.

Von der Palisadenseite auf der Höhe übersah man den ganzen Hof. Die Sonne stand hinter uns. Wirklich, es wurde warm. Die Sonne hielt den Haufen Menschen vor dem Hause als graue Masse zusammen. Nur das Seidenpapier wimpelte. Auf der Treppe saßen zwei, und ein

Dritter stand daneben, nur leuchtende Striche und Punkte. Unser Haus, das Doktorhaus, der ganze Hof, waren nur für die Sonne da. Weit darüber schwebte das Blau.

Die Pfote auf meinem Arm rührte sich.

Noch etwas!

Es war schön.

Kurz vor dem Schlafengehen sagte mir Leisegang, es seien Briefe für mich da. Ich ging in das Wachbüro. Zum Glück war der widerliche Feldwebel schon fort. Der lange hölzerne Unteroffizier gab mir deinen ersten Brief und deine drei Telegramme. Der Brief und eins der Telegramme waren drei Monate alt, die beiden anderen über vier Wochen. Alles war zusammen gekommen. Die Telegramme sagten nicht viel. Aber der Brief war von dir geschrieben, hatte deine eigenen Worte. Feste Worte. Du hattest an die Zensur gedacht, aber es war alles in dem Brief. Von Mut schreibst du. Ich sollte nicht den Mut verlieren.

Der lange Unteroffizier hielt mir die Feder hin, für die Unterschrift in dem Quittungsheft. Er wurde auf einmal noch viel länger, schraubte den viereckigen Kopf auf dem spiralförmigen Hals bis an die Decke und sah von oben herunter. Schließlich nahm ich die Feder.

In der Nacht steckte ich leise die Kerze an. Gottchen schlief fest. Um Kaltenborn nicht zu wecken, nahm ich das Licht von dem Fensterbrett und behielt es beim Lesen in der Hand. Im Darm brannte auch eine Kerze. Es war neben Kante. Er las auch einen Brief.

Am nächsten Mittag stieg der österreichisch-ungarische Fußball-Match, bei dem Almanek trotz der einen Hand Erster wurde. Abends war bei uns Kammer-Musik. Kaltenborn sang mit steinerner Miene Schnadahüpfel zur Mandoline. Lamprecht und ein anderer spielten Duett auf der Mundharmonika, und der Bariton trug den Abendstern vor.

Wir waren bei der Schulfrage. Der k. k. Ministerialrat Gottchen ließ seine Ansichten verlautbaren. Von der Musik im allgemeinen waren wir auf Kirchenmusik gekommen, und ich hatte von russischen Chören erzählt, von denen natürlich die gegröhlten sechs Töne der Dmfsker Soldateska keine Vorstellung geben konnten. Die Kirchenmusik brachte uns auf die Religion, und die Religion auf die Schule. Zum Kapitel Religion gab Kuno das Übliche. Das Kokettieren mit der Kirche müsse nun endlich aufhören. — Mohnheim kam wieder einmal ungerufen und verlangte von jedem modernen Staat die Unterdrückung aller Verdummungs-Institute. Die Kirchen wurden in Volksküchen verwandelt. Das wies Kuno, obwohl er Hädel in allen Hauptfragen recht gab, aus Rassen-Instinkt zurück. Die Religion sei ein Rassen-Symbol, für das nur reine

Hier das richtige Verstehste mitbrachten. — Die Schule aber gab Kaltenborn Gelegenheit zu einem satirischen Nebenbei gegen mich über die Russenfrage von wegen der russischen Analphabeten. Obwohl das nicht das geringste mit russischem Gesang zu tun hatte, hielt er mich für erledigt, als Gottchen hinter mir auf dem Bett vom kleinen und großen Alphabet anfang. Kaltenborn schnappte immer auf Gottchen ein und erklärte die Volksschule für das Gewissen des Volkes. Gottchen blieb ruhig auf dem Bett, mit dem Kießer nach oben, und sagte: „Ach Gottchen!“ Darauf phantasierte er erbaulich weiter. Das große und kleine Alphabet war für den k. k. Ministerialrat ein vorzügliches Verkehrsmittel, und das deutsche Alphabet natürlich das vorzüglichste. Aber das beste Automobil, bittschön, war noch kein Gewissen.

Kaltenborn zuckte nicht, Gottchen aber phantasierte weiter. Wenn z. B. jemandem heute einfiel, nicht mit dem Automobil, sondern mit der Kutsche zu fahren, war er noch lange kein Trottel. Früher seien die geschicktesten Leute nur in der Kutsche gefahren. — Er knutschte gewissermaßen das ihm ungeläufige Wort Kutsche und sagte Knutsche.

Kuno schlug sich zu Gottchen und behauptete, die Analphabeten hätten ein viel besseres Gedächtnis. Bekannte Sache! Die Chinesen machten nie etwas schriftlich und behielten alles im Koppe. Auch bei verschiedenen anderen Völkerschaften konstatierte man erstaunliche Gedächtnis-Phänomene, z. B. bei den Indianern. Außerdem waren die Chinesen viel ehrlicher als die Japaner.

Der Häuptling ließ einen Augenblick seine rasierten Lippen spielen, griff gelassen zu seinem Tintenfaß, ließ es aufspringen und begab sich an die Arbeit.

In diesem Augenblick erschien der russische Sachse Kirchmayer mit einer Liste. Er ging zuerst in den zweiten Saal. Drüben entstand eine Bewegung. Dann kam er zu uns.

„Sie,“ sagte er zu Gottchen, „gehen auch mit.“

„Wohin?“

„Das weiß ich doch nicht! Machen Sie sich nur fertig. In einer Stunde!“

„Mit der Knutsche!“ — sagte Gottchen und stand auf, um seine Sachen zu packen.

„Kirchmayer, wir auch?“ — fragte Kote.

„Nein, sonst keiner aus dem Saal, alle anderen aus Saal Zwei.“

„Ach Gottchen!“ — sagte Gottchen.

Wir blieben noch eine Weile sitzen, der Häuptling malte seine Buchstaben. Jemand meinte, man solle rechtzeitig im zweiten Saal Betten belegen. Drüben wurden Kisten gerückt und Körbe aufgeklappt.

Ich ging Kirchmayer nach, redete lange auf ihn ein. Es war nichts zu machen. Wenn vom Woiniski Matschalnit nur die Zahl bestimmt worden wäre, hätte man einen Ersatzmann nehmen können. Aber die Kommandantur hatte die Namen der Fünfundachtzig genau aufgeschrieben. Lauter Österreicher. Sie konnten sich freuen, überall war es besser als in der Krepost. — Nach einigen Umständen willigte er ein, mich in die Stadt zu General Plafski zu begleiten, mußte aber vorher die Papiere in Ordnung bringen. Als wir in die Krepost zurückkamen, war Gottchen schon fort.

Der Abschub der Fünfundachtzig nach dem Osten brachte uns große Vorteile. Wir erhielten die beste Seite im zweiten Saal, die nach dem Hof; ich, als Ältester, die Ecke an der Wand der Ahnengruft. Neben mir, durch das Schränkchen getrennt, wohnte Kuno, dann kam der Ofen. Drei Tage nach Gottchens Abschub wurde der Fürst weggebracht, allein, nach Krasnojarsk. Er überließ mir seine kleine Petroleumlampe. Sein Bett wurde von dem Leutnant Benzinger besetzt.

Da unsere Ecke zwei feste Wände hatte, und der große Ofen, jenseits von Kunos Bett, die zweite Ecke und die dritte Wand bildete, fehlte keine einzige Wand, denn die vierte nach vorn wurde von den querstehenden Betten an meinem und Kunos Fußende nicht nur angedeutet, sondern realisiert. Die Lücke war die gedachte Tür. Es gehörte kindliche Phantasie dazu, um in der verlassenen Loge des ersten Saals ein Zimmer zu erblicken. Überdies, da man auch auf dem uns zugekehrten Rand der querstehenden Betten sitzen konnte, hatten wir viel mehr Platz. An unser Zimmer schloß sich gewissermaßen ein zweites; größer, aber auch ziemlich abgeschlossen, mit Brendel, Fafner, Chalumlacha, dem Kind und Leisegang, so daß jetzt fast alle Deutschen der ersten Zeit zusammenlagen. Dann kam gleich die Wand des ersten Saals. Auch dieser Abschluß war ein Vorteil. Man saß nicht, wie in der Loge, auf dem Präsentierteller, sondern konnte zurückgezogen und behaglich leben. Es war keine gedachte, sondern nahezu eine wirkliche Loge.

— — — — —

Es war nicht mehr dasselbe. Man redete, lachte, veranstaltete wie früher, aber vertrieb sich nur damit die Zeit. Gottchens Vermächtnis, das Krepost-Diner nach Friedensschluß, wurde ausgebaut. Der Fürst empfahl auf einer Karte aus Krasnojarsk, zum Partait Dreiundneunziger Nquem und zu den Käsestangen Neunzehnhunderter Forster Jesuitengarten wegen der verwandten Süße und der Steigerung. Auch die Wahl der Gläser gab eine lange Geschichte.

Es war nicht dasselbe, oder ich bildete es mir ein. Seit Gottchens

Abshub sprach man nur noch von solchen Dingen. Es wuchs sich zu einer Manier aus, wurde Stumpfsinn. Früher war dergleichen der Einfall einer Minute gewesen. Das hatte Wiß. Nun wurde ein Repertoire daraus. Sie dekorierten die neue Loge, pußten sie mit allen möglichen Geschichten, aber waren nicht mehr drin. Womöglich waren sie nur in meiner Einbildung einmal drin gewesen.

Der lange Doktor Schreiber sprach mich auf dem Hof an. Er war österreichischer Regimentsarzt und sah wie mein Teelöffel aus. Die quadratischen Augen ließen sich zu Rhomben und Rhomboiden verschieben, und das Piedestal war zusammenlegbar wie ein Photographenstativ. Doktor Schreiber meinte, da fast die Hälfte der Ärzte mit dem Transport nach Osten abgeschoben sei, habe man im Doktorhaus Platz. Ob ich nicht belegen wolle.

Ich entschloß mich sofort, zog aber nicht in das Schreibersche Zimmer, sondern in das kleinere nebenan, in dem nur vier Betten standen. Leisegang kam mit und wurde mein Nachbar. Ich lag an der Wand. Jeder hatte sein Schränkchen. Es gab einen Tisch, an dem man sich waschen konnte, und die beiden Fenster gingen ins Freie auf den Irtsch.

Da zwischen mir und Leisegang über ein Meter war, ließ ich mir einen Tisch in der Stadt besorgen. Walch fand einen auf dem Trödelmarkt; schmal, viereckig, wie dafür gemacht, mit weißgrauem Wachstuchbezug, der mit Kreisen und Punkten dekoriert war. Wo die Kreise zusammenstießen, saßen Rosen. Man konnte den Tischeintisch und das Glas auf den Tisch stellen und beim Rasieren den neuen Handspiegel. Wenn Leisegang Kaffee machte, wurde hier serviert. Auch Almanek zog herüber.

Die Mahlzeiten nahm ich wie früher drüben mit den anderen. Ich hatte ihnen gesagt, ich sei, um etwas zu arbeiten, in das Doktorzimmer gezogen. Auf meinem Bett in der neuen Ecke saß Kaltenborn und malte seine Buchstaben.

Es wäre vielleicht wirklich ganz gut möglich gewesen, etwas zu arbeiten, wenigstens ein paar ordentliche Briefe zu schreiben, aber man kam nicht dazu, weil der Doktor Schanz fortwährend sprach. Nachmittags durfte er zu seiner Frau in die Stadt, morgens kam sie zu ihm. Er sagte nicht Kompliment! wie die anderen Österreicher, sondern Komplimente, im Plural. Mit dem Aufwachen fing er damit an.

— — — — —

Ich dachte an ein belangloses Gespräch kurz vor dem Kriege, und dabei merkte ich, daß es mir unmöglich war, mich deiner Stimme zu erinnern. Sobald man so etwas mit Anstrengung versucht, gelingt es nie. Es spielen dabei ganz unkontrollierbare Vorgänge im Gehirn mit.

Manchmal hängt es auch mit Nikotin-Vergiftung zusammen. Die Trübung verschwindet von selbst, wenn man gar nicht daran denkt, ganz einfach, sobald diese oder jene den Platz füllende Aktualität beiseite rückt. Man hat immer zu viel Aktualitäten, namentlich in der Krepost. Sie muß verschwinden, da ja das Gedächtnis im übrigen funktioniert, da ich mich z. B. ganz genau der albernen Antworten Georgs erinnere, der damals dabei war. Er war erkältet oder hatte zu stark gekneipt, und du fragtest, ob er wieder gearbeitet habe. „Bewahre!“ sagte er mit seinem Bremer Dialekt, und du machtest das „Bewahre“ mit dem komischen A nach. Soweit bin ich. Ich höre das nasale Bremer A, aber ich höre es, wie es Georg und wie es jeder Bremer sagt, nicht mit deinem Timbre. Ich klopfe mit dem Finger an den Escheiniß, als ob deine Stimme in dem Escheiniß stecke. Ich suche sie draußen über dem Irtsch und quatsche den gewohnten Unsinn auf dem Hof, um die anderen nach ihr zu fragen. Natürlich hat es gar keinen Zweck, sich gerade auf jenen Nachmittag zu kaprizieren, um das eingeschlafene Gehör zu wecken. Aber ich komme unwillkürlich immer gerade auf den Tag. Du hattest ein Kleid aus grobem weißen Leinen an und trugst die hohe Frisur. Es ist das weiße Kleid, in dem ich dich immer sehe.

Es fiel mir ein, mich ins Bad führen zu lassen. Der Feldwebel geruhte, durch Kirchmayer sagen zu lassen, es seien keine Konvois da. Im Vorraum schliefen drei Konvois auf den Pritschen. Es war nicht einzusehen, warum nicht einer mich begleiten konnte. Es war sogar eine Frechheit. Einmal in der Woche hatte General Plafski das Bad erlaubt. Mir hatte er noch ganz andere Dinge erlaubt. Ich tanzte im Koller in der Bude herum.

Der Feldwebel blinzelte mich an, der lange Zugführer sah geradeaus, und Kirchmayer fragte, ob ich mit dem Hauptmann Sperling bekannt sei. — Den Hauptmann Sperling hatte der Feldwebel für vier Wochen in Einzelhaft gebracht. — Das sei mir gerade angenehm. Einen Konvoi her, ja oder nein! — Nun gab sich der Feldwebel russisch ans Brüllen und tanzte in der Bude herum. Der lange Zugführer hielt den Kopf schief und stand bewegungslos, vollkommen aus dem Lot, wie ein verbogener Zinnsoldat. Ich erhielt meinen Konvoi und zog ab.

Auf der Brücke war es warm. Der Schmutz um die Schiffe bewegte sich und sah wie Wasser aus. Der nette österreichische Rittmeister aus Galizien, der vor kurzem den Tod seiner beiden Söhne erfahren hatte, ging über die Brücke, zum Glück auf der anderen Seite. Ich hatte ihm immer noch nichts gesagt.

Im Bad ging ich diesmal nicht in den Flur mit den einfachen Wannen-Tabinen, wo alles von Wartenden voll stand, sondern stieg die Treppe

höher in das Dampfbad. Für anderthalb Rubel wurde man für zwei Stunden Besitzer eines Einzel-Dampfbads und hatte drei kleine Räume für sich allein. Zu bescheidenen Bedingungen konnte man sich außerdem noch allerlei andere Genüsse leisten, und die ließ sich kein Kriegsgefangener in diesem Stockwerk entgehen. Die alte Badefrau fragte zweimal, ob sie nicht doch noch etwas bestellen sollte. „Bestellen!“ war das geflügelte Wort der Kriegsgefangenen in dem Stockwerk. Als ich einen Stiefel an die Tür warf, brummte sie etwas und zog ab.

Ich riß mir die Kleider vom Leibe. Wenn man je noch einmal nach Hause kam, riß man sich ebenso die Kleider vom Leibe. Sie kamen auf einen Haufen hinten im Hof bei dem Hundestall und wurden verbrannt mitsamt allem Dreck und Blödsinn. Wenn sich das alles auf einmal verbrennen ließ.

Der Ruheraum hatte das Fenster und das ekelhafte Ledersofa. Daran stieß nach hinten der Raum mit der Wanne, und daneben war das dunkle Loch mit dem Dampf. Ich versuchte es noch einmal mit deiner Stimme, natürlich viel zu früh und gleich zu gewaltsam. Es mußte wiederkommen, während man gar nicht daran dachte. Natürlich konnte ein an Tätigkeit gewohntes Gehirn den Blödsinn der Krepost, den Stumpfsinn vorher an der Front nicht ohne weiteres verdauen. Man konnte sich eine Revanche des geschundenen Verstandes vorstellen, eine Reaktion, die, nachdem man so und so lange nur rohen Rußen und Albernheit vor sich gehabt hatte, jetzt alles, was nicht gemeine Notdurft war, abtat. Man hätte sich das denken können, aber ich dachte nicht so, spielte nur mit einer würdigen Erklärung, über die man ein Jewilleron schreiben konnte, dachte etwas ganz anderes. Wenn es nicht wieder kam — ich machte mir das nicht klar, lehnte es ab, da es nicht ernstlich in Frage stand, — nur als Hypothese: wenn es, nicht heute, morgen, in vierzehn Tagen, sondern überhaupt nie wieder käme, so wäre das ein Beweis für irgend etwas, nicht nur für den Blödsinn in der Krepost und vorher, der nicht bewiesen zu werden brauchte, sondern für wichtigere, persönlichere, persönlichste Dinge. Eine kurze Trübung bewies natürlich gar nichts, war nichts Neues. Ich nahm alle meine Trübungen durch. Erst die vor dem Billett-Schalter damals, wo mir plötzlich nicht die Station unseres Vorortes einfiel, dann die Geschichte bei Moreau-Melaton.

Der Nervenarzt erklärte es für eine alltägliche Erscheinung der Großstadt. Außerdem, wie gesagt, Nikotin.

Komisch, ich sah den Arzt, hörte seine Stimme.

Da das Geräusch des fließenden Wassers natürlich alle künstlichen Gehörwellen verschlang, drehte ich den Hahn wieder zu. Aber es wurde nicht stille. Nun brauste nebenan in dem Loch der Dampf; ein leises,

dumpfes, gleichbleibendes Blasen. Auch das konnte man abstellen, die Tür schließen und den Atem anhalten. Die plötzliche Stille wäre nur erträglich gewesen, wenn sich das Gesuchte sofort eingestellt hätte. Außerdem war die alberne Querei vor mir selber widerlich und dumm. Ins Wasser und sich abseifen, dann duschen.

Eine schmale, sehr steile Treppe führte in den obersten Teil des Lochs, wo die Temperatur der dampfigen Luft am höchsten war. Ich blieb eine Ewigkeit oben auf der Pritsche, bekam Herzklopfen, wurde nudelweich, aber die wohltätige Transpiration kam nicht. Nachher, auf dem Rückweg, schwitzte ich wie ein Packträger. Ich ging sehr schnell und hielt mich mit den Augen an dem schmalen Holztrottoir fest. Der Konvoi schlappete hinter mir her. Bei der Brücke begegnete mir wieder der nette Rittmeister. Er hatte Löcher in den Wangen, und die Augen lagen in Höhlen. Auch er hielt sich mit den Augen am Holzboden fest und suchte eine Stimme. — Wir gingen ohne Gruß aneinander vorüber.

Im Doktorzimmer saßen sie um meinen Wachtuchtschisch herum und spielten. Das Kind lag hinter Kante auf meinem Bett. Es war vielleicht nicht unbedingt nötig, dabei das Buch zu zerknutschen. — Nein, sie störten mich durchaus nicht, ich hätte draußen zu tun.

Drüben im großen Saal tobte ChalumlaCha im „Doppelpopf“, und Jafners Hügel war bordeauxrot. Auf Gottchens Bett drückte sich einer vor dem Handspiegel die Mitesser aus. Außer dem fipfigen Österreicher ohne Untertiefer war kein einziger der früheren Gesellschaft mehr in dem Saal.

Ich machte allein einige Runden auf dem Hof und dachte wieder an den infamen Magister im Griechischen in Steinfurt. Er hatte sein sanftes Lächeln; ein schmaler Blondling mit einem schöngepflegten Vollbart und einer verdamnten Süßigkeit in der Stimme, zähe wie Gummi. Abgesehen von dem Prorektor Feuermann, meinem Pensionsvater, war dieser Mensch der Hauptgrund meines ersten Auskniffs nach Holland. In seiner großen, sonderbar üppigen Stube am Markt, wo ich mit Hachthausen Nachstunden hatte, roch es nach Kamillen. Es sah bei ihm fein und unheimlich aus, und er schwebte zwischen dem schrägstehenden Flügel und den hohen, glänzenden Bücherständen wie ein Zauberer. Seine grünen Augen waren immer nur halb offen. Er schlug nie, schimpfte auch nie besonders und hatte, wenn man nicht genügend präpariert hatte, eine sanfte Handbewegung, wie wenn jemand über Sammet streicht.

Ich sagte ihm einmal, obwohl ich zufällig alle Vokabeln hatte, mit unverschämtem Lachen:

„Herr Oberlehrer, ich habe nicht präpariert!“ — Es erfolgte gar nichts.

Ich biß ihm eines Tages in die Hand und bekam dafür vom Direktor neun Stunden Karzer. Darauf kam der Auskniff. Als ich ihn biß, gab er einen faden Ton von sich, ein sonderbar gehauchtes „Höh!“ — Ich habe den faden Ton im Ohr, ich habe die ganze Stimme des infamen Menschen, den ich seit dreißig Jahren nicht gesehen habe.

Da ich es ihnen erlaubt, sie womöglich noch gebeten hatte, kamen sie nun täglich, und mein Zimmer war für den Nachmittag erledigt, die einzige Zeit, in der man arbeiten konnte. Natürlich spielte ich nicht mit. Der Instinkt, daß man keine Bitte abschlägt, sondern ihr zuvorkommt, und daß es sich trotzdem nicht paßt, davon einen Gebrauch zu machen, der den Geber ausschließt, fehlte ihnen. Wie so manches andere. Es war einigermaßen rätselhaft, wie ich nur einen Augenblick an eine Gemeinsamkeit denken konnte. Harmlose Leute, selbstverständlich! Ordentliche Leute, rührende Leute! Leute, mit denen man alles mögliche machen konnte, Staktspielen, Doppelpopf, Bridge, Krieg! Allenfalls noch die Welt-rätsel Häckels. Nie wäre es mir früher eingefallen, mich mit ihnen einzulassen. Folglich genügte die geringste Veränderung der äußeren Umstände, ein anderes Mobiliar, um jede Einschätzung zu verlieren. Und so verlor man natürlich alles. Es war erst der Anfang.

Wenn ich den Ton deiner Stimme gehabt hätte, hätte ich alles von dir gehabt, und mit dir alles übrige. Ich erinnerte mich noch am besten deines Gesichtes, wenn ich an eine der Photographien dachte, zum Beispiel an die auf dem Schreibtisch, und überlegte gar nicht, daß ich mich dabei nur an ein Erinnerungszeichen erinnerte. Ich hätte für die Photographie alles gegeben. Nie sah ich dich anders, als in dem weißen Kleid, das du fast nie trugst. Folglich war es keine bestimmte Form, sondern ein Klischee, eine von mir zurecht gemachte Bezeichnung. Du warst nicht in dem Kleid, warst, wer weiß, wo! Einmal, ein einziges Mal, sah ich dich ganz, hätte dich ganz sehen können, in aller Wirklichkeit, hätte deine Stimme gehabt. In der Nacht vor dem Fußball-Match. Es hatte mich aufgeweckt, so deutlich war es; wie jemand wach wird, dem man lange auf die Augen sieht. Ich machte Licht, viel weniger, um den Brief zu lesen, als um zu sehen, ob du nicht vor dem Bett standst. Wahrscheinlich habe ich dich damals verloren, und ich weiß warum, ich habe es verdient.

Ob es den anderen auch so geht? Kaltenborn, zum Beispiel, vielleicht lacht er deshalb nie und malt seine Buchstaben. Leisegang könnte auch so etwas haben, und Ronte und Runo, gerade weil sie soviel lachen.

Wie ich dich verloren habe, so werden alle, die ganze Welt, das Gedächtnis an gute Sterne verlieren. Und das muß so sein.

General Plaffki war da. Mit dem Doktorzimmer könne ich zufrieden sein. In dem habe schon mancher verbannte russische Fürst gegessen. Nächstens komme er mit einer Dame aus Warschau zur Besichtigung der Krepost. Er werde dafür sorgen, daß ich immer in dem Doktorzimmer bleiben könne, auch wenn wieder mehr Ärzte kämen. Die Krüppel würden bestimmt noch in diesem Monat zurückgeschickt.

Kuno und Chalumlacha saßen auf der Treppe. Chalumlacha sprach von Massenbewegung, Anpassung, Einstellung, Umstellung. Er machte Klimmzüge mit den Worten. Kuno erkundigte sich. Ich sagte, was der General gesagt hatte.

„Sie, Doktor,“ sagte Chalumlacha, „mit dem General hätten Sie vorsichtig sein müssen.“

„Wieso hätten?“

„Nun so!“

„Ach, und Sie trauen mir zu —?“

„Aber nicht doch!“ — Natürlich hatte er es mir zugetraut.

„Sie haben wohl 'nen Vogel, Doktorleben?“ — sagte Kuno. „Chalumlacha wird doch nicht 'nem anständigen Menschen so 'ne Gemeinheit zu-trauen!“

Wozu die Ausführlichkeit, das Unterstreichen?

„Na, und was noch?“ fragte Kuno.

„Sonst nichts!“

„Wenn Sie nun schon mal mit so 'nem klobdrigen General quatschen, hätten Sie auch an den Austausch der Offizier-Krüppel denken können.“

Es ärgerte mich, weil es wahr war.

„Zerwickste Offiziere sind auch Krüppel!“ sagte Kuno.

„Wir sind alle Krüppel!“ — antwortete ich und ging in den Saal.

In der neuen Ecke saß nur Kaltenborn, mein Nachfolger, und arbeitete. Die Strenge hatte einen lichten Schimmer, beinahe hätte er mich angelacht. Auf dem Schränkchen befand sich eine Neuheit, eine Photographie in einem Rahmen, natürlich die Photographie seiner Frau. Er hatte Post gehabt. Ich tat so, als wäre nichts da, verkniff die Frage, die er erwartete, und begann von dem ersten Stock in dem Bad zu erzählen, wo man für wenig Geld alles mögliche haben konnte. Fabelhafte Weiber!

Er tunkte ein und schrieb weiter.

Ich kam nicht zum Abendstraß. Bald sagte ich, ich ginge in die Stadt, Kuno könne meine Portion mitessen. Ich legte mich früh zu Bett, wachte aber bald nach Mitternacht wieder auf und fühlte, es war mit dem Schlaf vorbei, zog mich an, ging auf den Hof.

Es war wie immer schöne Sternen-Nacht. Im oberen Teil ging einer

längs der Palisaden auf und ab, Konte. Er gehe fast jede Nacht hier spazieren, manchmal bis zum Morgen. Zum Schlafen habe man Zeit genug am Tage.

Er steckte seine Pfote unter meinen Arm, und wir machten eine Runde. Als wir wieder am Tor vorbeikamen, machte der Posten ein Zeichen. Wenn wir wollten, konnten wir für zwanzig Kopeten hinaus. Die Promenade am Irtsch lockte weiter nicht. Ja, wenn man immer in der Richtung weiter hätte gehen können.

Ich zeigte falsch. Westen sei dort, sagte Konte.

Es ging sich viel schöner als am Tage, wo man hundertmal ausweichen, grüßen, banales Zeug reden mußte. Die Nacht machte die Schritte leichter. Immer so weiter! Einst, vor unendlichen Zeiten, war man schon so gegangen, in dem Nest, in Steinfurt. Am Tage brütete man Selbstmord, in der Nacht schlichen wir hinaus vors Tor, weiter an dem steilen uralten Schloß vorbei. In dem hatte noch kürzlich der tolle Herzog zwei seiner Frauen getöret, die dann nachts mit fürstlichem Pomp in der Kirche beigesetzt wurden. Weiter in den Schloßpark mit dem grauenhaften Namen Bagno. Wir redeten nicht, starrten auf die Stämme und das Dickicht, aus dem jeden Augenblick das, was man suchte, hervortreten konnte, das Furchtbare, das manchmal schon ganz nahe war und dem man immer wieder, leicht wie eine Feder, entging. Wenn man wollte, erhob man sich in die Luft und flog über das Dunkle hinweg, um sich jenseits wieder niederzulassen und neues Grauen zu suchen. Immer so weiter! — Es wäre schon möglich, meinte Konte und rührte den Arm. Natürlich nicht leicht, aber schon möglich. Er habe oft daran gedacht. Man konnte über alle Berge sein, bis es hier einer merkte. Mit der Bahn ging es natürlich nicht!

Natürlich nicht mit der Bahn, lächerlich!

Auch wenn man den besten Paß hatte, auf irgendeiner Station wurde man doch als Gefangener erkannt und geschnappt.

Natürlich! Sie schnappten einen, sobald man auf die Bahn kam. Das ging immer so. Hachthausen wollte nicht weiter zu Fuß, wollte mit der Bahn fahren. Sobald wir die Station betraten, hatten sie uns.

Am leichtesten ging es über China. Pferde kriegte man. Zu Pferde schaffte man es leicht in drei Tagen. Nur das Weiterkommen durch China war ekelig, wenn man nicht zufällig Karawanen fand.

Man fand eben Karawanen. Es gab soviel, wie man wollte, Kamele und Pferde vor kleinen Wagen. Schließlich konnte man auch zu Fuß. Zu Fuß war es viel besser.

Zu Fuß, schätzte er, achtzig bis neunzig Tage. Bis Peking. Das war ihm natürlich zu langsam. Genau wie Hachthausen. Als ob es

auf drei Monate ankäme! Dafür lieber drei Jahre weiter sitzen und brüten!

Wir kamen wieder bei den Palisaden vorbei. Im Silberhaus glimmte die Zigarette des Postens. Mitten auf dem Hof bewegte sich etwas am Boden.

„Die Köter!“ — sagte Konte. Er kannte sie. Am Tage lagen sie irgendwo in der großen Kaserne. — Ich hatte solche Köter noch nie gesehen. In der Nacht bekamen sie enorme Glieder und gaben keinen Laut von sich.

Sie waren in der Nacht genau wie am Tage, eben Köter. — Das hätte Hachtbausen genau so gesagt. Selbstverständlich waren es Köter und keine Giraffen.

Nein, meinte Konte. Es ging nur, wenn man gleich in Omst Kirgisen oder Tartaren fand. Sie sympathisierten mit uns, weil wir zu den Türken hielten. Natürlich handelte es sich darum, die richtigen zu finden. Es hatte auch Schwierigkeiten mit der Sprache. Man mußte sich durch sie ebensolches Zeug zum Anziehen besorgen lassen.

Womöglich auch solche Gesichter! — Ich hörte mich lachen. — Das hatte wohl in der Tat einige Schwierigkeiten.

Konte zog den Arm heraus. Mit Leuten, die nichts ernst nahmen, sei es natürlich nicht zu machen. — Mein Lachen wurde noch stärker. Es klang genau so gemein, wie meine Anpöbeleien Kaltenborns. Wir machten die letzte Runde stumm. Ich mußte aufpassen, ihn beim Gehen nicht zu stoßen.

Als ich das Streichholz ansteckte, bewegte Leisegang die Lider. Almanek knirschte wie gewöhnlich mit den Zähnen, Doktor Schanz sagte. Ich lag und suchte zwischen Schnarchen und Zähneknirschen, dachte an die Henkerfragen der Kirgisen, die mit uns sympathisierten, und krümmte mich im Arger über das Lachen und meine Anpöbeleien Kaltenborns. Man konnte bei dem Knirschen und Schnarchen nur mechanische Dinge denken. Deshalb begann ich, auszurechnen, welche Zeit es jetzt bei dir war, griff nach der Uhr auf dem Schränkchen. Man brauchte kein Licht, da sie leuchtende Ziffern hatte; ich steckte aber doch noch einmal das Streichholz an in einer geheimen Hoffnung. Diesmal kam nichts. Ich hatte es schon vorher gewußt. Es hing scheinbar mit dem Schnarchen und Knirschen zusammen, in Wirklichkeit mit ganz anderen Dingen. Ich hatte nicht mehr deine Züge. Selbst das Klischee war wie weggewischt.

Ich setzte mich auf und starrte in das Dunkel, schloß die Augen, strengte mich an. Nichts, nicht einmal die Züge des Erinnerungsbildes. Alle möglichen Menschen kamen, Luise, der Briefträger, das verschlafene Gesicht des Droschkenkutschers mit der Brotkrume im Schnurrbart, die

Rufine von der Villa drüben, sie lachte. Ich sah jeden einzelnen im Stab von Exzellenz bis zu dem schönen Leopold und auf der anderen Seite zum Stabsapotheker. Ich sah Hachthausen und die Quarta. Ich sah das Profil meines Vaters auf dem Totenbett. Nur dich sah ich nicht.

Du warst schlank und hattest graue Augen, sagte ich mir, weil ich das einmal Konte gesagt hatte, wußte aber nur das Gesagte, sah nicht die Spur davon. Ich versuchte es mit deinem Zimmer. Die Chaiselongue, der große Spiegel, die Blumen im Teppich. Ich hätte die gestickte Vordüre nachmalen können, hatte den Ton des Blaus in der Mitte. Ich sah die Kristallflaschen auf dem Tisch, den Schußknöpfer, das kleine silberne Döschen, den angefügten Streifen der Wandbespannung in der Ecke. Alle Teile um dich herum kamen und gingen wie Hände, die soeben eine Tür geschlossen haben.

Langsam dämmerte der Morgen. Das aufsteigende Dunkle des Ufers wurde grau, und der letzte Strich Schnee leuchtete nicht mehr, sondern wurde, was er war. Das Knirschen nahm ab, und in das Schnarchen kam ein gebrochener Rhythmus. Leisegang fing an unruhig zu werden, drehte sich nach mir um, und ich machte das freundliche Gesicht, falls er die Augen öffnen sollte. Endlich beginnen die Komplimente des schwarzgeränderten Menschen.

Die Russen, die wegen nihilistischer Schriften verbannt wurden, schrieben hier natürlich erst recht. Dummes Zeug vermutlich, darauf kam es nicht an. Die Russen waren schlampige Philosophen, selbst die Bauern, selbst russische Fürsten. Sie hatten alles andere nicht, aber das Eine, die Fähigkeit, sich etwas vorzumachen.

Herr Oberlehrer, ich habe nicht präpariert. Ich kann mir nichts vor-machen.

Aber arbeiten! Dafür ließen sich Belege erbringen. Ich konnte arbeiten. Seit der Hochschule gab es nichts anderes. Und wie! Morgens, mittags und abends, ein Arbeiter, der jeden Besucher mit stiller Wut ansah, der sich kaum zum Essen Zeit nahm, der seine Arbeit fraß. Und was! Subtile Dinge, für Kenner und solche, die es zu sein vorgaben, zu denen man wie zu seinem Volke sprach. Der Krieg hatte für mich angefangen, als dieser Betrieb aufhörte. Eines Tages saß die Muse fest, eingefroren, wie die Schiffe im Winter auf dem Irtisch. Der Stillstand kam nicht durch einen Fehler innerhalb des subtilen Systems, nicht etwa mit dramatischem Effekt, durchaus nicht! sondern, weil die Hand eines Morgens statt nach dem Manuskript, nach etwas anderem griff und das festhielt, und, als man es ihr aus den Fingern gewunden und sie wieder angelegt hatte, gelassen liegen blieb, als hätte sie nie eine Feder gehalten.

Weil in den wohlgefügten Tempel über der Welt plötzlich ein Laut von draußen eindrang, einer, auf den man hören mußte, nicht ein bißchen Nebenluft, das die Stirn küßt und über das man lächelt, sondern ein Stoß. In einem Augenblick waren alle Statuen geköpft.

Um weiter zu wirtschaften, hätte man einen besseren Apparat gebraucht. Die Quellen-Studien des Professor Thomas hielten gegen alle Stöße, solange er drin blieb. Nur hätte ich Thomas einmal in Sibirien sehen mögen, ohne seine Wälzer. Das Notwendige war ein ganz anderer, vor allem transportabler Apparat, nicht das starre System, sondern das andere.

Das hatten die Vorgänger im Doktorzimmer voraus. Sie wurden wegen einer Sache verbannt, die sie mitnahmen. Selbst wenn sie nur ein Taschentuch von zuhause mitbrachten, hatten sie, was sie brauchten. Sie blieben drin. Sie bildeten sich ein, mit ihrer Sache das Volk zu beglücken. Wahrscheinlich eine dumme und rohe Sache, sie ging mich nichts an. Jedenfalls, gut oder schlecht, war sie haltbarer, als der Kram, von dem man wie zu seinem Volke sprach und der auf zwei Augen stand. Das Wesentliche: Ihre Sache hatte ganz Sibirien mit Dmist und Lomst und unzähligen anderen Nestern geschaffen. Ein Erdteil, schlecht bevölkert, immerhin ein Erdteil. Folglich mußten es viele gewesen sein, unzählige Männer und Frauen, alle in einer und derselben Sache. Sibirien war Sitz der russischen Intelligenz. In der Krepost sah man davon nichts. Der Feldwebel gehörte nicht dazu, vielleicht war er nur deshalb sich und anderen unerträglich; aber irgendwo steckten sie natürlich, oder ihre Kinder oder ihre Enkel, hielten zusammen, blieben drin, bildeten einen Erdteil. Mit nichts anderem, als einer Idee; einer Idee, die vielleicht nie realisiert wurde, die womöglich dumm war. Wahrscheinlich hing sie mit dem Mokrower Kirchenchor und den Wäffen und der weißen Straße zusammen.

Um weiter zu wirtschaften, auch in Sibirien, auch in einer Krepost, hätte man eine Idee haben müssen, etwas, das für den riesigen Raum und die riesige Zeit paßte, dem dieser Raum und diese Zeit nicht Widerstände, sondern Hilfen brachten. Man hätte erleben müssen, grade weil es hier so weit und leer war, noch weiter, noch leerer als die Ebene vor dem Eskurial, dieser anderen Krepost, wo wir, ohne es zu wollen, ich, du und die anderen ohne unser Dazutun, du fast mit Widerstreben, das Erlebnis hatten, den Menschen, der vor dreihundert Jahren Heiligenbilder malte und in uns auferstand. Wir sahen uns an, konnten nicht sprechen — weißt du noch, vorn vor der niedrigen Mauer — sahen über uns weg, über die gewaltige Ebene, über die Erde hinweg, als wäre das, was wir vorher drinnen gesehen hatten, nach draußen in die Luft, in die

Unendlichkeit gelangt, um von der Menschheit eingeatmet zu werden. Auch eine Krepst, auch eine Gefangenschaft! — Der Unterschied: nicht das Freiwillige und Unfreiwillige, nicht der farbige Luxus jener Zelle im Escurial, sondern das Eine: wir waren drin, die Welt aus Masse und Nothdurft war draußen. Wir waren zusammen. Auch wenn unsere Blicke uns in die Unendlichkeit führten, waren wir zusammen. So jäh uns die Überraschung traf, soviel Qualen, Opfer, die Empfängnis verlangte, so tief sich das Fleisch unter der Kette bog, gleich kam die Ahnung, es müsse gut für uns sein, man könne damit anders und besser leben, daran besser werden. Und sofort wuchs in uns der himmlische Drang nach Ausdruck und machte uns berebt, auch wenn sich unsere Terminologie auf wortloses Streiten mit den Händen beschränkte.

Für die Krepst von heute, die meine, die deine, die Krepst aller Unglücklichen von heute, fehlt die Empfindung, noch bringt sie himmlischen Drang hervor. Weil Verneinung um des Neins willen keinen Dante zu reizen vermöchte, weil der Mensch das blöde Umbringen seiner selbst nicht gut zum Gegenstand eines Erlebnisses machen kann, weil dieser ganze Spektakel höchstens nur den Leuten auf dem Mars zum Exempel dienen wird, falls sie nicht auch noch benötigt werden, mitzutun.

Herr Oberlehrer, ich habe nicht präpariert. Ich weiß nicht, warum jetzt auf einmal alles aufhört, und wenn ich es wüßte, würde es mich nichts nützen. Ich weiß nichts von meiner Zeit, noch von meiner Zukunft, ich weiß von keiner Zukunft, und wenn ich es wüßte, würde ich alles tun, um mein Wissen wieder loszuwerden.

Großer Lehrer, wir haben nicht präpariert. Nicht nur ich, belangloses Individuum, dem der Spektakel die Kreise stört, wir alle, alle! Wir haben gearbeitet, früh, mittags und abends, subtile Dinge und andere, Dinge jeglicher Art und haben uns den Teufel um Besucher oder etwas anderes gekümmert. Wir haben besser gearbeitet als andere, haben gelernt, aus allem, selbst aus der Luft, Treßalien und Schießpulver zu machen. Nur das eine haben wir nicht, das einzige, das sich dem Surrogat entzieht: den Geist, der fähig wäre, aus dem Sieg die Niederlage, aus der Niederlage den Sieg zu gewinnen. Es ist alles möglich, daß wir noch Mut und Verwegenheit haben, Strapazen ertragen, Blut sehen können. Die Tugenden des Kriegers sind Mode geworden, wie es früher etwas anderes war und später etwas anderes sein wird, und ich glaube, bei uns ist das alles um soundso viel besser und gründlicher als bei den anderen. Anpassung, Einstellung, Umstellung, Massenbewegung. Soundso viel Millionen, soundso viel Milliarden. Bei uns immer etwas mehr und bessere Qualität, weil wir besser wissen, was nützlich, und notwendig ist. Schauspiele, die auf Masse und Nutzen beruhen

gehen vorüber, auch wenn sie noch so glänzend organisiert sind. Um etwas übrig zu lassen, müßte ein anderer Organismus dazukommen, ein sicheres Gedächtnis, tieferes Sehen und Hören, das sichere und ganz unnütze Empfinden im Eskurial, das uns anhielt, die Leiber des Märtyrer-Bildes zu dem Unteilbaren zusammenzufügen und in dem geronnenen Blut der Geköpften leuchtende Rosen zu sehen.

Beim Mittagessen kam Kirchmayer. Ich möchte zum General Plafsky vor die Kantine kommen. Er wußte nicht, was los war, hielt es aber für günstig. Es sei vielleicht die Erlaubnis, in die Stadt ziehen zu dürfen.

„Nun können Sie wieder Ihr Französisch glänzen lassen,“ — sagt Konte.

Ich überlege einen Augenblick. Schon neulich hat Kirchmayer so etwas gesagt. Wenn man mich in die Stadt läßt, unterstehe ich nicht mehr dem Woinstky Ratschalnik, sondern der Polizei. Mit der Militärbehörde kann selbst Somotschin nichts ausrichten. Die Polizei aber schiebt bekanntlich alles in Rußland. — Schon bin ich wieder soweit. Sofort setzt sich eine Reihe in Bewegung. Zum zehnten Male die stiere Hoffnung! Wieder das Stampfen und Trommeln, als ob es gar nicht anders sein könnte. Hoffnung auf was? Noch eine Reihe steht auf. Die eine Hälfte trommelt, die andere wütet dagegen. Aber das Trommeln ist stärker. Es rüttelt, reißt mich. Wie Quecksilber tanzt das Weiß hinter den Stäben.

Der General teilte mir mit, der Gouverneur habe meine Verschiedung nach Nadinst, einem Nest in Ost-Sibirien, verordnet.

— — — — —

Sprachgeist und Schule

von Ernst Hiert

Angeekelt von tausendfacher Verleumdung schöpft der Deutsche sittliche Spannkraft aus dem deutschen Geist: Deutschland muß leben, um großen Zielen zu folgen. — Ein Weg dahin und selbst ein Ziel ist die Befreiung unserer Sprache.

Einer der wenigen Menschen, die ein Recht hatten, Völker zu vergleichen, war Karl Hillebrand; 1848 aus Deutschland ausgestoßen, dann Professor in Frankreich, hat er sich 1870 für die Heimat erklärt (ohne dort seinen Vorteil zu suchen). Als der menschliche und gelehrte Mann anfangs der siebziger Jahre auf Nietzsche und Lagarde aufmerksam machte, urteilte er: „Der Deutsche, selbst der, welcher nicht den gelehrten Kreisen *ex professo* angehört, wird gewöhnlich erst, nachdem er die Dreißiger zurückgelegt, wieder jung und verhältnismäßig wieder frisch, natürlich in Urteil, Auffassung, Aufnahme von Eindrücken. Das System, die Abstraktion, das fertig ihm aufgezwungene Urteil haben ihm die natürliche, unmittelbare Anschauung stets schon getrübt: und wenn sie auch nicht tief genug eingedrungen sind, um ihn in seinem Handeln zu hemmen, so hindern sie ihn doch entschieden daran, daß er die Gegenstände unbefangen und direkt auf sich wirken lasse.“ Oder wie Lagarde es erklärte: „Dadurch, daß“ im ganzen Verlauf unserer Geschichte „immer von neuem fremde Stoffe eindringen — Religion, Recht, Kunst — ist Deutschland dahin gekommen, unter Bildung die Aufnahme eines bereits fertigen Bildungstoffes, wie man zu sagen pflegt, zu verstehen.“ Infolge dieser Gewohnheit von Jahrhunderten, sogar das Höchste und Letzte des Daseins, das „Wort Gottes“ aus fremdem Geistesleben, alten Büchern und unverständlichen Sprachen erst nachdenklich zu erschließen, hatten wir es verlernt, selber ursprünglich das Leben durch das Wort zu werten und sind noch heute daran gewöhnt, das Wort der Dichter und Seher zu bedenken — aber nicht es begeistert aufzunehmen; mit Grammatik, Philologie, Literaturgeschichte wollen wir die Sprache der deutschen Jugend bestimmen. Von der Grundschule bis zur Hochschule ist durch Prüfungen und Vorschriften, Menschenauswahl und Leitung „das Deutsche“ ausschließlich auf wissenschaftliche Naturen zugeschnitten und stößt künstlerische ab. In klaren Worten aber mit genialem Instinkt hat Nietzsche vor fünfzig Jahren dagegen gefordert: „Unsere Muttersprache ist ein Gebiet, auf dem der Schüler richtig handeln lernen muß; und ganz allein nach dieser praktischen Seite hin ist der deutsche Unterricht auf unseren Bildungsanstalten notwendig.“ Nietzsche war nicht der Mann, die

Besserung eines schweren Übels von kleinen Verschiebungen zu erwarten, und so hat er für eine Vermehrung „ästhetisierender Literarhistoriker“ an den Hochschulen ausdrücklich gedankt. Er kannte das Gewicht des „Gelehrthistorischen“. Wenn eine charakterlose „Schmarozgerliteratur“, wie es Hillebrand genannt hat, üppiger wuchern würde, wäre damit der strenge und große Sinn der menschlichen Gemütskraft, ihre Ebenbürtigkeit mit der strengen Forschung nach wie vor verkannt. Die Phantasie bliebe „das Stiefkind unserer Bildungsmethode“. Die Äußerung eines tatkräftigen und im übrigen auch gelehrten Mannes und dazu eines Freundes der Jugend, des Marschalls v. d. Golz; und ein Führer unseres Wirtschaftslebens, der ihm wieder eine — sittliche — Seele gibt, Walther Rathenau, „Von kommenden Dingen“) ist ausgesprochen künstlerisch gesinnt.

Ich wäre lächerlich, daß ich die einfachste menschliche Sache so umständlich und mit Autoritäten verfechte, wenn nicht leider andere Autoritäten unseres Geisteslebens in diesem Punkt den größeren Einfluß und das geringere Verantwortungsgefühl vereinigten und eine unwissenschaftliche Selbstüberschätzung der Wissenschaft zeigten. Also darf ich es einstweilen nicht müde werden, den Sinn der Jugendkraft des menschlichen Geistes klar zu machen, des Schöpferischen, wodurch er überhaupt erst, und immer wieder, Werte, Ziele, Richtung der Seele aus dem gestaltlosen Fluß des Tatsächlichen erhebt. Ich erinnere also daran: Alle geistige Entwicklung, im handelnden Leben und auch in der Wissenschaft, tritt „intuitiv“ auf, aus scheinbarer Laune, aus schöpferischem Einfall! Weil das Leben — sagen wir es so — zu verantwortungsvoll ist, um mit unseren Einfällen, unvermittelt, tatsächlichen Ernst zu machen, spielt unsere Einbildungskraft in der Kunst die Möglichkeiten des Lebens durch. Die Farben, die Formen usw. Das Leben braucht eine Stätte, wo es frei, nur nach dem reinsten, höchsten Geschmack, ohne Nachdenken und Bedenklichkeiten, entscheidet, was gefällt. Der Verstand, der im handelnden Leben mit Recht die Zensur hat, muß mit der Selbstbegrenzung des gescheiterten Zensors wissen, daß jenes „Inkommensurable“ und „für den Verstand Unfaßliche“ gerade der echtesten Gemütsäußerungen, worüber schon Goethe alle Eckerländer beruhigte, jene Leichtfertigkeit und Flüchtigkeit, wodurch sich die Kunst allen allzu soliden geistigen Plattfüßen verdächtig macht, gerade ihr Lebensnerv und ein Lebensnerv unseres ganzen Daseins ist: der Strahl des geistigen Lebens springt lustig aus dem Herzen des Künstlers. — Und weiter: Ich bewundere die deutsche „Organisation“. Aber es ist Pflicht, sie von einer Maschine zu unterscheiden. In einem Organismus ist das Persönliche eingebunden. Und das Persönliche tritt intuitiv auf: Es deckt sich mit dem Künstlerischen! Wenn Bismarck noch als Dreißiger nicht ablehnt, was er als Dreißundzwanzig-

jähriger geschrieben hatte (Februar 1847) — sein „Ehrgeiz strebe weniger danach zu befehlen“ als vielmehr „nicht zu gehorchen“ —, so kann man das ja als bedauerliche anarchistische Anwandlung abtun. Vielmehr aber fühlte Bismarck die Gefahr der Staatsmaschine für die Seele. Er wollte und konnte Deutschland weniger auf dem Wege der Staatskarriere als nach seinem „persönlichen Geschmac“ dienen. Ausdrücklich sagt er, er wisse für seine ordnungswidrigen Ansichten „keine Ursache anzuführen, außer“ diesen seinen „Geschmac“. So hatte unser größter Staatsmann zwar sein Leben lang für Kunst keine Zeit, aber Kunst im Leibe. Er hatte eine Seele. — Ich kann die Seele nicht für ein Privilegium des Genies erklären.

Es ist also unsere sittliche Pflicht, zu verlangen: die Bevormundung des schauenden, schaffenden und wertenden Wortes durch philologische Selbstbetrachtung und Bespiegelung, durch die Reflexion muß ein Ende haben. Diese dauernde Bedrohung aller Ursprünglichkeit des geistigen Lebens, der innersten Sprache ist für die Zukunft nicht mehr zu verantworten. Wie das wissenschaftliche Nachdenken ein Recht hat, nicht von jubringlichen Phantasmen gestört zu werden, so fordern wir die ewigen Menschenrechte des Dichterswortes in unserer Selbst-, Jugend- und Volks-erziehung. Es muß sich für Menschen wieder der geistige Mut von selbst verstehen, alles Gelernte und Gedachte seherisch hinter sich zu lassen und jenen Punkt der Lebensbewegung zu ergreifen, wo sich äußerlichste Reize und innerstes Gefühl am glücklichsten verbinden — weit, hoch, herrlich den Blick ins Leben hinein und noch über dieses Leben hinaus. Der tiefste und großartigste Lebensreiz, die stolze nackte Wahrheit des Seelenbildes, des Ideals, das uns bewegt — entsteht sie durch Beobachten, Vergleichen, Forschen? An den aufrichtigen Zug in der Sprache mancher Generale kann die Sprache germanistischer Geheimräte nicht heran. (Es ist nun einmal so.) Wohl aber spricht diese Aufrichtigkeit, noch größer, reiner, noch erschreckender, wenn man will, wenn sich Dichter frei geben.

Praktisch und nüchtern gesprochen heißt das alles: Sprechen und Schreiben, soweit sie nicht mit einem einzelnen Fach zusammenhängen, soweit sie nicht das Verständnis einer einzelnen Sache, des Maschinenbaues, der Inschriftenkunde, der Zahnheilkunde oder sonst einer Wissenschaft voraussetzen, Sprechen und Schreiben, soweit sie Aussprache gesammelter und ganzer Lebensbewegung sind, sind Dichtung. Also sind Dichternaturen die Sachverständigen, die Meister und Lehrer unserer Sprache. Daß sie sich in unserem gegenwärtigen Erziehungswesen wenig wohl fühlen, auch kaum geschätzt machen würden, gebe ich gern zu: sie haben ihm zu lange gefehlt. Aber nicht nur der einzige Goethe war ein Freund der Jugend und der Kindheit, ein großartig ehrlicher Mäkler

zwischen der Frische der ersten Lebenshälfte und der Erfahrung der zweiten, nicht nur Gottfried Keller, den die Züricher ja statt zum Staatschreiber beinahe zum Erziehungsleiter gemacht hätten, sondern viele andere Dichter und noch mehr dichterische Naturen waren auch pädagogische Naturen, wie umgekehrt das Genie Pestalozzi auch ein Dichter war.

Wer uns nun noch den Einwand macht, die ernste germanistische Wissenschaft wolle doch nichts anderes als redlich mit der Dichtung zusammenwirken, dem können wir es nur geduldig — recht langsam — sagen und wiederholen: Dichter erforschen und die Ergebnisse aussprechen ist etwas wesentlich anderes, als was die Dichter selbst lehren, nämlich durch das glückliche Wort das Leben zu werten. Darum sprechen und schreiben die Germanisten auch nicht wesentlich besser, nicht begeisternder und auch nicht logisch gewinnender als die anderen geistigen Berufe — es kann von ihnen nicht verlangt werden. Philologie hat die selbständige, wissenschaftliche Aufgabe, dem Ganzen des Lebens, der Kulturpolitik, der Schuleinrichtung die Zusammenhänge der Sprache mit dem übrigen Leben zu zeigen — aber das Schaffen und Hegen der Sprache fällt damit so wenig zusammen, wie etwa die Erforschung des Geschlechtlichen mit der Zeugung. Sprachtechnik, Ansätze einer Lehre vom Sprachgebrauch zu bestimmten Zwecken, wie das geplante „Auslands-“, das „Kolonialdeutsch“, Fachsprachen, die sich so nach dem Gesetz der wissenschaftlichen Arbeitsteilung abspalten werden, gehen auch nur den Fachmenschen an, der sie benützt. Die menschliche Verdichtung dieser künftigen Technik kann nur wieder in einer künftigen Dichtersprache, in außerwissenschaftlicher Schau und Wahl des Wortes geschehen. Darum wollen so verschiedene Typen wie Wilh. Ostwald und Joh. R. Becher die Zukunftssprache schaffen. Mögen zukünftige Germanisten in der kommenden deutschen Volkskunde zwischen der strengen wissenschaftlichen Erkenntnis von Gesetzen und der freien künstlerischen Erschaffung von Werten philosophisch vermitteln und große Germanisten, denen kein Spezialistentum nachhängt, Berater Deutschlands, die Lehrer unserer geistigen Gesundheit werden; dann wird diese deutsche Volkskunde an der Hochschule das beliebteste Fach und mag Zwangsfach, Pflichtfach an allen anderen Schulen sein. Der Entwurf der Ideale, die Aussprache der Werte aber muß an allen Schulen der Freiheit und der Liebe überlassen, muß wahlfrei sein. Schon um allen und jeden Gewissenszwang auch in den verstecktesten und noch kindlichen Formen auszuschließen, die Gelegenheit zur Aussprache muß geschützt sein, nicht dieses oder jenes Ideal patentiert und privilegiert. Nur durch die Sammelbecken freier Gelegenheiten können die wahren Quellen der Sprache treu gefaßt werden, so daß sie das Ganze unseres Lebens zu speisen vermögen. Auch die Lehrer jener Gesundheitslehre des deutschen Geistes

werden deutscher Jugend und deutschem Volk nur so weit zu Herzen sprechen, als sie ein Stück Dichter in sich haben. Nur das Dichtermort, das im Gefühl der Welt den Augenblick erfäßt, schafft die vaterländische Wirklichkeit zum tiefgefühlten Wert. Fehlen aber in unserem ganzen Erziehungswesen — auch an der Hochschule — bisher die äußeren Gelegenheiten, die Dichtern und Dichternaturen die Berührung mit einander schaffen, so wird auch die „Deutschkunde“ die deutsche Sendung im kümmerlichen Deutsch der Handbücher und einigen abgestandenen Begeisterungsformeln verkünden — die „Priester des Deutschtums“, wie die kommenden Lehrer der „Deutschkunde“ leider schon genannt worden sind, würden den Elßässern und den Völkern des Ostens den deutschen Gott zu beweisen suchen und am Ende der Beweise wären sie auch am Ende ihrer Seele und bei der Polizei angelangt. — Der Kampf würde ähnlich dem geführt, der die Seele der deutschen Jugend und des deutschen Volkes vom Gift der Schundliteratur befreien will. Ich habe beobachten müssen, wie sich eine dumpfe Feindschaft erschreckend vieler Lehrer in aller Unschuld gegen das „Szenische“, das „Interessante“, das Aufregende“ überhaupt richtet, mit anderen Worten gegen Aschylus wie Dostojewski, gegen den Dichter im Menschen, gegen alles, was Jugend und Volk seelisch mitreißt, aber im verschulten Menschen nur einen geschwächten und übellaunigen Sinn reizt. Es ist derselbe Geist, aus dem die Bühnensensur vor Ausschweifungen des Geistes schützen will, indem sie ihn entmannt. Das ist freilich gründlich; besser wäre es, wenn ein wissenschaftliches Buch über Schundliteratur (im weitesten Sinn) einmal mit der wissenschaftlichen Unbefangenheit die unbeschreibliche Vergeudung geistiger Volkskräfte aufdecken wollte, die in der ausschließlichen Kultur der Wissenschaft selbst liegt. Jene rohe Stelle im alten Volksbuch, wo der Junge gelehrt werden muß, aber den „Doktor“ nicht halten kann, der ihm eingegeben worden ist — „da liegt der Doktor“ — hat leider viel Sinn. Unser Volk, das die Gotik auf die Höhe führte, wurde um die freie deutsche Aussprache feines inneren Dichtertums getäuscht, durch den „Doktor“, der es phantasielos aber eingebildet schulmeisterle. Die Sprache des Volkes wurde eine Manifestation der Roheit gegen die Verbildung. Wenn die Schundliteraturdissertation erscheint, sieht sich die Leiche in den Spiegel.

„So schlimm ist es nicht“ — Ihr Herren, wir tüfteln hier nicht um die Schattierungen zwischen schwarz und rosig sehen. Ein Abel, dem Vorteile abgewonnen werden, wird chronisch und doppelt rüdisch. Ich habe hier einige handgreifliche Begriffe, die als solche Gemeingut sein könnten, überdeutlich auseinandergesetzt. Der Riß in der Sprache unseres Volkes ist unleugbar. Wenn jetzt der General Gröner sein berühmtes „Ein

Hundsfoß" zu den streikenden Rüstungsarbeitern spricht oder wenn O. Crusius, Altphilologe, Geheimrat und Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften mit seinem Reservistenlied wirklich unter die Soldaten bringt, so sind das Zeichen, daß unsere sozialen Klassen, deren Erlösung aus materieller Starrheit Rathenau so ergreifend lehrt, miteinander reden möchten. Soll es zu solcher ehrlicher Aussprache kommen, so muß auch unsere Schule der Sprache — in der wir doch soviel Zeit zubringen — das ihre tun und muß vor allem einmal den Mut zum sittlichen Urteil über die eigenen Grundlagen haben. Die Schule der Sprache ist eine sittliche Frage. Vor einem Jahr habe ich (in der „Frankfurter Zeitung“ 1916 Nr. 246 „Sprachgeist und Schule“) darauf aufmerksam gemacht, daß die Lehrpläne für Deutsch der deutschen höheren Lehranstalten immer wieder in der allertraurigsten unfruchtbarsten Büro-sprache herausgegeben werden. Daraus, daß sie hingenommen werden, habe ich geschlossen, daß der ganze Kreis der Personen, die die Schule der Sprache bestimmen, von Gleichgültigkeit gegen die Sprache beherrscht sei und eine Erneuerung an Haupt und Gliedern brauche. Die Ministerialbeamten, bei denen die erste Anordnung und letzte Entscheidung liegt, die Mittelschullehrer, die sich der Vorschriften oder Ratschläge bedienen oder bedienen sollen, die Hochschulgermanisten, die eine Verantwortung schon deshalb nicht ablehnen können, weil sie die Lehrer der Mittelschullehrer sind, alle tragen wir Schuld, daß das zarteste und feinsten Werkzeug des deutschen Geistes so mißbraucht wurde. Oder ist der Fall nur ein bedauerlicher Einzelfall, beweist er nichts über sich hinaus, deutet er nicht um sich? Freilich, wenn diese Lehrpläne nicht ernster zu nehmen sind als irgendeine beiläufige, über sich selbst verdrießliche Verordnung — nun dann mag man die größten Schulschnitzer bei nächster Gelegenheit tilgen und sich im übrigen bei der Erklärung beruhigen, die mir ein hochstehender Herr gab: „Es gibt Dinge, die von der Natur papieren sind, zum Beispiel Schulordnungen“. Die Achtung, die ich von Ihnen hege, mein Herr, läßt mich mein Gefühl noch einmal prüfen: Der Staat unternimmt es die Hygiene der Sprache durchzusetzen. (So messen wir die Schule gewiß an keiner verfliegenen Forderung.) Er erläßt zu dem Zweck ein — grundlegendes — Schutzgesetz. Wie? Und wenn er nun eben dabei das Leichengift der Papiersprache verbreitet, es verbreitet mit der ganzen, durchaus nicht papierenen Gewalt des Staates — so soll man darüber lächelnd wegsehen und weggehen? Soll daraus nicht den Schluß auf Reform an Haupt und Gliedern ziehen? Wie soll sich ein einfacher Verstand die schlechte Folgerung ausreden lassen? Wie würden wir über eine Frau urteilen, die sich ganz unmöglich anzöge und zugleich den Anspruch erhöhe, etwas für den guten Geschmack zu tun,

Schule zu machen, eine Vorschrift zu geben? Also kann ich auch, aus einfachsten sittlichen Begriffen, dem ernstesten Nachdenken über diese Lehrpläne und die Schule der Sprache nicht ausweichen.

So wenig, daß ich vielmehr sagen muß: Der Gehalt dieser Lehrpläne muß ihrer Sprache entsprechen, eben weil Stil keine Wortgewandtheit oder Wortungsgewandtheit ist, sondern eine Denkart. Wie soll denn jemand, der selbst mit der Sprache nicht lebt, eine lebendige Schule der Sprache einrichten? Wieder kann man sagen hören, auch der Inhalt dieser papiernen Lehrpläne würde von niemand ernst genommen, der Lehrer könne sich ein gutes Stück Freiheit unter der Hand nehmen! Aber das ist unwürdig, ist falsch und laß gedacht. Weil der Staat nicht papieren ist — wir könnten es in diesen Jahren wissen — darum muß er verlangen (und verlangt es auch), daß der Lehrer im Geist strenger Staatsgesinnung verlässig sei. Der Staat soll dem Beamten, der sich verantwortet, Freiheit lassen, Freiheit auch im Wesentlichen, weil sonst kein lebendiger Fortschritt möglich ist; aber Klarheit muß darüber herrschen, was geschieht, sonst zerfällt aller Plan, alle Arbeitsteilung und Verbindung, die Organisation, der Staat. Wir Lehrer im Staat haben uns also keine Freiheit zu rauben oder gar zu stehlen, sondern wir haben sittlich zu verlangen, daß die Menschen, die bisher in der Sprache der Schule und der Schule der Sprache den Ton angaben, ihren Fleiß und guten Willen, die wir nicht leugnen, anderen Gebieten zuwenden. Um der Sache willen! Um der vielen ausgezeichneten jungen Menschen willen, die ihre kostbare Jugendzeit in der öffentlichen Schule zubringen und einst zu Deutschland sprechen und für Deutschland, wie um der Massen willen, in denen die Volkskraft flutet, der hundert Millionen im Reich, in Österreich, in der Schweiz. Es ist eine Lebensfrage des deutschen Geistes, daß uns der Frühling der Sprache im Frühling des Lebens heilig ist. Unser Erziehungswesen ist so jugendkräftig, daß es die mutige Ehrlichkeit haben kann, Verkehrtes gründlich zu bessern.

Eine lebendige Schule der Sprache aber kann auf folgende Weise entstehen: Zunächst müssen die Dichter den sittlichen Mut zu sich selbst haben und begreifen, daß sie eine große allgemeine und ihre eigene Sache zugleich zu verteidigen haben. Sie müssen zweitens die große wissenschaftliche Überlieferung achten, die Deutschland vor allem den Hochschulen verdankt. Und drittens müssen sie an diesen Hochschulen, an Stätten der freien Wissenschaft den Durchbruch des freien Dichtergeistes erreichen. Durch ihre Werke und den persönlichen Ruf, der von ihnen ausgeht, werden Dichter an den Hochschulen die Dichternaturen unter der Jugend um sich sammeln. Die Lebensfrage in diesem neuen „Seminar“ wird sein: Wie spricht mich das Leben an? Wie spreche ich mich darin aus?

Wir werden einander für Dichtungen zu gewinnen suchen, die uns aus der Seele sprechen; indem wir so für unser Seelenbild, für unsere Lebenswerte, Ideale, für das Schöne „werben“, reden wir auch lebendiger, aufrechter, gefühlswirksamer als sonst, wir reden als Dichter. Es entsteht zunächst im kleinen Kreis ein „Stil“; „deutsche Form“. Ein Geschmack, der vom Leben zu den Büchern kommt und geläutert, höher, strenger wieder Lebensart werden will. O, es ließe sich das alles leidenschaftlicher sagen; bitterer und zerstörender! In jedem Herzen, das einmal mitverstehend mit einem Dichter schlug, schlummert die Wahrheit über diese Dinge und kann geweckt werden. Ich frage jeden, ob er sich nicht an Augenblicke erinnert, in denen das Wort eines Dichters unter Freunden zündete. Laßt euch nicht einreden, diese kostbaren Augenblicke seien bloß Glück und Zufall; jede Sache hat Lebensbedingungen, die ihr günstig sind und andere, bei denen sie verkümmert. Das Ergebnis des wissenschaftlichen Umgangs mit den Dichtern ist ein verständiger und vorsichtiger Abstand: hier ist zu sehen Heinrich von Kleist, geendet durch Selbstmord, hier ruht Friedrich Hölderlin, gestorben in geistiger Umnachtung. „Jüngling merke dir beizeiten, Wenn sich Geist und Sinn erhebt, Daß die Muse zu begleiten, Doch zu leiten nicht versteht.“ Sehr richtig! Aber Bismarcks dem Reichstag zugeschleudertes „Die Politik ist eine Kunst, wie das Bildhauen oder das Malen“ gibt großartiger Richtung! Oder das „Veni creator spiritus!“ Alles Große ist gefährlich; soll es deshalb unterlassen werden? Verlangen wir also eine Schule, wo der Kampf gegen die bloße Verständigkeit der Mittelmäßigkeit durch die Dichter wirklich geführt, von Dichternaturen gelernt werden kann (er will gelernt sein), wo die aufrührende Kraft der Dichtersprache nicht sogleich im Reim abgerötet, zu irgendwelchen Kenntnissen herabgestimmt wird. Die Jugend unserer Zeit kämpft für eine körperlich und geistig jugendliche Lebensführung der Jugend und damit für die Verjüngung, die unserer Kultur so not tut und nicht dem ungeheueren Aderlaß eines Krieges überlassen bleiben kann. Sollen kühner und gläubiger Sinn, ungebrochene und unzersplitterte Gesinnung zukünftig nicht nur im Heer sondern in unserem ganzen Zusammenleben geschätzt und nicht mehr durch die Erziehung früh entwurzelt werden, so ist die Befreiung der Dichtersprache der erste große Schritt dieser Befreiung der Jugend im Menschen überhaupt. Der große freizügige Zusammenstrom der Jugend an den Hochschulen ergibt die Notwendigkeit und die Möglichkeit zugleich, auch die künstlerischen Kräfte über intime Zirkel hinaus zu führen. Was uns alles Beobachten und Forschen nicht geben kann, die frische, starke, lebenerregende Kraft, die wir Wert, Schönheit, Empfindung, Ideal oder wie sonst nennen, das kann unmöglich in dem Chaos des modernen Ver-

lehrt weiter auf tausend Zufälligkeiten der Berührung angewiesen sein. Ohne großen Stil seiner Kunst erfaßt kein Volk das Ideal seiner selbst. Wir erwarten also von der deutschen Hochschule, daß sie im stolzen Bewußtsein ihrer großen Vergangenheit und zielbewußt ihrer größeren Zukunft die hier entworfene hohe Schule der lebendigen Sprache neben der wissenschaftlichen deutschen Volkskunde nicht nur duldet, sondern fördert. Es geht nicht darum, daß einige Dozenten sich modernisieren und einen großen Zulauf mit den wissenschaftlichen Anforderungen und ihrer akademischen Laufbahn zu vereinigen suchen —, sondern die geistige Erzeugung des Schönen hat ein Recht auf eine eigene und ungeteilte Freistatt. Der pädagogische Eros! So viel Griechisch müßt ihr schon verstehen, die ihr es lehrt! Niemand soll uns jene Gewissensfragen verschleiern, die das neue „Seminar“ sittlich aufbauen: Werben hier Menschen für ihr besseres Selbst? Beschwören wir dazu die Geister der Meister? Lernen grundverschiedene Anschauungen hier einander verstehen und doch sicherer auf sich selbst stehen? Erleben es Widersprüche, daß sie dramatisch einander als Voraussetzungen einer dritten, höheren Anschauung erkennen? Jugend und Alter, Führer und Volk, Geist und Sinnlichkeit, Vernunft und der heilige Wahnsinn? Gibt es hier Streit ohne Haßverdummung, Schweigen ohne Mißtrauen, Ernst, der den Witz verträgt, die leidenschaftliche Liebe, durch das Wort geistiges Leben zu erwecken? Vielleicht — oder gewiß — wird das Leben in der neuen Form zu allererst seinen Rhythmus nur stammeln können. Ganz gewiß wird es sich empfehlen, alle Mache von Gefühlen, ebenso wie alle zwar ehrlichen, aber privaten Bekenntnisse im Keim zu töten und nichts zu Pflicht zu machen als schlichte Mitteilungen von Eindrücken: die Entdeckung, daß der Mensch Werte nur so weit in sich fruchtbar macht als er mit ihrer Hilfe sein Leben wertet, Dichtungen nur soweit als er sein persönliches Ideal in Worte fassen lernt, diese schlichte und weitreichende Entdeckung wird durch die Jugend dann rasch gemacht werden. Dann wird jedes unbeholfen ahnungsvolle, jedes einfältig geistreiche Wort, das im Gefühl der Welt den Augenblick erfaßt, in seinem echten Glanz nicht mehr bemäkelt werden können und wird der Keim für Größeres sein. Auch wer nüchtern denkt, auch wer allzu großen Ausblicken mißtraut, jeder, der nicht ganz verbildet ist, jeder, den nicht Privatinteressen bestechen, kommt immer wieder zu dem Schluß: Wir haben es nachgewiesen nötig, unsere Sprache besser zu können. Es ist nur in der Ordnung, wenn an deutschen hohen Schulen neben einer Literaturgeschichte von großer Übersicht und reichem Kenntnis auch dieses Können geschätzt und geachtet wird und daß es von der lebendigen Gegenwart derer ausgehe, die es darin zur Kunst bringen, also von Dichtern oder Dichternaturen.

Indem die Dichter zugleich die menschlichste, die verbindlichste, allgemeinst gültige Sache haben — jugendlicher und volkstümlicher als die Philosophen — rechtfertigt sich auch die Erwartung, daß aus lächerlichst geringem, leicht zerstörbarem, schutzbedürftigem Keim schließlich durch die Berührung, Verschmelzung, Vertiefung der „Dichterschulen“ der große vaterländische Stil entstehe. Der Geschmack, der nicht nur, nach Aristetenart, die Kunstwerke wählt, sondern sich durch die Kunst für eine Lebensart, für Ziele entscheidet.

Dabei mag die wissenschaftliche Umgebung an der Hochschule uns eine sehr strenge Zensur des Verstandes nahehalten, wir werden ihr nur dankbar sein. Ja es kann sogar nur dadurch eine große Kräfteverbindung unserer Geistesgeschichte glücklich eintreten: die Erkenntnis selbst, das strenge, wissenschaftliche Weltbild wird tiefer gefühlt werden, sobald sich die Gemütskräfte der Jugend im Umgang mit den Dichtern freier und stärker entfalten. Und nicht anders als gefühlt kann das wissenschaftliche Weltbild lebenswirksam werden. Warum üben vergangene Jahrhunderte, von denen wir durch die naturwissenschaftliche Technik schon so weit getrennt scheinen, in Staat und Gesellschaft oft noch so sinnlos Gewalt aus? Warum dient der Bürokratismus, der wirklich keine böswillige Erfindung unseres ganzen Volkes ist, vertrockneten Herzens immer nur den alten Zielen? Weil wir eben in unserer Bildung und Erziehung Ziele immer nur kritisch untersuchen und kaum schauen und schaffen. Weil die Wissenschaft selber als Lebenswert und Lebensgeschmack den Menschen nicht bewiesen, sondern weil sie immer nur durch Dichterkraft geliebt werden kann, ein Schicksal.

Ohne solche Dichterkraft würde die Wissenschaft auch in der Politik, würde die kommende Zusammenarbeit der allgemeinen Geschichtskunde mit der deutschen Volkskunde zu einer lebendigen Staatskunst nichts nützen; der schöpferische Staatsmann fände sich mit dem Ballast einer nur wägenden öffentlichen Meinung belastet, ohne den tragenden Schwung einer öffentlichen Meinung, die auch wagt. Bismarck hat ja, wie auch Goethe, vor der Kunst auch gewarnt, vor „Musik und Improvisation“ in der Politik, vor dem „Dichter“ als Staatsmann. Ich betone dies, denn unsere Sache hat ein demagogisches Zurechtmachen nicht nötig. Die Politik, die Kunst des Möglichen, ist nicht Kunst und nicht Wissenschaft, sie bleibt Tat, Wissen, Praxis, Politik. Aber sie bedarf der feurigen Seelenbilder, alles Agitatorischen und Lockenden, Spannenden und Werbenden, der geistigen Jagdlust ebenso wie der kühlen, hemmenden Jägerbedachtsamkeit. — Und so spricht jeder Grund dafür, Sprechen und Schreiben, die Bismarck ganz selbstverständlich aus der Dichtergabe ableitet, in unserer Erziehung Dichtern und Dichternaturen anzuvertrauen, so zweckmäßig wie die Mathematik Mathematikern.

Es ist bekannt, daß die jüngste Dichterschule, und zwar nicht etwa erst seit dem Krieg, politisch fühlt. Sie will sich nicht in ästhetischem Kreise abschließen, sondern stark ins Leben wirken. Auch der Dichter will, er will als Redner, Agitator, Prophet mindestens neben jener Art Politiker und Praktiker gelten, die über dem nächsten Gewinn im politischen Handelsgeschäft das Licht und die Wärme großer Gedanken aus dem Gesichtskreis und aus dem eigenen Herzen verlieren. Schon reißt diesen „Realpolitikern“ langsam das Schicksal zu veralten! Schon spottet unter der Jugend niemand mehr deshalb über die Männer von 1848, weil sie sich mit Büro- und Brutalpolitik nicht zufrieden gaben. Was hat Bismarck, der sie als „wissenschaftliche“ Doktrinaire bekämpfte, an ihnen so sehr gehaßt? Die Wissenschaft? Nein. Eine strenge kühle Wissenschaft von politischen Tatsachen hielten sie Bismarck gar nicht entgegen. Eine geschwächte Gemütskraft, die sich in ein paar allgemeinen Sätzen und in der Phraseologie einer übernommenen Rhetorik erschöpft, eine „Professoren“-Bildung, die sich „einbilder“, die „Politik sei eine Wissenschaft“ und sich zur Strafe für diese Geringschätzung des Seherischen selber mit Lieblingsvorurteilen verblenden muß — das macht den Doktrinar. Mit großartigem Instinkt hat sich Bismarck gerade im Kampf gegen die Doktrinaire zur Kunst, zum „Bildhauen und Malen“ bekannt (15. März 1884; 29. Januar 1885). Zur realen, Zug um Zug arbeitenden Verwirklichung eines im Geist Ruhenden, seiner Idee von Deutschland. Daß der Durchschnitsminister bescheiden sein muß, soll nicht verkannt werden. Doch wird er ohne Ideen, mit bloßer Büro- oder Brutalpolitik, nichts Fruchtbares schaffen. Ein Kultusminister vollends dürfte sich vor dem Vorwurf der Ideologie nicht fürchten. Er verbünde die Staatsgewalt mit der Dichtersprache und die deutschen Ziele werden nicht mehr von der Bürosprache der Erwägungen, von Ästhetengerede, von der rassenden Machtphrase mehr verwirrt als ausgesprochen werden. Der praktische Idealismus reißt in den Strom eines größeren Lebens und verjüngt. Versteht sich, daß auch die Dichternaturen wie die politischen immer wieder zu sich und ihrer eigensten Wirkung zurückkehren. Der Dichter, der sich statt von seiner schöpferischen Empfindung von irgend etwas anderem leiten ließe (der Tendenzschriftsteller hieß es einst grob), gäbe seine beste Wirkung preis: als das empfindlichste, aber auch unbestechlichste, freieste, mutigste Instrument zu „spielen“! Vor dreißig Jahren haben sich die naturalistischen Dichter im Wettstreit mit der Beobachtung verloren. Jene Richtung schämte sich vor der Wissenschaft. Heute schämen sich die Tasso vor den Antonio, die bestimmte Zwecke erreichen. Laßt sie ihnen und erreicht den euern — Lebenslust des Geistes! Glück ist die jederzeit notwendigste Erfindung! Das Grauenhafte des Lebens

kann nur durch mutige Empfindung besiegt werden, durch Glauben, Hoffen, Lieben, durch Gott.

Praktische Politik dagegen können die Dichter und Künstler nur eine verfolgen. Der eine bestimmte Zweck, den sie erreichen können, ist gerade, daß die Kunst als Kunst Geltung, Selbständigkeit und Freiheit im Lebensganzen genieße. Kleiner Stil in dieser Politik ist es, nur die einzelnen Mißgriffe der Zensur zu bekämpfen. Ein Zensor, der ahnungslos geistiges Leben zerstört, zieht aber seine schlechten Gründe aus dem Abgrund unserer kunstfremden und kunstfeindlichen Erziehung, die nicht als bloße Zeitvergeudung vorübergeht. Wenn ihr Dichter und Freunde des deutschen Geistes den Ernst dieser Lage begreift und von den Hochschulen aus, über ein Wahlfach für deutsche Sprache an den höheren Lehranstalten, bis zum Kindergarten die Sprache befreit, wenn ihr die Lehrer befreit, wo sie schon jetzt für die Befreiung der Sprache kämpfen, wenn ihr nur Lehrer des Deutschen duldet, die in jenem Verein an der Hochschule und im Umgang mit Kindern wenigstens nicht versagt haben — dann habt ihr etwas Großes getan und habt bis dahin genug zu tun. Schon die Einwände abzuwehren, daß sich Dichtergeist und geistige Jugendlichkeit nicht „prüfen“ lasse usw., die spöttische Vermutung, daß sich die Dichter für ein Staatskommissariat bedanken würden. Aber im großen Zug ihrer Fühlung mit Jugend und Volk werden sie auch einige einfache Zeugnisse gerne schreiben. (Viel besser, als wenn sie, wie oft genug bisher, sinnlos frönen.) Gewiß, man wird in einer künstlerischen Sache persönlich vertrauen müssen, so daß sich unter der Flagge des Persönlichen auch das Private einschleichen wird. Aber es gibt keine menschliche Einrichtung, die nicht mißbraucht werden könnte. Nur darf eine Einrichtung nicht wie die gegenwärtige Schule der Sprache schon in der Anlage ein Mißgriff sein.

Wenn unsere Jugend bei künftigen Lehrern die schlichte befreiende Aussprache kennen und lieben lernt — und damit auch das wahre Schweigen aus Ehrfurcht — so wird damit Größtes erreichbar. Nicht nur wird die Wissenschaft vom Menschen erst ein erlebtes, wirkames Wort werden, sondern zugleich wird in eben der großartigen Verstandeskultur der Neuzeit, in der Festlegung zwangsläufiger Denk- und Lebensbahnen, in der allgemeinen Schule „Deutsche Organisation“ der ursprüngliche, persönlich schaffende Fortschritt wenigstens geduldet sein. Indem sich die Künstler, die geistige Jugend der Menschheit und die Jugend von Fleisch und Blut verbinden, werden sie alle fest, bewußt, alt gewordene Entwicklung mit schöpferischer aus dem Geheimnis der Welt geschöpfter Freiheit zu neuen Zielen umwerten. So ist der tiefste Sinn des freien und wahren Wortes religiös. Ohne die Unbefangenheit, die im Wort den Augenblick

auf die Ewigkeit einzustellen wagt, ist die größere, das Wollen und Handeln darnach zu „richten“ — im Doppelsinn des Wortes — ist sittlicher Wille, Religion nicht denkbar.

Ich schließe mit einem persönlichen doch nichts weniger als privaten Bekenntnis: Ich war bisher Lehrer an der Mittelschule, an sechsklassigen Realschulen, deren Schüler, nur durch die gemeine Notdurft unter das gemeinsame Joch gezwungen, auch nur die äußerlichste Disziplin anerkennen oder keine. So wenigstens urteilten immer wieder meine Amtsgenossen und verurteilten damit meine Arbeit als ideologisch, als Selbsttäuschung: In dieser Umgebung das Ethos des künstlerischen Wortes, das aufrichtig wertende Wort zu erwecken. Die Kollegen hatten recht, insofern ich in kurzen Jahren einen guten Teil Gesundheit zugefetzt habe. Aber auch: In täglich neu aufgenommenem, mit jeder Nervenkraft geführtem Kampf gelang es, die Schule des lebendigen Wortes zu entbinden; eine reizvoll einfache, geistig bewegte Menschlichkeit. In den „Proben“, die diese 14–17 jährigen in der Schule geschrieben haben, (falls man den Nachweis wünscht) sind die geistigen Gesichter sichtbar: einige feine und kühne, viele unentschieden zwischen dem Guten und Schlechten, aber selbst die stumpfen, feigen, rohen von einer gewissen Gespanntheit wider Willen gehoben; vor allem nicht die sittliche Blindheit und das geistige Spielen des Schulaufsatzes, der verlegen und verlogen an der Schulsituation vorbeisieht — auf alle möglichen Ideale, die den lebendigen Schüler nicht im mindesten mit unbequemen Forderungen verpflichten! Ich finde es tief niederschlagend, wenn ein bekannter Gelehrter, den ich sehr hochachte, mir schreibt: So schlimm sei es an den höheren Lehranstalten wirklich nicht; neulich habe an mehreren Schulen eine Sprecherin, früher Schauspielerin, Dramen und Gedichte von des Aeschylus Persern bis zu modernen Sachen vorgelesen. „Die Lehrer waren sehr dankbar und die Schüler erst recht.“ Aber mein Herr, beweist das mehr als eine gelegentliche Duldsamkeit? Hat die Sprecherin im Zusammenleben von Lehrern und Schülern den Geist männlicher Aufrichtigkeit, das Ethos der Dichtersprache erweckt? Oder war es nur Kunstgenuß? Um so strenger empfinde ich die Verpflichtung, die Keime, die mir ihre Lebensfähigkeit unter den ungünstigsten Umständen erwiesen haben, in den Schuß der Hochschule zu retten. Dort kann „Schule“ gemacht werden. Bessere Männer als ich werden die Sache aufnehmen und die Jugend, der es vergönnt ist, noch unbeengt von Fach und Broterwerb leben zu lernen, wird dem strengen Idealismus die Sprache finden, mit dem sie dem Alter für seine materielle Hilfe am würdigsten dankt. Auch an den höheren Lehranstalten werden die Lehrer nicht mehr im Kampf für die freie Sprache einer sicheren, frühzeitigen Zermürbung und Zerstörung

entgegengehen, werden die Schüler ein geistiges junges Deutschland und eine geistige Wehrkraft begreifen und ahnen. Es ist nicht mehr möglich, die Jugend, die für das sinnliche Vaterland sterben durfte, vom Kampf für ein geistiges auszuschließen; es ist nicht möglich, daß Männer aus dem Felde ohne den tiefsten Entschluß heimkehren, die geistige Kleinarbeit ihres Berufes ebenso im großen Zusammenhang aufzufassen, wie Not, Blut, Schmutz in einem verlorenen Grabenkampf. Kein Dorfschullehrer, der die Befreiung der Sprache abzuwarten brauchte. (Er oder die Lehrerin legen Grund; wenn sie zur sinnlich-keimlichen Ursprünglichkeit den Mut haben.)

Ich habe den Zusammenhang entworfen, in dem die deutsche Sprache deutsche Lebensfrage werden wird. Es ist nicht meine Sache, zu zeigen, wie sich mit der Befreiung der Sprache in der Schule auch für das zweite große Organ der Aussprache, für die Presse, glückliche neue Möglichkeiten ergeben werden. Richtung gibt auch hier der Gedanke, daß die Sprache nicht nur ein wissenschaftlich gekanntes und technisch gekonntes Verständigungsmittel sei, vielmehr Aussprache unseres Liebsten und Höchsten, Entdeckung und Erfindung des Ideals. Wie unwürdig und falsch, wenn sich angebliche Männer des Wortes dazu hergeben, das Wort — grundsätzlich — herabzusetzen gegen die „Tat“, gegen das physisch Massenhafte. Ist nicht die Befreiung des Schriftstellers und der Presse vom Mammonismus eine Tat für heute und ewig? Und gab es nicht schon einige Menschen, die nichts „taten“, als daß sie als Lehrer der Menschen einige Gleichnisse aussprachen und ihre Lehre lebten und so die Weltsprache einer Religion ausgehen ließen, in die Völker und in die Jahrtausende?

Weltsprache also wird das Deutsche sein: Soweit deutsche Eltern ihren Kindern Platz schaffen; soweit die Deutschen durch freudige, stolze Jugenderinnerungen mit deutscher Schule und deutscher Sprache verbunden sind; und soweit unser Liebstes und Höchstes auch das Menschlichste auf Erden ist. Es ist der einzig mögliche Sinn, ist auf jeden Fall die nachträgliche Pflicht unserer Einsamkeit in der Welt, daß wir in uns auch die Menschheit verteidigen gegen das — Fraternalisieren.

Drei Demokratien

von Alfred Döblin .

Es ist ihnen gut gegangen, den Demokratien aller Länder, während dieses Krieges. Im Beginn brachen sie fast zusammen unter der Kriegswut, die fanatisch die Szene beherrschte; die wilde allgemeine Angst drückte sie an die Wand, verschüchtert, halb erstickt regten sie sich kaum. Jetzt singen sie ihr Klagelied, ihr Anklagelied, ihr Siegeslied, Millionen lauschen ihnen, Millionen stimmen ein.

Lloyd George ist ein großer Redner. Mit Neid gestehen wir es, denn bei uns erzeugt das politisch verkümmerte Volk keine urwüchsige Begabung wie diesen niedrig geborenen Mann; wozu auch reden? Und die regierenden Beamten schweigen; wozu auch reden? Fasner hütet sein Gold. Lloyd George setzt einfach und kühn Wort neben Wort; bei aller sprachlichen Schlichtheit entwickelt er außerordentliche Schlagkraft. Er sagt, um den deutschen Angriff auf Belgien zu skizzieren: „Man bricht in jemandes Haus ein, ermordet einige Bewohner, macht sich jeder Niedertracht schuldig und hält den Raum drei Jahre lang besetzt.“ Das ist so volkstümlich geäußert, daß man ohne weiteres den kräftigen, Essen und Trinken liebenden Mann auf der Tribüne zu sehen glaubt, den freien Platz mit der riesigen Menge, Luft und Wind erlebt. „Wir haben die gewaltige deutsche Armee unter die Erde getrieben und es muß eine große Erniedrigung für das deutsche Heer sein, daß es sich in Erblöchern verstecken muß; das ist Kaninchentaktik — die Völker sollen nicht wie sprachlose, umhergetriebene Tiere sein, die nach dem Willen von Herrschern die Besitzer wechseln; wir kämpfen für das Recht der Menschen auf ihr Menschentum und wir werden siegen.“ So einfach, so klar, fast naiv, so plausibel, daß der gemeine Verstand ohne weiteres zustimmen muß.

Und dann, dann ist es so nichtswürdig, so schmählisch, niederträchtig, so unwürdig des Sprechers einer großen Nation, daß man es schwer faßt. Es ist ja nicht nötig seine Sätze zu widerlegen, das Richtige an ihnen herauszuklauben; er biegt sich die Dinge für seinen Hausgebrauch zurecht. Ich frage nur, was er vorhat. Er kämpft, sagt er, für die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker — wir glauben zu wissen nicht für unsere — aber wie kommt es, daß er die Freiheit und Unabhängigkeit seines eigenen Volkes so wenig achtet, daß er derart mit ihm umspringt? Daß er so sichtbar für jeden Unbefangenen vor seinen zehntausend Hörern die Ketten schwingt und sie ihnen mit Schmeicheleien um die Brust bindet? Daß er sein Volk zwar nicht mit dem Schwert und mit Soldaten hinwirft, aber seine Mitbürger heimtückisch ihrer Vernunft beraubt und

unter Mißbrauch seiner großen Dialektik zu einem lächerlichen Bravo zwingt?

England hat es sich etwas kosten lassen frei zu sein; für diese Demokratie sind schon vor Jahrhunderten die Besten des Volkes in den Kerker geworfen worden und haben geblutet. Als in Deutschland noch die sieben ehrwürdigen Kurfürsten unter großem Gefolge und umständlich mit Reisigen und Karossen in Frankfurt einzogen, um ihren Kaiser, des Heiligen Römischen Reiches allzeit Mehrer, zu wählen, tobten auf der Insel Parlamentskämpfe; einen starken entschlossenen König, Karl den Stuart, der sich an der Verfassung vergrißen hatte, führten sie auf das Schafott, zu einer Zeit, wo Deutschland halb verblutet nur schlafen wollte und vor Schwäche nichts dagegen vermochte, wie man ihm rechts und links Stücke aus dem Fleisch schnitt. England war bald das Vorbild der nach Verfassung ringenden Völker, seine Staatsform das Paradigma geworden. Es ist in England etwas geschehen, damit in welthistorischen Augenblicken sich wirklich Demokratie erweisen kann. Und siehe: als der Augenblick gekommen war: die englische Geschichte eine Sache der Lehrbücher, eine Angelegenheit der Drucker; die englische Demokratie ein Ornament, eine Redewendung; von dem Blut der Enthaupteten, den furchtbaren Qualen der Eingekerkerten waren nur Sprüche, Drucktypen übrig geblieben.

Ich schauere vor diesem Abgrund von Bosheit und Verlogenheit. Ein Mann, der dies sagt, kann keine Spur von Respekt vor seinen Hörern haben. Dieser Mann bietet kein anderes Gefühl für sein Publikum auf, als entschlossene Verachtung; seine Anschauung über die Staatsdinge kann keine andere sein, als die des kerksten Autokraten. Wer so systematisch sein Volk verleitet, — denn es handelt sich nicht um Hohnworte heßender Art homerischer Helden, sondern um die rednerische Leistung eines höchst verantwortlichen Regierungsmannes, der die Führung hat, — kann nur innerlich lachen über den Witz, den er sich erlaubt, indem er vom Kampf für Freiheit redet. Wir sehen unsern Staatsbedienern scharf auf die Finger; wir haben so lange unsere Augen ferngehalten von den Professionells und ihrem Treiben, so daß sie glauben konnten, in einem Privatklub zu unserer Beglückung zu sitzen. Die Zeiten sind vorüber. Lloyd George macht uns nicht vertrauensfelliger, wenn er uns lockt. Er hält uns für Knechte: der Wolf sagt zum Lamm: „Ich will nur dein Bestes“, als er ihm den Kopf abriß. Lange Knechtschaft macht klug, und unsere Klugheit richtet sich auch gegen Sie, Herr George. Wenn ich sie anhöre, Herr George, den Prediger des Hasses und der Verachtung, möchte ich an aller Demokratie verzweifeln. Es ist entsetzlich zu denken, daß Tausende der ehrlichsten und begeistertsten Menschen gekochten haben für innere Freiheit, damit Sie

erstehen als eine Bremse, die das Volk stachelt, wie jene unglückliche Kuh, die Geliebte des Zeus, bis zum Wahnsinn gestachelt wurde, der sie bis an Rand der Welt führte. Dieses Schauspiel: während das heutige Rußland naiv nach der Freiheit greift und sich unter Qualen in ihr verzüngt, stellt sich in der Maske derselben Freiheit der Engländer hin, bellt seine höhnischen und lockenden Phrasen hinaus, verderbend. Was jetzt nicht nur in Rußland in tiefster Inbrunst erlebt wird, erfährt in dem Stammland der Demokratie eine so schmäbliche Travestie wie nur je fromme Gedanken. Diese britische Generation hat die Demokratie nicht gesucht; sie können gar nicht wissen, was das ist; es ist etwas anderes, als wir meinen. Sie haben eine Form gesucht, um die Welt zu beherrschen und ihre eigene Kraft fest zusammenzubinden für diese Aufgabe. Grausam kalt und versteckt mißbrauchen die ihre Stärke. Es ist ein Hohn, wie ihn die Welt nicht erlebt hat. Mögen sie von der Autokratie fremder Völker und ihrer eigenen Demokratie reden; wir können nur bitter sagen: es ist gesprungen wie gehüpft.

Die Rolle, die England in diesem Kriege spielen würde, war den Aufmerkamen seit Jahren in Umrissen klar; die Argumente, um daretwillen es sich zur Teilnahme und zu dieser Teilnahme entschloß, waren machtpolitischer Art wie die anderer Staaten. Wie ein Pfarrer, der seinen Dienst abhaspelt ohne Gedanken, den Gottesdienst, die Verehrung des Himmels, im schwarzen Talar, die Hände in der vorgeschriebenen Amtshaltung, das Gesicht in feierlicher Mimik, so trieben sie Demokratie und waren vulgäre Machtpolitiker. Die byzantinische Kaiserkrone ist zum alten Eisen geworfen, Talar und Moral ist Mode geworden; nur der Außenstehende läßt sich leimen. Ihnen behagt die Verwechselung mit dem, was wir auf dem Festland meinen. Sie meinen eine Verfassungsform, wir die Ausbreitung, das Ausblühen einer Menschlichkeit, einer sich wandelnden Menschlichkeit in die Verfassung hinein. Sie meinen Sicherung, Zentrierung, Stabilisierung der Gewalt, wir den Sieg der rastlos drängenden, aus der Tiefe aufquellenden Humanität über die Physik. Wir brauchen keine englischen Staatsformen und können doch demokratischer sein als irgendein Land. Die deutsche Demokratie von 1848 hat sich einen Kaiser gewählt. So zurückgeblieben auf dem Wege dieser Menschlichkeit wie das England des Lloyd George ist keine zweite Nation. Solange diese Männer und solche Gesinnung drüben herrschen, werden wir zu keinem wahrhaften inneren Frieden mit ihnen kommen, und nicht zur Revanche müssen wir zu dem „Danke schön“ für die freundliche Einladung zu ihrer Demokratie ihnen sagen: nehmt diese Männer weg, sie sind giftig, sie verderben die Atmosphäre Europas. Ringt jetzt nicht die ganze Welt danach, Vertrauen wiederzufinden? Ist nicht alle Luft stückig, mit einem

beizenden Gas erfüllt? Die europäischen Herren, die das vorjährige Friedensangebot des Kaisers hoffnungsstroh zurückwiesen, wußten nicht, was vorlag: sie kannten nicht die Ergriffenheit, aus der das Angebot geboten war; sie waren nicht reif dazu. Es sind nicht die Opfer, die wir gebracht haben, die Entbehrungen, die wir dulden und dulden werden, der Hochmut des Siegers, die Furcht vor der baldigen Niederlage; es ist der Schauer: „genug, genug“, der sich die Hände vor das Gesicht schlägt. Schrecklich hat die Natur gehaust, schrecklich haben wir ihr gefront. Bald werden alle Länder in Blut ertrunken sein, aus denen Goethe, Shakespeare, Molière, Dante, Tolstoi hervorgegangen sind. Soweit noch die Stimme der alten Kultur, die zu Grabe getragen werden soll, in uns lebendig ist, sagen wir: es soll genug sein. Wir werden nie den entsetzlichen Hohn verhindern können, der zu uns herüber geklungen ist, und der an das mißtrauische freche Lächeln von Verbrechern erinnert, denen man verzeihen will und die in ihrer Verworfenheit nur glauben, man wolle sie betrügen. Nein, wir haben nicht Friedenssehnsucht in Deutschland, weil wir besiegt sind.

Oh sie kennen uns noch nicht, noch immer nicht, wie ihre Psychologie überhaupt so unsäglich flach ist. Wenn wir im Beginn einer Niederlage stehen und man will das Reich zersstückeln oder grundsätzlich zugrunde richten, so werden sie ein anderes Bild sehen. Jede Stimme muß verstummen, die auch nur ein Wort äußert, das nicht Krieg ist. Verflucht soll der sein, der das Wort Frieden dann in den Mund nimmt. Sie haben uns gefürchtet bei dem Einmarsch in Belgien, dem Vormarsch durch Frankreich, der Schreckensruf „Ulanen“, „Hunnen“, „Barbaren“ ist ertönt, die Angst wußte sich nicht zu sättigen. Nichts ist dies und soll es sein von dem Augenblick an, wo man uns an die Kehle will. Wir werden Ruhe, absolute Ruhe im Innern haben, unsere lärmenden Strudelköpfe werden wir in die Keller gesperrt haben, wohin sie gehören. Wir werden augenblicklich frei von ihnen sein. Wir versprechen, wir werden selbst in unseren Reihen, in den Häusern, auf den Straßen diejenigen massakrieren, die nur einen Hauch von Friedensgesinnung dann äußern. Uns wird kein Hunger schlapp machen; das triumphierende Gesicht der Welschen, das Gejauchz der Senegalneger, die man gegen uns aufbietet, die heiseren Rufe des Briten halten uns bei Besinnung. Glauben die Franzosen, es wäre nur eine Eigenheit des französischen Ingeniums, Niederlagen nicht anzuerkennen? Nach dem graufigen Zusammenbruch bei Sedan noch einen Orleansfeldzug, Frankfurterkriege ohne Ende zu führen? Und wenn wir für einen Augenblick, ein halbes Jahrzehnt, ein ganzes Jahrzehnt pausieren: der Teutoburger Wald liegt in Deutschland, im Herzen Deutschlands; von der Hermannschlacht lernen unsere Kinder;

mögt ihr Geduld mit uns haben. Mögt ihr auf uns warten solche sieben Jahre wie von 1806—1813; es wird sich das alte Lied wieder erfüllen: mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen. Wenn sich die deutsche Niederlage zeigen sollte, so werden die Herren sehen, was sie sich groß gezüchtet haben; in dem Schlund dieses Feuers wird mit ihnen die ganze Welt verfrauchen. So redet ein Freund des Friedens, kein Nationalist, einer, der den Druck der überlebten versteinerten Formen erfahren hat, so redet nicht Linie Potsdam, sondern Linie Weimar. Sagen die drüben: Ihr habt diesen Krieg nicht weiter zu führen, den eure inneren Feinde angestiftet haben, so sollen diese verächtlichen Füchse schweigen; denn der Krieg ist nicht angerichtet worden, damit sie sich an uns satt fressen. Bitter ist es so zu reden, aber das Bitterste und Schmerzliche ist es, daß niemand so Hindernis des Friedens ist wie die Demokratie, die Pseudodemokratie unserer jetzigen Feinde. Seien die Herren gewarnt. Wenn wir im Begriff sind, in unserem Haus aufzuräumen, so überhören wir doch nicht die Schüsse gegen unsere Türen, die Artstiche gegen unsere Fensterläden. Uns betrügt keiner mehr; in diesem Brunnen ist schon manches Kind ertrunken.

Im Namen dieser apokryphen Demokratie wird Elsaß-Lothringen Deutschland abgefordert; es kommt auf die Signierung des Appetits nicht an. Ich kann nicht umhin, das Verlangen nach Wiedergabe eine glatte Albernheit zu nennen. Es ist verständlich, daß der Verlust von Elsaß-Lothringen im Kriege 1870 Frankreich erbittert hat, aber nicht wir waren schuld an seiner Niederlage; es hat Frankreich 1870 freigestanden zu siegen. Wozu also der Lärm? Man wird nicht behaupten, daß der liebe Gott den Grenzstreifen Elsaß-Lothringen französisch erschaffen hat. Revanche stand Frankreich frei auch jetzt; sie ist ihm nicht gelungen, im Gegenteil, nicht den halben Arm Deutschlands hat es niederschlagen können. Jedoch den Ruhm hat es der bewundernswerten Tapferkeit; die Erinnerung an die alte Niederlage hat es verlöschet für seine heranwachsende Jugend, dieser Schatten ist von ihm genommen; diese Revanche ist ihm geglückt. Aber welch erbärmliches Schauspiel jetzt dies klägliche Keifen nach dem Preis des wirklichen riesengroßen Sieges, während man schon blaß an der Wand steht, Hilfe über Hilfe erbitten muß, mehr einen Arzt als eine Rüstung braucht. Ist dies Frankreichs würdig? Das Land hat die klarsten empirischen Köpfe, die sachlichsten Beobachter und Beschreiber hervorgebracht. Es hat die große Revolution gemacht, in der die Vernunft Göttin wurde, im Tempel verehrt wurde, und die Intelligenz sollte jetzt nicht soviel Kraft besitzen, um Albernheiten zu verhindern? Die französische Intelligenz sollte im Ernst in diesem Augenblicke, der nicht hinter denen der großen Revolution an Bedeutung zurücksteht, imperialistisch verblödet sein wie der und jener? Wir

wissen genau, was es ist, daß Frankreich Elsaß-Vorbringen fordern heißt. Ihnen ist die Provinz nur ein Symbol, für die genommene Rache! Aber uns für die Niederlage. Und das sind zwei Seiten. Und hier gibt es keinen Disput. Und weiter: Elsaß-Vorbringen, das scheinen die Franzosen nicht zu wissen, ist für Deutschland mehr als ein Land unter anderen: es ist das neugeeinigte Deutschland. An Elsaß hängt Deutschland mit ganzer Liebe. Wie deutsch das elßässische Land ist, weiß jeder gebildete Franzose. Daß ein früheres, planloses, bald heftiges, bald laues Regiment uns hier keine Sympathien gewonnen hat, ändert an der Sache nichts; man läßt sich auch ein Kind nicht rauben, wenn es uns haßt. Der Deutsche hat das Empfinden und wird es immer behalten, daß wir das Elsaß zu uns zurückgenommen haben. Wo sind jetzt, wo denken die alten revolutionären Kräfte Frankreichs? Ihr lacht über uns, daß wir keine Revolution machen können; man habe Verständnis für uns, wir bedürfen nicht des Treibhauses der Revolution, unsere Apfel reifen in freierer Luft, unser Tempo ist anders als das gallische. Aber ihr entartete, erkaltete Entel, so heilt euch erst selbst! Ihr reif für jede Autokratie!

Als der Krieg auf eine gewisse Höhe gekommen war, erschien Amerika auf dem Plan. Die ungeheuren Forderungen, die Geschichte und Vorgeschichte des Krieges stellte, schienen einen Leib gewonnen zu haben, ein Gehirn, Schwert, als das Phänomen Amerika sich am Horizont zeigte. Dieses Land war unabhängig, stolz, reich. Es wäre unglaublich gewesen, wenn der Kolos nicht mit ergriffen worden wäre von der abenteuerlichen allgemein reisenden Bewegung. An den Fett- und Fleischstücken der halben Welt labte er sich jahrelang; gemästet fand er kaum Zeit sich den Mund zu wischen; die Hypertrophie aller Organe trieb ihn unwiderstehlich sich zu erheben, irgendwie zuzugreifen mit den geschwellenen Pranken. Als Richter und Büttel trat Amerika auf, sein Urteil gegen den Bund der Mittelmächte. Wofern Amerika ein unabhängiger Richter ist, wären wir verrückt, wenn wir das Urteil nicht annähmen. Aber diese Demokratie von dem schwersten Machtkaliber, die sich ungestört entwickeln konnte, versagte beim ersten Schritt, erwies sich sofort verständnislos für das Urproblem des Krieges, seinen Ausgangs- und Angelpunkt, für die ungeheure Not und völlige Hilflosigkeit eines spät geborenen Riesen, der die Fideikomisse der Welt besetzt sieht. Wie leicht ist es, die brüsten Bewegungen dieses eifersüchtig bewachten jungen Tolpatsches moralisch zu degradieren; mers besitzt, hat die Moral für sich; der Hungerige ist immer der Rebelle, der Räuber, der Zerschläger; das ist alte konservative Taktik. Und schlau ist dieser junge Zölpel gar nicht, alles mißlingt ihm. Die andere Seite hat in langen Jahren nichts gesehen als sich, raffte, als stünde der Weltuntergang bevor, und als müßte, müßte es andere reizen. Sie warfen kaum einen halben

Blick auf das peinlich wuchernde Deutschland, und nun folgte der Irrtum, der Grundfehler, das Verbrechen; sie sagten: „Wir lassen ihn herankommen, den Fölpel; er ist kriegerisch, wild, wir werden uns um ihn nicht kümmern. Wir werden ihn niederhalten. Er wird es nicht wagen so bald zu kommen.“ Der Grundfehler! Das Verbrechen! Hier hätten sie sehen müssen, — wosern sie es zu keinem Krieg kommen lassen wollten, — dies wird ein gefährlicher Feind, dieses Land starrt schon von Waffen; wir müssen abwiegeln. Urteilen die Herren von drüben nach dem dreijährigen Krieg: war Deutschlands damalige Stellung in der Welt angemessen seinen jetzt entwickelten Kräften, etwa im Vergleich mit Frankreich, nach dem Grundsatz jener Gerechtigkeit, die sie so viel anrufen? Aber ihr habt diese Ungeheuerlichkeit von Kraft nicht erwartet? Der Irrtum, euer furchtbarer unsühnbarer Irrtum! Es war ihre Pflicht, Sache der Gerechtigkeit, des kalten Bluts und der Umsicht, uns zu entwaffnen. Unser Heer, unsre Flotte wuchs, und doch kein Zeichen von Verständnis, doch nichts als weitere Entfernung in die Opposition und zähnebeißende Feindseligkeit. Ein Wettrennen arrangiert — Irrsinn über Irrsinn —, als wenn es in Deutschland irgend jemandem darauf ankam, andere zu besiegen, als vielmehr auf die Demonstration für Augen und Nerven: so stark sind wir. Unsere Import- und Exportzahlen, unsere Fabrikziffern, unser Nationalvermögen beweisen euch nichts: vielleicht beweisen es euch die Zahlen unserer Schiffe, Soldaten und Kanonen. Und schrecklich, nicht einmal das; sie müssen es gänzlich und völlig beweisen, mit Schlagen, Schießen und Vernichten; diese vorsintflutlichen Handgreiflichkeiten müssen Kulturvölker des zwanzigsten Jahrhunderts über den Stand ihrer Kräfte und Potenzen aufklären. Über den Stand ihrer geistigen Reise, bemessen an der Fähigkeit, bessere, stärkere Explosivstoffe, Gase zu produzieren; ja daran bemessen und an nichts anderem. So will es die Welt, die die Weisheit des Konfuzius, Platons, der Bibel auf dem Buckel, aber auch nur auf dem Buckel hat. Diese Schuld liegt nicht an uns; so urteilten — das sanfte Wort Urteil — englische Diplomaten und Staatsmänner, die Elite ihrer Clique, die im sogenannt politischen Betriebe aufgewachsen sind wie slowakische Zungen im Dreck. Sollen wir nicht schreien, daß überall in der Welt alles auf Deck muß, was seiner Sinne mächtig ist, und die Klügsten und Herzlichsten voran, damit die aufscheuenden Stimmen sich vertausendfachen, damit die Weisheit nicht in Büchern bleibt, sondern beseelt, befruchtet und befehlt? Damit nicht um elementarer Dummheiten und seelischer Schlechtigkeit willen die Entwicklung der Humanität, das ist der Menschenart, dazu der feinsten und teuersten Leben gefährdet wird?

Dann warf sich Deutschland über Belgien. Das zugweit hat den

Richter kopfscheu gemacht. Zugweit urteilt Amerika flach. Belgien hat den gleichen Fehler gemacht wie seine späteren Freunde. Es mußte seit Jahren den deutschen Operationsplan, begriff die Situation nicht, blieb gedankenlos stolz, zog nicht die notwendigen Schlüsse. Es hätte selbständig vorgehen sollen, sich lange orientieren müssen, denn es war im Augenblick gefährdeter als jeder andere. Es hüllte sich in den Mantel seiner Neutralität, sagte: mich geht dies nichts an, der Operationsplan besteht, aber ich bin neutral; der Vogel Strauß. Es hätte wissen müssen, daß es geschlagen und vernichtet werden könnte. Die Politik erforderte, daß es seine Lebensinteressen wahre; der Durchmarsch hätte bei Erkenntnis der Sachlage seiner Ehre und Selbständigkeit keinen Eintrag getan. Der Baum biegt sich unter dem Sturm, wenn auch mit Ächzen; biegt er sich nicht, zerbricht er. Aber es nahm sich hysterisch den Ehrbegriff der Weltmacht zum Vorbild, zog die großen Stiefeln an; ja sehe ich recht, so verdarb und verriet mit dieser eiteln Politik und gedankenlosen Unentschlossenheit und Unorientiertheit die belgische Regierung Land und Volk. Belgien mußte längst vorher den Schluß aus seiner unglücklichen Lage am Wege ziehen; ein Stein am Wege ist nicht verpflichtet die Sperrmauer zu spielen. So kam es zu dem vielbejammerten Schauspiel der „Vergewaltigung eines schwachen Neutralen“, dem jetzigen Geschrei von Entschädigung; ja sollen denn Prämien auf Dummheit ausgesetzt werden? Schmerzlich mag das Schicksal Belgiens im Kriege gewesen sein und Teilnahme erwecken; aber man hat das Gefühl, es wäre überflüssig gewesen. Etwas weniger Großmäuligkeit und etwas mehr Vernunft hätte Belgien nicht geschadet.

Amerika, das mit dem Richterschwerte viel umjubelt als Zipfelfchen auf dem i der Anglofranken auf der Bildfläche erscheint, können wir so lange nicht als gerechten Richter gelten lassen, bis die Frage klar beantwortet ist: warum hat es Deutschland den Krieg erklärt, als Deutschland den amerikanischen Schiffen den Weg zum Zehnverbande verlegte, — und warum zwei Jahre vorher dem Engländer nicht, als er amerikanische Schiffe von Deutschland abspernte? Ob oben drüber auf dem Wasser weggetrieben, beim Widerstreben gefangen und gekapert, oder von unten torpediert nach genereller Warnung und lauteſter Androhung, bleibt Jacke wie Hose: Amerikas Handel unterdrückt, die Freiheit gebrochen. Und nun erscheint ihr, uns mit Waffengewalt zu humanen Kriegsmethoden, zu Demokratie und Frieden zu bringen. Ach lieſet ihr die Demokratie aus dem Spiel. Wir, wir ringen in unserem Land nach Demokratie; was sollen wir unseren inneren Gegnern sagen, wenn sie demonstrieren: so sieht eure Demokratie aus.

Wie der Feudalismus sich in den Tag unseres Lebens, in den hellen Tag hineinschleppt, lärmend, verrostet, gewalttätig, in den Tag der Autos

und Elektrizität, so tanzen in den drei Demokratien Gespenster und Masken an der Sonne. In England nennt sich Demokratie eine Einheit von Volk und Regierung, die nach außen sich nur manifestiert als das Streben nach der Seeherrschaft. In Frankreich Revanchelust und eine Böswilligkeit, die man mit eisernen Stangen totschlagen sollte. Amerika, ein Mammut an Kraft, schiebt sich fast automatisch in den Krieg, und zwar gegen uns, kaum mit mehr Grund, als weil nicht für uns; stolz ist es und übermütig.

Wer hätte Lust einen Finger nach Demokratie zu heben. Nein, aber dies alles ist kein Loblied des Zarentums. Und dennoch nicht. Das schwarze wallende Kleid der Büßerin braucht ein bußfertiges Gebet. Gott ist geschaffen, damit man zu ihm betet, nicht damit ihm Kirchen erbaut werden. Demokratie soll die natürliche Wohnung der Humanität sein. Wir werden nicht ermüden und wachsen im Drängen nach Gerechtigkeit, in der Entlarbung der Falschheit, des Hochmuts, in der Verachtung der Roheit, des Materialismus, in dem Gebrauch unserer unbestechbaren Vernunft und unseres Mutes. Es ist klar, die Welt kommt nicht aus ohne dieses Drängen, ohne diese Verachtung und diesen Gebrauch. Wir stehen vor einem Fiasko der schrankenlosen Vaterländerei. In ungeheuren Wogen, jahrzehntelang hinter Dämmen aufgestaut brausen einfache Gefühle der Menschlichkeit aus den Herzen der Menschheit wieder über die Erde. Wer es gut mit sich meint, gehe dem Strom aus dem Wege oder schwimme mit ihm.

Und mögen die Herren von drüben gut hören: ja wir haben solchen Willen, daß wir uns von niemandem vergewaltigen noch betrügen lassen. Solchen wahrhaften Siegeswillen. Ist unser Volk schlecht organisiert gewesen, — vorbei ist vorbei. Wir werden vor jedes Gericht mit euch gehen, denn wir können es leicht wagen. Glaubt nicht, Demokratie, dieses geschändete Wort, sei ein Knüttel zwischen Deutschlands Beinen. Ist es euch um unsere Niederlage zu tun: ihr werdet kein Glück mit so verlogenen Trennungsmethoden haben. Es wird mir schwer, den wilden Ton anzuschlagen. Ein neuer Feind, nichts anderes, wird euch erstanden sein. Ihr freut euch, daß Potsdam versinkt: siehe da: Weimar, die unverwundliche lebenszeugende Menschlichkeit, die Todfeindin erloschener Formen und Phrasen lebt, regt sich, auch gegen euch, regt sich, die Köpfe dieser Hydra werdet ihr nicht abschlagen.

R u n d s c h a u

Rufo Brentanos „Elsässer Erinnerungen“

Von E. Saenger

Man kennt ihn gut und nennt ihn oft, den verehrten Mann, der, wie sein Onkel Clemens und sein Bruder Franz, der Philosoph, nun auch in die Geschichte des deutschen Geistes gehört, in die Kapitel, die von seinen Gaben und Geschenken handeln. Heute führen seine „Elsässer Erinnerungen“ zu ihm hin (bei Erich Reiß, Berlin). Man ahnt, daß keineswegs das Interesse an der eigenen Vergangenheit den berühmten Gelehrten bewogen hat, dem allgemeinen Publikum Einsicht gerade jetzt in diesen Abschnitt seines Lebens zu gewähren.

Brentano lehrte als Nachfolger Gustav Schmollers seit dem Frühjahr 1882 an der Universität Straßburg. Er brachte, mit dem Romantikerblut seiner Ahnen, einen europäischen Horizont, eine lebendige und allem Formenhaften abholde Gelehrsamkeit in die uralte Stadt mit, beschwingt von dem Wunsch, unter deren französischem Firnis die alte deutsche Seele zu suchen und zwischen dem Linksrheinischen und dem Rechtsrheinischen Brücken zu bauen.

Die Wahl dieses Mannes schien darum besonders glücklich; sie weckte reine und wertvolle Erinnerungen. An der Persönlichkeit selber war jeder Zoll ein freier Mensch und ein freier Forscher. Unbürokratisch, weltmännisch, den unbefugten Übergriffen der Ämter durch Wig, Schlagfertigkeit und süddeutsches Unabhängigkeitsgefühl durchaus gewachsen, ein sprudelnder und Anregungen austreuender Lehrer: so trat der neue Professor sofort außer Reih und Glied. Er galt als der beste Kenner der englischen Arbeits- und Arbeiterverhältnisse. Er hatte als einer der ersten die These verfolgt, daß die englischen Gewerkvereine, die Arbeitergilden der Gegenwart, berufen seien, die schädlichen Auswüchse und die Anarchie des sogenannten freien Arbeitsvertrages und dessen kapitalistische Strahlen zu überwinden. Es ging damals die kathedersozialistische Welle über die deutschen Lehrstühle. Brentano gehörte zu den Männern, die zur Revi-

sion des Manchesterturns drängten; aber dem Staatssozialismus stellte er, der erste bewußte Sozialliberale in Deutschland, liberale Vorbehalte entgegen, an denen er bis auf diesen Tag festgehalten hat. Seine temperamentvolle Polemik hatte ihm viel Haß und viel Liebe gebracht. Schon in den siebziger Jahren war er für Einigungsämter und für Arbeiterversicherungen eingetreten; und mit objektiver Einsicht in die Wirtschaftsgesetze, oder was mit unzulässiger Verallgemeinerung so genannt wird, hatte er sich nie zufrieden gegeben. Sein aktivistischer Drang brauchte Imperative, und neben den Wirtschaftsforscher trat, vor allem seelisch, der Wirtschaftserbhiter und Politiker. Ja, seine Auffassung des Lehrauftrages ging noch darüber hinaus. Als Missionar des Deutschtums war er nach Straßburg gepilgert, — des Deutschtums, wie er es auffaßte.

In Straßburg regierte Statthalter Manteuffel, ein Grandseigneur alten Stiles, der im Gedankenkreise Friedrich Wilhelms IV. lebte, aber ganz ohne romantische Schrüllen seine patriarchalischen Herrschertugenden übte, wie wenn die Jahre 1789 und 1848 dem Gedächtnis der Sachen und Menschen entschwunden wären. Er konnte bestrickend liebenswürdig sein, er war gütig und wohlwollend wie ein menschenfreundlicher Gutsherr, er haßte den Aktenapparat, er war gänzlich unbürokratisch, aber es war doch unbeschreiblich naiv von ihm, zu glauben, man könnte ohne Grundsätze die schwierige Lage bewältigen.

In der Rede, mit der Bismarck die Annexion des Grenzgebiets begründete, hatte er sich die Frage vorgelegt, wie es gekommen sei, daß ein Land mit so kerndeutscher Bevölkerung sich so schnell habe verwelschen und verweslichen können. Wäre die Frage richtig beantwortet worden, so hätte man für die Behandlung der Elsäßer den grundsätzlichen Standpunkt gefunden. Leider geschah es nicht. Man betrieb vielmehr amtlich und außeramtlich die berühmte Notablenpolitik, d. h. man schmeichelte der bürgerlichen Oberklasse und dem hohen Klerus, man ließ sich die Wirtschafts- und die Arbeiterpolitik von dieser befangenen Stelle aus diktieren, man wollte nicht einsehen, daß der Weg zur Seele des elsässischen Volkes über die Bauern und Arbeiter führte, die nach Sprache, Sitte, Lebensart, religiösen Gebräuchen deutsch geblieben waren. Deutsch, nicht preußisch. Die Notablen und die obere und mittlere Bourgeoisie in den Städten waren französisiert, sie hatten seelisch, mit ihrem Geschmack und ihren Gelüsten, ihren Ort in Paris, von der innigen Verflechtung ihrer materiellen Interessen mit denen des Nachbarlandes ganz zu schweigen. Die Intelligenz, überhaupt jede Art von Begabung hatte dort Pflege, Beachtung und Förderung gefunden, gerade den deutschen Tugenden der Rasse mußte es in dem unruhigen gallischen Element leicht fallen,

Anker zu werfen. Und nun waren sämtliche Fäden durchschnitten, während die Masse des Volkes, die provinziell und süddeutsch-demokratisch geblieben war, trotz Manteuffel echt bürokratisch, sachlich, unpersönlich verwaltet und regiert wurde.

Bujo Brentano empfand sofort die schiefe Richtung dieser ganzen Politik und die groteske Unzulänglichkeit so eines Diktaturparagraphen, der im Grunde ja niemals die Bourgeoisie belästigte sondern verwertet wurde, um unbequemen Arbeitern an die Kehle zu springen. Er fand es unerträglich, daß das ihren Interessen feindliche Sozialistengesetz aber nicht die ihnen günstige deutsche Gewerbeordnung eingeführt wurde. Hier setzte seine Tätigkeit ein, zum Verdruß der Straßburger Bürokratie, die den patriarchalischen Bekundungen der Herren Dollfus und Grad Glauben schenkte und die elsässischen Arbeiter in der Obhut ihrer Fabrikanten für durchaus geborgen hielt. Der Antrag im Deutschen Reichstag, die Gewerbeordnung auch im Reichslande einzuführen, fand keine behördliche Unterstützung. Es genügte, daß Herr Engel-Dollfus erklärte, die elsässische Industrie könne, ohne ruiniert zu werden, nicht zweimal zahlen. Koalitionsfreiheit, Freizügigkeit der Arbeiter, Einigungsämter, Schiedsgerichte, kurz den ganzen sozialpolitischen Apparat, der uns so geläufig geworden ist und den Brentano für die Zwecke einer aufbauenden deutschen Politik im Reichsland verwertet sehen wollte, fand vor den manchesterlichen Herzen der oberelsässischen Großkapitalisten keine Gnade.

Da führte der Zufall dem Gelehrten den jungen Heinrich Hertner zu, einen typisch tüchtigen Deutschböhmen von ernstester sozialpolitischer Gesinnung. Ihn betraute er mit der Aufgabe, die oberelsässischen Arbeiterverhältnisse kritisch zu untersuchen. Das Resultat bestätigte Brentanos „Vorurteil“ und zeigte, wie sich Eigeninteresse und mit patriarchalischer Geste geübte Philanthropie wundervoll vertrügen — auch im industriereichen Oberelsaß, auch bei der vom Statthalter und der hohen Straßburger Bürokratie verhätschelten Bourgeoisie, die profitlich im Manchesterium, menschlich in Paris zu Hause war und zu Hause blieb.

Natürlich mußte diese Erkenntnis, überhaupt die ganze Tätigkeit des Gelehrten sehr bald Argwohn und Anstoß erregen. Es ging die Rede, daß er in der wunderschönen alten deutschen Stadt Straßburg eine Art Nebenregierung etabliert hätte. Es ist sehr amüsant, den Schilderungen dieses sich immer mehr zuspitzenden Verhältnisses im Büchlein nachzugehen. Man versuchte, ihn von der reichsländischen Stätte freier Meinungen wegzudrängen, wie es mit andern ganz bedeutenden Gelehrten der gleichen Hochschule geschehen war. Fürst Hohenlohe war zu schwach, um das vom Berliner Kultusministerium aus instrumentierte Treiben zu unterdrücken. Es war schon ein starkes Stück, daß man es gewagt hatte,

den Sinn des Hertnerschen Buches und die Tendenz von Brentanos politischer Überzeugung ins Gegenteil umzudeuten. Die deutsche Verwaltung war, als sie nach dem Elsaß kam, wie Hertner sich ausdrückte, „in das Hemd des französischen Präfekten“ geschlüpft und hatte die Begünstigungspolitik der Notabeln auf Kosten der breiten Masse des Volkes fortgeführt. Dagegen wurde protestiert; und es wurden die Wege aufgewiesen, auf denen die deutsch gebliebenen Seelen der Bauern und der Arbeiter wiederzugewinnen seien. In Berlin sagte man den Straßburger Professoren nach, sie seien sämtlich Republikaner (!) geworden und wünschten für das Elsaß eine möglichst bürokratische und demokratische Präfektenwirtschaft („Norddeutsche Allgemeine Zeitung“). Freilich hatte Hertner daran erinnert, daß der alte Friß ein roi des gueux gewesen und daß es die alte preußische Tradition gewesen sei, das Volk vor dem Übermut der Reichen und Mächtigen zu schützen (*debellare superbos*).

Nun die Summe dieser Erinnerungen. Brentano stellte fest: Die Elsässer hatten an den großen deutschen Erlebnissen seit 1870, an dem Aufschwung der Wissenschaft, der Technik, der Wirtschaft und der sozialpolitischen Sicherung des Massenlebens nur in geringem Maße teilgenommen; eine wirkliche Kulturgemeinschaft war nicht eingetreten; eine innige geistige und seelische Annäherung hatte nicht stattgefunden. Dagegen stand das große Erlebnis von 1789 unerschüttert in den Herzen dieser kerndeutschen Menschen. Das Wesentliche der Autonomie besitzen die Elsässer nun, aber es ist ihnen, auch nach Brentanos Empfindung, zu spät gegeben worden, zur Zeit nämlich, als der Revanchegedanke als Folge unserer verfehlten Außenpolitik allmächtig geworden war und die französischen Sympathien ins separatistische Fahrwasser trieb. Der kleinbürgerliche Demokratismus, der sich seit der großen Revolution im Westen entwickelt hat und auch die Wesenszüge des Elsässers bestimmt, konnte so die Gegensatzempfindung gegen preußische Art nicht überwinden; das wäre möglich geworden, wenn in dem führenden Staate Deutschland sich die innere Verwaltung demokratisiert hätte und jede Maßregel im Elsaß in ihrer Wirkung auf die Bauern, die Arbeiter, die Schwachen und Bedrängten berechnet worden wäre. Trotzdem glaubt Brentano, daß noch heute für die Masse des elsässischen Volkes das Bekenntnis gilt, welches der berühmte elsässische Gelehrte Eduard Reuß 1836 hat drucken lassen: „Wir reden deutsch, heißt nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und deutsches Gemüt bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen.“ Bekenntnisse dieser Art sind vor der Annexion und dann wieder

bis in die letzte Zeit hinein von katholischer, protestantischer, auch von großbürgerlicher Seite wiederholt worden. Einen Anschluß an Preußen, das für alle Regungen der elsässischen Intelligenz, für alle bürgerlichen und geistigen Strebsamkeiten einen großen und aufnahmefähigen Markt und Sammelplatz geboten hätte, wird man unter gegenwärtigen Umständen natürlich nicht befürworten wollen. So bleibt nur der eine Weg offen, die bisherigen Reichslande zum Range und zur Würde eines „suveränen“ Bundesstaates zu erheben, etwa in der Form einer hanseatischen Republik. Die Erklärungen, welche im Juni des verflossenen Jahres der Präsident des Straßburger Landtages abgegeben hat, scheinen die Wünschbarkeit dieses Ausweges zu bestätigen. Ein Plebiszit, an das freundliche Europäer denken mögen, würde die Verwirrung nur verewigen. Darin hat Brentano durchaus recht. Von den sechzig Wahlkreisen zur zweiten Kammer des Landtages würde der eine sich für, der andere gegen die Annexion aussprechen, und wir kämen so zur Anarchie eines Gesprenkels gegeneinander wollender Landeskinder, von denen im Jahre 1910 immerhin 1874014 Einwohner die deutsche Sprache und nur 204262 das Französische als ihre Muttersprache angaben.

Vielleicht sind diese „Elsässer Erinnerungen“ Brentanos nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Zusammenhange eines großen Lebensberichtes. Er könnte uns wichtig und nützlich werden. Seine englischen Erlebnisse reichen zum Teil tief in seine Jugend zurück, in ihnen muß sich der öffentliche und private Geist des Inselvolkes so rein spiegeln, wie es im Gehirn eines einzelnen irgend möglich ist; mit ihrer Veröffentlichung hülfte er das widerliche feuilletonistische Geflüster und Geflunker abwehren, das uns tötet.

Neue Lyrik

von Oskar Loerke

Die Worte eines Gedichtes mögen zweitausend oder zwanzig Jahre alt sein, — das Gedicht hat kein Alter. Kann es einmal nicht mehr Gegenwart werden, so ist es auch nicht mehr Gedicht. Überzeitlich aber wurde es dadurch, daß es einmal ganz zeitlich war. Eine empirische Gegenwart gab ihm die immerwährende. Heute sucht das Gedicht Bild und Sinn der Gegenwart bewußter zu fassen als irgendwann und irrt daher öfter. Das Innenwerden des bloßen Daseins zeigt Dinge, Gefühle und Gedanken, aus denen das Innesein gefügt ist, in ihrer Unzahl. Der Bestand des Welthausrats ist plötzlich unüberschaubar: noch

die unsichtbare Zukunft im ertischen Willen gehört dazu, noch die modernen Kunsttheorien, noch eine politische Tendenz. Der Lyriker spezialisiert sich, so paradox das ist, um nicht zu verstummen. Doch nicht, daß er sich spezialisiert, sondern im Teil nur teilweise lebendig wird, gibt seinen Gebilden oft einen Anblick, als wären Zier und Stein in einem Körper vereinigt.

Problematisches der Form

Sch habe zwei Dichter vor mir, deren Bemühung formale Werte hervorbringt, die dadurch, daß nicht immer der gestaltende Gehalt diese Bemühung lenkte, oft eitel werden, — zwei ganz gegensätzliche, Bruno Frank und Theodor Tagger.

Frank (*Die Schatten der Dinge*, Albert Langen, München und Requiem, Erich Reiß Verlag, Berlin) benutzt Ausdrucksmittel der Vergangenheit, doch er liebt die Schönheit des Überkommenen nicht so sehr, daß er es noch einmal hervorbrächte, als wäre es das immer neue Individuen hervorbringende Gattungsleben selbst, sondern er liebt die Schönheit des Nachklangs. Bequem und gewandt füllen seine Gedichte ihre Schemata; der Dichter könnte stolz auf sie weisen und über stümpernde Neuerer die Nase rümpfen. Nur wird er formal denen keine Erregung bringen, die Neues durchgegrübelt haben und von ihm gebildet sind, und inhaltlich wird er vielen anderen schweigen. Er dichtet den Krieg von 1914 so, als lebte er 1814. Als ein zufälliges Gegenbeispiel sei Wilhelm Klemm angeführt. Es ist hier nicht einmal die seelische Neigung gemeint, sondern allein der prägende Wille. Auch der Satz: „Die Rose blüht“ ist heute so schwer zu schreiben wie zu Hafisens Zeiten. Dabei begnügt sich Frank in seinen Forderungen an sich selbst aus Ungenügsamkeit. Man hat beim Lesen der „Schatten der Dinge“ den Eindruck, als käme es ihm auf das reiche Ausstreuen seiner Regungen an: nur ist ihm wichtiger, daß er ausstreut, als was er ausstreut. Wo ihm wie im „Requiem“ eine innere Gewalt zu Worten und Strophen wird, wandelt sich ein quälendes Weh in lebendige Schönheit.

Während Frank glaubt, daß Form zum allgemeinen Übereinkommen werden könnte, scheint Tagger („Der Herr in den Nebeln“, Heinrich Hochstim, Verlag, Berlin) jedes Übereinkommen abzuweisen. Mancher Dichter schreibt, obwohl er weiß, daß er nur zu wenigen spricht, Tagger auch, weil er es weiß. Seine Gedichte berührten mich beim ersten Lesen sehr stark. Die Phantasie befand sich beständig in gewaltsamer Aufregung vor Überraschung. Jetzt tritt die Überraschung nicht mehr ein, und ich sehe, daß eine starke Anstrengung wohl im Gesamtplane der Taggerschen Arbeit liegt und in jedem Einzelfalle geübt wird, daß sie aber mehr den Anspruch des Verfassers befriedigt als die Forderung der Schöpfung, —

sowie dem Theaterarbeiter das Schüren und Fachen der Stoff-Flammenzungen wichtiger ist als der Brand, dem sie dienen; dem Zuschauer aber ist nicht einmal der Brand auf der Bühne und nicht das durch ihn Zerstörte, sondern die Vollenbung der Tragödie wesentlich. Tagger wählt seine Themen vielfach nach ihrer Eignung zur Bewältigung artistischer Aufgaben. Er überseht gern, statt zu sehen: Musik, Bildliches. Seine Eindrücke von der Musik her sammeln sich nicht im Visionären, sondern zerstreuen sich in visuellen Reizen. Zeitwörter voll leidenschaftlichen Tumultes, die zudem gewöhnlich an den Anfang der Sätze gestellt sind, täuschen eine heftige Bewegung vor, doch es ist, als schnurrten Räder auf der Stelle ab, weil ihre Achsen nicht genügend belastet sind. Nur die, übrigens zahlreichen, stillen Landschaftsbilder gewinnen durch Taggers Mittel eine Intensität wie in überwach hellfühlendem Bewußtsein. Man ahnt hinter dem Grellen, Lärmenden die Ruhe, durch den Gegensatz gesteigert und süß. Der alles umschließende Wortzwang schweißt das Unendliche überschaubar zusammen. Das Aneinander wird ein Zueinander. Man kann nicht sagen, warum die Auslese richtig ist, nur daß sie richtig ist. Die Worte waren eitle Diener, doch Diener. Hier ist das Gebiet des Aussprechbaren erweitert worden.

Erweiterung des Stoffes

Ebenso wie die Erneuerung der Prägung läßt sich eine wirkliche Erweiterung des Stoffes allein durch den Einsatz des ganzen künstlerischen Geistes erreichen. Jemand kann das moderne Großstadtcasé besingen und mit seinem Gefühle doch in einer Laube aus Vater Gleims Zeiten sitzen, ein anderer mit Begriffen aus der Umwelt eines Fabrikarbeiters in der seelischen Sphäre des Ritters Kunz von Karfunkel verweilen. Die meisten Lyriker, die auf Eroberung von Material ausgehen, beschreiben den Ort, wo es zu finden ist. Armin L. Wegner sucht das „Antlitz der Städte“ nachzuzeichnen (Egon Fleischel & Co., Berlin). Er ist erfindungsreich und bezwingend in den Stücken, in denen er seinen Vorfaß verläßt und grausige, gespenstisch barocke Gesichte nach der Art Georg Heyms zeigt. Das Antlitz der Städte jedoch war ihm ein Gorgonenantlitz: Die Seele ist im Hinstarren gebunden. Er beginnt, was ihm und uns längst bekannt ist, zu nennen und zu zählen und kann nicht aufhören. Ein begehrlisches Pathos, arbeitsam dürstige Gedanken halten ihnen fremde Vorstellungsbündel zusammen. Daß er trotzdem ein Dichter ist, zerstört viele Strophen noch tiefer: Auseinanderstrebendes vermischt sich, — ein Klang und ein Schall, ein Vers und eine metrische Füllung, von ihm allein und von allen Gesehenes. Im untergeordneten Nebensatz, ausgangslos eingeschlossen, zuckt die lebendige Wallung, während der Hauptsatz leer und verlegen ausläuft. Es ist charakteristisch, daß er so

häufig beginnen muß: Die Spielfälle, wo . . . , in den Zirkushallen, die . . . Manchmal, wenn . . . Das Ganze, meist die Darstellung eines Widerspruchs, wird nur ungefähr ein Ganzes, eine Antithese steht statt eines Kontrastes, ein Kontrast statt einer Antinomie. Zudem hebt die breite Ausmalung der gegensätzlichen Teile die Wirkung des Gegensatzes auf. Wenn ich etwas Schönes und etwas Häßliches beschreibe, wirkt beides beschrieben und nicht mehr schön und häßlich. Die Schilderung nimmt dem schreitenden Gedanken den Atem. Ein Gedicht muß, natürlich in keinem erzählerischen Sinne, ein Vorgang sein, schon weil es eine Minute dauert oder fünf. Der Hörer muß diese Zeit hinter sich gleichsam aufheben, damit er endlich in dem überzeitlichen Augenblick münde, der dem Dichter der Überlieferung wert schien. Vielleicht das letzte Wort des Lesenden entspricht dem ersten des Schreibenden.

Gottfried Benn erobert die Wissenschaft des Arztes für die Lyrik. Es mag schwer sein, diesen Satz ohne komischen Beiklang zu hören. Dennoch ist es wahr, daß in Benns erschütterter Menschlichkeit etwas von dem großen Richterinne lebt, der alle unendlich verwirrten Widersprüche des Lebens in einem einzigen, letzten auflöst wie: Licht und Dunkel, Mann und Weib. Das Materielle des modern Medizinischen verhält sich zu dem ihm innewohnenden Symbol wie der Künstler zu dem Privatmanne Gottfried Benn. Sein Buch heißt „Fleisch“ und ist im Verlage der Aktion, Berlin-Wilmersdorf, erschienen. Freilich die Stücke in dem Zyklus *Morgue*, die uns vor Jahren durch ihre Kühnheit erstaunlich waren, wirken heute wie Stilleben mit Leichenteilen. Aber in anderen „klastern Wünsche ihre Flügel adlerhaft, als wollten sie einen Flug wagen aus der Erde Schatten.“ Mit unserem Geiste wächst unser Fleisch, das ihn erstickt, das ihn mit seiner Mattigkeit müd, mit seiner Trägheit faul macht. Beide mästen sich aneinander. „Als wir blutseucht zur Welt kamen, waren wir mehr als jetzt.“ Darum wünscht sich unsre Verzweiflung vor dem Schicksal, wir möchten unsere vorzeitlichen Ahnen in der Entwicklung geblieben sein, — ein belebtes Klümpchen Schleim, denn schon ein Libellentopf leidet zu sehr. Und darum begrinst die Verzweiflung zuweilen wie leidlose Philistosität die entartete Geschlechtlichkeit. Wenn schleudert fast wahllos Unrat und Sternenmasse. Er stammelt, stöhnt, schreit. Manchmal möchte man seine herausfordernde Beseffenheit verspotten, doch aus den Stellen, die man mit kalter Hand berührt, fährt ein Schlag.

Albert Ehrenstein

In Ehrensteins Gedichten „Die rote Zeit“ (S. Fischer, Verlag) lebt oft etwas vom Klange griechischer Oden- und Chorstrophen auf, ohne daß Nachahmung versucht und eine gelegentlich aus der alten Welt über-

nommene Vorstellung symptomatisch wäre. Ein aus bewundernder Schwärmerei oder kritischer Reflexion geborenes Antikisieren hat für Requisiten Platz, ein ungewollt verwandter Ernst nicht. Dieser Ernst wird selbst durch die eigensinnig spielerischen, dabei vergifteten Binnenreime nicht zerstört. Geseßhaft wie der von menschlichem Ohre vernommene Hall eines Schicksals endigen die Worte des Dichters alle Erregungen des Geistes und der Sinne: eine Klage sagt nur ihren bitteren Schluß, eine Sehnsucht wandelt sich in Rede erst an dem Punkte, da sie hoffnungslos wird, eine Ahnung ist schon sehend geworden, und selbst die vielveränderliche Stunde der Landschaft atmet eine Erinnerung an ewige Wiederkehr, die den Zufall mit der Schwermut des Zwanges erfüllt. Die manchmal außerordentlich glücklichen, manchmal auswüchsigigen Wortbildungen haben nichts Eitles. Die Zusammenraffung im Einfachen und Endgültigen ist hier aber nicht die Anschauungsform eines frommen, beruhigten, sondern eines ganz komplizierten, problematischen Geistes. Sein einziges Wissen ist: Mensch sein heißt unendlich lieben und unendlich geliebt werden. Das zweite ist ihm versagt, weil ihm das erste verwehrt ist. Er stößt rings auf Bosheit, Haß und Vernichtungsdrang, und seine Sehnsucht in unendliches Licht kehrt sich ab und geht den umgekehrten Weg in unendliches Dunkel. Ihm wird „Schlaf das Gut, Tod das Ziel.“ Unglücklich und verlassen, löst er auch die letzte Verbindung mit der Welt, die durch schwelende Hypochondrie, und wird schamlos vor Härte der Ehrlichkeit. Und folgerichtig wünscht er Vernichtung, nicht nur sich, sondern dem ganzen Erdball, wo nicht doch endlich — —. Der grelle Ausbruch des immerwährenden heimlichen Menschenkrieges in unserer „roten Zeit“ peitscht seine Verzweiflung und seinen Glauben zur äußersten Ungeduld auf. Zorn wird Schmähung, Haß wird Wut, Hoffnung wird Weisagung.

Wilhelm Klemm

Wilhelm Klemm („Aufforderung“, Verlag der Aktion) spürt wie Ehrenstein den Stromkreis des Lebens nicht geschlossen, doch schießt ihm nun nicht alles nach den Polen Tod und Liebe davon. Er endet nicht alles wie Ehrenstein, er beginnt überall. „Wir suchen im Dasein eine fatale Lücke zu schließen.“ Glückt uns das auch nicht, so finden wir im Kampf darum doch „Häschisch der Seele“, — nicht zu Betäubung und Selbstbetrug, sondern als Stärkung, die vergebene Mühsal hundertmal und immer wieder auf uns zu nehmen. Er bedient sich des geschriebenen Wortes, „damit ich lesend doppelt weiß, daß ich lebe.“ Das zweite Wissen ist aber nicht anders als das erste: es scheut sich, dem mit den Augen Gesehenen, den Gesichten seines Herzens- und Hirntraumes

eine vielleicht trügerische Deutung zu entreißen und sie dadurch ihrer wenn auch stummen Wahrheit zu berauben. Wieviel sie von ihrem Woher und Wohin ihm verraten haben, so viel verraten sie dem Leser. Eine Frage ist Klemm schon als Frage eine Antwort, und bei einer hellen Antwort sucht er nicht nach der dunklen Frage. Eine Ahnung zu haschen und in Gewißheit zu verdichten, heißt ihm die Welt um die Ahnung ärmer machen. Dadurch erweitert er das Reich des poetisch Sicht- und Fannbaren, und so kommt es, daß die für den bösen oder trägen Zuschauerblick chaotisch zerstreuten Bilder mancher Gedichte in ihrer besonderen geistigen Dimension Ordnung und Beziehung kennen und manchmal diese neue Dimension schaffen. Denn statt der Rhythmen gleiten in Klemms gelungensten Gedichten die Vorstellungen in ergriffener Melodie. Wo er darüber hinaus ein Ergebnis, eine Summe gedankenhaft formuliert, erschüttert er aus Redlichkeitsdrang gern den ganzen Aufbau durch Sport und Zynismen oder stellt das in ihm Beschlossene als Groteske neben die verschwiegene Natürlichkeit. Seine Phantasie ist von gebrängtem farbigen Leben und leichter, ungewaltsamer Bewegung übergelb. Darum hatte sie zur Vollendung einer beträchtlichen Anzahl von Gebilden jener lockeren, luftigen Fügung keine Zeit, er wird lässig und eilig, während seine Sehnsucht nach eigenem Bekenntnis auf Einfachheit und weise Verlangsamung geht. Er ist schon dabei, sie sich zu erfüllen.

Alfred Wolfenstein

Wolfensteins neues Gedichtwerk „Die Freundschaft“ (S. Fischer, Verlag) läßt seine erste, in sich geschlossene und ihren Plan vollendende Sammlung „Die gottlosen Jahre“ als übende Vorbereitung auf größere, monumentalere Leistungen erkennen. Das ganze zweite Buch ist ein Gedicht und jedes einzelne Stück darin dennoch ein fertiger Guß. Dies ist das beste Zeugnis für zweierlei: eine einheitlich alles durchdringende Geistigkeit und ihre künstlerische Äußerung. Mancher, der nicht ahnt, daß er sich mit anderen Geisteskräften anspannen müsse als sonst, um diese Gedichte überhaupt zu sehen, hat kleine Teile aus ihnen gelöst — das ist möglich, solange der lebendige Strom sie nicht durchkreist — und gesagt: das ist kalt, das ist grotesk, das ist lemurisch. Er hat recht, aber auch abgehauene Nasen und abgeschlagene Finger sind, wenn man ihren Sinn vergift, ekle dreieckige Fleischklumpen und häßliche wurmartige Wülste. Man mag die tönende Form an Wolfensteins Gedichten zertrümmert denken, so hat man die Gedichte nicht versehrt, und schon bewachsen sie wieder mit derselben Form. Er setzt statt der sinnlichen Notwendigkeit die geistige. Aber sein Geist ist voller Gestalt, Gestalt auch aus der sinnlichen Welt. Die körperliche Welt begreift der Geist, nicht

der Körper. Ihm sind „die Augenhöhlen voller Gebirg und Gestein, die Hände leer.“ Ihm ist das beinerne Haus, in dem er wohnt, kein Gefängnis, er sieht seine Wand nicht anders an als die Wände der Stadt, als die Mauer des Waldes, und durchbringt sie alle bis in den Horizont. Und das andere, das nicht er ist, dringt in ihn ein bis in die Mitte seines Wesens. Von seiner Spannung angefüllt, sprechen wir ruhig mit ihm von einem „Haupt des Herzens“, von einer „lauten Stadt meines Kopfes“ und „Mietkasernen der engen Schädel“. Und umgekehrt schafft er einen großstädtischen Platz, einen Weg, das Spiegelbild eines Domes im Strome zu einem geistigen Organismus um. Er nimmt nichts als gegeben; er weckt das entschlafene Gedächtnis unserer Nervenarbeit, unserer seelischen Eroberungen. So kann er sich nicht dabei beruhigen, in einer unbegreiflich großen Welt mit Gestirnen an ihrem Rande dazusein. Sie ist ja auch in ihm. So kann er nicht den kurzen Tag ungefragt vorüberlassen. Aber kaum greift er nach ihm, da schwindet er, und Morgendämmerung packt die eine Hälfte und Abenddämmerung die andere. Die faustische Frage stürzt alles sofort in Dunkelheit. Vor der Verzweiflung jedoch löst sich der Schrei: „Nicht Licht — Liebe.“ Und der Einsame erkennt, er war ja niemals „einsam übrig, der Anderen schmerzlich bewußt“. Der Andere wiederum, sofern auch er mit dem Dunkel rang, war seiner schmerzlich bewußt: er ist der Kamerad, der Freund. „Das Schweigen weicht! Vom Menschen wird der ferne Mensch erreicht.“ Aus der Vereinigung entspringt die Tat und „Schönheit, die sich gleicht und glaubt“. Das chaotische Dunkel der Welt, das in jedem war, ist von Freiheit durchdrungen, auf dem fernsten Gebirg und Gestirn in meiner Augenhöhle treffe ich den Menschen, und statt des kalten Tagessterns steht am Himmel die Menschensonne. — Wolfenstein verzeihe mir, daß ich viele seiner Worte gebrauchte, aber hat er es nicht gewollt? Er wollte die gültige Prägung.

Else Lasker-Schüler

Wenn wir uns den „Gesammelten Gedichten“ der Else Lasker-Schüler (Verlag der „Weißen Bücher“, Leipzig) hingegeben haben, möchten wir an die Kunst nicht denken und das erhöhte Wort der Dichterin noch einmal nachsprechen: „Ich werde heimwärts von deinem Atem getragen.“ Die Liebe zu Menschen ist ihre ganze Welt und alles andere nur ein Teil dieser Welt, — Wald, Meer, Sterne: und da sie alle immer Gleichnis sind, bleiben sie nicht bloßes Gleichnis mehr. Das Gefühl ist größer als sie, sie haben Raum darin. „— den Raufscheton Spielt die Nacht und weiß nichts vom Geschehn.“ Jenes Können ist das Geschehn. Ihm halten die altjüdischen Sagen still, verlieren die

äußerliche Bewegung und regen sich nach den Gesetzen seines Taktes, ihm fügen sich nach den gleichen Gesetzen die Balladen von gestern und heute. Die Liebe zu den Menschen entdeckt, erklärt, macht mythisch. Darum sind die Charakterbilder der von der Dichterin begrüßten Weggenossen bei aller Verklärung scharf und wahr. Sie hat die herrliche Gewohnheit, von vielen ihrer Freunde und Kameraden zu reden und sie wirklich zu meinen. Sie kann das wagen, weil es ihr unmöglich ist, den Bezirk des Dichterischen, der ihr Gefühl ist, irgend zu verlassen. Sie lebt einsam darin, und einsam sind wir ja nur, wenn uns die Welt gehört: ohne ihrer gewärtig zu sein, sind wir bloß vereinzelt. Und sie singt wie eine Einsame, der alles angehört; alles ist gleich fern und gleich nah und merkt auf, gerufen zu werden; alles ist verbunden; wenigstens braucht genannt zu werden, so ist alles genannt. Aus dieser Durchdrungenheit mit Seele des Alls bildet die Dichterin häufig den Reim der Dinge, den man mit dürrem Worte Parallelismus nennt. (Auch der vokalische Reim ist, wenn wir aufs Wesen sehen, ein Parallelismus, und auch der Rhythmus ein Reim.) Oft geht er durch die Entwicklung eines ganzen Gedichts fort. Seine Musik weiß nichts vom Geschehn und ist das Geschehn. Bei einer Meerfahrt fährt der abgemessene Horizont des Auges mit uns, und wir wissen doch: hinter diesem Horizont ist auch Flut. Mit Worten wie „immer“ oder „alle“ weist Else Lasker-Schüler gern auf das Unsichtbare. Da seine Größe ihr angehört, umwittert es uns mit ihrer Güte, Gnade und Tapferkeit. Unser Herz fühlt einen tiefen, verehrenden Dank für das Dasein dieser Gedichte.

Trübner

von Julius Elias

Wilhelm Trübner ist gestorben, als ein müder Mann. Sein Werk war vollendet, sein Leib erschöpft. Das Leben des Alternden war Bitternis gewesen, die sich freilich betont nicht äußerte. Der unselbige Tod der Frau, die er liebte, hat ihm den lebendigen Emporstieg unterbrochen. Ein stiller Mensch, trug er still sein zentnerschweres Herz; die Frage: warum? zermürbte ihn, und er verfiel. Einen letzten Anlauf zur Auffrischung nahm sein Wesen am Schluß des letzten Jahres: da sein Gesamtwerk als Weihnachtsgabe für die Deutschen erschien (450 Gemälde, verlegt von der Deutschen Verlagsanstalt), und da die Berufung nach Berlin erfolgte, die man sich als eine Art Therapie gedacht hatte. Kurz

vor seinem Tode schrieb mir Trübner einen langen melancholischen Brief, mit Bleistift, vom Krankenlager: „Ich fühle mit jedem Tage, daß von jetzt ab mehr die Ärzte über meine zuergreifenden Maßnahmen zu befinden haben werden als wie ich selbst. Es sind höhere Gewalten, die in meine Entschlüsse eingreifen. Ich hatte mir ja die Tätigkeit in Berlin selbst in verlockendster Weise vorgestellt und hatte innerlich gejubelt, daß mir in meinem Alter noch eine mir von jeher so gewünschte ausgiebige Beschäftigung in Aussicht stand. Jetzt hat das Schicksal mir durch diese Pläne einen dritten Strich gemacht, und ich beklage mit Ihnen die Unerbittlichkeit dieser Imponderabilien. Jedenfalls aber bleibe ich in treuer Gesinnung . . . ergeben für das Angebot, und ich hoffe immer noch, daß ich auf irgend eine Weise der Berliner Akademie meine Erkenntlichkeit dafür zeigen kann.“ Über das „Wert“ aber waren von vielen Seiten gute Stimmen zu ihm gedrungen: „Niemand wird begreifen, weshalb meiner Kunst so viele Efelstritte versetzt worden sind, nicht wahr?“

Die Bemühung, ihn nach Berlin zu ziehen, die jetzt so tragisch scheiterte, war die erste nicht. Trübner selbst fühlte und wußte, daß er nach Berlin gehöre, vielleicht in höherem Grade noch als jene Epigonen der großen Münchener Zeit, Eberstadt und Corinth, die in Berlin einen neuen Adam angezogen haben. Die gegründete Ruhe seines Handwerks, sein tiefer Arbeitsinstinkt, sein künstlerisches Ehrlichkeits- und Reinlichkeitsbedürfnis, die Sachlichkeit seiner Gesinnung, die Sprödigkeit seines Temperaments hätten ihn der großen Berliner Tradition angegliedert und auch ihn vielleicht zu einer Art Gipfelpunkt der Berliner Entwicklung erhoben. So aber hatte er immer erst den Impuls und bald darauf die Hemmung. Das alte Phlegma seines Wesens und Schaffens. Wohl hat Trübner in der ganzen modernen Epoche an seinem Platz gestanden. Aber er ist den Ereignissen, da sie reif zur Entscheidung waren, nicht führend vorgeschritten, wie etwa Liebermann; er hat sich zum Aufmarsch rufen lassen. Daß der Zeitgeist ihn auf seinem Posten finde, erschien ihm Pflicht. Und der Zeitgeist fand ihn auf dem Posten. Beide Male: als Courbet durchdrang und als der Impressionismus ans Tor pochte.

Und in Berlin war es, wo der ganze Trübner ans Licht kam: in Ausstellungen von 1895 (Moabiter Glaspalast) bis 1906, zur Jahrhundertausstellung, die sein Frühwerk in gedungenem Rahmen sammelte. Seit zweiundzwanzig Jahren gab es eine wachsende Manifestation und Popularität. Trübner hatte das heitere Glück, seinen Ruhm noch selbst zu erleben, wie Courbet, Menzel, Leibl, Liebermann, Degas, Monet, Renoir ihre unbestrittene Anerkennung noch erlebt haben. Das ist eine schöne Beigabe des Geschicks; zu fordern hat es kein wahrhaft großer Künstler vom gleichgültigen Fatum. Doch hätte ein vorzeitiger Tod Trübner etwa

vor fünfundzwanzig Jahren, seiner Arbeit entzogen, so wäre ihm dennoch Nachruhm geblieben: das glänzende Malerwerk seiner Jugend, einheitlich und geschlossen, wäre aufgerichtet wie ein Denkstein, den die für Courbet gefundene Inschrift nicht mit Unrecht geschmückt hätte: *Peintre, ton oeuvre est saine, Élegante et robuste.*

In fast allen Schriften über Trübner wird auf das Schema, daß er Jahrzehnte im Schatten gelebt und gewirkt, ohne Verständnis oder Aufmunterung von außen her, ein sehr starker, fast wohlleibiger Nachdruck gelegt. Solche Auffassung wurde durch Trübner selbst verstärkt, und zwar vom Kunstschreiber Trübner, in zwei kleinen, wie aus dem Armel geschüttelten Broschüren, worin sich die „rein-künstlerische“ oder „fachmännisch-künstlerische“ Malerei mit der „populär-künstlerischen“ herumschlägt und der bunte Gegensatz beleuchtet wird, in den sich der „reine“ Künstler zum Kunstbourgeois einerseits, zur steifen akademischen Kollegenschaft andererseits bringt. Streitschriften, die eigentlich keine sind; der Ton machte auch hier die Musik. Trübners angeborene Jovialität drückte die Entrüstung zurück; die Gelassenheit seines Temperaments, sein naiver Optimismus schlugen durch. Außerdem war er selbst inzwischen auf den Weg künstlerischer Wandlung gelangt. Ein Erlebnis hatte mitgewirkt: die Gründung der Münchener Sezession. Ihre merkwürdige Entstehungsgeschichte ist noch zu schreiben. Genug, die erste Regung und Bewegung kam leise vom leisen Trübner. Daneben bildete sich eine zweite Agitationsgruppe genossenschaftlich überdrüssiger Männer, offener und merkbare, geführt von Bruno Piglhein (selbst ein Geschobener). Ich besitze den Verschwörungsakt. Diese Leute machten die Eroberung, und Trübner wurde zunächst isoliert. Der Typus Trübner hätte dem sezessionistischen Grundgedanken gewiß mehr entsprochen: wie ja auch, in der Parallele, der Berliner Sezession einzig der Typus Liebermann entsprach. Diese Ausschaltung wurmte Trübner. Das Publikum war ihm zwar immer gleichgültig gewesen — er drang ihm seine Bilder nicht auf, stapelte sie im Atelier zu Haufen und wartete auf seine Stunde: aber er hatte sich doch immer als einen Maler für Maler halten können und mußte nun sehen, wie jüngere und geringere Kräfte ihm Raum und Rang streitig machten. Und so griff er zur Feder, ehe er, mit dem festen Willen zur Erneuerung, nach einem zeugungsarmen Jahrzehnt, wieder zur Palette griff, um sie aufzuhehlen.

Leibl, der junge Thoma, Trübner, Habermann, — das ist die Vertretung des Münchener Altbildes, das ist die verdienstreiche Malergefinnung, die den Weg in das Leben suchte, in die runde Farbenschönheit der Welt. Diese Künstler hatten Kampf, — nur Trübner hatte ihn nicht: weder im Waterhouse, noch mit sich selbst. Er mußte in jeder Stunde zu tun, was

ihm nottat. Er ließ immer die Dinge an sich herankommen, und sah er, daß sie für ihn richtig waren, so ergriff er sie. Sein Auge war gut, seine Aufnahmefähigkeit von einer temperierten Empfindlichkeit, sein Kunstverstand gefestigt. Er war eines Goldschmieds Sohn und ließ sich schon früh von schönen Sinnlichkeiten umschmeicheln. Das Experimentieren kannte er auch in der grünenden Jugend seiner Kunstberufung nicht: resolut erseht er Karlsruhe durch München, Lindenschmitt und Diez durch Canon, Canon durch Leibl. Courbet freilich, auf der Internationalen von 1869, hatte Gärung in sein Wesen gebracht. Aber er faßt sich beinahe unmittelbar, und stellte sich selbst auf die Geduldprobe. Er mußte mit diesem französischen Problem europäischer Realitätsmalerei auf seine Weise fertig werden. Er suchte einen Mittler. Sein Freund Thoma konnte es nicht sein. Der trieb Courbetnachahmung, äußerlich, um sich innerlich von der Romantik des (Courbetfinders) Victor Müller beeinflussen zu lassen. Da taugte ihm abermals Leibl, der inzwischen in der pariser Atmosphäre Courbets gewachsen war. Der Vernieder Monat von 1871 war entscheidend für die junge Schule.

Nun, von 1872 an, schuf Trübner seine geschmackvollen und delikaten Farbenharmonien. Viel Gutes sei ihm dabei auch von Manet gekommen, behaupten einige. Die Brücke soll Scholderer gewesen sein, — jener Otto Scholderer, der in der ersten Hälfte der Sechziger intim im Kreise Manets verkehrte und auch auf dem berühmten Manet-Doelenstück Fantin-Latours seinen Platz erhielt. Es wäre ein Einfluß durchs Ohr gewesen: denn was aus Manets Atelier auf der Internationalen von 1869 zu sehen war, sind nur zwei Bilder aus seiner Velasquez-Periode gewesen: an dem umgewandelten Manet, an dem Manet nach 1869, der hier zuerst in Frage käme, gingen die Deutschen zunächst vorüber: Menzel und Leibl und Liebermann; sogar der suchende Corinth noch in den achtziger Jahren; auch Kuehl und Skarbina. Manet, was uns Manet werden sollte, trat erst viel später in den Gesichtskreis deutscher Malerpraxis. Nein, in jenen Werdejahren künstlerischer Realität sind nur Barbizon und Courbet Ziel und Ideal deutscher Kunstpilgerschaft gewesen.

Wie Manet über Courbet — trotz aller gewaltigen Lebensgeste Courbets — hinaus kam, so kam an malerischer Lebensfülle Trübner über Leibl hinaus. Aber Trübner hinaus kam dann wieder Liebermann — später — in jener inneren Größe und Energie der Naturschauung, die dem Erdgeist Sprache leiht. Damals aber, von 1872 bis 1877, war Trübner der vollkommene Malertypus, der Maler, wie ein deutsches Künstlerhirn ihn sich nur erträumen konnte. Es waren Visionen der Wirklichkeit von einer Sicherheit des Auges und Geschmackes, von einer Fülle, Weichheit und Poesie der Farbe, von einer Licht- und Raumempfindung, die man

in Deutschland als etwas schwer Begreifliches anstaunen mußte. In einem psychologischen Augenblick war Trübner gekommen. Die große schöne Sinnlichkeit Courbets hatte sich neu erfüllt in einer Menschendarstellung, die so persönlich war, trotz aller formalen oder technischen Mittlerschaft Courbets. Zugleich hatte sie sich in deutschem Sinne simplifiziert. Das letzte von manifestierenden Gebärden, von Illustrationschladen war abgestreift; zart rieselte und schwebte silbergrauliches oder bräunlich vor-schwebendes Licht germanischen Helldunkels: die Harmonie setzt ein in tiefen Lichtnuancen und empfängt allmählich Untertöne von blonder Helligkeit. Und dann diese Gesammeltzeit, Einheitlichkeit, so daß das Bild ein wahres Abbild der Natur wurde.

Wäre nun Trübner gewesen wie Spitzweg und Menzel und Leibl, ganz „auf sich zurückgeworfen“, so hätte er nach dem ersten stolzen Aufstammen seiner schöpferischen Fähigkeiten Anschluß und stille unmittelbare Fortentwicklung gefunden. So aber blieb er stehen, stürzte sich in Velleitaten und opferte (was er in seinen Schriften dem Freunde Thoma so sehr verdacht hat) selbst dem „populären“ Kunstgeist.

Eine tote Zeit, da Trübner sich in das Phantasieland des klassischen Altertums, der antiken Götterwelt und der germanischen Sage, der universalen Dramatik stürzte. Mit dem Wort: Feuerbachanregungen ist wenig bewiesen. Literarisch entzündete Ekstasen, gelehrter Esprit, Metaphysisches und Mystisches lagen diesem Künstler gar nicht, der vom Schicksal zu intimer Malerschaft auserlesen und entsendet war. Ich bin ein lebendiger Zeuge jener Tage und habe meine Gründe zu folgender Argumentation: die Trübungen und Ablenkungen an einem bedeutsamen Abschnitt der Entwicklung, da Liebermann und Uhde das wurden, was sie sind, ergaben sich dem Trübner auf sozialem Wege. Er schwamm damals stark mit dem Strome der großen Welt und Gesellschaft, und das München jener Tage war von eitel Wagnerei erfüllt. Starke Freundschaften verknüpften ihn mit dem Operntheater. Hoher Stil, die Gebärde des großen Gefühls wurde verlangt. Es war eine übertriebene Reaktion gegen den Schilda-geist, der vor zehn Jahren die Illusionen des Meisters so arg geprellt hatte. Auch das Wagnertum sollte nun eine Art repräsentativer Malerei in München haben. Von solchen Stimmungen ließ sich Trübner fort-treiben; sie verführten ihn zur artistischen Beschäftigung mit Lapithen, Giganten, Amazonen, Kentaurern, Okeaniden, wilden Jagden, mit Prometheus, mit dantesken Höllengeistern, mit shakespeareischen und goetheischen Dämonenweibern, — zu einer äußerlichen Ideal- und Monumentalkunst. Fragmente eines „Werks“, das aus künstlichen Lungen atmete.

Hans Thoma opferte dauernd Wahnsinn, doch Trübner erlebte den Tag der Erneuerung und des (nur verzögerten) Anschlusses an den Zeitgeist,

der ihm den erfrischenden Hauch malerischen Lebens wieder entgegentragen sollte. Das Jahrzehnt der Schwankungen hatte den alten Realisten nicht ganz unterdrücken können: Hunde-, „Bildnisse“, sehr lebendig, eine „Wachparade“, figurenreiches Bewegungsbild von heller Verbundenheit, Londoner Straßenmotive, kühl und elegant, weibliche Studentköpfe, zumal nach der schlimm-heiligen Toni Keiser, die manche von uns näher oder entfernter kannten. Die ewige Mutter der Künstlerneugeburt tat ihr Werk nun auch an Trübner: die Landschaft. Einen landschafts-malerischen Stil von Eigenart und großer Schönheit hatte er schon einmal, in seiner Maienjugend, gehabt. Das Neckarland, in das er hineingeboren wurde, ließ ihn auch zur Kunst erwachen. Dann unterwarf er sich dem Einfluß der Stimmungsmagie, die sich aus den Waldgeländen und Wiesenfernen Fontainebleaus der europäischen Malerei mitteilte. Corot war ihm nahe; das durch Barbizon gesegnete Werk der Frankfurter und Adolf Hiers faszinierte ihn. Vor allem Hiers, des Müncheners, intime Landschaft. Von Hiers, diesem beschwingten Meister, weiß die Welt so wenig. Ein schlichter Stimmungskünstler, ohne jede Stimmungsmache. Er hatte Corot und Millet gesehen, war in Constable aufgegangen und fühlte mit Demut seine Prophetensendung. Hier gehörte zu den Pionieren, die die deutsche Landschaftsmalerei aus der theoretischen Auffassung ins warme Leben hinübertreten. Er gründete 1869 in München eine Landschafterschule, die aber nach wenigen Jahren schon wieder einging, weil der Prinzipal nicht auf seine Kosten kam. Von Hiers lernte auch Trübner. Bewußt und klar — wie in allem, was er vornahm — tritt Trübner mit ruhigem Malersinn in den schwebend-festen Rhythmus dieser deutschen Landschaftspoesie ein. Er entdeckt sein Bayern. Er malt Waldeinsamkeiten, malt Seen mit begrünten Inseln und Werbern, malt weiße Schlösser und realistisch-phantastische Klosterbauten, malt Lichtungen und Holzplätze und Gewässer mit Flößen und Baumstämmen. Alles mit einer schönen Empfindlichkeit für die vorübergehende Erscheinung, mit inniger Vertiefung in die Gegenständlichkeit, in einer prachsvoll einfachen, lockeren, melodischen Tonalität.

In der Landschaft also suchte Trübner zu Beginn der neunziger Jahre neue Ausdrucksmöglichkeiten. Als er nun abermals im Freien studierte, kam er frei und leicht unter das Gesetz der inzwischen durchgedrungenen Vicherbotschaft: die unablässige Wanderung, der dauernde Abstufungs- und Umsfärbungs- und Umwertungsprozeß der Helle. Er bringt jetzt die Sonne in seine Kunst oder richtiger: bringt seine Kunst in die Sonne. Er tritt an die Seite der wenigen, die den französischen Impressionismus deutsch gemacht haben, ohne sich die französischen Rezepte unmittelbar anzueignen. Es ist eigentlich die immanente Trübnerform, jene fleischig schöne

Form: die sehr breiten wohlklingenden Farbenflächen, nur voller, lichter, beschwingter, duftiger, durchsichtiger, jauchzender und charmanter. Was er fortan malt, gehört zu Deutschlands bestem Pleinair. Seine Kunst empfängt jene tiefer Selbstverständlichkeit, die der starke Mann des Meisters nicht immer hatte. Und Trübner, in der Kraft erfrischten Alters, wird wieder grand promeneur: bald hat ihn Heidelberg, bald Seeon oder die Fraueninsel, bald der Odenwald, bald der Taunus und sehr oft Hemsbach bei Weinheim. Wie Trübner auf solche Art entschlossen die Modernität suchte, empfing sein Werk Ausfüllung, Rundung, Krönung. Diese hochtönende Schlußperiode äternisiert sein Werk, macht es selbst zu einer Tradition, während er mit seinem Jugendschaffen isoliert, nur der Höhepunkt einer Tradition und nichts als ein berühmter Maler gewesen wäre. Seine Malereien sind nun persönlich empfundene Wirklichkeiten; sie haben jene tiefen Hintergründe, wo der malerische Instinkt Rätsel und Mystik ist: mit dem Abbild der Natur drückt sich zugleich ihr Jenseitiges und ihr innerstes Wirken aus.

Der Charakter dieser Malereien wird nicht von der Malerei, sondern vom Menschen bestimmt. Das ist das Entscheidende. Dadurch erst empfängt die Kunst des maître-peintre Trübner ihre geschichtliche Sendung.

Politische Chronik / von Junius

Die neue Regierung Hertling-Rühlmann hat ihre erste Belastungsprobe zu bestehen gehabt. Viel Zeit zum Atemholen und Sich-einrichten war ihr nicht gegönnt.

Ich habe im Januarheft versucht zu sagen, daß mit Diplomatie, mit Mäxlereien, mit Heimlichkeiten, mit privatem Geschäftskult und öffentlicher Umschmeichelung von Wahrheit und Klarheit nichts getan, das heißt, Schlimmeres getan sei, als mit einem handfesten Bekenntnis zum Programm ganzer und halber Gewaltpolitiker. Kein Napoleon der Büge könnte heute Wirkungen üben. Weder bei uns noch anderswo. Die Gemüter sind zum Zerspringen geladen; dumpf hindämmernde Massenmillionen sind weirsichtig und hellhörig geworden; ein dreieinhalbjähriges Grausen hat sie aufgerüttelt, und kläglich scheitern muß eine Regierung, der nicht gelingt, ihnen, die morgen, ob man will oder nicht, die Willensträger der Staats- und der gesellschaftlichen Einrichtungen sein werden, eindeutige und gradlinige Ziele und Möglichkeiten zu zeigen. Sie muß

vor den Gewalten kapitulieren, die von rechts und links andrängen, weil keine sich erfüllte und jede sich verraten fühlt.

Eindeutigkeit und Gradlinigkeit nach außen und nach innen hin. Brest-Litowsk stellte mit der Politik auch die Gesinnung, den Geist, den sittlichen Willen auf die Probe. Aber wieder wird uns mit verkniffenen Augen gesagt, das sei unendlich schwer. Das wissen wir, und die M A Z hätte es sich ersparen können, schale aus öffentlichen Geldern gespeiste Banalitäten zur Beruhigung anspruchsvoller Untertanen zu verbreiten. Wieder einmal wurde die groteske Unzulänglichkeit der offiziellen Literatur- und Geschichtsdeutung offenbart; man staunt, wie elementar noch die Technik bei uns ist, die öffentliche Meinung dialektisch zu beeinflussen. Für die unzähligen Einzelheiten, die zur Liquidation des Weltbrandes gehören, gibt es überhaupt keine Anweisung, es sei denn das allgemeine Prinzip der Liquidation, an dem man unverbrüchlich festhalten muß in jedem Augenblick und in jeder Lage, wenn man sich und sein Land und seinen Erdteil vor dem Abgrund schützen will.

Das alles hat der Krisensommer gelehrt, auf den ein Krisenherbst und nun ein Krisenwinter gefolgt ist. Das hat das wachsende Vertrauen zur deutschen Politik gelehrt, als man eine Reichstagsmehrheit, sowenig suggestiv ihre Leistungen waren (und sind), sich um ein politisches Generalprinzip scharen und gegen alldeutsche oder undeutsche Angriffe sich behaupten sah. Das haben die Vorgänge bei der Bildung des Kabinetts Hertling-Kühlmann gelehrt: dessen Autorität und Autoritätsanspruch zum ersten Male in deutscher Geschichte sich von vornherein auf den Willen der Volksmehrheit stützte, sowie die Zeitumstände diese festzustellen erlaubten. Das haben endlich die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk gelehrt.

Und dieses Generalprinzip konnte, es allein, der Schlüssel werden, um die Tore zum Osten zu sprengen und der grausamen deutschen Isolierung in der Welt ein Ende zu machen. Staatserbik und Staatsklugheit reichten sich in dem Bekenntnis zu einem Frieden ohne gewaltsame Annexionen und Entschädigungen die Hand, und es durfte als Gnadengeschenk des Himmels betrachtet werden, daß es zuerst nach Osten hin die Probe zu bestehen haben sollte. Stand der Friede von Nikolsburg, das diplomatische Meisterstück Bismarcks, den Unterhändlern nicht mehr lebendig vor Augen? Das große Vorbild des Herrn von Kühlmann ängstigte die Furcht vor einer möglichen französisch-russischen Intervention, sie bestimmte sein Handeln. Dem neuen Staatssekretär des Außern ging vom Haag, ja von seiner Tätigkeit als Botschaftsrat in London her, der Ruf voraus, er trage sich mit dem großen Konzept einer west-östlichen Verständigung ohne Krieg, mit dem Plan, sich mit England weltpolitisch zu

verständigen, dadurch Frankreich zu isolieren und es wegen Elsaß-Vorbringens in Verzicht zu drängen, um so den Weg zum Ausgleich mit Rußland über den Balkan und die Meerengen freizumachen. Es bedurfte keines Übermaßes an Vernunft, um ein System von Mitteln für diesen Plan zu mobilisieren, obgleich seine Durchführung im einzelnen „natürlich“ Wissen, Geduld, Talent und Charakter voraussetzte. Die Bekundungen des neuen Außenministers während seiner kurzen Amtszeit und auch die Andeutungen seiner literarischen Helfer in der Presse und den politischen Klubs ließen erkennen, daß sein Londoner Generalplan noch immer nicht im Blut ertränkt sei, besonders nachdem der Osten matt gesetzt und die ganze Wucht der mitteleuropäischen Kriegsmaschine frei geworden war, England zur Verständigung reif zu machen. So war es begreiflich, daß die alldeutsche Fronde ihn von allem Anfang beargwöhnte und die zottigsten Hunde ihrer Demagogie auf ihn heßte. Jedes Schwanken, jeder Schwächeanfall, jedes Paktieren mit den um den alldeutschen Pol gelagerten Gruppen, Parteien, Interessenverbänden und nationalistischen Schwarmgeistern mußte dem Staatssekretär über kurz oder lang das Genick brechen, darüber konnte sich ein so kluger Kopf wie Herr von Kühlmann von vornherein nicht im unklaren sein; und er mußte sich sagen: wenn es nicht gelänge, den weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkt über den engen militaristischen und schwerindustriellen Imperialismus zu stellen, sei es besser, sofort zu demissionieren und den tiefen innerpolitischen Charakter der Krisis vor dem ganzen Volke deutlich zu machen, als durch unnützes Schaukelspiel die Zeit zu verändeln und das Interesse seines Landes zu schädigen.

Herr von Kühlmann hat inzwischen erfahren, daß die Zeitumstände nicht den geringsten Mangel an Klarheit vertragen.

Hier in Berlin war zu entscheiden, ob er zu den Verhandlungen mit den Bolschewisten in Brest-Litowsk das Selbstbestimmungsrecht tragen dürfe, wie die russischen Klassenkämpfer erst verstanden; ob die russische Auffassung den Vorstellungen entspreche, die die deutschen Mehrheitsparteilern und — Graf Czernin mit der elastischen Formel verknüpfen; und ob die militärischen Mitberater ihre Aufgabe der strategischen Grenzsicherung für erfüllbar hielten, wenn irgendeine dieser Auffassungen im Friedensvertrag rechtsverbindlich würde. Er mußte wissen, daß die Verhandlungen öffentliche sein würden, und jedes Wort, jeder Gebrauch oder Mißbrauch eines Begriffes im nächsten Augenblick vor aller Welt nackt gemacht werden würde. Er mußte berechnen können, welche preußisch-deutschen Gefahren in der austro-polnischen Lösung des Polenproblems liegen, und daß ein deutsches Protektorat in den Ostseeprovinzen von der großrussischen Vergangenheit der letzten zwei Jahrhunderte abgelehnt und

eine Absperrung von der Ostsee von Moskau und Kiew, von der großrussischen und kleinrussischen Zukunft als unerträgliche Erdrosselung politischer und wirtschaftlicher Zukunft empfunden werden würde. Und endlich durfte nicht vergessen werden, daß Troßkis Endabsicht doch immer die alte bleiben würde: keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, um den klassenkämpferischen Aufruhr ins deutsche Proletariat und die deutschen Heere zu tragen.

Der 25. und der 28. Dezember 1917 geben die Antwort, wie Herr von Kühlmann die Verpflichtung zu absoluter Klarheit, Eindeutigkeit und Gradlinigkeit seiner Politik eingelöst hat. Sie war fein, gerade sein stärkster Trumpf. Er hat sie aus der Hand gegeben, — oder er hat sie sich aus der Hand schlagen lassen. Das ist es. Für uns ist der Effekt der gleiche, und wer noch blind ist, blicke, um sehend zu werden, in den Spiegel der neuesten Wilsonschen Vorschäfe, — die im Ton und auch im Inhalt im übrigen ein langsam wachsendes Verständnis mitteleuropäischer Dinge und Verhältnisse verrät, ein leises Dämmern von der Berruchtheit verkehrter und menschenmordender Methoden, während Lloyd George, gezwungen, sich auf die soziale Frage von übermorgen einzurichten, als Meisterpharisäer der doppelten Buchführung zwar wieder die Humanitätsorgel spielte, aber die Forderungen des englischen Kolonial- und Wirtschaftsimperialismus so nackt machte wie noch nie. Aber die Politik der Herren Wilson und Lloyd George — ich setze die Sprecher der angelsächsischen Nationen der Abkürzung halber neben einander, ich halte es aber immer noch für gar zu bequem, ihr Wesen und Wollen für identisch zu halten: sie können wir in diesem Augenblick nur indirekt beeinflussen, nämlich durch die Art, wie die östliche Orientierung gewollt und erwirkt oder auf sie verzichtet wird. Und diese Art stärkte leider nicht das unbedingte Vertrauen, das wir in Herrn von Kühlmanns Staatskunst setzten.

Trotzdem ist die Krisis da, eine schwere Erschütterung nicht bloß der gegenwärtigen Regierung, sondern des Regierungsapparates. Der Außenminister hat uns, die wir seine Freunde sein und seiner Führung folgen wollten, einigermassen enttäuscht; und er hat seine Feinde zu Wutausbrüchen gereizt, die an Raserei grenzen. Der ganze mächtige alldeutsche Heerbann ist in Aufruhr und stürmt gegen ihn an, die schwersten und gewichtigsten Namen der deutschen Gegenwart werden mobil gemacht, ihre Autorität wird aufgerufen, ihn zu zerschlagen und aus dem Weg zu stoßen: in Brest-Litowsk ist die innerpolitische Wunde wieder aufgebrochen, die ausgeheilt schien. Die Alldeutschen haben das Verdienst, ohne Umschweife gesagt zu haben, worum der Streit geht: um die Kompetenzen zwischen der politischen und militärischen Spitze des Reiches. An dem Ausgang dieses Streites und seiner Schlichtung hängt unser Schicksal.

Ernst Troeltsch hat in dem Bund „Freiheit im Vaterland“ — jenem Bund, in dem die zwei oft schief und falsch gewerteten Begriffe in ihrer ursprünglichen Reinheit genommen und miteinander verknüpft werden dürfen — eine Rede gehalten, zu der man ihn und uns aufrichtig beglückwünschen darf. Also auch solche Professoren gibt es nun, die nicht nur in Gewesenheiten denken und in Papier reden und schreiben. Gott sei Dank, es ist dreiviertel auf Zwölf. Vergleicht man seine früheren Kriegsbreden und Kriegsschriften mit seinem leidenschaftlichen Appell an die Vernunft im Volksbund, so muß man sich mit Ehrfurcht vor dem Erziehungswerk der großen Zwangsläufigkeiten beugen, die den historischen Prozeß gestalten. Troeltsch hat sachlich nichts gesagt, was unsere Leser nicht schon wußten. Er zeigt, welcher herausfordernde Wahnsinn darin liegt, Preußen und Deutschland, Preußen in Deutschland, ewig nach besonderen Methoden regieren und ihre Menschheiten wie zwei geschichtlich, sittlich, wirtschaftlich gründlich verschiedene Herden behandeln zu wollen. Es hat die Krisis beschleunigt, daß Preußentum und Deutschtum seit fünfzig Jahren in den allerwesentlichsten Dingen des staatlichen und sozialen Lebens nicht ineinander schmelzen konnten, wobei von partikularen Sentimentalitäten und provinziellen Eigenheiten natürlich nicht die Rede war. Und es war ein noch gefährlicherer Rückstand, daß man das Erbe Bismarcks gerade an der Stelle aufrecht erhalten wollte, wo es sterblich war. So lange das Genie eines mit Autorität und wirklich weltgeschichtlicher Leistung überladenen Mannes das zwischen Regierung und Regierten gährende Loch stopfte, mochte der Zustand erträglich sein; aber seitdem Epigonen mit der Ohnmacht nachgeahmter Herrschaftsallüren ihn zu verewigen trachteten und gegen die Logik der Entwicklung und die Emanzipation der Geister, die dummer bürokratischer Überhebung längst entwachsen waren, die Ewigkeitsgeltung des alten Systems zu verteidigen suchten, waren Groll und Verdrossenheit die Antwort. Daher unsere zweite Forderung, die Troeltsch heute ohne jeden Abstrich vertritt: die Forderung der Blutmischung, das heißt eines Vertrauensverhältnisses zwischen Regierung und Regierten, auf parlamentarischer oder noch befriedigenderer demokratischer Grundlage. Endlich macht Troeltsch den fundamentalen Unterschied zwischen der Kompetenz zu politischer Führung der Reichsgeschäfte und dem großen Kreise von Aufgaben, Rechten und Pflichten, die ein für allemal den Militärs obliegt. Jede Vermengung der Kompetenzen führt, in kritischer Zeit, zur Erschütterung unseres ganzen geschichtlichen Lebens. Klarheit über das Prinzipielle des Gegensatzes, den man um die Personen von Kühlmann-Eudendorff gruppiert hat, ist für unser Schicksal ein für allemal entscheidend. Was Troeltsch darüber gesagt hat, meidet jede professorale Zweideutigkeit und nationalliberales Einer-

seits-Andererseits. Es hat mich überrascht — nein: auch gefreut, zu hören, wie scharf Troeltsch die mitteleuropäische Notwendigkeit klargelegt hat, irgendwie und irgendwann doch einmal wieder mit den angelsächsischen Mächten zur Verständigung zu gelangen. Auf die Dauer scheint ihm der Weg der einseitigen „Orientierung“ nach Osten oder nach Westen ungangbar. Militärische Entscheidungen, die im Westen gesucht werden, sind darum niemals letzter Zweck, sondern nur Mittel zu dem Zweck, eine Verständigung mit dem Westen zu erzwingen, die unsere weltwirtschaftliche Lage allererst möglich macht. Herr Troeltsch spricht, wie wenn er das vermutete Londoner Konzept des heutigen Staatssekretärs, von dem oben die Rede war, zu umschreiben und in eine jedermann faßliche Form zu bringen übernommen hätte. Man kann dem Volksbund nur raten, diese Rede in Millionen von Exemplaren unter dem Volk verbreiten zu lassen; vielleicht ist unser Glaube an den Sieg des Werthaltigen doch nicht so ganz utopisch. Man lasse das Volk doch einmal selbst entscheiden, wo die tiefere Weisheit und die höhere Gerechtigkeit ihren Ort haben, bei Dietrich Schäfer, dem historisch überbildeten Amokläufer und seiner professoralen Hilfsgruppe, oder bei Ernst Troeltsch, der als Schriftsteller und als Redner nie das uralte deutsche Feingefühl für die Zusammenhänge zwischen politischer und sittlicher Geistigkeit verloren hat. Daß die letzte Klärung seiner Überzeugungen aus der Not und der Gewissensbedrängnis des europäischen Menschen geboren ist, macht sie uns um so wertvoller.

U n m e r k u n g e n

Engelbert Pernerstorfer †

Während der Karpathenkämpfe im Frühjahr 1915 lernte ich den alten Herrn in Wien persönlich kennen, nachdem der literarische Verkehr ein über bloße Höflichkeit und Sachlichkeit hinausgehendes Verhältnis geschaffen hatte.

Es war ein Moment höchster Spannung, wenigstens unter den österreichischen Menschen, die von selbstischer Passivität oder weiblicher Wehleidigkeit unbesiegt geblieben waren und nicht aufgehört hatten, hinter der Kriegsraserei den geschichtsbildenden Prozeß zu suchen. Zu ihnen gehörte vor allen der rüstige Alte. Ihn umleuchtete eine unbeschreibliche menschliche Güte, jene echte ausstrahlende und einfangende Liebenswürdigkeit, die nicht auf Menschenfang eingerichtet ist. Da saß er zwischen seinen riesigen Bücherhäufen, arbeitete in fabelhaft geordneter Läßigkeit sein Pensum für Zeitungen und Zeitschriften, für das von ihm verwaltete Vizepräsidium des österreichischen Abgeordnetenhauses und seine politische Werbearbeit ab, las — als alter und sich stets verjüngender Germanist — neue und alte Dichtung, alte und neue Denker, empfing Geschlagene und Geängstete, half, tröstete, befähigte: sein ganzes Wesen war auf Harmonisierung, auf unmittelbare Menschlichkeit, auf Humanität eingestellt; und fast zum erstenmal im Leben fühlte ich mich mit dem grausam zehrenden Handwerk des Politikers verßhnt.

In Pernerstorfer hatte der Politiker

nicht den Menschen zerrieben und verschluckt. Darauf beruhte sein Einfluß in der Partei, die Victor Adler offiziell führte und die über so starke Köpfe wie Renner, Leuthner, Otto Bauer, Austerlitz und andere verfügte, beruhte auch seine Stellung dem babylonischen Parteienwirrwarr gegenüber. Er war der Erzieher unter ihnen, der Lehrer im Ideal, der Mann, der Schillerschen Geist und Schillersches Pathos in jede Fabrik, in jede Hütte trug. Er war nur ein schwacher Marxist, ein schwacher Theoretiker; und ich ahnte, welche Krämpfe der überscharfsinnigen Umgebung reizbarer und stets gereizter Dialektiker seine Begriffsbestimmungen, überhaupt seine Handhabung des wissenschaftlichen Apparates verursachen mußte. Ohne Übergänge flossen Deutschtum, Internationalismus, Sozialismus so ineinander. Aber ich sah auch, was dieser schwungvolle Sprecher für den Ausfall bot. Er war ein Gläubiger der Humanität; er glaubte an die stille Politik des warmen Herzens, an die bauende Kraft dieser altmodischen Einrichtung. Sein Hellenismus, den er gegen den Realismus der modernen Massenschule verfocht, war Humanismus; seine Liebe zum Theater war Liebe zum Theater als moralischer Anstalt. Er hat Friedrich Schiller, den dramatisierten Kant und Rousseau, in die Volksversammlung und ins Feuilleton der Arbeiterzeitung getragen, das er redigierte.

Doch keine Verwechslung. Er war gütig, herzlich, aber nie weichlich. Er konnte sachlich hassen, und dann unerbittlich. Er hat den politischen und kulturellen

Einfluß des katholischen Klerus in seinem geliebten Österreich leidenschaftlich bekämpft, solange er öffentlich wirkte; er kamte in diesem Punkt kein Paktieren und war gegen die philosophierenden Männer der Katheder, der Feder und der Salons, die mittelalterlich und hierarchisch verpacktes Zuckerwerk verabreichten, mißtrauisch und gründlich ablehnend. Er begriff, diese „Seele von Mensch“, wie unschöpferisch diese mittelalterliche Garderobe des Geistes sei, wie unfähig, die Gefahren der materialistischen und maschinellen Verhärtung des Gemüts zu bannen, nachdem die ewig junge, ewig blühende, an sich und an Gott bauende Seele sich neue Organe, neue Gestaltungen, neue Erscheinungsformen, neue Wissenschaften und Erkenntnisse geschaffen habe. Und ferner sein Deutschtum. Er liebte es tief und innerlich als Prägung eines höchsten Kulturausdruckes und Kulturwillens: und sah mit Ergriffenheit und Empörung zugleich, wie rücksichtslos und undankbar die gestern noch ungewaschene Slaven- und Ungarnwelt, die von deutscher Leistung emporgehoben und ins Licht geführt worden war, nun schon gar den deutschen Anspruch auf Geltung und . . . Gleichberechtigung niedertrampelte und niederschrie. Hier sprach das Blut und das Gefühl; er sah nicht, wie wenig der Anspruch auf „Dankbarkeit“ mit der sogenannten historischen Gerechtigkeit zusammenfiel; und der Kopf begriff nicht mehr recht, mit welchen Mitteln man der Krise des österreichischen Gesamtstaatsgedankens Herr werden könne. Der Blick auf das Reich, auf die dort blühenden Zukünfte seines Volkstums tröstete ihn einigermaßen . . .

Klagen wir nicht; seien wir für acht- undsechzig menschlich verbrachte und verbrauchte Jahre dankbar. Er war kein Großer und er wußte es, denn nie verließ ihn Lakt- und Distanzgefühl. Aber es stimmt herab, zu wissen, daß dieser Adelsmensch, als das Leben verglomm, auf

nichts als Scherben blickte, unter denen seine Welt begraben lag, ich meine die Summe der europäischen Erlebnisse und Bekenntnisse, aus denen sie für ihn bestand. Ich fürchte, sein Harmonisierungswille hätte nicht genügt, sie mit schaffen zu helfen. Diese Aufgabe fordert Härte und mehr Befessenheit, mehr Sturm und Drang, als er besaß. Doch werden seinem Vernunftwillen und seiner Treue am Werk auch von den nachgeborenen Genossen Kränze gewunden werden, mit diesem Besitz gehbt er auf immer der Jugend.

S. Saenger

Paula Modersohns Briefe und Tagebuchblätter

Als Paula Becker-Modersohn im Jahre 1907 starb, lebte ihre Kunst nur erst in den vier Wänden ihres Worpsweder Ateliers, in ihrer Kraft und Fülle ganz nur von ihrem Gatten Otto Modersohn und von Bernhard Hoetger erkannt.

Zehn Jahre sind seither vergangen, Jahre des Wachsens für die Bedeutung dieses malerischen Werkes. Die Bremer Kunsthalle und das Folkwang-Museum in Hagen i. W. stellten es als erste geschlossen heraus, andere Städte folgten, und vor wenigen Monaten zeigte eine von der Restner-Gesellschaft, Hannover, veranstaltete Kollektivausstellung, daß es hart neben den Zielen der „Jungen“ von heute steht.

Die jetzt herausgekommenen Briefe und Tagebuchblätter Paula Becker-Modersohns* haben ihren Wert als Ergänzung des malerischen Werkes der Künstlerin und als Persönlichkeitsdokumente schlechthin. Sie beginnen mit den ersten ernsthaften Studien in Berliner Ateliers und endigen zwei Jahre vor ihrem Tode. Wir erleben

* Eine Künstlerin — Paula Becker-Modersohn, Briefe und Tagebuchblätter. — Restner-Gesellschaft, Hannover 1917.

da eine Entwicklung im Menschlichen und Künstlerischen, wobei Blühen und schnelles Reifen nebeneinander gehen, oder, wie Paula Modersohn selbst es fühlt: „ein unentwegtes Brausen dem Ziele zu . . .“ Je weiter sie kam, um so mehr entzog sie sich dem Wort, in welches die Fülle und Unmittelbarkeit ihres Wesens zu legen eine Spielart ihrer genialen Begabung war. In ihren letzten Lebensjahren wurde sie innerlich einsam und wurde still; was sie zu sagen hatte, sagte sie nur noch in ihren Bildern, sie zeigen: es mußte so sein; es war ihr „Indiewüstegehen“ und ihr Ringen mit dem Engel des Herrn: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Als sie, ein- und dreißigjährig, starb, war sie zu Ende gekommen mit dem Jhrigen; sie hatte künstlerisch erreicht, was sie verlangend in einem Gedicht aussprach:

„Wann kommt mir der Tag,
daß in Demut einen Schatten
hin auf reinen keuschen Boden
ich kann werfen . . .
einen Schatten meiner Seele . . .“

Näher als es sonst in Persönlichkeitsdokumenten der Fall ist, kann man in diesen Briefen und Tagebuchblättern an den Menschen und an die Künstlerin herantreten. Die sie schrieb, war eine Natur, die sich verschwendete ohne arm zu werden. Wie ein Kind, das mit weitgeöffneten, gläubig frohen Augen den Dingen entgegenblickt, erfaßte sie, indem sie sich ihm hingab, das Leben, und was in diesem Weitgeöffnetsein ihres Wesens vielleicht die Gefahr eines Zerflatterns und Zersplitterns hätte zeitigen können, das wurde ins Gleichgewicht gebracht durch den unfehlbar sichern Instinkt für das Wesentliche, der in ihrer Kunst und in ihrer Persönlichkeit vor allem steht. In der Art, wie die noch sehr junge Paula Modersohn Leben, Verhältnisse und Menschen erfaßte, liegt etwas von der unbefangenen, man möchte sagen, unwillkürlichen Weisheit des Genies.

Das Buch windet einen vollen blühenden Lebenskranz. Berlin, Bremen, Paris, Worpswede werden, indem sie als Hintergrund für das Leben der Künstlerin stehen, selbst lebendig; gewinnen in ihrem unmittelbar starken Schauen und Charakterisieren intime Gestalt, werden übergollet von einem warmen Humor. Das Malerdorf Worpswede vornehmlich, nicht so sehr seine Künstler, wie seine dörflichen Leute, ist mit einer Frische der Anschauung gesehen und festgehalten, die an die Auffassung der großen niederländischen Genremaler erinnert.

Aber die Fülle der Geschehnisse und Bilder ist nicht das Wesentliche des Buches, sie sind nur die Begleitmusik zu einer großen und tiefen Melodie.

S. D. Gallwitz

Das Munch-Buch

Kurt Glaeser hat nun seine sehr speziellen Munchstudien in einem reich illustrierten Buche (bei Bruno Cassirer) zusammengefaßt. Die ruhige, sachliche Art, in der er von ihm spricht, steht im vollen Gegensatz zu den schwärmerischen Hymnen, mit denen Munch einst von seinen Freunden umwoben wurde. Er ist Geschichte geworden. Die Theorie des Expressionismus, Erlebnisse zu geben, deren Träger nur Mensch und Natur sind, war in ihm längst Tatsache geworden. Aber er stand noch auf dem Boden einer Kunst, die die starke, impulsive malerische Kraft primär bewertete, den Geist erst sekundär. Glaesers historische Bildung weist ihm diesen Platz an, sein modernes Empfinden, seine technischen Kenntnisse durchbringen sich in der Analyse. Ein seltener und schöner Fall, Fortführung der historischen Schulung ins Moderne, während wir die Rückführung des Modernen ins Historische schon vielfach genießen.

O. B.

Grundfragen deutscher Nationalpolitik

von Friedrich Meinecke

Wir wollen alle, daß Deutschland siegreich, mächtig und frei aus dem Ansturme hervorgehe, aber wir wollen es auf verschiedenen Wegen. Wir sind uns nicht einig über das Wesen der Macht und Freiheit, der ein großer Nationalstaat von der Art und Lage des unseren bedarf. Zwei Schulen der Staatskunst treten einander gegenüber, deren eine mehr einen Vergangenheitscharakter trägt, die andere mehr den Kräften der Gegenwart und Zukunft zugewandt ist. Die ältere Schule beruft sich auf die Erfahrungen und Vorbilder aller ähnlichen weltgeschichtlichen Entscheidungskriege, voran auf den Kampf zwischen Rom und Karthago und auf die Kämpfe, die England nacheinander mit Spanien, Holland und Frankreich geführt hat. Sie wurden geführt um die See- und selbst Weltherrschaft und endigten jeweilig entweder mit der völligen Vernichtung oder der endgültigen Zurückdrängung einer der beiden ringenden Mächte. Demnach muß, so meint man, auch unser Weltkampf mit England ausgekämpft werden bis zum bitteren Ende, und es wird am Schlusse dieses Krieges oder der Reihe von Kriegen, die er nach sich ziehen wird, nur eine Art des Sieges geben können, nämlich diejenige, die das *vac victis* über den Besiegten auszusprechen vermag. Um Macht und Herrenstellung in der Welt wird gekämpft, und demnach werden Macht und Herrenstellung auch Mittel in diesem Kampfe, — und zwar in erster Linie die unmittelbare, physisch wirksame Macht. Demnach erscheinen alle Gebiete außerhalb Deutschlands, deren dauernde Beherrschung einen erheblichen militärischen oder, was heute beinahe dasselbe bedeutet, wirtschaftlichen Machtgewinn für uns bringen kann, als begehrenswert, vielleicht selbst unentbehrlich, um die schwere Aufgabe, England niederzuringen, zu lösen. Die Freiheit aber, deren das deutsche Volk bedarf, wird dabei der Macht und Herrenstellung des Volksganzen gleichgesetzt, und dieses kann, um mächtig zu bleiben oder noch mächtiger zu werden, wiederum nur durch die straffen Mittel der Macht und Herrenstellung in sich zusammengehalten werden. Die besondere kontinentale, ringsum eingepreßte und bedrohte Lage Deutschlands

nötigt uns dazu, — und rechtfertigt nicht nur unseren Militarismus, sondern auch die politische Vorherrschaft derjenigen sozialen Schichten, die von jeher den Kern des Offizierkorps gebildet und am zuverlässigsten allen Machtbedürfnissen des Staatsganzen gedient haben. Die Reform des preussischen Wahlrechts, die diese Vorherrschaft beseitigt, bricht demnach in das eigentliche Kernwerk Deutschlands, in das militärisch-aristokratische Staatsgefüge Preußens, eine gefährliche Bresche. Denn die Massen, die man durch Verleihung des gleichen Wahlrechts zur Herrschaft kommen läßt, sind unreif und begehrtlich und sozusagen nur in Reih und Glied eingereiht und kommandiert brauchbar und regierbar. Man sieht, wie dieses ganze System äußerer und innerer Machtpolitik hinausläuft auf die Erhaltung einer politisch-militärischen Hierarchie. Sint ut sunt, aut non sint, sagen ihre überzeugtesten Anhänger von ihr und fügen das alte Wort hinzu, daß die Staaten durch dieselben Mittel erhalten werden, durch die sie gegründet worden sind. Die neue Gegenwartserfahrung des Weltkrieges gibt danach zu keiner Revision des Bewährten Anlaß, sondern gibt der stolzen Schöpfung der Vergangenheit nur den Impuls, um, gestützt auf alle Analogien weltgeschichtlicher Machtkämpfe der Vergangenheit, die letzte und höchste Stufe der Macht sich zu erkämpfen. Modernen Inhalt hat dieses System nur insofern, und zwar schon in den Zeiten vor dem Kriege erhalten, als sich die neuen Kapitäne der schweren Industrie mit den alten Kapitänen des preussischen Militärstaates vereinigen wollen, um mit ihrer Hilfe ihre eigene Herrenstellung gegenüber den Arbeitermassen zu behaupten, und um den Hebel der Machtpolitik für die Ziele ihrer wirtschaftlichen Expansion zu gewinnen.

Wir haben die Ansichten dieser Schule der Staatskunst hier in ihrer spitzesten Form dargestellt. Nur dadurch erkennt man den geistigen Zusammenhang, die leitende Idee des Ganzen, die aus der Tiefe heraus es nährt, an der Oberfläche des Lebens aber in der Regel nur bruchstückweise und vermischt mit anderen Bestandteilen erscheint. Dem einen liegt mehr die Machtentfaltung nach außen, dem anderen mehr die Behauptung der alten Machtverhältnisse im Inneren am Herzen; die einen gehen in der Tat, auch in ihrer inneren Empfindung, vom Wohl des Staatsganzen, wie sie es verstehen, und nicht von dem Interesse der bisher regierenden Schichten aus, die anderen umgekehrt. So umfaßt dieses Lager heute die mannigfachsten Spielarten. Aber die Tendenz der großen politischen Gedankensysteme ist es immer gewesen, sich auch durch alle Brechungen und Varietäten einheitlich durchzusetzen. Wer einmal in dieses Lager auch nur mit einem Fuße getreten ist, erhält seine geistige Nahrung fortan aus der Quelle, die ich zu beschreiben versuchte.

Auch das Lager der Gegenpartei erscheint, oberflächlich gesehen, bunt,

sogar noch bunter gemischt. Scheidemann, Payer, Erzberger, Bethmann, — grundverschieden voneinander erscheinen zunächst die politischen Voraussetzungen eines jeden dieser vier herausgegriffenen Typen, und diese Verschiedenheiten färben sich auch dann noch sehr stark ab, wenn jeder von ihnen ausspricht, worin sie heute übereinstimmen. Jeder von ihnen trägt noch zu viel von seiner eigenen Vergangenheit mit sich herum, um bei den neuen Bundesgenossen sofort ein unbedingtes Vertrauen erwecken zu können. Darum konnte der Anteil, den eine Persönlichkeit wie Erzberger an der Entstehung der Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 nahm, so viele Gemüter, die mehr nach persönlichen Eindrücken als nach sachlichen Erwägungen urteilen, kopfschüttelnd und mißtrauisch machen. Die Gemeinschaft, in der die Reichstagsmehrheit unter sich und mit der Reichsregierung steht, erscheint demnach zunächst nur als ein lockerer Zweckverband und nicht als eine Gesinnungsgemeinschaft, aus der eine neue Schule der Staatskunst hervorgehen könnte. Es ist auch nicht zu erwarten, daß die vielen Gegensätze, die sie in sich hegt, die parteipolitischen Befangenheiten und Sondergelüste, auch die ganz unpolitischen Sentimentalitäten und Schwächen, die bei recht vielen ihrer Anhänger mitschwingen, jemals ganz von ihr überwunden und zurückgedrängt werden. Aber so dünn auch das geistige Band noch zu sein scheint, das sie heute miteinander verknüpft, — es ist da und wird durch den Zwang der Entwicklung immer fester gewebt werden. Schöpfte die alte konservative Schule der Staatskunst aus den Erfahrungen und Traditionen der Vergangenheit, so darf sich die neue werdende Schule darauf berufen, daß sie vor allem das Werden zu verstehen, die neuen ungeahnten Erfahrungen des Weltkrieges zu verarbeiten sucht. Freilich darf auch sie, um lebensfähig zu bleiben und den Wettbewerb mit der älteren konservativen Schule bestehen zu können, die Erfahrungen der geschichtlichen Vergangenheit und die Kontinuität mit ihren fortwirkenden Lebensmächten nie verlieren. Liberal im ganzen gerichtet, muß sie allen Parteiliberalismus und selbst Doktrinarismus, den sie noch mit sich schleppt, in einen neuen Staatsliberalismus umzuschmelzen versuchen, der dem echten und guten Staatskonservatismus dann viel näher kommen wird, als der jetzige laute Streit der Heerlager ahnen läßt.

Denn das ist auch der Grundgedanke der neuen Schule, daß die Macht und Sicherheit des Staatsganzen, seine starke und sturmfreie Stellung unter den Weltmächten, die Fundamentalforderung aller Staatskunst bleiben muß. Nur will sie die bis zum Machttausch sich steigernden Übertreibungen des Machtgedankens, deren man sich in der alten Schule heute schuldig macht, auf ein gesundes Maß zurückführen und will ihn besonnen einordnen in das Ganze aller übrigen Lebenswerte. Denn es ist

ein eigen Ding mit der politischen Macht einer Nation. Sie wird nicht pfund- und zentnerweise hergestellt zum fertigen Gebrauch, sie besteht nicht bloß aus Kanonen und Divisionen, aus Tauchbooten und strategischen Grenzsicherungen, sondern, so unentbehrlich diese physisch wirksamen Mittel der Macht auch sind und immer bleiben, — sie selber fließt aus geistigen Quellen, aus dem fluktuierenden Gesamtleben der Nation, zu dessen Kraft und Leistungsfähigkeit auch alle übrigen, auch die unpolitischen Kulturwerte beitragen. Man kann nicht Macht und Kultur einer Nation auseinanderreißen, auch nicht eines dem anderen schlechthin zur Beherrschung und Ausbeutung überantworten. Paradox gesagt: Damit eines dem anderen als Mittel zum Zweck des eigenen Wachstums dienen kann, muß eines das andere zugleich auch als Selbstzweck für sich bis zu gewissem Grade anerkennen. Nur dann also kann die politische Macht einer Nation sich zu ihrem Maximum steigern, wenn sie auch alle übrigen Lebenswerte der Nation respektiert und pflegt. Und diese schließen sich zusammen unter dem Begriffe und Ideale der Freiheit, der richtig verstandenen Freiheit, die nicht in erster Linie in der Ausübung von Herrschaft und Macht besteht, sondern in der eigenwüchsigen, individuellen Entfaltung aller gottgepflanzten geistigen Triebe und Bedürfnisse. Freiheit, persönliche und politische Freiheit also auch für alle einzelnen Glieder und Gliederungen der Nation, stolzes Bewußtsein jedes einzelnen, nicht nur beherrscht und gebraucht zu werden für andere Zwecke, sondern auch ein Stück von eigenem Entschluß und Willen zum Leben der Gesamtheit beizutragen, — das sind die innersten geistigen Quellen der politischen Macht. Nur so entwickelt sich das, worin ich das Wesen der politischen Macht im modernen Völkerleben sehe: Die innere Kohärenz der Nation. Sie bedeutet mehr als die vielgerühmte Organisation der deutschen Nation. Denn bei dieser denkt man nur zu leicht allein an die Gefügigkeit, Einschüchlichkeit und Verwertbarkeit abhängiger Massen. Die innere Kohärenz dagegen, deren wir bedürfen und die wir in diesem Kriege in staunenswertem Grade entfaltet haben, setzt ein bestimmtes Maß von freier Eigenbewegung aller einzelnen Teile voraus. Nur sie kann zu allen übrigen, aus Gewöhnung, Autorität und Disziplin stammenden Klammern des Ganzen jene letzte feine, anscheinend so winzig erscheinende und doch so unentbehrliche Klammer, die aus dem Golde persönlich-sittlicher Gesinnung geschmiedet wird, hinzufügen. Nur sie kann ferner jene unerschöpfliche geistige Produktivität erwecken, die überall Lebens- und Kraftzentren schafft, alles Zerstörte rasch zu ersetzen und sich immer wieder zu helfen weiß. Und nun ist es die große Erfahrung dieses Weltkrieges, daß eben diese innere Kohärenz und geistige Produktivität unser Volk unbeflegbar gemacht hat. Weil wir, abgedrängt von allen Hilfs-

quellen der Welt, alles aus uns, aus unseren Menschen, aus unserem Boden schöpfen mußten, weil wir uns militärisch, wirtschaftlich und technisch immer wieder etwas Neues auszudenken hatten und bei allem immer wieder die geistige und moralische Spannkraft der leitenden Köpfe wie der kämpfenden und arbeitenden Massen in Anspruch nehmen mußten und konnten, deswegen haben wir uns als so unglaublich stark erwiesen. Heute kämpft ja doch nicht nur das Heer, sondern das ganze Volk und Land mit allem, was in ihm steckt an geistigen und physischen Kapitalien, die Kriege aus. Demnach sind innere Kohärenz, Gesamtkultur und Wehrkraft eines Volkes eines und daselbe. Wir haben es an Rußland erschütternd erlebt, was es heißt, nur den äußeren Apparat der politischen und militärischen Macht und die rohen Instinkte der Macht zu besitzen, und die tieferen Quellen der Macht, innere Kohärenz und Produktionskraft der Nation, zu entbehren.

Wie will man nun aber mit den Mitteln der alten konservativen Staatskunst diese innere Kohärenz der Nation erhalten und steigern. Man berufe sich doch nicht darauf, daß wir sie bereits hatten trotz eines im ganzen konservativen Regierungssystems. Erstlich hatte das preußisch-konservative System seine sehr starken liberalen und demokratischen Gegengewichte im Reiche und auch in gewissen freieren Überlieferungen des preußischen Staates selber. Und zweitens war in der Nation im ganzen und bis in ihre untersten Schichten hinüber seit der Herstellung der nationalen Einheit ein mächtiges spontanes Leben erwacht, das neben und unter dem Staate und zum Teil selbst gegen ihn einherflutete, aber insgesamt geistige und moralische Kräfte erzeugte, die heute für unseren Staat wirken und unsere Wehrkraft in der Tiefe nähren. Man muß doch jetzt an das weise und mutige Wort des badischen Ministers von Bodman denken, das er vor dem Kriege zum Entsetzen vieler gesprochen hat: daß er in der Sozialdemokratie eine großartige Bewegung zur Hebung des vierten Standes anerkenne. Die Haltung und Leistung der Arbeiterschaft im Kriege hat ihm recht gegeben und zugleich bewiesen, daß die Sozialdemokratie in ihrer überwiegenden Masse wohl ein Feind von Regierungen sein kann, aber nicht ein Feind des nationalen Staates ist, daß sie den Wunsch hat, endgültig auf seinen Boden hinüberzutreten. Das kann nur geschehen, wenn wir zugleich der Arbeiterschaft die volle politische Gleichberechtigung geben. Erst dann kann die Nation den höchsten Grad von innerer Kohärenz erhalten. Die preußische Wahlreform und alles, was mit ihr zusammenhängt, ist ein Mittel zur politischen Macht und so auch verstanden von den verantwortlichen Staatsmännern, die sie angebahnt haben und durchsetzen wollen. Und darin, daß es der Monarch und die verantwortlichen Staatsmänner gewesen sind, die diesen Schritt nach langer,

tiefer und umfassender Erwägung gewagt haben, können wir eine Bürgschaft für die Richtigkeit und Heilsamkeit des Grundgedankens der neuen Staatskunst erblicken. Denn der Druck der Verantwortung für das Ganze ist von jeher der wirksamste Erzieher zu gutem politischen Denken gewesen.

Es ist der schwerste Vorwurf, den man der Schule der älteren Staatskunst zu machen hat, daß sie den Zusammenhang zwischen Macht und Freiheit und zwischen Macht und Masse nicht erkennen will. Es ist ja, wie wiederum das Beispiel des russischen Zusammenbruchs zeigt, schlechterdings unmöglich, die volle Kraft der Nation nach außen zu entfalten und dauernd zu behaupten, wenn im Inneren die Massen dem Staate entfremdet sind. Man lebt in den Tag hinein, wenn man dies vergißt. Will man das konservative Herrschaftssystem im Inneren durchaus behaupten, so muß man konsequenterweise darauf verzichten, die Nation für die furchtbaren Opfer eines modernen Existenzkampfes in Anspruch zu nehmen. Das haben die preussischen Konservativen vor hundert Jahren besser begriffen, als sie den Ausbau der allgemeinen Wehrpflicht und die deutschnationalen Aufgaben der preussischen Politik vernachlässigten, um im Inneren keine liberalen Zugeständnisse machen zu müssen. Haltbar auf die Dauer und gesund war auch dies System freilich nicht. Denn eine große Nation muß stark und mächtig nach außen bleiben um ihrer Selbstachtung willen, und um ihre natürlichen Interessen, wenn es sein muß, mit Einsetzung der ganzen Existenz zu verteidigen.

Das will ja nun heute auch die konservative Schule der Staatskunst und macht ihren Gegnern den Vorwurf, daß sie auf einen Verzicht- oder Hungerfrieden, und wie die freundlichen Worte alle lauten mögen, hinaussteuern. Fragen wir uns doch ganz ruhig: Steht es wirklich so, daß die notwendige Energie in der Durchsetzung unserer nationalen Lebensinteressen nur gerade bei denjenigen sein sollte, die sich der freiheitlichen Neuordnung im Innern, das heißt, der Herstellung der inneren nationalen Kohärenz, der Aufrechterhaltung und Stärkung der inneren Front am zähesten widersetzen? Und sollten dieselben Männer, die sich bemühen, diese inneren Kraftquellen, diese wahren und eigentlichen Grundlagen politischer Macht aufs höchste zu steigern, im Verdachte stehen, den kraftvollen Gebrauch dieser Macht für die Durchsetzung unserer Lebensinteressen zu vernachlässigen? Ich gebe es ja durchaus zu und habe es schon angedeutet, daß noch mancherlei parteipolitische und unpolitisch-sentimentale Motive bei vielen von denen mitschwingen, die heute das Doppelprogramm der neuen Staatskunst, freiheitliche Neuordnung und Verständigungsfrieden, unterschreiben. Aber damit ist der staatspolitisch zwingende Inhalt dieses Programms noch nicht wider-

legt. Schlechthin zwingend ist, wie wir sehen, die Forderung der inneren Neuordnung. Aber gilt dies auch von der Forderung des Verständigungsfriedens, und gilt es auch heute noch von ihr, wo die Verständigung von den Gegnern verschmäht ist und die physisch wirksame Macht, wie es scheint, allein das Wort behalten hat? Wir dürfen darauf nur antworten mit streng realpolitischen Argumenten.

Dieser Krieg, so hörten wir aus dem Munde der einen, muß klar erkannt werden als ein weltgeschichtlich unvermeidlicher Entscheidungskampf, der bis zur völligen Niederwerfung unseres Hauptgegners auszukämpfen werden muß. Das ist eine blendend einfache und suggestive, aber auch ungebüßlich vereinfachende Auffassung. Ganz gewiß muß der Krieg zwischen Deutschland und England in erster Linie aus der Tiefe der miteinander unvereinbaren nationalen Ambitionen erklärt werden. Aber nicht diese allein bestimmen die Politik der Staaten, sondern ihr oft trübes Gewoge muß erst hindurch durch den Filter der Staatskunst, der Abwägung und Entscheidung der verantwortlichen Lenker, in deren Fingerspitzen die feinsten Nerven des politischen Ingeniums der Nation auslaufen sollen. Wir wissen alle, daß dies nicht immer der Fall ist. Höchst persönliche und singuläre Faktoren, Geschick oder Ungeschick, Weitblick oder Kurzsichtigkeit der leitenden Männer können also oft letzten Endes darüber entscheiden, ob die aus der Tiefe her drängenden Instinkte und Triebe der Nation diesen oder jenen Weg gehen. Und oft ist es bei der Frage, ob eine weltgeschichtliche Katastrophe zu vermeiden war, wie ein Gang über eine Schneewächte. In dem einen Falle trägt sie hinüber, in dem anderen Falle bricht sie zusammen. Wer nach dem Erfolge urteilt, sieht dann nur und ausschließlich die allgemeinen Gewalten unvermeidlich und elementar wirken; wer nach den Ursachen urteilt und ihr unendlich verwickelter Geflecht auch nur ahnt, der sagt sich, daß einige dieser Fäden anders geflochten, auch ein anderes Resultat hätten ergeben können. Genaue Kenner der englischen Politik vor dem Kriege meinen zum Beispiel, daß, wenn statt des zwar nicht kriegslüsternden, aber ungeschickten Grey sein Privatsekretär Tyrrell, der eigentliche Betreiber der deutsch-englischen Verständigung in London, die Zügel geführt hätte, die Katastrophe vielleicht vermieden worden wäre. Die politische Geschichte ist nun einmal ein irrationales Gewebe von höchst allgemeinen und höchst persönlich-individuellen Gewalten. Und gerade hier sehen wir nun wieder den Gegensatz in den Schulen der Staatskunst. Primitiv und nur den groben und summarischen Erfahrungen angepaßt muß uns jetzt diejenige Schule erscheinen, die nur mit dem elementaren Aufeinanderprall der allgemeinen Gewalten im Völkerleben rechnet und darüber sich konsequent zur Gewaltpolitik entwickelt. Die Schule der gereiften Staatskunst dagegen will nicht Gewalt-

politik, sondern Machtpolitik treiben. Sie will die elementaren und irrationalen Faktoren in der Politik nicht etwa beseitigen, — das vermöchte sie nie und nimmer; das wäre ein überfeines Schachspiel-Bemühen. Aber sie will sie mit soviel Vernunft und Besonnenheit versehen, als es menschlicher Schwäche möglich ist. Und richtige Machtpolitik treiben, heißt zugleich, wie wir sahen, die geistigen Grundlagen politischer Macht erkennen und richtig einschätzen. Alles Geistige aber erscheint zugleich immer in der Form eines Individuellen und Persönlichen, und darum werden auch die großen Machtentscheidungen im Leben der Staaten von der lebendigen Einzelpersönlichkeit mit bestimmt, — sei es zum Guten, sei es zum Schlimmen.

Also man treibe die Meinung von der schlechtzinnigen Unversöhnlichkeit des deutsch-englischen Gegensatzes nicht bis zum starren fatalistischen Dogma hinauf. Wohl kann er schließlich unversöhnlich werden durch die Leidenschaften der Menschen hüben und drüben, und er ist, wie wir nicht leugnen, seit Beginn des Krieges auf dem besten Wege es zu werden. Ist aber darum die Staatskunst zu tadeln, die immer wieder versucht hat, die Hand zur Verständigung zu bieten? Sie hat einfach ihre Pflicht getan, wenn sie das im Augenblick zwar noch nicht Wahrscheinliche, aber doch immer vielleicht Mögliche und jedenfalls Vernünftige angestrebt hat. Denn in jedem Staate lebt sozusagen eine gute und eine böse Seele, und bald regiert die eine, bald die andere. Notorisch existiert auch in England — ich brauche ja nur den Namen Lansdowne zu nennen, — eine Friedens- und Verständigungspartei. Und es hatte seinen guten Sinn und Zweck, wenn die vielgeschmähte Reichstagsresolution vom 19. Juli vorigen Jahres auf die Friedensparteien aller feindlichen Länder zu wirken versucht hat. Sie wird, wie ich nicht zweifle, trotz ihrer nicht erquicklichen Entstehungsgeschichte und trotz ihrer nicht glücklichen Formulierung vor der Geschichte bestehen, und darüber, ob sie völlig ihre Wirkung auf das Ausland verfehlt hat, kann selbst heute noch nicht das letzte Wort gesprochen werden. Wie soll man denn je anders zum Frieden mit England kommen als dadurch, daß dort einmal früher oder später die wilden Gesellen vom Schlage Lloyd Georges gestürzt werden und die Verständigungspolitiker obenauf kommen?

Nein, sagt hier die konservative Schule der Staatskunst: Nur dadurch kommen wir zum Frieden mit England, daß wir es auf die Knie zwingen. Ganz gewiß ist, wenn der Krieg einmal entbrannt ist, die völlige Niederwerfung des Gegners das natürliche Ziel des Krieges, und es gibt wohl niemanden unter uns, der nicht brennend und heiß wünschte, daß es erreicht würde, und der nicht die äußerste Kraft daran gesetzt wünschte. Großes haben wir schon erreicht. Größeres werden und wollen wir noch

erreichen durch den Heroismus unserer Tauchbootmänner und unserer stürmenden Regimenter. Aber wir dürfen uns auch nicht der bisherigen Gesamterfahrung des Krieges entziehen, die diejenigen auch schon vorher ahnten, die sich ernstlich um die deutsch-englische Verständigung bemühten. Denken wir zurück an den Kampf Napoleons gegen England. England war zur See im Kerne seiner Macht unangreifbar, Napoleon zu Lande im Kerne seiner Macht durch anderthalb Jahrzehnte unangreifbar und konnte erst durch eine übermächtige kontinentale Koalition gestürzt werden. Unsere Lage ist wohl in zweifacher Hinsicht günstiger als die Napoleons. Einmal kann uns nach dem Zusammenbruche Rußlands eine übermächtige kontinentale Koalition nichts mehr anhaben, und ferner können wir durch unsere Tauchboote die englische Seeherrschaft, wenn nicht zerbrechen, so doch empfindlich schwächen. Und doch bleibt die Gesamtlage derjenigen der napoleonischen Zeit insofern vergleichbar, als an die letzte Zitadelle der feindlichen Macht unendlich schwer heranzukommen ist. Suchen wir in Lloyd Georges und Wilsons Mienen und Handlungen zu lesen, so können wir aus der brutalen und konsequenten Ablehnung jedes Verständigungsversuches schließen, daß sie sich zutrauen, den Krieg trotz der Verringerung der Handels tonnage noch jahrelang fortführen zu können. Sie hoffen auf unsere allmähliche wirtschaftliche und moralische Zermürbung. Wir dagegen hoffen nicht nur, sondern sind in der jetzigen Lage fester als je davon überzeugt, daß diese Zermürbung bei uns nicht eintreten wird. Und nun treten für uns auch hinzu die Aussichten der so glänzend begonnenen Offensive im Westen. Suchen wir sie mit aller seelischen Kraft, mit allem Siegeswillen, den der Moment von uns fordert, aber zugleich auch mit klarem Urtheil zu würdigen. Der Bann des Stellungskampfes, der auch unsere bisherigen Erwägungen über die Möglichkeiten des Landkrieges lange eingeschränkt hat, ist gebrochen. Wir könnten es — dies wäre wohl der höchste der erreichbaren militärischen Erfolge — durch eine Reihe gewaltiger Schlachten und Durchbrechungen im Laufe des Sommers dahin bringen, daß die englischen und amerikanischen Heere den Kontinent räumen und Frankreich unserer Obermacht überlassen müßten. Zeigen sich dann England und Amerika entschlossen, den Krieg als reinen See- und Blockadekrieg ins Unabsehbare zu verlängern, so würden wir, falls wir in die Lage kommen, die Hartnäckigkeit Frankreichs mit Gewalt zu brechen, keine politische Veranlassung mehr haben, es zu schonen, denn bündnisfähig wird es voraussichtlich für uns nie werden. Verbesserung der Vogesen- und des Erzbeecken von Briey wären dann Forderungen, die sich auch mit vernünftiger und maßvoller Staatskunst wohl vereinigen lassen. Zeigen sich dagegen England und Amerika in der angenommenen Lage bereit zu einem Generalfrieden, so würden wir unsere Bedingungen an

Frankreich unter anderen Auspizien zu erwägen haben. Ohne Zweifel haben wir dann zugleich gegen England das Druckmittel nicht nur des fortgesetzten Tauchbootkrieges, sondern auch der Bedrohung Ägyptens und Mesopotamiens durch unsere freiwerdenden Heeresmassen. Andererseits verfügen England und Amerika über das Druckmittel des fortgesetzten Blockadekrieges. Hüben und drüben wird man dann sorgsam rechnen, was man bei einer Fortsetzung des Krieges zu gewinnen oder zu verlieren hat. Wir saßen an einem längeren Hebelarme als zur Zeit unseres Friedensangebotes. Aber die Vernunft müßte hüben und drüben zu einem Kompromißfrieden raten.

Sie müßte es auch dann, wenn wir nur den geringeren militärischen Erfolg erzielen, die feindliche Front in Frankreich stark zurückzudrängen, ihrer Offensivkraft zu berauben, sie aber nicht zu zerbrechen. Dann würde, wenn die Gegner sich der Verständigung widersetzen, nur ein Erschöpfungsfrieden einmal den Krieg beendigen können.

Alle diese Möglichkeiten kann man heute nur summarisch und grob konstruieren. Vielleicht wird eine Lage eintreten, in der wir zu wählen haben werden zwischen einer Fortsetzung des Seekrieges gegen England-Amerika und der Wiederherstellung Belgiens. Wollen wir Belgien in unserer Hand behalten, so müssen wir uns klar machen, daß wir dadurch den Krieg entweder unabsehbar verlängern oder den Frieden zu einem bloßen Waffenstillstande machen. Der Besitz der belgischen Küste würde uns auch nicht den Zugang zum Weltmeer verschaffen. Jede vernünftige Staatskunst muß mit den beiden naturgegebenen Tatsachen, der Gunst der insularen Lage Englands und der Ungunst der kontinentalen Lage Deutschlands rechnen. Aber sie darf weiter mit der nicht durch die Natur, sondern durch die Kraft unserer Nation geschaffenen Tatsache rechnen, daß der Landkrieg menschlichem Ermessen nach zu unseren Gunsten auslaufen wird. England unüberfliegbar für uns auf dem Wege zum Ozean, — Deutschland unbeflegbar zu Lande, — es kann zwischen beiden Mächten kein anderes Verhältnis geben als entweder einen ewigen, beide Teile nutzlos erschöpfenden Krieg, oder — die Verständigung. Wenn die Verständigung auch schließlich durch den Gesamtdruck unserer Siege zu erzwingen ist, — dem Inhalte nach wird der Friede mit England den Charakter eines Verständigungsfriedens tragen müssen, wenn er von Dauer sein soll. Der Wortlaut der Reichstagsresolution bindet uns, nachdem sie von den Gegnern verschmäht worden ist, jetzt selbstverständlich nicht mehr. Ihr Sinn aber ist uns und unseren Gegnern vorgeschrieben durch den Zwang der Dinge und durch die Vernunft, die ihn zu erkennen hat. Die Bürgschaft aber für die Dauerhaftigkeit des Verständigungsfriedens, den wir einmal mit England zu schließen haben werden, kann nur in der

furchtbaren Gesamterfahrung dieses Krieges und in dem Anblicke unserer unüberwindlichen Stärke bestehen. England muß künftig vor der Möglichkeit eines neuen Krieges mit uns zurückscheuen wie vor einem Medusenhaupte. Das kann es aber nur, wenn es weiß, daß der Inhalt des Friedens, den wir mit ihm schließen werden, von den breiten Massen unseres Volkes mit ungebrochener Entschlossenheit behauptet werden wird, und daß keine inneren Spaltungen unsere Gesamtkraft künftig schwächen können. Die Behauptung Belgiens aber würde uns spalten. Und angesichts ferner der Machtentfaltung, die wir auch in Zukunft üben müssen, angesichts der Opfer und Lasten, die das deutsche Volk dafür zu tragen haben wird, ist es eine geradezu unverzeihliche politische Unklugheit, den Gang der inneren Reformen bei uns aufhalten und die Wahlreform vereiteln oder entstellen zu wollen. Ein Deutschland aber, das Staat und Massen miteinander fest verknüpft, hat für die Zukunft so ungeheure militärische Trümpe auszuspielen, daß auch alle Grenzverbesserungen dagegen in Schatten treten. Die zentralen Werte der Macht sind unter allen Umständen wichtiger als die peripherischen Werte. Nicht diese und jene lokale Position, sondern nur der Druck unserer Gesamtmacht kann die Ungunst unserer kontinentalen Lage ausgleichen und uns den freien Weg zum Weltmeere im Frieden sichern.

Nicht zu leugnen ist, daß das Gelüste der Gegner, uns die überseeische und westliche Welt zu versiegeln, gewachsen ist, seitdem wir selber die Siegel der östlichen Welt Europas erbrochen haben. Der Ostfriede ist zustande gekommen, wie noch kein Friede zustande gekommen ist. Vor unseren Augen brach der Staat, mit dem wir ihn schließen wollten, in seine Teile auseinander. Wenn früher Frieden schließen bedeutete, eine neue Brandmauer aufrichten zwischen zwei Nachbarhäusern, so hat hier ein Erdbeben auf Nachbars Gebiet dies unmöglich gemacht und uns gezwungen, einzugreifen, um unsere eigenen Fundamente zu sichern. Das ist die seltsame und in mancher Hinsicht schwierige Lage, in der wir hier sind. Wir sind tiefer in die östlichen Dinge hinein verflochten worden, als wir bei dem Beginn der Friedensverhandlungen von Brest Litowsk geahnt und gewünscht haben. Aber jeder Schritt, den wir auf dem neuen unbekannten Terrain nun tun und vielleicht tun müssen, kann durch die neuen Verpflichtungen, die er schafft, unermessliche säkulare Folgen haben. Da gilt es, wenn irgendwo, den Blick zu schärfen, damit uns das Schicksal wohl leite und führe, aber nicht blindlings mit sich fortreißt. Es gilt, soweit es Menschenwitz vermag, scharf zu scheiden zwischen dem, was uns zwangsläufig gewiesen war und ist, und dem, was wir zu modeln, zu beeinflussen vermögen durch eigene autonome Entschlüsse und Taten. Auch

hier wird dann wieder die gereifte Staatskunst, die das geistige Geflechte der Dinge zu durchschauen versucht, gegen die primitive Staatskunst, die den elementaren Instinkten sich überläßt, sich zu behaupten haben.

Orientieren wir uns an Bismarck. Er meinte, daß, wenn an Stelle der einheitlichen Großmacht Österreich-Ungarn eine Wolke von unfertigen, begehrlichen, revolutionär gestimmten Staaten trete, unsere Lage sich verschlechtere. Das Bequemste für eine Großmacht ist und bleibt eben die Nachbarschaft einer anderen konsolidierten Großmacht. Dann kann es feste Brandmauern an den Grenzen geben. Scharfe, reinliche Grenzen zwischen lebendiger Macht und lebendiger Macht; keine Interessen, keine Servituten auf fremdem Grund und Boden, keine Gemengelage der Äcker, — das ist eigentlich das immanente, freilich zugleich ideale und unerreichbare Ziel der geschichtlichen Entwicklung, seitdem die Tendenz zum Universalreiche abgelöst ist durch das Nebeneinander freier individueller Staaten. Unerreichbar ist es, denn niemals blühen die Staaten und Völker nebeneinander in gleichmäßiger Kraft. Immer wieder bilden sich Depressionsgebiete, kommt es zu Verwitterungen und Neubildungen in der Nachbarschaft der Staaten, die dann wohl oder übel eingreifen, sei es aus reinem Macht- und Expansionsdrang, sei es, um ihre Grundmauern zu schützen oder um anderen Rivalen zuvorzukommen. Dem Schicksale Polens im achtzehnten Jahrhundert folgte das Schicksal der europäischen Türkei im neunzehnten Jahrhundert und nunmehr Rußlands. Der innere Zerfall Rußlands begann ja eigentlich schon mit der Eroberung Polens durch uns und unseren Verbündeten. Es wäre zuerst wohl noch denkbar gewesen, Polen, von strategischen Grenzverbesserungen abgesehen, an Rußland zurückzugeben, um mit diesem einen Sonder- und Verständigungsfrieden zu schließen. Aber das alte Rußland wollte nicht, und das neue Rußland der Revolution war kein Partner, dem man unbedenklich Polen hätte zurückgeben können. Ob der Moment im November 1916 schon der richtige war, um ein selbständiges Polen wieder aufzurichten, darüber kann man allenfalls streiten. Daß es früher oder später einmal geschehen mußte, war doch wohl zwangsläufig. Bismarck sah es voraus, wenn er an die Möglichkeit eines deutsch-österreichischen Krieges gegen Rußland dachte, und schon zu Beginn des Wiener Kongresses hat sich einmal dieselbe Perspektive eröffnet, als Metternich bei Preußen anklopfte, um gemeinsam die Erwerbung Polens durch Rußland, wenn nötig durch Krieg, zu verhindern. Schon damals wußten die Diplomaten keinen anderen Rat, als Polen wieder aufzurichten. Aber was man heute auch sagen mag über unseren Entschluß vom November 1916: Polen ist von uns wieder hergestellt, und damit mußte fortan jeder unserer Staatsmänner, auch wenn er jenen Entschluß nicht lobte, als eherner, un-

abänderlicher Tatsache rechnen. Demnach muß man auch in Zukunft immer rechnen mit einem selbständigen polnischen Nationalwillen, der uns niemals bequem und gefällig sein wird. Für die austro-polnische Lösung spricht die Möglichkeit, Polen durch Vereinigung mit Westgalizien zu befriedigen. Gegen sie aber spricht doch sehr, daß eine einheitliche und konsequente Politik der Donaumonarchie durch sie ungeheuer erschwert wird. Und möglichst einheitliche und einfache Verhältnisse, möglichst wenig Doppel- und Mischverhältnisse zu schaffen, müßte Leitmotiv unserer östlichen Neuordnungen werden. So wäre die Einsetzung einer besonderen Dynastie in Polen immer noch das mindeste der Ubel. Es wäre vernünftig, die Reibungsflächen zwischen uns und Polen, soweit es unsere Sicherheit gestattet, zu vermindern. Unseren Sicherheitsbedürfnissen würde eine dauernde Militärkonvention, die uns das Besatzungsrecht in den Warszauer Festungen gebe, wohl genügen, während eine Abtretung polnischen Gebietes an Preußen jedes auch nur leidliche Verhältnis zwischen Polen und uns unmöglich zu machen droht.

Der Aufrichtung eines selbständigen Polens mußte zwangsläufig die Aufrichtung eines selbständigen Litauens folgen. Wir konnten nicht wohl der einen Nationalität versagen, was wir der anderen gewähren. Und vor allem mußten wir uns sagen, daß die natürliche Schwerkraft der Interessen das kleine litauische Volk geradezu an unsere Seite und unter unseren Schutz zwingt. Und da Litauen zugleich die strategisch wichtige und von unseren Militärs wahrscheinlich als unentbehrlich bezeichnete Njemenlinie umfaßt, so ist die jetzt gefundene Lösung eines selbständigen, durch ewige Militär- und Wirtschaftsverträge mit uns verbundenen Fürstentums Litauen als richtig und unvermeidlich anzuerkennen. Polen und Litauen bilden sozusagen den ersten Ring unserer neuen östlichen Interessensphäre. Rein realpolitisch betrachtet, würde es uns genügen, wenn in ihr, gesichert durch unsere militärische Position an der Warszauer und Njemenlinie, geordnete Verhältnisse und zufriedene oder doch leidlich ruhige Bevölkerungen erwüchsen. Aber wir mußten einen Schritt noch weiter gehen und aus nationalem Pflicht- und Ehrgefühl auch dem Deutschtum der baltischen Lande zu Hilfe kommen. Wir mußten auch an die mißhandelten und vertriebenen deutschen Bauern in Südrußland denken und durften hoffen, ihnen auf dem Areal des deutschen Großgrundbesitzes in den baltischen Provinzen eine neue national gesicherte Heimat zu beschaffen. So weit ging hier die Aufgabe deutscher Nationalpolitik — nicht weiter! Aber nun erhob sich sofort die ungeheuer schwierige Frage, wie diese Aufgabe mit den Forderungen strenger Realpolitik zu vereinigen sei. Das ganze Baltikum von Rußland abtrennen, heißt Rußland der meisten seiner Ostseehäfen berauben und es auf den schmalen Hals von

Petersburg zu beschränken. Kurland, so sagten auch maßgebende Männer bei uns, kann Rußland verschmerzen und entbehren, Livland und Estland aber nicht. Und wir mußten doch dringend wünschen, mit Rußland in Zukunft so zu leben, daß es einmal wieder bündnisfähig für uns würde. Wir durften nicht den Grundfehler unserer früheren Politik wiederholen, Gegnerschaften im Osten und Westen zugleich uns zu erwecken. So haben wir bei uns lange gedacht, bis zum Beginn der Friedensverhandlungen von Brest Litowsk. Da waren es zwei Ereignisse, die uns über diese Linie hinauszudrängen drohten. Einmal der Abfall der Ukraine von Großrußland. Jetzt, hieß es, sei Großrußland nicht mehr zu fürchten und als wesentlicher Faktor in der großen Politik zu beachten, denn es habe nicht mehr die wirtschaftliche Möglichkeit, Großmacht zu sein. Es könne wohl noch ein volkreiches Land von achtzig bis hundertzwanzig Millionen Einwohnern sein und das Holz seiner riesigen Wälder ausführen, aber ermangele aller derjenigen natürlichen Hilfsquellen, die eine moderne Großmacht haben müsse. Also könne auch ohne Bedenken das ganze Baltikum von ihm abgetrennt werden. Für seine Ostseebedürfnisse würden Freihäfen in Riga und Reval vollauf genügen.

Das zweite Ereignis wurde durch die Torheit und Roheit der Bolschewikis geschaffen. Sie lehnten, in der Hoffnung auf eine deutsche Revolution, den Frieden ab, der den Verzicht auf Polen, Litauen und Kurland von ihnen forderte, ließen ihre Banden in Livland und Estland wüten und suchten gleichzeitig auch die Ukraine wieder zu vergewaltigen. Wir mußten nun einmarschieren in die Ukraine nicht nur, sondern auch in Livland und Estland, — aus drei zwingenden Gründen. Einmal galt es, den eben errungenen Frieden mit der Ukraine und die Früchte, die wir von diesem Frieden und dieser neuen Staatsbildung erhoffen durften, zu sichern. Sodann war es Ehrenpflicht, die Deutschen in Livland und Estland zu retten. Und schließlich mußten wir dem Bolschewismus selber, dessen ungehemmtes Wühlen gegen die Fundamente auch unserer sozialen Ordnung nicht geduldet werden konnte, eine Lehre erteilen und einen Dämpfer aufsetzen. Im Fluge entrißen wir Livland und Estland den Banden der Bolschewikis, und der Jubelruf der geretteten Deutschen des Baltikums griff uns allen ans Herz. „Könnt und dürft ihr uns nun je wieder preisgeben?“ fragten sie, und eine Woge stürmischer Wünsche für Aufrichtung eines ungetrennten und dauernd an Deutschland angelehnten Baltikums ging durchs ganze Reich. Sie drohte und droht die in dem Friedensvertrage vom 3. März und in den Erklärungen unserer Reichsleitung bis vor kurzem immer festgehaltene Trennungslinie zwischen Kurland auf der einen und Livland-Estland auf der anderen Seite zu überfluten. Sollen wir ihr nachgeben? Und treiben

wir, wenn wir es tun, noch Realpolitik oder überlassen wir uns nicht vielleicht schon einer reinen Gefühlspolitik, oder einer baltocentrischen statt einer germanocentrischen Politik? Mit glänzender Dialektik suchen uns die deutsch-baltischen Schriftsteller, die auf unsere Publizistik einen ungewöhnlich starken Einfluß ausüben, davon zu überzeugen, daß das neue Rußland-Moskowien ein völlig unfähiges und darum auch ungefährliches Staatswesen sei, daß das tartarisch durchwachsende Großrussentum aus eigener Kraft gar nicht imstande sei, einen wirtschaftlich und politisch leistungsfähigen Organismus aufzubauen. Aber wir können doch nicht vergessen, daß es erhebliche Ansätze zu einer ehrgeizigen russischen Bourgeoisie und Intelligenz gibt, die den alten Expansionsgeist des Zarentums in sich aufgenommen hat und die, wenn auch zur Zeit unterdrückt durch die Maximalisten, sicher einmal wieder emporsteigen wird. Ganz gewiß wird der russische Macht- und Lebenswille, wie roh auch immer, weiterleben, wie er denn schon in den Utopien der Maximalisten verkleidet weiter lebt. Wir fürchten ihn jetzt nicht mehr und dürfen es uns allerdings mit Befriedigung sagen, daß Rußland nach einer derartigen Katastrophe eine Großmacht ersten Ranges wohl nie wieder werden kann. Vielleicht, auch darin mögen die Balten recht haben, auch keine Großmacht zweiten Ranges wieder. Aber den Trieb, wieder Großmacht zu werden, wird dieses ungefüge, menschenwimmelnde Staatsgebilde sicher behalten, und auch über die Schicksale und Absichten der Ukraine ist noch immer nicht das letzte Wort gesprochen. Auch der Drang zur Ostsee wird bleiben, und alle wirtschaftlichen Erleichterungen durch Freihäfen usw., durch den wir ihn zu befriedigen suchen können, werden dem politischen Selbstgefühl, das seine Arme an der Küste freier ausbreiten will, nicht genügen. Immer also werden politische Impulse und Ambitionen aus diesem jetzt gärenden Chaos aufsteigen, immer werden unsere Gegner mit ihnen rechnen können und wir mit ihnen rechnen müssen. Suchen wir also schon jetzt so kühl und rechnerisch wie möglich die Linie zu ziehen, bis zu der wir heute gehen dürfen.

Wir haben auf Grund des Friedensvertrages das Recht, in Livland und Estland so lange zu bleiben, bis die staatliche Ordnung durch eigene Landeseinrichtungen dort hergestellt ist. Wir müssen es auch, fügen wir sofort hinzu, um einer etwaigen Festsetzung englischer Einflüsse im Ostseewinkel, von der schon deutliche Spuren vorlagen, zuvorzukommen. Eigene Landeseinrichtungen und staatliche Ordnung von Dauer können erst dann als geschaffen gelten, wenn auch die führenden und angefahrenen Schichten der lettischen und estnischen Bevölkerung durch sie befriedigt sind. Nur in diesem Sinne, nicht als Referendum unreifer, analphabetischer Massen kann das Selbstbestimmungsrecht, das wir proklamiert haben,

gelten. Fällt dann das Votum der so entstandenen Landesvertretung wirklich zugunsten der Vereinigung des ganzen Baltikums und seiner Anlehnung an Deutschland aus, so werden wir es allerdings zu respektieren haben, aber wir werden gut tun, dieser Anlehnung eine andere, minder enge Form zu geben, als dem jetzt geplanten Verhältnis zu Litauen. Nicht ein ewiger, sondern ein zeitlich befristeter Schutzvertrag wird sich dann empfehlen. Und man müßte auch ähnlich wie es in dem Vertrage über die Anerkennung der Selbständigkeit Finnlands schon geschehen ist, die Möglichkeit offen lassen, daß der baltische Gesamtstaat oder Teile desselben unter dem Vorbehalte unserer Zustimmung in Zukunft einmal eine andere völkerrechtliche Stellung suchen.

Also ein Provisorium, wird man tadelnd sagen. Aber etwas anderes ist angesichts der völlig unfertigen und unübersehbaren Lage im Osten schlechterdings nicht möglich. Auch eine der Form nach endgültige Lösung des baltischen Problems würde heute der Sache nach nur ein erster Versuch sein es zu lösen. Denn man vergesse doch nicht die ungeheueren inneren Schwierigkeiten, die nicht nur in den baltischen Ländern, sondern in unserer gesamten östlichen Interessensphäre aus der Gemengelage der Nationalitäten, aus der wirtschaftlichen und kulturellen Rückständigkeit der niederen Schichten, aus der Ausübung unserer Schutzrechte erwachsen werden. Schutzrechte mit Selbstbestimmung der Beschützten zu vereinigen, kann bei höherem Kulturniveau der beschützten Bevölkerungen zur Quadratur des Kreises werden und ist bei niederem Kulturniveau eine dornige erzieherische Aufgabe, der wir uns hier nicht entziehen können, weil sie uns vom Schicksal aufgezwungen ist, weil wir, wie ich sagte, den Erdrutsch aufhalten müssen, der jenseits unserer Ostgrenzen erfolgt ist. Aber wir dürfen diese Aufgabe nicht ohne gebieterischen Zwang ausdehnen. Die gereifte Staatskunst und Machtpolitik erstrebt wie wir sahen, als Ziel reinliche, scharfe Grenzen von Macht zu Macht. Gegenüber Polen und Litauen werden wir uns zwar immer mit Vertrags- und Schutzverhältnissen und deren Unvollkommenheiten begnügen müssen. Aber eine Lösung des baltischen Problems, die in der Zukunft einmal möglich werden könnte, scheint uns zu sein, daß Kurland, nachdem es einen stärkeren Zusaß deutsch-bäuerlicher Bevölkerung erhalten hat, preussische Provinz werde, Livland und Estland dagegen, nach Sicherung ihrer inneren Autonomie und ihrer deutschen Kulturelemente, Glieder einer russischen Staatenföderation wieder werden.

Finnland und die Ukraine, in die wir unsere Truppen zum Schutze der neuen uns befreundeten Regierungen gegen die Bolschewikis entsandt haben, bilden dadurch heute den dritten, den äußersten Ring unserer neuen östlichen Interessensphäre. Er wird es nur vorübergehend sein, und unsere

Truppen werden nach Lösung ihrer Aufgabe zurückkehren. Ein neues Freundschaftsverhältnis muß dann an die Stelle des jetzigen Schutz- und Hilfsverhältnisses treten. Neue Ereignisse, die wir gar nicht ahnen können, werden vielleicht auch neue Entschlüsse von uns fordern. Aber wenn uns denn das Schicksal durchaus die Mission aufnötigen wollte, Erzieher des ganzen Ostens von Europa zu werden, so kann doch diese Mission nur glücken, wenn sie mit möglichster Beschränkung geübt wird. Es gilt, den Wagen zu bremsen, damit er nicht gar zu rasch die neuen Straßen zum Osten hinabsaue. Schon aus weltpolitischen Gründen müssen wir wünschen, uns nicht zu tief in die östlichen Knäuel zu verwickeln.

Unsere weltpolitische Stellung ist ja in Zukunft durch den Zusammenbruch des russischen Gesamtkolosses gewaltig verbessert. Aber der neu gewonnene Einfluß auf den Osten ist weder politisch noch wirtschaftlich ein Ersatz für die Werte, die uns von unseren westlichen Gegnern bestritten werden. Wir können nicht leben ohne die Rohstoffe der Tropen und ohne den Austausch von Rohstoffen und Fabrikaten. Freie Seewege und ein großes afrikanisches Kolonialreich sind und bleiben die westlichen Kriegsziele allererster Ordnung, und die Mittel, durch die sie in Zukunft gesichert werden müssen, können nur bestehen in der intensivsten Steigerung der inneren nationalen Kräfte, der nationalen Kohärenz, der Vereinigung von Staat und Masse, der geistigen und wirtschaftlichen Produktivität. Aus ihnen nährt sich die Wehrkraft der Massenheere, die unter allen Umständen erhalten werden muß, auch wenn die Friedensrüstung in dieser oder jener Weise beschränkt werden könnte. Immer aber gelte der Satz, daß tiefe Fundamente dem Hause mehr bedeuten sollten als Seitenstützen.

Linien über Eulogius Schneider

Novelle von Eduard Reinacher

I

Der Ort im Raum, wo dem Keim dieser flackerroten Blume von Menschheit der Ausbruch vom Mutterzweig wurde, war ein Dorf: Wipfeld am Main. Ein Blatt Armut, ein Blatt Liebe, ein Blatt Hunger, ein Blatt Spiel und ein Blatt von Traum, so beschaffen schloß sich das Knospengehäut seiner Kindheit um seine werdende Seele.

Eine große Liebe war um Hansjörg, den Sohn des Winzers, wach. Schlafend in den Gründen, träumerisch hängend an den Händen der großen Liebe trug er Sehnsüchte durch das Thal Heimat, der triebgefüllte Knabe. Vom Himmel wehte die Liebe zu Hansjörg hernieder. Aus dem Bett des Bachs blickte sie murmelnd nach ihm. Blühend aus rissiger Rinde der Weide flöte sie dem Knaben zu: „Ach, umarme mich! Klettere an mir!“ Wo er die rötliche Flamme des Herbs oder einer Fackel in dunkler Nacht sah, machte lobende Liebe ein unbegreiflich sinnfangendes Spiel vor den Augen des wieder erstarrten Knaben. Er langte mit Händen gegen die Flamme, doch rührt er sie noch nicht an. Durch das Mädchen des Nachbars kreischte ihn Liebe aus rotem Mündlein an: „Komm mit, Hansjörg, laufen!“ Hansjörg gab der kleinen Liebe die Hand, der Wind mischte zwei Kinderlachen. Reich war die Liebe, liebe Welt um Hansjörg.

Aber es war die rote Blume mit Zacken, deren er den Keim in sich hatte. O Fraß der Leidenschaft, die nicht allen Reichtum lächelnd hat! O erster Verrat! Hansjörg dehnte den Leib an das zärtliche Gras am Hügel der Matte. Die Sonne war nicht da, aber es war warm. Wolken waren da, graue Felsen am grauen Himmel; der Wind, der um Hansjörgs Haare trieb; führte sie langsam obenhin. Die Luft schwoll vom Wind in sich, die Baumwipfel begehrten zu flackern. Der Strom in seinem Thal gleiste von Eisen, großer rennender Schwertwille, wellenarm, grau wie Stahl. Die Sucht der Natur über Hansjörg. Schwertwille, Mannwille, Herrwille, Geist des Drangs über Hansjörg!

Falten rollte die Stirn des Knaben. In zerrenden Winkeln, zielend nach einer unsagbaren Sicht, dumpf erbrannte es ihm in den Augen. Das Erlebnis kam mit Gewalt über ihn, der Kopf bog sich ihm gegen die Brust, daß das Kinn an die Brust stieß. Mit der Brust hob und bog sich der Nacken! Erfüllung nehme ich mir! O du Liebe, Liebe, ich töte dich, du mußt mein Opfer sein! Sünde, Erfüllung, sei mein! O Ekel der Jugend, wahriger weicher Ekel des Frommseins! Hart will ich

sein! Groß will ich sein! Die Welt will ich haben! Groß sein durch Gewalt! Ich hasse dich, weichliche Liebe!

Pferde, graue Pferde! Reiter, mit Säbeln und Fahnen, herrliche Reiter! Züge eisengepanzelter Reiter! In grauen Heerzügen die Schar der Gewalt! — Ha! Wie sie am Himmel hintreibt! Wie hart die Luft ist! Wie hart graues Eisen sich anfaßt! Ach, einen Säbel haben in meiner Hand! Ich sage dir, Liebe, ich will nicht gut sein! Ich sage dir, Herz, du sollst nicht siegreich sein in der Versuchung zum Fall der erobernden Lat.

Hansjörg hüpfte auf, trat mit den Füßen das gute Gras.

Was bist du denn, Rasen? Du bist mir zu arm! Verächtlicher weicher Rasen! Hansjörg bespuckte den Rasen, der ihn umfassen hatte. Rechte die Hand nach dem Stahlband des Mains. Locker wurden im kleinen Busen die eisernen Riegel des Seelentors. Kraft ihr, Wölfe, am Tor und an der steinernen Wand des Gefängnisses? Ach, ihr werdet bald Auslauf feiern!

2

Den saftigen Zweig des Walds, dem der Frühlingshauch hold war, sah der Gärtner und schnitt den schwankenden ab. Trug ihn in den Garten und brachte ihn in einen andern Grund, daß er Wurzel faßte. Der wilde Zweig wuchs und wurde ein wilder Baum, nicht gemacht für die Reihen des Gartens.

Der Pfarrer von Wipfeld gab Hansjörg den Würzburger Vätern, daß sie ihn schulten. An der bitteren Krippe lateinischer Schulung fraß das junge Füllen sich stark. Als es stark genug war, wießerte es dem Gefängnis des Stalls und den fütternden Peitschenknechten Hohn. In der Freiheit mußte es sich müde rasen.

Ach, daß ihr Hansjörg Schneider den Ehrgeiz des Wissens und die Viskunst kuppelnden Denkens vermittelt habt und den Stolz des lehrsamten Manns! Ach, ihr Herren Väter, daß ihr Hansjörg so nichts von unschuldiger, demutvoller Seligkeit erster Erkenntnis lebend zu geben vermocht habt! Nie sollte er Gott sehn in unbegrenztem Schauen! Ein Bitter Lateinisch war stets zwischen Gott und ihm.

Der Glanz der Gesellschaft ging auf vor Hansjörg, als er zu Würzburg der Schüler der Jesuiten war. Die Fülle der Außerlichkeit lockte süß. Da herzpochte in ihm nachgebendes Verlangen. Von fern winkte Ehre und Ruhm und Macht. Von nah duftete sich ein Weinduft an ihn, ihm streifte der Ruch eines reisenden Mädchens das heiße Angesicht.

Mit schloßweißen Händen zog die Magd Unschuld weinend an Hans-

jörgs Händen: „Geh nicht in den Sumpf!“ Er faßte sie fest an, zerrte sie voran, lachte: „Du mußt mit mir baden!“

Im Sumpf taufte Hansjörg die weinende Unschuld um und nannte sie Jugendfreiheit, nackt ging sie dann. Schlanke Hüften hatte das Mädchen, das Hansjörg Schneider gut war, und kleine Brüste.

Rötlich gipfelnde Äpfelchen! Goldene Haare! Augen, Augen, so mandelrund! Goldschimmers Überfluß auf der Lust deiner stummen Augen! O du Kind! Im Bette flüsterte er, als er unterm Geschnarch der Saalgenossen allein war. Und stand auf, als er sein Geflüster verachtete, und schlich hinaus. Die Freiheit hieß ihn sich durch das Gitter am Fenster zwingen: „Bist du ein Mann, so mußt du beim Liebchen schlafen!“ Und das Blut brauste so.

Als er früh durch die Heimgasse irrte, war Grau getrocknet durch das Blutgold der Nacht. Die Väter richteten über Hansjörgs Sünden. Sie sprachen: „Geh' aus unserer Tür in die Freiheit!“

Als das erste Mädchen ihm keinen Kreuzer mehr zu geben hatte, biß er sie in die Lippen beim Kuß und ging aus der Stadt. Lumpen hatte er an, ein Bettelstudent, ein Nichtsteuer, Raufbold, Käufer war er. Er machte den Bauern den Affen um den Rest Wein in einer Flasche, dem Krug oder Glas. Würdelos war er, aber seine Jugend lachte der Bettelschande. Necke die Würdebäuche! Betrüge die Schurken, die haben, was du nicht hast! Stifte Arger und Lachen! So sagte die gefallene Unschuld, die Jugendfreiheit zu Hansjörg.

Hungernd lief er an ihrer Hand durchs Land. Als er in seine Heimat kam, drohten ihm die Knüttel: „Aus dem Dorf, Kotvogel!“

Die Mutter durfte ihren hungernden Sohn nicht pflegen der Unschuld der Nachbarsjungfrau wegen. Zu heftiger Wind trieb mit ihm.

3

Es war die Fastnacht vorüber war, spukte der herzsaure Kater. Die Komödianten verstießen Hansjörg aus ihrer Bande. „Du gehörst nicht zu uns! Du bist ein Käufer und Stifter der Zwistigkeiten. Die Bauern bedrohen uns oft deinetwegen. Du bist kein Künstler! Affig ist dein Spiel, wenn du nüchtern bist. Und betrunken reiße ich dir die Kulissen zusammen. Du machst uns Schaden und Schande!“

Als er aus jenem Kammerfensterchen stieg, schlugen ihn die Bauern blutig und nahmen ihm Schuh' und Hosen. Halbnackt rannt' er davon.

Als er in der grauen Höhle saß, klagte er seine Freiheit an.

„Du hast mir den Lauf auf freudiger Bahn versprochen, nun bade ich wattend im Schlamm. Du hast mir eine Krone versprochen und ein silbernes Lachen, nun aber speicheln die Hunde mich an am Wegrand,

ehe sie weiterlaufen. Durch Mauern, wolltest du, sollte ich lachend laufen. Aber mein Schädel knallte, die Mauer stand. Mit abgerannten Hörnern schleich ich die alte Gasse hinab."

Kräfte von hündischen Lagern am Leib, die Haare voll Ziefer, die Augen voll Hunger, die Seele voll Krankheit, hohl wie eine verstimmte Orgelpfeife, vorgesunken den schmutzigen Hals, klopfte er am Kloster der Franziskaner zu Augsburg. Franziskus machte das Törlein auf. Glanz überstrahlte ihm die ewige Glase, als er den Scheitel des reinigen Knaben segnete. Gut war Franziskus, Hansjörg aber war betrogen. Als er zu Franziskus ging, floß er Gottes Arm.

Neu getauft Eulogius erlebte im Kloster den Fall. Unendlichkeit hatte er von dem Tage an, als ihn die Mutter der Welt gab. In Torheit trieb er sich um, ein Knabe, geheßt von der Qual unendlichen Reichtums. Als er im Straßenfot den verendenden Hund umarmte, hatte er noch die Fülle seiner Unendlichkeit, hatte noch unendliche Wahl. Im Kloster nahm er Beschränkung endlicher Hinsicht, endlichen Zwecks an.

Der kranke Leib trug die Reue ins Kloster, aber nicht Buße aufstehenden Lebens folgte nach. Eulogius vermochte nicht seine Gewölbe einzureißen zum neuen Dombau der Wohnung Gottes Unendlichkeit. Dem Keim der Allheit wehrte Latein das Wachsen. Unendlich war seine Sehnsucht. Aber als er die Erkenntnis in Schranken setzte, verbaute er dem Schauen den Weg. Er wußte es nicht und faßte doch seinen Entschluß so: Atom sein, statt Welt sein, Klugheit statt schaffender Schau, spize Eitelkeit statt der Fülle der reichen Demut, schenkbarer Ruhm vor Menschen, statt eigener Liebesfreude am Geist.

Die Breite schreibsamer Wissenschaft eroberte er im Kloster zu Augsburg. Hell wurde sein Verstand, wie ein blankes Skalpell wurde in ihm Scharfsinn geschliffen. Würde junger Weisheit umblühte seine Stirne. Das Fenster seiner Zelle wurde sein Spiegel. Schwarzer Haare Kranz kränzte ihm straff anliegend die Stirn. Rötliche Sprühflämmchen kündeten seine Augenbrauen bissige Kraft. Eulogius sah nicht in seine Augen, als er sich im Spiegel beschaute; die unausgefüllten Tiefen schaute er nicht. Er schaute die wieder blanke Stirn an, der jungen Wangen Wohlgestalt. Die Rippenpaare lächelten einander an: „Stolze Macht herzenwandelnder Rede ist unser!" Eulogius dachte im Kloster harrender Kraftehren.

Die alte Liebe schwellte in ihm. Gott griff nach ihm, schürte die Liebesflamme. Eulogius griff an seinen Hals, sagte: „Bleib brunten, Liebesflamme!" Mit Buchstabenasche deckte er den Brand zu. Rechnendem Verstande ergab er sich. Das Hans Jakobs Schriften von Genf. Sprach: „Ich will Gott nicht liebend, rechnend will ich ihn erkennen."

Er verleugnete die brechende, treibende Macht der Sünde, verleugnete seine Seele, sagte: „Die Sünde ist nicht in uns, sie wird nicht mit uns geboren, von außen her haben wir sie.“ Er verleugnete seine Kraft, als er sprach: „Vernunft, erlöse die Erde!“ Er fiel in Versuchung gebissen, sich weise zu dünken, zusammen; darum ergriff er die Weisheit greifbarer Oberfläche und hieß seine Tiefen rasten.

Doch die Tatsucht kostete in ihm. Männlich war seiner Eitelkeit Drang, mit Tat wollte er Ruhm verdienen. Als er Zöglinge des Ordens in Bamberg lehrte, predigte er an der Märtyrerin Katharina Tag: „Es gibt keine Wahrheit, die Aufzwingens wert ist. Duldet die, die nicht Kinder der Kirche sind! Abt diese Liebe!“

„Liebe, Liebe!“ So nickte Franziskus. Söhne Franziskus' hießen den aus dem Kloster gehen, welcher solche Liebe predigte. „Märtyrer bin ich!“ prahlte es in ihm, als er ging.

4

Herzog Karl Eugen, des Mars Friedrich Käfigmeister, rief den ordensabtrünnigen Mönch als Hofpfaffen nach Stuttgart, sich aufgeklärt zu zeigen. „Sage er nur die Wahrheit!“ So strahlte er seinen Prediger an. Eulogius strahlte Kanzelherrlichkeit, als er dem Fürsten mit freier Rede Rechte des Volks, dem Volk Bürgerpflichten sagte. Die alte Frau weinte zu Wipfeld Dank. Den die Büttel des Dorfes verjagten, nahm der Fürst von Schwaben in hohen Ehren an. Und Eulogius schickte den Eltern Geld, Hilfe der Armut. Freude hatte der Sohn der Armen, den Eltern Aufstiege zu zeigen. Von der Kanzel herunter prahlend dacht' er an sie.

Hohl aber war der Boden unter der Kanzel. Nicht unbegrenzt durfte Eulogius Wahrheit reden. Auf dem Kerkerfelsen faulte lebendiges Poetenfleisch, dem ein trotziger Geist Bewohner gewesen war! Eulogius Herz war nicht Haus einer Herrenseele. Nie ging er vor den Fürsten, heischend als Gottmann: „Tue dies, tu das, Gott will's!“ Vinsenwahrheit droste er im Schweiß seines Angesichts: „Ihr sollt tugendhaft sein, Fürsten, Bürger, alle!“ Wie frech er's sagte, nie ging er ins Einzelne; nie wurde seine Rede Tat. Den Scharlatan des Freimuts hatte der Herzog im zweiten Jahre satt. Die alten Leute in Wipfeld mußten einen neuen Titel auswendig lernen: Eulogius Schneider, Professor der schönen Wissenschaft an der Universität Bonn. Der geistliche Kurfürst von Köln berief den Aufklärungsmann an die hohe Schule der Emser Punktation. Katholische Aufklärung sollte' er künden.

Ekel an seiner Ohnmacht, zu des Fürsten Ohr zu gelangen, ließ Eulogius in Stuttgart. Befreit von der Last, rasch aufatmend, von Jubel

schon wieder die wirblige Seele voll, ging er nach Bonn. O Musen und Grazien! Bin ich nicht als ein Dichter geboren? Habe ich nicht den Tod Friedrichs des Einzigen, Friedrichs des Menschen hohes Leben besungen? Und Reben und Liebe und Leben und Jugend, voll Glucks der Aufklärung? O, ich will euch zueilen, und eure Brüste umfassen, ihr holden Göttinnen! Ich will an euren holden Rippen hängen, will stammeln, was ihr übergoldklanghold mir schon, dem Knaben, der im Maitag lichtsichelte, vorgesungen habt! Gebt mir die Hände, ihr Beschwingten! Führt mich über eine hymnische Matte, Geister, blumenhafte! Hinab, Verdruss! Welt behalte, was du hast! Ich will mich stolz bescheiden und will ein Dichter sein. Klinge an, goldenes Weibselied, das mich den Musen weihe, der Schönheit Sklave bin ich nun allein! Laisen von Wied weihte er den Band seiner Lieder. Zu deinen Füßen sitzend hör' mich singen, du edle Frau! Hohe Frau, die ich, ich stolzer Mann, verehere! Wie ein Knabe schaue ich zu dir hinan, singe dir meine Lieder; höre mich an! Fürstin, ich bete deine Menschlichkeit, die stille Wehmut deines Wesens an! Was der Buchhändler für den Band Schreibware bezahlte, gab Eulogius den Alten, die Hofstatt freizumachen. Tanzwirbel Liedererfindens, Fastnacht schwärmender Minne; wie bitter ist der Kater nach dir! Stirnwühlend hockte Eulogius im Bett auf: „Was weckt mich für Unbehagen?“ Weist du nicht, daß du, Knabe, dem Fromm- und Frohsinn geflucht hast? Nicht seiner Liebe Unendlichkeit, nicht süße Selbstaus schöpfung durfte Eulogius singen. Da er den Grund verschüttet hatte, war nicht Genügens genug schöpfbar in ihm. Er sang, seiner Seele in einem Ruhm Heimat zu schaffen. Und er sang nicht allein. Er predigte, er lehrte, schrie auf dem Markt aus: „Seht mich! Was für einen Mann!“

Wahrheitsbesitzstolz, Geltaucht, Kampfsucht für erfasste Wahrmeinung, dazu die grinsende Satyrschast heimlichen Gehüpfes kreisten umeinander; Eulogius vermochte sein Chaos nicht in eine Ordnung zu ketten. Schauernd, grinsend, lippenleckend nach nacktem Fleisch, Arme dehrend nach unauslöschlicher Ehre Prangen gab er sich hin an die Lockung zur Tat, geschlossenen Auges. Ha! Unermeßlich ist meiner Zauberrede Macht. Menschen will ich machen. Zu meines Geistes Werk will ich sie machen, Seelen nach meiner Prägung! Ich will ihr Gott sein, sie sollen meine Geschöpfe sein! :

Erkenntnis glaubte er alle Fülle zu haben. Zorn packte ihn, als er sah, daß die Welt nicht nach seiner Wahrmeinung war. Keine Scham hörte er, die zu ihm fragsam geflüstert hätte: „Deine Berufung? Hast du sie da?“ Lönenden Mundes trompetete er vom Lehrstuhl, polterte von der Kanzel los: „Seid so und so! So sollt ihr aufgeklärt sein, ihr

katholischen Christen! Was ist euer Sinn? Natur, Aufklärung! Zurück zur Natur, Natur, wie ich sie für euch erkenne! Bürgertugend, nußhaftes Weltbafeln, zweibeinig ständiger Verstand! Fragt ihr nach Gott? Gott ist so, wie ich's euch sage! So betet zu Gott!" Er sagte ihnen das Vaterunfer in rednerisch tönender Rede neu vor, das unendliche Gebet in Bestimmtheit frevelhaft eingeendigt. Verachtend Drohung, lachend der Maßregelung predigte er den Vernunftkatechismus und verkaufte sein legerisches Buch an Ecken und auf dem offenen Markt, bis ihm der bedrängte Fürst das Amt nahm.

5

Dem Abgesetzten, dem der Rentmeister das jährige Gnadengehalt bezahlte, war schon neu ein Nest bereitet. Das Land Geburtswehs zu dem neuen Staat konnte ihm Heimat geben. Heimat des Weitergehens, nicht der Flucht. Heimat entschlossenen Sturzes zum ersehnten Tal, nicht hangender Pein und Ruhe. Eulogius brannte nur noch Tat, nur noch Schaffen! Schaffen, was greifbar vor den Händen war, nicht stilles Schaffen, das ein Dichter in seiner Brust hat. Schaffen an der Welt, nicht an sich. Eulogius hatte diesen Teil vergessen, der einmal auch in ihm, Knaben, Menschheit Sehnsucht war: Das Sehnen nach dem vollendeten Bild der Arbeit im vollendet gebildeten Menschen. Für Allersweltsheil schwärmte er längst. Was ist ein Mensch, daß er sein Leben seiner Vollenbung weihe? Der Spruch ist schon gegeben, nach dem gut genug gelebt sein muß. Fort mit den Statuen, die ein Haus für sich und für ihre Pracht verlangen, eitel durchschimmernden Marmorglanz! Her mit der großen seligen Pyramide Menschheit! Steine an Steinen sollt ihr in dem großen Bau sein, weiter nichts! Fort mit den Stolgen, die selbst Dom sind!

Entzückung tatenlustiger Selbsthinschleuderung trieb mit im westlichen Freiheitswind. Den Freiheitsruf rufen wir euch zu! Werdet frei, daß wir eure Sklaverei nicht hassen, verfolgen, verachten! Gleichheit! So hoch ist der Pegelstand, den das Meer der Gesellschaft erliden kann. Keine Woge lecke in Selbstsucht höher hinauf! Brüderlichkeit! Ich will dir mein Herzblut geben! Schurke! Sollen wir nicht Brüder sein? Frühlingssturm bin ich, Winterwald, Welt, du! O, wie ich dir durch die Astedürnis brausen will! Menschheit! Du mein Kampfglück!

Dietrich, der Bürgermeister, und Brendel, der Oberhirt, riefen Eulogius nach Straßburg. Pfaffe und werdender Pfaffen Lehrer sollte er sein. Er schwor den Schwur auf die volkgemachte Verfassung, den papstverbotenen Eid, den die Treue dagewesener Pfaffen weigerte.

Kampf war seine Lehre. Die Söhne des Lands, die der Pfaffheit versprochen waren, flohen das Seminar, wo der Keger von Bonn Lehrer

war; die Bürger grollten, denen er von der Kanzel Jesu Weisheit für Jesu Gottheit, Tugendfarttheit für göttlichen Trost, Staatstum für Gotttum vertauschte. Dumpfe Masse! Gehässigen Glosblicks halb weghorchend starrest du mich an? Bist du denn völlig so dumm, wie ich klar erleuchtet. Je weniger mitmeinende Liebe er fand, desto lauter schrie, desto schlagender kupelte rednerische Ketten der tatsüchtige Pfaffe. Triumph hatte er, als sie drohten. Trotzend den Pistolen in zugehaltenen Taschen bestieg er die Kanzel.

„Schießt doch, wenn ich Gottes Fortleugner bin! Da ist meine Brust! Schießt mich doch in die breite Brust, ihr Gotteshunde!“ Stolz seiner Stirne, als sie seine Blicke fürchteten! Ihren Glauben gewann er nicht. Als sie ihn fürchteten, haßten sie ihn. In den Stuben murmelten sie miteinander gegen ihn. Denkend an ihn spuckten sie in die Gasse kurze Bogen. Die Bauern vom Kochersberg, denen er Seelsorge anbot, wiesen seine Messe zurück und floßen seine Kirchen. „Bankert vom Teufel, Fronleichnam nicht, ist das Brot, das der weißt zum roten Wein!“ Aber nicht der Kanzel und nicht dem Altar gehörte ja seine liebste Kraft.

Vorwärts rannte die Zeit mit ihm, der er sich überantwortet hatte.

Tag um Tag brachten die Zettel sinnpeitschende Nachrichten von Paris. „Rolle, Stein, rolle, rolle, rolle! Bleibe liegen in keinem geilhaftem Tal! Vorwärts zur Herrschaft, Vernunft und Freiheit! Freiheit den Frauen! Freiheit den Juden! Freiheit den Pfaffen! Fort alle Möncherei! Laßt die Pfaffen heiraten, daß sie Staatsbürger werden! Fort alle Sonderleberei! Gleiche Freiheit allen!“ Gegen Brendels Mißbilligung spritzte Eulogius Trotz.

Nächtelang schrie Eulogius im Klub. Weinschwer ging er früh zur sündhaften Messe. Rober als zuvor lachte er über Sünde und Seelendisharmonie. Was aber wird der Mann tun, der nicht Gefahr in sich weiß? Wird er nicht sich zum Götzen machen seiner Idee und Feinde des Götzen schaffen, daß er etwas habe zum Haß? Grinsender Flüstertratsch wußte, Eulogius haßte den Mann der Frau, deren Kammerbirn seinen Hut nachts mit Wasser begossen habe, als er vor dem Fenster brunstleidend lauschte. Eulogius haßte den, der ihm Brot gereicht hatte, den Königsmann Dietrich, den Feind alles Vorwärts, seinen Gegner im Klub. Zeitungsschreiber Laveaux, Gimond, der favonische Advokatenjüngling Monet und ihr französischer Zulauf, Schwärmer und Auskommen-sucher vom rechten Rheinufer und die Neusüchtigen unter den Eingefessenen waren Schneiders Gefellen. Zur Heße ihnen und sich und allen verfolgte und verleumdete er Herrn Dietrich und Dietrichs König in seinem Blatt „Argos“, auf der Straße, im Saal. Als Dietrich den König um Diktatur bitten wollte, hielten sie Musterung und Reinigung im Klub. Nun hausten die Jakobiner im Spiegel, die Königsunkriecher im Auditorium bei der neuen Kirche. Die Stadt durchwühlte der Zwist.

Hier hegte Schneider, dort Dietrich. Laveaux wanderte in das Gefängnis, als er Marseiller Kriegsgefangene predigte. Da hatte er mit Schneider schon Dietrichs Versöhnungsbettel verhöhnt. Knecht des Hofes, Betrüger der Bürger, feigen Missethäter, Schurken am Bürgerleid, Verkäufer des Gewissens der Seinen, vollgesaugten Egel vom Bürgerblute, Betrüger bei den Wahlen, Henker und Schinder der Freiheitskinder schimpfte Schneider seinen Feind Dietrich durch das Lied auf Simoneaus Tod, des Etammer Bürgermeisters. Empörung der Dieberräuber peitschte den Schmähbold aus der Stadt in Vogelschnitzerei. Aber Laveaux wurde Kerker entlassen, und Schneider kam wieder in die Stadt, schrie in seiner Zeitung „Argos“: „Kopf ab! Kopf ab!“ Schimpfte den König Tyrann, verräterischen Kapet, Verbrecher, Despot, elendes Individuum — vom Thron herunter! Schimpfte die Königin Schande der Weiber, schändliche Österreicherin, Messalina. Was sollen wir mit einem König machen!? Unser Gott ist ein Sansküllotte!

Noch konnte Dietrich Schließung des Klubs erzwingen. Aber nicht zwei Wochen vergingen nach dem vierzehnten Juli, so setzten die Repräsentanten des Volks den Königsfreund ab. Weiter ab stürzte Eulogius' Fall. Den Sieg seiner Idee machte er zu seinem Triumph. Zwanzigtausend Bürger und Bürgerweiber bejubelten seinen Triumphzug. Eulogius prangte in äußerer Ehre der siegenden Idee. Der kleine Monet wurde Bürgermeister.

6

Kampf um die Laufbahn schändete den Kampf um den Gedanken. Eulogius brachte sich von der Wahlmannschaft zum Konvent zur Vorsteherschaft von Hagenau, zur Mitgliedschaft im neuen Straßburger Rat, zum Ankläger beim Kriminalgericht. Da der Umfang seiner Seele nicht bis zum Äther reichte, wurde sein Streiten nie völlig rein. Stets trug er in einer Faust den Hammer, in der anderen den Spiegel. Was er wagte, wagte er für die Freiheit, aber auch für sein selbstisches Teil. In seiner Zeitung „Argos“ rühmte er seine Taten, schmähte er die Lauen, brüllte er Hege gegen seine Feinde. Er hatte den Mut, neuen Machthabern giftige Wahrheiten zu sagen. Und ein Kind war er bei allem, vertrauensselig zum Glück bei seiner Idee, als die Bundesfreunde ihn schon narreten.

Der Glaube an die Guillotine packte ihn an. In Träumen Weindunst johlte er die Carmagnole. Wenn die Schlechten die Köpfe lassen, werden die Guten das Erbreich haben! Kopf ab den Patriotenhassern! Kopf ab den Verächtern des republikanischen Treuscheins! Kopf ab den Preistreibern, Goldhinterhälttern, Wucherern, Emigranten! Kopf ab jedem, der nicht patriotisch ist, wie ich! Ha! Überlaßt mir eine Guillotine, so will ich größer als Christus werden, erlösend in Monaten die Welt, die

er nicht in zweitausend Jahren erlöste! Sind wir nicht alle gut von Geburt? Nun wohl, vernichtet die Brut, die die Gesellschaft verderbt hat, und laßt die verschonten Gesunden die republikanische Nachzucht zeugen!

Er schrie, wenn sie seine Blutanträge in schlaffe Urtheile milderten. Zottelgericht! Beinsteller der Freiheit! Dietrichs Verschworene! Lumpen von geschworenen Schwämmlingen! Eulogius brüllte nach dem Revolutionsgericht, dem Schreckenshof ohne Förmlichkeiten, ohne Geschworene. Aus Schrecken spritze das Heil der Welt wie der rote Springbrunnen der Guillotine! Kapets Kopf fiel, der Oesterreicherin Kopf nahm der blutige Korb auf! So hier wie dort! Herrliche Blutmaschine, komm, wir erwarten dich! Endlich fielen drei Köpfe: Bauern, die der Republik die Soldatenpflicht weigerten. Aber was sind drei Narren gegen die Tausende halberziger Schurken, die auf Gelegenheit warten zum Verrath? Nieder mit den Verdächtigen! Schrei mit mir: Guillotine! — oder ich kenne dich! Schneider übergab den Repräsentanten der Pariser Volksboheit die Liste der Verdächtigen, der Dietrichisten, der heimlichen Aristokraten. Sein Wohltäter Bleszig war auf der Liste. Die Verdächtigen verdächtigten ihren Aufpasser: Unfrieden wollte er stiften unter friedlichen Republikanern, um die Republik, in Verwirrung gewirbelt, dem Schwert auswärtiger Tyrannei zum Opfer zuzurichten. Nicht scheinlos war die Anklage, doch konnt' er sie niederschimpfen.

Auf dem Kleberplatz aufgestellt, rechte die Köpfmaschine das dürre Gerippe, Nachtscheuel vorbeileidenden Jungfern und Weibern. Der kleine Monet fing zu arbeiten an, der favonische Maulwurf. Eulogius habe die Maschine aus eigenem Machtproß aufgestellt, flüsterte es in empörungsgestickten Bürgergassen. Eulogius mußte es sein, der zu Pferd an den Straßen den Departementspruch verlas: nehmt die Assignaten für bar, oder rüftet eure Verrätherköpfe für jenen Spalt! Das Gassenvolk zischelte am Tag nur. Nachts brüllte es, als es die Maschine stürmte, auf dem Spottkarren durch die Gassen rollte, vor Eulogius' Haus in Stücke zerriß und gegen die Thür und geschlossenen Läden tobte, wohinter des geflohenen Freiheitskriegen Schwester und Hausmagd bedten. Am andern Tag wurde eine neue Guillotine gebaut, und General Dieche ließ Kanonen durch die Stadt rumpeln. Aber die zerbrochene Köpferin vor Eulogius' Quartier ließ Monet nicht eher fortschaffen, als bis sich der Haß des Volkes an Spottlust satt und gieriggefressen hatte. Eulogius wollte den Tüchern sein Amt vor die Füße werfen. Sanft redend, befaß man ihm zu bleiben.

Französische Bettler, die sich in Straßburg zu Jakobinern aufgeschwungen hatten, tobten mit Eulogius über unfränkische Hartschädlichkeit im Elsaß. Endlich setzten die Repräsentanten das revolutionsmäßige Gericht ein. Bluts die Fülle mochte nun den Boden zum Bau der Bestimmung leimen.

Auge und Schlachtwille der neuen Heilsmaschine war Eulogius. Mänder einiger richterlicher Geschöpfe hatten ihm das gefeßliche Ja zu sagen, um das er sie fragte. Wieder führt er den Festzug durch die Stadt, die blutrote Pelzmütze auf, den blauen Kriegerrock an, die Schärpe, den schweren Säbel gegen den linken Reitstiefel schlagend. Ihm nach tausend Mann von der Rheinarmee, die Hüter der Richtmaschine. Ihre Säbel glänzten, das häßige Beil im Winkel der Fallriemen gleiste. Die Bürger schwiegen. Die Franzosen warfen sich Blicke zu. Eulogius' Gesicht sah so rund aus; er suchte seine Blicke und den Donner seiner Rede furchtbar zu machen.

7

Eulogius begann seines Lebens Blutfest zu feiern. Wie ein Mann, der ein Gebirge herabgerannt ist, nun schaut er jenseits des Strichs am Abgrund das Meer, zögern müßte er, wollte er leben, gerissen aber von sehndem Schwung läuft er rascher zu, reißt die Arme auf gegen das weiße schäumende Meer, springt, schreiend: „Griß mich!“ den Abhang in weiter Linie hinab, schon besinnungslos: so rannte Eulogius hinein.

Wilder als vorher mischte sich alles in ihm. Alles Gute den Menschen, so wie ich es ihnen meine! Das war die gerade Linie Gedankens, um die er Zickzack machte. Heil durch Schrecken! Die Peitsche der widerwilligen Herde! Zwang zur Freiheit! Durch solcher Worte Lat, meinte er, sollte die Welt beglückt sein. Ach, und der Schwamm Seelenkleinheit fraß am Gerüst hoher Lat!

Der sich selbst nie gerichtet hatte, konnte den andern kein echter Richter sein. Der nicht achtete unter der schmetternden Last des Rechts, wie sollte er lotrecht Urtheile fällen? Der das Gesetz aus Gesetzes Drang nie begriffen hatte, machte sich selbst zum Gesetz. Der des Gesetzes Sklave sein sollte, voll Würde seelenvernichtender Unsal, machte seine Gesetzmacht zur Sklavin eigener donnernder Prahlerei.

Gewachsen aus einer Knabenseele voll Gottes-Großheitssehnsucht, verirrt tiefer Geist seine reine Strenge an die polternden Rachegeleüste — erbten häuerischen Sklaverei-Brandmals. Der Priester des Rechts erniedrigte sich zum Büttel: Die Gemahlin des Aristokraten, die ihm zu Füßen lag, schimpfte er an. Aus Willkür gab er dem Assignatenverächter aus dem Steintal Gnade, um ihn zum Gelächter der Tischgenossen nach des Klingentaler Waffenschmieds Pöbelrezept mit Tritten zu behandeln, ihn dem Gedanken zum Schaden halb zu strafen. Dem Sklaven des Revolutionsrechts, war er ein treuer Knecht, mußte Gnade vergeben verätherische Schmach sein. Das Verbrechen der Selbstschändung beging er, als er beim Vernunftfest im Münster der Sehnsucht Hohn sprach, der auch er überzeugter Diener gewesen war.

Wüßt die Köpfe, ihr Demokraten! Knirscht mit den Zähnen, ihr Söhne der Freiheit, über diesen Fall! Als die Maschine zu Straßburg den ersten Vorrat Aristokratengezüchts zusammengebissen hatte, zog Eulogius über Land, um als ein Tyrann die Freiheit zu predigen. Triumphbogen ließ er die Städte für sich errichten, Huldigung hündischer Demut nahm er an, Gastmähler und Gelage verschmähte er nicht und heulte das possenhafte Blut-Hochzeitslied der Freiheit, deren Diener er in entseßlicher Demut sein sollte, trunkenen Muts.

Machtfülle riß er an sich. Er befahl den Töchtern Barrs, seinem Kameraden im Abfall, dem gewesen Pfaffen Junk, zu Heirat zu Willen zu sein, und legte den Ortschaften eine Hochzeitssteuer nach ihrem Vermögen auf. So machte er sich zum Gnade- und Ungnadesgötzen der äußerlichen Republik und überschallte mit einem Soldatenlachen das grause Rauschen vom Bach hingeflossenen Bluts. So machte er den Guillotinenplatz zum Jahrmarkt derber Saufbruderlaune und Gassen-Zugendschwafes. Und Monet, der kleine Savoyarde, und Monets Freunde heßten seine Hitze und zählten seine Torheiten: „Wann wird der Teutone reif?“ Als das neunundzwanzigste Haupt gefallen war, verklagten sie ihn bei den neuen Volksrepräsentanten St. Just und Lebas. „Er ist ein Verräter! Durch Hochgepränge, Tyrannenlaunen und unmäßige Grausamkeit macht er der Masse den republikanischen Willen verdächtig!“ St. Just nickte.

Eulogius kam aus dem Oberelsaß. Zwei seiner Geleiter schickte er mit einem Brief an Sarah Stamm in Barr: „Reizende Bürgerin! Willst du mir deine Hand schenken, so mache ich dein Glück!“ Ein wenig atmeten die Eltern auf, als das Mädchen nicht abscheubend, sondern sehr still ja sagte, den Unhold zum Mann zu nehmen. Eulogius stellte ein großes Verlobungsfest an. Als Gattin nahm er die Verlobte im schweren Reisewagen mit, als er sechsspännig Straßburg zufuhr. Wie ein Kind plauschte Eulogius in Minne- und Machtglück. „Dies ist das Land, über welches uns Gewalt gegeben ist!“ So rief er und wies mit der Rechten den Strich von den Bergen bis an den Rhein. Errötend drückte sie seine Linke, die er am Säbel hatte. In Enzheim erwartete seinen Wagen trotz der verbetenen Ehre die Nationalgarde von Barr. So kam er fürstlich geleitet vor seinem hochzeitlichen Hause an. St. Just und Lebas saßen hinter Vorhängen zu. In der Nacht noch sendeten sie ihre Häfcher. Im Gefängnis erharrete Eulogius wachend den Morgen, da sich seine Schwester in Krämpfen wand und sein Weib ohnmächtig im Bett lag.

Selbsterkenntnis war ihm bis zum Ende nicht bestimmt. „Die Unschuld wird siegen, mein Schlaf war gut,“ schrieb er aus dem

Gefängnis heim. „Herab mit der Uniform!“ schrie der Kleberplatzpöbel, als ihn St. Just an die Guillotine binden ließ. Noch Spott bei Grimm und Leiden um den breiten Mund, warf er das Ehrenkleid hin und ließ sich im rieselnden Schneeeicht anbinden. Er zwang sich, die Augen vor den tausenden faulen Äpfeln nicht zu schließen.

Wie der Hund um den Knochen, zentte er in Paris vor Robespierre mit den Straßburger Anklageschreibern um sein Leben. Gegen Dietrich stand er als Zeuge vor dem Revolutionsgericht. Sich gutwillig zu weifen, übersteigerte er sich in schimpfenden Zeugnissen gegen den Königschen. Dessen feine Lippen zuckten über sein Geschrei: „Sähest du in Basel sicher wie damals ich, du kehrtest nicht in die Hand der Gewalt zurück, dich Nichtverräter zu weifen!“ Als Dietrichs Kopf über anderen Köpfen im Korb lag, schrieb Monet gegen Eulogius. Robespierre las Wahrheit, Übertreibung, Verleumdung, schäumte. Eulogius setzte Gegenteiliges auf. Robespierre wankte. Aber neue Übertreibung und neue Verleumdung, aus Straßburger Mäulern gesprüht, überzeugte ihn.

Eulogius' Gerichtstag wurde bestimmt. Verteidigung war ihm versagt. „Wir Urteilmänner sind genug unterrichtet. Tod dem Dietrichisten!“ Eulogius prostete noch einmal auf: „Die Republik verurteilt ihr in mir!“ Und es erhob sich das Grauen des Tods vor ihm.

Drei Stunden zwischen Spruch und Beilsturz. So lang hatte er zur Abrechnung Zeit.

In der Luft erschienen die Neunundzwanzig, die Geköpften durch ihn. Wie Blätter aus mattem Silberpapier überschwebten sie ihn. Die Köpfe schienen mit Stöckchen neu auf den Hälsen befestigt, sie wackelten kaum. Aber die Rosenkränze wackelten. Alle hatten sie Rosenkränze, die Bauern nicht alleine, auch der Gendarmeriehauptmann und der lutherische Pfaffe aus Dorlisheim, der gesagt hatte: „Es ist eine böse Zeit!“ – „Schidet euch in die Zeit!“ brüllte die Marktweiberschar, die dem Henkerkarren Geleit gab. Oder brüllte sie anders? Eulogius sah auf. Da erhob sich der blanke Schädel des Tods an einem Hals über dem fünften Stock des Eckhauses, wo die Straße zum Gerüstplatz abbog. Die Augen des Tods troffen Blutschleim. Er sah nicht nach Eulogius. Er sah ins Weite.

Zurückgegraut, übereilte Eulogius sein Leben. Aber er fand seines Lebens Ordnung nicht. Weder die der Ursachen und Wirkungen, noch die der Idee, gegen die er gesündigt hatte. Und er sah nicht die Unendlichkeit seiner schaufamen Knabenjahre. Der Karren rumpelte mit harten Stößen. Der Tod ließ die Tage minutenweis tiefer fallen. Angst brüllte Eulogius ein: „Du bist schuldig!“ Und er hezte nach der Erkenntnis seiner Schuld, Versöhnung zu erbüßen. Und fand seine Schuld nicht und faltete die Hände und weinte: „Erbarme dich meiner, Gott!“

Aus einem serbischen Tagebuche

von Gerhard Gesemann

1. November 1915. Auf einer Paßhöhe, die in den Sandžak führt, beginne ich dieses Tagebuch. Hinter uns liegt, weit und sanft ausladend, das Tal der westlichen Morava. Das ganze Land schimmert grün, vielleicht infolge der herbstlichen Mittagssonne. Vielleicht scheint mir das Tal nur darum so weich zurückzuwinken, weil vor mir, als nächstes Ziel dieser unfreiwilligen Wanderung, eine dunkle Gebirgsmasse, unklar und drohend, dassteht. — Ich merke, es ist nicht ratsam, am Anfang einer Reise und eines Tagebuches zurückzublicken.

Bis unten an den Berg ziehen sich Wiesen, Maisfelder und Obstgärten hin. Jenseits beginnt die Wildnis. Durch sie wird unser Weg gehen, vierzehn Tage an jenem Flusse aufwärts, der sich da unten durch die Klamm windet und preßt. Durch das polternde Brausen der Wasser trägt der Wind, aus der Ebene her, Kanonenschüsse. Die paar serbischen Soldaten, die mit uns im Grafe liegen, meinen, es sei keine Schande, von den deutschen Kanonen besiegt zu werden. „Dagegen kannst du nichts machen, Bruder,“ sagt der lange, schwarze Unteroffizier, „das ist wie Kraljević Marko sagte, als er die erste Flinte sah: Da hilft kein Heldenmut, denn der größte Lump kann jetzt den besten Helden totschießen. Aber gute Soldaten sind sie. Kaiser Wilhelm hat gesagt, wenn er eine Million serbischer Soldaten zu Bundesgenossen hätte, würde er die ganze Entente aus Europa jagen. — Aber dahinauf kommen sie nicht,“ — er zeigt auf die beiden Gebirgszüge, die den Flußlauf der Länge nach einrahmen, — „das ist kein Gelände für ihre Haubizen.“

Ich folgte seinen von Zigaretten vergilbten Fingern und sah über die Berge. Wie ein Stollen zog sich der sonnenlose Engpaß ins Gebirge hinein. Die serbischen Ortsnamen sind oft so seltsam. Links sind die „Stühle“ (stolovi), rechts richtet sich der „Dreikopf“ (troglav) auf, ein alter slavischer Götter- und Bergname, und hinter ihm, im Mittagsdunst, Cemerno, das „bittere“ Gebirge.

Die Paßhöhe hinauf, aus der Ebene her, schleicht eine schwarze Kette paarweise marschierender Soldaten. Es sind Russen, die als Minenleger auf der Donau waren. Wir brechen auf, um nicht in ihren Zug zu geraten. Denn der Weg wird jetzt eng und schlecht.

Meine Mitreisenden haben einen schweren Wagen und einen lahmen Gaul. Evetko, Florian, heißt er, aber die Zeit seiner Blüte ist längst dahin. Mehr als unsere Rucksäcke kann er nicht ziehen.

Die Straße senkt sich schnell bis zum Flußufer. Hier braust der Zbar

mit gewaltiger Wassermenge über Felsen und zerbrochene Fichten. Über die Straße, die das Wasser zernagt und der Felssturz zerrissen hat, spritzt er seinen Wutschaum. In unserer Nähe braust das Wasser, — weiter nach hinten scheint es angstvoll zu heulen, als käme da eine Schar kleinfüßiger Wellen, welche fürchten, daß ihnen die großen hier vorne entlaufen wollen.

Plötzlich biegt der Weg um. Da steht vor uns, auf drei Seiten vom Wasser umbraust, eine alte Burg. „Maglič“ heißt sie, die „Nebelburg“. Nebelfelsen hängen an den Felsen. Ich weiß nicht, sind die Steine so rot, oder liegt das Abendlicht auf den Felsen? — Die Russen haben uns eingeholt: gutmütige, dicke, rotbäckige, quadratische, grinrende Leute. Auch der serbische Unteroffizier mit seiner Gruppe ist wieder da: „Das ist, Bruder, nichts als eine dumme Masse von fettem Fleisch, diese Russen. Faul und ohne Ehrgeiz. Und gefräßig.“

Ein paar von ihnen haben ein wenig serbisch gelernt und fragen nach der Burg. „Ja siehst du, Batuška,“ antwortet ihnen der Unteroffizier, „diese Burg hat vor achthundert Jahren unser König Dragutin gebaut. Das Land hier ist der Grund und Anfang unseres Staates gewesen: Jetzt ist's das Ende. So dreht der Herrgott die Weltgeschichte um.“

Mit einem Male ist es Nacht geworden. Der edige Turm der Nebelburg steht schwarz gegen einen helleren Abendhimmel. Die anderen Mauern sind im Nebel verschwunden. Vom Fluß sieht man nichts mehr, man hört nur noch sein Toben. Da rötet sich plötzlich die nasse Straße. Hinter dem Walde brennt es. Hinter der nächsten Biegung! Nein, immer noch nicht. Fast eine halbe Stunde lang sehen wir das Leuchten vor uns, bis wir ihm endlich nahe kommen. Geblendet von einem Feuerberg tasten wir uns vorwärts. Wir erwarten Lärm, Leute, Geprassel, — aber um die Flammen liegt eine Totenstille. Es brennt etwas, kein Holz, kein Stroh, kein Haus: Ein verlassenes französisches Kastauto, das Benzin trug. Das ist so seltsam! Kein Mensch, kein Laut, kein Knistern, nur ein sanftes, singendes Säuseln der erhitzten Luft. Man sieht noch nicht einmal, was da eigentlich brennt. Und das ganze Tal erglüht, dämmert ab, zuckt zusammen, springt auf, je nachdem der Wind die Leuchte hebt oder senkt. Wir tappen, dumpf und doch erregt von dem Feuer, bis zum Gasthaus Polumir.

Eine Laterne schaukelt im Winde. Ewetko bleibt stehen. Die ganze Straße, die hier gepflastert ist, liegt voll verwundeter und kranker Soldaten. Auch im Gasthaus ist alles besetzt. Regen fällt. Die Kranken stöhnen. Ich finde einen Platz auf einer leeren Karre. Während ich mir an König Dragutin ein Beispiel nehme, während der Regen fällt und die Kranken auf dem nassen Pflaster stöhnen, schlafe ich ein.

2. November 1915. Es mochte ein Uhr sein, als ich nach etwa einstündigem Schlafe erwachte, denn die Karre hatte sich mit Wasser gefüllt. Bis zwei saß ich neben dem Gaul auf der Erde und horchte auf den Regen und die schweren Träume der Kranken. Dann wanderten wir weiter.

Als es Morgen wurde, hatte ich das dumpfe Gefühl, daß die Landschaft sehr schön sein müsse. Links des Weges lag im Morgenrot ein Gebirge, das „Studena“ heißt, das „Kühle“. Rechts dagegen sahen meine müden Augen in stille Walbtäler, auf Fichtenwälder hinter grünen Wiesen.

Aber mein Kopf war zu schwer, um alles das tief zu fühlen. Es war die vierundzwanzigste Stunde der kaum unterbrochenen Fußwanderung, als wir morgens um neun Uhr in Ušće ankamen.

Beim Volksschullehrer haben wir eine Unterkunft für uns und das Pferd gefunden. Es wird sorgsam im Stall verschlossen. Wagensgeschirr und Gepäck werden verwahrt. Es läuft viel Volk auf den Straßen, das alles gebrauchen kann. Im Schulhof brennen die Kochfeuer. Soldaten und Flüchtlinge lagern da, schlachten Kleinvieh und backen Maisbrot. Wir sind im Vortrupp. Die Hauptmasse des flüchtigen Volkes und das geschlagene Heer folgen in einigen Tagen. Darum bekommen wir noch immer zu essen.

Die Bäuerinnen, die aus ihren Dörfern hinter den Bergen gekommen sind, um an der Landstraße Zwetschenschnaps und geräucherten Speck in gesuchtes Klein- und Silbergeld umzusetzen, preisen unser Glück, ihnen Nahrung abkaufen zu dürfen; „Kommt nur erst nach Raška, dann werdet ihr fühlen, was Hunger ist!“ Dabei sehen sie so lustig und so rosig aus in ihren weißen Hemden, lachen über nicht ganz eindeutige Scherze und lassen sich von Jünglingen in feinen anliegenden Anzügen höflich die Hände küssen. Die Bäuerinnen sind etwa vierzig bis fünfzig Jahre alt, die Jünglinge noch nicht dienstpflchtig. Mädchen sieht man nicht. Es scheint sich nicht, daß sie auf die Straße gehen. Aber die verheirateten Frauen können sich das erlauben. Sie dürfen auch ebensoviel Schnaps selbst trinken, wie sie aus den unheimlichen Ziegeneschläuchen verkaufen. Dürfen auch Zigaretten dazu rauchen. Das mindert die Achtung nicht, die die schlanken, schüchtern blickenden Jünglinge und die ruppigen Soldaten vor ihnen haben. Aber ich merke, daß ich eingeschlafen bin beim Anhören ihrer Unterhaltung: — kein Wort vom Krieg, eitel Scherz und Dorcklatsch! — Als ich erwache, kauert ein Mensch neben mir. Aus Zufall vielleicht, aber ich gehe lieber ins Haus.

Die Frau des Lehrers legt mir Kissen auf eine Bank, und ich ver-
schlafe den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Draußen auf der Landstraße mehrt sich das Volk. Wie einen Fluß höre ich nachts vor dem Fenster die Menschen vorübertrauschen. Ich werde unruhig im Traum: Die Erde hat keinen Platz mehr. Alles eng, alles voll von eilenden Menschen, Pferden und Wagen. Aufstehen! Noch einen Platz auf dem Wege erwischen! Aber — wie damals in den Fieberphantasien des Flecktyphus — ich liege gefesselt, indes draußen die flüchtenden Massen achlos vorbeistürmen.

3. November. Napred! Ajde! Vorwärts! Den ganzen Tag dieses napred. Fünf Stunden lang schieben wir den Wagen und das Pferd eine Straße hinauf, die sich hinter Užice mühselig über einen Berg windet. Große Lastautomobile stehen in Abständen von einer Viertelstunde auf der steilen Straße, regungslos, nur die Räder drehen sich rauschend im Schlamm. Eine menschenwürdige Unterhaltung unter den Reisenden hat längst aufgehört. Nur Flüche hört man noch. Jene schlimmen orientalischen Flüche mit den verwegensten geschlechtlichen Vorstellungen. Ich finde, die Flüche helfen tatsächlich. Zu Mittag sind wir oben. Wir sind zu müde, um zu merken, daß wir hungrig sind. Vor uns liegt eine erhabene Gebirgslandschaft. Es ist der „Kopavnik“, das höchste und mildeste Gebirge Serbiens, das sich vor uns erhebt und in klarem Schwunge von Nord nach Süd läuft. Wir taumeln dem Wagen nach, der die steile Straße schnell hinabstolpert. Automobile überholen uns: Prinz Alexander sitzt in dem einen, Pasic, brummen erbittert die Soldaten, mit dreißig Millionen in Gold, in dem anderen. — Die Landschaft hüllt sich in einen wolkenbruchartigen Regen. So schleichen wir in der Abenddämmerung in ein Dorf ein.

4. November. Die Pfützen auf den Straßen färben sich: grün, wenn einem Zugtiere vor Anstrengung der Bauch plätscht; rot, wenn es zusammenbricht und geschlachtet wird. Florian blickt entsetzt aus den guten Augen und eilt leuchtend vorwärts. Es geht ihm sicherlich wie dem Italiener, von dem Schopenhauer erzählt, er habe der Folter widerstanden, indem er beständig gerufen habe: Io te vedo — ich sehe dich, den Galgen nämlich.

Nachmittags hört der Regen auf. Vor uns, von einem Hügel herab, erschimmert eine kleine, weiße Stadt. Das ist Raška, die älteste Residenz des serbischen Staates.

Die Häuser der Stadt sind weiß, hoch und nicht zusammengedrängt. Sie leuchteten von ferne so wohnlich und sauber. Aber in dem Orte erwartete uns eine Hölle: Das serbische Hauptquartier mit vielen Soldaten war angekommen. Dazu fast sämtliche Ministerien mit ihren entlassenen und noch bediensteten Beamten, Internierte, Kriegsgefangene,

Privatflüchtlinge mit Frauen und Kindern. Auch nicht ein Quadratmeter Straßenpflaster war zur Nachtruhe noch frei. Zu essen gab es kein Krümchen.

Schließlich bekam ich einen Platz unter dem Schreibtisch in einer Steuerabteilung. Da aß ich die letzte Scheibe Brot auf, die ich mir bis heute übergespart hatte, und schlief ein.

5. November. Bis nachmittags suchte ich Nahrung und eine Reisebegleitung, um aus Raška wegzukommen. Denn das Nest füllte sich immer mehr mit Soldaten. Ich fand aber nichts, soviel ich auch suchte und fragte. Endlich, nachdem ich vor Hunger und Verzweiflung mich mehrmals übergeben hatte, fand ich ein halbes Pfund Käse zu kaufen. Ich eilte freudig unter meinen Schreibtisch. Da saß die Bude voll wildfremder Menschen. Aber der Käse machte mich in ihren Augen zu einer Respektsperson. Sie kochten Brotkrinden und englischen Schiffszwieback in Wasser, und ich gab meinen Käse hinein.

6. November. Der Zufall zeigte mir ein Auto, das mit Mehl nach Mitrovica bestimmt war. Auf den Säcken saßen junge Leute, die ich von Belgrad her kannte. Die zogen mich hinauf.

Eine Stunde hinter Raška sah ich meine frühere Reisebegleitung mühselig dahinziehen. Sie fuhrten schon anderthalb Tag. Florian ging nur noch auf drei Beinen.

Einen noch elenderen Anblick boten die Kriegsgefangenen, die wir an einer Wegbiegung trafen. Es waren Österreicher. Sie kamen von Niš her, über ein Gebirge ohne menschliche Ansiedlungen, wie sie erzählten. Vierzehn Tage seien sie unterwegs, ohne Verpflegung. Von Gras und Hagebutter hätten sie gelebt. Ich tröstete sie damit, daß ich sagte, den serbischen Soldaten ginge es ebenso schlecht.

Noch etwas anderes sah ich. Eine Anzahl Leute trugen etwas von dem Wege fort, auf dem die Gefangenen in unsere Straße eingebogen waren. „Ein toter, ausgeplündert Mann,“ sagte einer der Österreicher. „Ach, der erste ist es nicht, den wir finden.“

Die Straße zieht sich zwischen Berg und Fluß hin. Naht, zerrissen, verwildert, stehen die Felsenwände über dem Wasser. Hier und dort blickt eine Karaule oder eine altserbische Ruine herab. Die schönste steht auf einem 500 Meter hohen, spitzen Felsen vor Mitrovica. „Zvečan“ heißen Berg und Burg, der Sitz eines vielbesungenen altserbischen Ritters, des alten Jug-Bogdan. Mit seinen neun Söhnen fiel er in der Schlacht auf dem Amselfelde gegen Sultan Murat.

Das schönste serbische Heldenlied besingt dieses Geschlecht, „Der Tod

der Mutter der Jngovići." Wie die Geschichte sich wiederholt! Es gibt auch jetzt in Serbien und Montenegro Familien, die um eben so viele Söhne klagen. Aber die Mutter derer vom Zvečan klagte nicht, als sie alle weinten: Die neun Witwen, die neun Waisen, die neun Vöwen, die neun Kasse, die neun Falken:

Auch da war die Mutter harten Herzens,
und vom Herzen ließ sie keine Träne.

Aber als ihr ein Kabe die abgehauene Hand ihres Jüngsten von der nahen Walstatt brachte, hauchte sie stumm „die leichte Seele“ aus.

Als es Abend war, fuhr ich in Mitrovica ein. Irgendwo in einer stockdunklen Gasse hielten wir. Meine Mitfahrenden verschwanden im Dunkel. Ich stand noch ein Weilchen und versuchte dann auch fortzugehen. Wohin wußte ich nicht. Ich kannte die Beschaffenheit der türkischen Gassen noch nicht und bemühte mich, an den Straßenrand zu kommen. Aber diese Gassen sind so sinnreich eingerichtet, daß ihre Ränder sich heben. Dann fließt nämlich aller Dreck hübsch in die Mitte der Straße, und die Türen und Läden der albanischen Kaufleute bleiben rein. Gehen kann man aber auf dem Rande nicht. Man stößt sich an Bazarfenster, Bänke, Schilder, Stangen, und man rutscht wieder sanft in den Dreck zurück.

Die Häuser waren alle verschlossen. Auf dem Pflaster war jede trockne Stelle von einem Schläfer besetzt. Da ging ich in eine Gartüchse. Müdes Volk saß auf einer wackligen Bank. Hinten briet ein Flüchtling, im Gehrock mit einem roten Halstuch, Kalbaunen auf Holzkohlen. „Für 50 Centimes, aber in Silber!“ ruft er jedem Gaste zu. Dafür gibt er etwa 30 Centimeter Darm. Ich kann doch nicht die ganze Nacht Kalbaunen essen, nur um meinen Banksitz zu behalten!

Ich gehe weiter durch die Stadt und finde nach einer Stunde ein Hotel „Kosovo.“ Da sitzen Bekannte, eine verliebte Gesellschaft von Jünglingen und Mädchen, in einem wüsten Gewirr von Menschen, Gepäck, ausgezogenen, am Feuer dampfenden Kleidern und Stiefeln, Stühlen, Waffen, Pferdegeschirr, — aber man bekommt Kaffee. Sie sagen mir, daß einer meiner Freunde hier ist. Dessen Wohnung suche ich nun: Hinter der Batal-džamija, hinter der verfallenen Moschee, hinter der großen Holzbrücke, rechts hinein, wo viel Esen über der Mauer hängt. Nach zwei Stunden habe ich alles gefunden. Man gibt mir alles, was man hat: Zwei Quadratmeter Fußboden und eine Decke. Gute Nacht!

9. November. Vor einer Wassermühle am Ibar sitze ich auf einer Bank. Wenn ich nicht in der Stadt Brot suche, so ist dies der Ort, wo ich den größten Teil des Tages verbringe, solange die Herbstsonne scheint.

Bank und Wand zittern vom Drehen der Räder. Wenn ich auf das

Blatt sehe, scheine ich langsam nach rückwärts zu fahren, denn das Wasser schleßt rechts von mir in schnellen, weißen Wellen nach vorn. Ich schreibe, um den Hunger zu vergessen: Vorgestern abend habe ich das leßtemal etwas gegessen. Ein Stückchen Maisbrot war's, eine Zwiebel und ein paar Löffel Bohnen. Gestern stand ich von morgens um sechs Uhr bis mittags um eins vor allen Bäckerläden der Stadt, ohne auch nur ein Stückchen zu bekommen. Dann kochte ich eine Hand voll Mais in Wasser auf. Als ich aber die Körner zum Lee aufessen wollte, blieben sie mir in der Kehle stecken. Heute morgen wartete ich wieder von sechs bis acht Uhr. Dann wurde ich ohnmächtig, trank bei einem Bosnier eine Tasse Kaffee, und nun sitze ich hier.

Vor mir zieht sich eine altertümliche türkische Holzbrücke über den Fluß. Am Wasser entlang stehen jene zierlichen, schlanken Pappeln, die die Türken so sehr liebten und überall pflanzten, wohin sie kamen. Die feinen Pyramiden erinnerten sie wohl an die Zypressen ihrer Heimat. Das Minarett einer halbverfallenen Moschee ragt hinter der Brücke über niedrige, flache Dächer.

Aber die Brücke wogt ein wunderliches Volk. Von links, vom Stadteingang her, kommen Montenegriner gewandert, lange, schwarze, schöne Menschen, in weiten blauen Hosen, Revolver im roten Gürtel. Sie kommen von Pec. Ihnen entgegen, aus der Stadt hinaus ziehen die Ochsenwagen der Albanesen. Ihre gewaltigen, zwei Meter hohen Räder drehen sich kreisend. Sie fahren Mehl für die Serben, die Raška noch immer halten. Sie stoßen, biegen aus, stoßen sich, man hört Flüche und Schreie. Sie sind in einen Trupp Kriegsgefangener gefahren, die sich heißhungrig auf die beiden Gartüchen der Brücke stürzen. Da stehen nämlich an jedem Brückenkopf zwei dampfende, nach verbranntem Talg stinkende Holzkohlenfeuer, auf denen — links ein Zigeuner, rechts eine buckelige Alte — Darm- und Bauchfleischsegen braten. „Zwanzig Para das Stück. Aber in Kleingeld,“ schreien sie. Gestern aß ein Findiger fünf Stückchen und gab einen montenegrinischen Papierperper dafür. Die Alte verweigerte die Annahme, schrie und spuckte nach dem Soldaten, der aber fluchte und warf ihr das Papier in die Fleischschüssel. Sie schleuberte ihm den Segen zurück, er fiel aber ins Feuer, wo er auf dem Talge langsam verschmorte.

Das alles könnte man noch mit einigem Behagen ansehen, wenn nur die unglücklichen sogenannten „Rekruten“ nicht unter der hungernden Menge wären. Das sind Jünglinge von 15 bis 17 Jahren, die man einberief, weil sie nicht unter der Gewalt des Feindes bleiben sollten. Jetzt hat man sie hier, an die 40000 sagt man. Brot gib't nicht für sie, so wenig wie für andere. Ich sah gestern, wie ihnen ein Beamter, der das Weinen unterdrücken mußte, wollene Strümpfe verteilte. Jedem einen

Strumpf. Sie sehen elend aus, stehen an den Ecken, zitternd und zähneklappernd, und weinen leise in sich hinein. Betteln haben sie noch nicht gelernt. Es würde auch nichts einbringen.

Die Hauptmenge des Volkes auf den Straßen sind die Zivilflüchtlinge, meist des Dienstes entrobene Beamte und Beamtenfrauen mit ihren Kindern. Ihre Zahl ist so groß, daß man in den Straßen der Stadt nur mit Mühe vorwärts kommen kann. Das Elend, namentlich der Frauen und Kinder, ist groß. Warum sind sie nicht zu Hause geblieben? Teils aus Furcht vor der Invasion, teils aus Besorgnis, unter der Fremdherrschaft und durch die Abwesenheit ihres Ernährers keinen Lebensunterhalt zu haben, — die meisten aus unbestimmten Gründen und in der noch unbestimmten Hoffnung „auf eine glückliche Wendung“, — „srećan obrt“, wie Wilkins Mikamber in der serbischen Übersetzung sagt.

Man kann hier vorzüglich Massenpsychologie treiben. Sie hören bei günstigem Winde von Norden die deutschen Haubitzen, von Osten die bulgarischen Kanonen. Dann erklären sie sich für verloren. Aber es braucht nur ein Trommler durch die Straßen zu lärmern und, bis an die Schienbeine im Dreck stehend, etwa folgendes Telegramm vorzulesen:

„Die russische Regierung hat gestern abend der bulgarischen den Krieg erklärt. Russische Kriegsschiffe bombardieren Varna. Russische Truppen fallen den Bulgaren, über Rumänien her, in den Rücken.“

Sofort ist alles gut, und alle Micambers wissen, daß in vierzehn Tagen Sofia fallen wird. — Dann aber sickert es durch, man weiß nicht wie. Man spricht mit keinem und hört alles: „Stopljie ist gefallen.“ Auf einmal ist alles wieder unsicher: Sogar die blöden Köpfe der Zugtiere scheinen bekümmert, die Albanesen hinter ihren Ladensfenstern scheinen höhnisch zu grinsen. Man will die Kanonen sogar schon von Süden her hören. Und ich bin noch nicht von meiner Wohnung bis zur Mühle gekommen, da murmeln alle Menschen: „Monastir (Bitolj) ist gefallen.“ Ich bin überzeugt, daß Monastir erst in einem Monat fallen wird. Aber jetzt kann der Trommler den Leuten die Ohren sprengen:

„Die französischen und englischen Divisionen haben die Bulgaren bei Babuna geschlagen.“ Es hilft ihm nichts. Was Babuna, was Welles! Sie wollten doch über Tetova nach Monastir und Griechenland. Und Monastir ist gefallen. Eine halbe Stunde später lächeln dieselben Leute überlegen; jeder sagt es von oben herab, wie eine Selbstverständlichkeit für die Einsichtigen: „Ehe sie Monastir kriegen, müssen sie Tetovo abschneiden. Und Tetovo wird verteidigt.“ In diesem „wird verteidigt“ liegt der Trost. Es braucht's nur einer mit dem richtigen Ton auszusprechen, dann ist's klar, daß eine Stellung, die man verteidigt, unbezwingbar ist. Die Wege nach Griechenland sind wieder offen und sicher.

Ich halte es nicht mehr aus vor Hunger. Die Kohlenfeuer an der Brücke dampfen auch nicht mehr. Die Gefangenen haben alle Därme aufgestossen. — Wenn ich doch Kartoffeln finden könnte!

10. November. Eben habe ich etwas Schönes erlebt. Zwar hatte ich gestern noch Kartoffeln gefunden, aber heute noch nichts. Da sitze ich denn wieder vor meiner Mühle und verdaue meine Verzweiflung. Ein junger Hammel reibt sich an der warmen Mauer. Er will mit mir spielen, ich soll ihm zwischen den Hörnern krauen, wie es die Müllerburschen mit ihm tun. Vor Vergnügen streckt er eine lange, violette Zunge aus. Dann stößt er die Mühlentür auf und kriegt von einem Burschen einen Tritt. Der Bursche steht und begrüßt mich. Er kennt mich, weil ich den ganzen Tag hier sitze. Ein Bosniak ist er, der jüngere Bruder des Mühlenbesizers, der „Beg“ genannt wird, ein Kavaliere im schwarzen Anzug auf einem Schimmel, den Fes korrekt auf dem Kopfe. Der Junge ist zugänglich. Er sagt, sie seien „Türken.“ Er spricht ein so vorzügliches bosnisches Serbisch, daß er sicherlich ein Mohammedaner serbischen Blutes ist. „Habt ihr denn soviel Mehl zu mahlen in dieser Hungerzeit, daß sich die Räder den ganzen Tag drehen?“ — „Wir mahlen nur für den Staat. Anderes Korn dürfen wir nicht annehmen und auch kein Mehl verkaufen. Alle Stunde kommt ein Esendi und prüft nach. Er hat mich gestern gefragt, was du hier machtest. Ich sagte: Ach, der sonnt sich nur. Der hat noch kein Mehl verlangt.“ — Als er wieder geht, verdämmere ich eine Stunde in der Sonne. Da kommt er zurück: „Herr, ich habe mir einen Weizentuchen (pogača) gebacken. Er ist so schön, daß ich ihn unmöglich allein aufessen kann. Nimm, damit er mir schmeckt.“

11. November. Ich habe Zucker bekommen; darum trinke ich den ganzen Tag Tee, um über den Hunger wegzukommen. Aber das ist nicht die einzige Sorge. Es gibt auch kein Kleingeld mehr. Die albanischen Kaufleute rechnen Banknoten nicht als Geld. Silber verlangen sie. Das ist zwar gegen die polizeiliche Vorschrift, aber es ist etwas Seltsames und Bedrückendes, sehen zu müssen, wie täglich jede Autorität, moralische und staatliche, schwindet. Es gibt keine Instanzen mehr. Man kann tun, was man will, man muß leiden, was der Stärkere tut. Man kann sich über niemanden beklagen; nicht über einen Soldaten bei seinem Offizier: der zuckt nur die Achseln oder freut sich gar noch über den beleidigten oder betrogenen Zivilisten, diesen Lästigen, Überflüssigen, für den er, der Soldat, Schweiß und Blut lassen muß: Die Behörden haben keine Macht mehr. Sie sind ohnehin ganz vom Militär abhängig. Ihre Wirksamkeit äußert sich darin, daß sie weggehen, „evakuieren,“ wenn's gefährlich wird. Die

Kaufleute aber plündern uns aus, wie sie wollen. Ich kam heute zu einem und verlangte Käse, da ich zufällig gesehen hatte, daß er einem Einheimischen ein Kilo für zwei Dinare abwog. „Hast du Kleingeld, Herr?“ fragte er höflich, „denn sieh“ — er zog die Kasse auf — „ich kann nichts zurückgeben.“ — „Wieviel kostet der Käse?“ — „Sechs Dinare das Kilo.“ — „Eben hast du zwei genommen!“ — „Nein, das war für eine andre Rechnung.“ — „Also gib!“ — Ich gab ihm eine Zehn-Franknote. „Ich sagte dir, ich könne nichts herausgeben,“ damit warf er die Note in die Kasse und schob sie zu. Ich dachte an meinen Hunger und all die vergeblichen Beschwerden und nahm den Käse hin. Es war aber kein ganzes Kilo, denn mit ihren türkischen Gewichten (Bleistücke, Hufeisen, Steine) rechnen sie, was sie wollen.

Auf dem Wege traf ich eine alte Frau, die zwei Brote trug, ein ganzes und ein angebrochenes. „Verkauft mir ein Stückchen,“ bat ich sie. Sie brach mir kopfschüttelnd ein wenig ab. Als ich es aber bezahlen wollte, lehnte sie ab: „Die Hälfte dieses Brotes habe ich eben schon an hungrige Soldaten gegeben. Von Hungernden Geld nehmen ist Sünde.“ — Ich bat sie, ein Stück Käse dafür anzunehmen. „Haben wir selbst,“ sagte sie lächelnd und ging in ihren Hof. Als ich mir in dem kleinen, eiseubehangenen Häuschen, das uns als Küche dient, Tee kochte und Käse und geschenktes Brot aß, dachte ich, daß es fatten Menschen leicht ist, gut zu sein. Ich war so hungrig gewesen wie ein Tier. Und ich hätte mich danach benommen, wenn der Zustand noch einige Zeit gedauert hätte. Jetzt aber aß ich die Hälfte des Käses und des Brotstückchens auf und sparte das übrige für den nächsten Tag. Im Laufe des Tages betrachtete ich mehrmals meinen Vorrat und hatte dabei ein wundervolles Gefühl der Sicherheit, wie der Mann im Gleichnis, zu dem allerdings der Herr sagte: du Narr.

Auf den Straßen sieht es böse aus. Die Nachrichten sind wieder schlimm. Die Deutschen kümmern sich gar nicht um die verteidigten Plätze. Sie umgeben sie. Sie gehen auch nicht jenen Engpaß, den wir gekommen sind. „Oben auf dem Grat der Gebirge ziehen sie hin, während wir unten auf der Straße marschieren. Sicher sind's gute Leute, denn sie schießen wenig auf uns, wenn wir uns unten im Tale zurückziehen,“ erzählt ein Soldat seiner Kundschaft. Er hat für Papier eine Flasche Kognat gekauft, und um zu Kleingeld zu kommen, verkauft er an der Straßenecke das Gläschen zu 30 Centimes. „Ich übervorteile keinen. Ich werde nicht mehr als acht Franken aus dieser Flasche bekommen. Aber man muß doch Brot kaufen können!“

Auf den Straßen bieten zuweilen Bauern ein Stück Mais- oder Haferbrot feil. Sie versteigern es und bekommen zwölf bis vierzehn Franken in Silber dafür.

12. November. Morgens um acht Uhr ist die Stadt in Aufregung. Der Stab der Armeen ist gekommen, die bei Raška die Deutschen eine Zeitlang aufhalten sollten. Jetzt werden wir den Ort bald verlassen müssen, gerade wo ich nun ein Mittel gegen den Hunger gefunden habe: Der Mann im Gehrock und roten Halstuch, der mir am Abend meiner Ankunft in Mitrovica Kalbaunen verkaufte, hat seine Garküche vergrößert. Er brät jetzt nicht nur Därme, sondern kocht auch Gulasch. Die Portion kostet einen Franken. Ein Gulasch besteht aus fünf Fleischwürfeln von je einem Quadratzentimeter Umfang und einer Soße, in die man Brot tauchen kann, wenn der Gehrock was hat, oder wenn er es hergibt. Ich aß drei Portionen und bezahlte meine drei Franken. Als ich dabei mit dem Gehrock ins Gespräch kam, fand ich, daß er ein Schneider aus Belgrad war. Das Haus war ihm nachts über dem Kopf weggeschossen, und als einziges Kleidungsstück hatte er den Gehrock eines Kunden gerettet. Hose und Halstuch hatte er geschenkt bekommen. Er sagte: „Auf Wiedersehn.“ Ich fluchte dem Wiedersehn die Tochter und fügte hinzu: Ob er meine, daß ich soviel Kleingeld habe, um mich bei ihm satt essen zu können? — Da schlug er mir vor, eine Zehnfranknote bei ihm zu hinterlegen; ich könne sie dann, so langsam oder so schnell ich wolle, abessen. Ich gab ihm zwei, ehe er's bereute. Eine habe ich gestern verzehrt, die zweite bleibt mir für heute und morgen.

16. November. Meine Zehnfranknote! Heute versagte die Pension schon. Vierzigtausend Soldaten, vierzigtausend elende, blutende, verhungerte Soldaten, ein geschlagenes Heer, sind in die Stadt marschiert. Wie ein Heuschreckenschwarm haben sie alles Eßbare vertilgt, alle Bäden und Garküchen belegt, alle Bürger hinausgeworfen. Ich sah sie einmarschieren, als ich auf meiner Bank saß, eine gelbgraue, gebückte, schleichende Masse. Irgendwo im Zuge singen einige. Es sind Mazedonier, scheint es, denn ihr Lied ist mazedonisch und die Art, wie sie es singen, ist mazedonisch. Traurig klingt es, und die Worte sind trostlos.

Es ist wahrscheinlich ein Lied, in dem eine Frau um den gefallenen Mann klagt:

Sein Roß feiert — Mutter! —
 Ist niemand, der es reitet.
 Ach, wehe
 Sein Roß feiert, — Mutter!
 Mustaj — Weg, du junger!
 Wehe, weh bei Gott;
 Mustaj Weg!
 Nirgends ist er zu finden,
 Ach, ...

Es überkommt mich große Trauer.
Sein Degen rostet, — Mutter! —
Ist niemand, der ihn gürtet,
Ach
Lippen welken, — Mutter! —
Ist niemand, der sie küsse,
Ach

Ich glaube, es gibt kein Volk, das so viele verschiedenartige Bebrufe hat wie diese südlichsten der vielgeprüften Südslawen:

Kuku — avaj — jao — joj — aj — lele — nine — of — — sie klingen aus der Melodie dieses Liebes stöhnend, aufschreiend oder resigniert empor. Es hat mich ergriffen. Ich bin heute überhaupt erregt. Vielleicht vor Hunger, denn ich esse wieder in Tee gekochte Maiskörner.

17. November. Heute habe ich von morgens um sieben bis mittags um zwölf vor einem Büro gestanden, um einen Schein zu bekommen, auf den man mir eine Zehnfrankennote wechseln soll. Wir waren eine sehr internationale Gesellschaft, die wir da zu Hunderten im Regen uns drängten und schlugen: Serbische Soldaten, österreichische Kriegsgefangene, französische Aviatiker, englische Krankenschwäger, amerikanische und griechische Ärzte. Von eins bis fünf stand ich dann vor dem zweiten Büro, wo ein beleidigend wohlgenährter Pope uns das Kleingeld auszahlte. Danach aß ich die Hälfte meiner Pension auf und legte mich, ebenso hungrig wie vorher, zum Schlafen. Aber vor Leib-, Rücken- und Weinschmerzen schlief ich keine Minute.

Die Lampe schwelte, durch die zerbrochenen Fenster piffte der Wind, der bald in einen wütenden Sturm überging. Ich klapperte vor Kälte. Unterdessen kamen alte, längst vergessene Gedanken. Zuerst langsam, zerrissen, zusammenhanglos. Dann verketteten sie sich und schlängelten sich marternd um Herz und Hirn. Als sie wieder in Ideenflucht übergingen, wobei mich der dicke Pope und ein Mondkrater „Lukullus“ besonders quälten, lief ich in den Garten. Es war drei Uhr. Der Sturm hatte sich gelegt. Über 40 cm lag der Schnee auf der Erde und den Dächern. Auf den niedrigen Bäumen hockten unzählige, dicke, widerlich fette Raben. Sie schliefen, und zuweilen röchelte einer im Traum. Das war mir so ekelhaft. Und in der Ferne, ganz weit, kaum als Geräusch, sondern nur als Luftdruck aufs empfindliche Ohr zu bemerken, Kanonendonner von Norden.

18. November. „Niš und Skoplje sind zurückerobert,“ erzählt man. Das Volk weint Freudentränen! Dabei ist das Hauptquartier gestern abend angekommen und heute in größter Eile weitergereist. Und zwar nach Prizren, auf Albanien zu. Die Enttäuschung ist hinterdrein um so

größer. Ein wüstes Getümmel entsteht. Überall stehen Automobile mit brausenden, abfahrtsbereiten Motoren. Die fremden Aviatiker fliegen fort. Die Missionen packen, die wandernden Krankenhäuser rücken ab. Die Flüchtlinge setzen entsezt dem Treiben zu. Höhnisch oder gleichgültig blicken die Soldaten auf das Gewimmel. Frauen und Kinder, die nicht mehr weiter können, nehmen Abschied von den Männern. Solche Zeiten hießen einst die „letzten Tage“, Zeiten, wo alle Züge eines Menschen deutlich hervortreten, wenn das grelle Licht des Hungers und der Selbsterhaltung sie einmal blitzartig bestrahlt. Die bösen überwiegen, ein Beweis, daß sie lebenserhaltender sind als die guten. Schon äußerlich ist die Wirkung des Hungers vertierend: Der Hals wird lang und dünn. Er streckt und neigt sich nach vorn, während der Kopf spähend aufgerichtet ist: Eine hungerige Hyäne. Die Augen verlieren alle Intelligenz, sie kennen nur ein Ziel, nur einen Gedanken: Brot! Aber durch die Vorniertheit flackert ein erschreckendes Feuer der Verwegenheit. Ich glaubte anfangs, daß ein hungernder Mensch am tierischsten ausseht. Aber heute sah ich einen alten Bauern aus dem dritten Aufgebot, der sicherlich auf einem Botenwege einige Tage nichts gegessen und nun von dem Kommando, wo er seine Bestellung ausgerichtet hatte, ein großes Stück Weizenbrot bekommen hatte. Er stürzte aus dem Gebäude heraus, ließ die Tür offen, lief röchelnd vor Wonne einige Schritte und warf sich hinter eine Mauer, wo er fletschend und mit verdrehten Augen das Brot verschlang.

Im Hofe eines Regierungsgebäudes liegen Soldaten: „Blödsinn!“ höhnt der eine, „hast noch Bedenken? Hast noch eine Seele? Ich war auch einmal was! Vor dem Anfang der Kriege, vor 1912. Wenn ich als ein Vieh krepieren soll, kann mich keiner hindern, als ein Vieh zu leben. Jeden will ich totschlagen, für eine Brotkrinde, oder zum Vergnügen, wenn's ein Bürger ist, der sich vom Militärdienst gedrückt hat.“ Ein unbeschreiblicher Haß liegt in seinem Blick und Ton. Die Gebärden sind fanatisch und werfen irrsinnige Schatten von seiner schwankenden Laterne an die weiße Hofwand.

20. November. Heute kommt endlich Bewegung in die Massen, die sich bisher in den Straßen stauten. Ruckweise, wie wenn man ein Flußwehr öffnet und schließt, schiebt sich die Menge auf den Straßen, die zur Stadt hinausführen. Die Hemmnisse, die diese Störungen bewirken, sind die Bagagewagen des Heeres, das sich auf dem Kosovofelde von verschiedenen Richtungen her vereinigen soll.

Ich stehe, gerüstet und bepackt, an einem Pressstein und zögere noch, mich auch in diesen Strom der Flüchtlinge zu werfen, da sehe ich in einer Seitengasse Automobile halten. Ihre Führer sind österreichische Gefangene.

Sie sagen mir, daß sie heute abend nach Prižren fahren. Dann verstecken sie mich zwischen Benzinfassern.

Wir fahren die ganze Nacht. Hinter den Bergen steht ein verschleierter Mond. Zuweilen sehe ich durch einen Spalt der Wagenleinwand hinaus. Wir fahren an einer unübersehbaren, elenden, stöhnenden Masse vorbei. Unzählige Trainwagen ziehen in dichter Reihe dahin. Tiere brechen zusammen, Deichseln und Räder bersten. Alles ist schattenhaft, wesenlos, grauenhaft.

21. November. Gegen Morgen bin ich zwischen den Blechkannen eingeschlafen. Aber plötzlich weckt mich Lärm. Der Wagen hält. Aeroplane surren über dem Amselfelde. Ich springe mit den anderen aus dem Auto. Da stehen wir auf einem Berge hinter Priština, das unter uns im Morgennebel liegt. Die Minarette heben ihre Spitzen aus der Nebeldecke heraus und zeigen den Fliegern die Ziele für ihre Bomben. Es brennt schon an mehreren Orten. Da schwenkt ein Flieger ab und kommt auf unsere Straße zu, wo sich Tausende von Wagen stauen. Eine angstvolle, fiebrige Bewegung fährt in die Masse; man hört Geschrei, Flüche, Ochsengebrüll; Räder knattern, Deichseln brechen, — aber nur Peitschen und Arme bewegen sich in der Luft, während Zugtiere und Wagen wie gebannt stehen bleiben. Einem Ochsen ist die Deichsel in den Bauch gefahren. Das hemmt den ungeheuern Zug. Das wird sich in einer halben Stunde auf 30 Kilometer hin bemerkbar machen. Der Flieger aber kommt näher, er verfolgt die Straße, die Bomben fallen in langen Abständen. Wir stürzen an die Räder unseres Wagens, ziehen sie aus dem metertiefen Behmschlamm und fahren mühsam weiter.

Ich kann aus dem Wagen nach hinten auf die Landstraße sehen. Den ganzen Tag dasselbe Bild: Die Wege von Preština bis Prižren sind schwarz von dem fließenden Train und den Flüchtlingen, deren Zahl sich seit einigen Tagen verdreifacht hat.

Die Masse, die sich da durch den aufgeweichten Lehm schleppt, läßt nur wenig die Unterschiede der Menschen und Stände erkennen. Die Kleidung, ob bäuerlich oder städtisch, ist gleich zerrissen und beschmutzt. Den wenigsten kann man ins Gesicht sehen, das zur Erde gesenkt ist, da den Nacken das Gepäck beugt. Meist sind es Bündel, die mit alten Decken umwickelt und mit Stricken umschnürt sind. Oft schleppen mehrere mit frosttoten Händen ein Familienbündel. Am Grabenrande säugen magere Frauen kleine Kinder. Kranke und verwundete Soldaten hängen sich an das Auto, lassen es stöhnend los und stürzen aufschreiend in den Rot. Ich sehe nicht mehr hinaus.

Als es längst Nacht geworden ist, fahren wir in eine Stadt ein. Es ist Prižren. Ein silberheller Mond steht auf tiefblauem Himmel, gegen

den sich zahlreiche Minarette abheben. Die Gassen aber sind schwarz wie Gänge in einem Bergwerk, denn die hohen Mauern lassen keinen Mondstrahl hinein. Sie winden sich wie Schlangen. An jeder Biegung steht eine Moschee. Die Gassen sind von Weinranken überdacht, die sich von Haus zu Haus schlingen. Auf einem Berge steht eine hohe Burg, zu der mondhelle Treppen hinaufführen. Bäche rauschen irgendwo im Dunkel, Springbrunnen plätschern: Wir halten auf dem Hofe einer Moschee.

Die Jahrgäste steigen aus und gehen über den Platz in ein großes Haus, das sich ihnen gastlich öffnet und sich ungastlich vor mir schließt. Es ist eiskalt geworden. Ich setze mich auf den Rand des Springbrunnens. Wo soll ich schlafen? Wo mich verkriechen vor dieser Kälte, vor diesen schwarzen, alles verschluckenden Schatten, diesen hohen Mauern und dunklen Gassen? Da öffnet sich die Türe jenes großen Hauses wieder. Ein Mann tritt heraus und stellt sich gebückt in eine Ecke. Ich schleiche hinter seinem Rücken ins Haus: ein Teniers.

Da liegen österreichische Kriegsgefangene dicht gedrängt auf einer weiten Diele. Ihr Atem hat den Raum erwärmt. In einem Treppenwinkel lege ich mich nieder und schlafe, mit den quälendsten Träumen meines Lebens, bis gegen drei Uhr morgens. Dann erwache ich, tränenüberströmt und in Schweiß gebadet, und fühle mit Entsetzen, daß ich voller Läuse bin. Ich springe auf, aber es ist ja zu spät. Bis Sonnenaufgang sitze ich auf der Treppe und ekle mich. Halb neugierig, halb bekümmert betrachte ich die Gesichter der schlafenden Gefangenen. Einer hat die Augen halb offen wie ein Toter, der andere streicht unaufhörlich stöhnend seinen verfilzten, roten Bart, der dritte gurgelt fremde Worte, und da, gerade vor mir, hat einer die Augen offen, wacht und sieht mich stechend an. Wie ertappt fahre ich zusammen. Dann nehme ich mein Gepäck und stolpere hinaus.

22. November. Wie sind diese ungeheueren Menschenmengen nur so schnell auf die Straßen gekommen? Wie ich wahrscheinlich, jeder aus irgendeinem Winkel. Man muß sich winden und drehen, um durch die Massen hindurch zu kommen. Rechts schieben sie sich hinauf, links hinab, unermüdlich, Stunde um Stunde. Warum? Wozu? Es gibt ja nichts zu kaufen. Alle Läden sind geschlossen. Die Kaufleute wollen kein serbisches Geld nehmen, und um nicht mit den Leuten in Streit zu geraten, öffnen sie gar nicht.

Die Menschen, die hier auf und ab wanden, erkennen sich nicht wieder, wenn sie vorher auch die besten Freunde waren. Jeder hat sich verwandelt. Man sieht keinem mehr an, was und wie er gewesen ist: Müde, vaterlandslose Verbannte und Landstreicher, denen der Rot von 500 Kilometern.

bis an den Rocktragen sitzt. Mit fieberhaften, tiefumschatteten Augen sehen sie umher. Am Ende der langen, gewundenen Hauptstraße ist ein freier Platz. Da stachen sich Soldaten und Flüchtlinge um ein geschlachtetes Kalb. An jeder Ecke, vor jeder Türe liegt Menschenunrat. Seuchen werden kommen.

Den ganzen Tag bin ich, wie alle anderen, die Gassen auf und ab gewandert. Zweimal habe ich an einer Straßenecke bei serbischen Soldaten eine Portion Kohl gegessen. Diese serbischen Soldaten sind schon mehrmals die Retter aus der Not gewesen. Sobald die ersten serbischen Soldaten in eine solche verschlossene und vernagelte Stadt kommen, findet man bei ihnen immer irgend etwas zu essen. Sie verschaffen sich ein Kalb, ein Schwein, eine Ziege, Kohl oder Bohnen und kochen in einer alten Benzinkanne eine Speise zurecht. Man trinkt den Kohl aus einem Laffenkopf, die Portion für 50 Centimes Kleingeld, — mit einem Knochen zum Abnagen für einen Franken. Außerdem gibt mir der Kraftwagenführer die Hälfte eines rohen Kohlkopfs, den er gestern vom Acker gerissen hat.

23. November. Gegen Morgen weckt mich eine Unterhaltung. Ein serbischer Soldat mit einer großen blutenden Kopfwunde hat sich in den Saal geschleppt. Ein paar Gefangene machen ihm auf einem Strohsack Platz und geben ihm Wasser. Es gibt viele unter ihnen, die serbisch sprechen. „Woher kommst du, Bruder?“ — „Von Račanik, Leute.“ — „Wie steht es auf dem Schlachtfelde?“ — „Schlecht. Es geht zu Ende.“ — „Wie ist das möglich, wie ist das möglich? Ihr wart, weiß Gott, die besten Soldaten, die wir gesehen haben. Ihr habt uns verprügelt, als wir schon glaubten, wir hätten euch im Sack! Was ist denn nun aus euch geworden?“ — „Ach, Bruder, es ist nicht mehr das alte Heer von 1912—14. Daran liegt es. Noch vor einiger Zeit war's eine Schande, einen Laut von sich zu geben, wenn man einen Schuß bekam, — und uns alten Soldaten geht's auch jetzt noch so. Aber wir sind nicht mehr viel, wir Alten. Und die Jungen? Das hat noch keinen Sieg gesehen wie wir drei Jahre lang, sondern zuerst den Flecktyphus und nachher diesen Rückzug ohne Schlacht, ohne Artillerie, ohne Brot. Na, und wenn's nun darauf ankommt, auszuhalten, bis sich die steifen Engländer die Gamaschen um die Knochen gewickelt und die Franzosen sich ausgehurt haben, dann kneifen sie. Auf einen alten Soldaten zwei neue. Triffst's einen, dann schreit er. Ich schlage ihm mit der Faust ins Genick. „Halt's Maul, willst du deine Kameraden unruhig machen? Zigeuner du!“ — Aber es hilft nichts. Und die Mazedonischen laufen offen zu den Bulgaren über. Aber so sind die Menschen alle: Wenn sie

unter den Serben sind, ist ihnen Bulgarien das Paradies. Sind sie bulgarisch, wollen sie serbisch werden. Und die Schande muß uns passieren, uns alten Regimentern von Branja, der Moravadivision.“ —

„Früher,“ fährt er fort, „sagten wir immer zu unseren Offizieren: ‚Setzt euch in Deckung. Seht euer Leben nicht aufs Spiel. Dazu sind wir da. Offiziere müssen leben und führen.‘ Jetzt: wenn der Offizier nicht zehn Schritt vor der Truppe herstürmt, bis ihm der Schädel zerspritzt, gehen sie nicht. Nur wir Alten, — aber bald sind auch wir nicht mehr.“ Er sinkt zurück.

Die Gefangenen sitzen noch eine Weile aufrecht, als wollten sie weiter laufen, stumm, voll Teilnahme. Sie sind alle Brüder und wissen, was Krieg ist. —

Als kaum der Morgen graute, stand ich auf, erfrischte mit dem Reif, der an der Moscheemauer hing, das Gesicht und wanderte ununterbrochen von morgens um fünf Uhr bis abends um sieben.

Hinter der Stadt lag eine weite, reifbedeckte Ebene. Nebel verhängten die Aussicht. Zuweilen sah eine rötliche Bergspitze aus dem Schleier. Das waren die ersten albanischen Berge. Ich betrachtete sie mit Grauen. Nach einer Weile war ich ganz allein auf der gefrorenen Heide. Soviel Menschen auch in einer Stadt zusammengedrängt sind, so schnell zerstreuen sie sich doch, wenn sie ins Freie kommen. Mir ist unheimlich. Aber desto hastiger schreite ich in den Nebel hinein.

Je höher die Sonne steigt, desto weicher wird der Weg. Roter Lehm! Mir knacken die Gelenke, wenn ich die Füße aus dem Leim zerre. Aber vor mir sind schon viel festere Beine stecken geblieben: Ochsen- und Pferdeleichen, deren Vorderfüße abgebrochen im Lehm stecken, Räder, Deichseln, weggeworfenes Gepäck.

Die Straße hebt sich und zieht durch niedrige Wälder. Ochsentreibende Albanesen begegnen mir. Sie sehen mich höhnisch-neugierig an, während ich hastig weiter eile. Mittags treffe ich endlich hinter einem Walde eine Anzahl serbischer Bauern. Sie lagern um einige Feuer, die schon mehrere Wochen hier brennen müssen, denn der Lagerplatz ist alt und zeigt traurige Reste halbverkohlter Weidenstämme, Blutlachen, verfaultes Stroh und weggeworfene Fußlappen. Als ich mich eben niedergelegt habe, brechen die Bauern auf. Ich bin zu müde, um gleich wieder mitgehen zu können, so sehr mich der Platz anekelt. An einem Feuer baden zwei zerlumppte Soldaten Maisbrot in der Asche. Ob sie mir etwas abgeben wollen? Ja, wenn ich Silber habe. Die wollen vielleicht nur sehen, ob ich Geld bei mir habe, und ich sage nein. Dann wandre ich hungrig weiter.

Gegen vier Uhr schossen mir die Tränen aus den Augen. Ich taumelte eine halbe Stunde lang auf der Straße hin und her. Dann stürzte ich

nieder und lag, angesichts der montenegrinischen Grenze, wohl bis 5 Uhr mitten auf dem Wege.

Aber die hohe Brücke, die spitz wie ein Dachfirst sich über den Drin schwingt, muß ich hinüber. Es ist die Grenze. Ich wankte weiter, aber so gebückt, daß mir der Rucksack ins Genick rutscht und mich wieder auf die Erde drückt. Da heben mich zwei Jünglinge auf. Der eine stützt mich, der andere trägt mir das Gepäck. „Wir sind Rekruten, Herr. Weggelaufen sind wir von den anderen, die gestern den Weg nach Süden eingeschlagen haben. Wir wollen nicht in Albanien krepieren. Es ist ja doch alles aus. Die Soldaten haben's auch erzählt, daß sie sich übergeben, wenn sie können. Sie wollen endlich einmal nach Hause. Wir auch. Du bist gelehrt und kannst uns auf der Karte den Weg nach Hause zeigen. Du weißt gewiß auch, wo die Schwaben eben stehen.“ — Ich zeige ihnen Weg und Richtung. Sie schreiben sich die Orts- und Flußnamen auf und schleppen mich dankbar bis Djakovica.

Djakovica ist der erste montenegrinische Ort meiner Wanderung. Nach den Schilderungen der Leute erwartete ich ein noch größeres Elend als bisher. Aber ich merkte gleich bei meinem Eintritt in die Stadt, daß ich mich auch hier in meinen guten Ansichten über die Montenegriner nicht getäuscht habe. Seit Raska habe ich nur Unordnung und Anarchie gesehen. Hier weht ein schärferer Wind. Hier ist Zucht, hier wird befohlen und gehorcht.

Sobald ich in die Stadt Djakovica eintrat, fühlte ich mich geborgen. Etwas Heimatliches, Preussisches, Bestimmtes und Bestimmendes in allem, was mir begegnete: Am Eingang zwei junge Polizisten, die mich fragten, ob ich ein Quartier habe. Wenn nicht, so solle ich bis an die nächste Ecke gehen. Da stände der Vorstand der Flüchtlingsfürsorge. Richtig, da stand er, ein Beamter wahrscheinlich. Um ihn eine Anzahl Knaben und Gemeindebeamte. Er fragt nach Namen und Stand der Ankömmlinge und verteilt sie, nach den Verhältnissen, als Gäste an die verschiedenen Hauswirte der Stadt. Die Knaben geleiten den Fremden und sagen: „Herr, wir sollen euch allen von Amts wegen mitteilen, daß ihr euch nicht von den Kaufleuten übervorteilen lassen sollt: Zehn serbische Dinare gelten neun montenegrinische Perper. Jeder ist verpflichtet, Papiergeld anzunehmen und Kleingeld herauszugeben. Sobald sich einer weigert, nimm deine Ware und bezahle sie beim nächsten Schußmann. Der wird dann mit dem Händler abrechnen. Das Brot kostet 40 Centimes, das Kilo Apfel 30 Centimes, das Kilo Käse 3 Franken.“ Als ich einkaufte, fand ich alles bestätigt.

Ich werde zu einem serbischen Hauswirt gebracht. Er bewohnt ein weites, aber sehr niedriges Haus. Ein kleines Mädchen küßt mir die

Hand und führt mich in die große, niedrige Stube, wo die Familie versammelt ist. Sie warten aufs Abendbrot. Ein langer, grauköpfiger Mann ist der Hausvater. Er sitzt auf einer Decke am Boden, die übrigen Familienmitglieder um ihn herum. Die alte Mutter webt in einer Ecke. Alle springen auf. Der Hausherr küßt mich auf beide Wangen, die anderen, Kinder, Mädchen und Frauen, warten, bis ich ihnen die Hand zum Kuß gebe. So verlangt es die Sitte. „Eines Mannes Haupt“ steht hier noch in Ansehn.

Stühle gibt es nicht. Man legt mir ein Schaffell vor den Ofen, und schwindelnd lasse ich mich auf meine armen gekreuzten Beine nieder. Ich sage dem Hausherrn, daß sein Ofen der erste ist, den ich seit 25 Tagen sehe und fühle. Ich muß erzählen. Dabei bringen die Mädchen den Speisetisch, die sofra, eine 10 cm hohe, mit Speisen bedeckte Holztafel, um die wir uns lagern. Wir beten, bekreuzigen uns, verbeugen uns vor dem Heiligenbilde und seinem Öllämpchen und trinken Zwetschenbranntwein auf Weg, Wetter und Gesundheit, am meisten aber auf den heiligen Nikolaus, den Wanderer, in der Ecke, den Herrn der Wege und Gewässer, den Hausheiligen des Wirtes. Dazu muß ein jeder einen langen Spruch tun, je künstlicher, desto besser. Dann tauchen wir Brot und Löffel in den gemeinsamen Kohnapf und essen. Nachher verteile ich Apfel an die Kinder und schenke der Hausfrau ein halbes Pfund Zucker. Dafür kocht sie mir auch noch Kaffee. Die Mädchen breiten dann Decken aus und rüsten zum Schlafen. Mich legen sie neben den Ofen und hüllen mich sorgsam ein. Als die Mutter schon die Lampe gelöscht hat und nur noch das Flämmchen vor dem heiligen Nikolaus flimmert, kommt so ein kleines Ding und legt mir noch den Schafspelz auf die Füße. — Selig und traumlos schlief ich bis zum Morgen.

24. November. Die guten Leute wollen mich überreden, noch einen Tag bei ihnen zu bleiben. Aber ich fühle mich so frisch, daß ich weiter will. Da begleiten sie mich alle durch die Stadt bis aufs Feld. Küssen mich wie einen Bruder und sagen zum Abschied, ich solle ihnen doch schreiben, wenn ich nach Hause käme. Ich weiß nicht, was mich mehr gerührt hat, der Empfang oder der Abschied.

Der Weg ist dem gestrigen ähnlich, eben zwar, aber immer durch aufgeweichte Lonerbe. Manchmal sinke ich nahe bis an die Knie ein. Aber da ich heute Nahrung bei mir habe, halte ich es bis gegen Mittag aus. Dann setze ich mich auf einen im Dreck steckengebliebenen Wagen, dessen Kutscher und Besitzer ein kleiner Knabe ist. Er hängt am Halse des Gauls und weint. Er und sein Vetter sind zusammen gestoßen. Den Vetter hat er unterwegs verloren. Und nun sitzt er in der albanischen

Widnis, allein mit dem lahmen Pferde. Warum er denn überhaupt geflohen ist? Weil alle flohen. Wo sein Vater ist? Im Krieg. Und sein Haus? Abgebrannt. Mir fiel das Kinderlied vom Maikaiser ein, das wir einst so leichtfertig gesungen haben.

Vom Wagensitz aus sehe ich über die Landschaft hinweg und suche mit sehnsüchtigen Augen die Berge Montenegros. Seit Prizren sehe ich sie. Morgens sind sie rot und nahe. Wie eine Fata Morgana schweben sie über Nebelschleiern. Dann scheint das Ziel nahe, der Fuß geht schneller. Aber je länger ich wandere, je weiter der Tag vorrückt, desto bleicher und ferner werden sie. Zu Mittag sind sie blaß, kalt und unnahbar weit, am Nachmittag sind sie ganz verschwunden. Während ich heute wieder dasselbe Schauspiel mit trostlosem Blick betrachte, kommt hinter mir ein Mensch durch den Seimbrei gewatet. Er hat einen braunen Filzhut auf dem Kopfe, umgetrempelte Hosen, einen großen Regenschirm in der Hand, und auf dem Rücken trägt er eine schwarze, unheimlich große Wachs-
tuchtasche am breiten, braunen Lederriemen. Er lacht mich an. Ich ihn auch. Ich habe auch Grund dazu, denn einen besseren Reiseengel hat mir der heilige Nikolaus für all den Zwetschenschnaps von gestern abend nicht schicken können als diesen guten philologischen Freund und Professor.

25. November. Unser Hausherr ist ein katholischer Albanese. Einen Lateiner nennt er sich darum. Er ist ein reicher Kaufmann. Er und seine älteren Brüder tragen die albanische Volkstracht. Der jüngste kleidet sich europäisch und ist auch europäisch gebildet. Er war in Paris und London, und wo das Serbische nicht auslangt, muß sein Französisch helfen. Mit anderen Flüchtlingen hat man uns in die allgemeine Wohnstube geführt, wo wir uns auf dicke Wollteppiche legen. Die Mädchen bringen uns Wasser mit Zucker und Kaffee. Die Hauptperson ist die alte Mutter der vier Brüder. Sie führt die Unterhaltung, stellt die Fragen, ihr erweisen wir die schuldigen Höflichkeiten. Sie sagt darauf: „Ihr habt nichts zu danken. Wir sind ja alle Christen und müssen uns gegenseitig gegen die Türken unterstützen. Daß euere serbischen Feste vierzehn Tage nach unseren fallen, macht vor Gott keinen Unterschied,“ dabei bekreuzigt sie sich vor der Mutter Gottes, die über uns an der Wand hängt. So geraten wir auf die Politik und die hiesigen Verhältnisse.

Mit Staunen nehme ich wahr, daß diese Albanesen überhaupt keine Ahnung von ihren politischen und völkischen Problemen haben. Sie teilen die Menschen in drei Klassen: Türken, Lateiner, Serben. Fragt man, welche Sprache die Türken reden, so antworten sie: „Arnautisch.“ – „Und die Lateiner?“ – „Arnautisch.“ – „Sind die arnautisch redenden Türken auch Albanesen?“ – „Gewahre, das sind doch Türken!“ – „Was für

Türken? Aus Konstantinopel?" — „Nein, es sind keine Begs, sondern Bauern und Kaufleute wie wir.“ — „Haben sie denn dieselben Sitten wie ihr?" — Erstaunt über unsere Dummheit, antwortet man: „Nein, sie sind doch Türken!" — Dabei haben sie natürlich genau so gutes albanisches Blut und dieselben arnautischen Gebräuche, wie sie dieselbe Sprache reden. Aber die Religion ersezt ihnen die Partei, die Politik. Man kann sie zu keiner Antwort veranlassen, aus der man ersehen könnte, daß sie eine völkische Zusammengehörigkeit mit ihren andersgläubigen Stammesgenossen fühlten oder auch nur theoretisch anerkannten. Ich frage sie weiter nach den Zuständen in dem ferneren Albanien, in Durazzo, nach Essad Pascha und dem Prinzen Wied. Sie wissen nur, daß Essad Pascha ein Türke ist und der Prinz ein Lateiner. Ich sage ihnen, um sie in die Enge zu treiben, daß Essad doch nicht mit den Serben gegen den Sultan kämpfen könne, wenn er ein Türke wäre. „Ach," meinen sie, ohne den Sinn der Frage zu begreifen, „die Paschas haben oft Unstimmigkeiten mit dem Sultan." —

Man hat uns ein Bett gegeben, man bedient uns mit Kaffee, man heißt für uns die Zimmer, aber Brot suchen wir uns selbst in der Stadt, die nichts Besonderes zeigt: Nur daß die Bevölkerung nach den Religionen auch räumlich geschieden ist. Nachdem wir uns mit Äpfeln, Kastanien und Maisbrot versorgt haben, können wir morgen den Leidensweg antreten, den Ziegenpfad übers Gebirge Rugovo, nach Montenegro hinein.

26. November. Als wir von Peć aufbrechen und an dem alten serbischen Patriarchat vorübergehen, beginnt Schnee zu fallen, in weichen, vollen Flocken. Es ist windstill. Der Weg windet sich in ein Tal hinein, das ein kleiner, aber reißender und lärmender Fluß zwischen die Felswände gerissen hat. Es ist wild und ganz einsam. Wir sind unter den ersten, die diesen Weg wandern. Erst drei oder vier Tage vor uns haben die ersten Flüchtlinge die Gegend erreicht. Wir steigen durch Buchen- und Fichtenwälder, durch deren Lichtungen man tief unten den weißen Schaum des Flusses blinken sieht, wir steigen den ganzen Tag, von den weichen Flocken überschüttet, bis uns eine frühe Dunkelheit zur Rast zwingt.

Vor uns liegt der erste montenegrinische „Han", ein Blockhaus, in dem man Kaffee trinken und auf der Erde, neben dem Feuer, schlafen kann. Aber das Häuschen ist längst besetzt. Einige hundert Meter höher liegt noch ein Schuppen, ein Proviantmagazin, in dem Licht schimmert. Wir klopfen an und werden mit Schimpfen empfangen. Mein Begleiter nennt Namen und Stand. Da kommt ein junger, schwarzer, baumlanger Montenegriner aus dem Dunkel heraus und sagt: „Herr Professor, ich habe bei Ihnen einmal ein griechisches Kolleg geschwänzt. Es freut mich,

Ihnen diese angenehmen Stunden vergelten zu können.“ Er führt uns in einen kleinen, geheizten Raum, wo er zwei Ehepaare aufgenommen hat. Nach einer Weile jankt sich schon die ganze Gesellschaft über die Russen, den russischen Staat, das russische Volk, bis uns der Montenegriner eine Holztür als Bett auf die Erde legt. Das Haus ist aus lose geschichteten Steinen gebaut, durch deren Rissen ein eisiger Wind bläst. — Nicht eine Stunde läßt mich die Kälte schlafen. Draußen aber fällt der Schnee die ganze Nacht.

27. November. Wir müssen im Morgengraun durch den meterhohen, lockeren Schnee. Der Berg ist steil, der Boden glatt, Wege gibt es nicht. Drei Schritt klettert man hoch, zwei rutscht man zurück. Als wir nach einigen Stunden schweißbedeckt und todmüde oben ankommen, beginnt ein Schneesturm, der jede Aussicht verschließt.

Wir stehen, klappernd vor Frost, bis das Stürmen nachläßt. Aber wohin jetzt? Kein Weg! Kälteerstarrt warten wir auf eine Erleuchtung. Da sehen wir, wie zwei Montenegriner vor uns den Berg hinabrutschen. Sie wollen nach Andrijevic, schreien sie auf unseren Anruf zurück. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als hinter ihnen herzufallen. Aber ihre Spuren sind bald verloren. Nur die Richtung wissen wir noch. Der Abhang ist so steil, daß wir, selbst wenn uns der Schnee ganz umhüllt, ständig mit großer Schnelligkeit bergab gleiten. Die Füße rennen an versteckte Felsen, haken hinter verborgene Büsche, wir fallen in Löcher, wo uns der Schnee über die Schultern geht. Und immer müssen wir sofort wieder aufspringen, sonst lähmt die Kälte im Augenblick die übermüden Glieder. Als ich wieder einmal in eine Grube falle und mein Knie an einem Steine wund schlage, überwältigt es mich: Es ist unsagbar süß, müde im Schnee zu liegen, wenn einem die Sinne schwinden wie eine selig verklingende Musik. Die weiße Decke schmiegt sich um den ganzen Körper, und auf der Schwelle zwischen Wachen und Schlafen erscheinen friedliche, schöne Bilder: grüne Wiesen und Tannenwälder sah ich . . . Da kam mein Begleiter hinter mir hergefallen. Der Professor hatte seinen Schirm zerbrochen, und sein Fluchen weckte mich auf. Ich raffte alle Kraft zusammen und entriß mich dem gefährlichen Schlafe.

Mit blutenden Füßen und wundgeschabtem Rücken kam ich abends in Andrijevic an. Die Flüchtlingsfürsorge brachte mich in eine Gastwirtschaft. Hier regierte eine etwa vierzigjährige, hohe, schwarze, strenge Frau. Sie sah jeden Gast scharf an, ehe sie ihm erlaubte, einen Tee oder Schnaps bei ihr zu trinken. Und nun gar zu nächtigen! Ich bat um Abendbrot. Sie blickte mich mit tiefen, ernsten Augen an, musterte meinen schmutzigen Anzug und sagte dann: „Das ist aber teuer.“ — „Wieviel?“ — „Drei

Perper.“ — „Bringt es nur!“ — „Ihr müßt entschuldigen,“ fügte sie, ebenso ernst als vorher, hinzu, „aber manchem von euch ist es lieber, daß ich ihm ein Stück Brot schenke, als daß ich ihm ein Essen für drei Perper gebe.“ — Das gute und reichliche Mahl, das sie mir brachte, war ganz montenegrinisch: Hammelfleischsuppe, Hammelbraten mit Maisbrei und jenen Käse, der seine oft zu pikante Würze von der Ziegenhaut bekommt, in die er eingenäht wird. — Dann schüttete sie mir Kissen auf eine Bank zum Nachtlager.

29. November. Im Monat „Bijeva Rijeka.“ Die Flüchtlinge liegen in zwei großen Zimmern. Es ist dieses der erste Ort, wo sie von dem Elend der letzten Woche einigermaßen zur Besinnung kommen. Die einen, deren kleine Kinder in den Tragkörben auf den Eseln und Pferden unterwegs erstoren oder kopfüber in den Abgrund gestürzt sind, sind anderer Stimmung als die, denen die Nähe Podgoricas und die Wärme des duftenden Herdfeuers wieder Hoffnung gemacht hat. Sie reden lose Worte mit der Wirtin und ihren handfesten Töchtern, spielen Karten und verprügeln einen Burschen, der einem Albanesen eine Zehnfranknote aus dem Schuh gestohlen hat. In einer Ecke sitzen Bauern. Sie sind wohl Evangelisten, denn sie lesen in dünnen Evangelienbüchern und unterhalten sich über die Dreieinigkeit Gottes. „Das ist,“ sagt einer, „wie Brot: das besteht aus dreierlei und ist doch eins, — aus Wasser, Mehl und Feuer. Das Feuer ist der heilige Geist.“ Später sprechen sie über die Heiligen, von denen sie nicht viel halten, denn im Evangelium stehen sie noch nicht als Heilige: „Marko Kraljević und Miloš Obilić sind mir näher als der heilige Peter,“ sagt einer. —

In unserem Zimmer stehen etwa zehn Betten. Jedes Bett kostet zweieinhalb Kronen, und in jedem schlafen zwei. In der Ecke steht ein Bett, in dem zwei Engländerinnen liegen. Sie haben Schlafmützen auf, und ihre Gesichter sind schamhaft der Wand zugekehrt.

Für die Flüchtlinge sorgt ein montenegrinischer Major, der in einem Nebengebäude ein Etappenkommando befehligt. Er verteilt uns auch Brot, aber wir müssen den Empfang mit unserer Unterschrift bestätigen, nachdem wir vorher auf einem Stück Papier ein Gesuch eingereicht haben. Er rät uns, solange hier zu bleiben, bis Automobile von Podgorica kommen. Wer auf einen Platz Anspruch macht, hat sich in eine Liste einzutragen. Als abends zwei Wagen kommen, dürfen die einsteigen, die vorgemerkt sind. Der Führer bekommt seine Quittung über das Fahrgut und die Anzahl der Fahrgäste. Alles geht genau nach der Vorschrift.

30. November. Am Morgen erheben sich die beiden Engländerinnen in ihrer ganzen Länge, und ich erkenne in ihnen zwei Krankenschwestern. Sie haben auch sofort ein Anliegen: Ein Pferd haben sie gekauft, das

ihnen ihr Gepäck übers Gebirge getragen hat. Jetzt ist das Tier lahm und wund, und die Damen wollen es totschießen lassen, damit es nicht weiter geplagt wird, wenn sie es verkaufen oder herrenlos hierlassen. Ich soll ihnen nun einen Mann finden, der das Tier totschießt. Im Glauben, daß ein Montenegriner immer gerne schießt, frage ich die Männer auf der Straße. Aber ich habe nicht mit ihrer Ehre gerechnet: „Was? Ein Pferd totschießen? Ich bin doch kein Schinder!“ Da gehe ich zum Major und erzähle ihm die Geschichte. „Ach, diese spleenigen Engländer! Was die schon alles von mir verlangt haben!“ ruft er. „Sagen Sie ihnen, sie sollen dem Staate den Gaul schenken oder für 50 Frank verkaufen. Ich kriege ihn schon wieder auf die Beine.“ — „Nein, die Damen bestehen auf der Tötung des Tieres.“ — „Gut, dann sagen Sie ihnen, wir hätten ein altes montenegrinisches Gesetz: Wer ein Tier tötet, muß es auch begraben. Wenn sie das tun wollen, — die Schaufeln will ich ihnen, auf ein Gesuch hin, aus dem Magazin borgen.“ — Nun muß der Major einen Eid schwören, daß er das Tier vor der Befundung nicht arbeiten lassen wird. Dann muß er ihnen eine Quittung ausstellen, auf der steht, daß Miß A. und Miß B. dem montenegrinischen Staate ein Pferd geschenkt haben, unter der Bedingung, daß In zwei Exemplaren, denn jede Miß will zu Hause eins vorzeigen können. Sie sind übergelückt und schenken mir Tee und kondensierte Milch. Der Major (aus Dankbarkeit, sagt er) gibt ihnen, meinem Begleiter und mir eine der vier Droschken, die von Podgorica herbestellt sind, weil ein Auto Schaden gelitten hat. So pünktlich ist man in Montenegro.

In weitem Bogen führt die breite, feste Straße von dem Konak langsam in die Tiefe. Das Klima ändert sich mit einem Schlage. Bis gestern waren wir in Kälte und Schnee gewandert, — sobald sich die Straße nach Süden senkt, weht uns warme Luft entgegen. Terrassenartig senken sich die Gebirgsstöcke von ihrer Höhe von 2000 Meter bis in die dunstblaue Ebene hinab, als hätte sie ein riesiger Baumeister kunstvoll geordnet und geschichtet. Unten fließt ein metallgrüner Fluß. Zuweilen weitet er sich zu Seen aus, die wie alte Kupferdächer schimmern. Aber man sieht keine Wälder. Alles ist nackter, grauer Fels. — Über diesen Wildern habe ich alle Mühsal der vergangenen Tage vergessen.

Nach fünfstündiger Fahrt kommen wir in die Ebene, die sich um Podgorica = „Unter dem Waldgebirge“ ausbreitet. Es duftet etwas so süß, wie trockenes Heu, so würzig, wie italienische Zypressen und heimatischer Wachholder. Es liegt ein gelber, milder Sonnenglanz über der Landschaft, — ich wittere etwas wie Meeresnähe und Salzdunst. Die Adria ist nahe. Wir sind auf gleicher Höhe mit Rom.

(Schluß folgt)

Arbeitslohn und Arbeitszeit nach dem Kriege

von Lujo Brentano

Der Krieg hat, wie alle unsere Wirtschaftsverhältnisse, so auch die Arbeitsbedingungen einschneidend verändert. Insbesondere sind die Löhne über ihren Stand im Frieden mächtig gestiegen. Es gibt heute Löhne, die im Vergleich zu dem, was die Arbeiter, die sie beziehen, früher verdient haben, nur in den Kriegsgewinnen ihr Gegenstück haben, welche gewisse Betriebe einheimten. Aber so wenig wie alle Betriebe so hohe Gewinne beziehen, so wenig darf man die Lage der Arbeiter nach jenen außerordentlichen Lohnbezügen beurteilen. Nach den Ermittlungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes ist in der gesamten Industrie der Durchschnittslohn der männlichen Arbeiter vom März 1914 bis September 1916 um 46, der der weiblichen Arbeiter um 54 Prozent in die Höhe gegangen. Im Oberbergamtsbezirk Dortmund ist der Durchschnittslohn vom dritten Vierteljahr 1913 bis zum dritten Vierteljahr 1917 um 57 Prozent gestiegen. Im Bezirk der nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller ist nach den Angaben des dortigen Arbeitgeberverbands der Stundenverdienst der männlichen Arbeiter vom Juni 1913 bis Juni 1917 um 82 Prozent gestiegen. Das sind sehr beträchtliche Steigerungen des Geldlohns. Aber nach eben diesen Angaben hat der Lohn der weiblichen Arbeiter des gedachten Bezirks im Juni 1917 noch nicht so viel wie der der männlichen im Juni 1913 betragen, und davon ganz abgesehen: nicht auf den Geldlohn kommt es an, sondern auf das, was man damit zu beschaffen vermag. Nun wissen wir alle, in welchem Maße das Leben teurer geworden ist. Mögen daher auch jene Arbeiter, welche die außerordentlich hohen Löhne beziehen, heute nicht nur weit besser wie früher, sondern auch unvergleichlich besser wie viele Angehörige der gelehrten Berufe ihr Dasein fristen, so können doch weite Arbeiterkreise trotz gestiegener Löhne auch heute nur unter großen Entbehrungen leben.

Desgleichen sind die Grenzen des Arbeitstags stark verrückt worden. Es galt mehr zu produzieren wie früher; und vorübergehend läßt sich eine größere Produktion auch durch Ausdehnung des Arbeitstages erreichen. So ist die Zahl der Arbeitsstunden vielfach verlängert worden, und die Durchführung der Arbeiterschutzesetzgebung ist ganz außer Rand und Band gekommen.

Eine der dringendsten Aufgaben nach Wiederherstellung des Friedens wird sein, diese Arbeitsbedingungen neu zu ordnen. Aber von welchen Gesichtspunkten soll die Neuordnung geleitet sein?

Schon werden Stimmen laut, welche einfach Lohnherabsetzungen fordern; dagegen wollen eben diese Stimmen von einer Rückkehr zur alten Arbeitsdauer wenig wissen. Das läßt mit Schrecken an die Arbeitskämpfe denken, zu denen ein kurzfristiges Verfolgen mißverständener Sonderinteressen führen würde; denn weniger wie je wird unsere Volkswirtschaft solche Kämpfe zu ertragen imstande sein. Seit nahezu 4 Jahren haben wir nicht nur aufgehört, Güter, wie wir im Frieden sie brauchen, hervorzu- bringen, sondern auch, was an Vorräten vorhanden war, aufgebraucht und lediglich Wertvernichtung produziert. Wenn der Friede endlich kommt, heißt es, das Versäumte nachzuholen, das Zerstörte wieder aufbauen und Neues schaffen. All das aber muß mit Mitteln geleistet werden, die durch den Krieg vermindert worden sind. Wir werden gut 3 Millionen weniger an Arbeitskräften verfügbar haben und haben Milliarden an Kapital verloren. Was geleistet werden soll, kann daher nur bei äußerster Zurate- haltung der vorhandenen Mittel, bei größter Anstrengung und rationellster Ordnung der Volkswirtschaft im ganzen wie auch der einzelnen Betriebe erreicht werden. Kein Zweifel, daß jene außerordentlichen Löhne, von denen soviel gesprochen wird, ganz ebenso wie die außerordentlichen Gewinne der Kriegsgewinner verschwinden werden. Aber blinde Lohnherabsetzungen und Verlängerungen der Arbeitszeit sind nicht der Weg, der dazu führt, die unentbehrliche Steigerung, womöglich Verdoppelung der Produktion zu erzielen. Sie würden nur zu großen Arbeitseinstellungen und Aus- sperrungen und damit gerade zum Gegenteil führen.

Da ist es wohl angebracht, der Frage wissenschaftlich näherzutreten, nach welchen Gesichtspunkten Lohn und Arbeitszeit zu bemessen sind, um einerseits die größte Leistungsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft, anderer- seits das Wohlergehen der Arbeiterklasse, welches diese wesentlich bedingt, zu sichern. Ich stehe der Frage nicht als Neuling gegenüber. Vielmehr ist es heute das drittemal, daß ich in ihr vor die Öffentlichkeit trete.

Das erstemal geschah es im Jahre 1875. In der Zeit des wirt- schaftlichen Aufschwungs nach dem deutsch-französischen Kriege waren die Löhne in allen zivilisierten Ländern beträchtlich gestiegen. 1873 war der wirtschaftliche Niedergang eingetreten. Man machte die Arbeiter dafür verantwortlich. Als Hauptmittel zur Wiedergesundung des Wirtschafts- lebens wurden Lohnherabsetzungen empfohlen. Als der damalige preussische Finanzminister Camphausen diesen Rat mit der Autorität seiner Stellung stützte, bin ich ihm mit dem Nachweis entgegengetreten, daß hoher Lohn und kurze Arbeitszeit nicht soviel wie teure Arbeit bedeuten, und daß die Lohnherhöhungen nach dem Kriege von keiner Abnahme der Arbeitsleistungen begleitet gewesen seien.

Das zweitemal, daß ich das Wort ergriff, war nach dem Regierungs-

antritt Kaiser Wilhelms II. Es begann eine Ära sozialer Reform. Da haben viele gefürchtet, daß sie die Konkurrenzfähigkeit Deutschlands auf dem Weltmarkte beeinträchtigen werde. Ich habe aufs neue den Beweis angetreten, daß Lohnerhöhungen und Lohnverkürzungen der Arbeitszeit, welche zur Steigerung der gestiegenen Lebenshaltung der Arbeiter führten, durch größere Leistungen der Arbeiter vergolten zu werden pflegten und erst die Möglichkeit böten zu einer fortschreitenden Intensivierung der Wirtschaft. Der großartige Aufschwung, den die deutsche Volkswirtschaft in den darauffolgenden Jahrzehnten genommen hat, hat bewiesen, daß soziale Reformen kein Hindernis bilden für das siegreiche Vordringen der Industrie und des Handels eines Landes auf dem Weltmarkte.

Heute fragt es sich, wie gesagt, was geschehen muß, auf daß die deutsche Volkswirtschaft über die durch den Krieg erlittene Schädigung wegkomme und zu neuer Blüte fortschreite. Kein Zweifel, daß mit Sinken der Lebensmittelpreise die Löhne wieder herabgesetzt werden können. Aber das würde keine Minderung des Reallohns der Arbeiter bedeuten. Darum handelt es sich nicht. Die Frage ist, ob auf Kosten der Lebenshaltung der Arbeiter die unentbehrliche Steigerung der Produktion zu erzielen, und bei welcher Lohnhöhe und welcher Dauer der Arbeitszeit die größtmögliche Produktivität zu erwarten ist.

Ich kann hier nicht all die Beobachtungen wiedergeben, die über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Produktivität in den verschiedenen Zeiten gemacht worden sind. Ich kann nur zusammenfassen, was ich in meinen früheren Arbeiten* darüber zusammengestellt habe, Zusammenstellungen, die seitdem durch hundertfältige neue Beobachtungen bestätigt worden sind.

Vor allem ein paar Worte über den in der Theorie eingetretenen Wandel.

Die Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts vertraten mit Nachdruck die Auffassung, daß hoher Lohn gleichbedeutend sei mit geringerer Arbeitsleistung. Die Vorstellung war, daß die Arbeiterbevölkerung sich mit dem, was sie herkömmlich zum Leben brauche, für alle Zeit begnüge. Je höher der Lohn sei, um so rascher vermöge sie diesen ihren Bedarf zu decken, und um so weniger strenge sie sich an. Es gibt merkantilistische Schriftsteller, die geradezu eine Herabsetzung der Löhne, Verteuerung der Lebensmittel und Erhöhung der Steuern empfehlen als Mittel, um den Fleiß der Arbeiter zu steigern. Es galt als Axiom, daß die Leute um so weniger arbeiten, je besser sie es haben.

* Siehe „Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung.“ Von Lujo Brentano, 2. Aufl. Leipzig 1893.

Da kam Adam Smith. Seine Lehre lautete umgekehrt: Hoher Lohn, große Arbeitsleistung. Er begründete seinen Satz sowohl psychologisch als auch physiologisch. Psychologisch: je höher der Lohn sei, um so größer sei der Reiz, sich anzustrengen. Physiologisch: je höher der Lohn sei, um so größer auch die Mittel, sich kräftig zu ernähren, wodurch die größeren Leistungen ermöglicht würden. Nachdem er so seine Lehre aprioristisch zu begründen versucht hatte, suchte er sie auch an der Hand der Erfahrung als richtig zu beweisen. Er beruft sich auf die weit größeren Leistungen der englischen im Vergleich zu denen der schottischen Arbeiter; der Lohn der englischen Arbeiter sei aber auch weit höher als der der schottischen. Er beruft sich ferner auf die systematischen Beobachtungen des französischen Steuereintnehmers Messance in Saint Etienne, eines Schriftstellers von großen Kenntnissen und Verstand, der gezeigt habe, daß die Armen in billigen Jahren mehr leisteten als in teuern, indem er die Menge und den Wert der unter solchen verschiedenen Verhältnissen hergestellten Produkte in drei verschiedenen Industriezweigen miteinander verglich.

Unter den englischen Nationalökonomien des 19. Jahrhunderts herrscht Adam Smiths Auffassung ausnahmslos; dasselbe gilt für die deutschen Nationalökonomien, die sich über die Frage geäußert haben. Indessen weit wichtiger als deren vereinzelte Beobachtungen ist das Zeugnis Brasseys.

Brasseys war ein Mann, der sich aus der Stellung eines Arbeiters zu einem der größten Eisenbahnunternehmer des 19. Jahrhunderts emporgearbeitet hat. Er hat nicht nur in allen Weltteilen, sondern nahezu in jedem Lande eines jeden Weltteils Eisenbahnen gebaut. Sein Interesse ging dahin, festzustellen, wie teuer sich die Arbeitsleistungen in den verschiedenen Ländern stellen. Er hat ein Tagebuch geführt, indem er seine Beobachtungen niedergelegt hat, und sein Sohn, der erste Lord Brasseys, hat auf Grund dieses Tagebuchs zahlreiche Bücher veröffentlicht. Das Ergebnis der Beobachtungen des Vaters Brasseys war: Der Preis der Arbeit ist überall derselbe, einerlei ob die Löhne hoch oder niedrig sind. Denn, wo das letzte der Fall ist, ist die Leistung entsprechend geringer. Dagegen seien da, wo Löhne und Leistungen gering gewesen, die Leistungen mit der Erhöhung der Löhne gestiegen, so daß mitunter der Preis der Arbeit nach der Lohnsteigerung billiger als vorher gewesen sei.

Damit stimmen dann die Aussagen der Sachverständigen der deutschen Eisenenquete von 1879 überein, daß die Leistungen der höher gelohnten englischen Arbeiter höher als die der deutschen veranschlagt werden müssen. Die umfassendste Bestätigung aber hat die Lehre Adam Smiths durch das Buch von Schulze-Gaeverniß über den Großbetrieb und durch das Werk des amerikanischen Fabrikanten Schoenhof, „Economy of High Wages“, gefunden. Ersterer hat gezeigt, wie unter dem Druck steigender

Löhne und sinkender Arbeitszeit die englische Baumwollindustrie zu einer Höhe der Arbeitsleistungen gelangt ist, welche die aller kontinentalen Länder weit übertrifft. Schoenhof hat die Produktionskosten der hauptsächlichsten auf dem Weltmarkt konkurrierenden Industrien untersucht und dabei gezeigt, daß die Länder mit den niedrigsten Löhnen und der längsten Arbeitszeit am teuersten produzieren, daß je höher die Löhne und kürzer die Arbeitszeit, desto niedriger die Kosten der Arbeit in den einzelnen Ländern sind, und daß Amerika mit seinen höheren Löhnen, die Kammgarnfabrikation ausgenommen, einen viel niedrigeren Preis der Arbeit habe als England, geschweige denn die Länder des europäischen Kontinents.

Dasselbe hat dann der Abgeordnete Freiherr von Camp unter Bezugnahme auf Goldberger in der Reichstagsitzung vom 4. November 1902 bestätigt und dann hinzugefügt: „Bei der Frage der Konkurrenzfähigkeit kommt es nicht darauf an, was der Arbeiter täglich verdient, sondern wie hoch sich der Preis der Arbeit in einem bestimmten Erzeugnis stellt, also auf den Preis der Arbeitsleistung. In dieser Beziehung gibt es sehr erhebliche Verschiedenheiten auch bei uns in Deutschland. Hier in Berlin verdient der Steinträger beim Bau vielleicht 4 bis 5 Mark, in Pommern vielleicht 1,50 bis 2 Mark; aber ich kann Ihnen die Versicherung geben — und ich baue ziemlich viel — daß ich mir oft die berliner Arbeiter nach Pommern gewünscht habe, weil ihre Arbeitsleistung trotz des höheren Verdienstes für die Arbeitgeber erheblich billiger ist als die der pommerschen Arbeiter.“

Gegenüber diesen Zeugnissen stehen die Ausführungen der Schriftsteller vor A. Smith und viele Klagen heutiger Landwirte, desgleichen Aussagen über die Arbeiterverhältnisse im Orient. Wie ist diese Dissonanz zu erklären? Was ist die Ursache größerer Arbeitsleistung bei höheren Löhnen? Wo ferner liegt die Grenze der Steigerung der Arbeitsleistung, welche durch höheren Lohn bewirkt werden kann? Was ist die Wirkung auf die Produktivität, wenn diese Grenze überschritten wird?

Bevor ich auf die Beantwortung dieser Fragen eingehe, möchte ich die neueren Ergebnisse über das Verhältnis von Arbeitszeit und Arbeitsleistung betrachten. Die Dinge liegen hier analog, und die Erklärungen für beide Verhältnisse sind dieselben.

Die Anwendung der Maschine im Gewerbebetrieb hatte zu einer außerordentlichen Ausdehnung des Arbeitstags in den englischen Fabriken, bis zu neunzehn, ja zwanzig Stunden geführt. Dabei hatte man gesagt, die Maschine habe die Arbeit aus einer anstrengenden zu einer leichten gemacht; sie ermögliche ja die Beschäftigung von kleinen Kindern, wo früher die von Erwachsenen nötig gewesen; und da die Arbeit nicht mehr anstrengend sei, könne auch die Ausdehnung der Arbeitszeit nichts schaden.

Dabei hielt man, da die Arbeit durch die Maschine zu etwas rein Mechanischem geworden sei, den letzten Augenblick der Tagesarbeit für ebenso kostbar wie jeden der früheren.

Die tatsächliche Folge dieser leichteren, aber längeren Arbeit war eine vollständige Entartung der Arbeiterklasse in körperlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht. — namentlich der Frauen und Kinder, deren Arbeit an die Stelle derjenigen der erwachsenen männlichen Arbeiter trat.

Diese Mißstände haben zum Erlaß der Arbeiterschutzesetzgebung geführt, welche die Arbeitszeit wieder auf zwölf, dann auf elf, zehn und neun Stunden in den Fabriken führte, während die Arbeiterorganisationen dasselbe in den nicht geschützten Gewerbebetrieben erreichten und in den Bergwerken eine Wiederherabsetzung des Arbeitstags auf acht Stunden, in einigen Fällen sogar auf sieben und sechseinhalb Stunden herbeiführten.

Diese Bewegung erfreute sich der Sympathie aller Menschen, außer derjenigen der Mehrzahl der Fabrikanten und der damaligen National-ökonomen. Die ersteren waren aus Kurzsichtigkeit, die zweiten aus Doktrinarismus ihre Gegner. Namentlich Senior tat sich durch Unverstand unter den letzteren hervor. Er erklärte, die in den vierziger Jahren in England geforderte Herabsetzung des Arbeitstages von zwölf auf zehn Stunden werde die englische Baumwollindustrie bezimieren. Unterdessen schritt die Gesetzgebung, welche den Arbeitstag kürzte, ruhig fort und die englische Baumwollindustrie, weit entfernt zugrund zu gehen, nahm den großartigsten Aufschwung. Die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter hat sich in den auf die Durchführung des Zehnstundengesetzes folgenden vierzig Jahren verdoppelt, desgleichen die der darin verwendeten Spindeln und Maschinenstühle, die Menge des verbrannten Rohstoffs aber hat sich verdreifacht. Senior machte zwanzig Jahre nach Erlaß des Zehnstundengesetzes wieder gut, was er früher gesündigt hatte. Er gestand seinen Irrtum offen ein und wurde einer der eifrigsten Verteidiger der weiteren Ausdehnung der schützenden Gesetzgebung auf andere Gewerbe.

Die Sache ist eben die, daß der Arbeiter kein Mechanismus ist, sondern ein Organismus, und daß demnach die Frage nicht die arithmetische ist, wenn zwölf Stunden $\times$ Produkte herstellen, wieviel leisten zehn? Denn das, was in einer der zwölf Stunden geleistet wird, ist weniger, als was bei zehnstündigem Arbeitstag in einer Stunde hergestellt wird. Die Produktion wurde infolge der Verkürzung der Arbeitszeit nicht nur nicht verringert, sondern sie stieg.

Die Erfahrung, die man zunächst in der Textilindustrie gemacht hatte, hat man später auch in anderen Gewerben und in anderen Ländern gemacht. Man hat überall beobachtet, daß die Arbeiter der Nationen mit kürzerer Arbeitszeit mehr leisten als die Arbeiter derjenigen mit mehr

Arbeitsstunden, und daß innerhalb derselben Nation Arbeiter mit regelmäßig kürzerem Arbeitstag die regelmäßig länger Arbeitenden übertreffen. Man hat auch eine Menge neuer Beobachtungen über Steigerung der Arbeitsleistung infolge weiterer Reduktionen des Arbeitstages gemacht. Ich kann die Ergebnisse nicht alle anführen. Die interessantesten verdanken wir den Untersuchungen, welche der verstorbene Professor Abbe über die Wirkung der Arbeitsdauer auf die Arbeitsleistung in der Optischen Werkstatt von Karl Zeiß in Jena vorgenommen hat. Am 1. April 1900 hat er den Achtebstundentag eingeführt. Eine Vergleichung des Stundenverdienstes von 233 Akkordarbeitern im letzten Jahre des Neunstundentages (1. April 1899 bis 1. April 1900) mit dem im ersten Jahre des Achtebstundentages ergab, daß im Jahre 1899/1900 die Gesamtzahl der im Akkord gearbeiteten Stunden 559169, im Jahre 1900/1901 nur 509559, also 49610 Stunden weniger, die dafür bezahlte Lohnsumme dagegen im Jahr des Neunstundentages 345899 Mark, im Jahr des Achtebstundentages dagegen 366484, also 20585 Mark mehr betrug. Beim neunstündigen Arbeitstag betrugen die von dem einzelnen Mann geleisteten Arbeitsstunden 2400, beim Achtebstundentag nur 2189, also 201 Stunden weniger im Jahr. Sein Verdienst dagegen beim Neunstundentag nur 61,9 Pfennig, bei achtstündigem Arbeitstag bei gleichen Akkordsätzen 71,9 Pfennig pro Stunde. Die Mehrleistung beim Achtebstundentag verhielt sich wie 116,2 zu 100, der Mehrverdienst im Jahr betrug nahezu 89 Mark pro Mann.

Wie erklärt sich nun, daß mit steigendem Lohn und sinkender Arbeitszeit die Arbeitsleistung zunimmt? Wo ist die Grenze dieser Zunahme zu suchen?

Die Antwort ergibt sich, wenn wir uns vergegenwärtigen, was die Arbeit ist, sowie die Bedürfnisse, denen alles Wirtschaften dient.

Arbeit im wirtschaftlichen Sinne des Wortes ist eine Betätigung der menschlichen Tätigkeiten um des Erwerbes willen.

Eine Betätigung der menschlichen Fähigkeiten ist an sich ein Genuß; sie ist dies um so mehr, je mehr sie den Fähigkeiten des Arbeiters entspricht. Aber jeder Genuß erheischt einen Kräfteaufwand und führt zu Unlustgefühlen, sobald er den vorhandenen Kräftebestand angreift. Das kann sowohl durch gesteigerte Intensität der Betätigung der Fähigkeiten eintreten, als auch wenn bei gleicher Intensität die Dauer der Betätigung eine gewisse Grenze erreicht hat. Es gilt auch für den Genuß, den die Betätigung der Fähigkeiten bereitet, das Gesetz der abnehmenden Reizempfindung. Überschreitet ihre Dauer eine gewisse Grenze, so tritt ebenso wie bei allzu gesteigerter Intensität an die Stelle der Lust Unlust und Pein. Damit ist eine Minderung der Leistung verbunden. Diese Unlustempfindung und ihre Folge, die Minderung der Leistung, kann aufgehoben

werden durch die Lustempfindung, welche der Mehrerwerb weckt, der mit Steigerung der Arbeitsintensität und mit Fortsetzung der Arbeitsleistung verknüpft ist. Je größer der Mehrerwerb, der winkt, desto mehr wird die sich steigende Unlustempfindung des Arbeiters durch die Lustempfindung, die er gewährt, überwunden. Daher ein Steigen der Arbeitsleistung, je höher der Lohn. Bessere Ernährung und gestittetere Erholung, welche der höhere Lohn ermöglicht, sowie Übung und Gewohnheit erleichtern die gesteigerte Arbeitsleistung.

Aber die Steigerung hat ihre Grenze. Die Physiologen lehren, daß alles Leben zwischen zwei Grenzen sich abspielt. Damit es überhaupt entstehe, müssen gewisse Bedingungen in einem Minimalmaß gegeben sein; wo es daran fehlt, kein Leben. Ist aber dieses Maß, die sogenannte Schwelle, erreicht, so führt jede Steigerung dieser Bedingungen nicht nur zu proportionaler, sondern zunächst sogar zu progressiver Steigerung der Wirkung, bis der Sättigungspunkt, das Optimum, erreicht ist. Bei Überschreitung des Optimums findet zwar auch noch eine Steigerung der Wirkung statt, aber nur in abnehmendem Maße — nur gegen einen Mehraufwand, der eine geringere Wirkung hervorruft — bis die Wirkung sogar absolut abnimmt und bei Erreichung eines Punktes, des sogenannten Maximums, Stillstand im Wachstum und der Tod eintritt.

Auch für die Steigerung der Lustempfindung, welche mit der höheren Löhnung verbunden ist, gilt dieses unser ganzes Bedürfnis- und Genußleben beherrschende Gesetz alles organischen Lebens. Solange sie nicht erreicht ist, betätigt der Arbeiter seine Fähigkeiten nicht um des Erwerbes willen. Bei Steigerung des Lohnes über dieses Maß nimmt die Arbeitslust nicht nur proportional der Steigerung, sondern progressiv zu, bis das Optimum erreicht ist. Es ist erreicht bei einer Lohnhöhe, welche dem damaligen Bedürfnisstande des Arbeiters entspricht; bei Überschreitung dieses Sättigungspunktes tritt relativ Abnahme der Arbeitslust ein; oder mit anderen Worten: je höher der Lohn ist, desto größer muß eine weitere Steigerung desselben sein, um weitere Steigerung der Lustempfindung und der Leistung hervorzurufen. Außerdem aber zieht der weiteren Steigerung der Leistung die fortschreitende Ermüdung eine Grenze.

Zu den Bedürfnissen der baren Lebenserhaltung und Notdurst gehört das nach Ruhe und Erholung. Die Physiologen lehren, daß bei jeder körperlichen und geistigen Tätigkeit von den tätigen Organen Schlacken ausgeschieden werden, welche ihre Umgebung verunreinigen, und daß bei übermäßiger Tätigkeit, das heißt bei allzugroßer Intensität oder allzulanger Dauer derselben, diese Auswurfstoffe Vergiftungserscheinungen im Körper erzeugen. Die Ermüdung besteht in solcher Vergiftung. Wird sie bis zum Verbrauch der zur Wiederherstellung der lebendigen Substanzen

nötigen Stoffe gesteigert, so spricht man von Erschöpfung. Ermüdung und Erschöpfung führen zur Abnahme der Arbeitsleistung. Diese Abnahme ist bei den einzelnen aber nicht etwas Gleichbleibendes. Übung und Gewohnheit machen widerstandsfähiger gegen Ermüdung des Gehirns und der Muskeln. Aber niemand ist völlig dagegen geübt, und sind Gehirn oder Muskeln einmal ermüdet, so bringt es Schaden, sie noch länger arbeiten zu lassen. Eine im Zustand der Ermüdung vorgenommene Arbeit ist nicht nur minderwertig, sie ist für den Körper auch weit schädlicher als eine weit größere unter normalen Bedingungen. Der Körper muß, sobald er die Energie, über die er normalerweise verfügen kann, aufgebraucht hat, zum Zweck einer Mehrleistung andere körperliche Vorräte, die er in Reserve hat, anbrechen. So wird der Organismus des Überarbeiteten verbraucht; bei langer Dauer oder größerer Intensität der Arbeit treten allmählich Veränderungen in der lebendigen Substanz ein, die, wenn sie einen gewissen Grad erreicht haben, zum Tode führen. Und nicht nur der eigene Organismus der Überarbeiteten leidet; die Wirkung der Überarbeit erstreckt sich auf die Kinder. Sie erzeugen und gebären ein schwächliches Geschlecht, und das ganze Volk geht der Entartung entgegen.

Das Heilmittel gegen diese Gefährdung gegenwärtigen und zukünftigen Lebens bietet die Ruhe. Bei entsprechender Dauer führt sie zur Ausscheidung der durch vorausgegangene Tätigkeit der Muskeln und des Gehirns erzeugten Auswurfstoffe und zur Wiederersetzung der entzogenen Kräfte. Es ist eine Wirkung der Ruhe, daß, wo die Arbeit durch angemessene Ruhepausen so unterbrochen wird, daß es nie zu völliger Ermüdung kommt, die Totalmenge der geleisteten Arbeit größer und die zur Erholung erforderliche Zeit geringer ist.

Daraus erklären sich die gesteigerten Arbeitsleistungen mit Kürzung der Arbeitszeit.

Allein ebenso wie infolge des Gesetzes der abnehmenden Reizempfindung eine weitere Steigerung des Lohnes um den gleichen Betrag eine um so geringere Steigerung der Leistung hervorruft, je höher bereits der Lohn ist, so führt die Herabsetzung der Arbeitszeit, sobald eine gewisse Grenze erreicht ist, nicht zu weiterer entsprechender Steigerung der Leistung. Sie kann sogar zu deren Abnahme führen. Man darf nicht vergessen, daß dieselbe Ruhe, welche die durch die vorangegangene Tätigkeit erzeugten Auswurfstoffe ausscheidet und zur Wiederersetzung der entgangenen Kräfte führt, eine Unterbrechung der Übung bedeutet. Während sie einerseits eine Steigerung der Arbeitsintensität ermöglicht, führt sie andererseits zu deren Minderung. Um die größte Arbeitsleistung zu ermöglichen, kommt es darauf an, die Arbeitsdauer so zu bestimmen, daß der Gewinn, den

die Ruhepause bringt, nicht durch den Verlust übertroffen wird, der mit der Unterbrechung der Übung verbunden ist, und umgekehrt.

Die neuerdings auf dem Gebiete der Arbeitspsychologie gemachten Studien haben dies recht anschaulich gemacht. Vorausgegangen sind die Beobachtungen Kraepelins und seines Schülers Amberg über den Einfluß von Pausen auf geistige Arbeit. Sie ließen eine Stunde lang rechnen und machten dann eine Pause von fünf Minuten, bei anderen Versuchen von fünfzehn Minuten; ebenso verfuhrten sie nach Rechenexperimenten von ununterbrochen zweistündiger Dauer. Es zeigte sich, daß nach einer Leistung von einer Stunde die Pause von fünf Minuten vorteilhaft, die von einer Viertelstunde von Nachteil war; nach zweistündiger Rechenarbeit aber war die viertelstündige Pause das Richtige. Die viertelstündige Unterbrechung nach einer Stunde Arbeit war nämlich mehr, als zur Erholung nötig war, und brachte den Rechner aus der Übung; er bedurfte eines neuen Antriebs: nach zwei Stunden Arbeit bot sie gerade die zur Erholung nötige Pause, während die Übung so lange gedauert hatte, daß sie durch die Pause nicht litt.

Darauf ist auch der Verein für Sozialpolitik den Problemen der Arbeitspsychologie nähergetreten. Die angestellten Untersuchungen haben ergeben, daß auch auf dem Gebiete der körperlichen Arbeit die Pausen nicht bloß dem Wiederersatz der entzogenen Kräfte dienen, sondern auch als Unterbrechung der Übung wirken. Namentlich hat Fräulein Dr. Bernays sich große Verdienste erworben, indem sie für 260 Arbeitswochen die Leistungen der Arbeiterinnen in einer oberrheinischen Baumwollspinnerei auf Grund der Angaben der an den Maschinen angebrachten Meßinstrumente festgestellt hat. Ihre Beobachtungen, aber auch die anderer Beobachter, zeigten, daß innerhalb des Tages die Maxima der Leistungen in der zweiten Hälfte des Vormittags, und ganz besonders des Nachmittags, liegen. Nach den Pausen tritt zunächst ein Rückgang ein, der aber rasch durch höhere Leistungen ausgeglichen wird, so daß die Gesamtleistung der Stunde nach der Pause größer ist als die Leistung der Stunde vor der Pause. Innerhalb der Woche werden die besten Leistungen in den mittleren Tagen erzielt, etwa Dienstag bis Donnerstag. In Berlin und Wien liegen aber die Montagsleistungen nur um wenige Prozent unter der Durchschnittswochenleistung, während die Verhältnisse im Rheinland weniger günstig liegen; ein Zeichen, daß die Großstadtarbeiter ihre Ruhepause gestitteter als in kleineren Fabriken genießen. Die Arbeit in der zweiten Wochenhälfte zeigt deutlich den Einfluß der zunehmenden Ermüdung. Am Freitag tritt regelmäßig ein starker Rückgang der Leistungen ein, der am Samstag Nachmittag mit einem Abfall unter das Maß der Leistung bei Wiederbeginn der Arbeit am Montag Morgen endet.

Ein Beweis, daß die dormalige Dauer der Ruhepause nicht zu lang ist: der Wiedererfaß der durch die Arbeit entzogenen Kräfte, den sie bringt, führt zu weit größerer Steigerung der Arbeitsleistung, als diese durch Unterbrechung der Übung verringert wird.

Die Steigerung der Arbeitsleistung sowohl durch Lohnerhöhung, als auch durch Verkürzung der Arbeitszeit hat also ihre Grenzen. Nicht jede Lohnerhöhung und nicht jede Kürzung des Arbeitstags führt zu ihrer Steigerung. Eine Steigerung durch Lohnerhöhung tritt nicht ein, sobald die Lohnhöhe zur Befriedigung der vom Arbeiter empfundenen Bedürfnisse ausreicht und somit das durch die Lohnerhöhung hervorgerufene Lustgefühl im Verhältnis zum Mehrbetrag des verdienten Lohns abnimmt. Ist die Lohnerhöhung an die Voraussetzung einer die Kräfte des Arbeiters erschöpfenden größeren Intensität der Arbeit geknüpft, so vermag die durch letztere hervorgerufene Unlustempfindung sogar alle Arbeitsfreudigkeit zu ertöten. Desgleichen führt eine Verkürzung der Arbeitszeit nicht zur Steigerung der Arbeitsleistung, wo der durch sie bewirkte Kräfteerfaß außer Verhältnis steht zu dem durch die größere Intensität der Arbeit hervorgerufenen Unlustgefühl. Die durch die größere Ruhezeit hervorgerufene Steigerung der Arbeitsleistung bleibt hier hinter deren Minderung zurück, welche die Unterbrechung der Übung bringt.

Nunmehr wird es auch nicht schwer sein, zu erklären, wie es kommt, daß die Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts gelehrt haben, hoher Lohn und kurze Arbeitsdauer führe zu einer Minderung der Arbeitsleistungen, während die Nationalökonomien seit Adam Smith der entgegengesetzten Anschauung huldigen. Es wird sich erklären, warum die heutigen Schriftsteller bezüglich Rußlands, Indiens, des gesamten Orients, und so viele praktischen Landwirte bei uns noch jener alten Lehre huldigen.

Der Widerspruch beider Lehren erklärt sich aus Veränderungen, die eingetreten sind, sowohl auf seiten der Arbeiter wie der Arbeitgeber.

Auf seiten der Arbeiter: Beginnen wir mit einem Fall aus dem Leben.

In der Umgebung von Meran gibt es 130 Feiertage im Jahr. Die Leute essen siebenmal im Tage. Auch läßt sich nicht behaupten, daß sie ihre günstige materielle Lage und ihre große Muße zu einer größeren Ausbildung ihrer Persönlichkeit ausnützen. Alles ist dort herkömmlich: die Bedürfnisse und die Leistungen, der Lohn und die Muße. Eine Steigerung des Lohns und der Muße würde dort nicht zu einer Steigerung der Leistungen führen. Das Optimum ist erreicht. Die Bedürfnisse würden unverändert bleiben. Es würde nur noch mehr gefaulenzt werden, weil mit weniger Mühe das traditionelle Maß der Bedürfnisse zu befriedigen wäre.

Genau so war es mit den Arbeitern, von denen die Nationalökonomien des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts berichten. Sie standen noch völlig unter der Herrschaft des Herkommens. Genau so ist es mit den Arbeitern des Orients und anderer Klimate, in denen Bedürfnislosigkeit und Herkommen für das Wirtschaftsleben der unteren Klassen maßgebend sind. Genau so ist es mit den Arbeitern unserer zurückgebliebenen ländlichen Distrikte; ja hier tritt dieses Verhältnis sogar in verstärktem Maße hervor, wo das Abströmen der Arbeiter nach den Industriezentren der Landwirtschaft nur den Abhub der Arbeiter übrig läßt.

Für die Arbeiter des 17. und des Anfangs des 18. Jahrhunderts war die Anschauung der damaligen Nationalökonomien also vollständig richtig, genau so, wie sie dies noch heute für den Arbeiter des Orients oder unserer zurückgebliebenen ländlichen Distrikte ist.

Dagegen ist sie nicht richtig für den modernen Arbeiter, wie wir gesehen haben, und zwar wurde und wird die Veränderung überall dadurch hervorgebracht, daß er durch den Druck, welchen die fortschreitende Wirtschaftsentwicklung auf seine persönlichen Verhältnisse ausübte, aus dem Sphendrian des Herkommens in Bedürfnissen und Leistungen herausgerissen wird. Diesem Druck wird er unterworfen:

sei es, daß er durch Verlassen der Heimat in die Notwendigkeit versetzt wird, unter völlig veränderten Bedingungen seinen Lebensunterhalt zu erwerben,

sei es, daß in der Heimat die mit der steigenden Verflechtung seiner Wirtschaft in das Getriebe der Volks- und Weltwirtschaft zunehmende Konkurrenz seine Spannkraft antreibt.

Welchen Einfluß das Verlassen der Heimat und der gewohnten Verhältnisse auf die Bedeckung der gesamten Spannkraft der Menschen übt, können wir an folgenden Beobachtungen ermessen:

MacKenzie Wallace berichtet, daß die Russen äußerst konservativ waren, solange man sie in ihrem ursprünglichen moralischen Habitus beließ. Aber selbst der russische Bauer, wenn er durch die Verhältnisse in eine neue Tätigkeitsphäre versetzt worden sei, habe leicht, was ihm vorteilhaft dünkte, angenommen. Im Ackerbau sei es ungemein schwierig gewesen, eine Änderung seines Betriebes herbeizuführen, die ihm mehr als bisher zumutete; habe er aber den Ackerbau aufgegeben, sei er nach der Stadt gegangen, um sich dem Handwerk oder Handel zu widmen, so habe er sich in einer neuen Welt gefühlt, in welcher alle traditionellen Auffassungen unanwendbar waren. Nun habe er nicht gezögert, fremde Ideen und Erfindungen anzunehmen, ja er habe in eifrigem Streben alsbald die Deutschen übertroffen. Was wir seit dem Kriege und der Revolution an den Russen erlebt haben, bestätigt diese Beobachtungen und läßt weitere große Änderungen im Russen erwarten.

Ganz ähnliches erzählt der englische Historiker James Anthony Froude in seinem hübschen Büchlein über die Engländer in Westindien über die Negerbevölkerung der Antillen und von Jamaika. Zu Haus gelten sie als nicht willig zur Arbeit; durch die hohen Löhne, welche Herr von Lessops zahlte, angelockt, seien sie nach dem Isthmus von Panama geschwärmt und hätten sich dort, in ihrem Eifer, Geld zu verdienen, zum großen Teil zu Tod gearbeitet.

In seinem Buch über die Sachsengängerei berichtet Kärger: Die aus der Provinz Sachsen und aus den unmittelbaren Nachbarprovinzen stammenden Arbeiter sind für die dortigen Rübenbauer nicht mehr zu haben. Sie strömen ab zu den städtischen Gewerben, wo sie besseren Lohn finden. Dafür dann Ersatz durch Anwerbung von oberschlesischen Arbeitern. Diese oberschlesischen Arbeiter sind in der Heimat von übelberücktigter Faulheit. Angelockt durch die relativ hohen Löhne, die ihnen in Sachsen geboten werden, ziehen sie dahin, und dort, in der Fremde, als Sachsengänger, kommen sie früh zur Arbeit und verlassen sie spät, und die Ersparnisse, die sie nach Hause schicken, sind äußerst beträchtlich. Sie belaufen sich bis auf 240 Mark in einer Rübenkampagne. Dabei ist zu bemerken, daß diese Arbeiter meist während des Winters, wo es ihnen an Arbeit fehlt, ruhen.

Lockt hier der relativ hohe Lohn, der für die Sachsen selbst ein gewohnter und daher kein ausreichendes Reizmittel mehr ist, um sie bei der überaus mühsamen Arbeit des Rübenbaus zu halten, die Oberschlesier heran, und werden diese nach der Loslösung aus ihren herkömmlichen Verhältnissen aus faulen zu fleißigen Menschen, so können wir dasselbe an eben jenen Bewohnern der Meraner Gegend beobachten, von denen ich gesprochen habe. Es wird berichtet, daß, wenn sie aus unglücklicher Liebe oder gleichviel aus welchem Grunde veranlaßt werden, in die Fremde zu gehen, die, welche zu Haus in jeder Beziehung am Herkömmlichen klebten, zu modernen, äußerst energisch vorwärtsstrebenden Menschen werden. Dasselbe berichten uns die Reisenden über die Eingeborenen der Kolonien, die, an ihrem Heimatsort zur Arbeit unbrauchbar, in fremde Distrikte verpflanzt, vortreffliche Arbeiter werden; und dasselbe zeigt uns die Tatsache, daß die englischen Arbeiter, so sehr sie die übrigen europäischen Arbeiter übertreffen, zu Haus doch weit hinter dem zurückstehen, was sie leisten, wenn sie, von der Heimat losgerissen, in den Kolonien tätig werden.

Auch ist dies leicht zu begreifen. Schon Samuel Johnson hat geschrieben: „Feststehende Gewohnheit wird nicht leicht beseitigt, bis ein großes Ereignis den gesamten Stand der Dinge erschüttert und das Leben nach neuen Grundsätzen wiederzubeginnen scheint.“ Kaum, daß etwas das Leben des einzelnen mehr umzustülpen vermöchte, als wenn er los-

gerissen wird aus den gewohnten Verhältnissen der Heimat. „Wer all das von Jugend an Gewohnte aufgibt, einzig und allein zu dem Zweck, um sich etwas zu verdienen, dem erscheint der bloße Aufenthalt in der Fremde unter lauter zum gleichen Zweck mitgekommenen Leuten an und für sich schon als eine innere Nötigung zu strammerer Arbeit“ (Kaerger).

Die gleiche Wandlung kann aber auch bei den zu Haus bleibenden Arbeitern eintreten unter dem Druck, den die zunehmende Verschlechterung ihrer Wirtschaft in die internationalen Konkurrenzverhältnisse auf ihre Spannkraft ausübt, zumal wenn sie dabei das Vorbild anderer eingewandelter Arbeitskräfte vor Augen haben.

Als die ersten englischen Fabriken errichtet wurden, standen die Eingeborenen der heutigen Fabrikdistrikte noch vollständig unter der Herrschaft des Herkommens. Sie weigerten sich, sowohl selbst in die Fabrik zu gehen, als auch ihre Kinder dorthin zu schicken. Die nötigen Arbeitskräfte mußten großenteils von anderen Orten eingeführt werden, zum andern Teil bestanden sie aus Deklassierten aller Art. Allein nachdem die Konkurrenz der neuen Fabriken die alten hausindustriellen Betriebe mehr und mehr lahmgelegt hatte, bequemte sich auch die nächste Umgebung, sowohl selbst zu kommen, als auch die Kinder zu senden. Nun begann jene furchtbare Zeit, in der die Bevölkerung Lancashires tief unter das Herkömmliche herabgedrückt wurde. Das Rütteln am Herkommen führte aber den Arbeiter nicht nur zum Kampf um Erhaltung der überkommenen Lebenshaltung, sondern auch um Steigerung derselben. Und von da ab war für die englische Baumwollindustrie die Herrschaft auf dem Weltmarkt gewonnen. Mit dem Arbeiter, der sich mit dem Herkömmlichen begnügte, war diese Herrschaft nicht zu erlangen, denn er war nicht zu größeren Anstrengungen zu bewegen. Nur bei einem Arbeiter, der den Anspruch erhob, steigenden Bedürfnissen zu genügen, war es möglich, jene Steigerung der Arbeitsleistung herbeizuführen, auf der es beruht, daß einerseits trotz gesunkener Stücklöhne und kurzer Arbeitszeit der Wochenverdienst des englischen Baumwollarbeiters der höchste, andererseits trotz dieser höchsten Wochenverdienste die Arbeitskosten der englischen Baumwollindustrie die niedrigsten gewesen sind in der Welt.

Allein die dargelegten Wirkungen von höherem Lohn und kürzerer Arbeitszeit auf die Leistungsfähigkeit der Arbeiter reichen nicht aus, die in Verbindung mit der Verbesserung der Arbeitsbedingungen eingetretene Steigerung der Produktionsmenge zu erklären. Dazu muß noch eine andere Änderung herbeigezogen werden, die, welche eingetreten ist auf seiten der Arbeitgeber.

Die unmittelbare Wirkung von Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit ist häufig für den Arbeitgeber eine Verteuerung. Das führt

zu einem Fortschritt der Technik, sei es, daß es die unmittelbare Veranlassung zu Erfindungen wird, sei es, daß nun erst die Anwendung längst gemachter Erfindungen wirtschaftlich und physisch möglich wird. Jeder kennt das Sprichwort, das die Not als die Mutter der Erfindungen bezeichnet. Der Hinweis auf Amerika, das Land des größten technischen Fortschritts, spricht allein Bände. „Wir sind notgebrungen Erfinder,“ schreibt Schoenhof, indem er die Einwirkung der hohen Löhne und kurzen Arbeitszeit auf die Entwicklung des amerikanischen Erfindungsgeistes darlegt.

Allein noch wichtiger ist der Einfluß hohen Lohns und kurzer Arbeitszeit auf die praktische Anwendung längst gemachter Erfindungen. Es ist ein alt feststehender nationalökonomischer Lehrsatz, daß nicht die größere technische Vollkommenheit eines Produktionsprozesses, sondern lediglich die größere Billigkeit desselben für seine praktische Verwendung im Wirtschaftsleben maßgebend ist. Es genügt nicht, daß eine Arbeit ersparende Produktionsmethode erfunden ist, damit sie Verwendung finde; ihre Anwendung muß auch weniger kosten als die Arbeit, die sie ersetzt. So führen erst Lohnerhöhung und Kürzung der Arbeitszeit zur Anwendung technisch längst möglicher, besserer Produktionsmethoden. Umgekehrt aber — diese vollendetere Technik, namentlich schnellere, größere und feinere Maschinen, die mit weniger Arbeitern ein weit größeres Produkt liefern, ist auch physisch erst möglich mit hochstehenden, gutgelohnten, gutgenährten, intelligenten, arbeitskräftigen und arbeitslustigen Arbeitern. Wie es in allen Ländern erst nach der Emanzipation der Sklaven und Leibeigenen möglich gewesen ist, zum Gebrauch besserer Werkzeuge und Maschinen überzugehen, so bedarf es der höheren Lebenshaltung des freien Arbeiters, damit er mit jenen Wunderwerken hantieren könne, die heute oft in einer Minute das frühere Werk von Monaten und Jahren vollenden. So sind hoher Arbeitslohn und kurze Arbeitszeit auch Anlaß und Voraussetzung einer Steigerung der Produktivität durch verbesserte Technik, während umgekehrt niedriger Lohn und lange Arbeitszeit zur Ursache des Zurückbleibens der technischen Entwicklung der Völker werden. Die technisch rückständigsten Länder sind diejenigen, in denen die Löhne niedrig und die Arbeitszeit lang sind; die schlechten Arbeitsbedingungen ermöglichen ihnen, bei längst veralteten Produktionsmethoden zu bleiben. Umgekehrt erklärt sich hieraus jene erstaunliche Billigkeit der Arbeitsleistung bei höchsten Löhnen und kürzester Arbeitszeit, durch welche Amerika selbst England, geschweige denn das übrige Europa übertrifft. „Das Gesetz der Schwere,“ schreibt Schoenhof, „hat keine absolutere Geltung als dies, daß, wo wie in Amerika der Lohn per Tag ein hoher ist, das erste Streben des Arbeitgebers dahin geht, an Arbeit zu sparen. Die Folge

ist, daß in keinem Lande der Welt die Organisation der Produktion eine so vollkommene ist wie in den Vereinigten Staaten."

Der hohe Arbeitslohn hat aber die Amerikaner nicht nur zu möglichster Ersetzung der Handarbeit durch Maschinen geführt; nicht nur, daß sie die Maschinen, auch wenn sie nur erst teilweise abgenutzt sind, wechseln, sobald eine neue Verbesserung es möglich macht, die Arbeit schneller und folglich billiger zu leisten, sie haben in dem sogenannten Taylorsystem auch durch rationellste Gestaltung der Bewegungen des Handarbeiters dessen Leistungen fast um das Vierfache gesteigert und dadurch die Arbeitskosten für den Unternehmer beträchtlich, mitunter um mehr als 50 Prozent herabgedrückt. Dabei ist der durchschnittliche Tagesverdienst des Arbeiters gleichzeitig um 66 Prozent gestiegen. Aber diese Steigerung des Tagesverdienstes hat bei den Arbeitern keine Mehrung des Lustgefühls hervorgerufen, ausreichend, um das Unlustgefühl zu überwinden, welches dieses Herausholen des Besten, was ihre Kraft hergibt, in ihnen erzeugt. Sie stehen dem Taylorsystem ablehnend gegenüber. Denn wenn auch die vierfache Steigerung ihrer Leistung, welche das Taylorsystem bringt, nicht von entsprechendem Ermüdungsgefühl begleitet ist, so ist dessen Ausbleiben, wie Professor Rosenberg-Breslau dargelegt hat*, nicht gleichbedeutend mit Schaffung neuer Energien. Ein 75 Kilogramm schwerer Arbeiter braucht zum Wiederersatz der ihm durch das Taylorsystem entzogenen Kräfte statt der Zufuhr von 50, der Zufuhr von 339 Gramm Fett oder deren Äquivalent. Das stellt nicht bloß an den Geldbeutel Ansprüche, durch welche der Mehrbetrag des Lohns bedeutend verringert wird, es werden dadurch auch die Verdauungsorgane bis zu ihrem äußersten Vermögen angestrengt. Das Taylorsystem ist ein Raubbau an der Arbeitskraft.

Dies führt mich zum Anfang meiner Betrachtung zurück, zu der alles Vorstellungsvermögen übertreffenden Wertvernichtung, welche dieser Krieg gebracht hat, der Notwendigkeit, das Vernichtete zu ersetzen, das Versäumte nachzuholen und Neues zu schaffen. Die äußerste Anstrengung und die größte Ersparung und die rationellste Einrichtung der Wirtschaft sind dazu nötig. Daß der erstrebte Erfolg nicht auf Kosten der gesitteten Lebenshaltung der Arbeiter erzielt werden kann, geht aus dem Dargelegten hervor; ein Herabdrücken desselben würde eine Veränderung ihrer Leistungen zur Folge haben, während doch deren Steigerung notwendig ist. Daß eine solche aber durch Methoden des Taylorsystems nicht erstrebt werden darf, ergibt sich, wenn wir erwägen, daß der Krieg schon jetzt, ehe er noch zu Ende ist, zur größten Volksverminderung aller Zeiten geführt hat,

* Zur Psychologie des Wirtschaftslebens. Physiologische Betrachtungen. In der Berliner Klinischen Wochenschrift vom 17. Mai 1915. S. 519 ff.

und das Taylorssystem die Arbeitskraft derjenigen, die uns geblieben sind, rasch erschöpft. Nehmen wir alle Kriegführenden zusammen; schon vor der letzten Offensive waren elf Millionen Menschen tot oder verstümmelt; auf Deutschland allein kamen ein dreiviertel Million Tote; die übrigen Länder haben deren noch mehr zu beklagen. Alle diese Menschen sind Männer, und Männer im arbeitsfähigsten Alter. Dazu kommt, daß Millionen aus der Gefangenschaft heimkehren, geschwächt am Körper und gedrückten Geistes, und auch diejenigen, welche unverwundet aus den Schützengräben zurückkommen, sind der friedlichen Arbeit entwöhnt und unlustig zur Arbeit geworden. Somit ist die Wiederbeschaffung einer Arbeiterbevölkerung, so zahlreich und mindestens so leistungsfähig wie die alte, die wichtigste volkswirtschaftliche Aufgabe nach dem Krieg. Schon vor diesem haben wir aber an unserer Arbeitskraft Raubbau getrieben; denn was anderes heißt es, wenn wir hören, daß der Arbeiter schon vor dem Krieg im großen und ganzen im vierzigsten Lebensjahre aufgehört hat, ein wirklich vollbrauchbarer Mensch zu sein. Das Dringendste, was nötig ist, ist gesteigerte Menschenökonomie; denn das einzige, was das heruntergebrachte Europa wieder aufrichten kann, ist die Erziehung eines Menschengeschlags, leistungsfähig zur Arbeit und imstand, neue kräftige Generationen ins Leben zu rufen. Die heimgekehrten Krieger müssen die verlorene Arbeitsübung und Arbeitslust wieder erlangen. Das wichtigste dem Wiederaufbau der Arbeitskraft dienende Mittel aber ist eine Festsetzung von Arbeitslohn und Arbeitszeit, bei welcher die größte Leistungsfähigkeit der Bevölkerung dauernd gesichert wird.

Der Mäzen

von Emil Waldmann

Daß der Name Maecenas so bekannt ist wie nur wenige andere aus dem römischen Altertum, hat seinen Grund wohl in einem halben Zufall: Wenn wir auf dem Gymnasium mit der Grammatik sozusagen fertig waren, wenn uns Caesar und Cicero bekannte Größen wurden und wir dann aufstiegen in das Reich der Dichtung, dann stand da zu Beginn der ersten Horazstunde ein Torwächter am Paradies des Schönen: „Maecenas, atavis edite regibus“ . . . und so weiter. Wir haben den Vers noch im Ohr mit seinem stolzen Klang, wenn wir längst mit Lydia und Salage vertraut geworden sind. Und viel später, wenn wir die Schule ganz hinter uns haben und irgendwann einmal, als Studenten, auf einer Reise vielleicht, auf einem Schiff, oder in Italien, den Wand mit Oben aufschlugen, den wir uns mitgenommen haben, und den Horaz für uns neu entdecken, wenn wir den feinen Dichter schätzen lernen, der so herrliche kleine Gedichte machte, Gedichte, die so harmlos anfangen und die dann ins Phantastische verflattern, Gedichte, in denen unser alter Freund, dieser Quirit, den wir zu kennen glaubten, uns entgleitet, weil er sich selber immer entschlüpft, wenn wir uns fragten, warum wir das damals in der Schule, wo wir noch besser Latein konnten, gar nicht gemerkt haben, daß es ein Dichter von Gottes Gnaden war, dann steht da wieder der Vers, an dem wir Metrik lernten, und wieder an der ersten Stelle dieser Name: Maecenas.

Unser Lehrer hat uns gesagt, wer Maecenas war. Ein Freund und Ratgeber des großen Augustus, ein innerlich und äußerlich unabhängiger Mann, ein reicher Mann, ein Freund der Wissenschaft und der Künste, der die Gelehrten und die Künstler beschützte und förderte, der ihnen zu leben gab, so daß sie unbekümmert ihren Studien und ihrer Kunst nachgehen konnten, und der unter anderen den Horaz liebte. Dieser Mann, ein heimlicher, wenn auch unbeamteter Politiker, brauchte für sein Dasein die Wissenschaften und die Kunst, er brauchte den Umgang mit den Gelehrten und den Dichtern, mit ihnen ging er in seiner Villa auf dem Esquilin spazieren oder saß mit ihnen zu Tisch im trauten Verein, als einfacher vornehmer Mensch unter einfachen vornehmen Menschen. Den Horaz, der lateinisch dichtete, wie ein Grieche, hatte er besonders in sein Herz geschlossen. Er wußte, daß ein Dichter Ruhe braucht, und deshalb schenkte er ihm das kleine Bauerngütchen da am Anio, das dem Dichter Ruhe und Unabhängigkeit sicherte. Und nicht einen einzigen Vers hat er dafür als Gegenleistung verlangt oder erwartet, kein Gelegenheitsgedicht,

kein Geburtstagscarmen. Gar nichts. Und in seinem Testament hat er seinen Freund Augustus, den Kaiser, noch gebeten: „Des Horatius Flaccus sei wie meiner selbst eingedenk.“ Er ist mit Horaz unsterblich geworden. Die große Römerode, die Horaz aus freien Stücken dichtete, trägt seinen Namen und ist ein Denkmal für Menschen von großer Gesinnung. Und später ward dieser Name ein Begriff: Mäzen, das ist der, der die Künste fördert.

Heute wird mit dem Namen und dem Begriff Mißbrauch getrieben, so sehr, daß es heute kaum noch ein Ehrentitel ist. Wer heute als reicher Mann ein paar Tausend Mark ausgibt zur Unterstützung eines jungen Künstlers; wer ein Stipendium stiftet für ein paar Jahre; wer von seinem Schützling, den er meistens sehr bald schon nicht mehr leiden mag, weil er sehr bald von ihm enttäuscht ist, alle Jahre ein paar Bilder kauft, die er dann verschenkt: alles das wird heute Mäzen genannt. Maecenas war kein Sammler, er hatte Statuen, wie sie alle hatten, zum Schmucke seiner Gärten und seiner Villa, vielleicht auch einige Gemälde. Aber das war sein Hausrat, nicht der Rede wert. Er wollte ja keine Gegenleistung. Was er an Horaz tat, hat im ganzen Umkreis der modernen Kunst auch nur ein einziger getan: Konrad Fiedler, der Hans von Marées die Mittel gab, frei leben und frei schaffen zu können. Der Name und der Begriff des Maecenas eignet sich nicht zum Gattungsbegriff, er ist und bleibt ein Eigennamen.

Denn — und dies ist das Wesentliche — es gehört nicht nur dies dazu, daß ein reicher Mann von seinem Überfluß abgibt, zur Unterstützung der Künstler. Sondern auch dies gehört dazu, daß es Künstler trifft, die ganz groß sind, daß bei dieser so gesicherten Existenz Werke geschaffen werden, die zum Kunstbesitz aller Zeiten gehören und die ohne diesen Maecenas nicht hätten entstehen können. Sonst wäre dieser Ruhm zu billig und wäre käuflich zu haben, er würde ein Sport reicher Leute werden, die sonst nichts sind als reich. Es gehört Kongenialität dazu, die Genialität, die immer notwendig ist, wenn Bleibendes entstehen soll. Fiedler war wie gesagt der einzige in unserer Zeit. Wir hätten ohne Fiedler das Werk des Marées nicht, und wir haben es nur, weil Fiedler an den Mann glaubte, und weil er von dessen hohem Wert so ganz durchdrungen war, daß er seine Rolle als Freund nicht verwechselte mit der Rolle des Auftraggebers oder gar des Sammlers, weil er nichts weiter wollte, als daß der Mann Ruhe hatte zum Schaffen, weil er sich „seinen“ Künstlern noch verpflichtet fühlte, wenn sie ihn geistig teilnehmen ließen an ihrer Arbeit.

Man kann in der ganzen Kunstgeschichte, soweit sie die Großen behandelt, Umschau halten, und man wird doch in zwei Jahrtausenden nur

diese beiden finden, die des Namens würdig waren: Maecenas und Fiedler. Alle anderen sind etwas anderes.

Aber die Renaissance! Ja, auch die Renaissance. So herrlich, wie wir heute gern glauben, lagen die Dinge nicht, durchaus nicht so ideal und so frei. Gewiß gab es auch damals Menschen, die den Künstlern eine Freistadt gewährten, und ohne die Höfe der Renaissance, große wie kleine, hätten die Dichter und Musiker, Maler und Bildhauer ihre unsterblichen Werke nicht schaffen können, ohne diese Kunstpflege, in der die Großen von damals, manchmal aus innerem Bedürfnis, manchmal nur aus Ruhmsucht, miteinander wetteiferten. Der Ruhm der Kunstpäpste und Renaissancefürsten bleibt ungeheuer. Aber Maecenas durften sie sich nicht vergleichen. Das Verhältnis von Künstler zu Fürst war nicht mehr das, wie bei Maecenas und seinen Freunden. Und wenn auch Karl der Fünfte im Atelier Titians sich bückte, um dem Meister einen zu Boden geglittenen Pinsel aufzuheben, wenn der Herr der Welt sich beugte vor einem Malersmann, dieser kleine Dienst, sozial so ungeheuer wichtig, bedeutete doch nur für die inzwischen groß gewordene soziale Stellung der Künstlerschaft etwas. Das Menschlichste im Verhältnis vom Fürsten zum Künstler berührte dieses Vorkommnis nicht. Ein Hofmaler, der nie ein Bild ablieferte, ein Hofpoet, der nie ein Gedicht dediizierte, wäre für Renaissancevorstellungen eine bare Unmöglichkeit gewesen. Als Ariosto den „Rasenden Roland“ seinem Herrn und dessen Gefolge endlich nach Monaten ungeduligen Wartens vorgelesen hatte, meinte Kardinal Hippolito von Este, dem er das Werk widmete: „Messer Ludovico, wo ist Euch dieses alberne Zeug nur alles eingefallen?“ Maecenas hätte Horaz nie gefragt, ob das mit der Salage und dem Wolf und dem Spaziergang im Sabinerwalde nun wohl wirklich passiert wäre oder ob er sich das nur so ausgedacht hätte. Maecenas wußte, daß die Gedichte des Horaz dem Horaz und aller Welt gehörten, aber nicht dem Maecenas. Der Este war der naiven Renaissancemeinung, er dürfe sich eine Kritik oder auch nur einen neugierigen Blick hinter das Geheimnis erlauben.

Es wäre falsch, die Renaissancefürsten zu schmähcn oder auch nur gering zu achten, weil sie so anders waren als der große Abnherr, dem sie so oft verglichen werden. Ja, es wäre vielleicht kein Vorteil, sondern vielleicht, wahrscheinlich sogar, ein Nachteil für die Kunst gewesen, hätten sie Mäzen gespielt, anstatt Sammler, Auftraggeber und Besteller zu sein. Horaz hatte es besser als Michelangelo, persönlich genommen. Er war frei und konnte tun und lassen, was er wollte. Michelangelo hat von Julius dem Zweiten Prügel bekommen. Aber nur durch diesen ungeheuren, mehr als heidnischen Egoismus der Renaissance, nur durch diesen fre-

netischen Wettstreit der Fürsten untereinander, nur durch diese gierige Angst der Herzöge und Markgrafen, sie könnten unberühmt sterben, wenn sie sich nicht durch die Kunst verherrlichen ließen, kurz, nur durch diese Höchstanspannung aller Kräfte und Energien ward erreicht, daß die Renaissance, als Gesamtleistung, doch diese Reihe von Großtaten aufweist, die in diesem Maße keine andre nachchristliche Epoche hervorgebracht hat. Mochte Michelangelo wettern und fluchen über den Trondienst, der ihm auferlegt ward, mochte er klaren Auges zusehen, wie sein Leben sich aus Tragödien aufbaute und er unglücklich werden mußte, weil alles, was er machte, nur ein Torso war, gemessen an dem, was er plante — das Juliusgrab, die Mediceergruft, die Lorenzofassade und die Peterskirche, entstellte Schattenbilder seiner Ideen! — mochte er verzweifeln: die Leistung entscheidet. Die Päpste und die Großen waren hart mit ihm und kaum einer unter den vielen, denen er diente, ahnte, was das für ein Genie war, was für ein Riese. Aber am Ende waren sie es doch, welche die Leistung ermöglichten durch ihre Aufträge, durch ihren Wunsch, etwas zu haben, was kein anderer hatte. Michelangelo, nur gefördert durch Freiheit und das Sommerpastorale am Anio, hätte wohl damit allein nicht die Hälfte von dem gemacht, was er tatsächlich, auch so noch, auch als Torso noch, hinterließ. Und Hans von Marées mochte sich in all seiner Fiedlerschen Freiheit doch manchmal sehnen nach einem wirklichen Auftrag. Auf der Höhe seiner künstlerischen Weisheit einen Raum ausmalen, nicht größer vielleicht als den damals, den er für seinen Freund Dohrn in Neapel ausmalte und der mit Bücherregalen zugestellt wurde, einen solchen Raum nur ein einziges Mal schmücken dürfen, schmücken müssen mit seinen Idealgestalten, mit den Hesperiden und den Lebensaltern und dem Rossführer mit Nymphe, und dem Ganymed — es hätte vielleicht doch den Zweikampf mit harten Realitäten, harten Auftraggebern und michelangelesker Tragik gelohnt. Kunst geht immer ein wenig auf Kosten persönlichen Glückes.

Maecen als Voraussetzung und einen Medici oder einen Rovere nebenher als Auftraggeber haben — das wäre der ideale Zustand. Der war niemand beschieden.

Die Renaissancekunst lebte von den großen Aufträgen. Nicht nur materiell angesehen, sondern auch innerlich. Nicht nur so, daß durch diese Aufträge die großen Künstler beschäftigt wurden und existieren konnten. Sondern auch so, daß manches vom Schönsten in der Malerei wäre ungemalt geblieben, wenn nicht bestimmte Auftraggeber, Sammler und Besteller ganz bestimmte Wünsche gehabt hätten. Man muß sich immer wieder einmal klarmachen, was das Vorhandensein eines italienischen Privatgeschmacks im 15. und 16. Jahrhundert für das freie Schaffen

der Künstler eigentlich bedeutete. Ohne den Privatgeschmack, der im 15. Jahrhundert in immer stärkerem Maße den Künstlern Aufgaben stellte und hiermit manchmal ebenso wichtig, in einzelnen Fällen sogar wichtiger wurde als der bisherige große Auftraggeber, die Kirche mit ihren Forderungen und Bedürfnissen, würde das Gesamtbild der italienischen Renaissancekunst wesentlich ärmer aussehen, als es heute vor uns steht. Ärmer an Stoffkreisen wie an Kunstarten. Der erstaunliche Aufschwung, den im Anfang des Quattrocento die florentinische Plastik nahm, wird im letzten Grunde doch den Anregungen eines einzigen Mannes verdankt: Cosimo Medici dem Älten. Mochte ihm die moderne Malerei von damals auch ein verschlossenes Gebiet bleiben und er diese Dinge heimlich vielleicht als moderne Extravaganzen geringschätzen, wie wir aus den Inventaren des Hauses Medici vermuten (er tarierte ein Rundbild von Masaccio auf zwei Gulden, ein Tafelbild von Filippino Lippi auf zehn Gulden, eine Anbetung von Fra Angelico, dem noch halb mittelalterlichen Meister, dagegen auf hundert Gulden) — von moderner Skulptur verstand er etwas, sie lag ihm am Herzen, und während im Inventar eine Unzahl von Bildern in Bausch und Bogen ohne Nennung der Künstlernamen aufgeführt ist, steht bei Werken der Skulptur, bei den Arbeiten seiner Bildhauer jedesmal der Name dabei. Bei Bildern war er Sammler und Käufer, bei Skulpturen Anreger und Förderer. Hier setzte er große neue Werte durch. Ohne ihn wäre Donatello wohl nicht Donatello geworden. Vasari schreibt ausdrücklich, er hätte Donatello Arbeit gegeben, weil der sonst nicht hätte leben können. Und seine Geschäftsfreunde veranlaßte oder zwang er ebenfalls, bei Donatello Bestellungen zu machen; sehr große Bestellungen müssen es gewesen sein, denn Donatello revanchiert sich bei seinem Gönner dadurch, daß er ihm Skulpturen von hohem Wert schenkte, zum Beispiel eine Käuferstatue. Den großen Schritt zur Freiheit hat Cosimo dem Donatello und der ganzen florentinischen Skulptur eröffnet, und diesen Weg gingen seine Erben dann weiter. Plastik galt im Hause Medici als Ehrensache, die Tradition durfte nicht abgebrochen werden. Als im Laufe des späteren 15. Jahrhunderts in Florenz die Malerei die führende Kunst geworden war, rief Lorenzo Magnifico die Skulptur zur Konkurrenz auf. Die Skulptur mußte ebenbürtig sein; das verlangte der Ruhm des Hauses Medici. Wir wundern uns, daß diese Anregung nötig war. Wir denken, mit einer Künstlergruppe von Andrea Robbia, Verrocchio, Rossellino, Pollajuolo, Mino da Fiesole, Benedetto da Majano usw., hätte die florentinische Bildhauerkunst bestehen können. Aber Ghirlandajo und Botticelli galten mehr, und in der Plastik fehlte der große Stil, die Antike war nicht darin; und so groß wie Donatello waren diese Künstler ja auch nicht. Wozu hatte aber der alte Cosimo seinen Hof beim Palazzo

Medici-Rierarbi mit antiken Statuen, Torſi und Reliefs angefüllt, wozu hatte denn der Magnifico dieſe Sammlung nach dem Garten an der Piazza San Marco überführt und ausgebaut, wenn das alles, dieſes Herrliche, dieſe Antike, nicht fruchtbar werden ſollte. So erzog er ein neues Geſchlecht von Bildhauern, darunter Michelangelo und Sansovino, an ſeiner Antike, und man kann nicht ſagen, daß dieſe erſte aller Akademien verſagt hätte. Manches vom Größten an bildhaueriſcher Anſchauung iſt in dieſer Akademie lebendig geworden. Es ſollte ein Wert durchgeſetzt werden, und er wurde durchgeſetzt, unter Wahrung der Tradition des Hauſes Medici. Die Linie geht hinauf bis zu Donatello, dem Ahnherrn der Mediciplastiſter: Bertolſo, ein uralter Schüler Donatellos, hatte die Oberauſſicht über dieſe freie Akademie, in der alle Begabten Zutritt hatten. Den Unbemittelten gewährte Lorenzo den Lebensunterhalt. Nur arbeiten ſollten ſie, nur werden ſollten ſie etwas. Dies war wirklich einmal eine faſt mäzenatenhafte Tat. Daß die Florentiner Platiſtik von Donatello bis Michelangelo ſo groß werden konnte, daß die platiſtiſche Kraft ganzer Künſtlergenerationen ſich ausleben durfte bis faſt zur Verwirklichung ihrer ſchönſten Träume, dieſen Ruhmeſtitel darf der florentiniſche und mediceiſche Privatgeſchmack für ſich in Anſpruch nehmen, dieſen Privatgeſchmack, der in ſeiner Miſchung von mäzenatiſchen und ſammleriſchen Tendenzen ſoviel Opferwilligkeit und Energie, ſoviel moraliſche Schwungkraft und ruhmſüchtigen Ehrgeiz beſaß, daß er als ſelbſtändiger Auftraggeber neben der Kirche eine eigene ſtark ausgeprägte Phyſiognomie entwickelte, daß er die Kunſt mitriß, weil er ſo gut wie zum erſten Male ſeit der Antike wieder dokumentierte: Die Kunſt gehört auch dem Alltag. Ohne das Selbſtbewußtſein und die Freiheit des großen Bürgerſtandes, der für dieſen Privatgeſchmack ſo Vorausſetzung wie Stolz war, hätte Donatellos Judith und mancher marmorne David keinen Platz im Umkreiſe der Florentiner Kunſtinterereſſen gefunden. In einer Kunſt, die noch mit allen Faſern ihrer Exiſtenz an der Kirche hing, mußten ſolche Werke ziellos bleiben.

Und was wäre aus der Malerei des Quattrocento und ſelbſt des Cinquecento geworden ohne dieſes immer geſteigerte Verlangen der Privatleute nach neuen Dingen und neuen Stoffen in der Kunſt! Das ganze myſtologiſche Kapitel im großen Buch der Quattrocentomalerei wäre ungeſchrieben geblieben. Das war nicht nur eine Frage nach dem neuen, dem antiken Stoffgebiet, nicht eine rein illuſtrative Frage. Eine künſtleriſche Lebensfrage dieſer großen Wirklichkeiſtkunſt hing eng damit zuſammen: Das ganze Reich der Aktdarſtellung war nur möglich, wenn ein Kreis von Auftraggebern ſolche Wünſche nach dem neuen Stoff äußerte. Denn vom heiligen Sebastian allein, den die Kirche als Stoff

anbot, kann keine *Alt*kunst leben, besonders nicht in dem Augenblick, wo der weibliche *Alt* sein Recht verlangte. Als die florentiner Sammler, die solche Darstellungen durch die kleinen importierten *Alt*tbilder der *Flamen* kennen lernten, nun auch den Wunsch äußerten, dergleichen zu besitzen und zwar nicht nur im heimlichen Kämmerlein zu bewundern, sondern groß, monumental, antik immer vor sich zu haben, gewann dieser Stoff erst die wahre Existenzberechtigung. Nur so konnte *Botticellis Venus* leben und die von *Lorenzo di Credi*, die vielleicht einem vom Hause *Medici* veranstalteten Wettstreit ihr Dasein verdanken. Was für Herrlichkeiten der italienischen Kunst wären verlorengegangen ohne solchen Wettstreit, läßt sich nicht ausdenken. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß zu gewissen Zeiten der italienischen Renaissance die Sammlermäzene für große Kunstgebiete die führende Rolle innehatten. Die profanen Bilder, oft heidnisch-mythologischen Inhalts, wendeten sich einzig und allein an den prononcierten Geschmack gebildeter Auftraggeber. Und hätten wir nichts davon als *Luca Signorellis „Pan“*, der ganze Wettstreit unter den Sammlern, dieses ganze aufgeregte Gebaren, daß einer immer etwas haben wollte, was der andere nicht besaß, hätte sich gelohnt. Hier hat *Signorelli* mit einem Schlage alles überboten, was auch die Trefflichsten für die Säle des *Lorenzo Magnifico* geschaffen haben können. „Es mag eine besondere Sternensunde am Himmel der Kunst aufgegangen sein, als der größte aller Sammler und Besteller, welcher auch ein Dichter war, mit *Luca* irgendwie über Gegenstand und Behandlung des Werkes eins wurde.“ (*Jakob Burckhardt*.) Und wenn man beim Studium der mediceischen Kunstgeschichte manchmal ungeduldig wird über den die aufgetragenen Ruhm und die beinahe Morgansche Reklame, die das Haus später mit seiner Kunstpflege getrieben hat, zu einer Zeit, als das wahrhaft schöpferische Element in dieser Sammlung nicht mehr regierte, solche Taten, wie diese Anregungen für *Signorellis Allegorie vom Reich der Töne*, für *Botticellis „Pallas“* und „*Primavera*“ und „*Mars und Venus*“ und solche Förderungen für die Plastik eines ganzen Jahrhunderts, ausgestreut im rechten Augenblick und zugute gekommen den größten Künstlern, sind, wenn auch anders, als das Tun des *Maecenas*, doch keineswegs geringer zu bewerten für die ganze Geschichte der Kunst.

Daß auch die Hochblüte der italienischen Renaissance diesem in glücklichen und schöpferischen Zeiten entwickelten Privatgeschmack, dieser aus Sammlertum und Mäzenatenallüre gemischten Auftragspolitik tief verpflichtet wurde, versteht sich fast von selber in einem Lande und einer Kultur, die davon lebte, daß der Ruhm des Ahnen die Söhne und Enkel nicht schlafen ließ. Weil diese Herren, diese Fürsten und zu Fürsten gewordenen Bürger immer und immer wieder Wünsche und Begierden

äußerten, die bewußt und absichtlich über den Rahmen des Gewöhnlichen hinausgingen, und das Niedergewesene wollten, spannte die Kunst alle ihre Kräfte an, und gaben die Künstler das Beste her, was sie zu geben hatten. Ein Hauptgebiet der venezianischen Malerei, die halbfigurigen *Conversazioni* in Querformat, echte Sammlerstücke, sind nur dem Privatgeschmack zuliebe erfunden worden, nur weil dieser Privatgeschmack unter dem Scheine des Bedürfnisses der Hausandachten jetzt sogar in die kirchliche Domäne einbrach. Wie wenig es den Leuten schließlich noch auf den Gegenstand ankam, äußerte Federigo Gonzaga von Mantua, der Sohn der großen Kunstfreundin Isabella d'Este, in einem Brief an Sebastiano del Piombo. Er bestellte bei ihm Bilder, aber keine Heiligenbilder, sondern irgendwie, ganz gleich was; nur schön anzusehen sollten sie sein. Federigo mochte zu Hause seine Erfahrungen gemacht haben und wissen, daß es mit dem Bestellen von Bildern nun nicht mehr so einfach abging wie früher, wo man nur zu sagen brauchte, was man haben wollte. Der eine Gonzaga, Ludovico, der Großvater von Isabellas Gemahl Francesco, durfte Leone Battista Alberti noch beinahe behandeln wie einen Handwerker. Und seine Mutter Isabella konnte noch ein gelehrtes Programm entwerfen, einen mythologischen *Zoflus*, ganz rückhaltslos zur Verherrlichung der eigenen Person: Lorenzo Costa malte ihre Krönung, und Mantegna schuf, voll von Anspielung, den berühmten *Parnass*. Aber bei dem alten Giovanni Bellini, von dem sie für ihr berühmtes *Camerino* im Schloß zu Mantua auch so gerne ein paar Bilder besessen hätte, ergaben sich Schwierigkeiten. Pietro Bembo, der die Korrespondenz führte und auch das Thema angeben sollte, wußte, daß es klüger sei, das Thema der Phantasie des Künstlers zu überlassen. Der liebte es nicht, wenn man ihm feste Schranken zöge, denn er war gewohnt, nach eigenem Gutdünken zu sinnen. Und schließlich ist auch nichts daraus geworden, sie hat ihre Bilder nicht bekommen. Jetzt im neuen Jahrhundert — dies spielte im Jahre 1505 — begann die Kunst, sich schon zu emanzipieren und sich frei zu machen von den Bindungen, die bei bestellter Arbeit doch nun einmal nie ganz zu vermeiden sein werden. Indessen, dies blieb einstweilen noch Ausnahme und mochte hingenommen werden als Wunderlichkeit eines alten Mannes. Im allgemeinen regierte der Privatgeschmack noch unumschränkt, und die Kunst befand sich wohl dabei. Für zwei der größten Meister der Hochrenaissance, für Corregio und für Tizian, waren die großen Bestellungen der Kunstherrschen Federigo Gonzaga und Alfonso d'Este überhaupt notwendige Voraussetzungen. Erst durch den Gonzaga konnte Corregio jenes halbe Duzend mythologischer Gemälde schaffen, die vielleicht seinen größten Ruhm ausmachen, jene unvergeßliche Serie von Mars und Venus, von

Jupiter, von Danae, von Ganymed. Und Tizians großer reifer weltlicher Stil, dem wir das „Venusfest“, „Bacchus und Ariadne“ und das „Bacchanal“ verdanken, entwickelte sich recht eigentlich im Camerino des Alfonso d'Este, in jenem Zimmer, wo auch sein „Zinsgroßchen“ an einer Schranktür paradierte.

Solchen Taten, wie diesen italienischen, konnte das damalige Deutschland fast gar nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen. Auf die ganz großen Künstler hat irgendwelcher Privatgeschmack kaum anregend gewirkt. Dürers wenige Besteller, die deutsche Kolonie in Venedig, der Frankfurter Kaufmann Heller und der Nürnberger Rotschmied Landauer blieben durchaus im Rahmen des Üblichen, und sein großer Gönner Kaiser Maximilian ließ ihn mit den Arbeiten am Triumphtor und am Ruhmeswagen so weiblich schwitzen, daß seine Schaffenskraft damals eine, wenn auch nur vorübergehende Lähmung erfuhr. Die einzig wirklich fördernde Aufgabe, der Schmuck des Geheibuchs, entstand unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Den Ausweg zur Freiheit, den Dürers Natur und Phantasie brauchte und verlangte, mußte er sich selber schaffen und schuf ihn sich, indem er die Graphik selbständig machte. Und sein monumentalstes Gemälde, das der vier Apostel, das einzige Werk von den vielen großen Plänen seines reifen Stiles, das zur Ausführung kam, mußte er, aus Mangel an Bestellern, seiner Vaterstadt zum Geschenk anbieten, und mit welch demütiger Bescheidenheit bot er es an! Nur Cranach und Altdorfer konnten vielleicht ihren künstlerischen Gesichtskreis an der Hand privater Aufträge ein wenig erweitern. Aber wie sehr stand das alles im Schatten gegenüber der italienischen und venezianischen Sonne.

Mit dem Ende der Renaissance ging das fördernde Sammlertum, das in dem angeedeuteten Sinne von so einzigartiger Bedeutung gewesen war, langsam zu Grabe. Der später etwa vorhandenen Mäzenatengefinnung fehlte es in Deutschland ganz am tauglichen Objekt. Die absoluten Fürsten hielten es wohl oder übel mit dem Auslande. Dem italienischen, wie dem französischen. Sie waren schon wesentlich Käufer und Sammler. Was an großen Aufträgen da war, kam in Deutschland wie in Frankreich fast ausschließlich den angewandten Künsten zugute, diesen allerdings in einem solchen Maße, wie seither nie wieder. Im achtzehnten Jahrhundert ist der wahre Kunstfreund, der gerne den Medici und Gonzagen nachgeeifert hätte, schon arg in Verlegenheit, was er mit seinem nobile officium machen soll. Das Porträt allein genügt auf die Dauer nicht, und die Größten waren oft keine Bildnismaler oder nicht im gewünschten Sinne. Im England des achtzehnten Jahrhunderts lagen die Dinge scheinbar etwas glücklicher als anderswo, die großen Herren ließen sich und ihre Damen von den größten Malern ihrer Zeit porträtieren, sie waren mit

den Künstlern oft sozusagen befreundet, und bis soweit schien alles in Ordnung. Für die Sammeltätigkeit, die in England seit langem, seit Arundel, als eine Anstandspflicht galt, gab es alte Kunst, sowie die Antike, die damals von den reisenden und wissenschaftlich gebildeten Mitgliedern der „Society of Dilettanti“ ausgegraben und wieder entdeckt wurde. Aber der Pferdefuß bleibt spürbar. Daß England das typische Sammlerland werden konnte, hat seine guten Gründe: Der große Kunstförderer fand, abgesehen vom Sichporträtierenlassen, keine lebendige und schöpferische Aufgabe. England besaß nie eine wirklich große eigene Kunst, abgesehen von der für England doch unfruchtbar gebliebenen Constable-Turner-Episode, England mußte sich immer von fremden Kräften nähren, auch im Bildnisfach. Erst war es Holbein, dann van Dyck und die Seinen, von denen die Reynolds und Gainsborough doch schließlich herkommen, und große schöpferische Kunst zu protegieren gab es nicht.

Aber auch in dem um soviel glücklicheren Frankreich starb das sogenannte Mäzenatentum langsam aus. Bis Watteau gelangten keine königlichen oder fürstlichen Aufträge, und selbst sein Hauptsammler und Gönner, der Finanzmann Crozat, wußte nicht viel mit dem menschenfeinden, unstäten Künstler anzufangen und gab ihm nur einmal dekorative Aufgaben, die Ausschmückung seines Eßzimmers mit den „Vier Jahreszeiten“, als Resultat nicht wichtiger, als das Firmenschild, das bei ihm sein Kunsthändler Versaint bestellte. Schon damals vertrat sich das große freie Künstlertum nicht mehr so recht mit dem Auftraggeber, und wenn der Hof etwas wollte, der König für die Pompadour oder die Pompadour für den König, wandte man sich lieber an Voucher. Der nahm es wohl nicht so schwer, wenn eine hohe Bestellerin, die ja selber zeichnete, ihm etwas viel hineinredete. Immerhin aber verdankt die Rokoko-Kunst diesem halben Mäzenatentum, diesem Vorwiegen eines bestimmten höfischen oder höfmannischen Geschmacks, auch manche, wenn auch nicht bedeutende, so doch wenigstens reizvolle Anregung. Die Bildhauer, wie Challe und Chlodion, waren der du Barry sicher sehr dankbar für ihre laszive Erfindung der „Gimblette“, jenes reizenden Spiels mit dem Schoßhündchen und dem Marzipan, aus dem die Plastik eine Reihe feiner Körperstellungen und neuer, bisher nie gesehener oder nie gewagter und motivierter Bewegungsmotive ableitete. Aber dergleichen Frivolitäten konnten doch nur die Bedeutung von feinen, übermütigen Bereicherungen haben, wirkliche Förderung ist solche nur für den kleinen Kreis der Kenner und Genießer wirksame Befruchtung nie. Was die Kunstfreunde des Rokoko auf diese Weise ihren Künstlern gaben, reichte nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Dekorateure und Tischler und Porzellanmacher waren die, denen der Überfluß des Rokoko, der damalige Privatgeschmack,

wirklich zugute kam. Das neue Jahrhundert, das vor der Türe stand und das infolge der sozialen Umwälzungen der Revolution und der Umgestaltung Europas für die Kunst ein bürgerliches Jahrhundert werden sollte und als solches auf den Privatgeschmack angewiesen war, wie keines vorher, sah in der Kunstpfllege Riesenaufgaben vor sich und hatte von vorne anzufangen.

Am 6. Februar des Jahres 1815 schrieb Jakob Salomon Bartholdy, der eben als preussischer Generalkonsul nach Rom gekommen war, folgenden Brief an seine Familie:

„Rom, den 6. Februar 1815.

Du willst etwas Näheres von meinen Freskogemälden wissen? Vorläufig folgendes: Als ich hierher kam, fand ich viele deutsche und preussische Künstler von entschiedenem Anlagen und Talenten, jedoch ohne Gelegenheit, sie auszuüben; keine Arbeit, keine Bestellung, als miserable Buchhändlerzeichnungen und hin und wieder ein Porträt, oder bei denen, die es drängte, zu schaffen, eine kleine halbvollendete Komposition oder Gemälde in Öl. Hieraus entstand nicht nur das Uebel, daß man jene Künstler nicht kannte, sondern auch das vielleicht größere, daß sie sich selbst nicht kannten, welches bei einer gewissen Schwärmerei und Einbildungskraft oft die Wirkung hervorbrachte, daß sie sich selbst überschätzten. Mich jammerte dieser Zustand, indem ich zugleich die Hilflosigkeit und Unbehilflichkeit dieser Leute einsah. Auf offiziellem Wege war nichts zu tun, mein Einfluß, etwas der Art zu bewirken, unzureichend. Auch hätte ich nicht gewußt, was zu fordern und wie mich bei der Barbarei, die für die Künste zu Berlin herrscht, verständlich zu machen. Also mußte ich mich selbst Aufopferungen unterziehen und auch wohl Kränkungen, die bei keinem Unternehmen, was mehr oder weniger ins Ganze greift, zu vermeiden sind, gewärtigen — und dazu habe ich mich denn mit Freude und Mut entschlossen, so wie mich mein Vaterland immer bereit finden soll, wenn ich ihm nützlich sein zu können glaube.

Die Freskomalerei war die schicklichste, alle Zwecke zu vereinen: 1. ein bleibendes Denkmal der Arbeit, wenn sie geriete, und zwar zu Rom, dem Mittelpunkt der Künstlerwelt, wo die Wahrheit, ob etwas mittelmäßig, trefflich oder schlecht, sich bald entdeckt, 2. das Mittel für die Künstler, sich selbst kennen zu lernen, und zwar in einem Genre von Arbeit, die eine gewisse Schnelligkeit erfordert und nicht ewiges Retuschieren und Denken und Grübeln zuläßt, 3. Größe der Figuren und Gemälde, die Fehler und Schönheiten aufdeckt, 4. Zusammenarbeiten von mehreren jungen Künstlern, wo einer bei dem andern wenigstens keine ganz palpablen Schnitzer durchlassen wird und die Emulation sie anspornt, 5. endlich Brot, um ein Jahr lang ihrem Fache zu leben.

Das Lokal ist schön, helle, heiter, mit einer großen Aussicht über Rom. Weber in den Sujets (Wahl und Anordnung), noch in irgend was, was die Kunst betrifft, habe ich meine Künstler geniert, beim Vorlegen der Skizzen jedoch habe ich meine Kritiken freimütig gesagt, von denen die meisten angenommen worden sind. — Mein Kontrakt für die auszumalende Wohnung läuft noch vier Jahre. Nachher, sollten auch meine Verhältnisse in Italien noch dieselben sein, werden die nicht billigen Wirtsleute mich vermutlich so steigern, daß ich nicht werde bleiben können. Auf die Kartons habe ich renonciert. Die Kopien im kleinen schicke ich Sr. Majestät. So habe ich den Künstlern und denen, die um die Sache wissen, gezeigt, daß keine Art Interesse mich leitet. Der Eitelkeit wird man mich auch nicht beschuldigen, denn ich ziehe mich zurück, so gut ich kann, und werde hierin der Undankbarkeit nicht entgehen. Gott weiß es, daß diese Aufgabe mich drückt, und daß ich bei so vielen anderen, die meine Lage notwendig macht, und bei meiner Unfähigkeit zur Ökonomie manche Nacht nicht gut schlafe, aus Sorge, wie ich das viele Geld, was ich verbrauche, zu sammenschwindeln soll. Aber die wahrhaft reichen Leute tun ja nichts, oder tun es ungeteilt und für sich.“ —

Es ist sicher kein Zufall, daß diese erste kunstfördernde Tat des Privatgeschmacks im neunzehnten Jahrhundert an der klassischen Stätte alles Mäzenatentums und aller großen Kunstförderung geboren ward: im Herzen Italiens. Was Bartholdy über die Bedeutung, Roms für die Künste in diesem Briefe äußert, läßt vermuten, daß er den historischen Zusammenhang, dem sein Tun sich einfügte, empfand. Denn was er tat, war ja im Grunde, wenn auch natürlich in viel kleinerem Maßstabe, daselbe, was die großen Kunstförderer des fünfzehnten Jahrhunderts auch getan hatten: er gab seiner Künstlergruppe Cornelius und Overbeck, Schadow und Veit, deren Talent und Wollen ohne diesen Ansporn sich nicht hätten entwickeln können, die Möglichkeit zu arbeiten und zu leben. Und er tat das in so taktvoller und selbstloser Weise, wie kaum je ein Renaissancefürst. Geld besaß er ja nicht viel und mit den zweihundertfünfzig römischen Talern, die er seinen Künstlern gab, konnten sie gerade leben. Aber mehr wollten sie auch nicht, sie jubelten über die ersehnte Gelegenheit, ganze Wände mit lebensgroßen Darstellungen schmücken zu dürfen: Erwarteten sie doch von dieser Tätigkeit eine Wiedergeburt der großen Kunst, der Freskokunst, für die ihr geliebtes Quattrocento ihnen das unerreichte Vorbild schien. Wandmalerei, der große Stil, davon träumten sie, den wollten sie im Anschluß an die altitalienische Kunst neu schaffen. Und wenn er damals überhaupt neu zu schaffen war, sie, diese Nazarener und vor allem Cornelius, mußten innerhalb der deutschen Kunstwelt als die einzigen gelten, die zu dieser Leistung berufen schienen. Glück-

licher als dieses eine Mal konnten die Bedingungen kaum jemals sein. Da lebte ein Kunstfreund, der den erwünschten Auftrag gab, da lebte eine Künstlergeneration beseelt von höchstem Drang und reinsten Kunstgegnung. Das Wollen der Künstler deckte sich mit dem Verständnis, dem Charakter, mit Absichten und Einsichten des Förderers. Und die Aufgabe selber konnte nicht geeigneter sein. Das Fresko war die Kunstart, in der die Künstler der Renaissance ihr dankbarstes und unvergängliches Feld gefunden hatten.

Die Wandgemälde aus der Casa Bartholdy befinden sich heute, nachdem sie im Jahre 1884 von den römischen Wänden abgenommen wurden, in der Nationalgalerie in Berlin, wir können sie jeden Tag sehen und können vor ihnen nachprüfen, was es bedeuten soll, wenn einige Leute heute sagen, die Nazarener würden nächstens wieder so modern. Es ist etwas in ihnen, was der modernen Kunst fehlt, großer Stoff und große Komposition. Aber wenn wir davor stehen, begreifen wir auch, aus welchem Grunde gerade das Beste, was Bartholdy und seine Künstler von dieser Tat erwarteten, ausbleiben mußte, nämlich die lebendige Erneuerung einer verlorenen Tradition. Denn Leben läßt sich nur schaffen und nur erneuern, wenn man hinabsteigt zu den Quellen aller künstlerischen Gestaltung, zum Leben, zur Natur, zur Anschauung der lebendigen Natur. Das aber taten diese Künstler nicht, bei allem Debattieren über Größe und Würdigkeit des Stoffes, bei aller Kunstweisheit und allem Studium der alten Meister ward das für alle Kunst entscheidende, das Sinnenerlebnis des Anschauungsmenschen, vergessen. Dieses Schaffen war Idee und Akademie, so schön und so edel es auch aussehen mag. Wenn König Ludwig von Bayern seinem einstigen Schübling Cornelius später, angesichts seines Freskos in der Münchener Ludwigskirche, erzürnt das Wort entgegenschleuderte: „Ein Maler muß malen können,“ so traf er nur halb das Richtige. Gezeichnet sind nämlich diese Bilder auch nicht. Das lineare Zusammenfügen schön komponierter Gruppen ist noch kein Zeichnen, wenn man unter Zeichnen die charakteristische Wiedergabe lebendig geschauter Gesichtsvorstellungen versteht. Immer, wenn man in den Bartholdy-Fresken von einer charakteristischen Gestalt gefesselt wird, die mehr Nerv verrät als die andren, wie zum Beispiel vor dem traumdeutenden Josef, kann man auch immer gleich die Figur von Mantegna oder Raffael namhaft machen, von der sie abstammt. Die Kunst dieser Neuprimitiven, achtungsgebietend und großartig und getragen von einer Unsumme lernbaren Könnens, mußte doch unlebendig bleiben und konnte den großen Stil nicht heraufführen, weil sie nicht aus dem Leben schöpfte. Das edle Mäzenatentum ihres Gönners ward um seine letzten Hoffnungen betrogen, weil es zu früh in das neue Jahrhundert hinein kam. Schöpferische Naturen auf der Linie, die es suchte, gab es noch

nicht wieder. Feuerbach, Böcklin und Hans von Marées, auch sie Ideal-
künstler, aber der Anschauung des Lebendigen verhaftet, waren noch nicht
geboren. Die Sternensunde am Himmel der deutschen Kunst stand in
ungünstiger Konstellation, als Bartholdy sich schlaflos auf seinem Lager
wälzte.

Und doch möchte man die Gesinnung, die ihn beseelte, um keinen Preis
missen. Daß dies Nazarenertum so war, wie es war, ließ sich durch kein
Beten ändern, und ohne diese Kunstgesinnung hätten diese trotz allem
größten der damals lebenden deutschen Künstler nicht schaffen können.
Dadurch, daß diese Forderung nach dem großen Stil überhaupt laut
wurde und zwar nicht nur bei den Künstlern, sondern im Publikum
selber, gab es doch wieder einen Maßstab und ein Ziel, und ohne diesen
Maßstab und diesen Anspruch wären Feuerbach und Marées in ihrem
größten Streben undenkbar. Wohl bleiben so die äußeren Verhältnisse für
ein glückliches Zusammentreffen von Künstlern und Mäzenen das ganze
Jahrhundert hindurch trotz vielfacher Ansätze im allgemeinen recht ungünstig.
Aber damit ist nicht gesagt, daß es immer so zu sein braucht. Die
Mäzene heute, so scheint es, warten auf den großen Stil, und wahrschein-
lich werden sie erleuchtet genug sein, die edlen Irrtümer der Bartholdy
und Massimi, der Haertel und des bayrischen Königs nicht noch einmal
zu begehen. — Daß in dieser deutsch-römischen Kunstbewegung etwas
Weltfernes lag, zeigt dann der Unstern, der über dem großen Freskoauf-
trag der Villa Massimi waltete. Der römische Marschese Massimi, an-
gefeuert durch Bartholdys Tun und angeregt durch des Kronprinzen von
Bayern Fürsprache, stellte den Nazarenern einen größeren Auftrag. Sie
sollten das Kasino seiner beim Lateran gelegenen Villa mit Szenen aus
den großen italienischen Dichtern, Dante, Tasso und Ariost ausmalen.
Cornelius und Overbeck, Schnorr, Führich und Veit sollten ihr Bestes
geben. Doch die Harmonie, die diese Künstler anfangs vereinte, blieb
äußerlich, da sie keine Harmonie der Empfindung, sondern nur eine Har-
monie des Gedankens und des Willens war. Vielleicht fühlten sie, daß
das Programm im Begriff stand, ihre Persönlichkeit zu töten. Jedenfalls
setzte schon bald nach Beginn der Arbeit das Auseinanderstreben der Freunde
ein. Cornelius, wohl der Bedeutendste der Schar, ging fort, ehe er noch
einen Pinselstrich an der Arbeit getan hatte, auch Schadow verließ Rom,
und Overbeck trat von den letzten Bildern zurück. Und nun ist es sehr
merkwürdig zu sehen, wie der deutsch-römische Mäzenatengedanke, der
schon von seiner Geburtsstunde ein gelehrter, nicht nur rein künstlerischer
sondern auch kunsthistorischer Gedanke gewesen war, nun vielleicht unter dem
Zwang der Umstände beinahe zu einem musealen Gedanken ward: Als
Cornelius und Overbeck die Arbeit niederlegten, wurden als Erfaszmänner

Joseph Anton Koch und Johann Christian Reinhart berufen, Reinhart, der heftigste Opponent des Nazarenertums. Es ist so, als habe Raffi gedacht: „Audiat et altera pars“, und Reinhart mochte nicht so ganz unrecht haben, wenn er schrieb: „Ich fürchte, Koch habe irgend eine alte Sünde abzubüßen, denn bei seiner Art zu malen und seiner geringen anatomischen Kenntnis des menschlichen Körpers, die freilich bei kleinen Figuren sich verstecken läßt, wird er dort manchen Stein des Anstoßes finden, wo die Figuren lebensgroß sind und das Fresko eine schnelle Hand erfordert und eine sichere Hand.“ Was ursprünglich geplant war als ein Dokument des neuromischen Monumentalstils, des großen Freskostils, ward im Laufe der Zeit zu einer Art Sammlung von Proben der beiden deutschromischen Richtungen. Das Kloster San Isidoro unter einem Dach mit der Osteria Scorzese! Und Reinhart malte in Tempera. Dem Mäzenatentum großen Renaissance-angedenkens fehlte im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wieder das taugliche Objekt. — So ging es weiter. Auch das Römische Haus, das sich der Buchhändler Hermann Haertel in Leipzig nach dem Vorbild der Farnesina im Anfang der dreißiger Jahre bauen ließ, blieb in wesentlichen Punkten Torso, trotzdem auch hier der Wille des Bauherrn der denkbar edelste war. Wie Cosimo Medici mit Donatello, so wollte es Haertel mit Genelli machen, er wollte ihn aus seiner Armut zu genialer Kraftentfaltung erheben. Aber Künstler und Besteller vertrugen sich nicht miteinander, und Genelli strengte schließlich, sehr mit Unrecht, einen Prozeß gegen seinen Gönner an. Daß die Bilder, die schließlich im Römischen Hause ausgeführt wurden, die von Koch und Preller, mit dem einst geträumten heroischen Monumentalstil, mit der großen Figur, nichts mehr zu tun haben, sondern, streng genommen, Landschaftsgemälde darstellen, ähnlich wie schon die Reinhartschen Bilder bei Raffi, gibt Aufschluß über die Art des Problems. Die Wirklichkeitskunst verlangte ihr Recht, die schöpferische Anschauung der Natur, das Erlebnis vor der Natur war nun einmal das leitende Prinzip der guten Malerei geworden. Dieses Umbiegen der Ziele, in der Villa Raffi heimlich und sozusagen zufällig, aus Verlegenheit, angedeutet, im Leipziger Römischen Haus unleugbare Tatsache geworden und in Rottmanns Münchener Hofgartenfresken dann sichtbar triumphierend, sagt laut und vernehmlich, daß die Kunst einer Zeit sich von noch so edlem Mäzenatenwillen nicht lenken läßt, und sie beweist wieder aufs neue, daß erst einmal die Wirklichkeitskunst dagewesen sein muß, ehe Raum sein kann für den heroischen Stil. Neben Rottmanns Landschaftsfresken wirken die Gemälde, die Cornelius für die Decke der Glyptothek malte, doch ein wenig wie Kunstgeschichte neben Kunst. Die Tatsache, daß sie sich von Anfang an in einem Museum befänden, kann symbolisch aufgefaßt werden für die Art der Kunstpflege, der sie ihr Da-

sein verdanken. König Ludwig von Bayern, gegen dessen Kunstenthusiasmus noch in seiner Kronprinzenzeit der scharfblickende Bunsen in einem Briefe an Brandis einige sehr schwerwiegende Bedenken äußert, besaß auch wohl nicht das Verständnis und den Takt, die Bartholdy auszeichneten. Cornelius selber wußte es schon ganz früh, schon in Rom, wo er ihm einmal derb die Wahrheit sagte und als den wahren Beschützer der Künstler den still wirkenden preussischen Gesandten W. G. Niebuhr pries. Der spätere Verlauf seines Verhältnisses zu Ludwig, die peinliche Geschichte der Loggiendekorationen für die Münchener Pinakothek, und Cornelius' endgültiges Scheiden aus München gab solchen Einwendungen und Bedenken bitter recht. Ludwig wollte herrschen, nicht dienen. Er verlangte da, wo kein wahrer Förderer, und sei er ein Fürst, noch zu fordern hatte. Er meinte, was dem Gonzaga gegenüber Tizian recht war, dürfe ihm gegenüber dem Pseudo-Raffael seiner Lage wohl billig sein. Er vergaß aber, daß im neunzehnten Jahrhundert der Künstler in seinem Schaffen, weil es auf keiner wahren Tradition mehr stand und nichts, aber auch gar nichts Anonymes mehr haben konnte, unbedingte Unabhängigkeit braucht in allen Fragen, die über das rein Äußerliche, über allgemeinen Auftrag und Gegenleistung, hinausgehen. Er vergaß, daß es mit den Monarchen in der Kunst seit der Französischen Revolution ein für allemal aus war, daß die mehr republikanische Gesinnung des einzigen, des großen Maecenas, die einzige noch denkbare sein konnte.

Und daselbe vergaßen die, denen das Schaffen der andren deutsch-römischen Generation am Herzen lag, — die an sich so wohlmeinenden Förderer von Böcklin und Feuerbach. So wie Dohrn zu seinem Freunde Hans von Marées stand, daß er ihm sagte: „Hier sind ein paar Wände, hier male irgend etwas, das mit dem Bau und seiner Bestimmung einen Zusammenhang hat“, und daß er auch nichts darin fand, wenn da ein Bild erschien, wo zwei Frauen unter Bäumen sitzen, die mit dem Bau und seiner Bestimmung gar keinen Zusammenhang haben — so war zu Feuerbach und Böcklin niemand. Graf Schack, der doch so unendlich vieles tat und Feuerbach wie Böcklin vorm Verhungern rettete, nun schon einmal gar nicht. Aber auch Herr von Landsberg nicht, der feine Musiker, der auch von Malerei viel verstand, und auf dessen Anregung und Bestellung eine Feuerbachsche Zeichnung, ein Spaziergang, zu dem berühmten Gemälde von „Dante und den Frauen“ emporkam. Auch der hannoversche Konsul Webekind, der auf Feuerbachs Rat entschlossen war, für Böcklin Entscheidendes zu tun und der ihm ja auch den ersten großen Wandbilderauftrag gab, verstand seine schwierige Rolle nicht. Er mißverstand den Künstler so sehr und handelte so grausam an ihm, daß Böcklin sein Honorar, das recht gering war, erst einklagen mußte. Jedoch,

man täte unrecht, wollte man die ganze Schuld an solchen, in der deutschen Künstlergeschichte häufigen Differenzen zwischen Maler und Auftraggeber immer nur dem Auftraggeber zuschieben. Webekind wollte das Beste. Daß sein Kunstverstand nicht zureichte, daß er doch, wie Flaubert gesagt hätte, ein Bourgeois blieb, darf man ihm nicht zum Vorwurf machen. Und wenn er sich nachher auch bei der Bezahlung sehr brutal zeigte, tatsächlich hat dieser Auftrag den damals so gut wie unbekannten Künstler vor dem Untergang gerettet. Beladen mit dem väterlichen Fluch, ohne Geld, ohne den geringsten Kredit, Familienvater und Maler — man sieht nicht, wovon Böcklin mit den Seinen hätte leben sollen ohne diesen wenn auch zweifelhaften Gönner. Und im Falle Feuerbach und Landsberg, in diesem Verhältnis, das so schön hätte werden können, hat Feuerbachs Reizbarkeit und Argwohn, die ihn schließlich in Landsberg seinen schlimmsten Feind sehen ließen, alle Brücken abgebrochen, in dem Augenblick, wo er mit Viktor von Scheffels Geld den Dante von ihm zurückkaufte und ihm damit zu verstehen gab: „Du bist des Bildes nicht wert.“ Je selbständiger der Künstler wird, um so schwieriger gestaltet sich das Verhältnis zwischen Künstler und Liebhaber. Die Zeit, wo der Käufer die einzig mögliche Form des Kunstförderers im modernen Leben wird, naht schon heran. Jeder Zwang wird dem Künstler verhaßt und unerträglich. Die Weimarer Professur, die Scheffel für Feuerbach beim Großherzog Karl Alexander besorgen wollte, schreckte ihn, trotz alles Lockens, das dabei war: Er mußte frei sein und in Italien leben. Und auch Böcklin, der eine solche Professur dann annahm und durch sie sehr vorankam, hielt es nicht lange im Dienst aus. Man kann einem Künstler sein Lebenselement nicht nehmen, und das Lebenselement für diese Deutschrömer hieß nun einmal nicht Deutschland, sondern Rom. Der römische „Mäzen“ aber kam nicht, der Typus Barcholomä oder Massimi oder Haertel existierte nicht mehr. Statt dessen kam Schack.

Liest man heute Schacks Büchlein über seine Gemäldesammlung, so muß man glauben, das sei nun wirklich der ersehnte große Kunstfreund gewesen, der im damaligen Deutschland zu fehlen schien, der verständnisvolle Auftraggeber, der zu freiem großen Schaffen anregte und angeregt hätte, das Große ermutigte und unterstützte. Wer nichts von Schack weiß und liest das Buch, ist begeistert von diesem Mann. Wenn Schack nur nicht so furchtbar gestunkert hätte! Was er über die Entstehungsgeschichte seines Feuerbachs schreibt, ist fast alles unwahr. Nicht er hat Feuerbach zu seiner Madonna angeregt, sondern einfach um eine verkleinerte Wiederholung eines vorhandenen Bildes gebeten, von dem ihm Heyse, der das Bild aus Arau kannte, vorschwärzte. Und die erste Beziehung zwischen Schack und Feuerbach entstammt nicht Schacks Be-

geisterung über den Dante, den er gesehen zu haben behauptete und in dem er das Genie zu spüren vorgab, sondern es bedurfte lebhaftester Anstrengungen von dritter Seite, um Schack für Feuerbach überhaupt erst zu interessieren. Eigene Initiative war nicht dabei im Spiel, gesehen hatte er das Bild gar nicht, und die ganze Geschichte von der blizartig über ihn hereingebrochenen Bewunderung und Begeisterung ist erfunden. Schack muß von einer unerträglichen Eitelkeit gewesen sein. Keinesfalls darf man ihn als Mäzen ansehen, trotzdem er selber der Überzeugung lebte, ein solcher zu sein. Er war schon wesentlich Sammler und Käufer. Aber weil er das nicht einsah, weil er immer den Mäzen spielen wollte, wo ihm doch nur daran lag, etwas Gutes billig für seine Sammlung zu bekommen, mußte sein Tun zwiespältig bleiben, und kam es nicht zu den großen Dingen, die bei klarer und reiner Auffassung seiner Stellung möglich gewesen wären. Hätte er von Böcklin und Feuerbach nur das Beste gekauft, was vorhanden war, so wäre sein unleugbares menschliches Verdienst um diese Künstler viel größer, als es so vor uns steht. Eigenen guten Geschmack besaß er nicht viel, nur guten Willen, den guten Willen, mit den nicht sehr großen Mitteln, die er anwenden wollte, die beste Malerei seiner Zeit bei sich zusammenzubringen. Halb erblindet, wie er war, hat er seine Galerie eigentlich nie recht gesehen. Bei seinen Ankäufen verließ er sich, manchmal ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, auf den Rat seiner Freunde. „Lenbach und Paul Hense mußten ihm die Uhr aufziehen. Vor einem neuen Bilde versagte er jedesmal. Er sah es durch den Operngucker an (notabene aus nächster Nähe!) und ging dann schweigend weg.“ So schreibt Böcklin von ihm, der sich ja zeitweise seine arge Schulmeisterei aus Geldnot gefallen lassen mußte, und wir haben keine Ursache, dieser Böcklinschen Erzählung zu mißtrauen, da ja anderseits von Böcklin auch viele freundliche und anerkennende Äußerungen über den Grafen vorliegen. Schack war ein vornehmlich literarisch interessierter Dilettant, dem es auch in der Malerei wesentlich auf das Gegenständliche, auf den literarischen Gedanken ankam. Sonst hätte er Feuerbach nicht so gründlich mißverstehen können. Die ihm von Feuerbach angebotene „Medea“ gab er zurück und nahm das „Ricordo di Zwoli“ schließlich dafür, und wenn Schack seinen Bruch mit dem Künstler dahin motiviert, er habe mit ihm über die Amazonenschlacht nicht einig werden können, weil nach seiner Meinung Feuerbach für Stoffe mit dramatischer Darstellung nicht der geeignete Mann sei, so ist auch dies wieder erfunden. Die beiden haben nie über die „Amazonenschlacht“ verhandelt, sondern sie kamen auseinander über das „Gastmahl des Platon“, dessen Erwerbung an der Größe des Bildes und an dem zu hohen Preise (9000 Gulden) scheiterte. Schack, gewohnt, billig zu kaufen — er be-

stimmte immer selbst den Preis — konnte sich nicht entschließen, Feuerbachs Hauptwerk anzukaufen. Alles andre ist eitel Bemäntelung. Es lag in Schacks Natur, in der Kunst wie in der Dichtung das Lyrisch-Poetische zu lieben, und nur diese eine Seite in der Feuerbachschen Kunst hatte ihm etwas zu sagen. Das andere, das Größere, den heroischen Stil überfaß er und lehnte er ab. Den Schaden hatte weniger Feuerbach als die Schackgalerie. Feuerbach malte ja schließlich doch, was er malen wollte, und er brach das Verhältnis zu Schack, als es unerträglich geworden war. Aber die Schackgalerie hätte in ihrem Feuerbachsaal die „Medea“ und das „Gastmahl“ als Mittelpunkte haben können, wenn ihr Besitzer sich nicht von vorgefaßten Meinungen hätte bestimmen lassen und soviel Verständnis besessen hätte, dem Genius rückhaltslos zu vertrauen. Der Mäzen kann fördern, hindern kann er nicht, oder wenigstens nicht im wesentlichen und auf die Dauer. Wohl mußte Feuerbach die Verbindung mit Schack anfangs erwünscht sein. Wenn er auch trotz der Schackschen Bestellungen noch nicht sorgenlos leben konnte, und wenn die Preisdrückerei ihm auch manchmal recht lästig werden mochte, er hatte doch jetzt jemand, der von ihm kaufte, so daß er nicht gerade zu verhungern brauchte. Und dies bleibt Schacks Verdienst, ebenso wie Böcklin gegenüber, dem er zeitweise auch Bilder abnahm, als niemand sonst sie haben wollte. Das starke Selbstgefühl des Grafen aber, der sich viel zu fein vorkam, um nur einfach als Käufer aufzutreten, ließ es zu keinem auf die Dauer gefunden Verhältnis zwischen ihm und den Künstlern kommen. Seine Nörgeleien und kränkenden Einwürfe, seine unwürdigen Forderungen und Bedingungen machten es den Malern unmöglich, länger bei ihm auszuhalten, als es irgend nötig war. Das war noch viel schlimmer als Jakob Burckhardts Dreinreden in Böcklins Baseler Museumsfresken, das ja diese beiden Männer für immer auseinander brachte. Denn Schack behandelte seine Künstler immer wie Akademieschüler, nicht wie Männer. Nie war ein warmer Ton in den Briefen, nie wirkliche ermutigende Begeisterung. Im besten Falle ein kühles Wohlwollen und eine nüchterne Zufriedenheit, wenn ihm etwas gefiel. Wenn ihm aber etwas nicht gefiel, was meistens der Fall war, wurde er redselig wie alle Besserwisser. Man wundert sich heute, wie Feuerbach diese unausstehliche Schulmeisteri schließlich solange ertrug, auch wenn man weiß, daß seine Mutter ihm Schacks Briefe nie im Original schickte, sondern nur auszugsweise in schonendster Form mitteilte unter Weglassung der allzu kränkenden Stellen. Die Tatsache, daß Schack ihm nie mehr direkt schrieb, sondern immer nur der Mutter, auch in Fällen, wo eine unmittelbare Antwort von Mann zu Mann unbedingt erwartet werden konnte, hat an sich schon etwas ungeheuer Kränkendes und eifig Zugetröpfes.

Ob Schack fühlte, daß es so eigentlich nicht ging, und ob er sich nur aus Verranntheit in seine vorgefaßten Meinungen und aus Rechthaberei der Mutter gegenüber Luft machte, so wie ein Schulmeister, der über den hoffnungslosen Sohn anständiger Eltern nur mit diesen verhandelt? Dem Maler der Nana-Bilder durch seine Mutter sagen zu lassen, er solle doch nicht immer nur ein und dieselbe Person zum Modell nehmen, bedeutet nicht nur eine absolute Verkennung des Charakters der Feuerbachschen Kunst — denn an dieser Person hat er doch seinen großen Stil entwickelt — sondern auch eine Einmischung in das Allermenschlichste des Künstlers, wie sie sich nicht einmal der vertrauteste Freund erlauben dürfte. Weil Schack in schwersten Zeiten dem Künstler beistand und, wenn wir mit den Worten seiner Mutter reden wollen, sein Retter wurde, diese That, ob interessirt oder nicht, gab ihm nicht das Recht, Feuerbach über seine Kunst Vorschriften zu machen. Wenn Fiedler jemals Hans von Marées fragte, weshalb er dieses oder jenes so oder so machte, geschah es, um sein Verständnis zu vertiefen, um sich innerlich zu bereichern, nicht, um Marées zu lenken.

Das Mäzenatentum, das der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts beschieden sein sollte, spielte sich von Anfang bis zu Ende auf deutsch-römischem Boden ab. Die Atmosphäre Roms, die Anschauung der großen Kunsttaten, zu denen Künstler und Auftraggeber in der Renaissance zusammengewirkt hatten, erzeugte auch in dem bürgerlich gewordenen Jahrhundert immer wieder den Wunsch, desgleichen zu tun. Bartholdy und Fürst Massini, Haertel und der König von Bayern, Wedekind und Graf Schack, alle glaubten sie eine große Tradition wieder aufzunehmen, und von gutem Willen beseelt waren sie alle, der eine etwas mehr, der andere etwas weniger. Wenn trotzdem das Ergebnis dem Wollen und den aufgewandten Mitteln gegenüber so verhältnismäßig gering erscheint, angesehen mit dem Blick auf die Geschichte der modernen deutschen Malerei, so liegt das einmal daran, daß die Künstler eine Aufgabe übernahmen, für welche die Zeit erst langsam reifte: den Monumentalstil, die große Wandmalerei — und sie ist doch das einzige Gebiet, auf dem sich bedeutende Aufträge geben lassen — konnte man nicht einfach aus dem Boden stampfen. Dann aber liegt es daran, daß, je weiter das Jahrhundert fortschritt, desto schwieriger sich das Einvernehmen zwischen Auftraggeber und Maler gestaltete, daß die unbedingte Freiheit des Schaffens beim modernen Künstler so wesentliches Lebenselement wurde, daß die Künstler lieber in ihre Armut und in die Unsicherheit der materiellen Existenz zurückkehren wollten, als sich auf die Dauer einem Zwange fügen. Es gab in Feuerbachs Leben wohl eine Zeit, wo er Monumentalaufträgen hätte gerecht werden können. Aber Schack verlangte

kleine Bilder. Und als die Monumentalaufträge dann schließlich kamen, die Wiener Decke und das Nürnberger Bild, war seine Kraft gebrochen, weil Italien ihm fehlte. Wände, wie sie Puvis de Chavannes zur Verfügung gestellt wurden, gab es für ihn nicht. Und auch an Hans von Marées, der sich doch der größten Schaffensfreiheit, dank Fiedler, erfreuen durfte, gelangte seit den Neapler Wandmalereien (1873) kein monumentaler Auftrag mehr. Auch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ging die glückliche Sternensunde für die deutsche Malerei nicht auf.

Wenn es so war, wenn das, was für die deutsch-römische Plastik in den Tagen Eduard Arnholts für Quailon und für die Bildhauerschule mit ihren freien Meisterwerkstätten am Pincio möglich war, wenn die Maler zusehen mußten, wie Privatmägene wie Franz Schütte in Bremen bei Hildebrandt und den Deutsch-Römern einfach Denkmäler bestellten und die Sache ganz von selber gut wurde, während es bei der Malerei nie glückte und auch alle Freskoaufträge an Hodler irgendwie scheiterten, so heißt das alles: Es ist für das Mäzenatentum kein Platz mehr im Umkreis der modernen Malerei. Der wahre Förderer, um von dem einzigen Mäzen, Konrad Fiedler, nicht nochmals zu reden, ist im modernen Leben der Sammler, der Käufer. Im Fall Schack ist das Problem akut und sichtbar geworden. Alle, die der modernen Malerei wirkliche Förderer wurden, haben die Kunst dadurch gefördert, daß sie Bilder kauften von Künstlern, die noch nicht anerkannt waren, daß sie sie in ihre Wohnung und in ihre Sammlung hängten und auf diese Weise langsam einen neuen Wert durchsetzten. Der einzige, der den andren Weg gehen wollte und durch geschickt erteilte Aufträge die Bildniskunst auf ein höheres Niveau heben und eine lokale Landschafterschule gründen wollte, war beziehungsweise kein Privatmann, sondern der Leiter einer öffentlichen Galerie. Die Verantwortung des großen Auftraggebers, wie Lichtwardt sie trug, übernimmt heute so leicht kein einzelner mehr, weil die persönliche Freiheit des Künstlers sich heutigen Tages der Öffentlichkeit, dem Museum, eher zu fügen bereit ist, als dem Mäzen, der für eigenes, nicht öffentliches Interesse bestellt. Und es will trotz allem scheinen, als habe auch Lichtwardt mehr von dieser Tätigkeit erwarten dürfen. Als Liebermann sein großes Professorenbild malte, mußte er ganz von vorn anfangen, es gab für dieses Kunstgebiet, für das „Doelenstück“ keine Tradition mehr, da München vor Leibls „Zischgesellschaft“ im Jahre 1873 nicht gemerkt hatte, was eigentlich möglich war. Bei der Situation des modernen Ausstellungswesens gegenüber einer Malerei, für welche die Ausstellung die einzig mögliche Publizität bedeutet, ist der Bildverkauf das nächstliegende Mittel der Kunstförderung. Wer für das vorhandene starke

Angebot an Bildern eine Nachfrage schafft, wenn auch erst nachträglich, bringt die Sache, die ihm am Herzen liegt, am besten vorwärts. Dies mag bedauerlich und im Vergleich mit andren produktiven Kunstzeiten ungesund erscheinen, aber die Tatsachen liegen so. Hätte der Sänger Faure, der Bariton der Pariser Oper, der berühmte „Hamlet“ und „Don Juan“, seinem Freunde Eduard Manet auch über das Hamletbildnis hinaus bestimmte Aufträge erteilt, so hätte er seiner Kunst wohl eher geschadet als genützt. Besteller und Maler, obwohl miteinander befreundet, hätten sich vielleicht nicht verstanden. So aber, da Faure eine große Zahl fertiger Werke seinem Freunde abkaufte, ganz gleich welchen Inhalts (war doch z. B. das vom Dargestellten abgelehnte Porträt Rocheforts darunter), war dem Schaffen Manets gebient, und er konnte weiterarbeiten mit der Beruhigung, daß die Leute mit der Zeit schon zu ihm kommen würden. Ob Faure ohne die Freundschaft zum Sammler geworden wäre, ist nicht auszumachen. Tatsächlich erwies sich sein Sammeln nicht nur als egoistische Tat und Spekulation, sondern als Förderung. Ähnlich erging es Renoir mit seinem Freunde Chocquet, der vom Porträtbesteller größeren Stils zum Sammler wurde, zu einem der feinsten, den es überhaupt gab, und der schließlich doch Cézanne durchsetzte. Ähnlich van Gogh mit Doktor Gachet — ähnlich noch vielen anderen. Manche der besten und charaktervollsten modernen Sammlungen verdanken ihr Entstehen solchen Künstlerfreundschaften, die sich meist ganz harmlos mit der Bestellung eines Porträts einleiteten. Es war ja nicht Eitelkeit, was Chocquet veranlaßte, sich und seine Frau ein paarmal von Renoir und Cézanne malen zu lassen. Chocquet empfand eben, daß dies die einzige Möglichkeit einer Auftragserteilung im modernen Leben darstellte.

Selbst in der Historienmalerei, soweit sie gut ist, liegen die Dinge ja kaum anders. Der einzige Auftrag, bei dem Menzel über die allgemeine Angabe des Themas hinaus gebunden war, die Darstellung der Krönung König Wilhelms in Königsberg, entpuppte sich, bei Licht besehen, als ein halbes Porträtbild, die Hunderte von Bildnissen, die er einzeln dafür malte, bedeuteten künstlerisch für ihn wohl noch mehr, als der historische Augenblick, den er festhalten sollte, und kosteten weitaus die meiste Aufwendung an Phantasie und Arbeit. Und Ähnliches hat er dann nie wieder gemalt. Aus der ganzen großen Zeit des siebziger Krieges gibt es kein Historienbild von ihm, trotzdem doch für diese Gattung ein ungeheurer Bedarf sich geltend machte. Der einzige historische Moment von damals, den er festhielt, war die Abreise des Königs zur Front, ein Straßenbild, ein Genrebild, wie er es auch sonst hätte malen können, und das nur durch den Titel mühsam zu einem Historienbild gemacht wurde. Menzel wäre wahrscheinlich sehr unliebenswürdig geworden,

hätte man Leistungen von ihm verlangt, für die kleinere Leute, die Anton von Werner e tutti quanti, da waren. Er als großer Künstler mußte frei sein und verzichtete auf Programme von anderen Leuten. Wenn seine Kunst am Herzen lag, der konnte ja seine Bilder kaufen.

So ist es geblieben in der modernen Zeit, der wahre Förderer ist der Sammler und der Käufer. Wohl gab es hin und wieder einmal eine mäzenatenhafte Freundeshandlung, die gar nichts verlangte, als daß der Malerfreund in Ruhe schaffen könne. Als Karl Haider, einer der Stillen im Lande, gar kein Verständnis und gar keine Käufer mehr fand, sorgten ein paar Freunde, August Pauly, der Münchener Zoologe und Dichter, und der Baumeister Karl Greinwald dafür, daß er bei Schliersee ein Häuschen und ein Atelier bekam, wo er in Frieden malen konnte. Und so gibt es gewiß noch manche stille Förderungen in der modernen Kunstgeschichte. Aber sie betrafen die ganz Großen nicht, die, auf deren Schultern die Entwicklung ruht. Dr. Linde in Lübeck, der den Wert Munch in Deutschland durchsetzte, war ein Sammler und wollte Bilder von Munch haben. In die Rolle des Munch-Förderers ist er erst langsam hineingewachsen. Und Ernst Seeger, der für Leibl in der Wirkung soviel getan hat wie kein Kunstfreund für einen anderen Künstler — immer mit Ausnahme Fiedlers — war auch Sammler und wollte Bilder von Leibl haben, und zwar möglichst viele, genau so wie die Sammler der modernen Richtung, die Köhler in Berlin und Kirchhoff in Wiesbaden und Garvens in Hannover und die Schweizer, und wie sie alle heißen, auch Bilder haben wollen zur Freude ihres Daseins. Der Kontrakt, den Seeger mit Leibl machte, von Unverständigen und Ubelwollenden nachträglich oft hämisch bekrittelt und der Spekulantensabsicht verdächtig, bedeutete für Leibl etwas ganz Ungeheures, etwas, wonach er sich sein Leben lang vergeblich gesehnt hatte: Die Freiheit. Die Unabhängigkeit von materiellen Sorgen. Als die beiden zusammenkamen, in der Mitte der neunziger Jahre, war Leibl eben noch so gut wie verschollen gewesen, niemand erinnerte sich, wie Leibl selbst schrieb, des lebendig begrabenen Leibl. Da, auf jener Sonderausstellung bei Schulte, sah Seeger Leiblsche Bilder, er kaufte, und es entstand dann jener Vertrag, nach dem Seeger alles, was Leibl noch malen würde, mit Ausnahme etwaiger Bildnisaufträge, kaufen wollte und zwar zu einem jedesmal im Einzelfall neu zu vereinbarenden Preis, nicht also wie bei Schack und Feuerbach, wo Schack einfach den Preis bestimmte, sondern unter Berücksichtigung etwaiger Preissteigerung, die in Leibls Händen lag. Nun konnte Leibl malen, was er wollte und wie er wollte, ohne immer daran denken zu müssen, ob's einer kaufte und wie er wohl die bei seiner Arbeitsweise besonders teuren Modellkosten aufbringen könne. Leibl hatte

sich im Anfang der neunziger Jahre ein wenig festgemalt, nach dem großen Mißerfolg des Bildschüßerbildes, das er halb aus Mut, halb aus Erkenntnis seiner Fehler zerschnitten hat, fehlte ihm die Frische der Anschauung und die Schwungkraft. Nach seiner Abmachung mit Seeger aber ging er dann wieder aufwärts. Er ward wieder frisch, er konnte reisen (damals zuerst war er in Holland und sah Rembrandt und Franz Hals!), und die neue Jugend und der neue Frühling, die über ihn kamen, zeitigten eine Reihe von Meisterbildern, in denen sich seine ganze Kunst erst erfüllte, jene herrlichen Mädchengestalten seiner letzten Jahre und eine Reihe monumentaler Bildnisse, darunter einige ganz prachtvolle nach seinem Freunde Seeger. Man kann sagen, daß ohne Seegers Dazwischenkunft Veibls Kunst ärmer wäre um einige ihrer reifsten und schönsten Früchte.

Seeger hat an seinem Besitz, besonders durch den Verkauf seiner Bilder an Köln, viel Geld verdient. Gut, das ist seine Sache. Als er in den neunziger Jahren die Sachen kaufte, wollte sie sonst niemand haben, und Veibl hatte kein Echo mehr. Daß die Bilder teuer werden würden, konnte niemand wissen oder garantieren, weder Veibl noch Seeger. Sonst hätten sich ja die Kunsthändler wohl der Sache bemächtigt. Wenn sich bei Seeger in den Wunsch, Veibl voranzubringen und ihm die Sorgen abzunehmen, die Erwartung mischte, das auf diese Weise ausgegebene Geld sei vielleicht eine gute Kapitalsanlage, so gehörte ein Kunstverständnis, ein Mut und eine Überzeugung dazu, wie sie andere Leute damals eben nicht besaßen. In aller Politik, auch in der Kunstpolitik, entscheidet der moralische Erfolg. Und der war, daß Veibls Kunst, dank der so gesicherten Freiheit, einen neuen großen Aufschwung nahm, und daß die deutsche Malerei reicher ward um manches vom Schönsten, das sie heute so kostbar macht.

Man mag es beklagen oder nicht, daß dieses so geschäftsmäßig nüchterne Vorgehen, hinter dem sich aber doch auch immer ein gut Teil Idealismus verbirgt, so unendlich viel segensreicher gewirkt hat als das ganze falsche Mäzenatentum des gepriesenen Schack — tatsächlich liegen die Verhältnisse so, daß bei solchem Vorgehen beide Teile am glücklichsten sind. Sammeln und kaufen, kaufen und sammeln ist heute die wirksamste Förderung von Kunst und Künstlern. Der nächste Schritt, daß ein verständnisvoller Händler sich durch solchen Vertrag die Produktion eines Künstlers, an den er glaubt, sichert, mag gefährlich scheinen. Ausweichen wird man ihm nicht können, und in Einzelfällen ist es schon Tatsache geworden. Was daraus wird, ist mindestens ebenso unklar wie das ganze Schicksal der modernen Malerei überhaupt.

Sieben Gestalten aus der Unterwelt

von Iwan Goll

Nachtwandlerinnen

Wie Wellen braunen Stromes wandeln wir längs am Asphalt,
Wie Wellen voll Ergebung, alle gleich an Schicksal und Gestalt.
Vielleicht, daß Vögel uns zu Häupten zwitschern: aber keiner
darf sie hören!
Der Schminke Schnee deckt dunkle warme Sehnsucht, ohne die wir wohl
zu Tode hören!
Es ist viel Rot auf unsrem Mund, und doch ist unser Wort so blaß,
Die Männeraugen stechen goldne Dorne tief in unser Fleisch wie Haß!
Als Louisdors umgaukeln Bogenlampen leuchtend unser Schreiten
Und streun ihr Licht wie Schaum um uns: das lassen wir wie Trost an
uns vergeiten.
O ihr in euren Häusern steif, ihr Schwestern lässig überm Boulevard,
Ihr alle seid in unsrer Wanderung mit eurem Blut, mit eurem Blick,
mit eurem Haar:
Nausikaa und Madame Bovary und Kaiserinnen und Madonnen,
Ihr Schämigen seid alle da und kommt aus tiefer Nacht geronnen,
Ihr aber wandert nur im Traum, und wir sind wach an unsrem Leid:
Wir sind ja alle Dirnen nur, bis einer kommt, der uns zu uns befreit!

Die Einsamen

Sie wandern täglich zum Boulevard und kehren täglich einsamer heim,
Sie blicken in jedes braune Aug' und möchten so gern einmal
Bruder sein,
Hingeben sich einem lächelnden Mund, o an ein fremdes Leid hinsinken!
Sie sind von denen, die immer im hochgeschlagenen Mantel frieren
Und vor den Kinos stehen bleiben und den großen Hotels, die im Abend
blinken,
Sie träumen selig Kinderland vor Konditorein und Juwelieren,
Ach sie möchten sich so an den liebenden Bruder verlieren!
Sie haben so eine Seele voll von dunklem Glück und Dank,
Die schaukelt wie ein offener Kelch im schattigen Dorngerank,
Draus Tränen und Tau träufelten viel, käm' nur ein leiser Wind vorbei,
O käme nur einer, ein wildfremder Mensch, und hörte ihren stummen
Schrei.

Die Betjungfern

Wenn die silbernen Glöcklein aus frühen Kapellen springen,
Huschen wir mit wehenden Schleiflein hinaus in den werdenden
Morgen

Und halten ans trockene Herz die Asche der langen Nacht geborgen,
Die uns wie Schnee auf die Augen fiel, und werden sie zum Opfer bringen.
Auch ist soviel Erinnerung ins ausgefüllte Verbuch gedrückt,
Im Weilschen, dünn und blaß wie Papier, einst in grandiosem Frühling gepflückt.
Wie Kerzen und Kelche heiß aus den kalten Kirchen stehen,
Fühlen wir dann ums morsche Kinn und die spizen Augen Rosenschein
brechen.

Was wissen die Schläfer in ihren Häusern von Tag und Gotteslust:
Um sieben, wenn sie erwachen, sind wir schon soviel Lebens bewußt!
Immer flattern wir mit den ersten Schwalben auf und wehen
Zum Einsamen und Allsamen, der nichts vergessen läßt und nichts vergehen.

Die Schläfer

Qual, die in den tiefgegrabnen Zimmern auferwacht:
Mit seinem Haupt zerstößt der Mensch die purpurnen Baldachine,
Und mit der blutigen Hand ersticht er die träumenden Engel der Nacht.
Es war umsonst. Es war umsonst. Der Alltag kraßt sich grau vor der
Gardine.

Es war umsonst, was sie mit aufgekerbtem Munde ausgescrien,
Es war umsonst, daß sie die Erde aufgewühlt mit müden Knien.
Wie Kandelaber brannten sie, verbrannten in ihren Finsternissen;
Und hätten sie die Sterne auch mit sich ins Chaos hingerissen:
Es war umsonst! Da steht mit seinem grauen Aug' der angezogne Tag
Und bricht das rostige Fenster ein und donnert plötzlich schweren Schlag.
Die Menschen stampfen und marschieren. Dampfwalzen stanzen.
Die Sonne überwölbt die Erdenhölle schon mit Schmerzgeglühten Lanzen.

Die Landstreicher

Daß wir arm und klein geblieben sind,
Daß wir im Wintermantel schlotternd durch die Avenüen wehen,
Gedrückt im Regen vor den Speisepallen stehen —
O daß wir seit Jahrhunderten noch stets dieselben sind:
Landstraßen stoßen uns mit heißem Staub von Ort zu Ort,
Und aus den Städten stoßen uns die Menschen wieder fort —
O daß wir noch am Leben sind:
Verzeihet uns!

Wir können nichts dafür, daß uns die Mutter tief in Schmach gebar,
Wir wünschen nichts als sterben dürfen: Aber auch der Sarg bezahlt
sich bar!

O daß wir noch nicht ganz vergessen sind:
Verzeihet uns!

Die Betteljuden

In ihren eignen Tempeln fremd, vor ihrem eignen Gott geduckt in
die Latare:

Sie warten immer auf das Wunderbare!
Der Augen Ampel sahl nach Osten hingedreht,
Ihr Zwirbelbart der Sehnsucht zittert zögernd im Gebet.
Sie sind enterbte Patriarchen, erdgewordene Traumgestalten,
Die durch den Vorstadtmorgen immer noch nach Engeln Ausschau
halten,

Und krönen sich die Stirn mit schwarzen Riemenbändern,
Täglich berechnen sie die Feste im Kalender,
Wo sie erbetteln werden ihre Gottesrente,
Und über sie herniederstürzen dunkle Sternensfirmamente.

Der Tröster

Einer in der Kathedrale,
Der war so aufgeworfen und stampfte mit tretenden Füßen
Und tobte mit irren Armen, als wollte er die Kuppeln stürzen,
Einer da oben, der kämpfte gewaltig mit seinem stummen Gott
Und tastete sich mit blinden Augen tief in den Himmel.
Einer droben bei der Orgel, über ihnen allen,
Der riß die Tausend empor, die an der Diele hockten,
Die in die Bänke sich drückten und die Säulen umschlangen,
Den ganzen Alltag der hergelaufenen Menschen riß er an sich:
Die bittere Jungfer, die ängstlich nach dem Hauschlüssel im Röckchen
langte,
Den Arbeiter, der plötzlich den Metallklang seiner Schmiede wieder-
erkannte,
Mädchen, die allen Trost für die kranke Schwester zu Hause sammelten,
Einer da oben,
Der kämpfende, der stampfende Mensch war allen so hingegen,
Daß er der tiefsten Erde ihre Klage entlockte,
Daß alle einen Augenblick ruhten von ihrem Schmerz,
Und daß der Dom sich öffnete und Gottes Stimme hereinrollte.

K u n d s c h a n

Die nordische Orientierung von Wilhelm Jansson

Die neue Machtverteilung in der Ostsee hat in einem Teile der deutschen Öffentlichkeit die Befürchtung hervorgerufen, die skandinavischen Länder könnten dauernd unter englischen Einfluß geraten und Werkzeuge einer antideutschen Politik werden. Im wesentlichen scheint sich diese Auffassung auf Äußerungen der schwedischen Presse und einiger schwedischen Persönlichkeiten zu stützen, deren Hinneigung zu Deutschland, deutschem Wesen und deutscher Kultur allgemein bekannt sind, und die durch die jetzt etwas plötzlich erfolgte Lösung der finnischen Frage überrascht sind. Sie hätten sich diese Lösung so ganz anders vorgestellt; in ihren Hoffnungen lebte ein Finnland im engsten Anschluß an Schweden, und nicht wenige von ihnen waren während der dreieinhalb Kriegsjahre nicht müde geworden, die Pflicht Schwedens zu einer Kraftanstrengung für die finnische Freiheit öffentlich zu betonen. Wir wissen, daß diese Aktivisten das Ohr der breiten Massen ihres Landes nicht hatten, und auch, daß sie außerstande waren, die schwedische Politik in ihrem Sinne zu beeinflussen. Es fragt sich nun, ob ihr Urteil über die schwedische Politik der Zukunft zutreffender ist, als über die Möglichkeiten schwedischer Politik im Kriege.

Zweifellos sind diese Fragen äußerst komplizierte, sie lassen sich nicht auf Grund vorgefaßter Programmsätze beantworten. Neben schwer einschneidenden wirtschaftlichen Interessen fallen alle jene Imponderabilien des geistigen Lebens ins Gewicht, die sich nicht systematisieren lassen, und die doch ihren starken Einfluß auf das Handeln der Völker wie der Einzelpersonlichkeit ausüben. Für Schweden trifft das noch mehr zu als für die beiden andern skandinavischen Länder, weil in seinen intellektuellen Kreisen „Stimmungen“ eine größere Bedeutung zu erlangen pflegen, als in Dänemark und Norwegen. Die Neutralität der Intellektuellen ist aber politisch unberechenbar, sofern sie nicht eine parteipolitische, das ist eine

sehr materielle Grundlage hat. Wie es sich damit in Schweden verhält, werden wir gleich sehen.

Offiziell haben die skandinavischen Länder sämtlich strikte Neutralität proklamiert, was bei jeder neuen Kriegserklärung wiederholt wurde. Die Sorge um die Neutralität war von dem Bestreben diktiert, sich auf keinen Fall in den Wirbel hineinziehen zu lassen; aber es fehlten weder Antipathien noch Sympathien, die bald zu der einen, bald zur anderen Gruppe der Kriegsführenden hinzogen. Im Gegenteil, sie waren im Übermaß vorhanden, und sie erschwerten oft genug den Regierungen die Bewahrung einer unparteiischen Neutralität. Wollte man beispielsweise das offizielle Norwegen für die stupid deutschfeindliche Haltung der meisten norwegischen Zeitungen verantwortlich machen, dann würden die Mittel und Methoden der Diplomatie für einen zufriedenstellenden Ausgleich kaum ausreichen. Glücklicherweise braucht man jene mehr Temperament als politischen Verstand bekundende Hege nicht auf die Goldwaage zu legen. Wer sich die richtige Perspektive zu ihrer Beurteilung sichern will, sollte in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ (zweites Buch) nachlesen, wie seinerzeit der Siebenjährige Krieg wie ein Blitz in das alltägliche, gemächliche Leben der Frankfurter Bürger schlug, sie in zwei Heerlager spaltete und sogar die Familien so heftig auseinander riß, daß Goethe selbst, dessen Eltern frösisch, dessen Großeltern österreichisch fühlten, die Nichtachtung oder gar Verachtung des Publikums, die ihm eine Zeit des Lebens anhing, auf diese Erlebnisse des Knaben zurückführte. „Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Taten, wo nicht geleugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und dartat, was er vermöge; und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja, daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff . . .“ Ich möchte diesen Goethespiegel besonders jenen skandinavischen Kulturkreisen empfehlen, die ihre Vorliebe für die Entente durch ihre große Liebe zu dem Deutschland Goethes zu verschleiern suchen, das sie nur durch willkürliche Konstruktionen in einen kulturellen Gegensatz zu dem heutigen Deutschland der Barbaren zu bringen vermögen.

Die offizielle Politik freilich muß andere Wege wandern. Für sie sind die politischen und wirtschaftlichen Interessen der Staaten und Völker, die sie vertritt, entscheidend. Die Proklamation der Neutralität im Kriege durch die in dieser Frage sich auf einmütige Parlamente stützenden nordischen Regierungen, entsprach vollauf diesen Interessen. Das kleine

Dänemark, das die regsten kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zu England und Deutschland unterhält und für seine Existenz direkt auf sie angewiesen ist, konnte nur durch die strikteste Neutralität im Kriege dem Schicksal entgehen, zwischen den Großmächten zermalmt zu werden. Daß es ihm gelang, verdankt es seiner Sozialdemokratie, die ihre Parteiinteressen entschlossen zugunsten ihres Volkes zurückstellte und dadurch eine bürgerliche Regierung am Staatsruder hielt, die politischen Weitblick und staatsmännische Fähigkeit zur Durchführung einer strikten Neutralitätspolitik besaß. Daß die Sozialdemokratie mit besonderer Entschiedenheit den bürgerlich-radikalen Scavenius deckte, dem die Leitung der auswärtigen Politik im Ministerium fahle anheimfällt, hat diesem klugen und verdienstvollen Manne die Lösung der Aufgabe erst ermöglicht, die oft genug durch parteipolitische Intrigen der innerpolitischen Gegner erschwert wurde. Sie war ohnehin schwer genug. Die preussische Agrarpolitik des Deutschen Reiches hatte Dänemark in den letzten dreißig Jahren genötigt, seine wesentlich aus landwirtschaftlichen Erzeugnissen bestehende Ausfuhr nach England zu leiten. Es vermittelte im Frieden außerdem einen Teil des Handels zwischen England und Rußland. Wirtschaftlich waren also seine Beziehungen zu England äußerst rege. Die Beziehungen zu Deutschland wurden durch die enge Nachbarschaft bestimmt, es empfing von hier viele Rohstoffe für seine Industrie und konnte auch einen Teil seiner Erzeugnisse auf den deutschen Markt abstoßen. Die kulturellen Beziehungen wiederum waren zu Deutschland sehr lebhaft, und es ist keine Übertreibung, daß dänisches Geistesleben und Wesen erst über die deutsche Sprache Gemeingut der zivilisierten Welt wurden. Daß dänische Gegner Deutschlands gelegentlich darin eine Gefahr für die selbständige Fortentwicklung der geistigen Produktion des Landes gesehen haben wollten, soll der Vollständigkeit halber nicht verschwiegen werden. Eine Bedeutung erlangten derartige kleine Ingredienzen der politischen Agitation nicht.

Dagegen fielen geschichtliche Erinnerungen an die Kämpfe zwischen Deutschland und Dänemark schwerer ins Gewicht. Rein äußerlich kleben sie zwar an 1864, und die politische Propaganda benutzte immer die Reminiszenzen an den Krieg und noch mehr an die preussische Dänenpolitik in Nordschleswig nach dem Kriege für ihre Zwecke, ganz besonders jetzt während des Weltkrieges. Wer sich ein unbefangenes Urteil bilden will, muß weiter zurückgreifen. Der rote Faden der im dänischen Volkstum anzutreffenden Animosität gegen das Deutschland führt in die Jahrhunderte vergangener Kämpfe zurück, aber er ist in den letzten Jahrzehnten immer schwächer geworden. Daß er noch nicht gerissen ist, liegt an der deutsch-preussischen Politik und an ihrer Methode der bürokratischen Schifane.

Ganz anders geartet sind die Verhältnisse Norwegens, dessen Beziehungen zu Deutschland nie die gleiche Bedeutung bekommen haben wie zu England. Für seinen Verkehr mit der Außenwelt und sein wirtschaftliches Leben ist Norwegen auf die See angewiesen. Dieses Volk von zweieinhalb Millionen Seelen hat die viertgrößte Handelsflotte der Welt. Einer seiner Hauptausfuhrartikel, Fische und Fischereierzeugnisse, ist ebenfalls dem Meere entnommen. Als seefahrende Nation wie durch seine geographische Lage kommt es ganz von selbst in den innigsten Verkehr mit Großbritannien, mit dem es nicht nur Wirtschaftsgüter austauscht, in dessen Dienst vielmehr seine Handelsmarine lohnenden Erwerb findet. An diesem Verhältnis könnte sich nur dann wesentlich etwas ändern, wenn England seine Bedeutung als Welthandelsvolk einbüßen sollte. Dieser Gedanke ist eine Utopie, an die außer den Alldeutschen niemand glaubt, deren Verwirklichung draußen auch niemand wünscht. Auch die unverkennbare Tatsache, daß die große weltwirtschaftliche Entwicklungskurve der Zukunft sich vom Westen über den europäischen Kontinent nach dem fernen Osten neigt, kann die Bedeutung der hauptsächlichlichen Seehandelsvölker, wie der Briten, wohl herabmindern, aber nicht ausschalten. Norwegen mußte die Welt von seiner geographischen und wirtschaftlichen Lage aus betrachten und sah sich daher zu einer offenen anglophilen Orientierung genötigt. Daß seine offizielle Politik im Kriege die Neutralität auf ihre Fahne schreiben mußte, hat weniger mit den weltwirtschaftlichen Konsequenzen seiner Lage gemein, als mit seiner staatlichen Schwäche und seinen innerpolitischen Verhältnissen, die ihm die Fernhaltung von politischen Abenteuern zur unbedingten Pflicht machten. Immerhin mag hier registriert werden, daß „*Lidens Tegn*“, eine vielgelesene große Tageszeitung in Christiania, schon zu Beginn des Krieges eine offene Orientierung an Englands Seite forderte und die eingeschlagene Neutralitätspolitik als weder Fisch noch Fleisch bekämpfte. Es ist nicht angebracht, diese Idee nur als die Ausgeburt einer krankhaften Germanophobie anzusehen, sie war nur eine politische Torheit, weil sie hinsichtlich des Kriegsausganges auf das falsche Pferd setzte. Im übrigen aber entsprach sie durchaus den wirtschaftlichen Tatsachen, die die Existenz der norwegischen Nation gewährleisten.

Daraus erklärt sich auch manche norwegische Maßnahme im Kriege, die in Deutschland als Verletzung der Neutralität empfunden wurde. So die Indienststellung der Handelsflotte für Zwecke der Entente, die in Wirklichkeit gar nicht erst zu erfolgen brauchte, weil schon im Frieden die norwegischen Schiffe den Warenaustausch der Alliierten, insbesondere Großbritanniens, vermitteln halfen. Es sind mit wenigen Ausnahmen nicht Linien dampfer, mit ein für allemal festgelegten Fahrten, sondern sozusagen

Loohnschiffe, die mit Stückgut oder im „timecharter“ gehen, wohin sie lohnende Fracht bekommen. Wie ein Fuhrmann auf dem Lande sein Fuhrwerk für Tag oder Fuhr verdingt, so vermietet der norwegische Reeder sein Schiff. Der Kriegsausbruch änderte hieran nur so viel, daß überseeische Fahrten auf Deutschland nicht mehr übernommen werden konnten, weil England es nicht zuließ. Und die englische Flotte beherrschte das Meer. Und ähnlich so lag es beim berüchtigten Fischereiabkommen. Fünfundachtzig v. H. der norwegischen Ausfuhr beanspruchte England mit der Begründung, daß es nur dann die Rohstoffe: Garn für die Netze, Öl und Kohle für den Schiffsantrieb, liefere, wenn es die auszuführenden Erzeugnisse des Fischereigewerbes erhalte. Als Vertrag konnte dieses Abkommen nur gegen Deutschland gerichtet sein, und es entsprach deshalb nicht den Anforderungen der Neutralität. Aber die Lieferung selbst als unneutral zu bezeichnen, geht entschieden zu weit. Es ist wichtig, sich diese wirtschaftlichen Tatsachen zu vergegenwärtigen, wenn man die skandinavische Zukunftsrechnung aufstellt.

Die Darstellung steht scheinbar im Widerspruch zu der in Deutschland vor dem Kriege landläufigen Auffassung, wonach die Norweger eine ausgesprochen deutschfreundliche Nation waren. In Wirklichkeit waren sie weder für noch gegen Deutschland. Sie waren nett zu den deutschen Touristen, hoch und niedrig, die ihnen Geld ins Land brachten, und in Anlehnung an einen Vers Heines könnte man sagen: „Auch Viktualien nahmen sie an — verschmähten keine Spende.“ Daran erinnert noch das massive Frithjofsstandbild, das auf steiler Höhe an der norwegischen Küste aufs Meer hinauslugt und ein prächtiges Wahrzeichen dessen ist, was ich die moderne militaristische Plastik nennen möchte: aber gerade deshalb hat sie keine inneren Beziehungen zum Gemüt des norwegischen Volkes. Die norwegischen Sympathien für Deutschland, soweit sie überhaupt vorhanden sind, galten dem Deutschland der Dichter und Denker und nicht dem modernen Weltvolke in Waffen, das sich einer Welt von Feinden erwehrt. Daraus erklärt sich auch, daß jene Sympathien sich fast ausschließlich in einem Kreise von Schriftstellern und Intellektuellen regten, die stark unter dem Einfluß des älteren Björnson, des Pangermanisten, standen, aber gleich ihm sich weniger für den politischen als für einen Kulturgermanismus begeisterten. Darunter kann jeder verstehen, was er will, und jeder fühlen, was er im Herzen hat, ohne daß politische Verpflichtungen entstehen.

Nun zu Schweden. Es hat mehrere Jahrhunderte um die Herrschaft in der Ostsee gerungen, sie zeitweilig besessen und erst seit 1809 sich mit der Rolle des bedrohten Zuschauers begnügen müssen. Seit dem genannten Jahre hat Schweden keine eigentliche außenpolitische

Orientierung gehabt, die höhere Ziele erkennen ließe. In seiner Unionspolitik erlitt es schmachlich Schiffbruch, was nicht ohne Bedeutung für die Beurteilung der künftigen Möglichkeiten eines einigen Nordens ist. Die Volksklassen, die im Vordergrunde der Unionskämpfe in beiden Ländern standen, haben inzwischen allerdings an Bedeutung verloren. Das gilt besonders für Schweden, wo der feudale Großgrundbesitz in den militärischen Traditionen des Großschwedentums noch lange dahinglebte, nachdem die Voraussetzungen längst entschwunden waren. Er leitete aber noch bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts die Staatsverwaltung, und seine politische Orientierung war in den Unionskämpfen überall fühlbar. Er wurde von der modernen kapitalistischen Wirtschaft abgelöst, deren Klassen nun um die Herrschaft ringen und mit dem Zwiespalt der innerpolitischen Probleme so stark beschäftigt sind, daß die auswärtige Politik zur Zeit lediglich ein Rest der inneren parteipolitischen Kämpfe ist. In Norwegen mobilisierte Björnson, der Vater, das Bauerntum zum Kampfe gegen die großschwedische Unionsherrschaft, und er trug den Sieg davon. Aber es ist unverkennbar, daß nunmehr ein kapitalistisches Bürgertum die Herrschaft im Lande ausübt, das seine eigenen Wege geht und sich seinen Interessen entsprechend einrichtet. Daher sind in Norwegen die Wege der auswärtigen Politik weit übersichtlicher als in Schweden, wo alles in Gärung und von endgültiger Klärung noch weit entfernt ist.

Bis zum Kriege waren die deutschfreundlichen Strömungen in Schweden stark, und Professor Steffen konnte noch 1912 in der von Branting herausgegebenen Monatschrift „Tiden“ offen für eine deutsche Orientierung der schwedischen auswärtigen Politik eintreten, ohne Widerspruch zu finden. Im Jahre 1916 wurde er auf Betreiben Brantings der gleichen Anschauungen wegen aus der Sozialdemokratie ausgeschlossen. Die Zuspitzung des persönlichen Verhältnisses zwischen den beiden heutigen Antipoden reicht zur Erklärung des Vorfalles nicht aus. Vielmehr ist der Fall Branting-Steffen typisch für die Plattform, auf der heute in Schweden auswärtige Politik gemacht wird. Ich greife ihn deshalb heraus.

Vor dem Kriege fühlte sich ganz Schweden von den russischen Rüstungen bedroht, und was über die russischen Absichten im hohen Norden in die Öffentlichkeit drang, steigerte die Befürchtungen in allen Parteien. Die Landesverteidigung wurde zur brennendsten innerpolitischen Frage. Die Konservativen vertraten die Forderungen der Militärs, was für die Parteien der Linken Grund genug war, diese Forderungen zu bekämpfen. Aber man kam über die Tatsache der russischen Gefahr nicht hinweg und mußte sich zur Einsetzung einer großen interparlamentarischen Kommission bequemen, um eine eingehende Reform der Landesverteidigung durchzuberaten. Die Sozialdemokratie gelangte während dieser Be-

ratungen zu einer völligen Verleugnung ihres Militärprogramms, indem sie erweiterten Rüstungen prinzipiell zustimmte, während das Programm Entwaffnung forderte. Da man aber unsicher war, ob man militärisch der russischen Großmacht gewachsen sein würde, hatte die Sozialdemokratie seit Jahren die Politik der auslandspolitischen Neutralitätsverträge empfohlen, teils als Ergänzung der Rüstungen (Branting), teils als Ersatz derselben (die antimilitaristischen „Jungen“). Steffen zog die Konsequenzen aus der Lage. Er baute auf den wachsenden deutsch-russischen Gegensatz und folgerte, daß Deutschland ein Anwachsen der russischen Macht in der Ostsee im eigenen Interesse nicht dulden könne, woraus dann seine Forderung der Anlehnung an die Mittelmächte sich leicht ergab. Diese Forderung fand keinen Widerspruch; und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sie nach Lösung der Rüstungsfrage eine aktuelle Bedeutung in der sozialdemokratischen Politik bekommen hätte, wenn nicht inzwischen der Krieg ausgebrochen wäre.

Es amtierte gerade eine Kampfregierung des Königs gegen das parlamentarische System, das von der Linken vertreten wird. Der Kriegsausbruch brachte die Annahme der Militärvorlage und für eine Weile den parlamentarischen Burgfrieden. Als aber nun die Aktivisten mit ihrem Programm: für Finnland gegen Rußland, Anlehnung an Deutschland, auftraten und in der konservativen Presse, bei den führenden Militärs und zum Teil wohl auch in der Regierung Sympathien fanden, insbesondere aber den Hof mit der tatkräftigen Königin auf ihrer Seite hatten, wehte der Wind von der andern Seite antideutsch. Branting, dessen außenpolitisches Programm der Neutralitätsverträge mit der Verletzung der belgischen Neutralität wie ein Kartenhaus zusammengebrochen war und den die frankophilen schwedischen Strömungen seiner Jugend (sein politischer Lehrmeister, Hedin, ließ sich in die Tritolore gehüllt beerdigen!) wieder ganz in ihren Bann zogen, schlug sich nach anfänglichem Zögern vollständig auf die Seite der Entente. Je mehr Fürsprecher Deutschland in konservativen Kreisen bekam, je heftiger wurden seine Ausfälle gegen Deutschland; seine einstigen Freunde in der eigenen Partei, die für Deutschland eintraten, wurden auf sein Betreiben hinausgeworfen, und unter fortgesetzter Betonung seiner Neutralität, die ihn dem Gelächter der Gegner preisgeben mußte, legte er sich für einen ententistischen Kurs seines Landes fest. Es ist das tragische Schicksal dieses nicht unbegabten Politikers, der zugleich eine imposante Persönlichkeit ist, daß die auswärtige Politik eine innerpolitische Parteifrage geworden war, in der man immer das Gegenteil dessen zu tun hat, was der Hauptgegner für richtig hält. Die Liberalen, die er im Laufe der Jahre gut einerzogene, haben seit Karl Staaffs Ableben immer mehr die Regungen zu einer selbständigen Politik ver-

loren und leisten ihm nun, bis auf wenige Ausnahmen, willig Gefolgschaft.

Während also die deutschfreundlich orientierte Richtung sich ihre Haltung von der russischen Gefahr diktieren ließ, die im Laufe des Krieges infolge der deutschen Siege immer mehr zusammenschrumpfte, akzeptierte die Linke mehr oder weniger offen das ententistische Eintreisungsprogramm gegenüber Deutschland. Als im Jahre 1915 von Paris und London aus der dauernde Wirtschaftsboykott Deutschlands proklamiert wurde, proklamierte man den Gedanken des russisch-englischen Transitverkehrs über Schweden, der im Kriege große Bedeutung für die Entente erlangt hatte, als eine dauernde Einrichtung des künftigen Friedens. Dieser Gedanke begegnete in Schweden großem Interesse auch über die Kreise hinaus, die sich westlich orientiert hatten. Einflußreiche Schichten des Wirtschaftslebens hielten die Gelegenheit für günstig, eine sichere Position auf dem russischen Markte zu erobern, und sie wurden in dieser Auffassung von dem offiziellen Rußland bestärkt. Hofrat Markoff, dieser besondere Typ des russischen Agenten, veröffentlichte in der Zeitschrift des schwedischen Exportvereins einen Aufsatz, der in bunten Farben die Riesenaufgaben der schwedischen Industrie auf dem russischen Markte entwarf. Ich konnte damals feststellen, daß Herr Markoff im Frühjahr 1914, wenige Monate vor Kriegsausbruch, vor einer erlauchten Versammlung im deutschen Reichstagsgebäude als Vertreter des russischen Finanzministeriums Wort für Wort die gleichen Ausführungen gemacht hatte, nur mit andern Ein- und Ausfuhrziffern und dem Unterschied, daß damals Deutschland an Stelle von Schweden als der große Zukünftige auf dem russischen Markte genannt wurde. Von England aus wurde diese Agitation wirkungsvoll unterstützt, damit durch Schaffung von schnellen Fährschiffverbindungen zwischen England-Schweden und Schweden-Rußland der englisch-russische Güter- und Personenverkehr in großem Maßstabe über Schweden geleitet werden könnte. So wurde das schwedische Industrie- und Finanzkapital für diese Pläne gewonnen, bei denen man auf Deutschland um so weniger Rücksicht zu nehmen brauchte, als die russische Gefahr durch die militärische Leistung Deutschlands inzwischen für absehbare Zeit ausgeschaltet schien. Der Minister des Außern, Wallenberg, selbst ein Sprößling der erfolgreichsten Finanzdynastie des Landes und persönlicher Vertrauter des Königs, vertrat die gleiche Auffassung und wurde deshalb der besondere Schützling der Linken, die ihn zuvor wütend bekämpft hatte. Im Ministerium kam es zu schweren Zerwürfissen, weil Wallenberg durch weitgehendes Entgegenkommen gegenüber englischen Kriegsforderungen Vertragsschlüsse mit England zustande bringen wollte, die als Anfang der neuen Orientierung gedacht waren. Die deutsche Politik in Stockholm

hat diesen Vorgängen gegenüber verlagert; sie verfolgte mit großem Eifer die Aufgabe, aus Schweden materielle Gegenwartsgüter herauszuholen, anstatt Bausteine für die Zukunft zu legen, und fand da in Herrn Wallenberg einen angenehmen Gegenpartner, der aus seiner Börsenpraxis her sich auf diese Geschäfte verstand. Daß er als alter Routinier dabei zwei Eisen im Feuer hatte und in Hausse und Baisse gleichzeitig spielte, entging der deutschen politischen Vertretung. Die Folge war, daß der deutschfreundliche Flügel des Kabinetts Hammarströmd an die Wand gepreßt wurde, weil Deutschland als der immer nehmende, England als der zum Geben bereite Teil dargestellt werden konnte. Im März 1917 war das Kabinett, nicht zum mindesten infolge dieser Intrigen, zum Sturze reif, und nur durch einen Zufall gelang es Herrn Hammarströmd, zu verhindern, daß Wallenberg ihn nicht als Ministerpräsident ablöste, was dem vollständigen Siege der Ententisten gleichgekommen wäre. Das darauf folgende konservative Parteiministerium Svarz-Andman ermöglichte der deutschen Politik das bisherige Fortwursteln für weitere sechs Monate, bis dann ein westlich orientiertes Kabinett Edén-Branting die Geschäfte übernahm.

Unterdessen war die russische Gefahr völlig überwunden. Aus tausend Wunden blutend, löste sich das Zarenreich in ein allgemeines Chaos auf. Die Machtverhältnisse an der Ostsee hatten sich zugunsten Deutschlands verschoben, was durch den Frieden von Brest-Litowsk auch denen klar wurde, die es bis dahin nicht gesehen hatten. Für Schweden war aber zuvor die plötzliche Wendung in der finnischen Frage als besondere Überraschung gekommen. Dreieinhalb Jahre hatten die Finnen schwedische Hilfe in ihrer Not erwartet und schließlich die Hoffnung aufgegeben. Sie wußten, daß die Mehrheitsparteien des schwedischen Reichstages andere Wege gingen, daß Wallenberg mit der Auffassung von einem schwedischen Finnland als „dem Igel in der Hosentasche“ nicht allein stand, und sie suchten nun in Anlehnung an Deutschland die Selbständigkeit und Freiheit ihres Landes sicherzustellen. Durch den Vertrag mit Finnland hat Deutschland die Einspannung Schwedens in den Ententerring unmöglich gemacht und seine Interessen in weitestmöglichster Weise wahrgenommen. Gleichzeitig hat es Finnland die staatliche Unabhängigkeit gesichert, die dieses allein gegen einen künftigen großrussischen Druck nicht würde verteidigen können. Beider Interessen sind also gleichmäßig gewahrt.

Die Wirkung in Schweden ist noch nicht geklärt. Zunächst antwortete die westlich fühlende Presse mit einer Schlammflut von Schmähungen gegen Finnland, das man angeblich als freien Staat in einem nordischen Bunde hatte begrüßen wollen und nun als „deutschen Vasallen“ wiederfinde. Damit kann man den Finnen nicht imponieren, denn die gleiche

Presse hat bis zum Herbst 1917 emsig betont, daß Finnlands Interessen unlösbar mit denen Rußlands verbunden seien und deshalb keine Bestrebungen zur Losreißung Finnlands von Rußland unterstützt werden dürften. Wichtiger sind die Stimmen, die von der gesteigerten Machtsstellung Deutschlands in der Ostsee eine Stärkung der nach England hinneigenden schwedischen Strömungen befürchten. Leon Junglund in „Nya Dagligt Allehanda“ geht noch einen Schritt weiter, indem er eine westliche Orientierung Skandinaviens in den Bereich der Möglichkeit zieht.

Diese hätte freilich zuerst eine Einigung im Norden zur Voraussetzung. Und da kann von vornherein festgestellt werden, daß zur Verwirklichung der skandinavistischen Idee ein westliches Orientierungsprogramm völlig unmöglich wäre. Dänemark kann und wird — ganz unbeschadet seiner sonstigen Stellung zum Skandinavismus — sich auf ein solches Abenteuer niemals einlassen, sofern Deutschland es nicht durch ein unkluge künftige Politik zwingen sollte, Hilfe bei England zu suchen. Die Motive für eine England und Deutschland gegenüber neutrale Stellung Dänemarks glaube ich oben hinlänglich skizziert zu haben. Sie zugunsten Deutschlands zu verstärken, liegt in deutscher Hand und ist ohne nennenswerte Opfer zu erreichen. Norwegen wäre freilich für eine englische Orientierung Skandinaviens zu haben, ob es aber für Skandinavien zu haben ist, nachdem es vor dreizehn Jahren die Union sprengte, ist äußerst zweifelhaft. Schweden selbst wiederum ist außerstande, sich dauernd von Deutschland abzuwenden, weil seine starken Interessen in der Ostsee nach der Neugestaltung der Machtverhältnisse in diesem Meere nur im Einvernehmen mit Deutschland wahrgenommen werden können. Wohl war England die letzten Jahre vor dem Kriege Schwedens bester Abnehmer, aber Deutschland folgte als zweiter mit Aufträgen, die ganze Industrien, beispielsweise die Exportsteinindustrie und die Exporteisengruben, beschäftigten. Für seine Interessen auf den Märkten des Ostens wird Schweden künftig mehr denn je auf ein freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland angewiesen sein. Solange das alte Zarenreich als Machtfaktor in der Ostsee in Betracht kam, konnte die Erwägung: Rußland oder Deutschland für Schweden möglich erscheinen. Nach der Ausschaltung Rußlands an seine Stelle das Britenreich zu setzen, ist unmöglich, schon weil dieses in der Ostsee keine Macht ist. Wahrscheinlicher ist, sobald sich die Verhältnisse auch auf den verbleibenden Kriegsschauplätzen geklärt haben, die Formel: Deutschland und England, das heißt man wird eine ähnliche neutrale Politik einschlagen müssen, wie Dänemark. Auf einer andern Grundlage ist die Einigung des Nordens undenkbar. Und sie ist die einzige Grundlage, die Konflikte mit den beiden übermächtigen noch riva-

listierenden Reichen verbütet. Den gegenwärtigen Machthabern in Stockholm geht das Bewußtsein dieser Lage anscheinend noch ab. Aber sie werden es sehr schnell selbst feststellen müssen, sobald sie an die Lösung der Einzelfragen herangehen.

Nur fragt es sich, ob überhaupt mit einer Lösung der nordischen Einheitsfrage in absehbarer Zeit zu rechnen ist. Ich glaube daran nicht mehr. Der vielversprechende Anfang, der mit der Zusammenkunft der drei Könige in Malmö 1915 gemacht wurde, hat keine nachhaltigen Folgen gezeitigt. Die Not des Krieges, die Drangsalierungen, denen sich die nordischen Staaten durch die kriegsführenden Großmächte ausgesetzt fühlten, führten zu dem Versuch, ein einheitliches Zusammengehen nach außen zustande zu bringen. Der Versuch wurde seitdem dreimal wiederholt, aber der Erfolg war doch mehr negativ als positiv. Es erwies sich eben, daß die Interessen nicht in allem gleich liefen, daß die geographische Lage und die politischen Möglichkeiten der einzelnen Staaten die gemeinsame Aktion erschwerten. Kaum, daß man es zu einem einheitlichen Protest gegen solche Übergriffe der Kriegsführenden brachte, über deren Art und Wirkung Meinungsverschiedenheiten kaum bestehen konnten. So blieb der Hauptwert dieser Zusammenkünfte auf die gegenseitige Information beschränkt und vielleicht auch, was sich zur Zeit der öffentlichen Diskussion entzieht, auf die Verbütung von Schritten des einen oder andern Staates, die Konsequenzen für den ganzen Norden nach sich gezogen hätten. Von weitergehenden Vereinbarungen im Sinne des Skandinavismus kann bis jetzt keine Rede sein, sofern man nicht den organisierten Warenaustausch, eine Normmaßnahme, dazu rechnen will.

Solche Vereinbarungen müßten sich auf die auswärtige Politik, Handels- und Wirtschaftspolitik, die Sozialpolitik, die Rüstungsfrage und ähnliches beziehen. Aber in allen diesen Fragen gehen die Einzelinteressen noch so stark auseinander, daß selbst die mehr theoretische Verständigung auf Schwierigkeiten stößt, wie die interparlamentarischen Beratungen über die Sozialpolitik beweisen. In der Wirtschaftspolitik hat Schweden im Kriege einseitig und zuungunsten der beiden andern Kontrahenten den einheitlichen Münzfuß durchbrochen. Der handelspolitische Ausgleich zwischen dem freihändlerischen Dänemark und dem schützjöllnerischen Schweden gehört ebenfalls zu den schwierigeren Problemen des Skandinavismus, und vollends sind die vielen Fragen einer gemeinsamen Auslands politik der Lösung ferner denn je. Man braucht beispielsweise nur an die früheren Unionskämpfe zu denken, wo selbst die Frage der konsularischen Vertretung Gegenstand langjährigen Zankes war, um die hier ruhenden Schwierigkeiten zu ermessen. Diese Fragen nehmen sich in Christiania anders aus als in Stockholm oder in Kopenhagen, und umgekehrt. Als warmer An-

hänger der nordischen Einheitsidee mag man das bebauern, kann aber doch nichts tun als die einfachen Tatsachen registrieren.

Die deutsche Politik, die an diese Fragen herantritt, muß sich allerdings immer gegenwärtig halten, daß die Idee des Skandinavismus lebt und daß sie auf manchem Gebiete des praktischen Lebens bereits Früchte trägt. Das Zusammenwirken des Großkapitals, der Banken und Reedereien ist eine Tatsache von Bedeutung. Arbeiter-, Arbeitgeberorganisationen, interparlamentarische Gruppen, Kunst und Wissenschaft haben mehr oder weniger feste organisatorische Stützpunkte gemeinsamen Schaffens auf ihren Gebieten aufzuweisen. Im bürgerlichen Recht wurden in den letzten Jahren einheitliche Grundsätze durchgeführt (Rechtsstellung des unehelichen Kindes usw.). Das alles zu berücksichtigen ist für die deutsche Politik nicht unwichtig, wenn sie nicht Gefahr laufen will, sich Ziele zu setzen, die undurchführbar bleiben müssen, weil sie mit skandinavischen Gesamtinteressen kollidieren.

Im übrigen sehe ich für den deutschen Einfluß im Norden keine andere Gefahren als solche, die Deutschland selbst durch eine nachlässige Politik heraufbeschwören könnte. Die jetzt in der Ostsee errungene Stellung ist so stark, daß sich der Einfluß von selbst ergibt. Seine richtige Auswertung ist allerdings Sache des politischen Faktors, aber auch der Zielsetzung, die sich von Bevormundung unbedingt freihalten muß. Schulmeister und Vormünder sind wenig beliebt.

Synthese

Ein Dialog von Leo Greiner

Eduard: Du gibst zu, mein Freund, daß du vor dieser Tragödie „Seeschlacht“ des jungen Reinhard Goering andersgeartete Wirkungen verspürtest, als die aufmerksame Betrachtung neuer Dichtung sie sonst dir wohl zuträgt. Du gestehst, daß dieser Dichter, plötzlich erschienen, vieles hinter sich zurückläßt, was gerechter Erwägung und fördernder Liebe genug erschien, und fandest es armselig, daß manche sich mühten, durch Feststellung von Talent und Prüfung des Gelungenen und Misratenen das Werk vor einer Gerichtsbarkeit festzuhalten, der es sich durch irgendein Umfassendes seiner Existenz wesentlich zu entziehen scheint. Trotzdem bist du voll Gegenwehr und ohne Mut vor dem, womit du dich auseinandersetzen mußt. Du fühltest, wie diese Dichtung nicht

bloß greifendes Leben und, gleich mancher ähnlichen, erst in der Rückschau auch Geist sei, wie vielmehr jedes fortschreitende Wort, jeder ihrer Augenblicke, kaum daß er dich als Leben angefallen, sich zu Geist nicht verflüchtigt, sondern mit erschreckender Schnelligkeit zu Geist gerinnt: so daß am Ende einer mächtig flutenden Sichtbarkeit, wie am Ende eines großen Lebens, ein Geistblock aufgerichtet ist, festgefügt und durch kein Werkzeug zu zerbrechen. Bist du wirklich klein genug, das Geheimnis jener Art Ganzheit zu fürchten, die durch Fehler ihrer Teile nicht mehr aufgehoben werden kann?

Richard: Ich glaube allerdings, daß das Ganze nur durch seine Teile bestehe, und lasse mich nicht durch die überkommene Ehrfurcht vor Geheimnissen um den unbegrenzten Genuß meines Lebens betrügen. Ich bin immer bereit, zu bekennen: der Erlöser kommt!, aber ich weise es von mir, einen neuen Peiniger auf den Sockel zu heben. Denn deine „Ganzheit“ ist nichts als das Böse, das es unternimmt, unterm Scheine von Ideen und Bildern uns um unser faßliches Selbst zu bringen und, indem es uns eine „höhere“ Freiheit verspricht, uns um die spürbare Freiheit, als da ist: Himmelsblau, Schlüsselblume, Bett, Pferd und Straße, zu bestehlen. Dein „Ganzes“ verleumdet mein Erhos. Denn alle Sittlichkeit bewegt sich nur in den Teilen, hängt sich mit Inbrunst an Gefühle und Strebungen, wittert aus Dunkel nach Gipfeln. Dein Ganzes aber lächelt Hohn herab auf meine schweifende Weltliebe und setzt den Hochmut der Vollkommenheit gegen das Blutend-Sterbliche in mir.

Eduard: Es ist gut, daß du von dem Vollkommenen redest, so läßt sich ein Irrtum sogleich berichtigen. Wäre wirklich das, was ich das Ganze nenne, dem Vollkommenen gleichzustellen, so wäre es keines Blickes, geschweige denn einer Leidenschaft würdig. Das Vollkommene ist ein Gesang, ein Vers aus einer alten Göttersage, deren Götter lang gestorben sind, und für den Erwachsenen ein Ammenmärchen und Kinderschreck. Das, was ich unter dem Ganzen meine, ist aber kein Wunschzustand jugendlicher Träume, sondern eine Tatsache, nackt, elementar und unbehauen, keine Nachahmung eines vorgestellten Gottes, sondern ganz gottlos und so wirklich, wie Blut, Nerven, Eingeweide wirklich sind. Das Vollkommene ist fließend und ohne Zusammenhalt, dies Ganze aber ist fest, gut, aus hartem, griffigem Stoffe und braucht sich weder vor Propheten noch vor Kriegern zu schämen. Es gleicht einem Löwen, auf dessen Rücken ein kleines Lamm blökt. Wenn ich es wage, von der „Seeschlacht“ dieses jungen Goering als von einem Ganzen zu sprechen, so geschieht es nicht in Vermessenheit, sondern: weil ich, selber ganz, ohne Pathos der Wertenden bin (oder ohne die Wertsetzungen der Pathetischen); weil ich weiß, daß auch diese Ganzheit nur akzidentell und

nicht mehr als ein Merkmal ist. Aber freilich sind Merkmale nichts, was den Dingen anfliegt, sondern die liebenswertesten, blumenhaften Zeugen ihres Wesens. Auf diese Weise kehrt jede Erkenntnis zu ihrem Ursprung zurück, und nichts scheint mir beglückender als die süße Wildheit solchen Kreislaufs mitahnend, mitstürmend zu erleben. Ist es nicht wie Geisterstimme aus einem Brunnen, wenn ein diebisch hingeflüstertes „Nur“ sich zu einem „Doch“, zu glückseligem „Dennoch!“ heraufklärt, wenn statt von der heulenden Frage: „Wo seid ihr?“ alles voll Antwort ist und Rede steht: „Hier, da und dort, hier sind wir, wir kommen!“ und stellt sich freudig bei dir ein?

Richard: In dem, was du sagst, ist noch die Mühe merkbar, etwas, was du nicht weißt, so hinzustellen, als wüßtest du es. Oder du gründest einen Blumenladen, in welchem Begriffe feilgehalten werden. Oder du umarmst ein schönes Weib, dessen Augen unter deinem Griffe brechen. Wenn ich dich aber nach ihrem Namen frage, so entgegnest du verschämt: Sie heißt die Idee der Ganzheit. Vergib, aber ich mitraue jedem, der die Kompetenzen vermischt, um dem eigenen Gerichte zu entgehen.

Eduard: Darin tust du dir selber unrecht, mein Freund. Daß du mitraust, hat seinen Anlaß nicht in Gelegenheit oder Laune, sondern in deinem Geiste selber, der so zusammengesetzt ist: sich immer und überall betrogen zu fürchten, von den Dingen sowohl als von den Worten, und, da jeder meint, sein Messianisches zu haben, dieses in der Richtung asketischer Unbesieglichkeit und der Macht und List über die Dinge sucht; während ich eher geneigt bin, anzunehmen, die Welt sei vollendet wahr und ich der einzige, der einer Lüge fähig und von Lust zur Lüge befeen sei. Da hast du das Gegenstück zu meinem Blumenladen: das Fleischergeschäft, in welchem aus Geschäftsmoral chemisches Eiweiß verabreicht wird. Nun aber vergib auch du mir, wenn auch etwas anderes: nämlich daß ich Mittel anwende, um dich zu entkräften, die dein sind und nicht mein, während es mir doch darum gehen sollte, nicht deine Anschauungen, sondern eben deine Mittel zu bekämpfen, diesen Puritanismus, mitten auf der Wegstrecke zwischen gesundem Menschenverstand und visuellem Pathos. Es sind dies die Mittel der Klugheit, jener Tugend des Geistes, die das vergangene Jahrhundert wie kein anderes in menschlichen Gehirnen hochgebildet hat. Diese ist die stärkste Waffe, die der Mensch sich schuf, als die Dinge, in ungeheurem Flusse strömend, in Steigerungen aufgehäuft, ihn zu überrumpeln und zu knechten drohten. Es gab nun keine Vielfalt, die er nicht übersah und in Worten ausdrücken lernte, und nichts war so schnell, daß er, voraneilend, es nicht früher mit Gefängen seines Triumphes am Ziele empfing.

Richard: Da ich doch so schnell bin, wie du sagst, bin ich am Ziele, indes du noch redest; wenn auch an einem andren, als das ist, welches du dir gesteckt hast. Ich hasse die Bauenden, die aufs „Ganze“ gehen, und dann das Haus, welches sie aufgerichtet haben, verödet stehen lassen. Darum sage ich dir: Jene Klugheit, die du verhöhnst, ist nicht weniger als die höchste Inbrunst, deren der Mensch fähig ist. Sie ist die Sonne des Menschlichen, welche die Jahreszeiten der Geschichte hervorbringt. Es erschüttert mich nicht, daß sie es war, die einst auf dem Hügel Golgatha brannte. Parabeln lügen. Aber zutiefst bewegt es mich, daß sie immer noch kreist, wo Vulkane im Schlafe stehen, und mit unnachgiebiger Hitze das Erdreich aufreißt, die inneren Feuer zu befreien.

Eduard: Es gibt zwei Arten der Klugheit: die revolutionäre und die beschwichtigende. Jene sucht ihren Hunger zu stillen, diese ihre Satttheit zu erhalten. Beide aber gleichen sich darin, daß sie Zustände sind. Bringe den Revolutionär in eine gesättigte Atmosphäre, so wird ihn dennoch hungern. Gibst du aber dem Bürger nichts zu essen, er wird trotzdem aufs Amt gehen. Und tut er es nicht, wohl ihm, daß er sich endlich gefunden hat. Vielleicht sitzen in den Amtszimmern mehr Revolutionäre, als auf den Tribunalsthühlen der Menschheit, auf denen sich viele Bürger niedergelassen haben. Unter den Revolutionären sind Schlächterbäuche, und in dämmrigen Bürgerstuben sitzen, denkerisch vergrämt, Propheten und Heilande. Du wirfst jenen nicht ihre Satttheit, diesen nicht ihren Hunger nehmen, die beide ewig sind und unabhängig vom Zufall der Zeitläufte.

Richard: So willst du damit sagen, daß unser Kampf um die Besserung der menschlichen Zustände zwecklos sei?

Eduard: Keineswegs! Nur daß ich ihn selbstverständlicher empfinde und nicht unter dem Druck eines so hitzigen Pathos. O ich wollte, ich könnte alle Liebe zu den Menschen vom Pathos entgiften, das oft mehr Liebe sagt, als Liebe ist, und dithyrambisch im Unbedingten schweift, während daneben Weiber und Kinder an der Seuche der Zeit sterben! Du aber witterst sogleich einen Quietisten oder Gleichgültigen, wo einer kommt, der beschreibt und nicht beschwört. Beschwöre ich dich denn, von deinem Kampfe abzulassen? Oder hältst du Beschwörungen für ein taugliches Mittel, eine Änderung zu bewirken an dem, was ist? Alle Dinge, die sind, sind so stark wie der Tod. Darum hasse ich nicht das Bewegte und möchte es antreiben, damit es immer noch bewegter, reicher, vielfältiger, zerstörender sei! Seltsam, daß der Zweck, nach dem du fragst, dich beseuert, während er mich lähmt und zunichte macht.

Richard: Ist, was du sprichst, deine Wahrheit? Immer schon empfand ich in dir etwas Lauerndes, das unterm Schein von allerlei Be-

deutungen sich den Entscheidungen entzog, nie aber fühlte ich es so klar wie in diesem Augenblicke. Es gibt etliche, Libertiner der Klugheit, die glaubten täglich etwas andres; da entschlossen sie sich, als sie sich für wesenlos erkannten, zu einem summarischen Verfahren: nun glaubten sie alles auf einmal. Deshalb vermögen sie auch alles, sei es, was es sei, zu verteidigen oder, wenn sie Lust dazu haben, zu entwurzeln. Denn für beides strömen ihnen die Gedanken zu, die ihnen locker sitzen und durch nichts aufgehalten werden können. Solltest du dich insgeheim zu diesen ges schlagen haben, während ich mich, Narr der Gerechtigkeit, auf den Sklavenmärkten und in den Quartieren der Bresthaften herumtrieb?

Eduard: Ich kenne sie wohl, von denen du redest, arme Davongelaufene, denen ihre Klugheit zu einem Wasserkopfe angequollen ist. So wahr der Skeptiker der Gläubigste ist, wenn seine Stepis in Eiter gerät, geht er doch unter die Astheten und läßt Wasser ins Bassin. Wie wäre Snobismus auch möglich, als vor oder hinter allen Zweifeln? Wenn du mich aber mit jenen vermischt, so taucht eine Vision vor mir auf, eine Schädelstätte vieler Gekreuzigter, und ich schaue Leid und Schmach der Zeit wie durch einen Kristall, dessen Licht mir noch die Augen ausstechen wird. Du hast von dem Maskenspiel der Polaritäten vernommen, vom ewigen Wechseltanz der Farben und Gewänder, vom verführerischen Chaos der Ähnlichkeiten. Urfeindschaft herrscht zwischen den entgegengesetzten Dingen, aber sie ist dennoch nicht groß genug, daß diese sich nicht gegen den Menschen verbündeten, seinen Geist zu zerstören. Nichts sieht einander so ähnlich, als was sich ausschließt (sagt der Denker in den philosophischen Zirkeln). Aber indem ich dieses dem Denker nachspreche, empfinde ich bereits die Nähe einer drohenden Vernichtung: das Banale, des Allgemeinsten ähnlichster Widerpart und dienende Maske, drängt sich mit unzüchtigen Gebärden vor den verführten Geist und sucht ihn weit vor dem Ziel mit Zauberspiel und Irrwahn zu verderben. Aber solcher Vernichtungen gibt es viele, denn es gibt viele solcher Maskeraden, noch dunklere, dichtere, giftigere, die dich auf endloser Nebelebene im Kreise locken, bis du mit blutenden Füßen zu Fall kommst. Mancher zog aus, seinen Feind zu erschlagen, und tötete unerkannt seinen liebsten Bruder, und mancher nährte ein Kind in seinem Hause, das ihm, in der Dämmerung der Dinge, ein Gleiches tat. Nahe, im Raum und in den Zusammenhängen, steht das Feste bei dem Zerfließenden, das höchste Böse bei dem höchsten Guten, das zu Fallende bei dem zu Entfaltenden, und da die Gegensätze einen Teil ihrer Merkmale gemeinsam haben, und zwar den Teil, der dem Urteil der Wertenden unterliegt (während der andere, der nicht gewertete, orphisch-hell, wolkenhaft-geteilt im Raume schlummert), so wimmelt die Welt von Empörern, die in Sadgassen Morbio! schreien,

von Heilanden, die niemand erlösen, von Schwindlern, die sich selbst begaunern, von politischen Außenseitern, Einsamen, Sportsleuten, Theosophen, Querulanten, Schauspielern und Satirikern, die das Neue predigen (welches das ewige Alte ist): alles Epigonen, die dem Schicksalszwang zum Ewig-Gleichen entfliehen möchten. Alle aber wollen sie nicht, was sie sich selber zu wollen scheinen: sondern das dicht Danebenliegende; das Feindlich-Ahnliche; das Gegensätzlich-Verschleierte, das, indem sie es nicht erkennen, unterdessen hinter Gewölke und Vorhängen täuschend verborgen bleibt. Die Technik, das Primitive, die Gruppenbildung sind beispielsweise solche Seiten der Dinge, hinter denen die Synthese lauert. Indem man sich ihnen hingibt, glaubt man, sie zugleich zu begreifen. Doch man begreift sie nur, indem man sich ihnen nicht hingibt. Sondern sich Rechenschaft darüber legt: was sie sind und wohin sie führen. Aber das Gleiche gilt vom Menschen. Es gibt kein Glück des Menschen, noch eine Besserung seiner Zustände, ohne das Wissen um den Menschen. Wieder, wie in andern großen Augenblicken der Geschichte, muß der Mensch sich der allgemeinen Verfassungen bewußt werden, unter denen er lebt, und seine Rechnung mit dem Schicksal in Ordnung bringen. Das Schicksal ist nicht unveränderlich, schon das Christentum hat es verändert. So versuche er denn nun, wieder die Kompetenzen abzugrenzen, die Gemarkungen zu legen, und gründe frische Siedlungen im eroberten Raume. Er hat Gott abgeseßt, was ihn nicht hindern wird, Gott zu verehren: Er mache ihn zu seinem ersten Beamten.

Richard: Wenn ich mir einen Dichter denke, der nach deiner Vorschrift verführe, so gliche er einem Menschen, der eine Verfassung ausarbeitet, und mehr einem Astronomen als einem Poeten. Was du aber sagen willst, scheint zu sein: möge der Mensch lieber von den Astronomen, als von den Psychologen lernen. Zwar ist auch die Astronomie eine Wissenschaft von den Teilen, aber sie nimmt Erden und Sonnen als gegeben an, als menschlich durchforscht und zergliedert. Hier aber liegt dein Irrtum. Denn immer noch ist das einzelne zackig, brennend, vielgestümmt wie zur Zeit der Entdecker und Künstlerpsychologen, und das Mikroskop ein irdischeres Instrument als das Fernrohr, dessen ungeschlachtet, einsames Auge ausdruckslos ins Leere starrt. Allein ich wette, daß du in diesem jungen Goering einen von denen siehst, die solch ein Niefeneinglas gegen den Jupiter richten.

Eduard: Darin hast du vielleicht unrecht, sicher aber — recht, so im Gewöhnlichen. Denn während ich von so vielen unwirklichen Dingen sprach (und was wäre leidvoller als über die Dinge reden! Welch ein Gefängnis ist doch dieser Schein von Unendlichkeit und wie frei ist man im Endlichen!), während ich so sprach, fühlte ich freilich gleichsam hinter

meinem Rücken solch einen Bliß Wirklichkeit, der einem so viel Unwirklichkeit erträglich macht. Ich meine eben jene Tragödie „Seeschlacht“. Kein Zweifel, ein Erstling nur, auftauchend, vielleicht rasch verfliegend, wer weiß, ohne sichere Kennzeichen der Unbedingtheit (denn sie ist ohne Seligkeit, ausweichend vor der letzten Rechtfertigung), ist sie dennoch irgendwie da, voll jenes beglückenden Anhauchs „Zum erstenmal“, unleugbar und wohl gesichert, vertraut mit sich selber, gut, fleischig, fruchtbar, höchst geistig durch ihre Natürlichkeit und Treue zum Festen. Bistig, vielgestichtig, proteushaft handhabt sie ihre lebendige Dialektik, das Maskenspiel der Gegensätze bis zum Irrwischtanzen entfesselnd, trotzdem nie undeutlich, weil sie noch die Verwirrung selbst unter den klarsten Begriff vom Leben subsumiert, nie abstrakt, weil die Gangarme eben dieses Lebens den Geist, der ihnen entweichen will, liebend-herrisch festhalten, so daß er sich murrend ins Haus begibt. Hier sind keine „stilisierten“ Matrosen, weil hier kein Feingeist ist, der ihnen die Rücken ausgekämmt hätte, bevor er sie präsentiert, noch sind hier „Typen“, Destillate des Intellekts aus einer Wirklichkeit, die selbst halb oder mehr aus dem Intellekte kommt. Sondern hier sind „Kerle“, unleugbar „Kerle“, zuverlässig gemischt, wie der Zufall sie zusammenträgt, Hengste, Angstmeier, Sacharbeiter, Denker – Volk, derb, schlau und vertraulich. Bloß für diesmal nicht beim Tanzen, für diesmal nicht hinter der Scheune. Graue Landschaft dehnt sich, unterschiedslos, ohne Gras und Tier. Wie sind sie dahingeraten, wer hat sie dahin gebracht? Es ist ein wenig windig, man muß sich die Ohren verstopfen. Meer? Aber Meer kennen sie ja, besser als Mutter und Schwester, das ist nicht Meer. Vielleicht ist das Frageland oder Geierland oder Sterbensland, wer kann es wissen. So sah die Gegend des Prometheus aus, auch wenn hier keine Felsen stehen, das ist die Landschaft derer, die sich für ihre Wahrheit kreuzigen ließen. Einige meinen: Das ist uns gleichgültig, Befehl ist Befehl, aber andre meinen das Gegenteil und beginnen zu zittern oder zu träumen, zu tanzen oder zu keuchen, als ständen sie nicht an dem gleichen Ort, sondern liefen, liefen, ohne aufzuhören. Die Wirklichkeit wird unter einen so hohen Druck gestellt, daß ihr Gewebe sich verschiebt, wie Luft, komprimiert, ihren Aggregatzustand verändert. Das Geisterhafte tritt hervor, Ausdruck des Tags scheint geprägte Rede, Erlebnis Traum, Gespräch von Kerls wie ein Gausen geistiger Formeln. Aber es ist immer nur wie ein Provisorium, ein Spannungsverhältnis, eine Bereitschaft zur Rückkehr. Denke dir ein Wunder! Vater tritt durch die kleine Eisentür des Panzertums, macht sie weit auf, damit Luft durchzieht, klopft seinem Jungen auf die Schulter, bringt Tabak, Speck, Brot und einen Gruß von Hause, aus Dingskirchen. Ja, da wäre Meer wieder Meer, Wort Wort, Wein Wein, und die Datteln auf Samoa

wieder Datteln. Aber leider! Das Wunder geschieht nicht, die Dinge sind im Zuge. Geist scheint durch Leben hindurch, wie Blut durch den Gral: Lieb Vaterland, heißt es da, was, was hast du mit uns noch vor? Da steht du die Sprengkraft am Werke, die diese Wirklichkeit zerstört. Aber glaube mir, das Anstreichen eines Schwefelholzes, das an dem Kopf der kurzen Pfeife blakt, könnte sie wiederherstellen.

So ist das Verhältnis von Wirklichkeit und Unwirklichkeit in dieser Tragödie. Ich gebe zu, sie ist ein Fall, nicht denkbar ohne diesen Stoff. Krieg herrscht, und das vergrabene Schwert, das eine schicksalsgläubige Menschheit einst über ihrem Haupte hängen fühlte, ward ausgescharrt, und blüht allzu sichtbar, allzu nackt über den Köpfen von Technikern, Beamten und Börsenjobbern, von jenen andern, dem Schicksal näheren, als da sind: Bauern und Arbeiter, ganz zu schweigen. Wieder wagt es der Mensch, ohne Hinterhalt, ja ohne Scham, das Tragische seiner Gattung zu bekennen. Die großen Worte, sonst unter Trümmern unübersehbarer Tatsachen verschüttet und nur noch von Priestern und Zeremonienmeistern zelebriert, erheben sich gegen den schüchternen, unfeiertäglichen Menschen, der sie, selbst wenn er mit sich allein ist, nicht zu gebrauchen wagt. Uns aber sei Bekenntnis immer ein letztes, kein erstes: etwas, was die Struktur unsres Lebens nicht bestimmt, sondern krönt, weil uns plötzlich bewußt wird, daß Sterne sind, Nachbarschaften, Zerteilungen. Wäre ich mehr, als ich bin, und um meiner Überzeugung willen zum Sterben verdammt, so wollte ich das Wort Schicksal nicht eher in den Mund nehmen als eine Minute vor meinem Tode: dann aber so, daß mein Richter sich erböte, an meiner Statt zu sterben. Denn Schicksal ist ein Hauch, kein Stein. Wenn du einen Stein hebst, deinen Nachbar zu treffen, ist das Schicksal? Aber wenn du angehaucht bist, stehst du wie der erblindete Faust: auf freiem Grund vor freiem Volk.

Richard: Was du da sprichst, ist schon eher zum Greifen. Auch ich habe das Sein immer dem Müssen vorgezogen. Du sagst: Wenn ich mehr wäre, als ich bin. So sage ich: Wenn ich ein anderer wäre, als ich bin, ich könnte meine Heiligkeit vergessen, und dir profan-segenlosem Arbeiter zustimmen. So aber bekenne ich dir, weil mir Bekenntnis nun einmal das erste ist: ich werde dich bis aufs Blut bekämpfen.

Eduard: Immerhin. Parallele treffen sich — du verzeihst die Ironie — im Unendlichen. Trotzdem laufen sie, als wüßten sie dies, gleichmäßig, denn es gibt einen Augenblick, in dem ihr Ziel im Unendlichen ihnen bewußt wird. Erinnerst du dich des Schlusses der „Seeschlacht,“ als der eine Matrose, sterbend, sagt: „Wir haben gut geschossen, aber wir würden auch gut gemeutert haben?“ Wie könnte er sterben, bevor er dieses ausgesprochen hat? Aber wahrhaftig, gäbe es hier einen Richter, und ich wäre dieser

Richter, ich stürzte jammernd zu Boden und schrie: Nehmt mich! Bemannt das Schiff, das auszieht, und gebt ihm den Befehl! Denn so wahr ich Recht gesprochen habe nach Wissen und Gewissen: Wissen und Gewissen sind nichts angesichts der Erkenntnis, die dieser vielleicht fassen könnte, dürfte er weiterleben. Es ist ein Entsetzen in diesem Worte „gut,“ in diesem Hinabtreiben der Prädikate, in diesem Hinaufjagen des Adverbialen. Nihilismus? Rückzug aufs Einfachste? Wieder ist Maskenspiel dahinter! Nihil oder πάντα. Aber nichts ist größer zu denken: als daß πάντα aus dem Nichts hervorbräche. In dieser „Seeschlacht“ ist solche Drohung oder, wenn die Umstände uns günstig sind, solche Verheißung. Es ist Sache des Blühes, dies zu entscheiden.

Zu „Expressionismus in der Dichtung“

von Hermann Hesse

Der Edschmid'sche Aufsatz über „Expressionismus in der Dichtung“ mußte eine Diskussion auslösen. Wir geben im folgenden Hermann Hesse und Alfred Döblin das Wort zur Erörterung und Richtigstellung des Problems, die es rund genug ansehen, um jede historische und psychologische Einseitigkeit vermeiden zu können.

Die Redaktion

Die Schriftleitung der „Neuen Rundschau“ läßt mich ein, etwas auf Edschmid's Aufsatz im Märzheft dieser Zeitschrift zu erwidern. Aus eigenem Antriebe hätte ich das nicht getan. Ich habe jenen Aufsatz mit Vergnügen gelesen, ich bin mit ihm einverstanden.

Aus der Stellung aber, welche viele zu Edschmid's Artikel und zu allen programmatischen Äußerungen der Expressionisten einnehmen, witterte ich eine gewisse Verstimmung, eine Art von Furcht und Mißbehagen. Diese Stimmung gilt der Polemik im Auftreten der Jüngeren und dem unbekümmerten Wegwerfen, Verachten oder Nichtkennen von Werken und Werten, welche wir zu schätzen und zu lieben gewohnt waren.

Hier freilich ist Antworten leicht. Der historische Überblick über die nun eben zu Ende gegangene schlimme Niedergangszeit der Dichtung, den Edschmid andeutet, wird ja zum Teil von ihm selbst wieder korrigiert. Er gedenkt der öden Zeiten des Impressionismus, und findet einige Seiten später ein Liebeswort für Glaubert. Er schreibt, unten auf der fünften Seite seines Aufsatzes, die schönen Worte über „Weltgefühl“, welche dort so klingen, als sei dies Weltgefühl eine Sache des Expressio-

nismus und als habe es Ähnliches seit langem nicht mehr gegeben — einige Zeit später aber fällt ihm doch der Name Hamun ein.

Ungerecht im Verschweigen oder Nichtkennen ist Edschmid aber in allem, was er über die neuere (jetzt also soeben vergangene) deutsche Dichtung sagt. Daß er die bürgerlichen Maßstäbe und Probleme nicht ernst nehmen kann, fühle ich ihm lebhaft nach — aber hat wirklich unsere Dichtung in den Zeiten seit der Romantik aus nichts anderem bestanden als aus „Ehegeschichten, aus Tragödien, die aus Zusammenprall von Konvention und Freiheitsbedürfnis entstehen, aus Milieustücken“ usw., wie er es darstellt? Und ist wirklich Stefan George der einzige deutsche Dichter zwischen Novalis und Wedekind, dessen Name einem bei einem raschen Überblick einfallen darf?

Hier geht es Edschmid nach seinem eigenen Wort: „An diesen sekundären Dingen (womit Stilfragen und die Technik des Einzelausdrucks gemeint sind), nicht an den Zielen, scheitert gewöhnlich die Diskussion.“ Nämlich aus der ganzen Dichtung der letztvergangenen Jahrzehnte hat nichts ihm Eindruck gemacht als George, weil der allein sich von seiner Zeit in den äußerlichen Dingen der Wortwahl usw. unterschied. Sätze Edschmid unterm Kleide das Herz, so fände er die trostlose Literatur dieser Zeiten gar nicht so leer und tot. Und wie konnte er, gerade er, kein Gefühl für Richard Dehmel haben! Edschmid schreibt über die Zeit des Impressionismus: „Versuchte man Kosmisches, ward es nicht erreicht, blieb im Fallen —.“ Das mag richtig sein, auch im Blick auf Dehmel, Mombert und andre. Aber ich kann bei aller Liebe durchaus nicht finden, daß bei den Expressionisten (man denke an J. R. Becker) das Gefühl des Kosmischen sich anders als in ekstatischem Fallen äußere.

So könnte man lange fortfahren. Edschmid tut dem Historischen unrecht auf jeder Seite.

Es fragt sich aber, ob wir mit dieser Feststellung nicht wieder ihm bitter unrecht tun? Hat er denn die Aufgabe übernommen, eine objektive Tatsachenweisheit zu geben? Will und soll er denn etwas anderes als das: seinen Glauben aussprechen, seinen Gott verkündigen, seine Liebe ausströmen?

Das hat Edschmid getan. Er hat ausgesprochen, daß für ihn „Expressionismus in jeder Kunst, in jeder Tat“ sei.

Für ihn nun hat der Name „Expressionismus“ sakralen Wert. Vielleicht nimmt er an, daß bei anderen der Name „Impressionismus“ ebenso wirke und gelte, und vielleicht gibt es das. Jedenfalls ist dies glühend fromme Eingeschworensein auf einen Namen ein Stück Jugend. Und von der Jugend, wenn wir sie lieben wollen, fordern wir nichts, als daß sie jung sei. Der Sturm gegen Namen und gegen selbstgemachte ge-

schickliche Konstruktionen ist etwas Jugendliches, ist nicht nur eine Art oder Unart, sondern ein Recht und Trieb der Jugend (die man ja nicht nach Kalenderjahren zu zählen braucht). Ob ich Goethe den großen Frommen nenne, oder den großen Heiden, oder den Expressionisten, oder sonst irgendwie, das ist lediglich Sache meiner Gefühle. Ich kann jede Kunst, die mich ergreift, göttlich nennen, oder kann sie expressionistisch nennen, es ist mein Recht.

Und so hat Edschmid auch das gute Recht, eine Kunst abzulehnen, sie nicht schätzen und nicht kennen zu wollen, von der er vermutet, daß sie die Merkmale der bürgerlichen Epoche trage. Ihm selber ist es so gegangen, daß man zu seinem Erstaunen einst seine ersten Novellen expressionistisch nannte. Er wußte damals nichts von Expressionismus. Zahllosen früheren Künstlern ist es ebenso gegangen — sie machten impressionistische Kunst, ohne etwas von Impressionismus zu wissen. Neben alledem aber existiert in der Kunst aller Zeiten auch noch ein zeitloser Geist, ein Weltgefühl ohne Zeitprägung und ohne Alter. Wenn einst, sagen wir in hundert Jahren, jemand diejenigen Gedichte aus der Zeit von 1850 bis 1910 zusammenstellt, in denen er dieses zeitlose Weltgefühl findet, so wird vielleicht nicht manches von Stefan George und nicht manches von den heutigen Jüngsten dabei sein, vielleicht aber dies und jenes von Dichtern, welche heute als „Impressionisten“ gelten.

Der Hauptunterschied zwischen Impressionisten und Expressionisten in der Dichtung scheint mir im Augenblicke der zu sein, daß der Impressionist seinen Namen von fremdher aufgeprägt erhält, der Expressionist ihn selber wählt.

Im Streit um die Kunst ist es wie in allem Streit um Meinungen. Man versteht einander nicht, solange man einander nicht liebt. Einander lieben aber kann man nur, wenn man die Welt mehr in sich selbst erlebt als im Äußeren. Man liebt nicht Objekte, sondern die Objekte sind willkommenener Anlaß für unsre Seele, ihre wärmste Kraft, das Lieben, strömen und spielen zu lassen. Mir ist es nie begreiflich gewesen, daß man ein Gedicht nicht lieben könne, weil es von einem Franzosen oder Japaner stammt, daß man einen Menschen ablehnen könne, weil er Katholik, Jude oder Konservativer ist. Ich liebe Dostojewski anders als ich Goethe liebe, und Kornfeld anders als Mörike, aber es wäre mir unmöglich zu sagen, welchen ich mehr liebe. Ich liebe jeden in dem Augenblicke, wo er mich angeht, wo ich ihm gehören, ihm zuhören kann — ein andermal könnte ich es nicht, wäre er kein Leiter für meinen Strom.

Und so habe ich an mir in vielen Lesestunden erfahren, daß man sehr gut Gottfried Keller und auch Werfel lieben kann. Ich kann mit Hölderlin einen Tag im Garten glücklich sein, und kann in Schickles „Denkmal“ Seiten finden, die mich reich beschenken.

Und auch ich sehe „Expressionismus“ überall da, wo Kunst mich tief und groß anruft. Denn für mich, in meiner ganz privaten Theologie und Mythologie, nenne ich Expressionismus das Erklängen des Kosmischen, die Erinnerung an Urheimat, das zeitlose Weltgefühl, das lyrische Reden des einzelnen mit der Welt, das Sichselbstbekennen und Sichselbsterleben in beliebigem Gleichnis.

Dieser Expressionismus ist es, zu welchem in dem ganzen nicht polemischen Teil seines Aufsatzes auch Edschmid sich bekennt. „Niemand ist gut, weil er neu ist. Keine Kunst ist schlecht, weil sie anders ist.“ So sagt Edschmid.

Und wenn er nicht überall so zu tun scheint, wie er sagt, so ist auch das ein Recht seiner Jugend. Jugend hat es schwer, sie ist voll von Kräften und stößt aller Enden an Regeln und Konventionen. Der Sohn haßt nichts so sehr als die Regeln und Konventionen, in denen er den Vater befangen sieht. Ein Faustschlag ins Gesicht der Pietät gehört zu den Taten, ohne welche man nicht von der Schürze der Mutter loskommt. Und da nun die junge Generation eine ganze jahrzehntealte bürgerliche Welt hinabsinken fühlt, unter deren kleinlicher Rute sie aufwuchs, frohlockt sie mit Recht.

Daß inmitten dieser hinabsinkenden Welt das Gute und Eigene auch da war, daß diese sterbenden und gestorbenen Onkel keineswegs lauter schöne Lustspielfiguren waren, daß während dieser ganzen bürgerlich impressionistischen Zeit in hundert Herzen das zeitlose Feuer brannte, das zu wissen, das anzuerkennen, dafür dankbar zu sein, ist nicht Sache der Jungen.

Wohl aber ist es Sache derer, die jene Zeit und Kunst mehr miterlebt haben, sich nun nicht irre machen zu lassen. Sache der Älteren ist es, freier, spielender, erfahrener, gütiger mit der eigenen Liebesfähigkeit zu verfahren, als Jugend es tun kann. Alter findet immer leicht die Jungen altklug. Aber Alter ahmt selber immer gern die Gebärden und Arten der Jugend nach, ist selber fanatisch, ist selber ungerecht, ist selber alleinseigmachend und leichtbeleidigt. Alter ist nicht schlechter als Jugend, Lao Tse ist nicht schlechter als Buddha, Blau ist nicht schlechter als Rot. Alter wird nur gering, wenn es Jugend spielen will.

Es gibt Kunstredner und Schnellläufer, die immer auf der Höhe sein wollen. Die ihren Böcklin verkauften, um einen Veibl zu haben, und den Veibl für einen Picasso tauschten. Wer zu diesen gehört, ist unbelehrbar. Er wird heute den Hauptmann, morgen den Ibsen, übermorgen den Goethe aus seiner Bibliothek werfen und die Lücke schamhaft verhüllen.

Und andere können es nicht vertragen, daß heut etwas anderes gelten soll als gestern. Sie werden furchtbare Schwüre tun, daß ihnen eher die

Hand abfaulen soll, ehe sie ein Buch von Werfel lesen oder in ein Stück von Kornfeld gehen.

Andre, unter denen ich gern meine Freunde sähe, werden über diese beiden lachen können. Sie werden die Liebe nicht verleugnen, die sie zu Storm, zu Keller, zu Dehmel, zu Herman Bang haben, und werden eben darum einen Klang aus der Welt der Jüngeren, der sie mahnend und rührend trifft, gern in sich aufnehmen. Warum denn nicht? Denn mit der Liebe ist es gerade so wie mit der Kunst: wer das Größte ein klein wenig zu lieben vermag, der ist ärmer und geringer, als wer am Kleinsten aufglücken kann.

Es ist wunderbar mit der Liebe, auch in der Kunst. Sie vermag, was alle Bildung, aller Intellekt, alle Kritik nicht vermag, sie verbindet das Fernste, stellt das Älteste und Neueste nebeneinander. Sie überwindet die Zeit, indem sie alles aufs eigene Zentrum bezieht. Sie allein gibt Sicherheit, sie allein hat recht, weil sie nicht recht haben will.

Ihr ist nichts heilig — ehe sie es liebt. Nichts verdächtig, ehe sie es liebt. Ihr gilt der alte Schmöcker und das heftig auftretende Pamphlet des Tages gleich — wenn nur der Geist daraus weht.

Wir alle haben in Knabenjahren nebeneinander den Schiller und das Indianerbuch geliebt. Es ergab sich von selber, daß das revidiert wurde. Wir haben in Shakespeare, in Goethe alle zehn, alle fünf Jahre anderes gesehen, anderes geliebt, und alles war gut. Wir werden, wenn wir dem Herzen folgen, auch im veränderten Rhythmus einer ganz neuen Dichtung nicht völlig heimatlos stehen. Nicht, weil wir ein Programm des „Menschlichen“ haben, nicht weil wir es für unsre Pflicht halten, keiner Moral zu unterliegen. Warum nicht einer Moral, einer Kunstrichtung unterliegen? Aber nur so lange, als sie Gegenstand unsrer Liebe sind. Sie können immer nur Anlässe sein, nicht Wesenheiten. Wesentlich ist unsrer Seele nichts als der Funke des Lebens, der in uns glüht, dessen Glücken uns Gnade und Gotteskindschaft bedeutet, dessen Glücken allein uns unbedingt und immer wichtig ist.

Darum scheint es mir nicht bedenklich zu stehen mit dem historischen Unrecht, das ein Aufsatz wie der von Edschmid begeht. Wer bisher Keller oder Fontane, Storm oder Ibsen geliebt hat, wird sie heut nicht wegwerfen, nicht um alle schönsten Artikel der Welt. Tut er es, so tue er's, es ist sein Schade. Und wer die Einseitigkeit und kühne Umstürzerei in solchen Äußerungen nicht ertragen kann, wer Jugend lieber weise, lieber gütig, lieber allverstehend sähe als fanatisch und puritanisch, der lehne sie ab. Es wird sein eigener Schade sein.

Eine Säuberung und Sichtung wird die brennende Frage vielleicht in der Kritik bringen. Der Kritiker, der bis jetzt nach gutem Rezept gelesene

und ungelesene Bücher besprochen hat, der voll von Ahnungen, voll von Modernität ist, das Alte kennt und das Neue kommen fühlt, der nirgends unrecht tun, der drüber schweben und stets der Weise sein will, der hat es jetzt bitter schwer. Aber warum sollen Kritiker es nicht schwer haben? Dazu sind sie da.

Von der Freiheit eines Dichtermenschen von Alfred Döblin

Die Tatsache dieser Bewegung, die man ruhig Expressionismus nennen kann, ist nicht zu bezweifeln. Ein, zwei Jahre vor dem Krieg hatte ich Gelegenheit französische, russische, italienische Künstler der jetzt dominierenden Generation zu sprechen; zu meinem Erstaunen, dessen Festigkeit ich mich noch entsinne, äußerten sie, die mit deutschen Verhältnissen gerade so unbekannt waren wie ich mit ihren, Wünsche, Urteile, Pläne über Kunst und Verwandtes, die verblüffend mit einigen in Deutschland umgehenden übereinstimmten. Es war und ist eine Bewegung, eine atmosphärische Welle, wie ein wanderndes barometrisches Maximum oder Minimum. Keine Richtung, durchaus im Gegenteil: Gärung ohne Richtung; etwa Zeitströmung im Sinne von Brandes, nicht einmal so bestimmt und gezielt wie etwa ganz allgemein „Romantik“. Einen wirklich bezeichnenden Namen kann das Ganze nicht, oder noch nicht, haben; spricht man von Expressionismus, so bezeichnet man den Wagen nach einem Rad; möglich ist, daß mit Expressionismus sich schon ein wesentlicher Einzelwille der Bewegung formuliert. Was voranging, so in der am meisten auffälligen Malerei, in Kubismus, Futurismus, aber noch früher, ja vielleicht längst vorher im Impressionismus, jawohl Impressionismus, gehört zu der gleichen Geisteswelle, die durchweg bei ihren Trägern oder Befallenen durch eine zunehmende Steigerung des Lebensgefühls, ein leidenschaftliches Sichbesinnen sich charakterisiert, durch eine berserkerhaft entschlossene Stellungnahme im Formalen und Inhaltlichen, Drang zu intensiver ungebrochener Äußerung.

Vielleicht hängt diese Bewegung, nicht nur zeitlich, mit anderen Bewegungen im Leben der europäischen Nationen zusammen: mit dem Erstarken der ganzen Volkskörper im letzten Jahrzehnt, dem Anschwellen des Nationalgefühls; wirtschaftliche Parallelvorgänge sind wahrscheinlich. Ich habe das Gefühl, daß diese Bewegung aus keiner Not, sondern einem Überfluß stammt; Stolz ist ihr charakteristisches Grundgefühl.

Es ist keine Bewegung der Jugend, ich meine kein plötzliches Auftreten einer neuen Jugend in der Kunst, „die nicht von Joseph wußte.“ Die Herren, deren Personalien mir bekannt sind, sind zum Teil zwischen zwanzig und dreißig, welche zwischen dreißig und vierzig und schon darüber. Weber Franz Marc noch der sehr befallene August Stramm waren Knaben. Nun ist es zweifellos, daß diese und andere schon vorher, früher charakteristische Züge aufwiesen, jedoch der Durchbruch, die Ausbreitung, das Bodenfinden, damit das Hervortreten an die Öffentlichkeit ist erst in diesem Jahrzehnt ermöglicht. Jetzt konnten die einzelnen zu einer Welle zusammenschlagen, sich verstärken, indem sie rechts und links Bereitschaften verwirklichten. Und dieser Prozeß und sein Durchschlagen ist erst im Beginn, seine Ausbreitung auf andere Gebiete ist sehr wahrscheinlich und steht bevor.

Die Persönlichkeit hat sich ihrer Haut zu wehren gegenüber einer geistigen Bewegung. Personen sind die Träger der Bewegung, ihre Macher, sind die Beweger, andere geraten in das Fahrwasser, ahnungslos oder bewußt, treiben mit ihm. Von dieser Welle werden einzelne kaum bespült, andere waten knietief hinein, andere schwimmen darin stoßweise nach eigenem Antrieb, andere werden weggeschwemmt, liegen nach Abflauen der Flut platt auf dem Strand. Von solcher Bewegung erfahren viele eine Reinigung, viele eine Stärkung, viele eine Richtung. Sie folgen, wie einmal Hegel sagt, den Seelenführern, denn sie fühlen die un widerstehliche Gewalt ihres eigenen inneren Geistes, der ihnen entgegentritt.

Das muß noch genauer gesagt werden, möglichst unbilllich oder mit anderen Wörtern. Das fesselnde Renkontre von geistiger Bewegung und Charakter. Zunächst ist festzuhalten: eine Bewegung ist keine Mache oder das Arrangement einer Gruppe Interessenten. Vielmehr, aus zahlreichen zunächst dunklen Ursachen sozialer politischer menschlicher Art wächst sie, hier flammt es, dort flammt es bei Feinsühligen, Scharfhörigen, Hellsichtigen auf, durch sie kommt die Maschine zu ihren ersten Kolbenstößen und Umdrehungen. Und so sich voranschiebend, unsicher ratternd, mehr dampfend als bewegend, ist sie außerhalb bestimmter oder überhaupt einzelner Menschen, eine allgemeine öffentliche Angelegenheit, aber was mehr als das ist, unabhängig von den Plänen und dem Vorhaben von Menschen. Ein aus bestimmten Situationen und Konstellationen fließendes breites Spannungs- und Kraftgefälle. Ein Außerhalb des Menschen wie eben ein Milieumerkmal. Dies ist überaus wichtig, denn damit entfallen viele Angriffspunkte. Bewegungen sind prinzipiell zunächst einmal zu erkennen; damit ist schon alles geschehen. Daß ein

Konservativer nicht die Notwendigkeit des Zentrums, des Liberalismus oder gar der Sozialdemokratie anerkennen wird, ist ihm nachzufühlen, er bedarf dieser Partei nicht zu seiner Existenz, aber daraus folgt nicht die fehlende Existenzberechtigung der Parteien. Der Eitelkeitsfrage ist damit der Boden entzogen, denn da die Bewegung kein Privateigentum ist, kann sich jeder von ihr aneignen, was er will und wieviel er will. Man kann sich auch ohne Entschuldigung von dieser Table d'hôte zurückziehen und Diner à part bevorzugen. Wie es Goethe mit der Romantik gemacht hat, bald so bald so, ist bekannt. Was Theodor Fontane im Alter getan hat, war kein Schade für ihn. Es muß jeder wissen, wie ihm zumute ist.

Die der Bewegung mit Leib und Seele verschrieben sind, werden ihre Märtyrer. Sie werden von der Bewegung aufgebraucht und bleiben nachher liegen krüppelhaft, invalide. Hier kann man in der Tat sagen: sie werden verschluckt von der Idee, nur werden sie wieder ausgespien, nachdem ihr Bestes und Brauchbarstes resorbiert ist. Sie hatten außerordentlich feine Organe für die Not ihrer Zeit, sie dienten leidenschaftlich ihrer Zeit, trieben eine Art hohen Journalismus, sie begleiteten den Tag als sein Priester oder vielleicht als Vorreiter, um an einer bestimmten Wegstrecke abgedankt zu werden. Was sie leisteten: ein meist bald verschollenes Werk, das höchst signifikant für die Sache war, scharf ein paar Jahre vorwärts leuchtete, bei dessen Betrachtung man später rasch das dünne wesenlose Menschlein erkennt, das daran zappelt, aufgehängt erstickt an seiner Momentbegabung. Was ihnen fehlte? Oh an sich nichts, keinem Menschen fehlt etwas, nur die Ursache diese Verlaufs war das dünne Wesenlose der Persönlichkeit. Wesenhaft nämlich ist dieser Mensch nur gewesen in seiner Zeitspanne, aus ihr floß sein Wesen, zugleich mit ihr war er hin, verbrannt, verpufft, verronnen.

Das Tempo des Menschen aber, der nicht Märtyrer der Zeit, sondern ihr Herr ist, ist ein durchaus eigentümliches; ein Organismus wächst, entfaltet sich, altert aus sich heraus, rücksichtslos, keine Zeit hält damit, mit dieser Sonderbarkeit, Schritt. Und wie sollte sie auch. In unserem Leben sind Jahrsmillionen zusammengezogen der Erd- und Menschengeschichte, was können mich sechzig Jahre lehren? Oder bloß zehn. Wie könnten „Bewegungen“ anders als flüchtig über uns schwimmen; ein wirklich umwälzendes Geschehen ist auf keine Weise möglich. Wir sind gut gesichert gegen Einbruchsdiebstahl und Verführung. Man will nicht, man kann auch nicht aus seiner Haut heraus.

Die Bindung der Bewegung an die Persönlichkeiten ist ganz und gar nicht zwingend. Und hier beginnt ein besonderes, sehr fesselndes

Kapitel. Es ist das Kapitel, das Ruhmreiches erzählt, denn es behandelt die Trennung Nießsches von Wagner, das traurig ist, wenn es erzählt, wie von den Bewegungen Menschen wie von Hefe aufgetrieben und dann fallen gelassen werden. Die Zeit ist danklos, treulos, erbarmungslos. Gegen die Zeit gibt es keine Rettung als unser angeborenes adern- und darmdurchflossenes Altenteil, anderthalb Meter hoch, sechzig, siebzig Kilogramm schwer. Ja die Entscheidung letzter Stunde liegt bei der Persönlichkeit. An dieser Stelle ist es Zeit Fanfaren zu blasen. Es ist das Kapitel von der menschlichen Freiheit.

Es braucht keiner Furcht haben, es verliert sich niemand, auch nicht an eine Bewegung. Etwas Abwechslung ist immer erwünscht. Und viel mehr kommt bei dem Zauber hier doch nicht heraus.

Wenn eine Bewegung viel getan hat, hat sie archäologisch gewirkt: sie hat eine Verschüttung in uns beseitigt.

Die Bewegung macht ein Rischen: tut nicht weh, tut nicht weh. Homer bewegt dabei nicht den Kopf, und nur das liebe Kindchen schreit.

Die Zeit dringt verschieden tief in unsere Poren ein. Man glaube nur nicht, daß die blanke glatte Hingabe an die Zeit die Regel und das Gewöhnliche wäre. Die wenigsten Menschen erleben ihre Zeit, das muß hart festgestellt werden, die meisten Menschen sind geschäftlich tätig und haben keine Zeit für ihre Zeit. Woraus nun nicht folgt, daß sie das Haupt in die Sterne erheben. Vielmehr, aber man weiß schon, was ich sagen will: sie sind überhaupt nicht vorhanden in einem gewissen Sinne. Die Gegenwart senkt sich verschieden tief in die künstlerischen Individuen, dies ist kein einfacher Vorgang wie zwischen Zeus und Danae. Es gibt im Menschen recht viele, sehr unterschiedliche Strömungen; für literarische Zwecke kann man diesen Tatbestand nicht brauchen, jetzt haben wir keinen Grund ihn zu verheimlichen. Wie die Erde einen Kern von Nickелеisen hat, sechstausend Kilometer tief, drüber einen Mantel von Magnesium Silicium 1500 km tief, darüber eine ganz schmale Schicht Silicium, Aluminium, Basalt, Diabas, der Boden unserer Erde, dann wehend unsere Stickstoffatmosphäre, überragt von Wasserstoff in zweihundert Kilometer Höhe, so geschichtet und noch schlimmer verschoben und verschachtelt die erdgeborenen Individuen. Wir haben Fältelungen in uns, die auf die Eiszeit zurückgehen, andere, die mit Christi Geburt datieren, andere; wir stammen durch Vater und Mutter von sehr weit

her, die kreuz und quer ab, das sind Duzende Quellen, aere perennius. Aber in dies dunkle Triebwerk von Erinnerungen und Instinkten greift unsere Erziehung. Unsere Umwelt, unser Umgang gruppiert hier, macht es wie bei einer Gesellschaftsphotographie: läßt den im Dunklen, setzt den in scharfes Licht, schiebt den vor, den daneben. Um unseren Reichtum zu zeigen, müssen Ereignisse herankommen. Die Bewegung als Reiz, Versuchung, Aufspaltung. Als Schlüssel zum Geldschrank.

Und da ist die Rolle der Bewegung für das Leben der Individuen schon klar; sie ist nicht mehr und nicht weniger wie sonst ein Ereignis von Belang. Aber den Prozeß Steinheil seligen Angedenkens können wir eine Umwälzung, eine Erdrevolution im Wasserglase so zu sagen erfahren, oder über dem Buch so und so von Tolstoi oder über dem Urteil in einem Prozeß, über einer Zeitungsnotiz, einer kindlichen Bemerkung, einer Reifebildung an einer Holzlatte.

Die Entscheidung letzter Stunde liegt bei der Persönlichkeit. Es gibt Menschen, die eine solche Spannung ihrer Vitalität durchstrafft, daß sie gänzlich unfähig sind, aufzumerken, ihrer Zeit bewußt zu werden, Einflüssen zu unterliegen. Produkte fließen aus ihnen kontinuierlich, aus ihnen schlägt es dauernd von Urteilen, Hinweisen, Anregungen, Forderungen. Sie sind eisern gepanzert, halb taub, halb blind. Ihre Kraftquellen kommen tief herauf. Sie sind umbüstert von den Gewalten ältester Zeiten, können nur wirken, sich ausstrahlen. Ihre persönliche Entwicklung ist wichtiger als alle Bewegung, welche dem gegenüber nur ein Hilfsmittel ist, etwa wie der Erfaß eines großen Staatsmannes durch ein Parlament. Sie berührt keine Bewegung, was sollte sie bei ihnen? Etwas aufdecken? Vulkane oder Sterne aufdecken? Sie können selbst Reihen von Bewegungen auslösen.

Die Bewegung ist mit einer Egge zu vergleichen, die den Boden aufreißt; das heißt, sie befruchtet nicht. Befruchten ist ein irreführendes Bild; die Persönlichkeit zentriert und orientiert sich an dem Geschehen. Die Bewegung revidiert, bietet mutig Ladehüter aus. Daher die Rückwärtsentdeckungen: Rampsenit der Zwölfte als Novität.

Sie wirkt wie das bekannte Salzkörnchen in der Mutterlauge, um das die Kristallisation, aber die der Mutterlauge, stattfindet.

Einseitigkeit, Monomanie der Bewegung. Die Säule bekommen Scheuklappen, Selbstfahren verboten.

Eine Massenerscheinung, Erscheinung an Massen. Es gibt noch Aristokraten.

Ein Heilungsprozeß, der zu einer neuen Gesundheit führt. Es gibt noch Gesunde.

Ein Wachstumsprozeß. Er geht Erwachsene nichts an.

Eine Epidemie. Unbeschadet daß manche schon aus den Masern heraus sind.

Unzeitliche aus Not: sie sind innerlich gefesselt, ihr Organismus erschöpft sich in Störungen, Reibungen. Sie kommen nicht zu sich, geschweige zu ändern.

Reiz und Auslösung. Es werden manche in die falsche Zeit hineingeboren, erleben staunend Bewegungen mit, deren Reize an ihnen vorbeigleiten. Ein dumpfes suchendes quälendes Gefühl in ihnen: sie können nicht. Sind verbiestert. Die Raffaels ohne Arme, die Fehlgeburten. Mit der Demokratie allein ist es nicht getan; wie kommt der Züchtigste, wenn das Malheur es nicht will, zu seiner höchsten Potenz? Wer geht politisch gegen das Malheur vor?

Eterum: die ganze Menschenbetrachterei ist überflüssig. In der Kunst dreht es sich um das Opus. Der Künstler ist nur die Möglichkeit zum Opus, wir reden von den Fakten. Die Merkmale der Größe beim mazedonischen Alexander und Napoleon sind nicht schwer zu finden; das Ungeheure, das sie leisteten, springt hervor, man kann es negieren, man muß es erleiden, man hört: die und die Völker ausgerottet, umgepflanzt, Grenzen in dem und dem Maße verschoben, so und so viele hunderttausend Tote. Hier nun die Kunst, das Reich der Werte, jenseits des Zentimetermaßes, der Arithmetik, der Waagschale. Werte: das ist, was zwischen Menschen von Mensch zu Mensch geht. Das Opus ein Gewirr ethischer und ästhetischer Werte. Die Güte dieses Übertragungsapparates bemißt sich nach dem, was er überträgt, und wie er übertragen kann. Ein physikalisches Instrument, das psychische Spannungen beherbergt wie ein Kopf.

An sich ist ein Buch, Bild ein Raumsfüßel, — gänzlich ohne diese psychische Spannung. Nicht einmal ein Übertragungsapparat: nämlich dazu gehört einer, der sich etwas übertragen läßt. Das ist peinlich; Michelangelos Deckenmalerei ist Anstrich ohne den Herrn Müller und seine beiden Töchter, die sich die Sache ansehen. Es ist peinlich, aber es hilft nichts. Michelangelo hat nicht an den Herrn Müller bei seiner Arbeit gedacht, aber von dem Augenblick an, wo er seinem Werke den Rücken kehrte, war es auf Herrn Müller angewiesen, als auf seinen nunmehrigen Pflegevater. Will dieser Herr nicht, so verkommt das Kind. Und so geschieht es bekanntlich: Dinge von ehemaliger Kostbarkeit verschwinden von der Bildfläche wie nichts, ohne Recht zu tragischer Grimasse

zu haben. Was es ist, ob der Übertragungsapparat nicht funktioniert, ob die übertragenen Werte nicht taugen, beurteilt einzig Seine Majestät Herr Müller, es hängt von seinem Belieben ab.

Solche Zeitperiode ist ein weißer Elefant, pompös über und über behängt mit Dingen, die ihm Spaß machen, die es fressen und saufen kann, mit denen es sich und andere belustigt. Manchmal sitzt einer oben, mimt den Venker. Die Bestie trabt gigantisch vorwärts, langt sich mit dem Rüssel heran, was es mag, wirft ab, was ihm nicht paßt, schabt sich an Bäumen, Felsen wie eine Laus den Michelangelo ab. Man hat leicht, ironisch „Herr Müller“ sagen! Es läßt sich großartig sagen: das Kunstwerk ist ein organisches Gewächs. Ist es leider nicht, dann brauchte es nicht nach dem genannten Herrn zu rufen, um auf seinen, nämlich dessen Beinen zu stehen. Ist eine totale Null, von Haus aus belangloser als ein Kretin, nicht mal soviel wert, wie eine Leiche, ja dies, woran Flaubert bluttriefend sechs Jahre lang feilte. Und in welcher Zeit wird ein Kind gezeugt von einem Betrunknen und einer Betrunknen? Das Opus ist einfach von dem Range einer alten Hose, günstigstenfalls einer neuen, und es können Debatten entstehen über den Wertunterschied von Bratkartoffeln und einem Beethovenquintett. Kein Wunder, wenn man das Großhirn ohne nennenswerten Schaden aus dem Kopf entfernen kann, dagegen bei dem Versuch nichts zu essen —

Man weiß, daß in der katholischen Kirche nur der geweihte Priester die Vollmacht hat zu absolvieren, die Pforte zum Himmel zu öffnen. In der Kunst hat Herr Müller diese Vollmacht. Dies sind die Massen der Zeitgenossen, ein vielgestaltiges Gebilde. Sie sind tief gestaffelt wie ein römisches Karree und eine spanische Armada. Zähflüssig für sie wie das Magma, auf dem unsere Erdrinde schwimmt. Sie werden wie das Individuum von hundert, sich fremden, aneinander, durcheinander ziehenden Strömungen durchwogt, — das ist das Leben der Massen. Hundert Instinkte brauchen Sättigung, Störung, jene Instinkte, die die Werte spenden, von welchen alles abhängt, unsere Zeitgötter, die verblichene Marlitt, der glatte ewige Raffael, Munch der gespenstige, Zeno-Avesta, Räuberpistolen, Frömmigkeit, Atheismus, Zoterie. Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Noch einmal müssen Fanfaren geblasen werden zum Lobe dieser Massen und der menschlichen Freiheit. Einmal nämlich fallen mir die Zähne aus, meine Haare werden weiß werden, kniebeinig werde ich gehen, falls ich nicht vorher ins Gras gebissen habe. Dann wird sich, was ich produziere, vergeblich umsehen nach einer Bewegung, die schon längst guten Morgen gesagt hat und um die Ecke

geschwunden ist, nicht ohne einen angenehmen Duft hinterlassen zu haben. Meine armen lumpengestampften Kinder werden ins Weinen geraten. Aus dem Kreise des Herrn Müller wird einer an sie herantreten und wird sie fragen, wie es ihnen geht. Sie werden zusammen dinieren, Bratkartoffeln mit Schinkenstückchen; wenn noch Krieg ist, Kohlrabi mit Buchertunke. Es wird anders sein als in früheren Zeiten, aber es wird auch sein.

Politische Chronik: Das östliche Licht / von Junius

Als letztes Glied in dem Kranze der östlichen Friedensschlüsse tritt Rumänien auf. Es hat seinen Glauben an die beglückenden Verheißungen des Weltbundes schwer gebüßt. Man wird dieses „es“ nicht mißverstehen: vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, wo zwischen dem Subjekt und dem Objekt der Staaten- und Völkergeschichte, zwischen den verfassungsgemäß die Verantwortung tragenden und den für lässige, leichtfertige, spielerische Geschäftsführung leidenden Zeilen scharfer geschieden wird als heute. Ein wortbrüchiger König und seine Königin (eine Dame mit weitem Herzen) ziehen in das Bukarester Königsschloß wieder ein; und von den Bojaren und Advokaten, die das Land beherrschten und nach außen vertraten, wird sicher ein einflußreicher und dem westlichen Imperialismus eng besippter Klüngel dem rumänischen Volke erhalten bleiben. Ich glaube, es war nicht die Aufgabe unserer Diplomatie, Rumänien auch innerpolitisch ein anderes Gesicht zu geben. Wenn es nach dem Leidenserlebnis dieser bösen Zeit weiterhin die Fehlrechnungen seiner Advokaten als die ihm frommende Politik betrachten darf, so hätten wir theoretisch dagegen nichts einzuwenden. Allerdings würde die Praxis nach dem Aufsichtsrecht, das sich die Mittelmächte in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht an der Donaumündung vorbehalten haben, dieses *laissez-aller* doch bald durchkreuzen. Denn nach den Bedingungen, die dem Lande auferlegt wurden, ist's vorläufig mit seiner sogenannten Souveränität zu Ende. Es ist an Land und Menschen ärmer geworden, es hat in Konstanza seine sogenannte Lunge verloren, seine Produktivkräfte werden kaufmännisch in ein mitteleuropäisches Syndikatsverhältnis gepreßt, seine Herrschaft über die Donaumündung ist zu dem bescheidenen Anteil eines ohnmächtigen Anrainers herabgedrückt; und ob es in Bessarabien, dem ihm seit 1878 geraubten Körner- und Weideland, einen Erfaß erhält, steht noch dahin. Man kann alle diese Bedingungen hart nennen; aber der Gang der Weltgeschichte ist mit Sentimentalitäten nicht gepflastert, und ich behalte mir

meine Gemütsbeteiligung für größere und wichtigere Dinge vor. Die Herren des Landes haben in eiskalter Nüchternheit und mit dem Synismus patriotischer Rechenkünstler für Rußland und dessen ferne Bundesgenossen optiert, es hat für seinen Gegenstoß lange den Augenblick erlauert und muß sich dafür die Rechnung präsentieren lassen. Falsch wäre die Politik der Mittelmächte nur dann, wenn ihre Kraft zu guterlegt doch noch einen Riß erhielte — sei es aus äußeren oder aus inneren Ursachen.

Herr von Kühlmann dürfte stolz sein auf seine Leistung. Wirklich scheint der rumänische Friedensschluß seine stark erschütterte Stellung befestigt und das Gewicht seiner diplomatischen Autorität vergrößert zu haben. Allerhand Ehrungen sollten ihn für persönliche Angriffe und Befudelungen entschädigen. Das ist ihm zu gönnen. Aber da wir annehmen, daß sein Ehrgeiz höher gespannt ist als auf diesen billigen Vorbeer, so müssen wir ihn auf die immer stärker werdenden Bedenken hinweisen, die die Methoden und Resultate der Ostfriedensschlüsse betreffen. Von dem vorläufigen Condominium in der Norddobrudscha, von der damit zusammenhängenden türkisch-bulgarischen Spannung und der Abdrängung Rumäniens vom Schwarzen Meer (noch besitzt es Bessarabien nicht) spreche ich hier nicht. Diese Schwierigkeiten sind gering, gemessen an den ungelösten Problemen, die die Einstellung der Kriegshandlung im Norden der Walachei zurückgelassen hat. Die Klagen über den Mangel an fester Linienführung haben Herrn von Kühlmanns Tätigkeit von allem Anfang begleitet. Er darf nicht übersehen, daß Freunde und Publizisten guten Willens sie vorbringen und mit gesteigertem Nachdruck wiederholen. Ich persönlich habe mich nie denen beigefellt, die nach Ausbruch und Verlauf der russischen Revolution einen festen Pakt mit Rußland für möglich hielten: mit einem Chaos kann ich keinen Pakt schließen, noch dazu, nachdem sich in das Gewirr gegenstrebigter Nationalitäten und aufgelöster bürgerlicher Ordnungen erbitterte Klassenkämpfe eingeschoben haben. Ich habe es als deutsche Mission betrachtet, als Ordnungsgewalt aufzutreten, unter deren Fittichen zunächst in sämtlichen westlichen Randländern des zerfallenden Reiches sich neue Ordnungen kristallisieren. Nicht einen Schritt weiter durfte man gehen, ohne die Heiligkeit dieser Mission zu beflecken. Der Krieg im Westen ist noch unentschieden, und noch ist unsere Stellung in der Welt die große Sphinx, die wir kämpfend, planend, leidend und opfernd zu entschleiern suchen. Noch sind wir von dem Zugang zum Planeten ausgeschaltet, und nicht einmal der Weg nach dem nahen und fernen Osten ist wirklich offen. Darum ließe sich auch der Versuch rechtfertigen, aus diesem chaotischen, zaristischen Rußland an Ernährungsmitteln und Rohstoffen soviel herauszuholen als irgend möglich

war, — die Art, wie die Entente durch Vergewaltigung der Neutralen ihrer Schiffsraumnot abzuhelpen trachtet, ist mit Menschen- und Völkerrecht nicht mehr verträglich. Aber: feierliche Erklärungen, die wiederholt abgegeben wurden, müssen gehalten und Macht darf mit Gewalt unter keinen Umständen verwechselt werden. Die Zustände und Vorgänge im verbündeten Oesterreich, die Stimmungen der dortigen Westslawen, die polnische Frage sind Warnungen. Und ferner spricht alle politische und geschichtliche Erfahrung dafür, daß ein machtvolles Großrußland sich in absehbarer Zeit wieder konsolidieren werde, daß die Trennung des Südens vom Norden nicht endgültig und es daher nicht erlaubt sei, ihm den Zugang zur Ostsee und zum Schwarzen Meer zu verlegen. Friedensschlüsse, die auf so brüchige Konstruktionen gestellt sind, können nicht von Dauer sein. Der Fall der Ukraine, jenes nebelhaften Gebildes, das man schuf, um mit einem fingierten Kontrahenten einen Kontrakt schließen zu können, der nach zwei Monaten eine europäische Farce wird: dieser Fall ist kein Beweis für schöpferische Staatsmannskunst.

Der Leiter unserer auswärtigen Politik, dem reiches Vertrauen geschenkt wurde, als er sein Amt übernahm, wird sich an dem Ruhme geschickter diplomatischer Arbeit nicht genügen lassen dürfen; das reicht nach fast vierjährigem Krieg und bei der Heftigkeit der gegen ihn gerichteten Angriffe nicht aus. Wird ein weltpolitischer Plan sichtbar, und mit welchen Mitteln und Moralitäten soll er ins Werk gesetzt werden? Man fragt seine Freunde und die zu unvoreingenommener Prüfung willigen Betrachter: die Antworten sind verschleiern und ausweichend. Dieser Zustand wirkt lähmend und ist auf die Dauer unerträglich. Die großartige Geschlossenheit der englischen Politik, die seit dem spanischen Erbfolgekrieg mit der gleichen zynisch offenen Parole — Freiheit, Religion, Handel (liberty, religion, trade) — den Bau des Weltreichs betrieben hat und heute noch, trotz rücksichtsloser Vergewaltigung oder Bevormundung, über den unbegreiflich guten Gefolgswillen großer und kleiner Völker verfügt, läßt sich in einem in politischen Frostmäuseperspektiven erzogenen Volk von einem Tage zum anderen nicht improvisieren; aber eine zehnjährige Beunruhigung und die Erlebnisse der Kriegsjahre schufen Dispositionen, die nicht entwickelt wurden und ... werden. Wo liegt, nachdem der nackte Verteidigungszweck der Kriegsanfänge erreicht ist, die deutsche Mission? Die Militärpolitik gibt darauf einfache und eindeutige Antworten. Sie denkt in Vorstellungen der technischen und wirtschafts-imperialistischen Sicherungen. Sie hat die östlichen Gelegenheiten einseitig in diesem Sinne auszunützen gedrängt. Sie verwechselt Macht und Gewalt. Sie hat in ihrer Rechnung für Imponderabilien und Morali-

täten keinen Platz. Aber man hat kein Recht, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie nicht anders ist, als sie ihrer Natur nach sein kann und sein muß, wenn sie durch überlegene politische Geistigkeit nicht zur Unterordnung gezwungen wird. Daß dies bisher nicht geschah, ist nicht ihre Schuld.

Schlage nicht an, ich will beweisen. Wir haben uns in dieser Zeitschrift nie als „ungebetene und überflüssige Treuhänder“ des Moskowiterreichs aufgespielt. Halbasiatisch oder nicht: es ist zusammengebrochen; und in das gegenstrebige Chaos der Nationalitäten, die die Formen und Ordnungen ihres Mit- oder Nebeneinanders in unbeschreiblich wirren Provisorien suchen, hat sich in allen Teilen des zarischen Zyklopenreiches der Klassenkampf geschoben. Er schuf uns die Gelegenheit, in den sämtlichen Randländern, deren bürgerlich-demokratische Bevölkerungsschichten die deutsche Ordnungsgewalt herbeisehnten und direkt herbeiriefen, in der Glorie des Heilbringers aufzutreten; kostbare Sympathien zu erwerben; moralische Eroberungen zu machen. Wir wurden in die Rolle der Befreier kleiner, unterdrückter, nach kultureller Selbständigkeit und Selbstbestimmung strebender Nationalitäten buchstäblich hineingetrieben. Eine undankbare Rolle, es ist wahr; noch dazu, solange Okkupationsheere in den fremden Ländern erhalten werden müssen, die nur ein Narr für überflüssig erklären konnte. Aber wir mußten sie politisch und publizistisch in großem Stil durchführen, wozu freilich die Kenntnis der politischen Psychologie gehört. Doch die hat gerade in dem wichtigsten der östlichen Teilprobleme versagt, dem polnischen. Denn ohne eine Befriedung der Polen ist eine allmähliche Gesundung der österreichischen Krankheit ausgeschlossen, ist Österreichs „Erneuerung“ unmöglich. Ohne Österreichs Erneuerung, ohne daß die österreichischen Völker in ein Verhältnis gebracht werden, das in einer von allen anerkannten, nicht mehr strittigen und in die Sphäre der Überparteilichkeit gehobenen Staatsidee dauernd verwurzelt ist, kurz: ohne Ausöhnung des deutsch-österreichischen und des westslawischen Lebenswillens ist der mitteleuropäische Gedanke, wie locker und allgemein er gedacht werde, ohnmächtig, wenn einmal die gegenwärtige Zwangslage vorüber ist (um nicht mehr zu sagen). Und entsteht hier in unserer Kontinentalpolitik ein Loch, so ist der Sinn unserer südöstlichen Orientierung erschüttert, mit der doch unsere Stellung in der Welt verknüpft ist, und die für die Fernwirkung unserer Kräfte in Zukunft entscheidend sein wird.

Diese Zusammenhänge sind sonnenklar, und nur der beschränkte Sicherungspolitiker, der in Kontinenten zu denken vorgibt, sieht das Loch im Faß nicht. Jeder andere Mensch erkennt die Wichtigkeit der Polenfrage und wird sich nicht durch die Phrase abspeisen lassen, sie sei nicht lösbar. Natürlich ist sie nicht lösbar; sie war es nicht einmal, als sie im engeren

preussischen Hause spukte. Und doch muß sie für einen Augenblick von langer Dauer gelöst werden, wie sich eben gezeigt hat; der haktistische Gesichtspunkt der preussischen Herrenhäuser blickt starr an den kontinental- und weltpolitischen Folgen einer unbelehrbar unweisen Behandlung der Polenfrage vorbei. Sie wollen die Narewlinie, das Kohlenbecken von Dombrowa und eine territoriale Sicherung durch Grenzsteinvorrückung, wodurch dem Staate des großen Friedrich das Geschenk eines vielleicht nach Millionen zählenden Zuwachses an Polen preussischer Nationalität zuteil werden soll. Man hat die bekannten Anträge in der preussischen Herrenkammer eine Aufforderung zur vierten polnischen Teilung genannt. Der preussische Landwirtschaftsminister stimmte zu, der preussische Minister des Inneren beschwichtigte und hob die Zustimmung seines Kollegen halb wieder auf; aber die politische Leitung des Reichs bleibt stumm. Sie denkt nicht daran, von ihrem Gesamtplan die Schleier zu lüften; sie ist, je nach dem Ort, wo sie zur Verantwortung gezogen wird, bald haktistisch, das ist antipolnisch, und auf militärpolitische Sicherungen bedacht; bald mitteleuropäisch oder weltpolitisch orientiert und zur Versöhnung mit den Polen geneigt, wohl aus Rücksicht auf österreichische Privatbedürfnisse. Hat das Ressort des Herrn von Kühlmann nichts damit zu tun, mit dieser unausstehlich verwirrenden ‚Regietaperei‘, die zu unsrer Beschämung vor einem unbegrenzt schadenfreudigen Weltauditorium die natürlichste deutsche Mission bloßstellt? Er ist nach langen Kreuzfahrten im Osten und Südosten heimgekehrt, er findet eine unbeschreiblich zerfahrene öffentliche Meinung vor, die steuerlos auf dem Meer dilettantischer Phantasmagorien ihren Kurs sucht, er muß den Mund aufstun, ihr Rückgrat geben und endlich den Kompaß auf bestimmte Ziele einstellen.

Die böse Regietaperei, ein Wort, das Paul Rohrbach für die Kompaßlosigkeit unserer gesamten Ostpolitik geprägt hat, wird nicht nur von Mißgönnern ihm zur Last gelegt. Er wird ohne Umschweife zunächst sagen müssen, wie er sich zu der preussisch-offiziösen Haltung in der Polenfrage stellt. Der eben genannte Publizist, dessen Russenhaß und gegen das alte Zarenreich gerichteten Zerteilungsfuror wir im übrigen stets heftig bekämpft haben, hat in diesem Punkt mit erfrischender Deutlichkeit Vernunft gepredigt. Die Fortnahme des Kohlenbeckens von Dombrowa sei keine ehrenhafte Handlung. Gewiß nicht. Einem besiegten Volke, das den Krieg gesucht hat (siehe Rumänien!), kann man mit dem Recht des Siegers einen Teil seines Besitzes wegnehmen; die Polen aber haben wir ja nicht besiegt, wir wollen und sollen es befreit haben. Und was von den Kohlen gilt, gilt auch von den Grenzsicherungen. Ist solch Verfahren mit den von Herrn von Kühlmann in Brest Litowsk für den Ostfrieden verkündeten Grundsätzen vereinbar? Wenn Deutschlands Zukunft

und Sicherheit nach einer alle Vorstellung übersteigenden Leistung von so zweifelhaften Mitteln abhinge, müßten wir schon heute Landestrauer anlegen.

Nach der polnischen die estnische Frage.

Die Landesräte und Adelsversammlungen der drei baltischen Provinzen betreiben deren Vereinigung in der Form einer Union mit Preußen oder Deutschland. Wie, mit welchen Formeln, das Staatsrecht das Gebilde fassen und erfassen wird, ist politisch von nebensächlicher Bedeutung. Das ganze Baltikum eine unteilbare Einheit, und diese Einheit als Protektorat mit lokaler Selbstverwaltung dem deutschen Reiche angegliedert: dies allein ist politisch wichtig und wirksam. Gehen diese Wünsche restlos in Erfüllung, dann hat die Rohrbach-Gruppe der deutschen Publizistik unserer Regierung ihren Willen aufgezwungen. Der Standpunkt der deutsch-baltischen Intellektuellen triumphiert. Großrußland von der Ostsee abgedrängt; es ist wirklich, trotz Bismarcks Spöttelei, zum caput mortuum eingeschrumpft; seine zweihundertjährige Geschichte, die ihm beinahe automatisch die Ostsee und das Schwarze Meer öffnete und den Drang nach den fernen verschlossenen Weltmeeren begünstigte, ist ausgelöscht; und der russische Alpdruck ist nicht nur Deutschland, er ist mindestens eben so sehr auch Skandinavien und England für ewig genommen. Kommt noch Litauen hinzu, das idyllische Ländchen mit der polnischen Hauptstadt Wilna und dem polnischen Großgrundbesitz und der polnischen Oberschicht, und gelingt Liebhabern das Kunststück, es etwa zu Sachsen in Personalunion zu bringen, so bliebe nur noch die Aufgabe, den jagellonischen Stachel aus unserer Ostflanke zu ziehen...

Aber dürfen wir die Wünsche, Bedürfnisse und Beschlüsse der Ritterschaften Estlands und Livlands zur Grundlage deutscher Politik machen, nachdem durch tausend Zeugen und Zeugenschaften festgestellt ist, daß weder Ehre, noch „völkisches“ Interesse, weder die Rücksicht auf unsren Machtschutz noch der natürliche Ergänzungstrieb unserer Wirtschaft die Aufhebung unzweideutiger Bestimmungen des Berliner Vertrages rechtfertigen? Die dilettantischen Spielereien mit dem... aus Frankreich eingeführten Begriff der Desannexion sind in dieser Stunde recht übel; die Berufung aber auf die großartige kulturelle Pionierarbeit des Deutschtums in diesen Ostseeländern sollte uns Heutige nicht verleiten, Sentimentalitäten mit Tatsächlichkeiten zu verwechseln und über Vertragsbestimmungen und feierliche Erklärungen des deutschen Kanzlers im Reichstag hinwegzugleiten, als ob sie Luft wären. Selbst nach dem Frieden vom 3. März erhielten Livland und Estland das Recht der Selbstbestimmung innerhalb Großrußlands; noch sollten sie den Ort ihrer völkerrechtlichen Zugehörigkeit

wählen dürfen; noch betrachtete man nicht allgemein die dort gelassene Polizeitruppe als Hypothek auf ein zukünftiges Protektorat, dessen Verwaltung in die Hände einer bevorrechteten Schicht gelegt werden würde. Jetzt ist dieses Protektorat in drohendster Nähe gerückt; der Landesrat Estlands, der um die Angliederung an Deutschland bittet, ist ein erweisliches Instrument ritterschaftlicher Klassenvorrechte, auf die die Privilegierten nach Ausbruch der russischen Revolution selbst verzichtet hatten.

Im übrigen verweise ich auf die öffentliche Erklärung zur politischen Lage in Estland, die bevollmächtigte Vertreter der estländischen Regierung von Kopenhagen aus am 10. April erlassen haben. Diese Bevollmächtigten des estländischen Landtags, der am 28. November 1917 das Gebiet für staatlich selbständig erklärte, werden nun von gewisser Seite als Marionetten im Solde Englands hingestellt; aber den Beweis ist man schuldig geblieben. Freilich, die Bereitwilligkeit dieser Esten, westliche und östliche Hilfe in jeder wirksamen Gestalt anzunehmen oder sie geradezu zu erbitten, steht über allem Zweifel, wenn durch deutschen Einfluß die alte Herrschaft, die dem zarischen Regime treue und unbedingt zuverlässige Stützen und Diener geliefert hatte, in ihre Machtstellung wieder eingesetzt werden würde; für eine Irredenta in Reinkultur wäre gesorgt. Die Statistik spricht deutlich genug. Der baltische Adel in Estland macht etwas mehr als $\frac{1}{2}$ v. H. der Bevölkerung aus; mit den deutsch-bürgerlichen Elementen zusammen erreicht er kaum 5 v. H. Aber er besitzt über 65 v. H. allen Grund und Bodens; über 50 v. H. allen estländischen Bodens ist im Latifundienbesitz gebunden; der größte Teil der ackerbautreibenden Bevölkerung ist landloses Proletariat. Eine Agrarreform ist nicht mehr aufzuschieben; daß deutsche Reichsgewalt aufgeboten würde, sie zu verhindern oder zu verkrüppeln, wird auch mancher rechtsstehende Politiker nicht wollen. Alles, was daher über den Schutz deutscher Menschen, deutschen Eigentums, deutscher Minderheitsrechte (durch proportionales Wahlrecht, das versprochen ist) hinausgeht, ist vom Adel, weil es, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, dem Friedensvertrage, feierlichen Erklärungen der deutschen Regierung und der politischen Vernunft widerspräche.

Wenn also diese Estländer, die auf ihrer Fahrt nach Berlin merkwürdigerweise nicht über die dänische Hauptstadt hinausgekommen sind, vor der Bildung eines „künstlichen Staatengebildes im Baltikum“ unter preussisch-deutschem Protektorat und deutsch-baltischer Adels Herrschaft warnen und schon heute den gefährlichen Herd nationalen Hasses und internationaler Unruhe vorherzusagen, der dann entstehen würde, so haben wir allen Grund, scharf hinzuhören. Der Konsolidierungsprozeß in Rußland wird doch eines Tages beginnen: die Esten stellen sich von vornherein auf

ihn ein. Ich setze die denkwürdigen Worte ihrer Erklärung her: „In internationaler Beziehung erstrebt Estland volle staatliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit unter Garantierung seiner Neutralität durch die Großmächte. Wirtschaftlich aber sollen die Grenzen Estlands allen Nationen offen stehen. Estland soll ein Freihandelsland mit Freihäfen werden. So wird einerseits Rußland die Möglichkeit erhalten bleiben, um mit den Westvölkern wirtschaftlichen Verkehr zu pflegen, frei und unbehindert zur Ostsee zu gelangen. Das beseitigt zugleich auch die Gefahr, daß Rußland, nachdem es sich von den Folgen der Revolution und des Weltkrieges erholt haben wird, und getrieben durch die vitalsten wirtschaftlichen Bedürfnisse des gesamten Hinterlandes, über kurz oder lang doch versuchen würde, Estland wegen seiner ausgezeichneten Häfen gewaltsam wieder in seinen Besitz zu bringen, um sich einen Handelsweg zur Ostsee freizulegen. Dadurch würde für alle Ostseevölker und besonders auch für das deutsche Reich eine ewige politische Spannung und die Gefahr internationaler Verwicklungen geschaffen. Andererseits können alle Westvölker durch ein neutrales und unabhängiges Estland, das Freihäfen und offenen Freihandel ohne jede Zollschranke bietet, mit dem riesigen russisch-sarmatischen Hinterlande in direkte Verbindung treten“. Ungefähr so haben wir's immer gesagt. Es ist aber gut, die Stimme eines der zu Beglückenden zu hören. Für die deutsche Vormachtstellung in der Ostsee zu fürchten, ist krankhaft. Wir haben uns Finnland, das bürgerlich-demokratische, engstens verbündet; und stehen in Kurland.

Die deutsch-österreichischen Geschäftigkeiten in den oberen Sphären mit Besuchen höchster Amtspersonen, Telegrammaustauschen, offiziellen und offiziellen Pressebetuerungen beginnen sehr feierlich zu werden. Aber die politische Betrachtung wird das Symptomatische des Vorganges, der durch die Veröffentlichung des Kaiserbriefes in Frankreich in das Lampenlicht der öffentlichen Meinung geschoben wurde, so leicht nicht wieder aus dem Auge verlieren. Er greift ja, wie ich oben andeutete, tief in die Fundamente unserer mitteleuropäischen Lage. Es ist nur sonderbar, wie verschieden die deutsch-österreichische und die deutsche Öffentlichkeit in diesem Falle reagiert haben. In Österreich schwingt unter kaum beruhigter Oberfläche die Erregung fort. Die deutsch-nationale Stimmung in all ihren Schattierungen, bis ins Schwarzklerikale und Päpstliche hinein, ist in eine gereizte, wachsame, beinahe darf man sagen: aggressive Verstimmung umgeschlagen; man spricht es sogar offen und trotz aller Zensurnöte beinahe drohend aus, daß man eine gutmeinende, von den besten Absichten geleitete, aber politisch gefährlich dilettantische Hand an den Pfeilern des deutsch-österreichischen Bündnisses rühren sah. Ich fand auffallend oft das Wort Kalnokys angeführt (dessen Chef, An-

drassy, das Bündnis zustande gebracht hatte), daß die Deutschen und Magnaten als die am stärksten am Bestande der Monarchie interessierten Gruppen, auch an dem dauernden Bestande und der Unverletzlichkeit des Bündnisses heute mehr denn je beteiligt seien. Wie auffallend stumpf dagegen ist die Teilnahme der deutschen Reichsöffentlichkeit an dem Vorgang, — so stumpf in der That, wenn man von ein paar reizbaren Publizisten absteht, daß man sich kopfschüttelnd an das geringe Maß unserer politischen Erziehung und unserer politischen Instinkte erinnert fühlt. Die Dinge liegen einfach so: Seit Österreichs Ausscheiden aus dem deutschen Bunde mußte es sich nach außen und innen neu orientieren. Um als Großmacht weiter zu existieren, bedurfte es einer neuen Zielsetzung für die nach außen drängenden bauenden Kräfte. So wurde der sogenannte Balkanehrgeiz ein völlig legitimes Ziel österreichischer Außenpolitik; aber die Voraussetzungen dafür waren einigermaßen konsolidierte innere Verhältnisse. Solange der Revanchegedanke für 66 in dem politischen Gehirn des Reiches spukte, betrieb man, weil ja die Achse zunächst gegen Deutschland gerichtet war, föderalistische Politik. Unter dem Sachsen Meuß als Kanzler wurde der Ausgleich mit Ungarn ins Werk gesetzt und der Dualismus begründet. Unter dem Schwaben Schöffle, dessen Geburtsort, Nürtingen, zwischen den Stammburgen der Hohenzollern und der Hohenstaufen gelegen ist, wurden für Böhmen die bekannten Fundamentalartikel ausgearbeitet, die den Tschechen nahezu das Geschenk ihres Staatsrechtes und der staatsrechtlichen Selbständigkeit machten. Dem bewundernswert genialen Takte Bismarcks gelang die Ablenkung; man fand sich in Österreich mit der europäischen Tatsache des Deutschen Reiches ab, die großdeutschen Träume waren ausgeträumt, die Gefahr, daß Großpreußen mit der gesammelten Kraft des deutschen Nationalgefühls, das in Berlin seinen Brennpunkt gefunden hatte, sich zur Fortsetzung des Werkes von 66 nach Südosten wenden konnte, wurde geschickt beschworen, und der Weg zu dem klugen Bündnis von 1879 war frei. In dieser Zeitschrift wurde immer wieder daran erinnert, daß für die Deutsch-Österreicher, fast noch mehr als für die Reichsdeutschen, in dem Bündnis, neben den Realitäten, auch ein gut Stück Gefühlsromantik und geschichtliche Sentimentalität steckt, wie sie in kein anderes rein sachliches und geschäftliches Bündnis der neuesten Staatengeschichte eingegangen war. Gerade mit Rücksicht auf die Erfordernisse dieses Bündnisses trat in Österreich eine zentralistische Reaktion ein; bei allem Entgegenkommen gegen die slawischen Nationalitäten, deren Entwicklung rein politische Mittel und die Rücksicht auf die Großmachtpolitik natürlich doch nicht zu hemmen vermochten, durfte die Verdrängung des österreichischen Deutschthums eine gewisse Linie nicht überschreiten; sie hatte an dem gesamtdeutschen Solidaritäts-

gefühl ihre Grenze. Wir haben es erlebt, wie elastisch diese war, und in welche Defensivstellung die Deutsch-Osterreicher trotz alledem gedrängt wurden. Spätere Geschlechter werden über das Maß nationaler Entschlossenheit, das vom Reiche her geübt wurde, staunen. Aber über das Maß berechtigter nationaler Forderungen schritten die Westslawen an manchen Orten bis zur Provokation ihrer deutschen Mitbürger, die, in sich gespalten, durch soziale und konfessionelle Zwietracht gegeneinander verhetzt, den Kampf um ihre ererbte Stellung im Habsburgerstaate oft genug ohne Würde und selten klug führten. Selbst die Bündnistreue, die doch als nationale Schutzvorrichtung zu betrachten war, wurde in gewissen Schichten dieser Großdeutschen lau und lässig geübt. Auf der andern Seite waren sämtliche Westslawen, nicht nur die Tschechen und Serbo Kroaten, auch die zu besonderer Behutsamkeit gezwungenen Polen, keine begeisterten Anhänger des Bündnisses und konnten es nicht sein, je mehr sich das Verhältnis des großen germanischen Reiches zu der slawischen Allmutter Rußland trübte. Es kam seit dem Regime Taaffe soweit, daß man sich — selbstverständlich neben den Ungarn — in Dingen der auswärtigen Politik auf die Deutschen stützte, während man alle Konzessionen an die slawischen Völker des Reiches, die historischen, wie die unhistorischen, auf Kosten der Deutschen machte. Die Dynastie stand vermittelnd zwischen und über den Völkern, sie war ihre Klammer. Sie wirkte als Bindemittel in Augenblicken höchster Vöckerung der Staatsidee, die im Gemüt eines großen Teiles der getreuen Untertanen Seiner Apostolischen Majestät immer mehr zusammenschrumpfte. Und da waren es wieder deutsche Denker und Publizisten, welche dieser Staatsidee, weil sie ihre politische, wirtschaftliche und geographische Notwendigkeit an dieser Stelle Europas erkannten, Formen zu geben suchten, so weit und elastisch und föderalistisch gefärbt, daß auch die slawischen Völker bei einigem guten Willen sie bejahen und als ihre Stützen in Reih und Glied mit den Deutschen treten könnten. Man muß sagen: es half nicht viel, und die Verzweiflung unter den Deutsch-Osterreichern, die sich seelisch und kulturell an diesen Nationalitätskämpfen wund gerieben hatten, wuchs weiter. Man führte das allgemeine Wahlrecht ein, man beschritt den Weg zur Begründung nationaler Autonomien, etwas fahrig, wie alles, was Bürokratenhänden ohne die überlegene Kontrolle eines Staatsmannes anvertraut wird, ohne Schwung und beglückende Nebenwirkungen ausgeführt zu werden pflegt. Man plante, wieder unter deutscher Initiative, eine große Verwaltungsreform; doch auch sie stockte in dem Wirbel ungehemmter nationaler Chauvinismen, die wie eine ansteckende Krankheit die gestern noch in Helotenstellung befindlichen Slawen befallen hatte. Auch das half nicht wesentlich vorwärts. Da kam die große Krisis vom Auswärtigen

her; Thrental schritt zur Annexion der südslawischen Reichslande, im Vertrauen auf die deutsche Bundestreue. Damals bestand der mitteleuropäische Bund seine erste große Belastungsprobe. Aber auch schon damals stand der größere Teil der Westslawen seelisch und politisch auf seiten der Westmächte, die im Verän mit Rußland den Bund aus diesem Anlaß zu sprengen versuchten. Man erkannte deutlich, welche Voraussetzungen österreichische Großmachtpolitik hatte, um erfolgreich zu sein: die unbedingte Anlehnung an Deutschland. Aber man sah zugleich, daß für den Ausgleich der Völker im Habsburger Reiche entscheidende Schritte getan werden mußten. Die Südslawenfrage wurde zum eiternden Geschwür, die Spannung zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen geriet in den Sumpf dauernder Obstruktion, in den Delegationen kämpfte halbe und unfrohe Staatsbejahung mit fester Staatsverneinung, bis der tödliche Streich, der den Thronfolger dieses Reiches traf, auch das Symbol der Gesamtstaatlichkeit tödlich verletzte und die Katastrophe über Europa hereinbrach. Und bei diesem unsagbar bedrückenden Hin und Her halben Willens und ängstlichen Versuchens blieb es.

Dumm wären heute Anklagen und Beschuldigungen, die sich doch immer nur gegen die Ohnmacht einzelner Persönlichkeiten richten. Der Zwang zur Bundestreue liegt geschichtlich und politisch in den mitteleuropäischen Verpflichtungen des Donaufstaates. Aber wir müssen uns immer wieder vergegenwärtigen, wer sie empfindet und ihnen gemäß zu handeln bereit ist. Es ist unter diesen Umständen frech, zu glauben, wir könnten den Vorgängen in Österreich ästhetisch uninteressierte Beachtung schenken. Das Deutsche Reich ist tief in den Strom der südöstlichen Probleme und Geschehnisse hineingezogen: die Schwierigkeiten der polnischen Frage sind von dorther gesteigert worden, und an der Art, wie der Ausgleich zwischen den Nationalitäten gesucht oder vielmehr versucht wird, ist sozusagen auch das deutsche Schicksal nicht ganz unbeteiligt. Ja, wechselseitig ist auch der Einfluß der außenpolitischen Zielsetzung: und darum ist zum Beispiel die Misere der österreichischen Ernährungsmittelorganisation ein Faktor, den wir in unsere weltpolitischen Berechnungen und Phantasien einzustellen haben. Ich sage nichts mehr, — der Leser wird seine Schlüsse selbst ziehen . .

Während ich den letzten Punkt hinter diesen Rückblick und Vorblick setze, erreicht mich die Nachricht, daß beschlossen wurde, das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis auszubauen und zu vertiefen. Gibt es, in der Geschichte wie in der Metaphysik, eine Wiederkunft des Gleichen? Steigt aus den Finsternissen der letzten Jahre wirklich der mitteleuropäische Staatenbund empor? Wir werden, von unserem Aussichtspunkt, weiter zu prüfen haben.

U n m e r k u n g e n

Hanns Johst

Der erste Druck von Heines „Heimkehr“ enthielt noch das kleine Gedicht, in dem der kranke Sohn der Musen das genädige Fräulein um die Erlaubnis bittet, daß schlummernd ruhe sein Sängerknabe an ihrem Schwanenbusen, und sie empört erwidert: „Mein Herr! wie können Sie es wagen, mir so was in Gesellschaft zu sagen?“ Es ist ein weiter Weg von Heines krankem Musensohn, der den unwahren Verhüllungen und Verschleierungen der Gesellschaft die Sprache des Dichters wie ein Stück unverbildeter Natur entgegenhält, zu Johsts jungem Menschen, der dem ästhetisch tuenden Liebeswerben einer Brünstigen und ihren Modephrasen vom unverständenen Weibe die Maske vom Gesicht nimmt. Beidemale birgt sich hinter einem grotesken Vorfall ernste sittliche Anklage. Aber Heine macht nur einen guten Witz, Johst hält einer Zeit, die sich längst gewöhnt hat, gesellschaftliche Lüge wie etwas Selbstverständliches hinzunehmen, hier wie sonst in seinem „Jungen Menschen“ vor, wie es wird, wenn heute wirklich einer einmal den Mut hat, das Kind beim wahren Namen zu nennen. Das vierte Bild dieses „ekstatistischen Szenariums“ spielt vor einer Bahnhofshalle. Der junge Mensch sagt den Leuten, die zum Zuge haften, nur Wahres, freilich vom Standpunkt einer höheren Sittlichkeit, als es die übliche

Umgangsform mit Menschen ist. Der eine schilt ihn Flegel, eine Kellnerin wird deutlicher und nennt ihn „Sie Schwein!“ Er wird verhaftet und in eine Nervenheilanstalt gesteckt. Gleichwohl brachte er nur vor, was jeder in gleicher Lage sich denkt, allerdings aber wohlweislich verschweigt, weil es uns nicht liegt, den Sittenprediger und Wahrheitsapostel vor Wildfremden zu spielen. Johst trägt die ungebrochene Jugendlichkeit seines „jungen Menschen“ in sich. Bringt wohlweise Welterfahrung, die längst schweigen gelernt hat und die Dinge hinnimmt, wie sie genommen werden wollen, wirklich, wenn sie ehrlich ist, ohne Bedenken den nötigen Mut auf, solches sittliches Draufgängertum zu verlachen? Wir ahnen heute, daß uns selbst über kurz oder lang recht eindringlich der wahre Wert der Dinge und unseres eigenen Verhaltens vorgerechnet werden könnte. Daher berührt Johsts groteskes Spiel uns an empfindlicher Stelle; es geht nicht, dies Stück nur wie ein reizvolles Auf und Ab jugendfrischen Kraftüberschwangs zu fassen. Die Zeit gewinnt wieder volles Verständnis für eine Neigung, die um 1500 bestand und Satiren gegen alle Stände (wie das hieß) zutage förderte. Sittlicher Anklagedichtung leiht die Gegenwart ein geneigtes Ohr.

Johsts Stück „Der Einsame, ein Menschenuntergang“; Held ist Grabbe, geschaut von einer unverwandten Natur, erfaßt ebenso in Augenblicken höchsten Selbstbewußtseins wie tiefster seelischer Bedrücktheit, ein Überempfindlicher, ein banger Zweifler an seinem eigenen Können,

*) Die angeführten Schriften Johsts sind im Delphin-Verlag (München) erschienen.

der zum beseligenden Gefühl künstlerischer Allmacht emporsteigen oder mindestens sich steigern kann. Großmannsucht hat man Grabbe oft vorgeworfen; und Josth verdeckt nicht die Seiten von Grabbes Wesen, die solchem Vorwurf ein Recht leihen oder zu leihen scheinen. In Grabbes Innere hat noch keiner so tief hineingeleuchtet. Josth wagt sogar, Verse Grabbes in seine Auftritte wörtlich einzuwoben. Die wenigen Worte, die von Grabbes Entwurfen „Alexander der Große“ und „Christus“ erhalten sind, gewinnen in dem Rahmen, den um sie Josth legt, eine starke Leuchtkraft. Mit einem Ruck gegenwärtig sich der Dichter, der einem inhaltschweren Augenblick mit wuchtiger Hand sein Erlebensgeheimnis abzwang. So wirkt, ein Menschengesicht zu packen, ein Zeichner ein paar Striche hin aufs Papier. Das Bild bleibt unausgeführt; würde es ausgeführt, es hätte kaum mehr zu sagen. Lauscht man indes solchen Worten Grabbes mit gespannter Aufmerksamkeit, so tönt etwas Gewolltes, Übersteigertes, Posenhaftes ganz so durch wie bei Heine. Josth selbst ist frei von solchen Zutaten. Er ist geschlossener, ist einheitlicher, er spricht sich, noch wenn er ganz ins Groteske geht, wahrer und reiner aus als Grabbe.

Das wird auch von dem Roman „Der Anfang“ bestätigt. Ein Roman, wie ihn jeder Dichter nur einmal oder nie schreibt. Manches in diesem „Anfang“ wirkt wie begründende Erläuterung zum „Jungen Menschen“; die Gefahr ist nicht immer gemieden, im Roman nur eine abschwächende Wiederholung zu bieten, nur ins Breitere auszuspinnen, was in dramatischer Gestalt knapp und schlank seinen besten Ausdruck gefunden hatte. Lockter ist der Aufbau. Das Vorrecht der Entwicklungsromane ist ohne Einschränkung gewahrt, einen Saul, der seines Vaters Gselinnen zu suchen ausging, mühelos eine Königskrone finden zu lassen. Der wahre Wert des Buchs liegt in Einzelheiten. Sie verkünden, was

deutsche Jugend nach 1900 wollte und suchte.

Oskar Walzel

Weisgerber

Als Albert Weisgerber, von seinen Freunden berufen, vor ein paar Jahren an die Spitze der Münchener „Neuen Sezession“ trat, mußte dies für manchen, der sein menschliches Wesen und seine Entwicklung kannte, eine Überraschung sein. Denn was den „Führer“ einer Richtung gemeinhin bestimmt, daß er neben dem eigenen, wegweisenden Können die Formulierung und Vertretung eines Programms leiste, das lag ganz und gar nicht in seiner Art. Er besaß wohl höchst schätzenswerte gesellige Talente und war immer ein guter Kamerad, aber so wenig seine Kunst von der persönlichen Schöpfung sich zu Festem, Begrifflichem abgelöst hatte, so wenig lag es seiner Natur, mit theoretischen Klärungen ein gemeingültiges Kunstwollen abzugrenzen. Der Krieg, der ihn im Frühsommer 1915 verschlungen hat, ließ der Frage, ob er ein „Führer“ hätte werden können, nicht die Antwort kommen. Vielleicht nicht so sehr um seiner Ziele willen, als um des Weges, den er abgeschritten, hoben ihn die jungen Münchener auf den Schild, und wenn jetzt die „Neue Sezession“ ihren ersten Vorsitzenden in einem Gedenkbuch* ehrt, so konnte dies nur geschehen, wenn der Mensch und das Werk nicht in einer Zwecksetzung, sondern in ihren Bedingungen geschildert wurden. Das ist Wilhelm Hausenstein in einer feinen und gehaltenen Weise gelungen; klug, warm und klar, ohne den unkeuschen Lärm kunstpoli-

* Wilhelm Hausenstein: Albert Weisgerber. Ein Gedenkbuch, herausgegeben von der Münchener Neuen Sezession. Mit neunzig Abbildungen. Verlag R. Piper & Co. München 1918.

tischer Rechthaberei, der heute das Literatentum zerfrißt, redet er von dem vollbrachten, von der Tragik des halbfertigen Werkes.

Hausenstein erinnert daran, wie wir vor zwölf Jahren, drei junge Deutsche, in Paris auf der Kunstsuche waren. Wir sind damals mit Weisgerber in den Wald von Fontainebleau und nach Barbizon gepilgert, haben gemeinsam die Schätze des Louvre bewundert, die Magazine der Kunsthändler durchstöbert — der Eindruck, den die französische Kunst auf Weisgerber machte, kann nicht leicht zu hoch angelegt werden. Er kam mit der eigenen Arbeit nicht mehr zurecht. Viel wurde angefangen, wenig fertig gemacht. Er priest die Tradition der französischen Malerei, die ihm geschlossener vorkam, als sie wohl ist, und wollte seine eigene Vergangenheit umkrempeln, mit einer neuen Farbigkeit vorne anfangen. Von Stud, der sein Lehrer gewesen und dem er anhänglich und dankbar blieb, hatte er den dunkeln Ton, den Zug zum Illustrativen geerbt — damit sollte Schluß gemacht werden. Unter der aufgeschlossenen Heiterkeit jenes gemeinsamen Frühsummers saß ein kagenjämmerliches Gefühl.

Paris hat Weisgerber umgeworfen, aber nicht unterworfen. Der Einfluß jener Monate blieb unverkennbar, denn er zwang den Maler, wollte er zu sich selbst kommen, zur Auseinandersetzung mit der neuen Farbenwelt, aber er hat nie „auf französisch“ gemalt. Dazu war er, wiewohl sein Pfälzertum die Gefahr der Unschmiegsamkeit in sich schloß, viel zu stark dezidiert Süddeutscher, anhänglicher Sohn einer katholischen Kleinbürgerfamilie, derb eigenwillig, im Grunde sentimental und heimwehkrank, die weltmännische Konvention Schale.

Ghe Weisgerber nach Paris ging, hatte er in München durch eine Reihe großer Porträts sich einen jungen Ruhm geschaffen. Diese Bildnisse, etwa des Musikers Sachs, des Dichters Scharf, sind ungemein geschlossene Leistungen, schwer

und dunkel im Vortrag, von bezwingender geistiger Dynamik. Es ist erstaunlich, wie sicher und groß gesehen die Arbeit des jungen Künstlers sich einführt — ein Anfang und ein Abschluß, die Meisterschaft einer frühen Begabung, von der man nicht weiß, wohin sie sich weiter wenden wird. Es kommt mit Paris ein Bruch in dieses Werk; Illustration und Plakat saugen eine Zeitlang die Kräfte des neuen Versuchens an sich, bis die innere und äußere Freiheit zur Synthese errungen ist.

Das malerische Können, der eingeborene Sinn für den Charakter und die Melodie der Farbigkeit, ist durch Paris entbunden und wird in frischen Landschaften, in bäuerlichen Szenen selbstsicher; die Erkenntnis des Formwerts der Linie, in zahllosen, langsam und zäh gearbeiteten Zeichnungen und Karikaturen, deren Feder Schmiß den mühevollen Weg verdeckt, errungen und geübt, weisen nach neuen Zielen. Hausenstein macht darauf aufmerksam, wie tief Weisgerber den Fra Angelico verehrt hat — das erhellt Zusammenhänge. Er hat nicht begonnen, den präraffaelitischen Gestus nachzuahmen; nichts lag ihm ferner. Aber seine Sehnsucht nach dem geistigen Ausdruck des künstlerischen Werkes war gelockert. Und nichts ist so bezeichnend als dies, daß Stoffe der Bibel und der Heiligenlegende, Erinnerungen der frommen Kindheit, bei dem Manne sich meldeten, der sich „genierte, in die Kirche zu gehen“: Kreuzigung, Jeremias, Sebastian. Die unmittelbare Sinnlichkeit seines Wesens zeigte sich durchsetzt mit dem rein geistigen Trieb, Seelisches knapp, ja ekstatisch auszusprechen. Diese Bilder sind nicht Versuche jeder Komposition, sondern sie sind bis zur Gefahr des Verstehens voll von innerer Unruhe. Nicht daß er zu einer neuen Monumentalität vordringen wollte, charakterisiert diese letzte Phase Weisgerbers, sondern daß er die Kühnheit der Vereinfachung bis zum Äußersten spannte,

um bewegenden großen Gefühlen, Wagnissen und Erlebnissen der Seele die letzten Formeln zu geben.

Hier blieb manches Stückwerk. Und doch wirkt seine Arbeit, überblickt man Wege und Bewegungen, Ansätze und Abschlüsse, als eine Einheit fruchtbarer Hingabe an eine große Vorstellung von der Kunst. Nie wird getändelt, immer offenbart sich eine Leidenschaft, die im Mißtrauen gegen sich selbst das Temperament einer flüssigen Begabung zügelt. Hausenstein spricht viel vom Menschen Weisgerber, und das empfinden wir, die ihm Freund gewesen, notwendig und wohlthätig. Denn stärker als in abstrakten Theoremen bleibt so das eigentümliche Bild dieser vielleicht stärksten Begabung der jungen Münchener, jener fesselnde Reiz von hinreißender Liebenswürdigkeit und scheuer Einsamkeit vor der Arbeit, in unserem Gedächtnis, die uns gleichermaßen angezogen wie fernhielten.

Theodor Heuss

Der Virtuose

Das schön gedruckte und ausgestattete Buch Adolf Weißmanns über dieses Thema (Verlag Paul Cassirer) hat seine außergewöhnlichen Vorzüge in dem künstlerischen Geist, der den Stoff bis in seine letzten Widersprüche durchdringt. Es ist so angeordnet, daß die wichtigsten Typen — Paganini, Liszt, Rubinstein, Joachim, Bülow, d'Albert, Busoni — persönlich gefaßt werden, während eine historische Einleitung die Entwicklung des Typus durch die Geschichte und ein Nachwort seine Verbürgerlichung in der Gegenwart behandelt. Durch diese Einstellung ragt das Buch aus der Musikkultur heraus oder vielmehr steigert ihre moderne histo-

risch-subjektive Form auf ein Spezialmotiv, das sich für Betrachtung menschlich-künstlerischer Probleme besonders eignet. Etwas Ähnliches gab es bei uns bisher nicht. Es konnte nur geschrieben werden in einer Zeit, die sich endlich vom Chronologischen zum Psychologischen auch in dieser so lange mit grämlichen Gelehrtenmienen betriebenen Kunstwissenschaft wandte, und von einem Manne, der alles Gewordene aus dem Leben begreift und alle Schatten von ihrem Licht. Es ist von ihm vollkommen gesehen worden, wie die Virtuosität, vom Äußeren gelockt, gerade die aus Tiefen schaffende Musik in eine schöne Verwirrung bringen und gerade in ihren Meistern Konflikte züchten mußte, die auf der Grenze zwischen Schaffen und Nachschaffen beste Kräfte aufriefen und immer wieder verschieden sich projizierten. Der Schriftsteller, der selbst in seinen besten Anstrengungen solche Konflikte in eigenem Berufe kennt, wird ausersuchen sein, sie nach ihrer Dämonie wie nach ihrer Technik ganz durchzufühlen. Weißmann gehört unter diese wenigen Schriftsteller über Musik. Sein Stil ist vielleicht etwas prezios, doch auch dies ist oft nur eine Folge jener feinsten Nervosität, die den Dingen ihre Geheimnisse nicht anders ablauscht als sich selbst und darum ein wenig die Finger krampft. Das eine aber fällt auf: die starke Bevorzugung alles Instrumentalen vor dem Gesanglichen. Mag auch dies Spiegel des Autors sein, so schreibt man doch im Stillen nach der Lektüre einen zweiten Teil über dieses grundlegende Motiv und erweitert den Horizont und die Perspektive und kommt zu neuen Kernen des Problems, künstlerisch, menschlich, gesellschaftlich — und wird nie fertig.

Oskar Bie

Geistige Ursprünge der russischen Revolution

von Hans von Eckardt

Der Terrorist

I

Die Geschehnisse der russischen Revolution auch nur in Umrissen aufzeichnen zu wollen, erscheint bis jetzt noch als ebenso unmöglich wie Woge von Woge abzugrenzen. Sinn und Bedeutung, Wert und Gehalt der sich überstürzenden Bewegungen abzumessen oder zu bestimmen, muß unterbleiben, will man nicht Selbstverständliches wiederholen. Um aber die Möglichkeit des Hineindentkens und vorläufigen Darstellens vorzubereiten, sind eine Reihe von Gegebenheiten zu umreißen und Stoff und Element der Revolution zu kennzeichnen. Der Stoff umfaßt die Tatsachen geographischer, wirtschaftlicher, ökonomischer, politischer und sozialer Art. Diese Tatsachen sind wohl die primären Bedingungen der russischen Geschichte, wie der Revolution, sie vermögen aber die besondere Eigenart der Geschehnisse nicht zu erklären, denn was sie bestimmen, ist nur das Sein der Elemente, deren Zusammensetzung — aber nicht die Kraft, aus der heraus die Einmaligkeit der Handlung sich vollzieht. Der Geist der Geschehnisse kann daher nicht aus diesen Tatsachen, sondern nur aus der Wesensart der handelnden Menschen, ihrem Wollen, ihrem Sein und ihrem Können, ersichtlich werden; die genannten Tatsachen sind wohl das wichtigste Material zur Beurteilung der Struktur des gesellschaftlichen Aufbaues. Aus ihnen erschließen sich aber die Motive der Einzelercheinungen noch nicht und die absolute Notwendigkeit des Geschehens wird nicht ersichtlich. So sehr auch die Revolution Massenerlebnis und Massenhandlung sein mag, erscheinen doch diese Massen in einer so direkten Weise von Einzeltypen bestimmt, wie dies selten derart klar der Fall zu sein pflegt. Diejenigen aber, die bisher entscheidend in die Schicksale und Wandlungen der Revolution eingegriffen haben, erscheinen nicht als große prädestinierte Führergestalten. Es ist vielmehr so, daß ein bestimmter Typus und dessen Grundanschauungen jeweils zur Herrschaft gelangten. Wer aus dieser Kategorie dann in die Führerstellung hineinrückte, wirkt oft als nicht bedingt und ist daher

abhängig von Zeit und Zufallsmomenten. Da die Unbedingtheit der Massenföhrer infolgedessen keine direkte Einstellung auf Einzelpersönlichkeiten verlangt, so genügt eine Umreißung der wesentlichsten Typen der revolutionierten Masse; um so mehr, da diese Typen nichts äußerlich Gewordenes sind, sondern zugleich die wesentlichsten Momente des russischen Volksgeistes enthalten. Ihnen liegen Urformen des russischen Menschen zugrunde, ihre Tiefe ist die besondere Wesensart des Russen und ihre Unzulänglichkeiten sind die des Volkscharakters. Je weniger abgeleitet diese Typen erscheinen, je tiefer sie im nationalen Boden verwurzelt sind, um so weittragender sind die Wirkungen ihres Tuns. Es ist nicht nur die Bedeutung ihrer Ideen und die Bewertung ihres Wollens, sondern es ist eben gerade die innerste Verbundenheit mit dem Volke, die ihren Handlungen Gültigkeit und Wert verleiht.

Die Geschichte der revolutionären Bewegung hat verschiedene dieser Typen erst möglich werden lassen, hat sie immer von neuem umgebildet, geläutert oder auch vernichtet. Es sind nicht nur Variationen oder Entwicklungsreihen, sondern man vermag die stets lebendige Nachwirkung des primärsten Erlebnisses des russischen Menschen auf die besten Gestalten des Volkes zu verfolgen; jenes Erlebnisses, das das Schicksal des Russen überhaupt zu umfassen scheint: seine Beziehung zur Tat.

Die besonderen Bedingungen des russischen politischen Lebens brachten es mit sich, daß auch das minimalste politische Handeln sich abfinden mußte mit dem Entschlusse restloster Hingabe an diesen Zarwillen. Der politische Russe mußte zum politischen Verbrecher werden und die Brutalität des Zarismus zwang ihn bis zum entschlossensten politischen Handeln, zur Propaganda der Tat: zum Terrorismus.

2

Gleichzeitig mit dem Auftreten der ersten rein politischen Partei, die sich die Propaganda eines gemäßigten sozialistischen Programms zum Ziel gesetzt hatte, zwangen die Gewalt- und Unterdrückungsmaßregeln einem Teil der Parteiglieder den Gedanken der Vorbereitung einer gewaltsamen Revolution, sogar des Zarenmordes auf. Karatsofows Attentat auf Kaiser Alexander II. (1866) wäre als erstes Datum terroristischer Akte zu nennen. Die Ideen Bakunins zur Befreiung des Geistes als Basis der sozialen politischen Freiheit, sein Katechismus, der eine Anleitung zur Propaganda der Tat und Konspiration sein sollte, mögen dieses Attentat stark beeinflußt haben. Dennoch aber erscheint Karatsofows mißglückter Versuch als eine Einzelunternehmung, die wohl außerordentliches Aufsehen machen, aber keine weitergehende Bedeutung erlangen konnte. Bakunins Aufruf zum Terror konnte keine tiefgreifende Wirkung

haben, da die junge Bewegung zu stark kompromittiert war durch die Verirrungen eines unlauteren Abenteurers, der in nichts hinter der Korruption des Zarismus zurückstand und dem Bakunin zu weitgehend vertraut hatte. Der russische Terrorismus als politische Erscheinung und der revolutionäre Terrorist als besondere, bedeutsame Ausdrucksform des russischen Tatwillens wuchsen auf anderem Boden. Bakunins fruchtlose anarchistische Negationen, sein Bekenntnis: die Lust der Zerstörung sei zugleich eine schaffende Lust, konnten wohl das russische Denken auf tiefste bewegen, den Nihilismus aufkommen lassen, aber nicht zu fruchtbarem Tun aufrufen. Kein bedeutender Revolutionär hat sich zu dem, was man „Nihilismus“ nennt, bekannt. Eine andere Bewegung war es vielmehr, die der russischen Sehnsucht nach absoluter Tat zu entsprechen schien. Die politische Gruppe, die sich schon seit 1862 „Land und Freiheit“ nannte, schob die Agrarfrage immer mehr in den Vordergrund und träumte von einer Revolutionierung des Volkes, die vom Volk selbst vorbereitet werden sollte. Man liebte das romantische Vorbild jenes Stenka Rasin, der unter Peter des Großen Vater den ganzen Südosten Russlands in Aufruhr versetzt hat. Führer der freien Kosaken am Don, sammelte er Tausende leibeigener Bauern um sich und führte jahrelang einen erbitterten Rachekrieg gegen die Gutsherren und die Diener des Zaren, beschützte die Armen vor den Reichen und wurde zum Sprecher der russischen Volksseele. Zu einer legendären Erscheinung, zu einem Freiheitshelden, zum mythischen Erfüller des Bauerntraumes von „Land und Freiheit“, wurde dieser phantastische Kosak; sein Räuberleben an den Ufern der Wolga und seine Eroberungsfahrten in tatarische Gebiete wurden zum Inhalt russischer Volkslieder, und wenngleich ihn nach seiner Hinrichtung der Zar alljährlich in allen Kirchen des Landes feierlich verfluchen ließ, bedeutete er doch dem russischen Bauern eine soziale Hoffnung und ward ihm zum Sinnbild ungebundener, wilder Kraft und Freiheitsstrebens.

Neben Rasin ragte aus der Eintönigkeit der russischen, inneren Geschichte noch ein anderer Bauernführer hervor, dessen politische Bedeutung die des Wolgakosaken sogar übertraf: Semeljan Pugarschow hat im Namen sozialer Gerechtigkeit und der Vergeltung an den grausamen Peinigern des Bauernstandes über zwei Jahre lang die Wolga beherrscht und der allmächtigen Katharina II. nicht geringen Schrecken eingeflößt. Diese beiden Kosaken- und Bauernaufstände leuchteten als brennende Wundmale der Leibeigenschaft und der sozialen Mißstände bis in die Neuzeit hinein und die jungen politischen Agitatoren fanden für ihre neuen Ideen in den Dörfern besonderes Verständnis, wenn sie anknüpften an die Bauernhelden der Vergangenheit und deren Kampf für Land und Freiheit.

Damals entstand jene Strömung innerhalb der russischen Intelligenz,

die im Bauerntum und im primitiven Volksleben politische Kraft und Gesundung suchte: Die Narodniki bestimmten bald die eigentlich geistige Bewegung des russischen Lebens, ihre friedliche Arbeit; das „Ins-Volk-Gehen“ von Tausenden junger Intellektueller wurde jedoch bald unmöglich gemacht durch das Mißtrauen des Zarismus, der die Agitatoren aufgreifen und einkerkern oder verbannen ließ. Als die brutalen Verfolgungen in der physischen Züchtigung einzelner junger Leute ihren Höhepunkt fanden, entstand eine leidenschaftliche Reaktionsbewegung dagegen. Wera Sasulitsch unternahm 1878 das bekannte Attentat auf Trepow und wurde vom Geschworenengericht freigesprochen. Die russische Gesellschaft sanktionierte hiermit den politischen Mord als Vergeltungsakt des empörten Volkswillens. Der Bund für „Land und Freiheit“ stellte seine friedliche Agitationsarbeit ein und die Gruppe der Volksfreiheit (Narodnaja Wolja) verkündete den Terror als gebotenes Mittel zur Bekämpfung des Zarismus und zur Propagierung der Revolution. Diese Partei war sozialistisch im Sinne der Narodniki und wollte mit ihrer kraftvollen Propaganda durch das Bewußtsein und den Willen des Volkes hindurchgehen. Weil man das Volk lieben gelernt hatte und für das Volk tätig war, so verbanden sich in dieser Partei Intellektuelle mit Arbeitern und Bauern, Studenten, junge Mädchen, Geistliche und die literarischen Wortführer der Gesellschaft. Man baute auf dem Bewußtsein des Volkes von seinem Rechte aufs Land auf und wollte die Zukunft auf Grund des russischen Mir und der Arbeitsgenossenschaften des Artellj gestalten. Die Selbständigkeit des Mir als ökonomische und administrative Einheit sollte die Struktur des ganzen Landes bedingen. Die Grundanschauung des russischen Bauern, daß das Land, ebenso wie Wasser und Luft, allen gehören müsse, wurde zu einer Art Dogma erhoben.

Der Terrorismus dieser Gruppe der Narodniki wurde zu einer besonderen Erscheinung des russischen politischen Lebens. Auf den Zaren Alexander II., der sich der Volksbefreier nennen ließ, wurden in kurzer Folge sieben Attentate verübt, bis der Selbstherrscher ihnen am 13. März 1881 zum Opfer fiel. Ganz Rußland war aufs tiefste bewegt. Der Absolutismus war erschüttert, es war der große Augenblick gekommen, wo ein Aufgeben des selbstherrlichen Regimes und eine Begnadigung der Mörder, deren Namen in aller Mund war, eine neue Epoche der Versöhnung oder wenigstens des Ausgleichs hätte beginnen lassen können. Es waren die Persönlichkeiten der Zarenmörder, ihr Gefühl der reinen Hingabe für das Volkswohl, was den Eindruck des Attentats so nachhaltig werden ließ. Gegen Ryssakow und Sophie Perowskaja konnte schlechterdings nichts eingewendet werden; man mußte sie gelten lassen als Kämpfer für die Freiheit.

Danach erlosch der Terrorismus wieder, ohne sein Ziel erreicht zu haben: die Propaganda der Tat hatte die Volksmassen nicht bewegen können; wohl wurde der Zarismus durch die Leidenschaft der Bekämpfung ein immer fraglicheres und fragwürdigeres Institut. Doch die Blutglocke, von der man den großen Weckruf übers ganze Land erwartet hatte, schien in luftleerem Raum zu schwingen und höchstens Erschütterungen drangen bis ins Dorf der Bauern. Des schwerfälligen und finiteren Alexander III. Regierungssystem wandte sich gleichfalls an den Bauern und betonte das religiöse, volkstümliche Element des Selbstherrscherrtums. In diese Jahre fallen die großen Romane Dostojewskis und Tolstois; der russische Mensch, seine Lebensart, sein Ethos werden von allen Gesellschaftsschichten als vorbildlich hervorgehoben und die allgemeine Atmosphäre wird immer dunkler, abgeschlossener und antieuropäischer. Dostojewskis wuchtige Anklage gegen die Revolutionäre wird als schwere Beleidigung empfunden, seine „Dämonen“ haben in einer Weise die politische Situation beeinflusst, wie dies in Westeuropa undenkbar sein dürfte. Die russische Gesellschaft konnte Dostojewski nicht einfach übersehen. Hier war zum erstenmal der revolutionären Bewegung ein Verdikt gesprochen, ja sie wurde in gewissem Sinne zum Verbrechen gestempelt und Rußlands Erneuerung von der moralischen Wiedergeburt eines jeden und aller abhängig gemacht. Wie Tolstoi 1905, so setzte sich Dostojewski schon damals in Widerspruch mit dem, was allen selbstverständlich, recht und gut erschien. Seine Anklage gegen die Revolutionäre hatte politisch die Folge, daß der Zarismus in weiten Kreisen neue Unterstützung für den Kampf gegen den Umsturz fand. Für die revolutionäre Bewegung hatte das Dostojewskische Urteil die Folge, daß die eigentlichen Probleme der Revolutionsarbeit klarer ins Bewußtsein kamen und nicht mehr bloße Fragen politischer Programme, des Kampfes und gefühlvollen Überschwangs bleiben konnten; die Vertreter des Revolutionsgedankens sahen sich vor die wesentlichsten Probleme des Lärtertums und der ethischen Berechtigung zum Radikalismus gestellt. Den ersten Terroristen war der politische Mord nichts anderes wie ein Akt der Propaganda oder der Vergeltung. Es hieß „Tod um Tod“ im Namen des rächenden Volkswillens. Jetzt konnten die Dinge nicht mehr so einfach gesehen werden. Vollends unmöglich aber erschienen Typen wie Dostojewski sie gezeichnet und für die Bakunin sagte: „Wir brauchen etwas anderes: Sturm und Leben und eine gefesselte und darum freie Welt.“

Es entstanden daher neue politische Gruppen, die sich aus dem Sozialismus Westeuropas orientierten und sich in engem Zusammenhang mit dem Marxismus und der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland weiter entwickelten. Aus der ersten von Georg Plechanow im Auslande

geschaffenen sozialistischen Gruppe entstand 1883 die erste sozialdemokratische Partei Rußlands unter dem Namen: die Gruppe der Befreiung der Arbeiter. Der Sozialismus gilt als letztes Wort der Gesellschaftswissenschaft; ökonomische Fragen treten in den Vordergrund und das Problem des Klassenkampfes, für Rußland in dieser Formulierung etwas völlig Fremdes, wird zum erstenmal diskutiert. Die Stelle des Bauern als Träger des revolutionären Volkstums nimmt jetzt der Arbeiter ein, der bisher nur in ganz geringer Weise beachtet wurde. In den ersten Jahren mußte ein Programm, das sich in der praktischen Bearbeitung auf die Arbeiterschaft stützte, als reine Theorie erscheinen. Tatsächlich blieb die Wirkung der Plechanowschen sozial-literarischen Tätigkeit auf bestimmte Kreise der Gesellschaft beschränkt, die sich mit wirtschaftlich-politischen Fragen beschäftigten. Die Forderung nach einer sozialen Umwälzung wurde dem sofortigen Kampf gegen den Zarismus vorangestellt. Man wirkte für ein Ziel, das weit entfernt war, und schied sich dadurch immer mehr vom russischen Volk, das schweigend unter dem Drucke des Zarismus, den religiösen Verfolgungen der Orthodoxie und der wirtschaftlichen Misere, die die Hungersnöte sich häufen ließ, litt. Die Marxisten bauten ihre politisch-wirtschaftlichen Systeme immer weiter aus; sie bezogen sich in ihren Anschauungen auf den Mir und die Artelljs; dem geistigen Erleben des russischen Bauern und Proletariats standen sie fremd gegenüber. Die Sätze der Narodniki galten ihnen als romantische Illusionen und von der „Heldentat der Annäherung an das Volk und der Versöhnung mit ihm“ hielten sie nicht viel. In ihrem Kampf gegen die Narodniki hatten sie wohl die Mehrheit der Intelligenz auf ihrer Seite, aber nur geringe Kreise der Arbeiterschaft und Industriezentren nahmen an ihren Organisationen teil. Schon bald erwies es sich, daß die Narodniki eine geistige Bewegung bedeutete, die nicht einfach erlöschen konnte. 1892 entstand aus der „Partei des Volkswillens“ die sozialistisch-revolutionäre Partei. Die sozialdemokratische Propaganda hatte den eigentlichen Kampf hinausgeschoben, die sozialrevolutionäre Partei stellte ihn wiederum in den Vordergrund. Die sozialdemokratische Partei verlor durch die Spaltung, die 1903 erfolgte, da die sich heftig befühenden Lager der damaligen Parteimehrheit: der Bolschewiki (unter Lenin) und der Parteilinderheit: der Menschewiki (unter Martow) sich durch ihre inneren Kämpfe selbst schwächen. Die Kampforganisation der Sozialrevolutionäre griff von neuem zum Terror, und ihre schnell aufeinanderfolgenden Attentate auf die Größen der Reaktion wurden zu jenen Alarmsignalen, die Rußland — wie es schien — endlich erwachen ließen. Die Kampforganisation leitete Einzelunternehmungen in den meisten Gouvernements des ganzen Landes und schuf ein System des Terror, das zum wirk-

samsten Mittel zur Revolutionierung des Landes wurde. Es entstand eine Schar sich selbst aufopfernder junger Leute, die der Massenrevolution jenen Hintergrund gaben, der sie emporhob aus der materiellen Region der Interessen- und Wirtschaftskämpfe. Daß die russische Gesellschaft die hervorragendsten Revolutionäre zu ihren eigenen Führern nahm, daß diese eine autoritäre Stellung hatten und als neuen Typus den sich zur Tat durchringenden russischen Menschen begrüßten, daß selbstlose Hingabe an die Idee und das Werk einen Zug des reinen Idealismus in den Kampf hineinbrachte, dies alles war eine Folge des Lebens und Sterbens jener russischen Jugend, die alles auf sich genommen hat um der Liebe zum Volke willen.

3

Der Terrorismus wurde zur Schulung eines Geschlechts, das Persönlichkeiten hervorbrachte, die das Dunkel des russischen Lebens von innen heraus durchhellten. Der revolutionäre Sozialismus konnte zu einer neuen Stufe des religiösen Bewußtseins werden, denn seine Vorkämpfer hoben sich aus der gemeinen Atmosphäre des Lebens heraus und erschienen geweiht durch ihr Opfer. Während der Terrorist der siebziger Jahre „den Tod um des Todes willen und die Tat um der Tat willen“ als Schönheit des Lebens pries, wußten jene jungen Menschen, die der Kampforganisation gehorsam waren und ihre ganze bürgerliche Existenz, ja schließlich ihr Leben preisgaben, daß es sich um sehr viel mehr handelte; denn das Schwerste war nicht das eigene Sterben, sondern das Morden-Müssen. Der Terrorist mußte durch eine Reihe von Erniedrigungen hindurchgehen, mußte eine besondere Existenz der Komödie, der Lüge und des Betruges auf sich nehmen, um schließlich etwas zu tun, was ihn oft selbst entsetzte, ihm grausam, schrecklich und unmenschlich erschien. Er mußte sein Opfer aufspüren, heßen und verfolgen und es schließlich ums Leben bringen, wider besseres inneres Wissen und Fühlen. Die Terroristen, zu denen ein Kalsajew, der Mörder des Großfürsten Sergej gehörte, wußten, daß keineswegs alles erlaubt sei, sondern daß man eigentlich nicht töten dürfe. Aber sie mordeten dennoch, weil es ihnen unumgänglich notwendig erschien, und um diese unbedingte Notwendigkeit vor sich selbst rechtfertigen und ertragen zu können, gaben sie ihre Seele als höchstes Opfer der Liebe für ihr Volk hin. Eine so völlige Auslöschung des eigenen Ich, des persönlichen Seins und Wollens ist vielleicht auch in anderen Gemeinschaften anzutreffen. Was aber wohl einzige Ausnahme sein dürfte, war diese ungeheure Bewußtheit der notwendig zu tuenden Sünde. Liest man die Erinnerungen der Terroristen, ihre Aufzeichnungen und Briefe, so sieht man, daß es Menschen einer

tieften Religiosität unter ihnen gibt, die sich damit quälen, daß sie ihre Feinde nicht haßen können und daß sie selbst dem, den sie auf Tod und Leben bekämpfen, eine Art christlichen Gefühls der Brüderlichkeit entgegenbringen. Und glimmt in ihnen dennoch Haß auf gegen die Feinde des Volkes, so sind sie sich bewußt, daß sie unrecht damit haben. Boris Samintow, eines der tatkräftigsten Glieder der Kampforganisation, wählte als Motto seines ersten Werkes, des Romanes „Das fahle Roß“, die Worte des Johannes-Evangeliums: „Wer aber seinen Bruder haßt, ist in der Finsternis und wandelt in der Finsternis und weiß nicht, wohin er geht, weil die Finsternis seine Augen geblendet hat.“

Ein freiwilliger Tod ist etwas, wovon heute zu sprechen sich erübrigt. Die Aufopferung fürs Volk kann in gewissem Sinne als Selbstverständlichkeit angesehen werden. Die Problematik des Lebens und Sterbens der russischen Terroristen liegt auch in etwas anderem: In der freiwilligen Übernahme eines als schlecht, sündhaft und vom höheren Standpunkt als unerlaubt erkannten Handelns. Für das Volk sterben erscheint ihnen noch als das Leichteste; in Einklang mit der Wahrheit leben ist schon sehr viel schwerer, das Allerschwerste aber ist der Verzicht auf ein Leben eigener Erkenntnis und Wahl und das Hinabsteigen in die ganz dunklen, hoffnungslosen Tiefen bewußter Ungerechtigkeiten und Sünde. Wie auf dem Roße der Apokalypsis fühlt der Terrorist sich in sein dunkles Leben gejagt: „und siehe ein fahles Pferd; und der drauf saß, des Name hieß Tod und die Hölle folgte ihm nach.“ Und doch sagt, trotz dieser Erkenntnis der Sündhaftigkeit des Tuns und der absoluten Verschönigungslosigkeit und Klarheit dieses Wissens, ein Gefühl der Hoffnung dem Terroristen, daß sein freiwilliger Tod nach diesem verzerrten Leben des Kampfes „wenn es auf Erden noch eine Gerechtigkeit gibt, wenn nicht alles Lüge und Dummheit ist, ein Gespenst dieser Wahrheit und ein Schatten der Gerechtigkeit sei.“

Aus ihrer Liebe zum Volk nahmen sie die Kraft zum Handeln, die eine Empörung war gegen die Sinnlosigkeit des nicht endenwollenden Leides. Sie konnten das Leid derer, die sie liebten, nicht weiter untätig ansehen, und da sie erkannten, daß dieses eine Schuld der bestehenden Verhältnisse war, so hielten sie sich für mitschuldig. Nicht nur etwa für politisch mitverantwortlich, sondern sie zogen den Kreis der Mitschuld an allen Dingen, die geschahen, so weit, daß sie selbst mit ihrem ganzen Leben das Leid der andern verantworten zu müssen glaubten. Aus ihrer Mitschuld heraus trieb es sie, nun noch die größte Schuld auf sich zu nehmen, um die andern zu entlasten. Sie beluden ihre Seele mit der Todssünde des Mordes, sie warfen sie fort, um sie zum Opfer zu bringen. Sie fühlten sich so sehr zu diesem Tun gedrängt, daß sie so handeln mußten. Das eigene Sterben-Müssen war dann nur noch von geringer

Bedeutung. Vielleicht auch der einzige Ausweg nach dem Übermaß selbstgewählter Sünde. Aus dem tiefen Drang heraus, gläubig sein zu können, kam der Russe dazu, die Dinge so zu sehen. Nicht nur seine Gedankenbilder sind die christlicher Frömmigkeit, sondern die einzigen, ihm wahrhaft lebendigen Werte sind die seiner Beziehung zu Gott, dem Guten und dem Schlechten.

Dostojewski sagt in seinen „Dämonen“, wenn man in Rußland einen Aufstand wolle, müsse man mit atheïstischer Propaganda beginnen. In letzter Absolutheit genommen dürfte dies richtig sein; denn auch einer der terroristischen Helden des Sawinkowschen Romanes* Serjoscha — der außerordentlich stark an Kalajew erinnert — sagt dasselbe: „Ich meine, wer glaubt, der ergreift kein Schwert: wer aber das Schwert ergreift, der weiß nicht, was Glauben heißt. Er ergreift das Schwert aus Schwäche, nicht aus Stärke.“ Und hierunter ist verstanden der Glaube an Christus. Die tiefe, christliche Frömmigkeit nimmt alles Gegebene in Demut hin und widersetzt sich nicht dem Ubel, wie Tolstoi es lehrt. Es kann aber eine Gläubigkeit geben, die, ohne das Gebot: du sollst nicht töten abzuleugnen, dennoch die Sünde auf sich nimmt, die weiß, daß, wer das Schwert ergreift, auch durch das Schwert umkommen müsse, und als höchstes Gebot den Satz aufstellt, man müsse nicht nur sein Leben, sondern seine Seele hingeben für seine Freunde.

Diese Religiosität stammte aus dem innersten Erlebnis weniger. Sie wurde aber vom Volke verstanden, weil das Verlangen nach aufrichtigeren Formen der Gläubigkeit allgemein geworden war. Das religiöse Bedürfnis der Russen fühlte sich abgestoßen von der russischen Kirche, deren erstarrter Außerlichkeit und fanatischer Intoleranz. Auf den engen Zusammenhang zwischen der revolutionären Bewegung und den unzähligen Sekten soll hier nicht weiter eingegangen werden, sondern nur zum besseren Verständnis der Revolutionäre ihre bewußte Untirchlichkeit betont werden.

Durch die Erstarrung der russischen Kirche hatten sich nicht nur Riten und Gebräuche, hierarchische Gliederung und Gottesdienstordnung, nicht nur die tiefe Dunkelheit des Kircheninnern aus frühester Zeit der Kirchenväter erhalten, sondern unter der hartgewordenen Schale brannte auch noch eine Flamme jener Inbrunst, wie sie sonst nur die Anfänge christlicher Gemeinschaft kannten. Wohl konnte ein Glackern dieses Feuers das Dunkel der Kirche bisweilen erleuchten. Das war, wenn ein neuer Heiliger, ein Stareß, reinste Demut und Nachfolge Christi predigte. Etwas von dem alten Heiligen scheint in diesen wunderlichen Mönchen lebendig zu sein und ihre Wirkung auf das Volk war stets eine ungeheure und leidenschaft-

* Deutsch erschienen unter dem Pseudonym W. Kopschin: „Als wär es nie gewesen.“ Rütten und Lening 1913.

lich bewegende. Aber die Lehren der Kirche blieben gleich starr und der Atem dieser Einsiedler konnte sie nicht durchwärmen. So kam es, daß alle wahre Religiosität außerhalb der Kirche verblieb. Dazu hatten noch die Glieder der Geistlichkeit mit dazu verholten, daß die Kirche zum politischen Instrument des Zarismus entwürdigt wurde. Der Cäsaropapismus, der es den Selbstherrschern seit Peter dem Großen ermöglichte, Kirche und Staat zu identifizieren, erschien eifernden Sekten bald als Gebilde des Antichrist. Die religiöse Weiße und halbmystische Vergötterung, die die Gestalt des Zaren umgaben, zerrten die kirchlichen Inhalte herab, ohne den Zarismus emporzuheben oder rechtfertigen zu können. So kam es, daß Bekämpfung des einen auch gleichzeitig die des andern bedeutete und aus aufrichtigem Glauben politischer Kampf entstehen konnte. Die politische Haltung des demokratischen Rußland mußte bald eine kirchlich indifferente, ja ablehnende werden. Das religiöse Bedürfnis ließ sich aber nicht ganz unterdrücken, und wenn auch die Parteien als solche ihre Ideen außerhalb christlichen Denkens formulierten, so waren doch diejenigen der Revolutionäre, die ins Volk gingen und aus „hassender Liebe“ für dieses Volk sich aufopferten, gläubige und religiöse Gestalten. Dostojewski hat in seinem antirevolutionären Pamphlet, den „Dämonen“, nur jenen Typus geschildert, der, zerfressen vom Skeptizismus und fanatischer Negation, abseits jeden religiösen Erlebens stand und unfruchtbarstem Rationalismus verfallen war. Der große Dichter und Mystiker kannte nur Theoretiker der Revolution, die höchstens zum Zerstören bereit sein konnten und von wahren Opfer, schmerzlichem Nicht-lebenkönnen unter der Herrschaft des Schlechten nichts wußten. Materialisten waren dies, wie heute etwa ein Bolschewik Lunatscharski, der den Marxismus als neues, religiöses System bezeichnete. Dostojewski spricht nur von den Iwan Karamasows, die zu Revolutionären wurden — jetzt geschah es, daß ein Aljosscha Karamasow im vollen Bewußtsein dieser Todsünde, getrieben von der Inbrunst seiner Menschenliebe zur Bombe griff

Diese Revolutionäre und ihr Tun konnten nicht vorübergehen an dem Bewußtsein des Volkes. Der Kampf der Revolutionäre erhielt eine höhere Weiße. Schicksale erfüllten sich, die weit herausragten aus der Fläche sozialer und politischer Kämpfe, Erfolge und Niederlagen. Die Ausschreitungen des Zarismus hatten das nicht vermocht, was die Tüchtigkeit und das So-Sein der Terroristen erreichte: den Zarismus und seine Sache vor den Augen des ganzen Volkes in einer Weise ins Unrecht zu setzen, daß die Revolution als neuer Austrag des alten Kampfes des Lichtes mit dem Dunkel erschien. Das gesamte politische Tun gewann eine innere Bedeutung, die manche Russen schmerzlich im öffentlichen

Leben westeuropäischer Länder vermißten. Die ethische Berechtigung des politischen Kampfes und seiner Methoden wurden zum wesentlichen Thema der Diskussion und die Beantwortung wurde die bindende Erlebnisform vieler Kreise der bewußten Schichten der russischen Gesellschaft. Es konnte sich hierbei nicht darum handeln, die Formen des Terrorismus zu beschönigen. Einzig die besonderen Bedingungen, die der Zarismus in Rußland schuf, können als Erklärung, niemals als Anerkennung dieser Kampfmethoden dienen. Es mag daran erinnert werden, daß schon in den siebziger Jahren die terroristische Partei des „Volkswillens“ sich scharf gegen den anarchistischen Mord in Amerika ausgesprochen hat mit der Motivierung, in demokratischen Ländern seien derartige Kampfmethoden unbedingt unzulässig. Die revolutionär-terroristische Taktik haben die Narodniki wohl noch sichtlich zu rechtfertigen versucht; auch Marx hat (1881) die Taktik dieser „wahren Helden ohne melodramatische Pose“ als „geschichtlich unvermeidlich“ hingestellt, — zu Beginn der russischen Revolution von 1905, als die großen Attentate auf Sypjagin, von Plehwe, den Großfürsten Sergei erfolgt waren, finden wir wohl politisches Eintreten und politische, nie aber eine sittliche Rechtfertigung.

4

S hier ist nicht von der Taktik des Terrorismus die Rede, die nur aus den russischen Verhältnissen heraus beurteilt werden kann, sondern es soll die innere Struktur der Terroristen gekennzeichnet werden. Was ein Gertschuni, was ein Kalajew taten, sind historische Vorgänge, die nur aus bestimmten Voraussetzungen heraus ethisch gewertet werden sollen; das Wesentlichere im Sinne der Schaffung eines neuen Lätertypus ist nicht was, sondern wie sie taten und wer sie waren. Man kann die Zeit des Beginns unseres Jahrhunderts im allgemeinen als eine leidenschaftslose, tatunfähige und laue bezeichnen — und hier gibt es plötzlich in dem ganz besonders apathischen, höchstens grüblerischen Rußland eine ganze Generation, die begabt ist mit einem so leidenschaftlichen Pathos, einem Gefühl so unbeschränkter Absolutheit, daß das gesamte politische Leben Rußlands ein anderes Gesicht bekommt. Es waren nicht einzelne wenige Terroristen, es war eine große Schar namenloser Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen, die im gleichen Gefühle sich zu einem ganzen Geschlecht einten. Nach außen hin ist vielleicht nicht sehr vieles als direkte Folge des Wirkens dieser Leute sichtbar geworden. Für die Bildung des russischen Volksgeistes jedoch waren diese Menschen von höchster, heute gar nicht mehr wegzudentender Bedeutung. In den Schicksalen dieser wenigen Tausend formte die russische Seele sich zum erstenmal nach einigen Jahrhunderten realer Kraftlosigkeit wieder zu der inneren

Möglichkeit kraftvollen Tuns um. Diese Terroristen sind die ersten, wirklich handelnden russischen Menschen: die Bedeutung liegt darin, daß ihre Anschauungen und Gefühle die des Volkes und ihre ganze Lebensgestaltung nicht eine fremdartige, von außen, sondern eine ureigene, von innen heraus bedingte war. Bisher hatte es nur ganz wenig Russen gegeben, die etwas anzuführen und zu tun vermochten. Sieht man sich diese Persönlichkeiten an, so merkt man, daß sie ihrem Volkstum entfremdet sind und ihre Energie abgeleitet ist. Hier aber gab es keine Schranken und Formen, die das Handeln hätten vorzeichnen können, sondern Form und Inhalt des ganzen Revolutionswerkes mußte in vollem Umfang geschaffen und getragen werden von dem Lebenswerte dieser Menschen. Das Typische dabei und das Besondere ist, daß dieses Tun noch immer umgeben ist von dem metaphysischen Zweifel der Fragbarkeit, demselben Zweifel, der die russischen Mönche und Denker zur Abkehr von allem Tun zwang. Die Frage: lohnt sich eine Handlung, wenn selbst höhere Gewalten machtlos erscheinen gegenüber diesem Chaos des Schlechten? blieb diesen Männern nicht fremd. Auch sie konnten keine Antwort finden und beschieden sich damit, „daß es uns nicht gegeben sei, zu wissen.“ Sie hatten das primitive Gefühl, man dürfe so nicht leben und müsse jeder für sich den Kampf für neue Lebensformen beginnen. Dieser Schritt wurde entscheidend. Die starre Decke der Passivität, die Rußland wie ein Leichenfeld bedeckte, schien durchbrochen zu sein . . .

Die Tragik des russischen Menschen, des ganzen Landes überhaupt, war es aber, daß diese erste Tatkraft eine a priori fruchtlose sein mußte. Das allgemeine große Ziel: die Revolutionierung des Landes, hatten sie erreicht, es begann sogar über das rein Politische und Soziale hinaus sich die Erkenntnis zu verbreiten, so gehe es nicht weiter und diese Form des Lebens sei unwürdig. Was sie aber eigentlich wollten, wozu ihr persönliches Leben erhabenes Beispiel sein sollte, was die Besten von ihnen durch schwerste, innere Leiden sich erworben zu haben glaubten: die höhere, gesteigerte Lebensform — davon ahnte das Volk nichts und dafür waren alle Opfer vergebens. Mit unerhörter innerer Spannung, mit einer die ganze Wirklichkeit überragenden Hingabe für letzte Werte gingen Unzählige aus diesem Leben, wartete sich ein ganzes Geschlecht fort. Diese Männer suchten das Volk und glaubten zu handeln in seinem Namen und in seinem Auftrag. Das Volk aber blieb stumm, regte sich nicht, kam nicht zu Hilfe und ließ alle Dinge sich vollziehen, als ob Fremdes und Unnötiges vor sich gehe. Aus einer ursprünglich anderen Geistesverfassung kamen die jungen Revolutionäre zum Volk; da sie aber nicht das Volk selbst, ja nicht einmal Führer desselben waren, sondern nur die Stimme, die aufrufen sollte zum Streite, so verklangen ihre Taten

ungehört. Das Werk der Zerstörung konnte seine Substanz nicht verändern dadurch, daß es mit gläubigster Seele getan ward. Wohl wurde aus manchem der Kämpfer ein neuer Mensch. Das Volk aber, dem die Einzelerlebnisse nicht teilhaft wurden, blieb, wie es war; denn das an und für sich sündhafte, negative Tun konnte nicht reinigend, befreiend wirken. Die politischen Folgen des Terrorismus vermochte der Zarismus durch unerhörte Brutalität zu paralysieren. Die innere Wirkung hob sich auf und eines ganzen Geschlechtes Opfer schien vergebens gebracht zu sein. Diejenigen der Terroristen, die die Jahre der Revolution überlebten, erkannten dies selbst. Die Gesetze der Ethik ließen sich eben nicht durchbrechen. Ihr gewaltsames Werk vermochte nichts Seelisches zu gestalten, es blieb fruchtloses äußeres Geschehen.

Die Gesetze der Laten waren stärker wie der innere Antrieb, wie das Wollen und das Sein dieser Menschen, und aus dem klaffenden Gegensatz des neuen Willens und der als ungerecht erkannten Lat entstand eine Kluft, die der ganzen Bewegung ihre wahre Bedeutung raubte. Dieses Tun verlangte eine innere Steigerungsfähigkeit und Bereitschaft, deren alle Glieder der weitverzweigten Organisationen unmöglich fähig sein könnten. So kam es, daß in nächster Nähe dieser Menschen und ihrer wirklichkeitsfernen Seelenkämpfe Verrat und Korruption gedeihen konnte. Es entstand bald eine Woge des Schmutzes, die all das reine Blut, das Rußland entsüßnen sollte, wegzuschwemmen drohte. Aber vielleicht hätte selbst der Verrat und die Niedertracht Einzelner das Werk der Revolution nicht entweißen können, wenn nicht aus der revolutionären Taktik selbst jene Ursachen erwachsen wären, die die Revolution in Mord und Raub, in willkürlichem Mißbrauch der Mittel untergehen ließ.

5

Der Terrorismus war die Antwort des revolutionären Volkswillens auf die Unterdrückungen und Ausschreitungen des Zarismus. Ein Teil der sozialistischen Parteien hatte die terroristische Taktik abgelehnt. Sie schien aber unumgänglich zu sein als sichtbarer Protest und radikalstes Kampfmittel. Für das hohe Ziel erschienen diese Mittel gerecht, da der Zarismus ja selbst durch sein eigenes Verhalten die Kampfart bestimmte. Im Namen des sozialistischen Ideals war also der Mord genehmigt. Die weiteren Geschehnisse brachten es mit sich, daß diese Taktik nicht nur in Einzelfällen, sondern, um überhaupt Wirkung zu haben, systematisch in weiterem Umfange angewendet wurde. Dies mußte unter Umständen heißen, daß nicht nur die Führer der Reaktion, sondern auch die ausübenden geringeren Funktionäre des Regierungsapparates beseitigt werden mußten. Die Sache erlaubte in weiterer Konsequenz Anwendung

von Gewalt überhaupt, Bekämpfung des gesamten Staatsapparates, also auch Vernichtung der staatlichen Machtmittel, Expropriation derselben für die Sache des Volkes. Das sozialistische Parteiprogramm rubrizierte außerdem den Kampf gegen den Zarismus unter den allgemeinen Freiheitskampf der unterdrückten Klassen gegen den kapitalistischen Staat. Die Hauptstütze dieses Staates — der Kapitalismus — konnte also mit Zug und Recht hineinbezogen werden. Von der Expropriation des Staatseigentums war dann nur noch ein Schritt zur gewaltsamen Expropriation der kapitalistischen Betriebe und des Privatbesitzes. War nun einmal keine direkte Beschränkung der Kampfmittel auferlegt worden, so mußte es dahin kommen, daß der Kampf nur noch von seiner mutmaßlichen Erfolgsmöglichkeit und nicht mehr von höheren Gesichtspunkten aus beurteilt wurde. Während die einzelnen Terroristen für sich selber keineswegs die Maxime gelten lassen wollten, alles sei erlaubt, und sich über die tatsächliche, innere Problematik, ja Unerlaubtheit ihres Tuns keinerlei Illusionen machten, so wurde doch der Partei als solcher bald die Berechtigung zu jedem Tun erteilt, das ihr zum Vorteil dienen konnte. Die Besten warnten davor. Sie erkannten bald, daß die Erfolge, die die Partei durch diese Kampfart verzeichnen konnte, nur vorübergehend bleiben mußten, und daß das Ansehen der bisher matellosen Sache gefährdet wurde. Es blieb ihnen nicht verborgen, daß nun nicht nur das politische Niveau rettungslos zu sinken begann, sondern daß der ganze Kampf seine überhistorische substantielle Bedeutung verlor. Sie kannten das Volk und seine ethischen Grundanschauungen und irrten nicht, wenn sie sagten, daß der Zarismus durch diese Form der Bekämpfung nur gewinnen könne. Gerschuni sagte damals auf einem Parteikongreß bei Behandlung der Frage, ob weitere Expropriationen noch statthaft seien: „es ist unsere Pflicht, einzugreifen in das, was geschieht; es ist unsere Pflicht, die Expropriationsrichtung zu bekämpfen, die die Revolution zu degenerieren droht. Was wir von diesen Expropriationen gehört haben, übersteigt alles, was der böse Genius eines Feindes der Revolution erfinden konnte. Wir sehen mit Entsetzen die Entartung des revolutionären Geistes. Die Revolution, die kürzlich noch in den Augen des Volkes etwas Heiliges war, bedeckt sich durch die Expropriationen mit Schmutz. Bedenkt, an welchem Abgrund wir stehen. Der revolutionäre Organismus leidet an einer furchtbaren Krankheit.“

Die Warnung kam zu spät. Nachträglich ließen sich keine Beschränkungen schaffen. Die Taktik der Gewalt mußte dahin führen, daß schließlich noch über die Expropriation hinaus eine Art idealen Räubertums entstand. Einzelne Revolutionäre arbeiteten auf eigene Faust und glaubten, durch ihr ideelles Endziel keinerlei Hemmungen mehr anerkennen zu müssen. Es kam so weit, daß gemeine Verbrecher sich revolutionären Unternehmungen an-

schlossen und andrerseits der bekannte Räuber der Tschernigowschen Wälder, Sascha Samizki, mit seiner ganzen Räuberbande sich der Revolution anschloß und in deren Namen jahrelang plünderte, raubte und mordete.

In dieser Zeit predigte Tolstoi, man dürfe sich dem Ubel nicht widersetzen und verurteilte die ganze Bewegung, weil sich ihre Ausläufer weit über die ursprünglichen, selbstgesetzten Schranken hinwegsetzten. Im Volk fand diese Mahnung starken Widerhall, denn Tolstoi hatte in dem einen nur zu sehr recht, daß der politische Kampf seine ethische Berechtigung nur so lange haben kann, als er in seinen Mitteln und in seinem Wesen das einhält, was er im Endzwecke erreichen will: eine würdigere und erhöhte Lebensform. Die revolutionäre Taktik kämpfte nun auf dem niedrigen Niveau des korrupten alten Regimes. Die Lehre gereinigter und erhöhter Menschlichkeit, als die das Volk den revolutionären Sozialismus betrachtet hatte, war dadurch umgestoßen und von innen heraus zerstört. Das Volk, immer geneigt, sich von der Wirklichkeit abzukehren, fand hier die alten Sätze bekräftigt, daß die Realität tief unter dem Gewollten und Ersehnten steht. Es lohnte sich deshalb nicht, Besseres zu wollen, da ja doch nur das Schlechte sich durchsetzt. Die russische, aus religiöser Einstellung stammende Passivität fand sich neu bestätigt und die weitesten Schichten wandten sich von der Sache der Revolution ab. Der Terrorismus war daran gescheitert, daß kein höheres Gesetz seine Grenzen absteckte. Der bloße Parteidealismus und Fanatismus konnte nur wenigen die Absolutheit im Kampfe berechtigt erscheinen lassen. Die innere Religiosität, die primitive Ureinrichtung des Volkes war stärker wie das schrankenlose Anwenden aller Mittel für die Sache des Volkes. Das absolut Gute war nicht mehr verbunden mit der revolutionären Bewegung; Halbheiten, die nur beschränkten, parteipolitischen Wert hatten, zu erreichen, erschien fragwürdig. Das ganze Land war durch ein neues Meer von Leiden hindurchgegangen und Tolstois Predigten von der Seele als einzigem Maßstab des Lebens wurden zum äußeren Ausdruck der allgemeinen Abkehr vom realen politischen Leben. Tatlose Trägheit und Ergebenheit herrschten vor. Es erschien eben als Schicksal und als unabänderlich, daß alles so kam, wie es kommen mußte. Diejenigen, die sich gerade im Augenblick ihrer Tat und inneren Befreiung von dieser lähmenden Passivität in neuer Erhöhung gefühlt hatten, waren als Opfer gefallen und die, die übrig blieben, konnten nicht mehr ankämpfen gegen das dumpfe Schweigen des Landes und die Maßlosigkeiten und schrankenlosen Ausschreitungen der Hemmungslosen.

Was übrig blieb, wurde zerstreuen von der in die revolutionären Kreise eindringenden Korruption der zaristischen Reaktion. Verrat und Lockspitzeltum sprengten die Kampforganisation, ja die ganze sozialrevolutionäre Partei. Die nächsten Jahre gehörten der blutigen Rache der Reaktion

und der sogenannten Liquidierung der Revolution. Der Typus jener Einzelnen, die die Unerbittlichkeit des russischen Schicksals der Ergebung in die Wirklichkeit mildern und aufheben wollten, hat Rußland und seine Menschen nicht umgestalten können. Die politische Ernte hatte keinen absoluten Wert und konnte nur als vorbereitendes Stadium dienen zu einem späteren Kampf.

Die sozialrevolutionäre Partei war durch die Expropriationen und die Afew-Affäre so stark kompromittiert, daß sie in den Hintergrund treten mußte. Der linke Flügel der Sozialdemokratie, die Bolschewiki, waren gleichfalls durch ihr Eintreten für die Expropriationen genötigt, sich zurückzuhalten, und hatten sich durch den Vorkott der Duma der legalen Agitationsmittel beraubt. Erst nach einer längeren Pause konnte in ein neues Stadium der Revolutionierung eingetreten werden. Es war dies eine Zeit sachlicher Organisationsarbeit, ziemlich ausschließlich auf Arbeiterkreise beschränkt. Langsam arbeitete sich in der Führerschaft ein neuer Typus heraus, der sich an den Arbeiterbewegungen und der Parteitaktik der westeuropäischen Sozialdemokratie schulte. Die Massenverhaftungen und Verfolgungen der Reaktion zwangen dazu, sich eine größere Beherrschung und Zurückhaltung nach außen aufzuerlegen; denn es war zwecklos immer von neuem sich aufzuopfern und die Bewegungen ihrer besten Kräfte zu berauben. Gemäßigte Formen und Anpassung an die politische Situation wurden zur Notwendigkeit; auf Gewaltmittel mußte verzichtet werden, und man mußte sich auf die Wirksamkeit in der Duma und legale Propaganda beschränken. Der Kampf mit dem Zarismus vollzog sich in den Formen mehr oder weniger gesetzlicher Opposition. Die parlamentarische Taktik der westeuropäischen Arbeiterparteien mußte zum Vorbild genommen werden. In diesen Rahmen gehörte dann ein Zusammengehen mit allen bürgerlichen Parteien, die gleichfalls auf den Sturz des Zarismus hinarbeiteten. Alle gemäßigten Elemente des Sozialismus fügten sich dem Zwange der Situation, verzichteten auf ganz reine Vertretung sozialistischer Ideen und betonten die Gemeinsamkeit demokratischer Gesinnung. Hieraus ergab sich ein Vorherrschen jener allgemein demokratischen Begriffe, wie sie zum Credo der Öffentlichkeit in Frankreich, England, Amerika geworden sind. Die Russen fügten den demokratischen Grundelementen der heutigen Weltgesinnung keine neuen hinzu, sondern sie gaben einen Teil ihrer eigenen Glaubenssätze hin, um nur die Gemeinsamkeit der alldemokratischen Idee zu unterstreichen. Ähnliches taten auch mit starker Unterstreichung marxistischen Radikalismus' die Bolschewiki, dabei noch ein neues Motiv in den Vordergrund bringend: den Internationalismus.

Der Russe glaubt daran, wie jedes Werk Dostojewskis oder eines

anderen echten Russen es bekräftigt, daß es ihm vorbestimmt sei, den wahren Menschentypus zu schaffen. Man kennt die Überheblichkeit der Slawophilen dem „verfaulten Westen“ gegenüber und man weiß, wie der gläubige Russe seine Form der Religiosität als die intensivster Inbrunst betrachtet. Hiermit hat nun allerdings der Internationalismus, den die Bolschewiki lehren, wenig gemein. Sie appellieren bloß an die diese Ideen begleitenden Gefühle des Russen, und daher gelingt es immer, Beifall zu finden, wenn sie verkünden: die russische Republik würde die Revolutionierung der ganzen Welt als berufene Führerin beginnen.

6

Als die Revolution im März 1917 ausbrach, war sie getragen von den Leitsätzen der Demokratie. Sie konnte nur deshalb so beispiellosen Erfolg haben, weil alle Elemente sich verbanden, die den Zarismus bekämpften. Daher erschienen die Vertreter der demokratischen Ideen als die berufenen Führer. Der reine Marxismus konnte, da er die Gemeinsamkeit aller freiheitlichen Schichten eher zu sprengen, als zu verbinden fähig war, noch nicht zur Geltung kommen. Die Revolution bedurfte der Massenunterstützung. Die Führung gebührte dem, der die demokratischen Ideen, die großen Ziele der Gemeinsamkeit des Volksganzen den breiteren Massen näherzubringen vermochte. Die Zeit gehörte einem neuen revolutionären Führertypus, der, geschult an den bisherigen politischen Kämpfen, die Geschehnisse dahin zu lenken versuchte, daß sich eine Brücke aus dem alten in den neuen Zustand hinüberwölbe. Die Revolution mußte in ihren ersten Anfängen sich Sympathien im ganzen Lande zu erwerben verstehen, um über die ersten Erschütterungen hinwegkommen zu können. Hierzu war ein Werben um die nationalen Elemente nötig und ein Heranstreben der revolutionären Vergangenheit als etwas Geweihtes, was die jahrhundertalte Tradition des Zarismus ersetzen konnte. Nur aus jenen Kreisen also, die sich auf die Ideen der ganzen revolutionären Bewegung berufen konnten, konnten die Führer kommen, denen das Volk vertrauen sollte. Es ist daher selbstverständlich, daß, abgesehen von der reinen Parteientwicklung, sich in der Wirksamkeit des bekanntesten Führers der ersten Revolutionsepöche Anklänge an die Narodniki und ihre geistigen Erben, die Terroristen, ergaben. Besonders Krenski ist gar nicht anders zu verstehen, als genährt von den tiefsten Quellen der revolutionären Vergangenheit. Die beispiellose Popularität, ja die rückhaltlose Liebe, die er genoß, erscheint als eine Erfüllung dessen, was die Besten des verbluteten Geschlechts für sich erträumt hatten. Erst als alle Anfänge und Hoffnungen der ersten Führer sich an der Unerbittlichkeit der Tatsachen zerschlugen und als Erbe des Zarismus überall Zersetzungs-

erscheinungen hervortraten, konnte jene Schicht sozialistischer Fanatiker erfolgreich auftreten, die alle Grundformen der russischen Struktur und Wesensart wegen ihrer Doktrin zu zerbrechen drohten. Der Wunsch nach endlicher Erlösung vom greifbarsten Übel: dem Kriege, war stärker als die Einsicht, daß die Herrschaft dieser Elemente eine Gefahr bedeute nicht nur für das staatliche Rußland, sondern für die gesamte Weiterentwicklung des russischen Wesens und seiner inneren Aufgabe. Um wenigstens äußerlich dem Volke verständlich zu erscheinen, suchten die Bolschewiki, deren sonstiges Ideenmaterial dem allgemeinen Reservoir des radikalen Marxismus entstammte, in der extremen Formulierung und in ihrem Auftreten an die nihilistischen Motive Bakuninscher Doktrinen anzuknüpfen. Russisch erscheint an solchen Gestalten die Maßlosigkeit und Rückhaltlosigkeit, das glatte Wegleugnen des historisch Gewordenen und der ganzen in sich bedingten Tatsachenwelt. Diese Art, sich in der Welt zurecht zu finden, als ob es keine Vergangenheit gäbe, als ob die Dinge willkürlich so seien und insolgedessen willkürlich verändert werden könnten, erscheint entschieden typisch russisch. Der Inhalt aber der so vertretenen Ideen fällt als fremdartig und abgeleitet auf. Die Verbindung mit dem Mir-Gedanken ist dabei eine künstliche; denn nicht aus der allgemeinen Grundanschauung des Russen heraus sind die diesbezüglichen Programmpunkte entstanden, sondern aus dem fremd hergeleiteten theoretischen Anarcho-Kommunismus. Jetzt, wo diese Leute zum erstenmal in die Lage kommen, praktisch zu handeln und ihr Wollen in Werte umzusetzen, erscheint jeder ihrer Schritte gewaltsam losgelöst von allem, was war. Keine Lehre des Volkserlebens, keine Erfahrung der Geschichte wird anerkannt und aus reinem Rationalismus heraus der anders gearteten Wirklichkeit ein Joch übergeworfen. Dies ist russisch, ist jedoch nur die Peripherie des Russentums, die Geste und nicht das Sein. Wäre ein Überleiten vom Radikalismus der Bolschewiki zu jenem nationalen Sozialismus denkbar, der von den Quellen des russischen Volksbewußtseins genährt ist, so würde die heutige Revolution des Staates zu einer inneren Revolution des Volksgeistes sich ausgestalten können. Dann würde der Samen, den die Terroristen in den russischen Boden gestreut haben, vielleicht aufgehen können, und es gäbe Männer der Tat, die gleichzeitig Männer des russischen Geistes sind. Das Handeln aus Liebe zum Volk, nicht aus Fanatismus für eine Idee und nicht aus Lust am Zerstören, würde dann erst Früchte tragen können. Aus dem heute verblutenden und sich selbst zerfleischenden Rußland lassen sich nur wenige Anfänge ersehen, die auf ein Sich-Wieder-Finden des alten Rußland hindeuten. Jetzt ist das Land, wie Wereschkowski in seinem eben erschienenen Buche „Vom Kriege zur Revolution“ sagte, schwer erkrankt. „Seine Krankheit ist religiöse

Grübeleien, Latenlosigkeit, Unfähigkeit; seine Agonie das ewige Schwanken zwischen Europa und Asien, zwischen Bewegungen und Bewegungslosigkeit, plötzlicher Tätigkeit und vollster Erstarrung." Die revolutionäre Bewegung scheint zu uferloser Überschwemmung geworden zu sein. Vielleicht erzeugen die äußerlichen Erfolge der Revolution ein Wiedererwachen entgegengesetzter Kräfte. Einige Tage nach der Aufrichtung der bolschewistischen Diktatur des Proletariats wählte die russische Kirche nach zweihundertjähriger Pause sich wiederum ein kirchliches Oberhaupt. In dem vom Bürgerkrieg halbzerstörten Kreml des heiligen Moskau setzte ein Konzil von Bischöfen und Archimandriten den bisherigen Metropoliten von Moskau zum Patriarchen ein. Die griechisch-orthodoxe Kirche feierte ihre Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft des Zaren. Ein neuer Geist soll jetzt in die Kirche einzudringen beginnen und eine Versöhnung mit dem entfremdeten Volke durch eine große Reform versucht werden. Es hat in der letzten Zeit eine ganze Reihe reformatorisch gesinnter Priester und kirchengläubiger Laien gegeben und es erscheint denkbar, daß die Erstarrung sich lösen und die russische Religiosität aus ihrer wirklichkeitsfremden Grübeleie zu neuem Leben erwachen könnte. Bei der starken Innerlichkeit und Intensität des Russen könnte dies dahin führen, daß staatliches und nationales Leben von stärkerer Anteilnahme des Volkes getragen würden, als dies bisher in Westeuropa der Fall war. Vielleicht erfüllt sich die Hoffnung so vieler Russen, für Europa noch einmal als Vorbild gelten zu können, dadurch, daß sich der russische Geist in politische Formen ergießt, die unserer Zeit das bedeuten könnten, was ihr am meisten mangelt: Verbindung der wahren Lebenskraft des Volkes mit den äußeren Lebensformen des Staates. Wenn hierfür auch nur geringe Wahrscheinlichkeit aus den politischen Verhältnissen des russischen Lebens abgeleitet werden kann, so ist doch festzustellen, daß die Wesensart der Terroristen Züge aufweist, die von einer so tiefen Verbindung seelischer Elemente mit politischem Wollen zeugen, wie sie nur in selteneren Augenblicken des Volkserlebens evident werden.

7

Das Leben und Wirken des Terrorismus packte einen Augenblick lang das russische Volk an seiner Seele. Dieser Augenblick hat genügt, um einen erstarrten, fast leblosen Körper tiefe Atemzüge tun zu lassen. Man durfte hoffen, daß die politische Wirksamkeit dieses jungen Geschlechts, die erste große Möglichkeit innerer Lebensform, neue Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit für die russische Seele bedeuten könnte. Diese Hoffnung war verfrüht; es war aber ein Anfang, es war auch, aus größerer Distanz gesehen, ein Schicksal, das sich hier vollzog; ein typisch

russisches Schicksal, a priori vorbestimmt zur Fruchtlosigkeit und Ergebnislosigkeit. Die äußere Lebensform des russischen Volkes kann als nichts Fremdes angesehen werden; denn sie trägt alle typischen Züge des Volkscharakters. Es gibt keine russischeren Gebilde als die Selbstherrschaft, die Orthodorie und ihre Gegenspiele: die revolutionäre Bewegung und die Frömmigkeit der kirchenfremden religiösen Denker und Sucher. Beide Gegenkräfte haben sich jahrhundertlang gegenseitig zu vernichten gesucht, haben sich ergänzt und sind eines erst durch das andere geworden. Beide waren sie mit einer so fanatischen Ausschließlichkeit in ihrem Kampfe aufeinander angewiesen, daß sie die tieferen Gedanken reinerer Lebensgestaltung nicht aufzunehmen vermochten. Das Dunkel, das über Rußland lag, wagte kaum einer durch einen kühnen Griff nach fernen Lichtern zu erhellen, und ihrer aller Sehkraft ermattete so sehr, daß eine innere Blicklosigkeit typisch wurde für den Russen. Während trotz aller Verwirrungen ihrer Geschichte in den Völkern Europas immer noch Anfänge übrig blieben, aus denen stets von neuem Wiedergeburten möglich wurden, während die eigentlichen Fundamente staatlicher und geistiger Existenz selbst von den größten Erschütterungen noch immer unverfehrt blieben und es höchste Werte gab, die anzutasten selbst die frevelhaftesten Hände nicht wagten — zogen die Russen alles in den Strudel ihrer Wirren und verschütteten ihre eigenen reinsten Quellen. So bekam die russische Geschichte jene Prägung innerer Entwicklungslosigkeit, und die besten russischen Menschen hörten nicht auf, Anfänge zu sein, ohne je Erfüllung zu werden. Daß die Russen ihre kulturellen Anfänge nicht von der Antike, sondern erst vom byzantinischen Christentum herleiten, genügt nicht allein zu dieser Erscheinung, die in der ursprünglichsten Wesensart dieses Volkes begründet liegt. Die Gestaltung des eigenen wie des Volkserlebens aus innerer Kraft und bewußtem Willen heraus blieb ihnen fremd; weil sie nie etwas von Verantwortung und Zwang der Erfüllung wußten, konnten sie es auch nicht begreifen, daß ein Gehorsam höheren Gesetzen gegenüber mehr ist als schrankenloses Auswirken lebendiger Triebe. Wie Kinder spielen und Greise schwagen, so lebte dies Volk seine Geschichte, um bisweilen in elementarem Bedürfnis ungebundene Kräfte zu betätigen. Der Sinn der Tat wurde dann vergessen über der Freude am Tun und erschien nebensächlich in seiner Problematik und Relativität, gemessen am Absoluten. Das menschliche Schicksal, Vollendung zu ahnen und nie erfüllen zu können, ließ jedes Streben als nichtig erscheinen; um Großes zu fühlen, suchten sie die Tiefe des Leides zu ermessen, und um lebendiges Sein zu empfinden, brauchten sie den Kontrast der Verwesung. So gibt es unfassbares Sehnen und eine Inbrunst, deren Tiefe erschrecken läßt; nie aber wächst über die Irrenden, Suchenden, Fragenden, Zweifelnden ein ewiges Wort hinaus.

Vorbilder, die neuem Schaffen den Antrieb geben, und uralte Wünsche, die ihrer Wertverbildung harrten, kennen sie nicht. Erfüllt von demütigem Gottsuchen, wissen sie doch nichts von stillem Aufgehen im Werk und jenem restlosen Auslöschen des eigenen Ich um der höher gestellten Aufgabe willen. An allen Lebensformen bleibt ihr Ich so sehr erkenntlich, daß selbst ihr Leiden und ihre Hingabe einen Grad der Bewußtheit haben, der dieses Ich vergrößert und verkleinert, aber nie vergessen macht. Deshalb kommen bisweilen Zeiten der Ermüdung in die Erlebnisfähigkeit dieses Ich und dann senkt sich ein so dunkles, ermattetes Schweigen über die Russen und ihr Land, daß einem kein Wiedererwachen denkbar erscheint.

Diese Müdigkeit ist von einer Dumpfheit, die atembeklemmend erscheint. Sie ist der höchste Gipfel einer entseßlich lastenden, undurchdringlichen Längeweile; es ist die metaphysische Längeweile, die schrecklicher ist als jedes Unglück und jedes Leid.

Heute scheint nach wilder Bewegung neue Ermüdung und neue Längeweile die russische Seele befallen zu haben.

Das wilde Verändern, Zerstören und Durcheinanderwerfen, das jetzt vor sich geht, läßt sie schweigend bleiben. Es ist kein Erlebnis zu sehen, das ausgehend von dieser heutigen Männer Welt gestaltend und befruchtend an die Grundfragen des russischen Lebens herantreten könnte. Was zu sehen ist, scheinen eruptive Erschütterungen zu sein, und unter der schweren Lavamasse des inneren Schweigens frist immer weiter und weiter an der Seele des Volkes das russische Leid. Hört man von all den Revolutionsjahren, von Bürgerkrieg, Zerstörung und Tod, so findet man im Grunde nichts, als neue Ursachen immer tiefer niederdrückenden Leides.

Schlafwandler

Roman von Arthur Holitscher

(Fortsetzung)

Auf der ganzen Insel war nur ein Haus, in dem zur Nachtzeit nicht geschlafen wurde. Es stand, von dichter Hecke umgeben, in der Zeile und in ihm hauste Mutter Grimsehl.

Erst wenn der letzte Funke auf der Erde und im Himmel verglommen war, wurde sie lebendig, die Alte. Da kroch sie heraus aus ihrem Winkel! Ohne Licht zu machen, schlich sie durch die beiden Stuben ihrer Hütte, humpelte die Bodentreppe hinauf und hinab, hantierte in der Küche herum, sah nach dem Rechten. Zuweilen blieb sie vor einem Gerät, einem Gegenstand stehen, rieb und pußte an ihm herum, bis er blank war. Auf dem Fußboden neben ihrem Bette lag ein Kiesel. Der flog zwischen ihren Händen hin und her, sie preßte ihn in ihre Achselhöhlen, hauchte ihn an, nahm ihn in ihren zahnlosen Mund, scheuerte ihn an den Falten ihrer wollenen Schürze, eifrig und fanatisch, bis er zu leuchten anfang! Und mit dieser Laterne, die ihren lichtentwöhnten Augen genügte, suchte und fand sie den Blasbalg beim Herd, die Schwefelhölzer, Milchnapf und Mehlbeutel, kam an der Kante der Kohlenkiste, an den Eisenbeschlägen der Dielentrufe vorüber, ohne anzustoßen.

Sie war hoch gewachsen, aber im Kreuz geknickt. Daran war nicht das niedere Gebälk ihrer Stuben schuld, sondern ihr eigener Wille hieß sie so herumgehen. Wie sie auch die Hütte aus freien Stücken weder am Tage, noch nachts verließ. Seit Jahren hatte niemand vom Inselvolf sie mehr erblickt. Zuweilen brachte der Dampfer eine Kiste für sie mit. Die Kiste wurde durch die Tür ihrer Hütte zu ihr hineingeschoben, sie drückte sich in die Ecke und war nicht zu sehen. Dann schlug sie die Tür zu, verriegelte sie und unten im Spalt zwischen Tür und Schwelle kamen Scheine, kleine Münzen zum Vorschein. Ein wenig Rauch am frühesten Morgen aus dem Schornstein ihrer Hütte war das einzige Lebenszeichen, das Sille von der Alten zu sehen bekam, jahraus, jahrein.

Wie alt war sie denn? Sie hieß schon die alte Mutter Grimsehl, als das Meer die letzten Häuschen der Zeile abgebissen hatte. Vor diesem Ereignis war sie nicht viel unter den Leuten zu sehen gewesen, seither aber gar nicht mehr. Sie mochte ebenso alt sein wie die Baronin Wof auf dem Siel über'm Sund.

Nein, ebensowenig wie die Siller von der Einsamkeit mußten, in der sie dahinlebte, ebensowenig ahnten sie, daß sie zuweilen Besuch vom lebenden Menschen empfing, nicht etwa von Gespenstern oder ro Leuchtturmschatten!

„Treten Sie doch ein, geben Sie mir die Ehre!“ Das Tor ging auf und fiel zu hinter den Besuchern. Zur nachtschlafenden Zeit wars. Die Alte öffnete die Tür zum Wohnzimmer, und die beiden Fremden setzten sich aufs Rosshaarsofa, das an die Wand gerückt stand, zwischen dem Spinnrocken, auf dem Mutter Grimsehl ihr Wäschelinnen selber spann, und der taubstummen Wanduhr, die sich alle Stunden einmal räusperte, einen vergeblichen Anlauf zum Schlagen nahm, worauf das alte Werk seufzend und mit einem unterdrückten Gähnen wieder eine Stunde weiter vorwärts schlich.

Da saß nun das Besucherpaar, diese beiden Fremden, die seit einiger Zeit allein in der Nachbarhütte wohnten, mit niemand auf der Insel Gemeinschaft pflogen und auch in der Welt draußen keinen Anhang zu haben schienen, denn es kam niemals Brief oder Sendung für sie an. Die beiden, die die Reisenden auf dem Verdeck des weißen Schiffes Kan und Moina benannt hatten, nach einem Buche, während sie durch den Sund an der kleinen Insel vorübergefahren waren.

Sie kamen selten mit leeren Händen zur Alten herein. Meist brachten sie ihr Nahrung, oder einen nützlichen Gebrauchsgegenstand, dessen Fehlen ihrem umherschweifenden Blick bei ihrem letzten Besuch aufgefallen war. Aber auch anderes brachten sie zurweilen mit, irgendeine Seltsamkeit vom Strande. Eine vom Salz halb zerfressene Kupferspange mit Spuren alter Geschmeidezieraten auf der Fläche. Oder ein Stück Bernstein mit einem Schmetterling innen. Oder eine Muschel, die aussah wie das gebrochene Auge eines Ertrunkenen. Die Alte nahm das Geschenk an, kicherte vor Freude, griff nach den Händen der Fremden, drückte, streichelte und schüttelte sie. Und die Fremden saßen sich an und lächelten vor Staunen. So wunderbar warm und lebendurchblutet waren diese zitternden alten Knochenhände!

Dann begann die Alte zu erzählen. Auf dem Boden der Stube lag ein Teppich ausgebreitet, der war aus tausend winzigen bunten Lederflicken zusammengenäht. Ebenso bunt wars, was die Alte erzählte. Jeder Lebende war ihr bekannt auf der Insel, — Mann und Frau, Kind und Greis, und ebenso jeder Tote. Ja, sogar die noch Ungeborenen kannte sie schon und wußte auf die Stunde genau vorauszusagen, wann ihre Mutter ihre schwere Stunde haben und sie mit einem Schrei das Licht erblicken würden. Die Siller hätten Augen und Münder aufgesperrt, hätten sie hören können, was die Alte von ihnen, ihrem Tagewerk und ihrem Nachtschlaf, ihren Schicksalen und ihren verborgenen Wegen im Traum wußte!

Sie sagte: „Geben Sie auf Matilda acht. Heute ist Mittwoch, am Sonntag legt sie sich hin, nächsten Mittwoch wird sie begraben werden.“

Woher kam ihr ihre Weisheit? Ja, sie war mit allem vertraut und lebte nur nachts, das war es! Und sie sagte: „Markus Maats, der nimmt ein böses Ende! Aber keiner kann für Tod und Geburt und was dazwischen ist!“

Die Fremden baten: „Erzählen Sie von Ihrem Leben, Mutter Grimsehl!“ Aber da verstummte die Alte, und es kam ein böser Zug in ihr Gesicht. Sie wollte nichts über sich aussagen. Vielleicht graute ihr vor ihrem Leben? So daß sie lieber über das Leben der anderen nachdachte? Sie schlief ja nie mehr, weder am Tage noch bei Nacht. Das war das einzige, was sie den Fremden von sich erzählt hatte.

Aber gar zu gern hätte sie Kay und Moina von ihren Schicksalen berichtet. Sie wußte ja, seit sie ihnen zum erstenmal, wenige Augenblicke nur und mit geschlossenen Augen gegenüber gesessen hatte, Bescheid über alles, was die beiden betraf, Vergangenheit und Zukünftiges. Doch die beiden befragten sie nie darum. Wenn die Alte mit Erzählen aufgehört hatte, blieben sie stumm und beladen mit allem, was sie nun wußten, über die Menschen erfahren hatten, über Gott sich zusammen gereimt hatten, sitzen und saßen auf den Flicenteppich zu ihren Füßen nieder. Dann blickten sie sich um und sahen: die Gardinen waren fadenscheinig; vielleicht benötigte die Alte Zwirn? Beim Krämer hatten sie Reis gesehen, eingemachte Früchte. Sie frugen die Alte. Die tat ihnen schön, schüttelte den Kopf, sagte aber nicht nein!

Dann standen Kay und Moina auf und entfernten sich so lautlos, wie sie gekommen waren. „Gott wird euch segnen!“ rief ihnen die Alte nach. Sie wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Vergesst nicht, was ich vom Regenbogen gesagt habe!“ Sie hob ihre knöchernen Finger, wies auf Kays Augen, dann auf Moinas Augen: „Damit zwei zueinander gehören, dazu muß der eine Fuß des Regenbogens im Kindsbett der Mutter von dem einen gestanden haben und der andere Fuß des Regenbogens im Kindsbett der Mutter von dem anderen. Dann schadet es nicht, wenn die halbe Erde dazwischen ist, der Regenbogen spannt sich ja darüber! Kommt wieder! Gott schenke euch Schlaf!“

Die Fremden schieden. „Kommt wieder, ihr!“ hörten sie die Alte sagen, drin hinter dem verriegelten Tor. Sie gingen über das Stückchen dunklen Rasen in ihre Hütte hinüber, um bis zum Morgen zu schlafen.

Hoch und dunkel zog sich der Steindamm von der Zeile zur Düne hin. Er beschützte die Insel vor dem Meer. Höher als die Düne, viel höher als der Hügel mit dem Schuppen und Seezeichen ragte er empor. Wer sich auf seinem Rücken erging, dort oben unbeweglich still

stehn blieb, konnte von allen Punkten der Insel deutlich erblickt werden im glasklaren Licht.

Jeden Morgen stiegen die beiden auf den Damm hinauf und sahen um sich weit über Insel und See. Zuweilen berichteten sie sich, wo sie in den Träumen der verfloßenen Nacht gewesen waren. Nirgends träumte es sich so wunderbar wie auf Sille. War der Wind daran schuld, der vom Festland her und von der See her über die Insel strich? Oder die Stille, Einsamkeit? Die Heiterkeit, die aus Stille und Einsamkeit sich über die Seelen breitete? Nirgends war das Leben einem wunderbaren Traum so ähnlich, wie in der Abgeschiedenheit von Sille. Nirgends waren die Träume so dicht von Wesen bevölkert, die dann hinüber kamen ins Wachsein, als wahrhaftige Freunde und Schutzgeister.

„Woran erinnert dich dieser Stein?“ Einer der riesigen dunkel gefärbten Steine, aus denen der Damm ganz zusammengesetzt war, lag vor Rays Fuß, sein Schatten fiel über den Stein. Der Stein erinnerte Moira an eine Landschaft, ein Menschengesicht, eine Begebenheit, die sich vor langer Zeit zugetragen hatte. Zuweilen erwies es sich auf diesen Morgenwegen, daß sie beide in der Nacht denselben Traum, oder einander sehr ähnelnde Träume, geträumt hatten; aber das war im Grunde das am wenigsten Wunderbare in ihrem Leben. Sie blieben stehen, blickten vor ihre Füße nieder und trachteten sich zu entsinnen.

Die riesigen, bunt gefärbten Steine, aus denen der Damm zusammengesetzt war, stammten aus den entlegensten Gegenden des Landes. Wie viele Brüche, wie viele Vergesinnere, wie viele Felsen, Trümmerriesen, Findlingsstätten hatten dazu beigesteuert, daß dieser Schutzwall sich erhebe an der gefährdeten Küste! Unbehauen waren die meisten, andere nur leicht behauen. Die Wellen liefen bei stürmischem Seegang an ihnen empor, flossen in kleinen Sturzbächen aus ihrem lockeren Gefüge wieder ins Meer zurück. Es gab unter diesen Steinen welche, die waren wie die Sommernacht über beschneitem Hochgebirgskamm. Andere waren in der Mitte geborsten und zeigten aus Kalk eine wunderliche Fläche, wie der Mond durchs Fernrohr gesehen. Entzweigengeschlagene, mächtige Kiesel reckten Amethystzacken aus ihrem Bruch, erstarrte Wälder von violetten Fichten. Wieder anderen lief rotes Geäder durch den grauen Leib wie Blut durch krankes Fleisch. Einer täuschte einen versteinerten Baumstamm vor, einer eine auf dem Meeresgrund muschelhart gewordene Galionsfigur. Es war nicht so wunderbar, daß alle das Auge fesselten, jeder, den der Fuß empfand, Bilder in der Einbildungskraft erweckte, ein Stück tieferen, wirklicheren Lebens, als der Anblick des Menschenvolkes. Wenn Ray und Moira den Damm entlang geschritten und den schrägen Abhang zum

Strand hinunter gelangt waren, da hatten sie Nahrung eingenommen für den bevorstehenden Wandertag.

Auf dem Strand war weit und breit keine andere Fußspur zu erkennen, als die der beiden Fremden, die Fußspur vom vorigen Tage, und wenn das Meer sie nicht weggewaschen hatte, von früheren Tagen noch. Die Düne fiel steil zum Langteppich hinab, dieser zum Sand, der zum Wasser. Gegen die Südspitze der Insel zu war die Insel von zwei tief eingekerbten Buchten zusammengeschnürt, einer von der Sundseite her, die war mit Schilf umrändert, von Wildentenschwärmen bevölkert, die andere hatte das Meer aus dem Sandleib, dem Wiesenleib herausgesägt; dies war die Bucht, in die die Wellen jene Seltsamkeiten führten, Kupfergürtel, Bernstein, zuweilen Flaschenpost, hie und da einen Strandwäscher, wie die Leute die angeschwemmten Leichen nannten.

Jenseits des dünnen Wiesenstegs zwischen den Buchten wuchs das Gras in safteren Büscheln, als auf dem Rest der Insel. Dort grasten die mageren Kühe der ärmsten Fischer. Kay und Moina gingen gern auf diesem südlichen Teil Silles spazieren.

Von ferne sahen die Fischer die beiden über die Insel gehen, selbender oder allein, jeden für sich. Sie waren in helle Farben gekleidet, ihre Schatten fielen hell. Die Fischer blickten von ihrer Arbeit auf und fühlten in sich Mißtrauen aufschießen gegen diese Fremden; Argwohn, Befremdung. Was trieben sie denn, was suchten sie an diesem versteckten Stück Erde? Es war Herbst, in den Städten hatte die Arbeit wieder begonnen. Indes, sie grüßten, wenn sie an den Fremden vorbeiging, erwiderten auch ihren Gruß. Die Kinder zogen die Mützen, die kleinen Schulmädchen knixten und sagten Grüßgott. Das Ladenfräulein schloß die Tür hinter ihnen, wenn sie eingekauft hatten. Aber was waren sie denn, was stellten sie vor: glückliche Menschen oder Flüchtlinge? Sie hielten den Kopf in den Wind gerecht, als horchten sie, draußen auf den Wiesen. Endlose Zeit sah man sie regungslos auf einem Flecke stehen, im Mittagsglanz, der sie in Lust aufzulösen schien. Zu Hause sprachen die Fischer von den beiden. Sie verursachten ihnen Nachdenken, Kopfzerbrechen.

Kay ging allein über die Düne, deren Gräser die vier Winde schüttelten. Auf einmal war alles wieder über ihm, alles Geheimnisvolle, Quälende, woraus Welt und Leben der Menschen geschaffen sind. Am Rand eines gemähten Wiesenvierecks blieb er stehen. Die Linie des unberührten Grases neben den Stoppeln erinnerte ihn daran, was ihm das letztemal eingefallen war: es gab einige wenige Menschen, deren Los bestand darin, daß sie alle Leiden der Welt in sich spüren mußten, gesteigert bis zur

letzten Grenze der Leidensfähigkeit. Die anderen Menschen hören diesen Auserwählten, Wissenden zu, denn sie sind es ja, die den Menschen ihr von Gott bestimmtes Schicksal zu verkünden haben, sie allein dürfen es. Statt aber nun Mitgefühl oder Dankbarkeit für diese Geopfertenen zu empfinden, fügen die anderen ihnen noch alle erdenklichen Leiden, Demütigungen, Hohn und Haß zu, und sehen dann mit befriedigter Neugierde hin, wie jene Beladenen die neue Bürde schleppen, ihre Prüfung bestehen.

Diesen Gedanken fand Kay vom letztenmal an dem Wiesenrand vor. Langsam strich sein Blick die Linie zwischen dem Gras und den Stoppeln entlang.

Was ist denn Güte? Sie kann nur Vergeltung für Böses sein, sonst gehörte die Welt den Wechsellern, Wucherern.

Gut sind jene allein, die aus der ihnen zugefügten Qual Stärke der Seele und Liebe für ihre Peiniger zu ziehen vermögen.

So spricht der Gütige: Bruder, du leidest unschuldig. Wälze sie her auf mich, deine Bürde, denn bei mir ist sie gut aufgehoben. Wendet sich dann vom Mitmenschen ab und spricht ins Ungekannte hinüber: Ich möchte noch schwerer an meiner Last zu schleppen haben, hörst du? Warum gabst du dem Menschen die Fähigkeit, sich zu gewöhnen? Ich wüßte nicht, wie ich von dir denken sollte, gewöhnte ich mich an die Last! Gibst du die Last zugleich mit der Fähigkeit, sich an sie zu gewöhnen? Was hat es zu bedeuten...

Schenke mir das schwere Leben, beladen mit Mühsal, Gram, unversieglischen Tränen. Nicht Freundschaft, nicht Liebe, nicht die Folge von Eltern und Kindern und Kindeskindern ist es, was die Generationen zusammenbindet, sondern der Schmerz. Zerknitterte Lider über leeren verwüsteten Augäpfeln sollen das Wahrzeichen der Wahrheit in der Welt sein! Dem Körper sei die Fähigkeit zum Lachen geraubt, damit fange die Genesung an; es soll kein unsauberer Hauch auf den Erzschild fallen, hinter dem du verborgen stehst. Unruhe verstecke den Schlaf in den Nächten. Trotzdem möge das Blut röter werden. Denn weissen Blut das röteste ist von allen, der darf am stärksten leiden. Alles Träge sei fortgepeitscht aus dem Innern. Der Beste steckt ja noch voll von Lasten und Lügen und Ungerechtigkeit. Er darf von dieser Welt, die von der Sünde und Zwietracht lebt, nichts empfangen wollen als die Kraft zum Entsagen. Kann die Hand das Ballen nicht lassen, so mögen die Nägel ins Fleisch wachsen.

Gib nicht zu, daß der Bescheidene verachtet, der Demütige gehaßt werde um seiner mitgeborenen, unerworbenen Tugend willen. Ja, auch der Spieler, der Hochmütige, der Leichtfertige, der Sieger sei nicht

gehaßt, sondern bemitleidet. Der Künstler sei nicht gehaßt, darum, weil er sich noch nicht beugen lernte vor dem Enterbten. Der sich Wandelnde nicht, wenn er nach dem Unrechten hin sich wandelt!

Hier ist das Buch der Unwissenden, auf dessen Seiten sie geschrieben haben, was herrscht und was gehorcht. Da sind Worte zu lesen: Kraft und Schwäche, Reichtum und Armut, Weisheit und Wahrheit. Ja auch Böse und Gut. Der Hauch der vier Winde aber bläst über das Buch und das Geseß strömt auf über seine Seiten: Das Leiden aller! Triumph ist Schmerz und Niederlage, und Niederlage ist Schmerz um die Vergewisslichkeit. Der Erkennende leidet unter der Unerreichbarkeit wie der Tor an der Kluft des Instinktes. Welcher erlahmt zuerst, Märtyrer oder Henker? Wessen ist die Ekstase?

Die Ursache aber ist: Gott selber leidet. Ein Gott, der im Widerstreit mit sich selber steht!

Kay dachte an eine schwankende Wage, ein grübelndes Janusantlitz über den Begriffen Gerechtigkeit und Macht. Eine Träne rollte weither wie Erdbeben: Gott möchte vergessen, ungeschefen machen, Gott bereut!

Er schritt vorwärts über den schmalen Steg zwischen den Buchten. Heidekraut und dürres gelbliches Gras wurzelten im kümmerlichen Sandboden. Er blieb stehn und horchte auf die Wellen, von beiden Seiten, den Wirbelwind zu seinen Häupten, die einander schlagenden Laute der Elemente.

Wie war Gott beschaffen? Die Menschen klassischer Zeiten formten einen um jedes ihrer Laster, um jede ihrer Tugenden herum. Der Gott Israels war Stärke, der der Christen Zerknirschung, der Gott des Orients Raft. Gott hat schuld! Im unbegriffenen Keim, aus dem das Körperphantom des Menschen entsteht, sitzt Gottes Schuld. Welches Los hat der Keim mitbekommen? Gott sühnen — nicht ihn mit sich ausöhnen! Aber es kann aus diesem Stoff doch immer wieder nur ein leidender unerlöster Gott erstehen. Auf dem Wege der Einsamkeit und der vier Winde in rechter Weise gläubig sein, zur Hilfe des Mitmenschen erstarken durch Leiden und Erdulden!

War es denn nicht besser, tot zu sein? Die Beute des Urwaldes oder der Meeresuntiefe, des Bären, des Häfers, der Liane oder des leuchtenden Fisches mit scharfer Flosse, der kreisenden Alge, zum Fortbestand des Namens in Ewigkeit? Nicht besser tot zu sein, als weiter zu leben ohne Mitgefühl, ohne Hilfsbereitschaft und ohne Zweck?

Kay horchte auf. Aus geringer Entfernung klang es zu ihm herüber wie Gestampf. Es kam vom letzten Ende der Wiese, dorthier, wo der Graswuchs zu Ende war. Ein Kind stand dort angepflöck, sprang, wand sich, hieb die Hörner gegen den Erdboden, schlug aus wie in großer Angst,

drehte sich im Kreise. Hier und da stieß es einen kurzen, klagenden Laut ein Schmerzensgebrüll aus. Blieb dann zitternd stehen und seine blutunterlaufenen Augen blickten in die Augen des Menschen, der ihm ganz nahe gekommen war.

Kay sann: wie war das Tier zu befreien? Es hatte seine Beine in den Strick verwickelt und mußte darum in immer engeren Kreisen um den Pflock springen. Kay streckte die Hand nach den Hörnern aus, um das Tier zu packen, zu führen, daß es aus der Schlinge herauskönnne. Bei der Bewegung, die seine Hand beschrieb, brüllte das Tier wild auf, versuchte einen Galopp, der Strick schnitt tief in den wunden Knöchel. Zittern lief über den Leib. Kay ging um das Tier herum. Nun machte es einen Satz zur Seite, riß an dem Pflock. Der Strick zog eine tiefe rote Furche in den Hals des verängsteten Tieres. Schaum strömte über sein Maul. Die Augen rollten in Blut. Noch einmal versuchte Kay, sich ihm zu nähern. Er hob nur leise, nur sanft die Hand, um es nicht zu schrecken. Da warf sich das Tier auf die Erde nieder und wühlte den Kopf in den Sand, schlug mit den Hörnern eine Wolke auf, als sei das Schlächtermesser an seine Kehle gesetzt. Kay ließ von seinem Vorhaben ab, ging von dannen. Eine große, hoffnungslose Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er ging über den schmalen Steg zwischen den Buchten zurück. Bald hatte er wieder grünen Rasen unter seinen Füßen. —

Die Sonne stand hoch über der Insel. Keine einzige Wolke war auf dem Himmel zu sehn. Aber als Kay wieder ausblickte, war die Luft voller Vögel. Ein Zug flog munteren Fluges südwärts. Aus dem fernen Baum, vom Rasen, vom Erdboden, dem Dächerstroh waren Schwärme aufgeflogen, die Köpfchen der Vögel hatten sich nach dem Blau oben gewandt, trunken schwankten sie durch die Luft.

Gefang kam mit den Wellen des Windes über die Insel geflogen. Kay hob den Kopf und erkannte Moinas Gesang. Als hätten die Vögel ihn mit sich empor gehoben auf ihren weißgrauen, grauschwarzen Flügeln und über den ganzen Himmel verteilt, so klang der Gesang. Die Luft war voll von schwirrenden Flügeln und von Moinas Gesang. Sie selbst aber war nicht zu sehen.

Wo stand sie denn? Am Fuße, im Schatten der Düne, des Dammes, vor einem Haus, auf dem Sand draußen, von dem die Ebbe alle Wellen zurückgezogen hatte? Zu einer Muschel niedergebeugt, die Augen zugestreift vor dem Glimmern des glänzenden Spiegels, über dem die Sonne stand? Moina war klein von Gestalt, aber ihre junge Stimme hatte Kraft! Man konnte Worte nicht unterscheiden, es waren Töne allein,

die aus ihrem Munde in die Höhe sprangen wie kleine schwebende Wesen mit dunklen runden Vogelaugen, hoch in die Luft, in gleichen Schwingungen emporgeworfen über das Land, das in der fast sommerlich heißen Anmut des Tages dalag. Seltsam war diese Wärme, die aus der Herbstsonne durch alle Poren drang, zwischen die Lippen in den Atem strömte.

Kay erriet: es war des Lebens Schönheit, die der Gesang verkündete. Er meinte, er könnte Moina jetzt sehen! Und doch war das unmöglich. Er blickte ja geradeaus in die Luft über sich. Aber er sah sie doch ganz deutlich: mit erhobenen Armen kam sie heran, die Sonne machte ihr Haar heller, spielte auf den Spitzen ihrer Finger, die sie ein wenig gespreizt hielt. Ein Strom von Duft zog über die Wiese an Kay vorbei; vom Gestade her dufteten die Tangpolster süß und trocken, das gemähte Heu auf den Wiesenvierecken duftete, der salzige Geruch des Meeres schwamm vorbei in der Luft. Der Gesang tönte weiter. Er gab Antwort auf alle ungelösten Fragen, Grübeleien und Qual. Wenn Kay jetzt seine Arme ausgebreitet hätte, er hätte die Luft umarmen können, wie einen warmen, lebenden Körper. Seine Handflächen spürten die Wärme des Tages wie einen Menschenleib. Er mußte es: Moinas Gesang entsprang, wie seine eigenen Gedanken, dem Schmerz. Beide hatten denselben Sinn und Ursprung. In den lichtesten Augenblicken und in den vom Gram verfinsterten waren sie ineinander verflochten zutiefst.

Jetzt kam Moina von ferne über die Wiese heran. Die kleine Hüttenzeile lag geruhsam durchsonnt da. Die helle zierliche Gestalt hatte die Hand erhoben, winkend kam sie näher.

„Was sangst du?“ fragte Kay. „Ich hörte keine Worte, die Melodie war mir nicht bekannt. . . Woran dachtest du, während du sangst?“

Moina lachte, dieses kleine jubelnde Lachen, das wie in einem Schluchzen endete. „Es waren heute fremde Fußspuren auf dem Sand,“ sagte sie, „sie kamen aus dem Meer, waren eine kurze Strecke lang auf dem Sand zu sehen und dann wieder im Wasser verschwunden. Ganz zarte Spuren, wie von einem kleinen Kind.“

Ihre Lider schlugen, sie sagte: „Plötzlich mußte ich an das Reh denken, das sich vorigen Sommer aus dem Hochwald auf den Spielplatz verlaufen hatte und nicht wieder herauskam und sich den Kopf an dem Gitter blutig schlug, unaufhörlich, an dem scharfen Drahtgitter. Die Spuren von dem Reh fielen mir ein, als ich die Abdrücke der Kinderfüßchen heute im Sand bemerkte.“

Kay sah einen Erinnerungsschatten über ihr durchsichtiges Gesicht hinweg ziehen. Aber bald wurden ihre Augen wieder hell.

„Ich habe dich singen gehört, Moina,“ sagte Kay. „Hattest du die Arme emporgehoben beim Singen?“

„Ja,“ sagte Moina und hob ihre Arme in die Höhe, so wie Kay sie in der Einbildung eben gesehen hatte. „Die Töne werden reiner. Die Brust wird froher, wenn man die Arme hebt. Alle Traurigkeit verschwindet. Jetzt bin ich ein Leuchter! Aus meinen emporgehaltenen Händen, aus jedem Finger kommen kleine Flammen, wenn ich die Lippen aufmache; meine Stimme entzündet sich an ihnen; es wird so warm im Innern. Das ist Leben! Alles Traurige brennt fort, auch das Unrecht, das man begangen hat, ohne es zu wissen. Wenn ich an einem Morgen hell singen kann, dann ist es gewiß gut gewesen, was wir am Tage vorher erlebt haben und wir brauchen keine Angst zu haben davor, was wir heute erleben werden. Hier ist die Luft hell, es ist gut für das Singen!“

Kay sagte: „Endlich muß ich es dir sagen, wie sonderbar es mir mit deinem Gesang ergeht. Noch ehe ich den ersten Ton gehört habe, verwandeln sich schon meine Gedanken. Es ist ganz so, wie beim Aufwachen aus dem Schlaf — stufenweis wird aus dem Traum Wirklichkeit, durch ein Geräusch, das von außen kommt und das das Ohr erst im Wachsein richtig erkennen kann. Aber vielleicht verhält es sich mit deinem Gesang und dem Wachsein genau entgegengesetzt.“

Er schwieg still und dachte daran, wie er das Nahe Moinas empfinden konnte, wenn er allein und sie noch nicht zu sehen war: indem er erst eine Wolke, einen Stein, dann einen Grassalm, eine Blume, dann einen zwischen Erdkrumen hockenden Vogel wahrnahm. Und vielleicht hatte sie auch wirklich in früheren Leben, an die sie glaubte und sich zuweilen zu erinnern wähnte, all diese Daseinsformen durchlaufen, sie alle nacheinander abgelegt und hinter sich gelassen, um zu werden, was sie jetzt war. All dies fühlte er, wenn sie aus der Ferne herankam. Dies war eine Art des Einvernehmens ihrer Leben. Es konnte vorkommen, daß ihn Traurigkeit befiel über alles und nichts; darüber, daß sie sich im Leben so spät begegnet waren, darüber, daß er sich nicht erinnern konnte, wo er vordem verweilt hatte!

Aus den Hütten stieg Mittagsrauch. Die Kinder kamen aus der Schule. In ihrer Mitte tauchte, nur um einen Kopf höher als das größte, wie ein alter sitzengebliebener Schuljunge, Trimpf auf. Sie neckten ihn, zupften ihn an seinen, über den Blusentragen hängenden gelben Haaren, lärmten um ihn. Plötzlich wurde der Schwarm still. Kay und Moina gingen vorüber.

Kay blieb stehen. „Welches hat denn die fremden Fußspuren in unserem Sand hinterlassen?“

Moina sah auf die Kinder. „Das kann doch keins von den Kindern hier gewesen sein? Die Spuren waren ganz leicht, ganz zart, sie kamen aus dem Wasser, liefen ins Wasser zurück, und es war ja Ebbe.“

Kay mußte lachen. „Dann war es also ein Meerkind!“ Moina blickte auf den vorübergehenden Schwarm, aus dem sich ein paar Köpfe nach ihr umdrehten. Sie erwiderte nichts.

Der Schwarm zerstob, die Hütten schluckten ihn. Trimpf allein ging weiter.

Hinter den Scheiben waren schon die Familien um den Suppentopf versammelt. Mit dem Löffel im Munde drehten sich die Köpfe dort drinnen nach den Fremden hinaus und folgten ihnen mit den Augen. Moina blickte in jedes Fenster hinein, an dem sie vorbeikamen.

In ihrer Hütte war es still. Sie bewohnten sie allein. Die Hütte umfaßte nur eine einzige Stube und die Küche. Auf dem Herd kochten sie sich ihr Mahl, saßen auf der Bank und aßen. Es war dunkel und kühl in der Küche. Als sie in die Stube eintraten, war die Sonne über den Wiesen weg, der Himmel voll Wolken, einzelne Tropfen schlugen gegen die Scheiben und rannen an dem Glas herunter.

Sie standen bei den Fenstern und blickten hinaus. Von fern her kamen die Regenschleier heran, verhüllten das rote Ziegelgemäuer, schoben sich dichter ineinander, schnitten immer größere Teile der Insel vor den Blicken ab. Sie sahen dem Regen zu, wie er sich ihrer Hütte näherte. Ihre Blicke, durch die Fenster gesandt, waren einander dort draußen begegnet und kehrten nun mit dem Regennebel zurück in die Hütte.

Auf der kleinen Anhöhe vor dem Seemannschuppen standen Leute. Ein rotschottisches Kleid von ein paar breitbeinigen, dunkelblauen Gestalten umgeben. Das Meer glänzte wie Blei, verlor dann diesen Glanz, und ein Windstoß fuhr durch das dreieckige Seezeichen auf der Stange beim Schuppen, daß sie sich bog. Die Fahne, die auf dem Dach des Schuppens gehißt war — es war eine Fahne in den Landesfarben, aber im mittleren Felde stand: „Konsumgenossenschaft“, — klatschte wild wie nasse Wäsche an einer Leine.

In seinen Holzpantoffeln schob sich Trimpf um die Ecke des Gemeindehauses herum nach dem Schuppen zu. „Schlechtes Wetter zieht auf,“ sagte er, während er die Anhöhe hinaufstieg. „Spür's hier in meiner rechten Schulter kommen.“

„Wird deiner Dack keinen Schaden tun beim Heringsfangen!“ höhnte Fischer Esben. Sie standen da, die jungen Leute und berieten sich. Der Fangzug stand bevor; es gab Mondwechsel in diesen Tagen.

„Junge, wenn du nur was fängst!“ sagte Trimpf giftig, von unten herauf. „Steh dich vor, sonst hast du ein Loch in deinem Fischkasten und kannst fremde Fische schuppen im Winter!“

Mit seinen schweren, haarigen, vom Salzwasser gelbbeizten Fäusten

tauchte Fischer Esben an, versuchte Trimpf den Hügel hinunterzustößen. Der aber stand auf seinen Beinen wie ein Felsblock und wehrte die Fäuste ab wie einen Nasenflüßer. Die Tochter Wiesow schüttelte ihren roten Rock vor Lachen. „Kreuzdonner!“ sagte Esben und steckte die Fäuste in die Tasche. „Hast grad was zu lachen, du!“ Er sah die Tochter Wiesow an: „Den letzten Groschen kramt unsereiner aus dem Strumpf, um euch 'ne Kuß zu kaufen!“

„Dabei hat sie rote Milch gegeben, die Besa, letzte Woche!“ brummte Trimpf vor sich hin, aber laut genug, daß alle es hörten.

„Wer hat das gesagt?“ fuhr die Tochter Wiesow auf. „Büßst aus deinem Hals heraus!“

„Rote Milch! Hast dich in den Unterrock da verguckt!“ sagte Fischer Stor und schlug mit der flachen Hand auf den Rücken der Tochter Wiesow.

„Oder in die Schnapsulle bei Peter Jvers. Trinkst doch keine andre Milch!“ sagte die Tochter Wiesow.

Trimpf holte ein Priem aus der Hosentasche und warf es in den Mund. Er verstand sich auf die Kunst des Schweigens, das Leute unruhig machte, so daß sie wütend wurden und er seine Freude an ihrer Wut hatte. „Willst du nach den Neßen schauen?“ fragte Fischer Stor seinen Partner Esben. „Ich geh derweil und bring mein Heu heim.“

„Besser, du schiebst dein Boot über die Insel weg nach dem Sund hinüber!“ sagte Trimpf plötzlich. „Zeichen geschehen auf dem Strand.“

„Zeichen und Wunder! Augenichts, versäuft den Tag, statt an die Arbeit zu gehn,“ sagte Fischer Krus.

Trimpf spuckte Tabaksaft. „Die Fremden haben was gesehen am Strand. Beim Vorübergehn haben sie gesprochen davon. Dort!“ Und er zeigte in die Richtung der Schule.

Die Leute auf dem Hügel blickten das Meer an. Eine Regenbö schob sich aus südlicher Richtung an die Insel heran. Das Meer war zu hören, es schlug an den Damm, weit draußen spülte es schon über die Wiesen, wie über das Deck eines Schiffes.

„Grad vor dich werden sich die Fremden hinstellen und ihre Geheimnisse ausplaudern.“

„Was haben denn die auf dem Strand zu suchen?“ sagte die Tochter Wiesow. Ihr Gesicht sah mit einemmal boshaft und um zehn Jahre älter aus. „So spät im Jahr; was sind denn das für welche? Schauspieler?“

„Ach was, die leben hier, um zu sparen. Haben keine Bedienung. Mit einem Koffer sind sie angekommen,“ sagte Fischer Krus. Sein kleiner Bruder hatte die Habseligkeiten der beiden Fremden auf seinem Schiebtarren vom Dampfer zur Hütte befördert.

Trimpf schüttelte die spinnenlange Hand über seiner Schulter, als klinge

er mit einem Glöckchen. „Das Ohlfeind ist auf dem Sand gewesen heute früh.“

Die Fischer lachten. Die sich schon auf den Weg den Hügel hinab begeben hatten, blieben stehen und sahen sich um. Das Ohlfeind!

„Du Kreuzdonner, Gespenster am helllichten Tag!“ rief Fischer Esben hinauf. Die Tochter Wiesow aber meinte: „Zugutruen wäre es den Fremden schon, daß sie den Sand verhexten. Was treiben sie im Dorf so spät noch im Jahr? Und was hat das Frauenzimmer zu singen, daß man es überall hört auf der Insel?“

„Es gibt keine Gespenster,“ sagte Fischer Stor und sprach das Wort aus wie Pastor Webbig von Kirchort. Dabei war es bekannt, daß er beim Leeren für den Fischzug unten in den Kielboden seines Bootes einen alten Silbergroßchen aus dem Glücksjahr 64, der den Winter und halben Sommer in der Herdasche gelegen hatte, in den Leer zu schmieren pflegte.

„Grab schlug das Wetter um, da hörte ich sie vom Ohlfeind sprechen. Auf ihrem Sand, da hätten sie es gesucht!“

In einem Trichter zwischen Himmel und Meer war der Regen auf die Insel zu gekommen und sog schon jenseits der Buchten an dem Heidekraut. Ein Windstoß hatte in die Fahne über dem Schuppen gegriffen und sie eine Handbreit von der Stange losgerissen. Das Wetter kam rasch. Wenn das Ohlfeind in das Fenster guckte, der konnte sich schlimmerer Dinge versehen, als eines verdorbenen Fischzuges. Seit dem Unglück vor dreißig Jahren, bei dem es in dem letzten Haus der Zeile umgekommen war, war es drei-, viermal erschienen und immer war einer oder eine aus dem Dorf mit ihm zurück in die Tiefe gegangen.

„Kommst du zum Boot?“ fragte Fischer Stor Krus, der seinen Kragen in die Höhe geschlagen hatte. Unten in der Zeile liefen Frauen und Kinder ab und zu, rissen Leinenzeug, Hosen und Jacken und Olzeug von den Zäunen und schleppten sie in die Hütten.

Die Tochter Wiesow, die einen weiten Weg nach Hause hatte und der es um ihr Rotzschottisches bangte, trat in den Schuppen, blieb rot im Dunkel vor der offenen Tür stehen. Trimpf schlurste heran, da schlug sie die Tür zu, verriegelte sie und sah lachend durchs Fenster zum Fließenden hinaus. Der Regen schoß harte Drahtpfeile auf die Insel herunter.

Regenmauern verbauten die Hütte vor den Fenstern. Dunkle Nächte sanken ohne Regung schwer auf die Stube hernieder. Da geschah es, daß die Fremden hinauswärmten in die Welt, die belebte und die auf Belebung wartete vor der Hütte. Die Mauern zerrannen und die Dunkelheit zerschliff in unzählige Fäden wie ein Vorhang. Dahinter wurde das Unbewegte in dem Maße lebendig, wie die Schläfer ringsum

tiefer erstarrten und ihr Atem erlosch. Aus dem Meeresrauschen war ein Orgelton und vom Sternenlicht ein Strahl übrig und dem zogen sie nach, ohne zu träumen. Die Wanderung begann über die Schranken des vorgezeichneten Daseins der Welt und ihrer Geschöpfe weg, in die Erinnerungen, Wünsche und Hoffnungen, hinüber in alles Unwirkliche, das noch irdisch geblieben war. Der Wahn, der die Schritte vom Wiesengrund lostrennte, über den sie ihr Weg führte, verwandelte Landschaft, Horizont, Tages-, Jahreszeiten. Als sie in dieser Nacht das Haus des Vorsees erreicht hatten, sprang die Tür vor ihnen auf zum Zeichen, daß sie erwartet worden waren.

Ein langer, mansardenförmig überdeckter Speicherraum zeigte sich. Kerzen brannten und eine Wolke von Zigarettenrauch wallte unter den geweißten Dachbalken. Durch die Scheiben blickte Kassiopeia und der nördliche Stern im Andromedabild. Das funkelnde Band der Milchstraße zog quer über den blassen Himmel, auf dem irgendwo die Mondsfichel stehen mußte, ganz dünn und zierlich hingezeichnet. Vor dem Haus rumorte das nächtliche Brausen der großen Stadt, wie ferne, verworrene Musik. Auch von dort unten strömte, wie von einer Milchstraße, das Gefunkel ungezählter Lichtquellen herauf. Eine breite Avenue erstreckte sich unter dem viele Stockwerke hohen Haus, dorthier kam der Schein und scholl das Geräusch wie aus phosphoreszierenden Wellen. Auch diese Avenue führte, wie alle die anderen breiten und schönen Straßen der Stadt, zu einem Stern, in den in der Ferne viele Straßen mündeten.

Es waren schon Menschen beisammen; keiner schien das Kommen von Kay und Moina bemerkt zu haben. Sie saßen um das Kaminfeuer und einer stand im Kerzenlicht da, um die Worte zu sehen, die er von einem Blatt den Freunden im Raum vorlas.

Es war ein schlanker, junger Mann, rotblondes Kraushaar über einem Erzengelgesicht, darin sich die Schönheit der tönenden Gedanken widerspiegelte. Feste Brauen, wie wachsame Adlerflügel geschwungen, behüteten die Augen, damit sie nichts sehen mögen als die Wahrheit. Eine Falte des Verstandes teilte die träumerische Stirne; darin stand Urteilswille über das Staunen gesetzt; Kindergesicht von Weisheit gezeichnet.

Er las, nicht wie einer, der sich anderen mitteilt, sondern der seinen im tiefen Selbst gefaßten Entschluß laut wiederholt in der Einsamkeit.

„Erspare mir, Leben, ein Alltagschicksal!
In mir gärt Göttliches!
Das Unerreichbare stößt von ferne her
An mein Herz, das zerbricht
Vor Sehnsucht.
Eines ist grausiger nur ausjudenten

Als alles andre mir:
Werd' ich die Zeit,
Die der Liebe entwendete Zeit
Mit würdigem Werke auszufüllen verstehen?"

Es wurde still im Raum. In einer Ecke rauschte vom Dach zum Boden ein Tuch nieder und eine große Leinwand wurde sichtbar im Kerzenschein. Lebensgroße Figuren wühlten sich durcheinander auf der Fläche. Sie füllten das ganze Bild aus, bis auf einen hellen, ausgesparten Fleck in der Mitte der Leinwand; dieser hatte den Umriss einer hohen, aufrecht hingestellten weiblichen Figur, die von dem unteren bis zum oberen Rande der Leinwand ragte. Der Dichter senkte die Hand mit dem Blatte. Vom Bilde her kam eine Stimme: „Ich habe es versucht, diese Worte zu wiederholen.“

Der Sprechende trat hervor. Er stand neben seiner Leinwand und war wie ein zarter, lang aufgeschossener Knabe anzusehen. Seine Stimme klang weich, verschleiert und gebrochen, es fiel ihr schwer, Worte zu artikulieren, es war die Stimme eines Menschen, der viel allein ist, in der Einsamkeit jauchzt und stöhnt, sie hatte zuweilen unsichere Schwebungen, wie in der Zeit des Wechsels. Der Knabe stand vornübergebeugt, in einem langen fadenscheinigen, bis an den Hals zugeknöpften Paletot von verwaschener Farbe, seine Gestalt rührte, etwas Hilfloses betrückte jeden, der sie sah.

Unter den Figuren des Bildes waren viele als Porträts der Anwesenden zu erkennen. Der Dichter, der Maler selbst, dann noch ein klein gewachsener, wie ein russischer Jude aussehender Mann, der durch große Brillengläser blinzeln und unruhig um sich blickte. Rechts und links über dem Kamin hingen Skizzen an der Wand, die Flamme eines brennenden Scheites irrlichterte über sie weg, über die ganze Versammlung.

Aus verstreuten glühenden Punkten im Raum strömte heißer parfümierter Rauch: „Was ist das Göttliche, Leonhard,“ sprach eine Stimme und ein glühender Punkt sank im Halbkreis nieder, „Du sagst Liebe und fürchtest es im gleichen Atem zu verlieren! Ist es Brüderlichkeit, oder Leidenschaft, oder die Bewußtlosigkeit, die sich über dich gesenkt hat, wenn du deine Gedanken ins Wachsein hinüber retten mußt?“

Da der Dichter nicht sprach, gab der Maler, der Oliver genannt wurde, Antwort: „Was ist es denn? Ich fühle in mir einen Ton angeschlagen und mitschwingen, ich muß in einer anderen Sprache wiederholen, was Leonhard in Worten ausgesagt hat. Es wird schon das brüderliche Verstehen in uns beiden sein, was er mit dem Göttlichen meint!“

Einer sprach, unter dem Fenster, der Sternenglanz beschien sein helles Haar: „Wie soll sich der Traum entwirren und Kunst geboren werden

in uns? In fremdesten, wildesten und totesten Herzen muß die Schwingung erwachen, die in dir gezittert hat — kann sie es nicht, so wars nicht Kunst, was sich in dir geregt hat. Gesamt Herz — Ziel und Prüfstein und Weg!“ Er trat hervor in den Kreis des Kerzenscheins und hob seinen schmallippigen Kopf. Seine Augen waren schattige Höhlen tief unter der hohen, gewölbten Stirn.

Zwei Stimmen erhoben sich. Eine kam aus einer dunklen Ecke des Raumes, die andere begleitete die Gebärde eines Armes, der nach den Scheiben wies. Die erste sprach: „Hier in dieser Mappe, seht die Blätter, gebt sie von Hand zu Hand weiter: den „Triumph des Todes“ aus dem Campo Santo in Pisa, die „Auswanderer“ von Brown dem Präraffaeliten, den „Orpheus“ von Feuerbach — das alles ist Wahrheit und Natur, aber wo geht hier ein Weg in die Herzen des Volkes?“

Die andre Stimme sprach: „Blicket durch die Scheiben auf die Straße hinunter. Eine Mutter hat ihr Kind auf dem Arm und steht vor einem Brotladen. Ein Liebespaar trennt sich an einer Straßenecke, das Mädchen ist schwanger, der Mann hat Abschied genommen auf Nimmerwiedersehen. Ein Kreis von Leuten hat sich um einen singenden Bettler geschart, eine seidengefütterte Karosse fährt vorüber. Versucht, diese Szenen darzustellen, wie sie sich unter euren Blicken ereignen — und ihr werdet auch damit das Herz des Volkes nicht treffen können!“

„Wozu dann Kunst? Wozu dann Leben?“ Schweigen. „Wozu dann leben?“

Eine Stimme sprach: „Meister . . .“

Alle Blicke wendeten sich einem Greisenpaar zu, das, mitten unter diesen jungen Menschen, eng beisammen saß und bisher schweigend den Reden der Jungen zugehört hatte. Der Meister war ein wunderschöner weißbärtiger Greis in weitem schwarzen Talar, ein Purpurkappchen saß auf seinem Kopf und er hatte die Blicke auf seine Hände niedergebeugt, die nebeneinander, feierlich wie Rastende oder Schläfer auf dem Schoße lagen. Aber diese Hände beugte sich auch das Gesicht seiner alten Frau. Sie war zart und von kleinem Wuchs, wie ein junges Mädchen. Ihr Scheitel war gelichtet, aber die Augen dunkel und voll Leben. Wenn der Greis aufblickte, war, wer in seine Augen sah, überrascht von ihrem durchsichtigen, unirbisch hellen Grau. Hellsichtige Blicke wanderten zwischen diesen Augen und denen der Greisin hin und wieder; ein jung gebliebenes Lächeln begleitete sie, in zuckendem Strahl, tiefstes Einvernehmen zweier Seelen. Der Meister hatte eine solch seltsam ruhige Art zu sprechen und es lagen seine Hände so unbewegt und weiß auf dem Schwarz des Seidentalars! Seine Worte aber waren voll Gärung. „Verbrennt! Gut, ihr Kinder! Meine Kinder! Wenn ihr stöhnt vor Schmerz, so

ist es Kunst und euer Leben wird rein. Was wäre es wert, empfändet ihr nicht mit jedem Atemzug den Schmerz? Laßt euer Herz euern Verstand auffressen und widerstrebt nicht! Der Gedanke lebt nicht, ehe er den letzten Rest von Handwerk aufgefressen hat, aber das Handwerk könnt ihr bis zum letzten Atemzug nicht erlernen! Leidet, denkt, fühlt, mißtraut euch, verwerft, betet an, immer endlos weiter. Ohne Ende lebt weiter!"

Gesichter drängten sich nach vorn, in den Lichtschein der Kerzen. „Erzähle, Meister, erzähle dein Leben!" rief aus den Gesichtern. „Erzähle dein Leben!"

Ein dunkler Ton schwirrte durch den Raum, das äußere Brausen zog unterirdisch in den Raum herein, es klang wie der Atemzug eines schlafenden Urtiers aus den Fundamenten, dem Gewölbe unter dem Haus. Es war das tiefe, schwirrende Schweben des Orgelregisters; der junge Russe saß an dem Instrument, unter dem Tritt seiner Füße sanken die Bölgel des Instruments, hoben sich, die Luft erzitterte. Mitten durchs Gebrause war die leise ruhige Stimme des Meisters zu hören: „So war mein Leben. Erst hat es aus der Hoffnung Freude gesogen, dann aus der Arbeit, der Arbeit allein, und später aus allem Kummer, Fehlschlägen, Schlägen mancher Art!"

Jetzt sprach die alte Frau. Sie sah in die Runde, sah allen diesen Jungen in die Augen. Ihre Blicke leuchteten vor Liebe: „Immer, immer über sich hinaus, immer weit über sich hinaus!"

„Und doch ist einem nur so geringer Raum gestattet!" sprach jemand im Dunkel. „So mäßige Bewegung nur von der Natur!"

„Meister", sprach Leonhard; „was tatest du, als du inne geworden warst, daß der Künstler lebenslang nichts anderes zu tun vermag, als hundertmal und tausendmal immer wieder nur sich selbst wiederholen und hinausstreben, im Alter immer noch dasselbe, was in der Jugend!"

Der Meister lächelte und seine Hand hob sich vom Schoß empor, streichelte liebevoll über den Scheitel der alten Gattin. Er sagte: „Diese Angst ist mir nicht unbekannt geblieben! Sie ist verschwunden. Denn die Liebe bleibt sich immer gleich, uralt, und nur das Leben des einzelnen verwandelt sich über ihrem Grund wie der Himmel in den Jahreszeiten. Jedes neue Beginnen, und wenn ich etwas Neues gewollt und unternommen habe, und die Seelen der Freunde . . ." er wurde leise und die Silben flossen langsam „die Freundeseelen verwandelten sich, daran merkte ich, durch wie viele Leben der Künstler durch muß, wenn er sich selber neu schafft, jede Stunde des Lebens . . . Aber die Liebe bleibt sich gleich. . ." Sein Schweigen ging über in den ersten mächtig schwellenden Akkord der Orgel. Der Raum zitterte und schwand vor den Blicken, die sich nach innenkehrten.

Ein junges Mädchen stand auf von einem niederen Schemel und erhob sich vor dem Greisenpaare. Durch einen Zufall stand sie so da vor der Versammlung, daß ihre Gestalt den Umriss der ausgesparten weißen Fläche auf derleinwand Olivers ausfüllte. Alle erkannten nun, daß Oliver nur sie gemeint haben konnte, mit jener angedeuteten Figur, um die sich die ausgeführten Kämpfergruppen des Bildes leibhaftig drängten und scharten. Sie war wie eine Fabrikarbeiterin gekleidet, wie eines jener Mädchen, die um das Morgengrauen, ehe der Pfiff der Dampfpfeife ertönt, über die dunklen kalten Straßen eilen. Sie hatte eine kindlich gewölbte Stirn und einen wundervoll reinen Haaransatz; ihre Augen blickten voll Freude, wie nie ein hoffnungslos fronender Mensch freie, aus ihrer Sehnsucht heraus schaffende Menschen anblicken kann. Und es klang fast wie ein Lied, was sie sagte. Die Orgeltöne legten sich verückt vor die Füße der Worte des schönen jungen Geschöpfes hin. „Freiheit!“

Ein jätlicher Ausruf Aller antwortete der jungen Arbeiterin, die die Freunde Laura nannten. „Es ist jetzt bald die Zeit da und wir haben gewonnen! Schon kommen die Besten zu uns, die am tiefsten erniedrigt worden sind und sagen: wir wollen sie lieben, die uns mißbrauchen. Wir müssen unseren Körper verkaufen, aber die Liebe tilgt die Schmach unserer Erniedriger! Und die Mägde, die in den reichen Häusern dienen, kommen auch herbei und sagen: wir streicheln die winzigen, unnützen und zerbrechlichen Ziersachen, die wir täglich mit unseren ungelenken Händen säubern und abstauben müssen, denn sie gehören ja den Menschen, in deren Häuser wir aufgenommen sind! Und die Armen, die ihre eigenen Kinder fremden Weibern zur Pflege überlassen müssen, kommen und sagen uns: wir blicken mit Liebe auf unsere vollen Brüste nieder, mit denen wir die Säuglinge vornehmer Damen nähren. Sie sagen es so und sagen nicht, daß die Damen gedankenlos auf ihre vollen Brüste niedersehen. Und wir selber in den Werkstätten, in den Stuben, wo Heimarbeit geleistet wird — mit jedem kleinen Metallstreifen, der unter unseren Maschinen hervorkommt, geht ein wenig Liebe hinaus unter die Menschen, denen wir Geräte schaffen für ihren Gebrauch, und Segen ihres Lebens. Wir alle lernen in jedem Augenblicke die Aufgabe und den Zweck, zu dem wir in der Menschenwelt sind!“ „Du heißes Herz! Du goldene Quelle!“ flüsterte Leonhard. „Teuere Kameradin!“ rief jemand leise in den Raum. Wie eine Mutter ihr Kind, blickte die Greisin das junge Mädchen an, ein jätlicher Laut, ein Taubengurren kam aus ihrem lächelnden Mund. Das Mädchen aber hatte seinen Kopf nach dem Orgelspieler hingewandt und hatte die Hand gehoben: horch!

Der junge schwarzbärtige Russe spielte. Sein kurzschichtiges Gesicht lag fast auf den Tasten des Instrumentes. Die Register leuchteten. Eine

Weise strömte aus der Orgel, wie sie das Volk erfindet, wenn es in Worten nicht sagen darf, was ihm geschieht. Alle Seufzer und alle niedergehaltenen Hoffnungen bebten und schwangen mit den Tönen, in die sie gefloßen waren.

„Aufrubr!“ Der junge Hellhäuptige, der mit den schmalen Lippen und beschatteten Augen, hatte das Wort gesprochen. Alle horchten, atemlos, auf die Sprache der Orgel. Auf der Leinwand, die lebte, kämpfte das erblässende Sternenlicht mit dem Schein der Kerzen, die niedergebrannt waren und erloschen. In den Orgelschwingungen wallte wolkengleich leichter, blauer Rauch.

„Ich kenne eine Kirche,“ sagte Oliver mit seiner heiseren, unsicheren Stimme, „sie steht unbenutzt seit langer Zeit. Dort, wo der Altar zu sein pflegte, werde ich mein Bild ganz fertig ausführen. Wladimir wird die Orgel spielen für die Menschen, die kommen werden, im Winter, um Obdach gegen den Frost zu haben, im Sommer, um Kühlung zu finden. Sie sollen gern hinkommen, Schönes sehen, Schönes hören, lernen, beisammen zu sein. Worte sollen sie auch vernehmen, voll von Reim und Gedanken, aus tönenden Herzen . . .“ er schwieg und sah zu Laura hin, die zu Füßen der alten Frau niedergekauert war, . . . „ich aber werde nicht mehr bei euch sein, wenn das Bild fertig dastehen wird . . .“ seine Stimme kam traurig, wie aus weiter Ferne her und niemand antwortete. Denn die Freunde wußten es ja, seine Visionen stammten aus dem unheilbaren Brand, an dem sein schwächlicher Körper zugrunde zu gehen vorbestimmt war, in kurzer Frist. Er sprach nicht weiter; aber der Dichter war es, der aus seinem Seherblick den Kern, den Nebelfleck in den Raum schweben sah, das leuchtende, wärmehaltige, rotierende Gebilde, das die Gemeinschaft durchstrahlen, erhitzen, mitreißen sollte, ein Einziges schaffen sollte aus Millionen, Milliarden kleiner, verstreuter frierender Einzelsonnen, in einem gleichen Schöpfungsprozeß wie dem, aus dem der Erdball erstanden ist. Das unausrottbar, unzerstörbar Edle erstand wie eine lebende Kugel, erschien in der Höhe des Raumes; die Anwesenden blickten in die Höhe, Freund saß beim Freund, erhobener Gedanke gewann Leben über der Gemeinschaft. Der Dichter sprach, die junge, ernste Stimme: „Wir alle werden untergehen für die bessere Menschenwelt!“

Über das Haus weg zog der Himmel in ungeheurem Bogen die Sternenschar in ferne Tiefen mit. Andere und immer wieder andere Sterne schienen durch die Mansardenscheiben herein. Mit dem letzten Stern erlosch der letzte Kerzenocht. Die Gesichter im Raum verflackerten, lösten sich auf.

Eine Stimme sagte: „Moina!“

(Schluß folgt)

Erlebnisse eines Internierten

von Hermann von Boetticher

1. Amerika

I

Im Mai 1914 machte die „Vaterland“ ihre fröhliche Jungfernfahrt von Hamburg nach New York. Sie hatte keine Kanonen, auch keine Sprengstoffe am Bord, dagegen eine kleine Stadt voll Menschen mit allem, was die brauchten.

Die illustren und bekannten Männer waren so zahlreich unter ihnen, daß ich keinen nennen will, um nicht zu ermüden und die Leser von dem abzubringen, worauf es ankommt: auf die Gesichte, die plötzlich wie Gestirne aufgehen, die Umgegend erleuchten und, das Herz im Menschen aufstoßend, in uns bleiben, als Freude, als Schmerz, als Größe oder Tiefe, kommen diese Gesichte nun von Menschen, Landschaften, ruhenden oder bewegten Dingen.

Im Rig-Carlton-Restaurant saß ich unter Palmen im hellen Korbstuhl am weißgedeckten Teetischchen. Die Musik spielte leicht bewegte Stücke, das Meer lag herrlich groß und weit, der englische Kanal und Frankreichs Küste hinter uns. Die junge Frau vor mir hatte große zitternde Augen. Sie sollte ihrem Manne nach Costarica auf eine Farm folgen. Ihre Hände waren in steter innerer Bewegung, ohne sich zu rühren. Wenn sie sich vorbeugte und aus der dünnen Schale den leuchtenden Tee trank, stieg eine leichte Röte in ihr Gesicht; dies war der Moment, wo ich sie unwillkürlich ansah. Sie glich in ihrem Wesen einem Reh, das sich belauscht und beunruhigt fühlt. Vor drei Tagen noch heimisch auf einer stillen Wiese mit blühenden Akazien und tiefgedachtem gelben Herrenhaus und jetzt in dieser gänzlich unwahrscheinlichen Situation: viele Sprachen, bunte Toiletten, noch buntere Menschen, unleugbares Parkett, zitternde Palmenkronen und doch das Meer, das Meer!

„Was hast du, was machst du für ein Gesicht?“

„Ich glaube, mir ist nicht ganz wohl.“

„Ach, i bewahre, auf diesem Schiff, auf solch einem Kolosß von Schiff? Ich denke, ich sitze auf der Terrasse in Atlantic City.“

Und er erzählte. Wie es drüben wäre. Unentwegt, unentwegt. Die Musik spielte etwas Trauriges; das Gesicht der jungen Frau wurde schwer. Er war bei den Kulis der Plantage angekommen, bei der Hitze, dem ewigen Schwitzen, den Seidenanzügen, dem Whisky und dem einzigen Menschen seines Verkehres dort, einem Dänen, seinem ersten Verwalter. Im übrigen seien dort Schlangen. — Die zarte Frau schien schon die

unheimlichen Tiere zu riechen, sie wurde blaß. Er aber wollte nicht aufstehen. Einer jener Menschen, die nichts sehen. Züchtig im Fach, unbedingt. Geldgierig blind, überzeugt von sich, sonst nichts. Vor acht Tagen hatte er Hochzeit gemacht, ja. Jetzt sollte es gemütlich werden mit der Frau im Bungalow.

Als die junge Frau schließlich ging und wir uns adieu sagten, war ihre Hand feucht.

„Nun, wie gefällt Ihnen meine Frau?“

„Sie sind unübertrefflich!“

„Wieso?“

„Spielen Sie Schach?“

„Nein!“

Er machte ein eitles Gesicht und nickte offiziell.

Hundert Feinde Deutschlands kommen auf seinen Kopf.

Ich lief ums Deck immerzu, immerzu. Der Wind sang mächtig in den Masten, das Meer war schwarz und bäumte gegen den breiten Rumpf des Schiffs. Ich war versucht, die Pferdekkräfte nachzusehen, die diesen wilden Kampf aufgenommen und ihn mit Maschinengeduld bezwangen, besann mich aber und folgte meinem anderen Beruf. Der Wind drückte mich gegen die Wand, ich riß mich los, sang, jauchzte und schrie.

„Sie sind wohlauf, wie es scheint?“

„Und wie!“

„Wollen Sie mitlaufen? Man muß schnell gehen, es ist kalt.“

Wir brüllten uns gegenseitig an und liefen auf und ab. Es war der Amerikaner, der in Cherbourg an Bord gegangen war. Schlank, braun und mager. Er kam von Zentralafrika zurück, wo er gejagt und Aufnahmen für den Kino gemacht hatte. Wenn er erzählte, roch ich an ihm die Häute der erlegten Tiere. Seine Frische war köstlich. Er bewunderte immer im Laufen und in die Nacht hinaus „dies herrliche Schiff“. Überhaupt Deutschland! Wenn man an seinen Aufschwung, an seine Kraft und Vielsältigkeit denkt, so staunt man und wird im Staunen über soviel Züchtigkeit froh.

In der brausenden Nacht hielt ich mir seine Worte fest und grub sie im Innern ein.

Sonst haben wir uns nicht gesehen und unsere Namen waren uns weniger wichtig als der Wind.

Die Sonne schien blinkend aufs Deck. Das Meer schien von oben geglättet und bläulich-weiß. Delfine durchkreuzten die Flut. Ganz fern aber am Horizont zog eine Silhouette, ein Schiff. Über diese Weite hinweg der menschliche Gruß, geahntes Sehnen, Grüßen von Herz zu Herz, lautloses Winken! Die flatternde Seele erschrickt süß.

Ein braungelockter Knabe mit süßlichem Teint, glänzenden Augen und weißem Spitzenkragen spielt mit zwei Bällen vor mir. Seine Mutter sitzt neben mir still und schaut ihm zu.

Ich habe ebensolange und oft dem Kinde zugeesehen und über dem gemeinsamen Schauen kamen wir eines Nachmittages ins Gespräch.

Sie ist Engländerin, war auf Besuch zu Haus und will jetzt zu ihrem Manne zurück, der Brücken baut in New York. Wäre sie nicht so groß, wäre sie vielleicht die schönste Frau in der Stadt, — der „Waterland“, will ich sagen. Ihre Glieder sind wundervoll ebenmäßig und schlank, ihr Haupt oval wie auf geschmeichelten alten Bildern, ihr Auge tiefblau, aber ihr Haar dunkel. Wenn sie lächelt, schautest sie mit den Beinen oder Füßen, ganz leicht, ganz wenig, aber ich muß es sehen, ich kann nicht anders. Wenn ich sie anblicke, denke ich an Balzacs „Femme de trente ans“, das macht, daß sie dann Unbestimmtes, aber in der gleichen Richtung fühlt, und das läßt sie wiederum lächeln, verhalten, die Zügel in der Hand, aber mit dem Wippen im Fuß.

Am zweiten Tage unsers wortgewordenen Interesses lasen wir gemeinsam: „Corinna“.

Ich hatte einen Band Strindberg-Novellen mit, und die Schiffsbibliothek hatte die Einsicht, die fast gleiche Novellenauswahl in englischer Übersetzung zu besitzen.

Ab und zu halten wir ein, blinzeln durch den Sonnenflimmer der Deckpromenade und die vorüberwandelnden Gesichter hindurch aufs atmende Meer und ich denke laut: köstlich, köstlich, köstlich. Dreimal. Hinter uns Europa, vor uns Amerika, um uns das Meer, über uns der Himmel, auf den einander angelehnten Knien von einem Deutschen und einer Engländerin aber: Strindberg, der Schwede, problematisch lächelnd mit düster gebärender Stirne und vielfach geprüfem Auge.

Lächle, Antlitz der Welt, und segne uns Armselige mit deiner Güte!

Das Strindberg-Lesen hätte Schwierigkeiten gebracht, wenn sie nicht so groß und ich nicht so absolut in meinem damaligen Empfinden gewesen. Trotzdem gingen wir über einige Stellen der Ehe-Novellen hinweg wie scheue Pferde beim Rennen über die Hürden. Wir warfen sie nämlich entweder mit falscher Übersetzung blindlings um oder wir brachen aus und schlugen einen Haken um die Gräben.

Der Knabe spielte dann stumm oder sah aus samtenen Augen aufgeschreckt zur großen kühlen Mutter, wenn eine ungewohnte Geste oder ein fremder Klang in ihrem Rachen seine unbefangenen Sinne geweckt.

Am letzten Abende aber, als kein Kind mehr auf der westlichen Halbkugel wachte, nach großem Fest im Tanzsaal unter ganzen Bostetten von weißen, blauen, gelben und lila Chrysanthemen, hingen unsere Augen

plötzlich wie zwei Monde in einem Sonnensysteme aneinander, aber die freundliche Sitte kam, rührte mit ihrem metallenen Stabe an den natürlichen Zauber, und die Monde fielen voneinander ab und wurden zu vier erstaunten Augen.

Am Morgen darauf aber stand die Vision New York im Sonnendunste vor uns.

Ich entsinne mich genau, als Kind in meinen Träumen solche Bilder gesehen zu haben, ehe ich von New York und Wolkenträgern hörte. Damals glaubte ich, es wäre „Tausend und eine Nacht“ in meinem Traum erschienen, jetzt glaubte ich, jener Kindertraum wäre in mir geblieben.

Weißleuchtend und durchaus unwirklich in visionärer Gewalt steht plötzlich eine leise wilde, himmelzerreißende Häusermusik vor dem staunenden Menschengesicht und singt. Zartbläulich der Mittagsdunst um sie, in ihm hier und dort tiefe Schatten, tief unten ein wimmelndes Gezücht von kleinen roten und bräunlichen Häusern. Sie suchen stück- und etappenweise an den weißen Himmelsleitern hochzuklettern, und, nachdenkend, erkennt der Geist, daß hier die Kapitalskraft mit dem schmalen Boden ringt, mit der wild in das Weltmeer hinausgestreckten Zunge Manhattan, die der prächtigste Hafen umschlingt.

Die „Waterland“ liegt quer, um an den Peer der Hapag zu gelangen. Von allen Seiten sind Boote und Pinassen gekommen, um das Wunder zu sehen —, denn unser Kahn sperrt, wie ein Nilpferd den Sumpf, die ganze belebte Wasserstraße. Kein Schiff kann durch, keine Fähre: die liebliche Jungfer sitzt festgefahren im Grund. An den gegenüberliegenden Docks hat das verdrängte Wasser die Schiffe gequetscht gegeneinander geworfen und beschädigt. — Der ganze Hafen wird zu einem Kesseltreiben um unser „Waterland“. Ahnungsvolles Symbol! Zender sitzen wie kleine Doggen an unserm Kumpf, stoßen, schieben, ziehen, klaffen, pfeifen, pusten, immer neue werden geholt, aber erst nach drei Stunden Arbeit sind wir vor der jauchzenden Menge am Peer.

Mit meiner Engländerin und ihrem Knaben stehe ich am Geländer und sehe tief hinab. Jemand unter Hunderten ruft zu ihr hinauf. Ich sehe in ein prüfendes Gesicht, das sich blüßschnell bei meinem Anblick in ein bedächtiges verändert, — da verabschiede ich mich von der Lady. Sie nickt, sie lächelt, — mit den Füßen kann sie nicht schaukeln, da sie steht aber sie sagt zögernd und langsam:

„Vergessen Sie nicht unsere Adresse.“

„Nein, meine Liebe.“

„Also?“

„Ja, also!“

Ihre tiefblauen Augen winken, — wie doch? wie die Silhouette auf

dem weiten Meer — noch einmal, — noch einmal, jetzt ist sie die Treppe hinunter, ganz Dame, fern und fremd. Wohin? Woher? Man muß nicht geizig sein, — leb wohl!

2

Von dem Dache meines Privathotels sehe ich über den Zentralpark und weit über das steinerne Meer. Es ist vier Uhr morgens. Gespenstisch ragt aus der unteren Stadt noch ein Haus mit erleuchteten Fenstern. Augen von Sterbenden müssen so in die große Umwandlung sehen wie dieses verlöschende, erstaunte, tödliche Gelb der hundert Fenster in das Vila des kommenden Morgens.

Edgar Allan Poe greift in diesem Augenblick an mein Herz, — zum erstenmal. Das Vila im Osten erhält einen zarten rötlichen Schimmer, — rauscht nicht das Meer der Wipfel im Park? — ein erster Wind kommt, und leise schlaferschauert regt sich das wellige Feld. Von dreißig Meter Höhe sehe ich atemlos auf es hernieder. Es wogt kaum merklich, aber wie ein Lebendiges unter mir, wie eine Brust, die atmet: die äußersten Spitzen der irdischen Brust spüren das aufsteigende Sonnenlicht. Nun siept es in ihr ganz leise, tastend, dann lauter; das Fiepen wird Zwitschern von überall; ein Wagen rollt plötzlich, ein Schritt erschallt.

Das matte Vila wird rosa, die bläulichen Häuserwände im Westen erglühn, das Rosa wird rötlich-gelb, das Gelb wird Gold, New York ist eine einzige flammende Stimme, von der Erde in den Himmel gezückt, und auf einmal steht das siegende Gestirn im Osten über dem Park, die Vögel singen ganz außer sich, und nach einer Minute ist der Zauber vorbei: In blendender Tages-Weise steht festumrissen die mächtige Stadt, aufkommende Geräusche durchdringen die Straßen und im Parke wird ein verschleierter See sichtbar.

Ich geh über viele Treppen durch das schlafende Haus hinunter, über die Straße, in breite von Grün umschwellte Wege hinein. Überall hüpfen Späßen, Finken, Rotschwänzchen und Baumläufer umher, zwischen ihnen auf Rasen, Bänken und Wegen zutraulich graue Eichkätzchen. Ein einziger Mensch ist in dem Park. Ernst, mit gelblichem Teint und dichten Augenbrauen. Er hat in einer Tüte Erdnüsse, die hält er den Tieren hin. Sie fressen ihm aus der Hand. Oder er legt die Nüsse, kleingebockelt, auf die Bank neben sich; zwei, drei Kätzchen kommen heran und mit einer schnellen, ruhigen Gebärde hat der schweisgsame Mann sie in seiner Kamera auf einer Platte gefangen.

Es ist ein vierzigjähriger nicht ergrauter Herr. Er arbeitet in der Nacht. Es wird doppelt bezahlt, sagt er ernst. Auch ist es angenehm. Um neun Uhr abends beginnt sein Dienst, um vier Uhr morgens endet er.

Im Klubhause der Ingenieure ist sein Büro. Er ist allein und es ist still. Um acht Uhr nimmt er das erste, um zwölf Uhr nachts das zweite Frühstück im Speisesaal des Klubs. Um vier Uhr morgens eben dort den Nachmittagstee, um sechs Uhr dann zu Hause seine Hauptmahlzeit. Vorher macht er immer diesen Spaziergang in den Park. Wenn aber die gewöhnlichen Menschen aufstehen, geht er in verdunkeltem Zimmer zu Bett.

Mr. Steel, der Inhaber meines Hotels, ist gebürtig in Massasatscha, ein magerer, schmaler Mensch, alter Yankee Schlag von seltenstem Charakter.

„Kann ich hier wohnen?“ fragte ich am ersten Tag.

„Von fünfzehn Dollar die Woche an.“

„Schade, ich kann nicht mehr als elf bezahlen.“

„Haben Sie noch keinen Verdienst?“

„Nein,“ und ich erklärte ihm meinen vielfältigen Stand.

„Dann will ich Ihnen, bis Sie ordentlich verdienen, ein Zimmer für elf Dollar geben.“

„Der Preis schließt alles ein?“

„Das zweite Frühstück nahmen die Herren allgemein in der unteren Stadt.“

„Und wenn ich es bei Ihnen nähme?“

„So tut das nichts. Von zwölf bis zwei wird bedient.“

„Sind Sie Amerikaner?“

„Ich denk' es.“

„Verzeihen Sie, aber ich staune.“

„Sorgen Sie sich darum nicht. Sobald Sie eine Stellung haben, machen Sie es wieder gut.“

Und er gab mir, wie ich hernach nachprüfen konnte, eines der schönsten Zimmer im Hotel. Bett, Schreibtisch, große Sessel, tiefes Herrensofa, schöne dunkle Tapete. Als ich es später mit den Preisen anderer Hotelgäste, die ich kennen lernte, verglich, mußte ich es auf mindestens zwanzig Dollar veranschlagen, also zwölf Mark für den Tag, während ich sieben zahlte.

Mr. Steel hatte eine ebenso prächtige Frau. Sie kränkelte an Rheumatismus. Er sprach stets nur mit der größten Ehrerbietung von ihr, und es war schön zu sehen, wenn die beiden miteinander waren.

„Gehen wir noch etwas in den Park, Mrs. Steel?“

„Wenn Sie möchten, gerne!“

Und Mr. und Mrs. Steel gingen langsam die Treppe des Hotels hinunter und langsam in den Park.

Die beiden farbigen Liftboys des Hotels hießen Harro und Jonny. Harro kam aus Haiti und war ernst und melancholisch, Jonny kam von

Venezuela und war heiter und aufgeweckt. Beide aber waren von schöner und gerader Gestalt.

Harro stand immer etwas angelehnt an den Tisch und träumte. Seine Augen sahen geradeaus und spiegelten die Hitze und Feuchtigkeit seiner tropischen Heimat mit singenden Bildern wieder. Wenn die Sonne fiel, kamen ihre Strahlen in Bündeln und wirbelnden Säulen durch die Eingangstüre in das kühle Peristyl. Berührte dann ihr Strahl seine Stirn, ging Harro, erwachend, einen Augenblick vor die Tür, blickte hinaus nach dem Zentralpark und die Straße hinunter nach dem Hudson; einen Augenblick später stand er wieder am Tisch, hoch, mit geraden Schultern und träumend.

„Harro?“

„Herr?“

„Siebenter.“

„Ja, Herr.“

Ernst und schweigend, ohne Zögeln in großer Bescheidenheit.

„An was denken Sie, Harro?“

„Ich weiß nicht, Herr.“

„Sind Sie traurig?“

„Nein, Herr.“

Und er öffnet die Tür.

„Vielen Dank, Harro.“

„Ich danke Ihnen, Herr.“

Der Tisch fährt herunter; ich setze mich in meinem Zimmer an den Tisch und arbeite an einer Novelle weiter. Ohne aufzusehen. Es wird Abend, es wird dunkel. Ich mache Licht und fahre fort. Plötzlich höre ich auf. Das Gesicht des jungen Negers kommt über mich. Meine Novelle wird stumm und taub. Ich lege die Feder weg.

„Herr, Herr, Herr.“

Herr aller Herren, gib mir seine Demut!

Jonny saß immer neben dem Tisch über Büchern. Sein Teint war heller, seine Stirne breiter, aber sein Kopf häßlich und gar nicht edel und oval wie der von Harro. Wenn die Tür ging, stand er schon bereit zur Fahrt. Die Bewegungen seines Körpers waren verbindlich, seine Sprache schnell und gewählt. Er war in Venezuela Lehrer an einer Volksschule gewesen, sprach, las und schrieb französisch, englisch und etwas spanisch. Jetzt war er mit der lateinischen Grammatik beschäftigt. Wenn ich an seinen Tisch herantrat und mich nach seinem Fortschritt im Latein erkundigte, fragte er mich an der Hand des Buches, was er nicht verstand. Er schrieb und übersetzte unermüdlich. In einem Jahre hoffte er die Hochschule für Neger besuchen zu können.

Mr. Steel sah mir verwundert im Vorübergehen zu, wenn ich mich mit dem Farbigen unterhielt, aber darüber sprechen zu mir tat er nicht.

Als der Krieg ausbrach und Belgien zerbrach, wurden sie alle drei deutschfeindlich. Die Neger zeigten es, bescheiden aber stumm. Mr. Steel jedoch zeigte es mir nicht. Mit jeder Stunde steigenden Hasses in der großen Stadt wurde er wärmer und vorsorglicher für mich.

Ich hatte die Ehre, sein Freund zu werden, und heute steht sein Bild auf meinem Schreibtisch.

3

Aus lärmender Hitze, von schwarzen Tunnels und ratternd hinsausenden Hochbahnen ausgespien, trete ich in einen kühlen weißen Palast. Ich will den Hut abnehmen, denn ich habe das Gefühl in einem Tempel zu sein. Der edle milde Stein fängt die Laute auf und gibt sie dem Ohr in geschwächtem Klange zurück. Ich stehe oben auf einer breiten Treppe und sehe unten in einem großen lichtblau wie Himmelsgewölbe gekuppelten Saal viele kleine Menschen gehen, eilen und stehen. Die breite Treppe aus weißem Sandstein quillt in hundert Stufen gehemmt hinab. Ich vertraue mich ihr an, denn ich bin in dem Hauptbahnhofe von New York. Immer wieder sehe ich nach oben, in diese herrliche, milde Höhe, werde nicht gestoßen, nicht gepufft: dieses Gewölbe in diesem Stein preist und singt nicht wie Steine unserer Dome und Kirchen aus vergangenen Jahrhunderten, nicht so hymnenhaft, gläubig und hinreißend; aber doch dieser Stein singt. Er singt das Lied des Völkerverkehrs im äußeren Kleide und tut es auf eine Weise, daß er ihn heilig spricht.

Unauffällig, ohne die Weiße des Ganzen zu verletzen, sind in der unteren Wand des steinernen Kuppelsaales ein Duzend niederer Ausgänge; an jedem steht ein Fahrkarten-Prüfer, der den Reisenden wortlos in einen dunklen Schacht entläßt.

Auch ich stehe auf einmal, in tiefe Dämmerung gehüllt, in solchem Schacht, vor einem Zuge, ohne ihn als solchen zu erkennen.

„Schnellzug nach Chicago?“

„Ja.“

Und ohne den Fuß zu heben, trete ich in einen Wagen ein.

Nach einer Weile gedämpften Wärmens außerhalb im Halbdunkel, spüre ich, ohne einen Pfiff gehört zu haben, daß der Raum, in dem ich mich befinde, sich bewegt, in Kürze wird es dann auch heller und ich sehe mich in einem weiten grünen Sessel mit hoher Lehne, der sich nach allen Seiten dreht.

Um mich sitzen Menschen, die sich in ebensolchen Sesseln drehen, dienende Neger gehen lautlos zwischenher, und draußen blüht schwellendes Grün und schimmernd der Hudson an uns vorbei.

Ganz weit wird er hier und dort, in zartem Duft tauchen kleine Inseln aus ihm auf, und Grün und Grün von Büschen, Bäumen und Wiesen grüßt durch Sonnendunst und durchsichtige Ätherschleier in den Pullmannswagen.

Dicht vor Buffalo, in einer beliebigen kleinen Stadt steige ich aus.

Wie lieblich, wie freundlich, wie still.

Saftiges Grün von überall, Seen, Teiche, Gräben, Hügel dazwischen, und wieder Flüsse: der Ontario-See mit seinen großen Nachbarn kündigt sich an.

Gerade schattige Willenstraßen durchgeh ich. Vor einer Porzellanfabrik mach ich halt. Eine Schar junger Mädchen in schneeweißen Blusen und dunklen Röcken strömt heraus. Feine, schlanke Gestalten, zarten Teint, blonde und dunkle Haare. Sie sind fröhlich, lachen und verteilen sich nach allen Seiten.

New York liegt wie ein grandioser Alp hinter mir.

In Rochester nachmittags vier ist es ziemlich still. Auf dem Bürgersteig seiner Hauptstraße gehe ich auf und ab. Ich habe einen Zweck verfehlt und Unglück gehabt, aber es geht niemand außer mich etwas an. Wichtiger ist, daß es leise zu regnen beginnt und eine sanfte Melancholie in der nie betretenen Stadt mich in ihre Arme nimmt. Vor einem Kino steht ein großer schöner Schußmann; er sieht mich prüfend an.

Ich habe nichts getan, sage ich mit einem Blick, und gehe unschuldig an ihm vorbei und in das Lichtbildtheater hinein.

Wie dunkel es hier ist! — ich sehe nichts und nehme in dem Hintergrunde Platz.

„Kein Mensch der Welt weiß jetzt, wo ich bin,“ denke ich.

Und meine Aufgehobenheit an diesem dunklen Orte tut mir wohl. Der Film ist neutral und diskret; er greift nicht in mein Gemütsleben ein. Ich seh nicht sein Bild, nicht, was es erzählt, aber langsam vor mir im Dunkel wächst etwas, was mich in steigendem Maße erregt.

Einen weißen mildstrahlenden Fleck.

Nach einer Weile weiß ich: es ist leuchtendes Menschenfleisch. Ein Stückchen nur, aber deutlich verkündend. Es muß der Hals von einem Mädchen sein. Und langsam entdecke ich schemenhafte Umrisse. Sie hat ein schwarzes Kleid und dunkle Haare. Und zugleich weiß ich, dies Mädchen ist schön. Sie hat einen feinen Kopf, einen rosigen jungen Teint, fein gewölbte, sinnlich träumende Lippen, aber was sie bestimmt hat, das ist ein wundervoller Körper. Ihre Arme und Beine sind von vollendeter Schönheit, ihre Schultern und ihr Leib weiß wie das Gefieder vom Schwan. O, Helena!

Ich sehe mich um, links und rechts, niemand ist hier außer mir und

dem schmalen weißen Streif, und mit einer nie gekannten Gewalt spüre ich durch das Dunkel den anderen menschlichen Leib.

Ich rufe in den plötzlich erfüllten Raum.

Der leuchtende Streif erschrickt. Ich kann es deutlich sehen, eine ganze Nuance muß er verdunkelt sein, aber er rührt sich nicht. Jedoch nach einer Weile steht eine Silhouette vor dem leise rauschenden Kinobild.

Sie muß an mir vorbei. Ich atme nicht. Als sie meinen Platz erreicht, sehe ich in ein junges, leicht leuchtendes Mädchen Gesicht.

Ich sehe auf und grüße die entfernt Empfundene.

Sie geht weiter, nickt.

Trägt sie einsame Freude mit sich oder dunklen Schmerz? Ich weiß es nicht. Ihr Haupt, ihr Leib und ihre Füße aber von untadeliger Schönheit grüßen mich. —

Der große Schutzmann steht im Vestibül und sieht mich an. Zweifelnd geh' ich an ihm vorbei:

Wie sittlich das Erotische in uns ist!

Der „Black Diamant“, ein verführerischer Name für einen Blitzzug in Amerika, rast durch die Nacht. Er donnert wie ein Gewitter über Brücken und endlose Straßen, braust wie ein entfesselter Dämon durch schlafende Felder und Wälder, durchrüttelt den Traum der Tiere wie ein Spuk, daß sie mit großen Augen aufspringen und erst wieder in ihre Tierheit versinken, wenn die unbegreifliche Erscheinung verschwunden ist in der Nacht.

Im Schlafwagen liegt in einem Bett unter der Decke mit hochgezogenen Knien ein zusammengeballtes Wesen und denkt. Das ist der Mensch. Ein Krümchen im All. Durch das Dach des donnernd dahingeführten Wagens hindurch aber blickt mild und gleichmäßig lächelnd das gewölbte Firmament voller Sterne.

„Denke nicht, Träumer! — Träume, Denker!“

Im gewöhnlichen Durchgangswagen sind alle Bänke voll. Ungewiß schauen verhärmte europäische Gesichter durch die Fenster in die nichts-antwortende Nacht. Auf zwei gegenüberstehenden Seiten geht eine Familie zu Bett. Deutsche Handwerker, die in der engen Luft und dem kargen Verdienst einer sächsischen oder preussischen Stadt ersticken. Die Frau macht mit Kissen und Decken zwei Betten zurecht. Ein halb-wüchsiger Sohn sieht zum Fenster hinaus voller Anspannung und mächtig erwachtem Lebenstrieb. Er hat die Stirn hochgezogen und die Zähne fest aufeinander gestellt. Ein zwölfjähriges Mädchen mit blonden Zöpfen lehnt an der Rückwand und schläft. Der Vater, ein Mann mit einem starken Ausdruck im Gesicht, ist Sorgen überdacht und müde. Seine Stirne ist blaß und breit, sein Auge trotzig und blau, sein Mund aber

hängt tief in den Winkeln herunter. Schwere dunkelblonde Bartthaare überwuchern ihm bis zu den Backenknochen das Gesicht. Langsam und schwer zieht er sich aus. Zuerst die Jacke, dann die Schuhe und Strümpfe, und stumm, ohne Gutenachtgruß, hat er sich dann in Decke und Kissen verhüllt.

Die Mutter setzt sich jetzt in die Ecke von ihrer Bank. Sie hat die hellen Haare in der Mitte einfach gescheitelt und im Nacken den kleinen Knoten mit schwarzen Haarnadeln festgespikt. Jetzt gibt sie der Tochter und dem Sohn am Fenster ein Zeichen, und während der Junge den Kopf schüttelt und in seiner gespannten Stellung bleibt, legt sich das Mädchen müde an ihre Seite hin.

Ein Wimmern, leise und schwach, wächst an. Die Frau entwickelt aus einem unscheinbaren Bündel ein zappelndes Ding, öffnet sich schnell Bluse und Hemd, um rechtzeitig lauterer Schreien zu verhüten, das den Ernährer wecken könnte, und gibt dem Kinde, sorglich vornübergebeugt, die Brust.

Nach einer Weile legt sie das gesättigte Wesen mit dem weißen Köpfchen an ihren Hals, neigt selber den Kopf drüber hin, und beide entschlummern sanft.

Mit ihrer milden Last donnert der Zug in neue Zukunft hin.

Im Schlachthaus zu But, Montana, steht ein Schafbock, der weiß von alledem nichts.

Wo die großen, todgeweihten Herden in Hürden warten, hat er seine Hütte. Eine Gasse, die Bretterverschlag umzieht, führt von seinem Stall zu den Hürden und von den Hürden zum Schlachthaus hin.

Alldemorgendlich beginnt der dämonische Bock sein Geschäft. Er tritt aus seinem Verschlag vor die Hürden hin. Vertrauensvoll kommen die Weißgefleckten heran. Die jungen wollen Liebe, die erfahreneren nichts als Freiheit und grünes, duftendes Land. Eine schmale Gasse öffnet sich. Der alte Bock setzt ein lockendes Grinsen auf, blökt kurz und wendet sich dem Schlachthaus zu. Selig, geführt zu sein, folgen sie ihm vertrauend und getreu. Als der Bretterverschlag an beiden Seiten zu Ende ist, kommen sie, — oh Grausen, — in einen großen Saal, der riecht nach Blut. Gleich vorn an seinem Eingang steht ein Mann mit weit gespreizten Beinen und blühendem Messer. Um den geht im Bogen herum der unheimliche Bock. Die Schafe stußen und erschauern leise vor dem Blutgeruch. Aber ihr Führer steht hinter dem großen Mann und blickt mit erwartungsvoller Gebärde durch die gespreizten Beine hindurch. „Hin zu ihm!“ sagt das erste, „hin zu ihm!“ sagt das zweite, und: „ihm nach!“ das dritte, vierte, fünfte, zehnte, zwanzigste, hundertste, tausendste. Die Hand des Mannes zuckt immer hernieder, blißschnell, blißschnell; gefolgt

von kurzem Aufblöken und spritzendem Blut, und eine steilabschießende glitschige Bahn sausen die sterbenden Tiere neben ihm ab und sind für die Nachfolgenden verschwunden. Das Gesicht des Schafbodens aber bleibt da mit zufriedenem Grinsen. Der dürre, glasäugige Kopf folgt mit kurzem Zucken dem Blinken des Messers, dem Aufspritzen des Blutes und dem Versinken im abstürzenden Grund.

Ist aber das letzte Schaf der ersten Hürde versunken, läuft trocken und stumm und eilig mit steifen Beinen der Bock durch die Gasse zurück zur Hürde, um wieder Hunderte, Tausende, Hunderttausende seiner vertrauenden Stammesgenossen dem blutigen Tod zu überliefern.

Das tut er seit Tagen, Wochen, Monaten und Jahren, und sein Beruf stirbt erst mit seinem Tode hin.

4

Ein junger schmalschultriger Mensch geht den dritten Tag die Schienen Arizonas entlang. Er hat nichts als einen Hut auf dem Kopf, blondes Haar, ein helles Auge und ein keusches Herz.

In einer preussischen Stadt schlug er den verkümmerten Procuristen eines Kaufmannshauses zu Boden, als der Pietätlose sein staubiges Büroherz mit einer Ohrfeige über die deutscheste Jugend entlud.

Der Naturentartete starb folgerichtig an dem aus gesundestem Empfinden hervorgebrochenen Schlag, der Kaufmannslehrling aber kam vor ein verirrtes Tribunal und sein Gericht.

Jetzt geht er die Eisenbahnschienen Arizonas entlang. In einem Hotel St. Louis' hat er anfänglich Zeller gewaschen, dabei aber einen grauen Teint und keine Lust gekriegt. Nun blüht wieder die achtzehnjährige Haut: niederes Gebüsch ist um ihn her, der dunkle Schienenweg und unabsehbare Steppe.

Weit, weit in sie hinein, sieht er jetzt Rauch aufsteigen aus einem Gehölz. Dort geht er hin.

Ein langgestrecktes weißes Haus steht aus dem parkartigen Gebüsch. Auf einem kahlgetretenen Platz in seinem Hintergrund ist eine Schar hagerer Burschen und Männer gelagert; sie haben alle braungelbe Hosen und ebensolche Hemden an und ein rotes oder ein blaues Tuch um den Hals. Auf dem Kopf sitzt ein breitrandiger Filz und eine Browning steckt im Gurt. Die meisten sind mit der Mahlzeit, andere mit dem Feuer aus Reisig und Stuken beschäftigt.

Der junge Deutsche geht direkt auf das Haus zu in die offene Tür hinein und ruft.

Es antwortet niemand. Eine kühle, dämmerige Luft ist um ihn im fensterlosen Flur und ein Moschusgeruch steigt ihm in die Nase. Im

Winkel, von Wand und Boden gebildet, bewegt sich ein Tier, er hört ein leises böses Zischen, und im nächsten Moment schlingert in den Lichtschein hinein, um den Türpfosten herum und über die Schwelle hinaus eine blau und gelb leuchtende Schlange. Die Buckel ihres schillernden Leibes quellen wie eine unheimliche Musik, der junge Mensch ist ein wenig befangen, eine Tür öffnet sich, ein dunkelhaariges Mädchen steht vor ihm mit einer blauen Schärpe um den Leib.

Keines sagt ein Wort. Ihre Augen liegen wie Berylle in Marmor und blicken auf ihn hin. Aber sein Gesicht geht ein sprödes Lächeln. Sie errötet leicht, ihre Lippe öffnet sich, da werden seine Wangen purpurrot. Hinter ihr schlägt eine Tür ins Schloß, ihre Schärpe und ihr blaues Haar weht zu ihm hin, aber der Estanzia-Besitzer tritt jetzt aus der Tür, dunkel und groß, herrscht mit einer Stimme, die zu den hauschigen Reitstiefeln paßt, in die Stille hinein, und das erste Märchen im Leben des Jünglings ist aus.

„Was tun Sie hier?“

„Ich suche Stellung.“

„Dann marsch vor's Haus!“

Mit einem Stoß steht Deutschlands Hoffnung vor der Tür. Ihr Auge blitzt und ihr Gesicht ist flammenüberschüttet. Hinter ihr steht der rauhe Herr aus Cortez-Blut und pfeift einen Pfiff ins Gebüsch.

Ein verwitterter Kerl, hingeworfener Felsen von Sehnen und Knochen, taucht aus den Bäumen auf.

„Sir?“

„Könnt ihr noch einen Cowboy brauchen?“

„Wenn er was taugt.“

„Taugst du was?“

„Ich kann, was ich will.“

„Bei allen Huren! — Dann nimm den Burschen, Bill.“

Der gestiefelte Herr tritt klirrend ins Haus zurück.

Bill, der Wetterfelsen aus menschlichem Blut, ruft drohend:

„Komm!“

Und trottet mit der deutschen Jugend zum Lagerplatze hin.

„Hier ist einer, der kann, was er will!“

Alles steht auf und bildet einen Kreis um ihn: verroßte Herzen, seelenlose Knochen, zerfetzte Köpfe, aus allen Winkeln der Welt zusammengesetzt, von Wind zerzaust, von Regen verwaschen und von Sonne zersotten.

„Wo kommst du her?“

„Von Deutschland.“

Gehöhn, Gelächter, Gebrüll.

„Du Eierchale! — Von Deutschland kommst du und kannst, was du willst! — Was kannst du denn, heh?“

„Was ich will.“

Erneutes Gebrüll.

„Kannst du den Lasso werfen?“

„Nein.“

„Kannst Du ein Rind abhäuten und schlachten?“

„Nein.“

„Kannst du das Aß einer Karte mit der Browning hier ausschießen auf 20 Schritt?“

„Nein.“

„Aber 'ne Karte verdrehen und dem Jack da in's Maul beweisen mit 'ner Faust, daß er es selber tut?“

„Nein.“

„Dann kannst du nichts, Weiberhinter, mit deinem Milchgesicht! Du denkst wohl, aus Deutschland kommen, genügt?“

Und jetzt wird der funkensprühende Knabe von allen Seiten gekniffen, getreten und mit dem Browning geknufft. Wenn er sich wendet und wehrt, lacht alles schrill; jeder ist es gewesen, während einer höhnt und grinst:

„Bürschchen, willst du behaupten, ich bin's?!“

Dem Jüngling reißt die Geduld. Erhißt stürzt er sich auf den Nächsten hin. Er faßt seines Gegners dürre Halengurgel, hat aber im selben Moment den Browning im Gesicht und stürzt hin. Er ist betäubt und blutet. Wie er wieder steht, bringt man ihm ein Pferd, klein, braun und struppig. Es ist ein Mustanghengst, Vollblut der Prärie, hat die Ohren hinterlistig an den Kopf gelegt und die Oberlippe bläwend von den gelben Zähnen gezogen. Dabei tänzelt es, wie alle Mustangs, unangenehm für einen Neuling, auf den Vieren.

„Da nimm's und zeige, was du kannst!“

Der Deutsche nimmt den Gaul bei den Zügeln, der beißt, bäumt und schlägt nach allen Seiten von sich. Der Sattel ist hoch, im Rücken mit einer Krücke, schließlich sitzt er drin, fliegt aber blißschnell durch einen Raßbuckel der struppigen Bestie wieder hinaus. Er steigt von neuem auf das Wiedereingefangene auf mit zusammengebißnen Zähnen und fliegt, den Kopf voran, hinaus. Die Knochen schmerzen, er besteigt den Pferdesatan zum dritten, vierten und fünften Mal, verhöhnt von dem Gejohle der verwetterten Schar, und fliegt immer von neuem heraus.

Vor Schmerz, Mut und Scham stürzt ihm das weiße Wasser in Sprüngen aus den Augen, sein ganzer Körper ist wund und im Gleichmaß verrückt, die Kobolde um ihn aber geraten immer verzückter. Sie

treten an ihn heran, halten den unbesteigbaren Hengst, der nur zum Boden der wildesten Stuten dient, heben den schmalschultrigen Jüngling in den Sattel und binden ihn mit Lasso's unverrückbar fest. Dann geben sie den tanzennden Mustang frei. Der springt, bockt, rast, schäumt wie eine Kaskade von braunem Wasser in die Luft, zieht wie eine Kage den Rücken zum Buckel und schnellst wie ein Spuk im Kreise der braunen Teufel herum. Nach einer halben Stunde ist der schmalschultrige Mensch wie eine Milchschale blaß. Der Schweiß läuft schon seit langen Minuten nicht mehr, aber sein geöffneter Mund bricht alle Ekstase der letzten Tage aus, bis das Herz sich krümmt. Nach wieder geraumer Zeit neigt sich sein Körper vornüber, auf den kaltblassen Rippen klebt Galle und Blut. Da binden die lieblichen Brüder die deutsche Jugend vom schäumenden Tiere los.

Sie sinkt auf den Boden hin, kriegt einen Sack übergeworfen, und ist in fünf Minuten tausend Meilen tief in schwerem Schläfe drin. Sie träumt:

Im Osten liegt, anklagend den Himmel, ein Menschenland.

Unerlöschliche Quellen sprudeln ewige Jugend hervor.

Neiderfüllt liegen die Länder der Erde um sie und verhängen ihr die Sonne mit einem Sack aus Dünkel und Haß.

Im Innern tritt auf ihre blühende Saat ein graues Heer von Beamten und verschüttet die sprudelnden Quellen mit toter Formel und staubigem, flätigem Herz. Ein grüner Tisch bebrillter und ordenbehangener Varven thront über sie hin und klatscht die Hände im Takt.

Da schlägt seine Faust hinein: ein entfetztes Muttergesicht zerspringt und die verwandelte Heimat verschlingt Schmerz, Flucht und endloses Meer.

Aber den Wassern der Erde tanzen die Sterne, aber — oh, Weh! — ihr Glanz verblaßt in den Schein von irdischen Tellern für Kost und die große Flut schrumpft in das Aufwaschbecken von einem gemeinen Hotel.

Dann ertränkt eine seltsame Helligkeit das Bild: in ihr steht eine Statuette aus blassem Marmor mit Augen von Beryll, — Sprache des Blutes belebt, eine Schärpe winkt, — da tritt ein Schatten ins Licht und auf einem Spußgetüm faust er durch Kobolde und Teufel in bleibende Finsternis.

Er erwacht.

Um ihn ist wehende Prärie.

Die hohen Gräser gehen hin und her im Wind, schimmernde Rinderherden weiden auf der Welt. Adler kreisen, kleine Punkte, im Äther. Die hageren Burschen hocken wie Pilze auf ihren Pferden am Rande

der Herden hin. Sie kümmern sich nicht um ihn, und die in der Nähe sehen an seinen Augen vorbei, wenn sein Blick ihre Gesichter berührt.

Ungenutzt, an einen Sattel der Steppe hingestürzt, liegt Deutschlands Jugend im Gras und sinnt. Sie sinnt noch, als der Tag fällt, und blinzelt über die atmende Erde in die tanzende Sonne hin.

5

In Ithaca ist die Cornell-Universität. Jobst heißt mein Bruder, der dort studiert, und Conni sein Freund, der vagabundiert. Beide aber haben gemeinsam blonde Köpfe und eine achtzehnjährige Jugend, die zum kräftigsten Optimismus verführt.

Als sie in die aufbaumenden Jahre kamen, in denen die Schulbank beleidigt und der Tadel verstaubter Lehren und Lehrer Zorn und Trotz gebiert, verließ erst Jobst das Weser-Alumnat und vertauschte es mit der Universität von Amerika. Hatte Jobst den Abgang gesetzmäßig durch ein Ultimatum an seine Mutter erzwungen, so löste sich Conni auf weniger friedliche Weise von dem Schulzwange los. Ein halbes Jahr später trat er, die Hände in der Tasche, eine Pfeife im Mund, mit roten Backen und blauen lächelnden Augen bei Jobst im Studierzimmer ein. Eine Mütze hatte er gerade noch auf dem Kopf, doch auch dieses Gepäck fand er noch reichlich überflüssig und viel.

Mit Conni hatte sich die Natur einen Spaß erlaubt.

In ihrem Bestreben, die Schöpfung vielfältig zu gestalten und täglich neu zu variieren, hatte sie aus einem stilvoll degenerierten hohen Herrn und einer Frau aus ganz altem Adelsgeschlecht einen rotwangigen Bengel voll stößender Kraft gezeugt. Wie ein lachender Apfel vereinzelt in vergilbtem blätterarmen Baum, so saß Conni lächelnd in den dürren Zweigen seines Geschlechts.

In Boston hatte er fröhlich in einer Maschinenfabrik gearbeitet und verdient; als der Sommer kam, zog es ihn unter den Himmel hinaus, er fuhr zu Jobst, und so fand ich sie.

Sie lebten gemeinsam von Obst, Hafergrützen, Maisflocken, Butter, Milch und den verschiedensten billigen Früchten. In einem Gartenhause aus graugestrichenem Holz, mit Veranda und Schaukelstuhl und Bäumen, wie man sie in allen mittleren und kleinen Städten der östlichen „U.-St.“ trifft, wohnten sie im zweiten Stock. Sie hatten eine Küche, einen Waschraum, ein kleines Zimmer zum Arbeiten und ein Bett. Wer zu Gast kam, wurde in diesen Luxusgegenstand gepackt, Jobst oder Conni schliefen in eine Decke eingewickelt auf dem Fußboden von leichtgeöltem Holz. Diensthoten hatten sie nicht; reingemacht und gekocht und gewaschen wurde selbst.

Aus dem Fenster sieht man auf das Wassergebiet des Hudson ringsum und über Hügel und Täler hinweg, weit, weit ins sonnige Land.

Die Universität liegt für sich, auf dem höchsten Hügel der Stadt, zwischen Wasserfällen und großen Baumgruppen und Wiesen parkartig versteckt. Jede Fakultät hat ihr Haus. Der Stil ist männlich und schön, dem alten Orfordr entlehnt, die Farbe des Steins verschieden; weiß, gelb, rötlich und braun. Granit oder Sandstein. Die Studentenschaften heißen Fraternities und werden mit griechischen Buchstaben benannt. Sie haben alle große, schöne Häuser, von den alten Herren gestiftet und ausgestattet; dort wohnen, essen und schlafen die Jünglinge der Alma mater. Wem dies zu teuer ist, macht es wie Conni oder Jobst.

Auf den Feldern der Universität verließ ich Jobst, um Conni am See aufzusuchen. Vorher fragte ich noch nach dem Mittagessen.

„Mittagessen? Das gibt es bei uns nicht. Mittags sind wir draußen und haben ein Stück Brot und einen Apfel mit. Abends essen wir zu Haus. Wenn du Brot willst, so geh dort vor, du findest genug im Zimmer auf dem Tisch.“

„Danke!“

„Auf Wiedersehen am See.“

Ich gehe die grünen Hügel hinunter zum See. Einmal kreuze ich die Ausläufer der kleinen Stadt, einen Wagen, ein paar Studenten in Tenniszeug ohne Jackett und Hut, die Schläger unterm Arm. Dann wird es einsam und still. Ich bin auf einem schmalen grünen Weg, zu allen Seiten große Felder von Schilf. Der See zieht sich langgestreckt nach Nordwesten hin, seine letzte Küste verliert sich in blauem Äther. Für Minuten verbirgt ihn das Schilf, dann spüre ich Melancholie. Der Himmel ist mit weichen graublauen Wolken bedeckt. Vorübergehend blickt strahlend die Sonne durch und ich ahne, daß sie gegen Mittag siegen wird. An einem Wasserarme, über den ein Brett führt, liegt ein alter morscher Kahn. Vor ihm steht, ohne sich zu rühren, ein Mann mit blauem Hemd und rotem Tuch. Auf dem Kopf hat er einen schwarzen Hut, weiße Kopf- und Barthaare umrahmen ein verwittertes, rotbraun gebranntes Gesicht. Ich wünsche einen guten Tag. Langsam und monoton gibt er den Gruß zurück. Er kommt aus unermesslicher Ferne, von den Ufern eines Lebens, das breit und unergründlich war wie das Meer. Kleine schwarze Vögel durchschwirren die Luft. Im Heben der Flügel blinken karmesinrote Flecke. Sie tauchen aus dem Schilf empor und versinken wieder in ihm. Leidenschaft und Tod, untergehend in grüner, leise rauschender Hoffnung. In mir reißt etwas wild. Hinter mir blühen noch nicht verlorene Gesichter auf, und die Brücke der Empfindung, die mich zu ihnen zurückführen will, spüre ich zittern. Ein weißes

Gesicht, mit Lippen angstvoll zum Fragen gewölbt, taucht aus hundert anderen hervor, dicht neben ihm ein kaltes, ebern forderndes. Der Himmel wird dunkler, die Welt ganz still, die schwarzroten Vögel schwirren. (Oh Schilf, oh Schilf, oh grünes Schilf des Lebens! Ich werde stiller.) Ein weißes Pferd mit einem Wagen steht plötzlich in der Einsamkeit und kommt auf mich zu. Eine Frau sitzt auf dem Brett, als Boot gelegt, und leitet es. Auf dem grünen, feuchten Boden hört man kein Geratter und keinen Pferdeschritt. Lautlos geht es an mir und ich an ihm vorüber. Nach einer Weile bin ich auf einer Art Insel angelangt, nur dürftig durch Sumpf mit dem festeren Boden verbunden. Eine Hütte aus Wellblech steht da und wenige Weiden. Netze sind an ihnen ausgehängt und Hühner laufen umher. Ein Mann in Lumpen angelt, ein anderer schnitzt Hölzer zu Hafenpfählen zurecht. Ich setze mich zu ihnen eine Weile hin und frage nach ihrem Leben, unterdessen wird das Wasser blau, die Sonne kommt durch.

Dann rudert einer der Männer mich nach einer nahen Landzunge hin. Er ist alt und mag nicht erzählen. Nur soviel weiß ich zu erhören, daß sie im Sommer hier am Wasser hausen und von den Fischen leben.

Die Landzunge hat schönes Wiesenland und einen Garten voller Bäume. In ihren Schatten liegt ein niederes Haus. Um nach den Hütten zu fragen, wo die Segelboote liegen, rufe ich. Es antwortet niemand. Ich gehe ins Haus, alle Türen stehen offen. Das Wohnzimmer, die Küche, die Diele. Alles ist sauber und ordentlich. Nur Tisch und Kommode und Stühle. Durch die Fenster blüht Sonne und See.

„Halloh,“ ruf ich und tu einen Schritt ins Zimmer und sehe durch eine zweite geöffnete Tür in einen Schlaftaum hinein. Das Bett steht weiß und froh und sicher im offenen Haus im Sonnenschein und in ihm schläft ruhig und frei eine junge Frau. Ihre mattblonden Haare sind über das Kissen rückwärts vom Haupt auf gelegt, ihr Gesicht ist leicht rosa angehaucht; und am Auf- und Niedergehen ihres Hemdes und der leichten Decke sehe ich sie friedlich atmen.

Da gehe ich sachte zurück und mit einem fernen Glücksbewußtsein aus dem Haus.

Eine Stunde später habe ich dann die Hütten und Boote am See und unter ihnen Conni gefunden.

Er steht in blauem Anzug, die Mütze in der Rocktasche, die Pfeife im Munde, an einem alten Segelkutter und malt.

„Um drei Uhr können wir in See —,“ sagt er und pinxelt mit dunkelgrünem Ole weiter.

„Hast du schon gegessen?“

„Vor einer Stunde.“

„Was?“

„Brot. Willst du, ich habe noch!“

Er holt aus der freien Rocktasche unter Schnuren, Schrauben, Feilen, Messern einen starken Brocken und gibt ihn mir.

„Wo ist eure Hütte?“

„Das da. Der Wind hat sie uns umgeschmissen. Mit ihren Planen habe ich zum Teil das Boot hier ausgekittet.“

„Glaubst du, daß es hält?“

„Wir wollen es heute nachmittag versuchen.“

„Wie habt ihr es erstanden?“

„Mit Geld.“

„Glaub ich. Alt?“

„Ja. Du hättest den Kasten nicht wiedererkannt. Wenn ichs verkaufe, nehme ich dreißig Dollar mehr.“

Wie Jobst kommt, wird es mit vereinten Kräften auf Bootsbalken gehoben und in das Wasser gerollt. Wir steigen alle drei hinein, jeder kriegt seinen Platz und hinaus geht es mit lichtem Wind.

Wir segeln auf das Südostende, wo der Hafen liegt, hin; Conni braucht noch Berg und Kitt und der Bootsbauer wird es ihm geben, denn er kennt ihn.

Die Sonne steht frei am Junihimmel. Weiße Wolken atmen selig im Blau. Ein Geruch von Öl, Teer und uraltem Holz sitzt in der Nase; Conni prüft den Kiel, etwas Wasser sickert in das geduldige Boot; wir sonnen uns.

Um vier Uhr sind wir im Hafen, der einem Kanale gleicht. Das grüne Gras der Ufer und die Weidenbüsche wissen vor Wärme und Saft nicht wohin und drängen über die Ränder ins Wasser; das nimmt sie lau bei den Spitzen, steigt an ihnen kosend hoch und sinkt wieder spielend zurück. Kleine, niedere Häuser aus braunem Holz mit weißen Fenstern und gleich freundliche aus roten führen ein Stilleben hinter zierlichen Gärtenzäunen. Am Bootsbauplatz legen wir an. Conni besorgt sich das Gewünschte. Vom Wasser im Kiele ist naß, was er am Leibe trägt. Jacke und Hemd zieht er aus, streift unten im Boote die Hose ab und kriecht mit seiner schneeweißen kräftigen Jugend in die untersten Winkel des muffigen Kutters. Die Sonne ist glühend heiß, kein Windhauch ist im Kanal, nur ein warmer Geruch von in der Hitze sterbendem Holz. Wie Conni wieder hervorkriecht, ist er rot wie ein Hummer und schwitzt.

„Das Loch ist gestopft.“

„Hält es?“

„Versuchen.“

Es ist bald sechs. Wir haben keinen Wind und nur ein Brauß von

Ruder. Aber um sechs Uhr fährt ein Dampfer nach dem westlichen Ufer, wir müssen nach dem östlichen hin; er soll uns ins Schlepptau nehmen und auf der Höhe des Sees entlassen.

Und er tut's. Zwei Dollar kostet der Spaß. Der Dampfer pfeift, die Passagiere füllen, ein Schauspiel erwartend, das Hinterschiff. Der Bug unseres Kutters bäumt wie ein halsstarriger Gaul hoch, der Kiel liegt bis an den Vordrand tief, zu beiden Seiten ist schäumende, spritzende See, hinter uns eine tiefe Gasse im Wasser. Das Segel schlägt losgelassen ein wenig hin und her, am Mast hängt Connis Jacke und Hemd zum Trocknen; die nackten Arme hat er über der Siegfriedbrust geschlossen, die weißen Schultern stehen ganz gerade in Sonne und Wind, er pafft seine Pfeife und sieht lächelnd gelassen auf das gedrängte Publikum des umziehenden Schiffs.

„Jungens, wo wollt ihr hin?“

„In den Ontario!“

„Guter Gott! Mit dem Boot?!“

Es wird geschrien. Jobst und ich lachen.

Dann sprudelt es hoch in unserm Kahn. Eine richtige kleine Fontäne. Der Druck des Wassers, durch das Schleppen zehnfach verstärkt, hatte Connis Berg und Kittsfropfen gesprengt, und lustig sprudelte es nun. Im Nu waren unsere Füße im Wasser. Conni lächelt und flucht und unter dem Gaudium des gaffenden Publikums schöpfen wir alle drei. Mit einer Kelle und den gewölbten Händen. Wir sind jetzt hoch auf dem See.

„Loslassen!“ brüllen wir, — und der Bug unseres Schiffes senkt sich. Der Dampfer fährt schnell dahin und entschwindet, unser Boot steht still auf dem großen Wasser. Der kleine Sprudel ist besänftigt, nordürstig gestopft, das Segel wird angezogen und langsam, ganz langsam und feierlich gehen wir mit dem Abendwind auf der geglätteten Flut.

Die Sonne ist im Versinken, ich stehe aufrecht am Mast, das Gesicht in den Himmel getaucht, wir sagen nichts.

Das große Wasser wird gelb mit mattem leuchtenden Schimmer, dann rosenfarben, dann lila. Die Küsten, die wie purpurnsäumte Vorhänge und Teppiche noch eben glänzten, sind plötzlich in bläulichen Schatten versunken. Und dann steht der Wind. Nicht ein Hauch ist mehr zwischen Abend und Nacht.

Wir sind dem Ufer nahe, aber liegen still. Mit den Händen, der kleinen Schaufel, dem Ruderrest und dem Steuer bewegen wir noch eine Stunde das Schiff, dann sind wir am untiefen Strand. Eine leichte Strömung ist gegen uns und ein feiner Zug, der von den Bäumen ausgeht; Conni springt ins Wasser und zieht den Kutter ans Land. Jobst

und ich steigen im Knietiefen aus und mit vereinter Kraft wird unsere alte knarrende Nacht hinaufgerollt.

Um zehn Uhr sind wir im Trabe zu Haus. Jobst krieget Haferflocken und Milch hervor und fängt an zu kochen. Conni führt mich nach einem befreundeten Baden in der Nähe und ich kaufe in der Nacht noch ein. Hummer, Sardinen, Kaviar und Krebse, Zunge in Büchsen und Gans und Schinken, Gurken im Glas, und Orangen und Datteln und Feigen, Mandeln und Nüsse und eine Flasche kräftigen Likör.

Um zwölf Uhr ungefähr setzten wir uns, ausgehungert bis in die Kniegelenke, zum nächtlichen Diner.

Der Tisch war aus Holz und hatte keine Decke, Gabeln und Messer und Löffeln wurden im Essen getauscht, das Fenster stand weit auf, von unsern Hosens triefte noch die Nässe, aber ein Duft von ewigen Wiesen und jungem Sommer lullte uns köstlich ein.

6

Der Rechtsanwalt und Kapitalist S. aus Hartford, der Hauptstadt von Connecticut, hat rote Haare, kleine wasserblaue Augen und ein strahlendes Herz. Er ist ein Studienfreund von Wilson, sein Idealismus ist grenzenlos, seine Geschichtskenntnis und übriges Wissen gering.

Zwanzig Jahre hat er auf seine schöne sinnliche Sidony gewartet, bis ihr Mann starb, nun nennt er sie fröhlich und verjüngt seine eigene Frau.

Er hat eine vierzehnjährige Tochter von ihrem ersten Mann in seinem Haus; sie hat wunderschöne Beine, eine hochentwickelte Brust, schmale Hüften und ein in Erotik schlummerndes vollwangiges Mädchen Gesicht. Sie gehorcht nicht gern, liest die Romane in den Revues und ist sich des Reizes ihrer heimlichen und weniger heimlichen Formen zu baldigem Zwecke bewußt.

In einem entzückenden Himmelbett schläft sein eigenes Kind. Es ist ein halbes Jahr alt, ein Junge und bei roten Haaren und Teint ungewöhnlich häßlich. Die blauen Augen von Mr. S. werden wässrig, wenn er es sieht. Dann greift er nach der weißen vollen Hand seiner Frau und sagt übergücklich:

„My wife!“

Die Baseball-Mannschaft der Westlyn-Universität in Middletown hat ein Turnier mit der Baseball-Mannschaft der Trinidad-Universität von Hartford.

Auf den Bänken der Zuschauer, amphitheatralisch um den grünen Platz in Middletown aufgebaut, herrscht bei jedem guten Schlag, Fang oder Abwurf helle Begeisterung. Das Spiel verlangt sicheres Auge, sichere Hand, Kraft, schnellen Lauf und Disziplin. Neben mir sitzt Mr. S.

Er merkt, ich verstehe nichts, und im Nu klärt er mich enthusiastisch auf.

Er kennt meine Schwester, ist Studienfreund von meinem Schwager und liebt alles Deutsche, wie — wie sein Weib.

Ich muß ihn besuchen und ich besuche ihn. Hartford ist eine liebliche Stadt, vom Connecticut umschlungen. Das Gouverneursgebäude liegt in der Mitte auf einem Hügel. Es ist in prächtigen weißen Steinen gebaut, breit und hoch und gekuppelt wie ein Palast. Die Architektur noch nicht untadelig und schön, aber doch schon mutig und frei auf dem Wege zu einem neuen Ziel. Wenig Zieraten, ruhige Säulen und Bögen, in ihrem Ausdruck unterstützt durch die Schönheit des weißen Steins.

Breite gerade und langsam geschwungene Straßen führen hinauf und zurück.

Ungehemmte Parkanlagen mit großen Teichen verlieren sich in der Landschaft, und Villenviertel ziehen sich in sie hinein. Das fruchtbare, warmfeuchte Land ist von Wiesen bedeckt, in denen inselgleich Baumgruppen liegen oder vereinzelt in Linien und Hecken wandern. Hügel begrenzen, steigern und senken die Linie am Horizont.

Mr. S. wohnt sonnig und schön. Seine Stieftochter sitzt auf einem Stuhl und hört mir zu. Ich erzähle von der „Waterland“, die sie alle bewundern. Mehr aber bewundern sie noch den Kaiser der Deutschen.

„Er ist der bedeutendste Mann, der lebt,“ versichert Mr. S. und sein Bruder, sein Schwager, sein Weib und sein Neffe fallen bejaßend ein.

Nun, Mr. S. ist ein Kind, seine Tochter aber ist es weniger. Sie hat ihre Beine übereinander geschlagen und den Rock spielend bis über das Knie zurückgelegt. Die weißhäubige Mama winkt mit den Augen, Berty bleibt stumm und unbewegt. Da tut es die Mama selber.

Im August kam Mr. S. nach New York zu mir. Als ich im Hotel nicht anwesend war, kam er ein zweites Mal. Es stellte sich heraus, daß er den Eigentümer des Hotels kannte, und daß die beiden ehrenhaften Männer überein kamen, mich vor dem Kriege, dieser menschlichen Katastrophe, zu behüten. Mr. Steel sollte Mr. S. aus Hartford sofort benachrichtigen, falls ich Miene machte, abzureisen. — Zur Erklärung ihrer Fürsorglichkeit sei erwähnt, daß ich unerlaubt jung für einen selbständigen jungen Mann aus sah.

Mr. S. aus Hartford, den ich vor zwei Monaten noch nicht gekannt hatte, führte mich zum ersten in dem Klubhause seiner Fraternity, der Fraternity Wilsons, ein, und stellte fest, daß ich dort immer frei frühstücken und jede beliebige Mahlzeit einnehmen konnte.

Zum zweiten eröffnete er mir bei seinem New Yorker Bankier einen Kredit, — für die Dauer des Krieges mit der einzigen Bedingung, nicht nach Europa in den Krieg zu fahren.

Zum dritten schlug er mir vor, die Stelle des französischen Geschichts- und Literaturprofessors an der Trinidad-Universität in Hartford zu übernehmen, — der Herr sei nach Frankreich zurück — er selber habe Einfluß an der Universität und würde sich um die Befestigung des Postens durch mich kümmern.

Von allen drei Anerbietungen machte ich keinen Gebrauch, aus Gründen, die jeder Deutsche begreift.

Zu dem New Yorker Finanzmann des Mr. S. ging ich aber doch und fragte ihn.

„Meine Name ist B.“

„Ich freue mich, Sie zu sehen.“

„Mr. S. aus Hartford hat mich bei Ihnen akkreditiert?“

„Er tat es.“

„Können Sie mir sagen, wie hoch?“

„Er hat keine Summe genannt.“

„Ich bin also berechtigt, beliebige Beträge bei Ihnen zu erheben?“

„Gewiß.“

„Aber ich bitte Sie, ich könnte doch Herrn S. stark schädigen!“

„Seien Sie ohne Sorge, so leicht können Sie das nicht.“

„Wer bürgt Ihnen dafür, daß ich nicht größere Summen abnehme, als Ihrem Auftraggeber lieb ist?“

„Mr. S. wird wissen, was er getan hat, als er bei mir für Sie sein Kredo gab.“

„Haben Sie Dank und leben Sie wohl, ich wünschte nur, mich hierüber zu unterrichten.“

Als ich zehn Tage später Schiffsgelegenheit nach Rotterdam fand und meine Sachen unter dem gütigen Proteste meines Hotelwirtes packte und ordnete, kam am Nachmittag desselben Tages plötzlich Mr. S. aus Hartford an.

Er lud mich zu einer Autofahrt am Hudson ein. Wir fuhren erst langsam, dann schnell, dann wieder langsam und sagten nichts. Die Straße stieg und senkte sich. An unserer linken Seite wallten die Parkhänge des Hudson vorbei, an unserer Rechten standen weiß und hoch die Häuser von Riverside Drive. Blaugelb blinkte der Fluß als Band in der Tiefe; die großen weißen Dampfer nach Albany, dem Regierungssitz vom Staate New York, zogen wie Schwäne hinauf und hinab. Ein festlicher nie endender Zug von Wagen und Automobilen glitt auf dem breiten Asphalt fast lautlos an uns vorbei. Die Sonne stand fest und golden am Himmel, die bestaubten Kronen der Pappeln, Trauerweiden, Korbuchen und Linden im blauen Nachmittage still.

Da fing Mr. S. mit den roten Haaren und blauen Augen zu sprechen

an. Leidenschaftlich und erregt und ohne anzuhalten. Von dem Verbrechen des Krieges an sich, von seiner Liebe zu Deutschland und seinem Friedenskaiser, von seiner Enttäuschung jetzt und der Tatsache, daß dieses wundervolle Deutschland im Augenblick des Unrechts an Belgien die ganze Welt betrog. Macht ging nicht vor Recht, vielmehr über der Macht stünde strahlend und gebieterisch das Recht. Nun rollte Europa zum Abgrunde hin und an seiner Spitze das deutsche Land.

Jede Erwiderung, jede Rechtfertigung und Zurechtweisung entfesselte nur größere Leidenschaft bei ihm, bis wir beide zu gleicher Zeit sprachen, brüllten, schrien, — da legte ich ihm die Hand auf den Arm und stieg aus. Er grüßte erstaunt, enttäuscht und bewegt.

Das war der Rechtsanwalt und Kapitalist aus Hartford in den U. St.

7

Auf dem Dache meines Hotels sitze ich und arbeite an einer Novelle, die sich „Die Liebe Gottes“ nennt.

Der Himmel ist ein einziges Grau, die Baumwipfel vom Zentralpark stehen still und klagen.

Wenn ich den Blick erhebe, sehe ich die Straße Zentralpark West hinunter auf ein Meer von grauem Stein. Wenn ich die Ohren vom inneren Lauschen entferne, höre ich das Geräusch der Straßen. Brandung des Lebens, ewig unergriffen, vielfältig, monoton.

Im Osten spür ich das Meer und hinter ihm noch weiter eine Welt von Gesichtern und ein Herz voll Empörung und Hoffnungen versinken.

Auf einem Stein im Meer sitzt ein Mensch, die Arme um die Knie geschlungen, das Vergangene steht vor ihm auf und stürzt mit dem Zukünftigen zusammen in ein Gefühl: ewige Einsamkeit.

Das Zusammensein der Menschen ist Illusion; liebliche Täuschung; die äußere Gebärde verführt. Aber an diese Gebärde klammern wir uns wie Ertrinkende. Alle Wollust, alle Sünden der Leiber haben hier ihren Ursprung, und eine jede von ihnen ist kindlich im Kampf gegen das Einsamkeitsgefühl.

Der Himmel wird bleich wie Blei; eine Hand ohne Arm drückt ihr Gewicht auf mich; mein Kopf sinkt auf die Platte vom Tisch.

Frau Madeleine ist eine geschiedene Frau, mit ihrer Gesellschaftsdame sitzt sie gegenüber mir an einem kleinen Tisch.

Ihr Haar ist von dunklem Gold und füllt ihr ovales Gesicht. Ihre Lippen sind rot, ihre Augen aber blaßblau und kalt. Mit diesen blauen Steinen von gefährlicher Kühle sieht sie prüfend im Eßsaal herum, ein schönes Raubtier mit der Gesellschaft angepaßten Formen, und sucht.

Ihre Sprache klingt wie Stein gegen Blech, ihr Lachen ist kurz und spröde, ihre Bewegungen sind schwer, langsam und sicher. Der Duft von ihrem Haare weht herüber, ich sehe zu ihr hin; kein Zug ihres Gesichtes verrät ein Interesse für mich, und doch spür ich es durch ihre Kleider ziehen.

An den verschiedenen Tischen stehen die Herren und Damen auf; weißhaarige, dunkle, blonde und grüßen sich. Ein dunkelhaariges Mädchen aus Texas ist unter ihnen in einem kurzen Kleid aus gelber Seide, das sie wie ein Blütenkelch umschließt. Ihre Haut ist ganz matt und durchsichtig, ihre Augen wie zwei große glänzende dunkle Beeren in milchfarbenem Blättergebüsch. Ihre Bewegungen kommen aus einem Märchenreich; wenn sie geht, ist ein Längeln in ihrem Leib. Gehorchen kennt sie nicht, nur fragen, sehen und weitergehen.

Ich sehe sie oft lange an, sie ist der Sonne näher wie ich, sie spürt in ihrem achtjährigen Kinderherz die Sehnsucht im kulturbedingten Mann, ihre dunklen Augen kugeln in den meinen, ich glaube, sie liebt mich. — Drei Wochen lang nehmen wir an einander Teil und unterhalten uns über die Tische der anderen hinweg, stumm, ich frage sie, sie fragt mich, dann ist sie mit ihrem Papa und ihrer Mama wieder verschwunden, wie sie aufgetaucht.

Gesprochen haben wir uns nicht.

Die „Baroneß“ D. an meinem Tisch lacht silbrig, trillernd und hell. Sie hält den Kopf an den ihrer Tochter und sagt: wir sind Schwestern, „indeed“, und lacht wieder silbrig, trillernd und hell. Ich soll ihre Alter schätzen, rate 32 und 17 und erhalte zur Belohnung ihre Hand zum Kuß. Beide Damen sind äußerst schlank und groß, beide bei feinen Gliedern und Gelenken bis auf die notwendigsten weiblichen Attribute glattgeschminkt. Ihre Augen sind braun, bei der Mutter ein wenig opernsängerinnenhaft, bei der Tochter schimmernd wie das Sammet einer Viole. Ein bekanntes Pariser Parfüm verbreiten beide, das einmal aus den graziösen Spitzenmanschetten der eng anliegenden Ärmel, einmal aus dem ungemein gefälligen und geschmackvollen Spitzenausschnitt des Halses steigt. Ihr dunkles Haar ist hochgesteckt, die Gesichter schmal, der Teint zart und rosig; der Schnitt von Bluse und Kleid an Hals, Händen und Füßen entfaltend, im übrigen eng anliegend mit Geschick. Wenn sie sich bewegen, kommt ein Bild: große Blüten gehen im Winde hin und her.

Ihr erster Mann, ein Monsieur de M., war ein verwöhnter französischer Kavaliere, sieben Jahre lebte sie mit ihm in Paris; von ihm hat sie das Parfüm und die gazellenbeinige Tochter. Ihr zweiter Mann war ein Herr von D. aus Pommern, Preuße und Offizier; von ihm hat sie den Titel „Baroneß“ und das Gefühl ihrer Unüberwindlichkeit, jedoch

ohne Parfüm. Die beiden Männer leben noch, geschieden von ihr, wie der wartende dritte; der ist erst verlobt, doch in drei Wochen soll Hochzeit sein in San Francisco, wo sie ein Haus voll Reichtum mit dem Glücklichen erwirbt.

Sie singt. Arien aus den großen und kleinen Opern in französisch und italienisch. Ihre Stimme klingt materiell, dabei unsinnlich und uninteressant. Sie schlägt vor, Stunden bei ihr zu nehmen, 25 Dollar für eine. Ich meine, 50 Dollar sei doch wohl das mindeste, was einer Sängerin ihrer Klasse gebühre, und schlage lächelnd ab. Trotzdem komme ich nachmittags einmal zu ihr. Sie sitzt am Klavier und trillert; im Zimmer ist schlechte eingeferkerte Luft, trockene Blumen liegen noch auf dem Tisch vom letzten Bewohner her und duften böse und alt; die Sonne flimmert durch einen Strahl tanzender Stäubchen im Raum. Ich trete hinter sie, sie reicht mir über die Schulter eine ihrer dünnen, unsinnlichen Hände, ich beuge mich leicht über sie, lehne mich aber gleich, von einem Gefühl der Torheit verleßt, zurück. — In diesem Augenblick möchte ich ihren Bräutigam im Westen warnen. — Sie hat eine schwarzseidene Bluse an, gelbe große Spitzen breiten sich fächerartig über der Brust aus und greifen am zarten Halse vorbei bis in den dunklen Haarknoten hinauf. Die Hände blicken aus ebensolchen Kunstwerken heraus und berühren mit ihnen zugleich die Tasten. Das Klavier ist bejährt und riecht; wenn es berührt wird, jammert es auf. Sie singt ohne Tiefe ein Partie aus Massenet „Manon“, dann in italienisch aus der „Traviata“, bricht ab, blättert um, beginnt eine dritte, bricht wieder ab und blättert um, lächelt mit kleinen roten Lippen und weißen blühenden Zähnen zu mir hin, und trillert von neuem auf. Langsam wird mir schlecht und dumpf, ihre sammetäugige Tochter tritt ein und ich verabschiede mich.

Unten am Hudson ist's kühl. In zehn Minuten bin ich vom Hotel am Fluß, getragen vom Unwirklichen ins Wirkliche und zurück in unermesslichem Gefühl. Überall wallen, die Wege hinauf, hinab, durch Wiesen, durch Bäume, die Kühle des Abends suchend, Scharen von Menschen, sitzen auf rasigen Hängen, plaudern leise oder schweigen in den sinkenden Tag. Vor ihnen, vor mir, über den Strom hinweg und das jenseitige Ufer glüht der Himmel wie eine loßende Esse: Die Sonne überschüttet durch aufbäumende Wolken hindurch noch im Versinken die halbe Welt mit niegesehenem Licht, Farbe und Glanz. Der Hudson leuchtet in flüssigem Feuer; die Wiesen und Bäume werden tiefdunkelgrün mit einem Saume von bronzigem Gold; die weißen, starrenden Häuserwände von Riverside Drive flammen in den Himmel purpurn zurück, und alle Menschen werden stumm und halten den Atem an. — Das Flimmern, Flackern und Draufende des Lichts verschwindet, ein güldenes Band

erfüllt den Brand im Westen, füllt alle Dinge mit stillerer Liebe und gießt das Wunderbare aus über die steinerne Stadt New York.

Das Sammet der Flußsommernacht schlägt hinter mir zusammen, die 96. Straße hocht zu beiden Seiten meines Weges und funkelt mich vom Berge herunter aus tausend Augen an. Musik, Tanz, Lachen dringt aus allen Fenstern, von allen Dächern herunter; Mädchen und Frauen in Weiß sehen mir strahlend und fröhlich in die Augen; eine Menge, — geschart um eine Straßenrednerin gegen den Alkohol, — versperrt mir den Weg, ich steige höher und bin am Zentralpark zurück. Dunkel breitet er sich jetzt aus. Wie aus den Flußmündungen eines buschbewachsenen Deltas das gurgelnde Wasser, flutet aus ihm das geheimnisvolle Leben hinaus. Droschken, Wagen, Automobile fließen, mit Gesichtern gefüllt, unaufhörbar, unhörbar hervor und ergießen sich, untertauchend, in hundert wartende Straßenschächte. — Im Parke drinnen ist das vielfache Leben verteilt, flüsternd und still. Immerwährend geschieht, trennt und bindet sich etwas hier. Wispern von überall und leises Sprechen und Gehen, Sitzen, Liegen und Beieinanderstehen. Und immer Weib und Mann. — Über dem großen Wasserbecken hängt am Baumwipfelrand der Mond. Ein Mensch greift die Eisenstäbe des Gitters und steht still.

Müde und einsam trete ich in das Hotel um zehn Uhr zurück. Die Tür zum Unterhaltungsraum steht auf: im großen Sessel liegt, vom Lampenschirm bis auf das Gesicht beschattet, Frau Madeleine.

„Darf ich?“

„Gewiß doch.“

„Sie sind allein?“

„Meine Begleiterin habe ich zu Bett geschickt.“

„Wo sind die anderen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Soll ich mich vorstellen?“

„Ich weiß schon, wer Sie sind.“

„Und ich, wer Sie.“

„Warum haben Sie mich nicht früher begrüßt?“

„Mir paßten die Stunden nicht.“

„Sie sind bequem?“

„Nicht sehr. Ich wartete auf ein Zeichen durch Sie.“

Sie lacht spröde und kurz. Ich trete hinter sie. Im gegenüberhängenden Spiegel seh ich ihr Bild. Wie eine Landschaft liegt sie ausgebreitet in einem seltenen Licht. Ihre hohe Gestalt ist in einem weißen weitfaltigen Kostüm und füllt den lebernen Stuhl. Ihr Gesicht blüht vom warmen, ruhigen Blut — ihre Lippen sind so rot und still —, ich beuge mich tiefer und küsse sie.

„Good Lord!“ sagt sie und ruhig dann:

„Nicht hier! im Spiegel kann man mich vom Vestibül aus sehen.“

„Dann schließe ich die Tür.“

„Nein, kommen Sie aufs Dach.“

„Wenn dort die anderen sind?“

„Wir bleiben, bis sie gehen.“

Und Harro führt uns schweigend im Lift herauf. Auf dem Dach ist ein leichter Luftzug. In ihm sitzen die Damen und Herren vom Hotel und sagen zueinander in stillschweigend verabredeten Pausen:

„Ist es hier nicht herrlich kühl?“

Um halb elf Uhr aber geht der ausdauerndste, Mr. Frank, ein Bankier aus dem Westen, vom Dach. Er grüßt knurrend und kurz, und es wird still. Die Wipfel vom Park rauschen kaum hörbar aus der Tiefe wie ein schlafendes Meer. Frau Madeleine, geschieden von einem Unbekannten, und ich, ein Unbekannter, sitzen beisammen, vertraut und fremd, und sprechen nicht mehr viel, — aber, was an uns greifbar ist, neigt sich immer tiefer ineinander, und stumm hängt der Himmel, eine lächelnd funkelnde Glocke, um uns, den taumelnden Menschen.

Frau Madeleine hat sich eine Hängematte mit Matratze und Dach, schwebend in einem feststehenden Eisengestell, besorgt. Das steht jetzt auf der Mitte des Dachs. An dem Kopfende des weiß- und grüngestreiften Gestells wartet ein niederer Korbstuhl; der ist für mich.

Ihre Gesellschaftsdame, ein wenig zu blond und dick, hat längst verstanden; ich sehe sie nur noch bei Tisch.

In diesem schwebenden Divan nun, weiß-grün überdacht, unter der Kristallkuppel des blauen Himmels, liegt sie alle Nachmittage und erwartet mich. Ich danke es ihr, denn ich ruhe mich bei ihr, wie bei einer auf die Augen des Menschen wartenden Landschaft aus. Sie ist ganz vegetativ, aber sie fühlt, daß ich ihr dämmerndes Leben verstehe. Ihre kühlen blauen Augen blinzeln in den sonnigen Himmelsstrich, ihr Gesicht blüht stumm und redet nicht; ganz kühl und gleichmütig sagt sie jeden Tag, wenn ich aus der Lifttür auf das Dach, noch die Hitze der unteren Stadt in mir, vor sie hintrete:

„Da sind Sie!“

Dann gibt sie mir eine ihrer großen weißen Hände, die wie ruhende Blätter ausgestreckt auf ihrem Schoße liegen.

Zuweilen aber wartet sie nachmittags im Zentralpark auf mich.

Der Platz ist verabredet. Er ist auf einem Rasenhang, den Buchen und Eichen umsäumen. Hinter den Bäumen ist Buschwerk, dort geht der Fußweg; der Reitweg liegt weiter zurück und noch mehr abseits die große Straße von Asphalt für Autos und Wagen, die den Park wie

eine vielverschlungene Pulsader durchläuft. Vor unserm Platz ist eine große Wiese, auf der braunschimmernde Pferde weiden. Wenn ich durch die Bäume trete, verweile ich immer erst vor dem leise singenden Lebensbild. Es ist ruhig, aber spricht laut, und seine Farben sind so einfach und stark.

Aus der taumelnden „Downtown“ komme ich, dem rasenden Broadway, auf dem unten, von grotesken Häuserriesen eingezäunt, ameisenartig das entfesselte Leben schäumt, während hoch oben durch den verlagerten Schacht blaßbläulich der Himmel blickt und träumt.

Tausende, ratternde Fahrt durch schwarzen unterirdischen Schacht schleudert mich zwanzig Kilometer lang unter wimmelndem Leben in zehn Minuten hindurch und spuckt mich schließlich aus irgendeinem, in den Tag aufsteigendem, Tor.

Nun bin ich im grünen Park. Überall ruhendes Leben und Eichhäschen und Kinder und Menschen; an dem grünen, schattigen Rasenhange aber liegt in milchblauem Kleid und rosarotem Hut, eine Landschaft in der Landschaft, Frau Madeleine. Ich setze mich zu ihr hin. Vor uns auf einer Wiese weiden im Sonnenschein glänzende Pferde.

Der Krieg ist ausgebrochen. Wie ein Tier im Käfig laufe ich durch die Straßen. Die große Stadt ist feindlich geballte Leidenschaft. Überall Gruppen, aufgeregt im Gespräch, Extrablätter, Lügner und Schreier und Haß. Das Gesicht der Welt ist verzerrt. Jede Dampferlinie schlägt den deutschen Passagier ab. Die norwegische, holländische, italienische. Die deutschen fahren nicht mehr. Trotzdem strömen die Landsleute aus allen Winkeln der Neuen Welt der großen Stadt zu, von den Konsuln gerufen, sitzen nun fest, ohne Stellung, zerlumpen und hungern: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein — —“

Frau Madeleine ist in ihrem Hause auf Long-Island und ruft. Die Holland-Linie will mir Bescheid geben, sobald sie mich nehmen kann, — da fahre ich zu ihr hin.

Im Grün verborgen, dicht hinter dem Strand, liegt das Haus. Um seine Giebel atmet das Meer. Wir gehen gleich fort, beide in Weiß, an den Strand. Rosa ist ihre Haut, rosa ihr Hut, aber blau die unendliche Flut. Wir blinzeln über sie weg und sind still. Drüben sitzen an grünen Tischen graue Schatten: verschimmelte Fledermäuse rollen die Welt in einen Abgrund hin: es blutet weißschimmernde Jugend. Mir tanzt das Herz durch die Gurgel. Frau Madeleine bleibt stumm: sie fühlt, was ich denke. Das Meer bleibt silbrig und blau.

Abends sitzen wir zu Tisch. Ein französischer Offizier, der auf sein Schiff wartet, ist zu Gast, rast wegen Belgien und sagt über die Tafel hin:

„Wir fegen Sie von der Karte!“

„Sie?“

„Wenn England mitgeht, so —!“

Er macht eine weite bezeichnende Gebärde.

Alles ist still.

Geht England mit?

Es ist zehn Uhr abends am Strand.

Der Atlantic liegt schwarz mit silbernen Schärpen und schäumt.

Der Wind kommt vom Meere her. Wir gehen auf und ab. Gesichter sind um uns her und laute, die das Brausen der Nacht verschlingt.

Da tönt dumpfes Rufen vom Land.

Es wird stärker, vervielfältigt sich, wächst.

Dann ist es nah, ganz nah:

„England declare's war on Germany —“

„England declare's war on Germany —“

„England declare's war on Germany —“

Es steht das Herz. Frau Madeleine greift still nach meinem Arm. Ihr Seidentuch weht um meinen Kopf im Wind. Aus allen Straßen und Gassen ergießen sich die Stimmen und weißen flatternden Blätter und schwirren über die Promenade hin: „England declare's war on Germany —“

Der Atlantic liegt schwarz und schäumt.

Im Haus ist es still. Gegenüber meinem Zimmer ist das ihre. Ich trete lautlos heraus, das Mondlicht liegt breit auf der Diele, in ihrem Zimmer ist Licht, sie liegt wachend im Bett.

„Da sind Sie?“

„Warteten Sie?“

„Gewiß.“

Ich lösche das Licht: Ihre Haare sind rostbraunes Gold und fließen über das Bett, ihr Leib liegt silbern darin.

Es rauscht und braust.

Durch die Fenster, weitauf, singt das Meer:

„England declare's war on Germany — y — y — — —“

„Madeleine, mich zerreißt das Gefühl!“

„Ich stamme aus England,“ — sagt sie.

(Wird fortgesetzt)

Expressionismus in der Dichtung

von Kasimir Edschmid

Rede gehalten am 13. Dezember 1917 vor dem Bund Deutscher Gelehrter und Künstler und der Deutschen Gesellschaft 1914

Vorbemerkung. Wir bringen den Aufsatz Edschmids aus keinem andern Grunde, als um dem Leser eine Probe zu geben, wie ein Dichter der jüngeren Generation sich seine Auffassung expressionistischer Ziele definiert und seine historischen und zeitgenössischen Urteile bildet. Wir brauchen nicht zu betonen, daß eine programmatistische Bindung in dieser Zeitschrift damit nicht nur nicht gegeben ist, sondern daß wir die ästhetische und literarhistorische Rangordnung der Werte, soweit sie sich auf die Produktion der letzten dreißig Jahre bezieht, durchaus ablehnen. Es hat sich bisher immer erwiesen, daß mit der Abschätzung einer literarischen Richtung die Werke, die man ihr zuzählt, keineswegs mit getroffen werden. Nie wird eine Persönlichkeit von der Richtung geschluckt, sie wird von ihr genährt und dann entbunden. Das ist eine ewige Erfahrung der Kunstgeschichte. Auf dies delikate Problem wird sich lohnen, in größerem Zusammenhange zurückzukommen.

Wenn man, selbst verstrickt in eine Bewegung, darüber auszusagen den Drang spürt, bedarf es vor allem Unerbittlichkeit und Hingabe. Voll tiefem Glauben an die Idee habe man Mißtrauen gegen die Zeitlichkeit. Unser Blick, allzusehr befangen im Irdischen, täuscht unsere Liebe zu leicht.

Inbrunst ohne die Strenge aber ist zügellos. Der Glaube nur, der sich aus Sehnsucht selber peinigt, wird endlich aktiv. Tieferer Sinn steigt erst aus der Mißhandlung. Schmähung der eigenen Hingabe macht sie erst süß. Hier muß viel gewagt werden, um das Undeutliche zu vermeiden, alles, um das Gerechte deutlich zu machen. Eifer allein ist die Leidenschaft des Beschränkten. Kühnheit, die sich quält, ist das Ziel des Edlen und Tapferen.

Schon der Außenstehende hat zwischen dem Absoluten und sich die Zeit. Der Innensiehende und Beteiligte hat zu der Zeit noch die Sehnsucht, daß der Ausdruck, dem er die unendliche Form gibt, der dauernde sei. Ihm verwirrt das Urteil noch dazu die Liebe. Es gibt darum nur eine Forderung: Grausamkeit.

So allein vermag manchmal das objektive Bild aufzustehen und blank zu scheinen. Doch auch dies ahnen wir nur. Die letzten Urteile werden erst in der Zeit gefällt, nicht in der Zeitlichkeit unseres Tags. Um gerecht

zu sein, bedürfen wir vieler Distanz. Die aber haben wir nur durch den Mut der Strenge. Ja wir müssen es wagen, voll Hoffnung, unsterbliche Ziele aufzutürmen, den Gedanken zu halten, wir seien ein Spielzeug nur der Schöpfung, und was uns groß erschien und das Höchste, sei nur ein kleiner Versuch. Hohn käme über das, was wir liebten, Verachtung auf unsere Inbrunst. Auch dies bedenkend, muß der Angriff gewagt sein.

Es muß der Mut da sein, größer als jener, der bejaßt, sich selbst zu schänden, zu bluffen, geformtem Ding den Schädel einzuschlagen, voll der Neugier, ob Bleibendes sich weise. Nur Wille, sich selbst zu mißtrauen, macht die Sehnsucht frisch, das Positive rund. Nur so erhält das prüfende Auge Distanz.

Nur so verschwindet das gorgonische Haupt der Bewegung, das die Zeit umspielt, und wir greifen ihr ins Herz. Mit einem einzigen Griff. Sein Ausschlag, seine Zuckung weist in Vergangenes, weist in das Kommende. Durch strengste Forderung allein kommen wir zu überzeitlichem Urteil. Vielleicht aber müssen wir hier auch nur stehen, glaubend und hoffend, aber nicht wissend. Aber eines besitzen wir zum wenigsten dann: geprüfteren Blick.

Der Blick geht auf die Historie.

Doch ist sie nur logisch, dunkleren Zusammenhängen der Idee gegenüber taub. Logisch entwickelt der Geist sich nicht, tieferen Kräften nach steht er auf und braust oder schweigt. Wir fühlen ihn nur. Zusammenhänge laufen nicht gradlinig, mehr unter, als in der sichtbaren Zeit. Dazu kommt, daß auch rein formale Entwicklung bei uns getrübt ist. Auch das rein Orientierende am äußeren Verlauf der Entwicklung ist in Deutschland schwer.

Wir haben noch nicht Tradition, noch nicht gefestigten Mutterboden, aus dem in organischem Wachstum die Idee sich entwickelt. In Frankreich etwa steht jeder Revolutionär auf den Schultern seines Vorgängers. In Deutschland hält der Achtzehnjährige den von zwanzig für einen Idioten. In Frankreich verehrt der Junge im Alteren irgendwie den Erzeuger. Bei uns ignoriert er ihn. Aus dem Zentrum völkischen Weltgefühls schafft der Franzose. Der Deutsche beginnt jeder von anderer Stelle der Peripherie. Bei uns ist vieles noch Zuckung sich gestaltender völkischer Mentalität. Vieles noch stürzendes Chaos, noch nicht starke tragfähige Ebene.

Darum haben wir wildere, unendlichere, aber zerrissener Kunstwerke. Andere Völker haben mehr die stete Form.

So ist selbst schwer beim Suchen des Wesentlichen, die formale Entwicklung aufzuzeichnen. Historie bedeutet auch hier nur die äußere Leitung.

Seit der Romantik war Stagnation.

Der große Bogen bürgerlichen Gefühls, der zu enden jetzt anhebt, begann. Gegen ausgepumptes Epigonentum schlug die naturalistische Welle.

Aus Schminke, Fassade und Feigenblatt brach schamlos die Tatsache. Nichts vom Wesen eines Dings. Nichts Eigentliches, was der Gegenstand unserer sensuellen Welt nur zudeckt. Nur Notiertes, nur endlich Ausgesprochenes. Aber mit grandioser Wucht lauter Dinge, belanglos für das Kunstwerk in seiner letzten Form, aber Anstöße, Kampf. Der Naturalismus war eine Schlacht, die wenig Sinn für sich hat, aber er gab Gesinnung.

Da standen plötzlich wieder Dinge: Häuser, Krankheit, Menschen, Armut, Fabriken. Sie hatten keine Verbindung noch zu Ewigem, waren nicht geschwängert von Idee. Aber sie wurden genannt, gezeigt. Nackte Zähne der Zeit klappten und zeigten Hunger.

Er warf auch menschliche Fragen auf und brachte das Eigentliche damit näher. Er mischte sich mit Sozialem eng: schrie . . . Hunger, Huren, Seuche, Arbeiter.

Doch ohne Ahnung seiner Grenzen fought er nicht nur gegen die Form der Zeitlichkeit, er hatte schöpferische Ambition. Er glaubte ohne Geist sein zu können, begann den Zitatenkampf gegen Gott. Das löste ihn sofort auf. Er dauerte kaum einen Atemzug.

Gegen seine wüste Orientierung gab es einen Gegenpol voll Aristokratie. Gegen den Lärm Adel, das Asoziale, das Kunst-à tout prix. Die Überschätzung des Maschinellen ließ auf die Seele deuten.

Hier wurde zum erstenmal wieder Dichtung. Stefan Georges große Gestalt erhebt sich da. Doch war es ihr, die noch zu naßen reinen Tatsachen stand, nicht gegeben, Tempo, Geist und Form der Zeit zu großen umfassenden Schöpfungen zu verdichten. Dazu war die Zeit noch nicht reif. Das wesentlichste Verdienst dieser Bewegung ist der Wert, den sie auf das Formale legte. Man begann sich wieder zu besinnen, was Schilderung und was dagegen Dichtung sei. Die Unterschiede zwischen Schriftsteller und Dichter wurden klar.

Jedoch: sie wurden allzu klar gelegt. So lief diese Bewegung in Erstarrung. Man verwechselte Dichten und Würde. Man glaubte, das Wesentliche sei das Erlauchte und Würde sei besser als der Mut unbedenklichen Zugriffs. Es wurde Senatskult getrieben. Ästhetentum verbreitete sich und traf in eine Zeit, die, reich geworden, von den Gründerjahren und dem Zustrom des Geldes übersättigt, noch völlig ohne die Struktur eines kulturellen Zeitbodens, glaubte die schöne Dekadenz spielen zu können.

Immerhin aber hob sich das ganze Niveau. Man konnte nach George nicht mehr vergessen, daß eine große Form unumgänglich sei für das Kunstwerk. Man konnte nicht mehr nur durch Kraßheit, Photographieren der Wirklichkeit, nicht mehr mit flauen Sentiments nach dichterischen Zielen greifen. Das strenge Gesetz Georges brach über den Rand des Geheimbunds, kam in Lyrik und Essai, in Drama und Roman und half erziehen.

So kam zum Blick für die Tatsachen der Sinn für die Form.

Der Impressionismus begann, die Synthese ward versucht.

Sie ward sogar erreicht in einem gewissen Bezirk. Die leitenden Ströme der Zeit schlossen sich zusammen, aber sie entzündeten sich nur am Moment. Es wurde die Kunst des Augenblicks.

Man war geschult und hatte Vorwürfe. Mit nervöser Zärtlichkeit behandelte man die Objekte. Sprunghaft setzte man Stück an Stück. Mit gehobener Technik vermochte man die Dinge anzugreifen, doch wurde es oft Deskription. Das eigentliche, der letzte Sinn der Objekte, erschöpfte sich noch nicht ganz. Denn der Lichtstrahl des Schöpfers überzuckte sie nur kurz. Es gab blendende Gebärden, göttliche Momente. Das Unsterbliche tauchte bestürzend auf und verschwand. Es war wie die Anrufung eines Geistes, dessen Umriss zitternd in der Luft schwebt, geahnt wird, aber nie mit Draußen in die Form der Wirklichwerdung stürzt. Es gab Momentbilder von Schönheit, gab Gesten von Tiefe, es gab vielleicht eine Tat, eine Handlung, eine kurz herausgebrochene unsterbliche Schönheit.

Aber auch diese Zeit lag noch in jenem Riesenboden, der bürgerlichen Vorstellungen zugänglich, kapitalistischen Zusammenhängen unterworfen, privat blieb. Nöte und Sorgen des Individuums lebten darin. Die bürgerliche Gesellschaft gab ihr Thema, Not und Gehalt. Ehe, Familie, bürgerliches Dasein wurden Themen, die man künstlerisch und technisch geschickt verarbeitete. Versuchte man Kosmisches, ward es nicht erreicht, blieb im Ballen, gab man Natur, ward es Ausschnitt, gab man Leben, war es Sekunde, gab man Tod, war es nur das Erlöschen, nicht das ungeheure nie endende Geschehen des tragischen Hingehens.

Der Impressionismus, der so nie total ward, nur Stückwerk gab, nur dramatisch oder lyrisch oder sentimental für einen Gestus, ein Gefühl war, diese kleinen Ausschnitte der großen Welt aber oft herrlich formte, wurde und mußte werden, dem Kosmos gegenüber, im Auge die Schöpfung, Mosaik. In unzählige kleine Teile zerlegte er die Welt, um ihr den tieferen Atem einzuhauchen. Er war das Ende einer langen Entwicklung. Das große Raumgefühl der Renaissance erreichte in ihm den Schluß.

Er zersetzte, löste auf und parzellierte, formte das Zerschlagene in kleine Gefühle, nicht zu massiv verschmolzenen Zusammenhängen. Über ihn hinaus gab es nur Anarchie.

Seine letzte Zerstäubung ist der Futurismus. Expressionismus hat nicht die Spur mit ihm zu tun. Futuristen waren es, die den schon in Teile, Minuten, Fermaten zerteilten Raum noch einmal zum Explodieren brachten, indem sie das Weltbild als ein gleichzeitiges Nebeneinander von Sinnesindrücken darstellten. Sie spitzten die Teile des Impressionismus nur zu, glätteten sie, gaben ihnen schärfere Form und gespenstigeren Umriss,

vermieden das Kollerte und schoben das Nacheinander des impressionistischen Weltlaufs zu einem hastigen, geheßten Nebeneinander, Zueinander.

Der Expressionismus, ein Schlagwort von zweifelhafter Formulierung, hat mit dem Impressionistischen nichts zu tun. Er kam nicht aus ihm. Er hat keinen inneren Kontakt, nicht einmal den des neuen, der den alten erschlägt. Es sei denn, daß dies die beiden Bewegungen verbinde, daß die eine die andere vorbereitete nach einem dunklen immanenten und unlogischen Gesetz des Triebes, der Steigerung der Idee und der Kraft.

Der Expressionismus hat vielerlei Ahnen gemäß dem Großen und Totalen, das seiner Idee zugrund liegt, in aller Welt, in aller Zeit. Was die Menschen heute an ihm sehen, ist fast nur das Gesicht, das was erregt, das was epatiert. Man sieht nicht das Blut. Programme, leicht zu postulieren, nie auszufüllen mit Kraft, verwirren das Hirn, als ob je eine Kunst anders aufgefahnen sei als aus der Notwendigkeit der Zeugung. Mode, Geschäft, Sucht, Erfolg umkreisen das erst Verhöhlte.

Als Propagatoren stehen die da, die in dumpfem Drang des schaffenden Triebes zuerst das Neue schufen. Als ich vor drei Jahren mein erstes Buch schrieb, las ich erstaunt, wenig bemüht damals um künstlerische Fragen: hier seien erste expressionistische Novellen. Denn Wort und Sinn waren mir damals neu und taub. Nur die Unproduktiven eilen mit Theorie der Sache voraus. Eintreten für sein Ding ist eine Kühnheit und eine Sache voll Anstand. Sich für das Einzige erklären, Frage des bornierten Hirns. Eitel ist dies ganze äußere Kämpfen um den Stil, um die Seele des Bürgers. Am Ende entscheidet lediglich die gerechte und gut gerichtete Kraft.

Es kamen die Künstler der neuen Bewegung.

Sie gaben nicht mehr die leichte Erregung. Sie gaben nicht mehr die nackte Tatsache. Ihnen war der Moment, die Sekunde der impressionistischen Schöpfung nur ein taubes Korn in der mahenden Zeit. Sie waren nicht mehr unterworfen den Ideen, Mäten und persönlichen Tragödien bürgerlichen und kapitalistischen Denkens.

Ihnen entfaltete das Gefühl sich maßlos.

Sie sahen nicht.

Sie schauten.

Sie photographierten nicht.

Sie hatten Gesichte.

Statt der Rakete schufen sie die dauernde Erregung. Statt dem Moment die Wirkung in die Zeit. Sie wiesen nicht die glänzende Parade eines Zirkus. Sie wollten das Erlebnis, das anhält.

Vor allem gab es gegen das Atomische, Verstückte der Impressionisten nun ein großes umspannendes Weltgefühl. In ihm stand die Erde, das

Dasein als eine große Vision. Es gab Gefühle darin und Menschen. Sie sollten erfasst werden im Kern und im Ursprünglichen. Die große Musik eines Dichters sind seine Menschen. Sie werden ihm nur groß, wenn ihre Umgebung groß ist. Nicht das heroische Format, das führte nur zum Dekorativen, nein groß in dem Sinne, daß ihr Dasein, ihr Erleben teil hat an dem großen Dasein des Himmels und des Bodens, daß ihr Herz, verschwistert allem Geschehen, schlägt im gleichen Rhythmus wie die Welt.

Dafür bedurfte es einer tatsächlich neuen Gestaltung der künstlerischen Welt. Ein neues Weltbild mußte geschaffen werden, das nicht mehr teil hatte mit jenem nur erfahrungsmäßig zu erfassenden der Naturalisten, nicht mehr teil hatte mit jenem zerstückelten Raum, den die Impression gab, das einfach sein mußte vielmehr, eigentlich und darum schön.

Die Erde ist eine riesige Landschaft, die Gott uns gab. Es muß nach ihr so gesehen werden, daß sie unverbildet zu uns kommt. Niemand zweifelt, daß das Echte nicht sein kann, was als äußere Realität erscheint. Die Realität muß von uns geschaffen werden. Der Sinn des Gegenstands muß erwählt sein. Begnügt darf sich nicht werden mit der geglaubten, gewöhnlichen notierten Tatsache, es muß das Bild der Welt rein und unverfälscht gespiegelt werden. Das aber ist nur in uns selbst.

So wird der ganze Raum des expressionistischen Künstlers Vision. Er sieht nicht, er schaut. Er schildert nicht, er erlebt. Er gibt nicht wieder, er gestaltet. Er nimmt nicht, er sucht. Nun gibt es nicht mehr die Kette der Tatsachen: Fabriken, Häuser, Krankheit, Huren, Geschrei und Hunger. Nun gibt es die Vision davon. Die Tatsachen haben Bedeutung nur soweit, als durch sie hindurchgreifend die Hand des Künstlers nach dem greift, was hinter ihnen steht.

Er sieht das Menschliche in den Huren, das Göttliche in den Fabriken. Er wirkt die einzelne Erscheinung in das Große ein, das die Welt ausmacht. Er gibt das tiefere Bild des Gegenstands, die Landschaft seiner Kunst ist die große paradiesische, die Gott ursprünglich schuf, die herrlicher ist, bunter und unendlicher als jene, die unsere Blicke nur in empirischer Blindheit wahrzunehmen vermögen, die zu schildern kein Reiz wäre, in der das Tiefe, Eigentliche und im Geiste Wunderbare zu suchen sekundlich voll von neuen Reizen und Offenbarungen wird.

Alles bekommt Beziehung zur Ewigkeit. Der Kranke ist nicht nur der Krüppel, der leidet. Er wird die Krankheit selbst, das Leid der ganzen Kreatur scheint aus seinem Leib und bringt das Mitleid herab von dem Schöpfer. Ein Haus ist nicht mehr Gegenstand, nicht mehr nur Stein, nur Anblick, nur ein Viereck mit Attributen des Schön- oder Häßlichseins. Es steigt darüber hinaus. Es wird so lange gesucht in seinem eigentlichsten Wesen, bis seine tiefere Form sich ergibt, bis das

Haus aufsteht, das befreit ist von dem dumpfen Zwang der falschen Wirklichkeit, das bis zum letzten Winkel gesondert ist und gesiebt auf den Ausdruck, der auch auf Kosten seiner Ähnlichkeit den letzten Charakter herausbringt, bis es schwebt oder einstürzt, sich reckt oder gefriert, bis endlich alles erfüllt ist, das an Möglichkeiten in ihm schläft. Eine Hure ist nicht mehr ein Gegenstand, behängt und bemalt mit den Dekorationen ihres Handwerks. Sie wird ohne Parfüme, ohne Farben, ohne Tasche, ohne wiegende Schenkel erscheinen. Aber ihr eigentliches Wesen muß aus ihr herauskommen, daß in der Einfachheit der Form doch alles geprenzt wird von den Lasten, der Liebe, der Gemeinheit und der Tragödie, die ihr Herz und ihr Handwerk ausmachen. Denn die Wirklichkeit ihres menschlichen Daseins ist ohne Belang. Ihr Hut, ihr Gang, ihre Lippe sind Surrogate. Ihr Wesen ist darin nicht erschöpft. Die Welt ist da. Es wäre sinnlos, sie zu wiederholen. Sie im letzten Zucken, im eigentlichsten Kern aufzusuchen und neu zu schaffen, das ist die größte Aufgabe der Kunst.

Jeder Mensch ist nicht mehr Individuum, gebunden an Pflicht, Moral, Gesellschaft, Familie. Er wird in dieser Kunst nichts als das erhebendste und kläglichste: er wird Mensch.

Hier liegt das Neue und Unerhörte gegen die Epochen vorher. Hier wird der bürgerliche Weltgedanke endlich nicht mehr gedacht. Hier gibt es keine Zusammenhänge mehr, die das Bild des Menschlichen verschleiern. Keine Ehegeschichten, keine Tragödien, die aus Zusammenprall von Konvention und Freiheitsbedürfnis entstehen, keine Milieustücke, keine gestrenge Chefs, lebenslustige Offiziere, keine Puppen, die an den Drähten psychologischer Weltanschauungen hängend mit Gesetzen, Standpunkten, Irrungen und Lasten dieses von Menschen gemachten und konstruierten Gesellschaftsdaseins spielen, lachen und leiden. Durch alle diese Surrogate greift die Hand des Künstlers grausam hindurch. Es zeigt sich, daß sie Fassaden waren. Aus Kulisse und Joch überlieferten verfälschten Gefühls tritt nichts als der Mensch.

Keine blonde Bestie, kein ruchloser Primitiver, sondern der einfache, schlichte Mensch, sein Herz atmet, seine Lunge braust, er gibt sich hin der Schöpfung, von der er nicht ein Stück ist, die in ihm sich schaukelt, wie er sie wieder spiegelt. Sein Leben reguliert sich ohne die kleinliche Vogil, ohne Folgerung, beschämende Moral und Kausalität lediglich nach dem ungeheuren Gradmesser seines Gefühls.

Mit diesem Ausbruch seines Inneren ist er allem verbunden. Er greift die Welt, die Erde steht in ihm. Er steht auf ihr mit beiden Beinen angewachsen, seine Inbrunst umfaßt das Sichtbare und das Geschaute. Nun ist der Mensch wieder großer unmittelbarer Gefühle mächtig. Er steht da, so deutlich in seinem Herzen zu erfassen, so absolut ursprünglich

von den Wellen seines Bluts durchlaufen, daß es erscheint, er trüge sein Herz auf der Brust gemalt. Er bleibt nicht mehr Figur. Er ist wirklich Mensch. Er ist verstrickt in den Kosmos, aber mit kosmischem Empfinden. Er klügelt sich nicht durch das Leben. Er geht hindurch. Er denkt nicht über sich, er erlebt sich. Er schleicht nicht um die Dinge, er faßt sie im Mittelpunkt an. Er ist nicht un-, nicht über-menschlich, er ist nur Mensch, feig und stark, gut und gemein und herrlich, wie ihn Gott aus der Schöpfung entließ. So sind ihm alle Dinge, deren Kern, deren richtiges Wesen er zu schauen gewohnt ist, nahe. Er wird nicht unterdrückt, er liebt und kämpft unmittelbar. Sein großes Gefühl allein, kein verfälschtes Denken führt ihn und leitet ihn. So kann er sich steigern und zu Begeisterungen kommen, große Ekstasen aus seiner Seele ausschwingen lassen. Er kommt bis an Gott als die große, nur mit unerhörter Ekstase des Geistes zu erreichende Spitze des Gefühls.

Doch sind diese Menschen nicht töricht. Ihr Denkprozeß verläuft nur in andere Natur. Sie sind unverbildet. Sie reflektieren nicht. Sie erleben nicht in Kreisen, nicht durch Echos. Sie erleben direkt.

Das ist das größte Geheimnis dieser Kunst. Sie sind ohne gewohnte Psychologie. Dennoch geht ihr Erleben tiefer. Es geht auf den einfachsten Bahnen, nicht auf den verdrehten, von Menschen geschaffenen, von Menschen geschändeten Arten des Denkens, das, von bekannten Kausalitäten gelenkt, nie kosmisch sein kann. Aus dem psychologischen kommt nur Analyse. Es kommt auseinanderfallen, nachsehen, Konsequenzen ziehen, erklären wollen, besser wissen, eine Klugheit heucheln, die doch nur nach den Ergebnissen geht, die unseren für große Wunder blinden Augen bekannt und durchsichtig sind. Denn vergessen wir nicht: alle Gesetze, alle Lebenskreise, die psychologisch gebannt sind, sind nur von uns geschaffen, von uns angenommen und geglaubt. Für das Unerklärliche, für die Welt, für Gott gibt es im Psychologischen keine Erklärung. Ein Achselzucken nur, eine Verneinung.

Die neue Kunst ist daher positiv. Weil sie intuitiv ist. Weil sie, elementar empfindend, willig aber stolz sich den großen Wundern des Daseins hingebend, frische Kraft hat zum Handeln und zum Leiden. Diese Menschen machen nicht den Umweg über eine spiralenhafte Kultur. Sie geben sich dem Göttlichen preis. Sie sind direkt. Sie sind primitiv. Sie sind einfach, weil das Einfachste das Schwerste ist und das Komplizierteste, aber zu den größten Offenbarungen geht. Denn täuschen wir uns nicht: erst am Ende aller Dinge steht das Schlichte, erst am Ende gelebter Tage bekommt das Leben ruhigen stetigen Fluß.

So kommt es, daß diese Kunst, da sie kosmisch ist, andere Höhe und Tiefe nehmen kann als irgendeine impressionistische oder naturalistische, wenn ihre Träger stark sind. Mit dem Fortfall des psychologischen Appa-

rats fällt der ganze Decadencerummel, die letzten Fragen können erfaßt, große Probleme des Lebens direkt attackiert werden. In ganz neuer Weise erschließt sich aufbrandendem Gefühl die Welt. Der große Garten Gottes liegt paradiesisch geschaut hinter der Welt der Dinge, wie unser sterblicher Blick sie sieht. Große Horizonte brechen auf.

Alein die andere Art des Blickpunktes verwirrt den Menschen oft das Dargestellte. Da geschaut und nicht gesehen wird, täuscht der neue Umriss. Dem Menschen, der ungeschult lebt, ist die Vision etwas Entferntes, der plumpe Gegenstand aber deutlich und nah. Das ausgewiesene Psychologische gibt dem Aufbau des Kunstwerks andere Gesetze, edlere Struktur. Es verschwindet das Sekundäre, der Apparat, das Milieu bleibt nur angedeutet und mit kurzem Umriss nur der glühenden Masse des Seelischen einverschmolzen. Die Kunst, die das Eigentliche nur will, scheidet die Nebensache aus. Es gibt keine Entremets mehr, keine Hors d'oeuvres, nichts Kluges was hineingemogelt, nichts Essaysistisches, was allgemein unterstreichen, nichts Dekoratives mehr, was von außen her schmücken soll. Nein, das Wesentliche reiht sich an das Wichtige. Das Ganze bekommt gehämmerten Umriss, bekommt Linie und gestraffte Form. Es gibt keine Bäuche mehr, keine hängenden Brüste. Der Torso des Kunstwerks wächst auf straffen Schenkeln in edle Hüften und steigt von dort in den Rumpf voll Training und Gleichmaß. Die Flamme des Gefühls, das direkt zusammenfließt mit dem Kern der Welt, erfaßt das Direkte und ordnet es in sich ein. Es bleibt nichts anderes übrig.

Manchmal unter dem großen Trieb des Gefühls schmilzt die Hingabe an das Werk dieses übermäßig zusammen, es erscheint verzerrt. Seine Struktur aber ist nur auf das letzte Maß der Anspannung getrieben, die Hitze des Gefühls bog die Seele des Schaffenden so, daß sie, dunkel das Unermeßliche wollend, das Unerhörte hinauszuschreien begann.

Das Wollen wird deutlicher im Malerischen, am klarsten in der Plastik. Im Schreiben verwirrt die nicht zum erstenmal, aber noch nie mit solcher Innigkeit und solcher Radikalität vorgenommene Verkürzung und Veränderung der Form. Bei Plastiken Rodins sind die Oberflächen noch zerrissen, jede Linie, jede Gebärde noch orientiert nach einem Affekt, einem Moment, einer einmaligen Handlung, kurz: eingefangen in den Augenblick und bei aller Kraft doch unterworfen einer psychologischen Idee. Einer denkt, zwei andere küssen sich. Es bleibt ein Vorgang.

Bei modernen Figuren sind die Oberflächen mit kurzem Umriss gegeben, die Furchen geglättet, nur das Wichtige modelliert. Aber die Figur wird typisch, nicht mehr untertan einem Gedanken, nicht mehr hinauszuckend in die Sekunde, vielmehr sie erhält Geltung in die Zeit. Alles Nebensächliche fehlt. Das Wichtigste gibt die Idee: nicht mehr ein Denken-

der, nein: das Denken. Nicht zwei Umschlungenen: nein, die Umarmung selbst.

Daselbe unbewußt waltende Gesetz, das ausscheidet, ohne negativ zu sein, das nur erlesenen Moment zu magnetisch gleichen Punkten bindet, reißt die Struktur des Schreibenden zusammen. Die Sätze liegen im Rhythmus anders gefaltet als gewohnt. Sie unterstehen der gleichen Absicht, demselben Strom des Geistes, der nur das Eigentliche gibt. Melodit und Biegung beherrscht sie. Doch nicht zum Selbstzweck. Die Sätze dienen in großer Kette hängend dem Geist, der sie formt.

Sie kennen nur seinen Weg, sein Ziel, seinen Sinn. Sie binden Spitze an Spitze, sie schnellen ineinander, nicht mehr verbunden durch Puffer logischer Überleitung, nicht mehr durch den federnden äußerlichen Kitt der Psychologie. Ihre Elastizität liegt in ihnen selbst. Auch das Wort erhält andere Gewalt. Das Beschreibende, das Umschlürfende hört auf. Dafür ist kein Platz mehr. Es wird Pfeil. Trifft in das Innere des Gegenstands und wird von ihm beseelt. Es wird kristallisch das eigentliche Bild des Dings. Dann fallen die Füllwörter. Das Verbum dehnt sich und verschärft sich, angespannt, deutlich und eigentlich den Ausdruck zu fassen. Das Adjektiv bekommt Verschmelzung mit dem Träger des Wortgedankens. Auch es darf nicht umschreiben. Es muß das Wesen am knappsten geben und nur das Wesen. Sonst nichts.

Doch an diesen sekundären Dingen, nicht an den Zielen, scheitert gewöhnlich die Diskussion.

Die technische Frage verwirrt und wird gehöhnt. Man glaubt, sie sei Bluff. Nie ist in einer Kunst das Technische so sehr Produkt des Geistes wie hier. Nicht das ungewohnte Formale schafft die Höhe des Kunstwerks. Nicht hierin liegt Zweck und Idee. Der Ansturm des Geistes und die brausende Wolke des Gefühls schmelzen das Kunstwerk auf diese Stufe zusammen und erst aus dieser gestiebten, geläuterten Form erhebt sich die aufsteigende Vision. Die Menschheit aber will nicht wissen, daß unter dem Äußeren erst das Dauernde liegt. Der Geist, der die Dinge hinaufstreibt in eine größere Existenz, anders geformt als die Sinne sie zeigen in dieser begrenzten Welt, ist ihr unbekannt. Es ist ein lächerlich kleiner Sprung zu diesem Begreifen. Aber die Menschheit weiß noch nicht, daß die Kunst nur eine Etappe ist zu Gott.

Die Ziele aber liegen nahe bei Gott. Das Herz der Menschen strahlt über die Oberfläche hin. Persönliches wächst in das Allgemeine. Seitherig übertriebene Bedeutung des Einzelnen unterzieht sich größerer Wirkung der Idee. Das Reiche entkleidet sich seines äußeren Rahmens und wird reich in seiner Einfachheit. Alle Dinge werden zurückgestaut auf ihr eigentliches Wesen: das Einfache, das Allgemeine, das Wesentliche. Die

Herzen, so unmittelbar gelenkt, schlagen groß und frei. Die Handlung wird voll Ehrfurcht auch im Gemeinen. Die Elemente walten nach großem Gesetz. So wird das Ganze auch ethisch.

Nun aber springen die verwandten Züge auf. Sie liegen nicht in der vorhergegangenen Generation, von der diese Kunst alles scheidet. Sie liegen nicht im Einzelnen, nicht in der Gotik, nicht im Nationalen, nicht bei Goethe, Grünewald oder Mechtild von Magdeburg. Nicht in romanischer Krypta, nicht bei Notker, bei Otto dem Dritten, nicht bei Eckehard, Ehestien von Trope oder den Zaubersprüchen. So einfach läuft die Geschichte der Seele nicht am logisch historischen Band. Verwandtschaft ist nicht begrenzt. Tradition nicht national oder an Geschichte einer Zeit gebunden.

Nein, überall ist das Verwandte, der Anfaß, das Gleiche, wo eine ungeheure Macht die Seele antrieb, mächtig zu sein, das Unendliche zu suchen und das Letzte auszudrücken, das Menschen schöpferisch mit dem Universum bindet.

Überall, wo die Flamme des Geistes glühend aufbrach und das Mollustenhafte zu Kadavern brannte, Unendliches aber formte, als solle es zurückgehen in die Hand des Schöpfers, alle dunklen großen Revolutionen des Geistes trieben dasselbe Bild der Schöpfung hervor. Es ist eine Züge, daß das, was mit verbrauchtem Abwort das Expressionistische genannt wird, neu sei. Schändung, es umfasse eine Mode. Verleumdung, es sei eine nur künstlerische Bewegung.

Immer wenn der ober jener der Menschheit die Wurzeln der Dinge in der Hand hielt und seine Faust Griffe hatte und Ehrfurcht, gelang das Gleiche. Diese Art des Ausdrucks ist nicht deutsch, nicht französisch. Sie ist übernational. Sie ist nicht nur Angelegenheit der Kunst. Sie ist Forderung des Geistes. Sie ist kein Programm des Stils. Sie ist eine Frage der Seele. Ein Ding der Menschheit.

Es gab Expressionismus in jeder Zeit. Keine Zone, die ihn nicht hatte, keine Religion, die ihn nicht feurig schuf. Kein Stamm, der nicht das dumpfe Göttliche damit besang und formte. Ausgebaut in großen Zeiten mächtiger Ergriffenheit, gespeist aus tiefen Schichten harmonisch gesteigerten Lebens, einer breit ins Hohe wachsenden, in Harmonie gebildeter Tradition wurde der Stil der Gesamtheit: Assyrier, Perfer, die Gotik, Ägypter, die Primitiven, altdeutsche Maler hatten ihn. Bei ganz tiefen Völkern, die Witterung der Gottheit aus schrankenloser Natur überstob, wurde er anonym Ausdruck der Angst und Ehrfurcht. Großen einzelnen Meistern, deren Seele von Fruchtbarkeit übertoll war, heftete er sich als natürlichster Ausdruck in ihr Werk. Er war in der dramatischsten Ekstase bei Grünewald, lyrisch in den Jesuliedern der Nonne, bewegt bei Shakespeare, unerbittlich in der Weichheit bei den Märchen der Chinesen, in der Starre bei Strindberg. Nun ergreift er eine ganze Generation.

Eine ganze Generation Europas. Die große Welle einer geistigen Bewegung schlägt überall hoch. Die Sehnsucht der Zeit fordert das Letzte. Eine ganze Jugend sucht gerecht zu werden der Forderung. Was kommen wird, ist der Kampf der Kraft mit der Forderung. Denn daß Kunstwerke entstanden, war nie allein Folge der Idee. Sie ist nur die Sehnsucht nach Vollkommenem, die in die Menschen schlägt. Zur Formung gehört die Kraft. Die Generation wird sie besitzen oder nicht. Das liegt nach vorwärts und entzieht sich unserem Hirn. Um so schärfer, da diese Hauptgefahr einer Bewegung noch im Dunklen liegt, muß die Forderung nach dem Echten mit Strenge gestellt sein. Nur innere Gerechtigkeit bringt bei so hohem Ziele das Radikale. Schon wird das, was Ausbruch war, Mode. Schon schleicht übler Geist herein. Nachläuferisches aufzudecken, Fehler bloß zu legen, Ungenügendes zu betonen, bleibt die Aufgabe der Ehrlichen, soweit es klar liegt und schon erkennbar ist. Der tiefste Wert und der tiefste Sinn liegt uns allen verborgen.

Nicht die schöpferische Stärke, die seltsame Außenformen annimmt, vermischt nach außen das Gesicht der Bewegung ins Irritierende und Modegeile. Es ist vielmehr das bewußt durchgeführte Programm. Geistige Bewegung ist kein Rezept. Sie gehorcht lediglich gestaltendem Gefühl. Da die Bewegung durchgeführt ist, beginnt ihre nachträgliche Theorie produktiv zu werden. Sie wird Schule, wird Akademie. Die Fackelträger werden Polizisten, Ausrufer der einseitigen Dogmatik, Beschränkte, Festgebundene an das Heil eines Buchstabens. Stil in höherem Sinne setzt sich durch als Kraft, als selbständige Bucherung, reguliert von tausend Zuflüssen und Strömen vom Geist gebändigter Schöpferkraft. Nie als Form. Gerade die einfachen Linien, die großen Flächen, die verkürzte Struktur werden einförmig bis zum Entsetzen, langweilig zum Erblichen werden, wenn sie nur gekonnt, nicht gefühlt werden. Das abstrakte Wollen aber sieht keine Grenze mehr. Erkennt nicht mehr, welch ausbalanciertes Vermögen besteht zwischen dem Gegenstand und der schaffenden Form. Die Grenzen des Sinnlichen durchbrechend, schafft sie lauter Theorie. Da ist kein Ding mehr, das gestaltet, umgeformt, aufgesucht wird, da ist, den Kampfplatz verlassend, nur öde Abstraktion. Hier wird, wie oft, vergessen, daß jede Wahrheit einen Punkt hat, wo sie, mit törichtester Überkonsequenz ausgeübt, Unwahrheit wird.

Man ist nicht genial, wenn man stottert, man ist nicht schlicht, indem man niggert, man ist nicht neu, indem man imitiert. Hier mehr wie irgendwo entscheidet die Ehrlichkeit. Wir können nicht aus unserer Haut und unserer Zeit. Bewußte Naivität ist ein Greuel. Gemachter Expressionismus ein übles Gebräu, gewollte Menschen werden Maschinerie. Auch dies wird Frage der dienenden Stärke. Hier ist das Treibende und Gemeinsame nur der Glaube, die Kraft und die Inbrunst.

Wo dies aber beisammen sich fand zur mystischen Hochzeit, war Expressionismus in jeder Kunst, in jeder Tat:

Am Anfang die Schöpfung, die großen Kreise der Mythen, die Sagen, die Edda. Bei Hamsum, bei Baalschem, bei Hölderlin, Novalis, Dante, bei den Uras, im Sanskrit, bei De Coster, bei Gogol, bei Glauben, bei der Mystik des Mittelalters, in den Briefen van Goghs, in Achim von Arnim. Bei dem Flamen Demolder, bei Goethe, manchmal bei Heine. Im serbischen Volkslied, bei Kabela, bei Georg Büchner, bei Boccaccio. Diese Namen, zufällig herausgegriffen, sind kein Abschluß, keine Vollständigkeit, nur Andeutungen und vielleicht nicht einmal hierin genügend. Es ist vom Wichtigsten nur das eine und das andere.

Aber sie leiten über. Da stehen die Heutigen. Da steht eine ganze Generation.

Da steht René Schickeles fanatische Figur, der über Bürgerliches hinweg, vom Blut zweier Völker entzündet, die Kunst wie eine Barrikade stürmte, in jeder Arbeit, sei sie versagend, sei sie erreichend, sterbend oder die Hände hochhebend, immer die Fahne des Geistes kühn vor sich einstößt.

Da steht Heinrich Mann, der Älteste, voll von Liebe zum großen Gedanken der Menschheit, auch in der Verzerrung und im Haß nicht ohne Sehnsucht zum Steigern des Menschen, noch nicht rein, noch nicht ganz geläutert, aber immer Dichter, hereinragend aus früherer Epoche in die neue. Einer Zeit noch untertan, die sich an Bürger und Kapital noch orientierte, gab ihm die große Schöpfungskraft seiner Kunst die Möglichkeit zum Kampf. Bei ihm sieht man die gigantische Anstrengung, die Materie zu kneten und zu vergeistigen. Doch stehen die Menschen noch nicht einfach da. Noch erleben sie indirekt und ihr Herz ist umspinnen von Reflexion. Aber der große Durchbruch bereitet sich hier groß vor.

Da steht Paul Adler, der immer wieder den Versuch macht, die Hülle der Irdischkeit ganz zu durchbrechen. Sein Schreiben kommt aus ganz schöpferischem Geist. Im dunkelsten Traum das eigentliche Bild der Welt und der Seele suchend, spiegelt seine sametweiche und wie das Nachtschwarz gleißende Sprache den Raum und die Sehnsucht in unruhvoll musikalischer Form. Hier ist schon letzte Grenze.

Quadratisch steht Döblin da. Ohne die Spur psychologischer Konstruktion baut er seinen Roman aus kubischen Gleichmassen. Ohne Leidenschaftswelle, gebirgig, organisch wächst der monumentale Ausdruck. Er kündigt, die Welt sei nur geistig und nicht durch die Tat zu erlangen, durch Handeln nur zu verlieren, eine schon asiatisch abgeblendete Sonne des Erbschen. Hier ist China als riesenhafte Vision. Nichts gemalt, alles geschaut, nichts geschildert, alles erfüllt. Nichts Notiertes, alles gestaltet zur Vision.

Es kommt die ungeheure Wucht der Überzeugung des Leonhard Frank. Sein fanatischer Glaube reißt ihn zu aufgetürmten Forderungen der Güte.

Ehrenstein, der kosmische Schlemihl, zerrissen und wütend weinend über die Sinnlosigkeit der realen Welt, gibt eine heroisch depressive Weltanschauung, sich befreiend in Anklage und zornigen Gebeten.

Es kommt Waller, der mit knabenhaftem Lächeln die Welt hinnimmt, und der noch tiefer ihm nachgrabende Kafka, der das Wunder auf die Erde bringt und die äußeren Dinge mit schlichten Worten zart und fein mit Selbstverständlichkeit wie etwas Unirdisches wiedergibt.

Sternheim weist Prosakunst, die aus geschärftstem Hirn kommt, Hirn, das so übermächtig wurde, daß es produktiv sich äußert, daß es dichterisch wird. Ein Rezept, aber ein geniales. Der Haken, an dem Nachläufer sich aufhängen. Diese Kunst, am wenigsten unter all diesen vom Ausbruch des Gefühls herausgeschleudert, ist am leichtesten zu imitieren. Hier liegt die Gefahr einer Seuche, die an Dürreheit und Trockenheit das Äußerste wird, was einen Stil unendlich machen kann.

Dann kommt noch Buber, der mit unerbittlicher Strenge hart und gütig, den großen Effstatikern seines jüdischen Volkes nachwandelsnd, in Worten von Einfalt und Größe die eigenen Hymnen mit denen der großen religiösen Ausbrüche der Rabbiner mischt.

Sie alle suchen das Ende, das Absolute. Ihnen diktiert kein Gesetz außer der innerlichen Kraft. Keine Historie bedingt sie. Keine Landschaft schränkt ein. Das Moralische spannt sich in dem angezogenen Gefühl. Sie diktiert der Außenwelt den ewigeren Rhythmus ihres bewegten Geistes. Sie sind religiös, indem sie das Beste erstreben, ethisch ohne Dogma, indem sie den dunklen, unbewußten Drang des Ethos tragen, ohne den keine Dichtung in das Dunkel drang. Und dann: da sie die Menschen lieben, sind sie politisch, indem sie die Liebe wollen, nicht die Macht. Je nach Kraft und Vermögen suchen sie Gott.

Dann kommt die Lyrik: Franz Werfel, der größte. Seine Musik donnert: Liebe. Unmittelbar und großartig im Gebären des Gedichts, wie man es jüdischer Dichtung nicht geglaubt hätte, unmittelbar fast wie jene der Lasker-Schüler, wo schon Gleichung einsetzt zwischen Vers und Blut. Sie ist eine der größten Dichterinnen, weil sie zeitloser ist als alle, sie tritt dicht neben das Hohe Lied. Man glaubt, ganz Asien sei in der seltsamen Schau ihres Gedichts Lyrik geworden. Werfel dagegen ein Prophet aus dem Osten, der ein europäisches Ethos trägt. Werfel ist mächtiger mit der fanatischen Flamme, die Lasker-Schüler ist nur Gedicht. Sie ist unmittelbarer. Werfel ist Dichter, verstrickt in die Zeit. Die Lasker hat nichts um sich. Vielleicht wird sie später die größere sein.

Da ist Georg Heym, der zuerst Gedichte wieder mit monumentalem Zugriff stürzte und im Zusammenhämmern der Bilder Vision aus den

Strophen glühte. Da ist Zeßs robuste Kraft, der die Vorwürfe Zolas in dynamische Sonette formte.

Da ist das süße Farbspiel, aus Verworfung das Göttliche mit krankhafter Schönheit suchend, bei dem Tiroler Georg Trakl, der die Natur mit elegischen Gesichtern nie gesehener Schönheit erfüllte.

Bei Johannes R. Becher verströmt die große Explosion. Im Herauswurf gerät ihm das Gedicht in Fegen. So ungeheuer ist das Gefühl aufgestanden in ihm. Ihm geraten Klänge manchmal wie keinem anderen, weniger oft durch allzugroße Zerstörung ein ganzes Gedicht.

Das letzte hier ist Stramm, der den Satzleib so zerglühte, daß nur Stichflammen, einzelne Worte, benommenstes Stöhnen der Sehnsucht übrig blieb. Auch hier ist Grenze. Diese Gedichte, die mehr mit Schreien als mit Kunst, aber dennoch noch geleitet von stärkstem Geist, Bild der Schöpfung wiederformen wollen, sind schon jenseits der Dichtung und werden erst, zurückgeholt in die bewegte Stimme des Rezipierenden, Musik und aus dem Chaos sich schließende Realität.

Da ist Däublers in silbernen Bucherungen kosmisch wucherndes Versfleisch, Ehrensteins manchmal zu klassischer Rundung in großem Pathos sich formende Anlage über die Unvollkommenheit der Welt.

Wolfensteins in Starre unentwegt suchender Geist. Wlaz, der an erster Stelle das Gedicht zu revolutionieren begann, Rubiner, aktivisches Heil suchend, Voerkes süße und dunkle Pansmusik.

Die männliche, kühne und edle Figur Ernst Stablers, der mit Inbrunst und einer wunderbar rhythmischen Sprache die Außenwelt einsog und umgestaltete zu Fließen und Farbe und Sehnsucht.

Vor dem Drama steht Wobekind wie Mann vor der Prosa, ein Klotz, der hineinwächst, Brücke in die Zeit. Da steht als stärkster Georg Kaiser, der den Geist kristallisch zu dramatischer Gespanntheit formt und der ausschweifend in die Höhe bewegteste Ekstase aus den Menschen schlägt. Milder, von Osten her kommend, Sendling russischen Geistes Kornfeld, der in Milde und Dienen und Weltüberwinden Menschen gibt mit einem einfachen Pathos, zu lyrisch, was Kaiser zu kalt ist. Hasenclevers jüngerhafte Beschwingtheit eilt zu lyrischen Räuschen der Freiheit, zu schönen knappen Szenen, zwar ohne Werfel nicht denkbar, aber eigen wieder in dem geschmeibigen, raschen Suchen nach der Tiefe. Unruh, noch nicht ganz entfernt von Kleist, geht in stark gewachsener Szene ursprünglichsten Fragen der Menschheit wild an die Brust. Sorge, verzücht in katholischer Inbrunst, erhebt sein Gesicht zum Göttlichen. Nirgendes ist hier Draperie, nirgendes der psychologische Apparat, gesellschaftliche Bedingtheit, Weltanschauung oder Stück des Milieus. Dies offensichtlich zu töten ist Sternheim am Werk, der in seinem steten Kampf gegen das Bürgerliche Pionier ist,

der Satire den neuen Gestus seines Stils zeigte, zu den großen Aufgaben des einfachen Menschenbildes selbst aber nur Übergang ist im letzten Sinn.

Hier auf der Bühne sind Menschen, die Welt, das Schicksal. Es kann große Tragödie werden.

Wenn die Kraft dazu langt.

Denn die Ziele stehen klar und übersichtlich. Aber die Stärke der Begabungen übersteht hier keiner. Es ist billig, zu tadeln, beschränkt, nur zu loben. Doch vermag niemand das tiefere Bild zu entscheiden. Hier ist ebenso vermessen, ja zu sagen, wie nein. Dies alles ist Schicksal.

Uns vermag der Glaube, daß die Ziele dieser Kunst höher sind als die vergangener unserer nahen Zeitlichkeit, nicht darüber zu täuschen, daß das große Kunstwerk dennoch nur der große Schöpfer bildet. Dies ist das Letzte.

Die Tragödie der Zeit könnte es gewollt haben, die Begabungen zu verteilen nach ihrem Ermessen und uns nicht durchdringbarem Sinn. Es kann das eine meinen wie das andere. Sie kann die großen Begabungen hinüberwerfen in Zeiten niederer Kunst und die kleinen aufsparen für die großen Kämpfe und tiefen Ziele. Auch dies ist hinzunehmen.

Noch sind unsere Augen zu befangen. Noch haben wir nicht Raum zum Sehen. Einziger Regulator geleisteten Wertes bleibt nur die Zeit. Das Letzte entscheidet, das wissen wir heute wie immer, die Kraft. Dies ist aber die größte Verwirrung, daß die Menschen, geschlagen von dem Geist der Zeitlichkeit, die Ambition der Leistung verwechseln mit dem Werk. Wohl steigt der Wille des Geistes fester und höher, aber die Entscheidung letzter Stunde liegt bei der Persönlichkeit.

Niemand ist gut, weil er neu ist. Keine Kunst ist schlecht, weil sie anders ist. Diese Anmaßung ist grenzenlos. Ruhig urteilendem Gefühl der Gerechtigkeit nach ist nur das Gute dauernd, nur das Echte gerecht. Ein guter Impressionist ist größerer Künstler und bleibt für die Ewigkeit aufbewahrter als die mittelmäßige Schöpfung des Expressionisten, der nach Unsterblichkeit schaut. Vielleicht besteht vor dem Urteil des letzten Tages Zolas schamlose, gigantische, stammelnde Nacktheit der Kraft besser als unser großes Ringen um Gott.

Auch das ist Schicksal.

Vielleicht, daß diese Kunst aber zu großen Dingen führt. Wir würden es tragen. Vielleicht, daß wir zu niederen Dingen nur ausersehen waren und die Ziele nicht erreichten. Wir hätten auch dann Sinn gehabt. Wir hätten anderes, vielleicht erst spät einbrechendes Große vorbereitet, das Niveau an großen Aufgaben geschult und einen tatsächlichen Stil der Epoche vorbereitet. Es wäre menschlich, auch dies zu tragen.

Hier haben wir kein Wissen. Das steht bei Gott, der uns anrührte, daß wir schufen. Wir haben kein Urteil, nur Glauben. Wir dienen auch im Geringen. Auch dies ist unsterblich.

Kriegerische Feier

von Reinhard Goering

Personen:

Ulrich, ein Ulan, zugleich Erscheinung; Richard, sein Freund — später der vierte Gefallene — zugleich Erscheinung; Erich, erster, Robert, zweiter, Franz, dritter Gefallener als Schatten; eine Abteilung Ulanen; ein Pferd.

Ort:

Eine Ebene; eine Flusslandschaft als Erscheinung.

Spielregel:

Reden und Handlungen haben die gemeinsame Bestimmtheit des Wirklichen und Gleichnishaften zu bewahren. Das Zeitmaß ist eher langsam. Im übrigen soll der Schauspieler im einzelnen Pathos vermeiden, dagegen im Pathos des Ganzen stehen. — Das Übernatürliche ist als natürlich zu spielen.

Erster Abschnitt

(Das musikalische Vorspiel.)

Zweiter Abschnitt

(Die Musik des Ulanen.)

Dritter Abschnitt

(Der Ulan erscheint auf der Bühne zu Pferd. Die Bühne stellt eine öde Ebene dar mit einem Baum. Es ist Nacht.)

Ulan: Wo ist hier ein Weg? Der Sand hat mich zerschlagen und mein Tier. Nacht bricht herein, eintönig, drohend, mit ungewohnter Weite. Verirrt. Nirgends etwas zu sehen. Himmel verhüllt und Erde eine stumpfe Wand, öde, vom Wind gestoßen. Legen wir uns hin. Auch du sollst ruhen, Tier. Du trugst mich durch belgischen Ruß, der uns geschwärzt hat. Teufelinnen — sonst Engel — schwangen gegen uns den heißen Olnapf. Wir strandeten am freidigen Hang der Champagne, umrauscht von jähem Geschosßdampf. Das ging noch einmal gut! Müd bist auch du. Karpaten in den Knochen. Verschneite Flusslandschaft, draus der Feind flieht. Mächtige Ritte. Aufbrüche in Sonnenglut. Fahrten so weit, daß andere Sterne glommen. Schrecken, Gezisch, Blut, Blut, Blut. Eroberer von hartem Klang und schneller Lat. — Wer weiß noch, wo sein Herz schlägt — Wortkarg, helläugig, besprüht mit jedem Blut der Erde, behäuft mit Lat und Lat und Lat, so stehn wir da. Nichts zu kauen, weder dir noch mir, verirrt, satt solchen Treibens, versprengt von den Kameraden. Hier schlafen wir. Was kommt, mag kommen. Ich bin matt. Zwischen Bergen, wo Wein blüht, am Fluß,

wo Schiffe ziehn und über Felsen Mond herabglänzt auf Wellen, ist meine Heimat. Wir sollen hier umkommen, verrecken im sandigen Flachland, das ich hasse, gleichgültig gegen jedes andere Blut als dieses. Bist du nicht aus Pommern, Gaul? Schlaf auch, doch sieh nicht Pommern im Schlaf. (Ulan hat den Gaul angebunden und sich gelegt. Er schläft ein.)

Vierter Abschnitt
(Musik der erscheinenden Flußlandschaft.)

Fünfter Abschnitt

(Es erscheint auf der Bühne ein Hügel, von dem aus man auf Weinberge und einen Fluß sieht. Auf dem Hügel sitzen Ullrich und Richard als junge Burschen.)

Ullrich: Der Wein blüht.

Richard: Bald wird das Schiff kommen.

Ullrich: Deine Schwester geht in den Garten.

Richard: Girt ist bei ihr.

Ullrich: Wird dir nicht schwer, von uns zu gehen?

Richard: Ich muß.

Ullrich: Drüben den Wingert hat mein Vater dazu gekauft. Wir werden mit ihm Arbeit haben auf Jahre. Wann wirst du mir den Weinberg malen?

Richard: Im Herbst bin ich wieder da, dann werde ich dir alles malen, was du willst.

Ullrich: Die Eiche da drüben auch?

Richard: Und Girt auch.

Ullrich: Sie ist blaß geworden in der Fremde. Doch sie wird wieder rotwangig werden daheim. Da male sie mir unter dem Nußbaum.

Richard: Da kommt ein Kahn.

Ullrich: Man hört es bis hierher nicht, doch man sieht es an ihren Mündern, daß sie singen.

(Der schlafende Ulan beginnt ein Heimatslied mit rauher Stimme zu singen.)

Richard: Horch, was ist das?

Ullrich: Hinter uns singt auch jemand.

Richard: Ein Bursche, ein Ulan. Grau und verstaubt, mehr schlafend scheint er, als wach.

Ullrich: He dort, wer singt da?

(Der Ulan erhebt sich im Schlaf und tritt langsam in die Landschaft.)

Richard: Ein junger Mensch. Seltsam gefestigt, rauh. Mit einem Aug', darin Härte Traum ward.

Ulrich: Wer bist du, Mann? Du singst das Lied, das gerne hier gehört wird.

Ulan: Fragst du noch? Ich bin du.

Ulrich: Du ich?

Ulan: So hat dich die Zeit gemacht und das Schicksal.

Richard: Verwunderlich sprichst du, Mann. Woher kommst du?

Ulan: Aus Polens ödem Sandland, wo ich die Nacht verirrt und müde einschlief bei meinem Gaul, der nicht mehr weiter konnte.

Ulrich: Blutig bist du und aller Art Erde klebt an dir.

Ulan: Kriegsarbeit. Kampf und Wache in Ost und West und Nord und Süd. Daher bin ich so blutig und mit Spuren aller Erde bedeckt.

Ulrich: Fremder, etwas an dir verbietet Lachen. Doch sieh dieses friedliche Land, den Wingert dort, den mein Vater neu gekauft hat, das angefangene Haus da unten: Geist und Mensch dieses Lands ist friedlich. Unser Sinn steht mehr nach schönem Bauen hier als blutigem Pfad in Fremden und Verwüstung. Gehe, woher du kamst. Du machst kein Glück hier.

Ulan: Teufel, hör doch. Ich bin ja du, und du bist ich.

Richard: Ein Zeichen dessen. Gib uns ein Zeichen dafür!

Ulrich: Was tat ich voriges Jahr um diese Stunde?

Ulan: Knabenhaftes.

Richard: Sehr schlau geantwortet.

Ulrich: Stehe genauer Rede: Welcher Ort dort drüben ist mir der liebste von allen?

Ulan: In jenem Seitentälchen geht ein Weg hoch durch saftiges Gras, fast oben den Berg entlang.

Ulrich: Seltsam, das ist wahr.

Ulan: Dort hinter den Hügeln hoch liegt ein Brunnen, da warst du gestern mit diesem, deinem Freunde.

Richard: Erscheinung, Geist!

Ulrich: Wir träumen.

Ulan: Erkennst du mich?

Ulrich: Bei aller Süße und Sonne dieses Landes, warum so blutig und rauh, bedeckt mit aller Art Erde? Unblutiger Arbeit Segen gib uns dieses Land, solange wir denken.

Ulan: Doch ein August wird kommen, blutig und ungeheuer —

Richard: Gefahr bringend der Heimat und den Lieben?

Ulan: Ein Schwur wird widerhallen tödlich und unnatürlich.

Ulrich: Von wem geschworen?

Ulan: Der halben Welt.

Richard: Zu unserm Untergang? Auf, Ulrich, auf! Was sprichst

du Mann, du stehst nicht Lügnern gleich. Dein Aussehen wiederholt drohend deine Worte. Willst du uns mahnen zu glühender Wehr?

Ulrich: O süßes, friedevolles Tal. Hoffende Jugend, Kampf um Licht. Was wird uns hier verkündet. Ein anderer Kampf. Wir wollen nicht fragen, wie du herkamst, wie dir solche Voraussicht kommt. Du liebst dies Land. Wir grüßen dich, Mann.

Ulan: Denkt meiner.

Ulrich: O, sieh hinab, Richard. Uns bindet ein neues Band.
(Ulan tritt aus der Landschaft zurück und geht an seinen Platz, wo er weiter schläft.)

Richard: Wo ist der Ulan?

Ulrich: Wie, schon fort!

Richard: Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Ulrich: Bedenke, was er gesagt hat. Es ist alles unnatürlich.

Richard: Doch wie er sang vorhin. Wenn er aus Polen kommt, wird er weit zu gehen haben bis dahin.

Ulrich: Gehen wir hinab.

(Das Bild verschwindet. Es ist wieder ganz Nacht. Der Ulan erwacht.)

Ulan: Halt, halt. Berge, Fluß, Richard, halt. Nacht. Polnischer Sand. Mein Gaul. Krieg. Alles vertrieht sich. Traum, Erscheinung. Wozu, wozu! Genug zu fressen an der Wirklichkeit. Zum zwanzigstenmal beginnt der Mond sein erschrockenes Fliehen über die blutige Erde. Kein Ende abzusehen. Geschrei und Not. Kein Lied vergangener Tage paßt mehr. Genug, genug. Das Vieh rührt sich nicht. In seinen Augen ist Nichts, ödes Nichts spiegelt sich, stilles Nichts. Beneidenswert solche seelenlose Gäste. Der Augenblick schreckt, quält, vernichtet sie, doch ist er drunten, stehen sie befreit still wieder und schlafen, können schlafen. Uns läßt nachträglich noch Erinnerung das Blut erstarren. Und senkt in unsere Seele tödliches Grauen für immer genug, genug. Dieser verfluchte Sand ist ein härteres Bett als Fels. Schlaf ist dahin. Schlaft ihr zu Haus? Vielleicht? Sicher. Sie glauben an uns. Ich kann nicht mehr liegen. Ich will stehen. Mag kommen, was will. Wer steht, liegt mehr, als wer liegt.

(Ulan lehnt sich gegen den Baum und scheint einzuschlafen.)

Sechster Abschnitt (Musik des ersten Gefallenen.)

Siebenter Abschnitt (Erich, der erste Gefallene, erscheint.)

Erich: Aus der Ruß am Marneußer bin ich aufgestört. Durch kühle

Täler zog ich hierher in Ides Sandland, wohin der Drang deutet, der mich mit klaffender Wunde im Schädel wandern heist. Der Ruhe wieder bar. Da lehnt wer. He da! Was ist in dir, das mich anzieht und schmerzt?

(Ulan wacht auf.)

Ulan: Wer da?

Erich: Bekannte Stimme.

Ulan: Wer ist da?

Erich: Ulrich du!

Ulan: Himmel und Hölle, ein Geist!

Erich: Erkennst du mich?

Ulan: Narrt mich mein müdes Herz? Namenloser Schauer strafft mein Fleisch. Ist das der Schatten Erichs, verweist, gefallen als erster durch einen Kopfschuß.

Erich: An deiner Seite fiel ich.

Ulan: Komm nicht zu nah. Schaurig, bist du es? Du wandelst. Wie der Bliß warst du gefallen. Dein Gaul, besprüht mit deinem Blut, ging durch.

Erich: Ich fühlte nichts. Ehe ich noch die Erde berührte, war ich ein Geist. Ich ruhte still am welligen Marneufer bis heute nacht.

Ulan: Da ruhen viele. Doch rede, welcher aufrührerischer Einfluß trifft die Sphäre, daß Tote wandeln und du hierherkommst, vielleicht vom Winde hergeführt, in dem wir Blinde nichts sehen.

Erich: Du zogst mich her aus meiner Ruhe.

Ulan: Ich habe Fürchten verlernt. Doch grauts mir vor dem in mir, was Geistern sich verbrüderet. Was soll ich für dich tun? Schnell, was willst du von mir?

Erich: Wo ist der Geist von 14, Ulrich?

Ulan: Der Geist von 14. Erich, was wißt ihr erst Gesunkenen von Krieg. Kamst du deshalb, so spare Worte. Unmensächlich ist, was wir getan haben, Mann für Mann, in zwanzig Monaten. Du gehörst in andere Zeit.

Erich: Ich kam durch stille Täler, vorbei an schlafenden Heeren zu dir, um mit dir zu sprechen.

Ulan: Aber was?

Erich: Über den Geist von 14.

Ulan: Schweig, Schweig bei unserer Freundschaft. Geh schlafen, Erich! Dräng nicht zurück ins Leben! Geh!

(Erster Gefallener verschwindet.)

Ulan: Doch ist es Schweres sagend: Gefallene wandeln, Geister wappnen sich.

(Man hört lautes Weinen hinter der Szene.)

Ulan: Was für ein tränenreiches Weinen, das aus der Nacht tönt.
Es kommen mehrere, scheint es, Nacht ist ein Höllentintensaß.

Achter Abschnitt
(Musik des zweiten Gefallenen.)

Neunter Abschnitt

(Robert, der zweite Gefallene, erscheint, die Hand aufs Herz pressend.)

Ulan: Welche Gestalt. Die Hände aufs Herz gepreßt. Elend. Sie
stugt. Bist du so kraftlos, lehn' dich an diesen Baum. Halt, nein, weg!
Bist du es, treulosser Robert! Halt!

Robert: Nenn' mich nicht treulos, diese Hände decken die Wunde,
daraus mein Blut rann, treu dem Land.

Ulan: Schwer ist es, Feindschaft zu schlucken. Komm! Du bist treu.
Was, du verschuldet, dein Leben wüßt, falsch und gierig ist ausgelöscht.
Sprich, warum weinst du so als Schatten?

Robert: Im Leben weinen viele um mich, nun weine ich um eine, die
lebt, doch wollte, sie wäre bei mir. Ulrich, mein Schlimmes war hell
durch Liebe. O, weine, weine mit mir!

(Zweiter Gefallener ab.)

Ulan: Erscheinung auf Erscheinung. Mein Herz erschütternd. Die
Tränen bringen, scheint es, schon durch die Erde, bis in die kalten
Grüfte und machen Tote weinen. Es muß ein Ende des Blutens
gemacht werden.

Zehnter Abschnitt
(Musik des dritten Gefallenen.)

Elfter Abschnitt

(Franz, der dritte Gefallene, tritt auf. Er hüpfet und hat sein Wein
unterm Arm.)

Franz: Hallo, langsam da vorn. Was gibts zu weinen! Es ist nie
ganz so schlimm.

Ulan: Halt du, laß jenen weinen, er hat Grund.

Franz: Sieh da, Ulrich. Immer noch Franz, ja wohl. Was sagst du
dazu, daß ich hier knixe auf einem Wein? Und dies Paket hier. Komisch.
Ich liege nicht weit da oben. Der Teufel weiß, was mir ins Gerippe
fuhr. Ich lag vergnügt im Wald und hörte die russischen Amseln pfeifen.
Ich liege unbegraben, man hat mich nicht gefunden. Kerl, dein Gesicht ist
bitter. Sieh meins! Bald gibts da Weilchen in meinem Wald. Knix,
Knix. Komm mal raus, Franz, komm mal raus, Franz! Du solltest
meinen Schatten im Mond sehen.

Ulan: Genug an dir, grausig. Lustiger Franz, nun lustiger Geist.

Franz: Komm mal raus, Franz! Wir bleiben, was wir sind da unten. Ich bin nicht der Schlechteste mit meinem Wein. „Verderbliches ins Ohr geraunt und den infamen Griff getan.“ Komm mal raus, Franz! Lustig, Ullrich.

Ulan: Wir tanzen die Sinne, schweig!

Franz: Tanzen, tanzen. Pah Ullrich! Das Herzchen nicht zu tief unten! Lustig. Ich sage dir, es war bunt, als ich fiel. Ein Zappeln, ein Quietschen. Bäuche wie Sonnen.

Ulan: Mich packt Wut, wenn ich dich sehe.

Zwölfter Abschnitt

(Musik Richards.)

Dreizehnter Abschnitt

(Richard erscheint auf der Bühne und bleibt wartend stehen.)

Franz: Da scheint jemand zu warten. Ich will nicht stören. Glück Ullrich. Bald blühen die Weisken, hopsa nach Hause, komm mal raus, Franz! Das Leben war lustig.

(Dritter Gefallener ab.)

Ulan: Alles hinab, wüßt, traurig, schlimm, gut, froh, alles da unten. Ihr sollt nicht umsonst gekommen sein, Burschen. Doch einer wartet noch da. Komm ran! Bring deine Klage vor, ich höre.

Richard: Ist fort der andere? Denn wenn auch alle wir Brüder sind, nicht mag ich dich mit jemandem teilen, nicht dein Ohr, nicht dein Herz, nicht deine Zunge.

Ulan: Nur einem war ich so vertraut, daß von meiner Liebe ein Körnchen fallend ihm weh tun durfte. Er ist nun auf dem Meer.

Richard: Er kennt mich nicht.

Ulan: Was murmelst du? Komm ran! Hier bin ich. Es ist dunkel. Was tatest du wie Blinde? Barmherzigkeit, entsetzlich! Keine Augen. Wer bist du Armer, so furchtbar entstellt?

Richard: Sieh mich an!

Ulan: Richard! O dreimal schönes Leben. Richard, blinder Richard.

Richard: Ich bins.

Ulan: Du starbst, ich wußte nicht die Kunde! Kein Zeichen es zu melden! O, wäre ich tot, wollte ich zehnmal tot sein, dies zu vergessen. Ich lebe und will zehnmal leben, dieses zu gedenken!

Richard: Ja lebe für mich! Elend mörderisch ward ich getroffen, als ich im Wasser schwamm, nachdem das Schiff gesunken war. Ich

schwamm im Wasser, keinem feindlich mehr. Diesen Leib und meine Seele bemüht zu retten. Da schossen sie auf uns. Ich hob die Hand. Da ward es plötzlich Nacht und salziges Wasser brannte mir in diesen leeren Höhlen. Ich sank, kam wieder auf, sank wieder. Tagelang trieb ich so auf den Wellen mit leeren Höhlen. Dann sank ich ganz.

Ulan: Menschen taten das? Du lügst, Schatten!

Richard: Sie saßen ruhig auf ihrem Bord und zielten auf uns.

Ulan: Engel, Engel! das muß ein anderer sühnen, es ist zu ungeheuerlich. O Richard, zu früh getroffen, weit von mir.

Richard: Laß mich nicht an, es fräße dir alles Fleisch weg. Ja, zu früh, zu früh. In diesen Höhlen ruhten so viele Bilder noch. Schöne Gestalt, erst kaum geahnt, doch schön genug, um dieses Wesen zu entfachen zu ewigem Dienst. O, was war mir verwehrt der Welt zu geben! Zu früh, zu früh. Ich treibe und hänge im Fang! Das ist mein Los.

Ulan: O Mütter, wüßtet ihr, warum ihr schreit, wenn ihr gebärt. Spritzt eure Milch an Wände, reicht keinem Mund sie, der einmal klagt wie dieser!

Richard: O Heimat, die uns nährte, um unsern schönsten Dank betrogen. Was willst du tun, Ulrich, für mich?

Ulan: Den Mond schlagen! Frisieren lassen, Zopf tragen. Von Himmels Blau ein Stück reißen und es färben schwarz, schwarz, schwarz! Was soll ich tun, Rache aus Felsen reißen! Du bleibst dahin! Ich schwöre, wenn ich Krieger war bis jetzt, dreifache Eigenschaft des Krieges. Wenn ich Feinden tödlich war, dreifachen Tod. Wenn ich stand, will ich wurzeln wie die Eiche. Hoffnung, nur schwacher Rückgrat, füge nichts zu meinem Wort!

Richard: Dank, Ulrich, könnte ich noch einmal mit dabei sein! Leb wohl.

Ulan: Bleib! Bleib! Geh noch nicht wieder. Wer weiß — — — Ich steige auf und reite mit dir. Warte.

Richard: Solg nicht! Bleibe hier auf dem Posten!

Ulan: Richard! Richard! Auf Wiedersehen, vielleicht — drüben. (Richard ab.) Auf immer hin! Sind noch Gespenster da? Pest, das genügt. Wird Morgen schon? Auf, Gaul. Ich mache einen Schnitt durch alle Zeit bis hierher. Was jetzt beginnt, sei ohne Beispiel. Das Ringen fängt erst an. Der Sterne keiner leuchtet. O Heimat, o Gefallene! (Er bindet das Pferd ab und steigt auf.)

Vierzehnter Abschnitt
(Musik des Volks in Not.)

Fünfzehnter Abschnitt
(Erscheinung des Volks in Not.)

Ulan: Wohin? Hölle und Pest, bist du toll, Vieh? Wovor scheust du? Wo sind wir? Hallo. Was umgibt mich? Wogt wie das Meer um meinen Gaul? Streckt Hände, winkt, beschwört mit Mienen der Angst, des Grams und Leids, der Not. Trotzige Blicke, feste Lippen. Hallo. Vorsicht, Mütter! Väter, Greise, Kinder. Die allgemeine Not! Ich sehe euch, seh euch. Macht Platz, da kommen andere, schweißig, ver-
rußt, hartnändig, übernünftig. Frauen, Krüppel, Mädchen! Ich seh euch, euch! Entschlossene Kraft zu Hause wirkend am allgemeinen Ziel. Wer dort noch naht! Verhungert, glanzäugig, der Sorge Farbe tragend, gebeugt, zitternd, am Stocke kommend, verwischte Tränen bergend, gefaßt, trotzig schon wieder: Ich seh euch, seh euch, Opferer für das Ganze! Besessene, eins betend, wollend, hoffend, für eins sinkend, durch eins getröstet, das unser aller ist und mehr wie wir. Geheimnisvoll, gewaltig, alles besiegend in der Brust, Blut unseres Bluts! Dies — sagt ihr — ist gefährdet. Gefahr? Gefahr? Schweigt still. Wer weiß nicht, was es gibt? Wer weiß nicht, was zu tun ist? Nun handeln wir danach! Das Wort stirbt. (Die Erscheinung verschwindet). Verschwunden alles. Kühle beginnt der Tage. Das öde Land dehnt sich endlos. Dort kam ich her. Da kommt eine Straße aus dem Wald. Rechts muß ich reiten. Halt, was ist das? (Ulan ab).

Sechzehnter Abschnitt
(Musik der herannahenden Ulanen.)

Siebzehnter Abschnitt
(Abteilung Ulanen reitet vorüber, unter ihnen Ulrich.)

Ulrich: Jeder verwundet von euch. Wohin reiten wir?
Ulan: Es ist Geheimnis. (Alle ab.)

Achtzehnter Abschnitt
(Das musikalische Nachspiel.)

Der Stern

Novelle von Walter Eidlitz

Uber mir ist der Nachthimmel ausgespannt. Bloß Wind ist um mich, der zerrt an meinem Mantel, und aus dem Boden wächst die drängende Feuchtigkeit. Getränkt mit dem herben Geruch der dunkeln, lockeren Erde, schwemmt sie hoch den süßeren Hauch des Grases und atmender Blüten, stürzt sich ergießend, jubelnd in die Arme der durstigen Luft. Die eilt fort mit leichten melodischen Ruder schlägen, will verkünden, ich habe empfangen, ich bin erfüllt, hebt den Vorhang vom düstern Wald, wo das Wild schläft, und weht an mächtige Berge, die emporragen wie kalte Kristalle, unsichtbar, aber zu ahnen. Und nun ist Ruhe. Es ist ganz still. Nur am Brunnen fällt ein starker, silberner Strahl in einen Trog. Da wird mir heimlich zumut, und es wird wach wie eine alte vergessne Geschichte, schon gehört hab ich diese Musik, gesehn dies Verschwimmen der zitternden Helligkeit, geboren bin ich auf einem Stern.

Leuchtet ihr wieder, alle? Ach ihr habt so schwere, stolze Namen. Bist du mein, Adeltamin, Antares, Procyon, oder gar du lieblich nahe quellende Venus, die am frühesten tröstet? Ich will dich Atapia nennen. Dein klarer, kühler Glanz strömt nieder in mein auffchauendes, suchendes Auge. Es ist kein Märchen. Geboren bin ich auf einem Stern. Doch sehr blaß und verschleiert ist meine Erinnerung an die mattblauen spiegelnden Ebenen, das leise Tönen des gleitenden Äthers, duftendes Dämmern, unendliches Wasserrauschen. Denn das Licht, das irdische grelle Licht habe ich zuerst gesehn auf einer Wiese in dieser Welt.

Es kam aus einem sehr hohen hellen Himmel. Es brach sich schwingend an blitzenden weißen Flügeln; da senkten sich müde die Augen. Es floß durch kühle grüne Blätter, die im Winde tanzten. Es rieselte durch weiße, auf und nieder schwebende, zarte Wesen, Akazienblüten, durch weiße, wehende Mädchenkleider. Es schimmerte auf hüpfenden, rosigten Füßen, die eilig durch das dichte Gras liefen, weit in den Garten ans Ende des Raums. Rasch kam es näher, tänzelnde, fröhliche Füße und dumpfes Gebrause. Es beugte sich hüschend nieder, ein großer Schatten fiel über mich, daß ich erschrak. Ich fühlte ganz nahe etwas Lebendes, weich und warm, atmend und leuchtend, den Druck einer kühlen Blatte auf meinem Mund, und ich hörte eine Stimme, was ist das eine Stimme, ein Klingen, ein Sprützen, ein Plätschern, wie wenn Kieselsteine lustig in das glucksende Wasser springen: Seht ihn an, lacht ihn aus, er schläft und hat die Augen weit offen.

Die Welt war wunderbar und doch fremd. Auf dem Boden krochen lastenträgend die Ameisen, ein finsternes, mörderisches Volk. An den schwankenden Grashalmen hingen gläserne farbige Tropfen und glitten in die Tiefe. Über bunten Blumen wiegten sich seltsame glänzende Flügeltiere, summten und sangen, flogen davon. Über ihnen flogen die schnelleren flaumigen Himmelsgeschöpfe, die Vögel, flog die durchsichtige Luft, hell und dunkel verschüttet vom Wind, flogen die Wolken, weiß und rostig, freudig erstrahlend, grausam und drohend geballt, unaufhaltsam.

Woher kamen sie? Wer hatte sie hingestellt in das Gewimmel der andern? Gingen sie auch Hand in Hand mit zwei Führenden, Vater und Mutter? Wer hat alles erschaffen? Gott. Wo wohnt er? Im Himmel. Wie sieht er aus? Er ist unsichtbar. Und ich wollte ihn doch sehen. Ich blickte zur Zimmerdecke und machte die Augen zu, denn es war Sünde. Und ich sah ihn doch. Ich konnte mit ihm sprechen. Ich durfte ihm sagen: Lieber Gott. Ich durfte ihn bitten: Mach' mich gesund, laß mich gut schlafen, gib mir einen Engel in der Nacht. Kannst du auch alles. Du weißt, ich hab' den Schlüssel damals nicht versteckt. Und man hat mich gestraft. Hörst du, ungerecht gestraft. Mach' es ungeschehen! Nimm die Zeit weg, daß sie nie da war! Er wollte nicht. Er konnte es nicht. Da entstand eine Leere um mich, ein bitterer Geschmack im Mund, und ein Weinen würgte mich im Hals. Was hatte ich mit der Welt zu tun, ich war ja nur zu Besuch. Oft mußte ich so denken im lärmenden Getriebe. Wenn ich einem Mädchen gegenüber saß und mein Blick den Leidenszug um den Mund hinunterglitt, wenn ein Menschen- gesicht wie mit Strahlen durchleuchtet offen vor mir lag. Sind das auch meine Schmerzen? Wie komme ich hierher in diesen schnellen elektrischen Wagen, in dieses rollende Haus aus Eisen und Holz und Glas? Ich hatte die glänzende metallene Griffstange berührt und fühlte aus der durchdringenden Kälte wie ein Kreisen der glühenden Gestirne und dabei die rauhe, brüchige Stimme des Professors, der erzählen wollte von meinen Wundern.

Die Welt war unheimlich. Ich kannte einen Menschen, er gab mir die Hand, er sprach, er lachte, ich beneidete ihn, weil er so selbstverständlich seinen Kopf in den Schoß eines hübschen Mädchens legte. Da mußte ich in der Nacht an ihn denken, und mir fiel plötzlich ein, er ist gestorben. Wie eine Nische, ein Grab, war es in die Luft gebrochen, ein Raum, aus dem ein eisiges Dunkel kroch. Die andern merkten nichts, sie aßen und tranken, sie gingen vielleicht achtlos über die Erde, wo er lag.

Und doch war das Leben schön, die Ferne mit einem zarten Duft umflossen, wie auf einer Reise. Ich erwachte in einem Zimmer, das ich noch nie gesehen hatte. Neugierig und erstaunt schaute ich auf die seltsamen

Muster an der Wand, an der Decke. Ein Sonnenstrahl, ein ganz fremder, wunderbarer Sonnenstrahl lief darüber hin und sprang auf mein Bett.

„Lieber Sonnenstrahl, liebes Strahlendes, das warm auf meiner Hand liegt, daß sie rosig durchschimmert, sag', wo bin ich?“ „Weißt du das nicht. Auf den eisernen Schienen bist du gefahren einen ganzen Tag; an den Wiesen vorbei, an den Bäumen, den Wäldern, über hallende Brücken, über die schnellen, grünen, weißschäumenden Flüsse, bis tief in die Abend Schatten hinein.“ „Liebes Strahlendes, woher kommst du?“ „Das werd' ich dir gleich zeigen; willst du nicht aufstehn?“ Da steh ich mit bloßen Füßen auf der hölzernen glatten Diele, durchbebt von der Nähe des Unbekannten. Geführt von einem farbigen Gespinnst geh' ich zum Fenster, hantiere ungeschickt an dem Riegel und öffne die Läden. Wie dumpfes Donnern schlägt es an mein erschrockenes Ohr. Unter mir springt die aufgestaute Flut übers Wehr in die Tiefe. Und zu mir herein bricht kalt und klingend die helle, brausende Luft, tanzt um mich, umfängt mich, jauchzt: Ich und du, wir gehören zusammen. Und vor mir liegt spiegelnd, glänzend ein weites Wasser. Meine Augen blendet das schwimmende Gold, furchende Streifen zieht ein Kahn und ein weißes Segel. Und dahinter ruhen die weichen, goldenen Nebel. — Wirst du so daliegen, Zukunft? Werden die Wolken sinken? Wirst du enthüllt werden wie die hohen Gebirge und der blinkende Schnee? Ich habe Angst vor dir. Ich suche dich. Ich möchte dich küssen. O Leben!

Als ich aber einundzwanzig Jahre alt war, saß ich um die Mittagsstunde wieder in einem gläsernen Wagen. Der Zug stand still. Der Bahnsteig brannte in der Sonne und war menschenleer. Ich wußte nicht, was ich zuerst lesen sollte, die Zeitungen mit den grellen Aufschriften, die in die Höhe schrien: „Allgemeine Mobilmachung. Der Vorschäfter droht. Der Vorschäfter reißt ab. Krieg mit England!“, oder die Briefe meines Freundes. Da begann der Zug zu fahren und glitt neben einem Wildbach in ein ruhiges, grünes Tal. Über meinem Haupte fühlte ich es wie beruhigende Flügelschläge eines Vogels und ich nahm die Briefe.

„Lieber . . ., der Traum vom Orient ist nach einmonatlicher Dauer zu Ende. Geblieben ist mir nur der Widerschein des unbeschreiblich zarten Durcheinanders der Farben in der ersten Morgenfrühe. Wir haben das Kap Matapan bei Nacht passiert, die Insel Zante aber bei Tag, eben liegt sie vor meinem Kabinenbullaue. Ich sehe eine große, schöne Stadt und eine Festung auf einem platten Berg im Hintergrund. Je mehr wir uns der Heimat nähern, desto schwerer wird mir ums Herz. Glaubst du noch immer an ein Ziel unseres Bücherlesens und Nachdenkens? Wir sind wirklich auf ein Nebengeleise geschoben worden. Was wissen wir von

Leben und Liebe und Frauen. Ich kann dir versichern, jeder Backfisch lacht uns aus. Und ich habe doch die schönen goldenen Knöpfe an meiner Uniform; ich hätte wohl nur die Hand ausstrecken müssen. Aber andre, die schlechter sind als ich, genossen die Früchte ihrer besseren, besseren Menschenkenntnis, und ich stand fröstelnd daneben."

Hast du mich in dein Herz schauen lassen? Was soll ich dir antworten, lieber Freund? Weißt du noch, wie zaghaft ich das erste Mal dieses Wort niederschrieb „Dein Freund“. Wir sind damals lange kalt und mit glatter Miene nebeneinandergegangen, und doch auch früher Arm in Arm. Weißt du noch? Mitten im Gewimmel der Menschen den engen Weg durch die wogenden Kornfelder. Und dann haben sich die andern verloren, man hat nur die fernen Stimmen gehört und die Grillen. Und wir sind immer zugeschritten durch die nasse Luft auf die leuchtend ragenden Abendgebirge.

Und weißt du? In der Frühe über die Verglehnern um den weißen schlafenden Ort. Du warst ängstlich, weil du in der Messe sein solltest. Und wir haben wie zum erstenmal gesehen, wie die Tautropfen auf den Wiesen glitzern. Die Orgel hat zu spielen angefangen, und wir sind hineingeschritten übers Moos in den kühlen Wald. Die Morgensonne ist hellkantig auf den Stämmen gelegen. Wir haben es noch immer gehört: süßes, leises Klingen und mächtig anschwellendes Brausen. Und immer dunkler, entfernter ist das Rauschen geworden. Wir haben nicht mehr gewußt, ist der Wind in den Bäumen oder singen sie in der Kirche, oder ist es der kleine Bach, der hinunterspringt über die Kieseln. Dann hat nur noch ein Vogel gesungen. Er ist wohl hoch in leicht schwankenden Wipfeln geseßen mit beglänzten, schimmernden Federn, denn die Töne seines Lieds sind hinuntergeglitten wie leuchtende, goldene Tropfen ins Gras. Das war naß von der Nacht, und auch die Sträucher waren geschwellt, saftig, funkelnd vor lauter Feuchtigkeit. Aber sonst war es düster, wir sind immer tiefer hineingekommen in gläserne, grüne Dämmerung. Und auf einmal sind wir stehn geblieben, erschrocken vor Freude, den Atem anhaltend, vor uns lag eine ruhige, helle Wasserfläche, ein Weiher, ein Auge im Wald. Die tiefblauen Glockenblumen haben sich unbewegt übers Ufer geneigt. Die stille Flut hat sie gespiegelt, man hat in ihr die Höhlen gesehen, eine hohe Felswand mit Schnee, den klaren, weitausgespannten Himmel. Nur die weißen Federwölkchen sind drüber hingestrichen.

Und weißt du? Einmal im Winter, nach dem schweren Weg über verschneite, neblige Hänge. Mit meinen dummen Worten hatte ich dir deine Welt zer schlagen. Frierend standen wir, wie die dürrn Obstbäume, auf der Höhe und suchten umsonst einen lieben Gott in der kalten Leere.

Ringsum dehnte sich eisiger Raum. Schwindelnd fühlten wir unter uns Drehendes, Kreisendes. Trostlos schwang sich die finstere Erde in die Unendlichkeit. Da suchten wir Schutz beieinander und liefen hinab zum nächtig brausenden Strom. Die Eisschollen klirrten. Weißblinkend breit gepaart, zerrissen durch schwarze Afern, trieben sie majestätisch dahin. Der Sturm preßte die knirschenden an das Ufer. Sie rieben sich zischend an der niedrigen Böschung, sie stemmten sich höhnisch empor zu der schmalen Straße; dann glitten sie ins Dunkel unter der Brücke. Wir liefen heim. Die Stadt streckte die Arme nach uns aus. — Sie wartete auf uns mit elektrischen Wagen, glühenden Tieren, mit roten flammenden Augen. Die Räder begannen zu singen. Wir fuhrn verstört durch menschen erfüllte, lärmende Gassen. Helle umhüllte uns. Wir ließen uns tragen, durch die Schwärme farbiger Kleider, froher Gesichter, lachender Stimmen. Zahllos aneinandergereiht standen die überhängenden Häuser, tot und leer mit aufgerissenen dunkeln Höhlen und mit erleuchteten Fenstern, erfüllt mit Musik. Und es gab verschlossene Tore, lockende Lampen und Feste, verboten, geheimnisvoll.

„Was wissen wir von Leben und Liebe und Frauen?“ Von den Frauen haben wir wenig gesprochen und vielleicht auch wenig gewußt. Wir haben zu ihnen hinaufgesehen wie zu einem Göttlichen. Wir hätten nie gewagt, mit unseren räppischen Fingern den Blütenglanz, den schillernden Staub auf ihren Schmetterlingsflügeln zu berühren. Und als es anders wurde, als sich ein Spalt des Lebens wie ein Abgrund vor uns aufthat, da waren wir weit von einander und scheu und schmiegt uns in unsere Scham. Ich hab dir ja nur schreiben wollen: „Ich habe viel gelogen. Dafür hab ich mich ausgezogen und steh' jetzt hier ganz nackt vor dir. Ich kann nicht denken und nicht sehn, nur leise hoffen, daß du mir gnädig bist.“

Jetzt meinst du vielleicht, ich hätte große Erlebnisse gehabt. Und sie waren recht armselig. Meine früheste Erinnerung ist die, daß mich als kleines Kind ein Dienstmädchen in die Arme nahm. Ich lag ganz still und schläfrig in den großen, rauhen Händen, die mich wohl gern hatten, denn sie begannen mich leise zu streicheln, und ich fühlte müde, schlummerfelig die Wärme in mich hinüberrynnen wie einen Strom Liebe.

Einmal, als ich schon ein großer Bursch war, hat sich ein kleines Mädchen am Abend auf meinen Schoß gesetzt. Sie hieß Rosika und war so schmiegsam und schmeichelnd wie ihr Name. Ich habe mich noch lange nach dem jaghaften Streichen ihrer glatten Finger gesehnt.

Die Bewegung der liebevollen Hände war das einzige, was ich kannte von aller Zärtlichkeit. Und ich hätte doch auch das wirkliche Leben umfassen können. Ich ging einmal um Mitternacht aus dem Theater nach Haus. Aus der Beängstigung des Walpurgisstraums, aus dem wirren,

sich kreuzenden, dunkeln Treiben war sie entstiegen in strahlender Klarheit, Helena. Sie schritt königlich in einem weißen Gewand mit goldenen Spangen. Aus ihrem Munde tönte süß der Wohlklang der feierlich schleppenden Rede. Die adeligen Rhythmen tauschten wie kristallene, langsame Kaskaden eines herrlichen Stromes. Und die Wellen kräuselten sich und spielten sich neckisch; weiße Marmorsäulen wuchsen empor, und Blumen rankten sich hoch. Aber die Königin mußte wieder hinab in die Unterwelt. „Laß mich im düstern Reich, Mutter, mich nicht allein!“

Ich lief durch die Straßen wie glückberauscht. Das Wasser rann auf den Wegen, die Jasminbüsche atmeten betäubend stark, und die Brunnen sprangen weiß in den Gärten. Ich mußte vor mich hinsingen. Ich mußte eilen mit dem Nachtwind, und er umschlang mich und wehte durch meine Haare. Ich mußte allen Menschen, die ich traf, in die Augen sehn. „Was wißt ihr, ihr seid stumpf. Und ich bin jung, was kann ich noch alles werden. O ein Dichter werden. Und ich will euch ein Lied singen. Da werdet ihr aufhören, das wird euch packen, das wird euch schütteln, ihr werdet zittern! Ich geh' dahin! Ich geh' dahin!“

Ein Fiakerkutscher, der längere Zeit verwundert neben mir hergefahren war, grüßte mich: „Guten Abend, Herr Doktor. Sie waren gewiß bei einem Mädcl.“ „Ich war im Theater.“ „Ich weiß schon, es ist sicher eine sehr schöne Person. Herr Doktor, ich will Sie führen. Wir haben eh einen Weg, ich fahr' Sie umsonst nach Haus.“ In meinem Taumel sagte ich ihm meine Adresse und stieg ein. Ich lehnte mich bequem in die seidenen Polster und fuhr durch die kühlen, leeren Straßen. Als der Wagen aber abbog in eine finstere, enge Gasse, erfaßte mich eine wilde Angst. In der Ferne sah ich ein altes Gebäude mit einer großen roten Laterne. Da sprang ich heraus und floh wie geheßt durch unbekannte Straßen.

In einer Allee lief ich einem Mädchen in die Arme. Sie drückte mich an ihre Brust und lachte: „Wohin läufst du? Du gefällst mir. Komm mit mir.“ Sie hängte sich ein, und wir gingen einige Schritte zusammen. Ihre seidenen Röcke rauschten. Ihre Lippen waren geschminkt und leuchteten. Ihr Haar duftete, ihr ganzer Körper duftete fremdartig süß. Sie fragte mich: „Wie alt bist du?“ Da packte mich wieder die Angst, und ich riß mich los. Sie rief: „Du Feigling, schäm' Dich!“ Ich hörte sie noch lange hinter mir lachen, als ich in der wehenden Nacht durch die hallende Stadt irrte; endlich fand ich nach Haus.

Aber ich konnte nicht schlafen. Ich warf mich auf meinem Bett. Ich sah sie lachend vor mir stehen, die Fremde, nach der ich mich gesehnt hatte. Ich sah die vielen Frauen, denen ich begegnete, deren Kleider mich kreiften, daß es mich schmerzlich durchjuckte. Ihre Gesichter tauchten im

Nebel auf, sie blickten mich an, sie blieben stehn, Schuhe schleiften an Schuhe, Knie berührte ein Knie. Ich fühlte die Nähe ihres Leibes. Ich hätte gern gesagt: „Du Schöne, beschenke mich, erlöse mich!“ Aber sie lachten und sagten: „Du Feigling!“ Ich mußte an meine Kameraden denken; war ich weniger wert, war ich schlechter als sie? Ich drückte mein Gesicht in die Polster, ich wollte nicht weinen. „O wie sind die jungen Leute leicht gereift, greifen nach den Früchten, wie ein Knabe greift. Haben sie genossen, eh man es geglaubt, gehen überlegen mit erhobenem Haupt. Nur ich selber bin zu feig, zu scheu, zu klug, schlepp' die Bürde weiter, die mich niederschlug.“

Nun sind die Berge und Täler in weißes Mondlicht getaucht. Hoch über meinen Wimpern seh' ich ein Blühendes schweben. Durch die schwankende Zartheit gießt rieselt tiefer das Licht und der milde Glanz hüllt mich ein. Kühle steigt aus dem Boden. Kühlt und beruhigt schwimmt ins Weite die silberne Erde. Immer ferner klingen die Wasser, immer leiser stürzen bestrahlte Fluten, fallen die Tropfen in die Stille hinein. O wie süß duftet die Nacht! Höre nie mehr auf! Warst du nicht immer? Wirst du mich endlich hinübergeleiten aus dem Meer der verworrenen Schmerzen, immer sanfter schwingend, in selige Lautlosigkeit?

Ach es war Tag, glühender, greller Tag. Durch eine heiße, blendende Gasse mußte ich gehn, entblößt, und die Menschen höhnten mich. Und war keiner gut zu mir? Sind doch die Mädchen über den Weg gelaufen. Haben doch die samtenen Hände geschmeichelt, weicher Arm lag mir um den Hals und küßte den Nacken. O wie leuchtet die dunkel umrundete Stunde. Sie muß ganz nahe sein. Lauter Rosenblätter müßten jetzt niederfallen. Wann war es doch? Heute.

Ich muß mich besinnen. Ich fuhr in einem Eisenbahnzug. Wohin fuhr ich? Das stand in einem Brief mit seltsamen Stempeln. O ich weiß noch gut, was in dem Briefe stand.

„Lieber . . ., der eingetretene Kriegszustand verhindert mich, Dir mehr als nebensächliche Dinge zu schreiben. Es dürfen nur offene Briefe abgehen, die gelesen werden; es ist verboten, den Ort unseres Aufenthaltes, die außerordentlichen Maßnahmen und das, was geschehen soll, zu erwähnen. Aber seitdem ich die kleine, metallene Erkennungsmarke um den Hals trage, bin ich ganz ruhig. Es tut mir sehr leid, daß wir uns heuer bestimmt nicht sehn werden. Und gerade diesen Sommer wäre es sehr leicht gegangen, da ich sicher einen Teil meines Urlaubs bei der lieben, kleinen Grete und ihrer Mama verbracht hätte, und sie schon ein paar Tage in Ebentirchen in Deiner Nähe sind. Ich bitte Dich sehr darum, diese zwei mir lieben Menschen zu besuchen, sie würden auch eine große Freude

haben. Grete ist ein außerordentlich impulsives, liebebedürftiges Kind, das leider immer das einzige war. Und ich bin doch auch nicht der richtige, um ein schlimmes Mädel streng zu halten. Da ich sozusagen der Sohn des Hauses bin, werden sie Dir von mir erzählen. Das ist mir lieb, weil Du mich einmal von einem andern Standpunkt sehen wirst als aus meinen meist hastig geschriebenen Briefen. Schreib mir dann viel davon, wie Du sie gefunden hast."

Werd' ich dir alles schreiben können. Alles schreib ich dir nicht. Aber wir haben nichts Böses getan. Ich bin nur jung gewesen, dumm und harmlos lustig, nach der Reihe der öden, verdüsterten Jahre. Ich wäre vielleicht schlecht geworden. Doch ich wußte, zu wem ich fuhr. Du hattest mir ja erzählt, daß du ein Kind gern hättest, daß du wegen dieses Kindes verschlossen am Abend durch die Hafenslädte gingst, wie durch farbige Strahlen geschützt und gefangen. Du hattest mir auch das Mädchen gezeigt, ganz unvermutet, während deines letzten, kurzen Urlaubs. Aber ich hatte wieder zu wenig auf die Menschen gesehn. Es war damals ein Frühlingstag, an dem die Knospen aufgebrochen sind, voll harzig drängender Säfte. In den Mulden ist noch der Schnee gelegen, aber sonnenbeschienen, und ein leichter Wind hat geweht. Und er hat mich angetastet mit seinen Fingern, den dummen Träumer, der nur schaute und zuhörte, und er hat auch das Mädchen berührt. Da hat es am Schluß unseres Ausflugs noch ein kleines Spiel gegeben mit einem roten, fliegenden Mantel und ein kurzes Auflachen. Aber sonst war sie still gewesen. Ich erinnerte mich bloß an ein feines Gesicht, ganz beschattet von einem großen Hut. Mit einer dunkeln, tiefen Stimme hatte sie von der Maria Stuart gesprochen, und das war furchtbar traurig.

Ich hatte damals nicht einmal den ganzen Namen erfahren. Es war die Grete, damit war die Vorstellung erschöpft. Aber jetzt hatte ich ihre genaue Adresse in meinem Brief und sollte sie bald wiedersehen. Der Zug fuhr viel zu langsam. Ich lehnte meinen Kopf an die kühle Fensterscheibe und blickte hinaus. Wir hatten die felsige Waldschlucht verlassen und fuhren über eine Brücke in die sonnigen Mittagsnebel, in die schimmernde Freiheit des Sees. Wir stiegen empor über steile Wiesenlehnen. Unter uns drehte sich vorsichtig die schmale, weiße Straße um Hänge und Klippen. Tief lag die Wasserfläche wie geschliffener Stahl. Wenn ein Wind wehte, schnitt er helle Furchen, und es spiegelten sich die Gebirge.

So viele flimmernde Wege liefen eilig hinunter zum Strand. Welchen mußte ich gehen, ich mußte gleich ankommen. Immer freundlicher, einladender breitete sich die liebliche Landschaft. Die übermütig gebuckelten Wiesen sprangen wohl auf und ab und stiegen dann doch sanft und ängstlich in das im heißen Licht erzitternde Wasser. Die alten Obstbäume

waren viel würdevoller. Sie standen in Gruppen am Berg, sie schritten bedächtig im Tal herab, sie gingen bis ans Ufer und beugten sich neugierig vor, aber sie taten das wie verdienstreiche alte Staatsbürger sich im Spiegel betrachten, und sie hingen voll reifer Früchte. Die Heuschöber tranken die Wärme und nahmen voller Behagen ihr Sonnenbad. Ihre würzigen Atemzüge strichen lind um den Zug, der schon zögernder fuhr. Ich konnte ganz deutlich die schläfrigen Sonnenblumen sehn und die glitzernden, farbigen Glaskugeln in den zärtlich gepflegten Gärten. Unter den grünen Baumkronen versteckt standen kleine Spielzeughäuser, mit Spalieren an den Wänden, mit roten Ziegeldächern und grauen Schindeldächern. Und in einem dieser Häuschen wohnte die Grete.

Über einen niedrigen Zaun schaute ich in den Garten des Paradieses. Es war eine helle Blüteninsel, eine weite, wehende Wiese, voller Blumen und Schmetterlinge. Ein junger Ziegenbock sprang unruhig auf und ab. In einem Winkel blähte sich verschämt aufgehängte weiße Wäsche. In dem Waschtrog saßen zwei kleine, blonde Mädchen und übten sich mit Stiefelknechten im Rudern. Ich fragte sie: „Wohnt hier die Grete?“ „Ja, die Grete ist oben im Zimmer, aber ihre Mutter sitzt unter dem Apfelbaum.“

„Gnädige Frau, ich soll Grüße überbringen von einem gewissen Leutnant Franz.“ „Vom Franz, Sie haben einen Brief vom Franz, sind Sie der Herr Walder?“ „Ja, ich heiße Walder.“ „Grete, komm herunter, es ist jemand da.“ Ich hörte ein eiliges Poltern über die Stiegen, und es kam ein Mädchen mit zwei langen, blonden Zöpfen. „Wir waren grad beim Frisieren.“ „Das ist die Hedi.“ Das war sie also nicht. Dann kam ein Mädchen in einem geblühten Dirndlsgewand und mit einem braunen Schopf. „Das ist die Grete.“ Die Grete stellte sich in das hohe, dicke Gras und schaute mich ernsthaft an. In feinen Fäden kam es geflossen aus fernsten zitternden Lüften. Die Sonne überschüttete ihren Scheitel mit weichem, goldenen Licht. Da fuhr ein Wind durch das Laub und umsprühte sie mit dem grünen Schein der durchsichtigen, spielenden Blätter.

„Fräulein Grete, wir kennen uns ja schon.“ Sie schüttelte den Kopf. „Aber Fräulein, wissen Sie nicht, es war ein Wind wie heute. Ich habe gesagt, ich kann ihn fangen mit meinen Händen, und Sie haben mich ausgelacht. Dafür hat er Ihren Mantel in den Bach werfen wollen. Dann haben Sie mir etwas deklamieren wollen. Aus der Maria Stuart.“ „O ich weiß, ich weiß! ‚Seht ihr den Regenbogen in der Luft!‘ Das ist doch aus der Jungfrau von Orleans! Aber Sie gehen nie ins Theater. Sie mögen keine Schauspielerinnen. Sie sind der Freund vom Franz. Wie heißen Sie nur?“ „Rudolf.“ „Nein, wie ruft man Sie zu Hause?“

„Rudolf.“ „Ach was, Sie heißen Rudi! Das ist geschick, daß Sie gekommen sind, es war so langweilig. Wir wollen sehr lustig sein. — Der arme Franz, er ist auf dem Meer. Er hat uns geschrieben, daß Sie kommen werden. — Können Sie wirklich Gedichte machen?“ „Wieso wissen Sie, daß ich Gedichte mache?“ „Der Franz hat sie uns geschickt.“ „Das ist eine Schlechtigkeit vom Franz.“ „Wieso? Die Gedichte sind sehr schön.“ „Es sind keine Gedichte für kleine Mädchen.“ „Sie! Wissen Sie, wie alt ich bin?“ „O, Sie sind eine Respektperson.“ „Ich bin 15 Jahre.“ „Ehrwürdiges Fräulein, ich bitte Sie um Verzeihung.“ „Rudi, geben Sie acht auf Ihre Haare und Ohren! Ich werde Sie in Erziehung nehmen.“ „Bitte, nehmen Sie mich in Erziehung.“ „Sie werden mir folgen!“ „Ja.“ „Wir werden dem Franz eine Karte schreiben.“ „Ja.“ „Eine Ansichtskarte.“ „Ja.“ „Eine Feldpostkarte, die braucht man nicht frankieren.“ „Ja.“ „Die müssen wir bei der Krämerin holen. Wir sind gleich wieder da. Sie müssen mitgehen! Und dann gehn wir zusammen rudern. Sie müssen! Hedi komm!“

Die Respektperson nahm mich bei der Hand, ich nahm die Hand der Hedi, und wir gingen über die Wiese. Zuerst sehr ehrbar. Dann etwas rascher. Dann kam ein Graben. Darüber mußten wir springen. Da haben, ich weiß nicht, waren es die blonden oder die braunen Haare, zu laufen angefangen, und ich lief nach hinter dem Diebsamen, Hellen, Blühenden. Ich hab' es gefangen, wehendes Kleid oder leuchtendes Haar. Ich hab' es gefühlt, eine junge Brust und ein klopfendes Herz und die kühlen, weichen Körper, zu mir drängend und fliehend. Unschuld.

Das Boot glitt aus der dunklen Schiffshütte in den hellen See. Getrieben von drei kräftigen Ruderpaaren, flog es windumrauscht durch die wasseratmende Frische. Vor mir saß mit schwingenden Armen das junge, warme Leben, darunter kam ein schmales Brettchen Holz und abwärts dann die durchsichtige Tiefe. Wenn ich die Hand in das klare Wasser tauchte, schreckte sie zurück, denn die Kälte griff nach ihr. Wenn ich mich niederbeugte, sah ich nur tropfende Funken, unendlich weite, spiegelnde Fläche, ganz in der Ferne schwimmend die Felswände, vom ersten Rosenhauch des Abends umweht.

Da sagte die Grete: „Das ist aber langweilig. Unterhalten Sie uns doch!“ Ich bemühte mich also und begann: „Liebes Fräulein Hedi, bitte bleiben Sie ganz ruhig sitzen. Ich hab' noch gar nicht gesehen, was für wunderschöne Zöpfe Sie haben. Ihr Haar leuchtet wie Gold, Sie schaun aus wie eine Märchenfee.“ Die Hedi drehte sich um, und die Grete sagte: „Das ist aber langweilig.“ „Liebes Fräulein Grete, ich komme gleich zu den braunen Haaren.“ „Wer spricht von den Haaren. Es ist doch langweilig, daß wir uns „Sie“ sagen, sagen wir uns doch

lieber „du.“ „Das ‚du‘ sagen ist nicht so einfach, da muß man Bruderschaft trinken.“ „Wie macht man das?“ „Vor allem muß man sich einen Kuß geben.“ „Dazu ist das Boot viel zu wacklig.“ „Ja, aber Hedi könnt's tun, die sitzt näher.“ „Warte nur, ich werde probieren, doch hinzukommen.“ „Aber vorsichtig sein!“ Die Grete setzte sich zu mir und wischte sich dann den Mund ab. „Du, wer aber jetzt noch ‚Sie‘ sagt, muß ein Pfand geben.“ „Einverstanden.“ „Du, hör mal.“ „Was willst du?“ „Wenn uns jemand gesehen hat!“ „Das ist ja ganz ausgeschlossen.“ „Schau nur, die Leute in dem Segelboot.“ „Das ist doch viel zu weit weg.“ – „Aber jemand anderer hat uns gesehen.“ „Wer hat uns gesehen?“ „Die schlafende Griechin.“ „Wer ist das?“ „Seht ihr den Berg nicht mit der schmalen Kante Schnee?“ Die Grete fing zu lachen an. „Warum lachst du?“ Die Hedi fing auch zu lachen an. „Mädeln, warum lacht ihr denn?“ „Die schlafende, die schlafende hahaha.“ „Also sagt doch, warum lachen wir eigentlich?“ „Die schlafende Griechin hat eine böhmische Nase.“ „Das ist doch gar nicht wahr.“ „O ja, die Griechin ist eifersüchtig. – Du hör mal, du mußt mir ein Gedicht machen.“ „Ja, ich mach' ein Gedicht über dich.“ „Du mußt mir aber wirklich ein Gedicht machen. Und ein Theaterstück.“ „Alles, was du willst, aber wirst du ein bißchen nett zu mir sein?“ Sie schmiegte sich an mich und streichelte mir mit ihrer kühlen Hand die Wange. „Bin ich nicht nett?“ „Du bist sehr lieb, du bist sehr herzlich.“ Sie schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und machte mir die Haare naß: „Du bist ein schlechter Kerl, ich muß dir den Kopf waschen.“ „Du, Grete, wir werden in den See fallen.“ „Leg' dich auf den Boden, dann wird nichts geschehen, ich werd' mich dazusetzen. Hedi, hilf mir, er hat eine so häßliche Frisur, die Haare grad hinaufgebürstet, wir werden ihm einen Scheitel machen.“ „Liebe Grete, ich danke dir, ich küß dir die Hand, ich hab' jetzt sicher einen wunderschönen Scheitel. Hast du auch den Franz schon frisiert?“ „O, ich glaub' schon. Der arme Franz!“ „Hast du dich dem Franz schon einmal auf den Schoß gesetzt?“ „Ja, ein einzigesmal, das ist aber schon sehr lange her. – Du, Rudi, wann mußt du wegfahren?“ „In einer Stunde.“ „Du darfst nicht; fahr mit dem nächsten Zug.“ „Es geht kein Zug mehr. Der Bahnverkehr wird heute eingestellt.“ „So mußt du hier übernachten, fahr erst morgen.“ „Es wird aber wochenlang kein Zug verkehren. Es gibt nur noch Truppentransporte.“ „Da mußt du bei uns bleiben. Das wird fein werden. Nicht wahr, du bleibst hier.“ „Schau Kind, es geht nicht. Ich werd' einrücken müssen. Man erwartet mich zu Haus.“ „Ich bitte dich! Der Franz hatte mir nie etwas abgeschlagen, wenn ich ihn so gebeten hätte.“ „Ich möchte ja gern. Es geht aber wirklich nicht.“ „Ich will, daß du da bleiben sollst, hörst du. – Du, ich bin böse.“ Und sie drehte den Kopf weg.

Der Wind war stärker geworden. Wie breite, flaschengrüne Kugeln schlugen die Wellen ans Boot. Dunkle Punkte zitterten in der Ferne, wo eine weiße, runde Linie die Flut von den Felsen trennte, die durchschienen wie rotes Glas. Eine niedrige, graue Mauer, aufeinanderfolgende Reihen von Schaumkronen rollten zischend heran, hoben und stürzten uns. Wir ruderten heim.

Auf dem Weg zum Bahnhof hat die Grete kaum ein Wort gesprochen. Nur als wir durch ein altes Tor auf der leuchtenden Höhe zurücksaßen auf die Wiesen und Gärten, auf den See, der wieder still lag und den eingetrunkenen Glanz ausstrahlte, da nahm sie meinen Arm. In der dünnen, kälteren Luft begannen klar die Abendglocken zu läuten. Ich sah die lichten Töne ziehen über die schirmenden Wälder, die grünen Matten, die dunkelnden Täler. Sie schwammen ruhig über verborgen schlafende Weiser, über leise rauschende Baumkronen. Es schien unfassbar, daß es hinter diesem Frieden Menschen gab, die sich weh taten.

Von den purpurnen Bergen wehte es her wie Gesang. Ein Eisenbahnzug, der voll war mit Soldaten, fuhr an uns vorbei. Sie jauchzten übermütig und lustig, sie schwenkten Tücher; die Wagen waren bekränzt mit grünem Laub. Wir hörten sie noch singen aus der Ebene im Osten: „In der Heimat, in der Heimat gibts ein Wiedersehn.“ Wie ein Schluchzen hallte es nach.

Die Grete fragte mich: „Wirst du wiederkommen?“ „Wenns möglich ist, werd' ich kommen.“ „Wirst du schreiben?“ „Ganz bestimmt werd' ich schreiben.“ Und ich stieg in den Zug, in das Wagenabteil, das schon dämmrig war.

Ich fuhr durch die Nacht. Liebe Grete, ich wäre doch so gern bei dir geblieben. Es hat mich jemand lieb gehabt. Zwei Arme, die noch mager waren und doch rund und kühl, hatten mir schön getan. Ich bin weggelaufen. Ich habe mich gefürchtet vor meinem heißen Blut und dem Vertrauen der lieben Kinder und meines Freundes.

Ich fuhr durch die Nacht. Ich fühlte die Nähe der düsteren Fichtenwälder, die sich ächzend im Winde bogen. Die Nadeln streiften raschelnd an die Scheiben. Ich fühlte die Nähe der Gebirge, ihre Last, das zornige Pressen der Gesteine auf die dunklen Gänge, die der Mensch sich grub. Er war noch Herr. Die Bajonette blitzten. Auf den eisenklirrenden Brücken schritten die Wachen. Roter Fackelschein flog über die Flut.

Die Militärzüge rasselten vorbei. Unsere Lokomotive rief: „Ich bin der letzte Zug des Friedens! Ich führe die Seelen, die ängstlich sind.“ Die anderen gaben Antwort. Sie schrien wie wilde Tiere: „Man hat uns gefangen, man hat uns an Ketten gelegt. Im Osten weit, in

eisigen Steppen stand unser Haus. — Nun sind wir frei! Wir fliegen dahin. Wir greifen ins Herz, wir trinken das Blut. Unser, unser die Nächte!" Der Friedenszug sang ganz leise: „O laßt sie leben die armen Seelen, die nie die lieben Blüten berührt. Es schwimmt eine Insel im Meer, im Ionischen Meer. Es kann niemand hin, nicht Menschenleid. Spielende Kinder auf Wiesen sind dort. Ewiger Frühling. Zante."

Es ist still geworden. Ich bin zu dir gekommen, Erde. Ich liege in deinem betauten Gras und schaue hinauf in die Nacht. Willst du dich neigen, liebliches Antlitz? Willst du mich streicheln, zärtliche Hand? Ich finde euch nicht. Ich blicke ins Wesenslose, ich suche dich in der schmerzlosen Ferne. Wo bist du, mein Stern?

Aber mein Ohr liegt an dem Boden der Erde. Ich höre es rauschen wie von Quellen, wie das Strömen der glühenden Metalle in deinen Adern, ich höre dein Herz. Aus tausend Fasern rinnt dein Blut zu mir. Ich werde stark sein. Ich werde leben. Ich werde hindurchgehen durch die Schlachten. — Du Erde bist mein Stern.

Was du wohl denken magst, wenn dir der Wind die Stirne kühlt. Du Liebende! — Du Braut, die träumt. Du fliegst äonenlang im Weltenraum entgegen dem Geliebten. Du suchst umsonst. Du findest ihn doch nie. Du bist gefesselt von der starren Kraft und fliegst doch herrlich, von den schwingendblauen Meeren gegürtet. Und ich flog mit dir.

Was ist ein Schmerz. Ein Wehn, ein Hauch im Traum. Ich bin dein Kind, du Erde, in dem Gras. Ich bin nur näher deinem Mutterherzen, lieg ich ein wenig tiefer in der Grube. Ich bin dein Kind!

K u n d s c h a u

Offener Brief an Herrn William Harbutt Dawson von Hugo Preuß

Geehrter Herr!

Berlin, im Februar 1918.

Ihr Artikel: „The New Orientation in Germany“ in der *Contemporary Review* vom Dezember 1917 veranlaßt mich zu einer Entgegnung, der ich die persönliche Form eines Briefes an Sie gebe in Erinnerung an eine literarisch-persönliche Beziehung, die unmittelbar vor Kriegsausbruch zwischen uns bestand. Damals veröffentlichten Sie Ihr Werk: „Municipal life and government in Germany“, das sich, wie schon mehrere Ihrer früheren Werke, kenntnisreich und eindringend mit deutschen Verhältnissen befaßt. Sie hatten mir die Ehre erwiesen, meine Meinung über einige Partien des Werkes vor der Veröffentlichung zu erfragen, und mir dann ein Exemplar übersandt mit freundlicher Erwähnung meiner Person im Vorwort. Das war so kurz vor dem Ausbruch des Krieges, daß ich nicht weiß, ob damals mein Dankschreiben noch in Ihre Hände gekommen ist. Gegen Ihre Darstellung und Beurteilung der städtischen Selbstverwaltung in Deutschland erhob ich den Einwand, daß sie in einem Punkte leider zu günstig für unsere Einrichtungen laute. Obgleich Sie sich der Tatsache wohl bewußt waren, daß, wie Sie selbst sagen, „the setter forth of strange gods, that belong not to the national pantheon, is guilty of the worst kind of sacrilege“, stellten Sie doch mit hohem moralischem Mut die deutsche Selbstverwaltung in hellstes Licht gegenüber der englischen. Sie wagten den Satz zu schreiben: „Impressed by the larger autonomy enjoyed by German towns, I have even dared to ask the question, whether in this country — the proverbial home of free institutions — we yet really understand, what true selfgovernment means?“!

Und diesem Urteil des Engländers widersprach ich als Deutscher. Maßgebend war für Sie der Eindruck einer Überlegenheit unserer Verwaltung durch sachverständige Berufsbeamte über die englische „Amateur-

Verwaltung.“ Ich verhehlte Ihnen nicht, daß mir dies Urteil falsch, weil einseitig schien. Bei aller Hochschätzung der tüchtigen Leistungen unseres Berufsbeamtentums in Staat und Gemeinde mußte ich nachdrücklich auf die Rehrseite verweisen: die Beherrschung unseres öffentlichen Lebens in Staat und Gemeinde durch die tief und fest eingewurzelte Übermacht eben jener bürokratischen Obrigkeit. Deshalb sahen Sie auch „the larger autonomy enjoyed by German towns“ in täuschendem Lichte. Wohl seien unsere Städte unabhängiger als die englischen von Parlamentsakten, wie überhaupt unsere Verwaltung unabhängiger — viel zu unabhängig! — vom Parlamente sei; aber um so abhängiger sei unsere kommunale Selbstverwaltung von der Herrschaft staatlicher Verwaltungsbürokratie. Das war unsere Meinungsverschiedenheit vor drei und ein halb Jahren; long, long ago!

Mußte es mich da nicht besonders befremden, unter dem Artikel in der Contemporary Review Ihren Namen zu finden? Nicht als ob dieser Artikel die intimere Kenntnis deutscher Dinge verleugnet, die Sie vor vielen Ihrer Landsleute in der Publizistik auszeichnet. Auch glauben Sie sicherlich, daß Sie darin so wenig gehässig und verlebend für Deutschland sprechen, wie nur möglich. Aber grade, daß Sie das offenbar glauben trotz des Kriegs- oder Friedensziels, das Sie aufstellen, — das muß mich so sehr befremden, indem ich mit Ihre Ansichten vor dem Kriege ins Gedächtnis rufe.

Ich will ganz freimütig, rückhaltlos und offen zu Ihnen reden; nicht wie Feinde miteinander rechten, um den andern durch dialektische Künste ins Unrecht zu setzen; sondern wie zwei Männer im Dienste einer politischen Idee ihre Anschauungen über den rechten Weg zum erwünschten Ziele gegeneinander vertreten. Deshalb habe ich nicht nur Ihre frühere, unserm deutschen Obrigkeitssystem so erstaunlich günstige Meinung hier wiedergegeben, sondern auch meine eigene Gegnerschaft gegen dieses System. Dazu bekenne ich mich noch heute, habe ich mich in größeren und kleineren Schriften während dieses Krieges immer wieder öffentlich bekannt. Und in höherem Maße, als Sie in friedlichen Zeiten bei Ihrer Regerei gegen englische Amateurverwaltung, mußte ich unter den höchst erschwerenden Umständen des Weltkrieges auf den Vorwurf des Sakrilegs gefaßt sein bei solcher Abgötterei, „that belong not to our national pantheon.“ Ach, ich hätte als Deutscher für mein Vaterland von ganzem Herzen gewünscht, daß die Erfahrungen des Weltkrieges nicht gar so bittere und triftige Beweise für die ungeheuerliche Belastung der Stellung unseres Landes durch die Folgen des Obrigkeitssystems erbracht hätten. Mit welchen Opfern, mit welcher unerhörten Anspannung all seiner Tüchtigkeit und Kraft muß dieses Volk immer wieder sich anstemmen, um jene Be-

lastung durch um so größere Leistungen seiner Stärke auszugleichen. Ihr, unsere Feinde, schuldet einem System Dank, das euch die gefährlichste Waffe gegen uns in die Hand gibt, wenn eure anderen Waffen stumpf werden. Aber grade weil ich fest auf dem Boden dieser Anschauung stehe, wende ich mich um so nachdrücklicher gegen die Art, wie Sie jenes System bekämpfen zu dürfen und überwinden zu können wäghen.

Vielleicht sind auch Sie durch manche Erfahrungen des Weltkrieges in Ihrer Kritik gegen die Schwächen der englischen Amateurverwaltung bestärkt worden. Trotzdem sehen Sie das notwendige allgemeine Ziel moderner Staatsentwicklung in irgendeiner Art parlamentarischer Regierung. Freilich erwarten Sie sie für Deutschland nicht in den englischen Formen; sondern halten es, wohl noch unter dem Eindruck Ihrer früheren eingehenden Studien, für wahrscheinlicher, daß sie sich an das alte und wohl erprobte System unserer städtischen Regierungsweise anlehnen werde. Darüber ließe sich mancherlei sagen, was jedoch für unsere Auseinandersetzung nicht wesentlich ist. Für wesentlich erklären Sie vielmehr, daß die leitenden Staatsmänner zur politischen Macht emporsteigen als Träger ihrer eigenen politischen Überzeugungen; daß sie von aufrichtigem Glauben an das Prinzip ihrer Politik erfüllt seien; und daher diese Politik vertreten „not simply as an act of obedience to a sovereign perhaps only half convinced of its necessity, but as one of loyalty to his own deepest convictions.“ Das heißt aber nichts anderes als: Regierung durch führende Politiker an Stelle der Beamtenregierung. Das entspricht durchaus der stets von mir vertretenen Überzeugung. Grade dies Moment habe ich in meinem Buch „Das deutsche Volk und die Politik“ als das Entscheidende für das Anderssein unserer politischen Struktur gegenüber der fast aller übrigen Kulturvölker betont. Anderssein bedeutet an sich nicht besser oder schlechter sein. Einst haben Sie diese obrigkeitliche Beamtenregierung als Vorzug unseres deutschen Systems gepriesen. Wenn Sie jetzt darin eine arge Erschwerung unserer internationalen Lage erkennen, so sehen Sie nur später, was ich früher gesehen habe; was nach den ungeheueren Erlebnissen dieser Jahre jetzt viele sehen, die es früher nicht sehen konnten oder wollten. Um dies tragische Rechtbehalten festzustellen, würde ich wahrlich jetzt unsere Diskussion nicht wieder aufnehmen. Aber Sie sind nicht nur den, Ihrem englischen Pantheon fremden Göttern deutscher Obrigkeitsregierung, denen Sie bis zum Kriege mit mutiger Überzeugung huldigten, untreu geworden; nein, Sie fordern jetzt deren Vernichtung durch Feuer und Schwert, durch Hunger und Elend; Sie fordern die Fortsetzung dieser wahnwitzigen Menschheitsflächterei, bis daß das deutsche Volk zu einem andern politischen System gezwungen sei!! Daß dieser Gedanke unmenschlich und kulturvernichtend ist, daß er die Selbstzerfleischung

der Völker Europas vollenden muß, davon will ich nicht reden. Denn hätte Menschlichkeit und europäische Kulturgemeinschaft noch irgend wirksame Geltung, so erlebten wir nicht, was wir erleben. Jedoch dem politischen Denker muß ich sagen, daß sein Gedanke politisch unmöglich ist; ja daß er das wirksamste, vielleicht das einzige Mittel bezeichnet, um die Erreichung des Zieles, das er erreichen will, zu verhindern.

Sie erwarten den politischen Fortschritt in Deutschland nur als Folge seiner Niederlage im Kriege. Folglich seien die Alliierten verpflichtet, mit jeder Waffe und jedem zu ihrer Verfügung stehenden Mittel die deutsche Verfassungsreform durchzusetzen. „So mißtrauisch ich auch gegen die Weisheit einer Vergeltungspolitik nach dem Kriege bin, als Strafe für Deutschlands Verbrechen gegen Zivilisation und Menschlichkeit, so gibt es doch kein Maß des politischen und wirtschaftlichen Druckes, das nach meiner Ansicht nicht sowohl zu rechtfertigen, sondern nützlich wäre zu dem unmittelbaren Zwecke, um die starrköpfigen Herrscher Deutschlands zu zwingen, ihr schlecht erworbenes und schlecht angewandtes Monopol der politischen Macht aufzugeben.“ Wichtiger als alle Gebietsfragen sei es, daß Deutschland zur Reform seiner Verfassung gezwungen werde; denn darin ruhe „the ultimate secret of Europes and the worlds future weal or woe.“ Daher bis zu ihrer Erzwingung: die Weltächtung gegen Deutschland, wie gegen ein Land, dessen falsche Sanitätsgesetze seinen Nachbar mit Ansteckung und Verseuchung bedrohen. Bisher sähen manche Vertreter der öffentlichen Meinung Englands in solchen Forderungen noch eine unberechtigte Einmischung in Deutschlands innere Angelegenheiten; aber Sie hoffen, daß dieser „pedantische Einwand“ durch den Eintritt Amerikas in den Krieg und die Erklärungen Wilsons erledigt sei. „Es gibt keinen Staatsmann in irgendeinem der verbündeten Länder, der nicht die Zerstörung des deutschen Militarismus als Kennzeichen für Sieg oder Niederlage in diesem Kriege betrachtet. Aber der deutsche Militarismus wird niemals durch eine bloße Niederlage auf dem Schlachtfelde zerstört werden. Dies Abel wurzelt in den politischen Zuständen; und wenn man diese Zustände unverändert läßt, wird es nach wie vor blühen.“

Also keinen Frieden, ehe die politische Umgestaltung Deutschlands erzwingen ist. Welche Formen die nationalen Traditionen dieser politischen Neugestaltung geben mögen, „sie muß kommen, vorausgesetzt, daß der Krieg fortgeht, und nur in der richtigen Art beendet wird.“ „With a Germany so democratised the Powers of the Grand Alliance might negotiate in an accomodating and, perhaps, an indulgent spirit.“ Zum Teufel, Herr, mit Ihrer freundlichen Nachsicht! Haben Sie keine Empfindung dafür, wie solch verstiegener Hochmut auf Stolz und Ehrgefühl eines Volkes wirken muß, das in jahrelangen Kämpfen gegen unerhörte Übermacht

geleistet hat, was das deutsche Volk leistet? Und wenn die Achtung des Gentleman vor dem ebenbürtig tapferen Gegner solche Worte nicht verbietet, sollte sie die politische Klugheit verbieten.

Nun bin ich doch ein wenig von dem Ton leidenschaftsloser Ruhe abgekommen, den ich bei unserer Erörterung innehalten wollte, und der im Interesse der Sache durchaus wünschenswert ist. Aber ich berufe mich auf Ihre eigenen Worte. Den Führern der öffentlichen Meinung bei Ihnen, die „aus dem doch gewiß natürlichen Vorgang der nationalen Einigkeit angesichts einer nationalen Gefahr den unlogischen und grundlosen Schluß ziehen,“ daß das ganze deutsche Volk hinter den alldeutschen Feuerbränden stehe, werfen Sie treffend „eine seltsame Unfähigkeit zum Verständnis der Psychologie und des Patriotismus eines anderen Volkes“ vor. Ja; aber berücksichtigen Sie selbst das in der Tat sehr wichtige volkpsychologische Moment gebührend, indem Sie dem deutschen Volke Demokratie und freie politische Institutionen durch Schwert und Hunger, durch endlosen Krieg aufzwingen wollen? Der Maßstab für jenes notwendige volkpsychologische Verständnis ist wahrlich leicht genug zu finden. Man vergegenwärtige sich nur, wie eine gleiche Zumutung von der anderen Seite auf die Seele des eigenen Volkes wirken würde. Ach, es ist eine Hauptursache des unentwirrbaren europäischen Elends, daß man alle die augenfälligen Verschiedenheiten der nationalen Individualitäten nicht als bloße Nuancen erkennt, hinter denen sich eine nahe Verwandtschaft, fast Gleichheit der treibenden Grundkräfte der Volksseelen hüben und drüben verbirgt. Und doch hat gerade der Krieg mit all seinen Gefährlichkeiten diese Wahrheit dem unbefangenen Urteil mit erstaunlicher Deutlichkeit offenbart. Daß das feindliche Volk in der Hauptsache genau so fühlt wie das eigene, das verübelt man ihm hüben wie drüben am ärgsten; und weil man es nicht begreift, verlästert man es als Heuchelei oder Verblendung. Wie, glauben Sie also, würde die Volksseele Großbritanniens auf die Forderung reagieren, daß der Krieg fortgesetzt werden müsse, bis Ihr Land durch Niederlage und U-Bootnot zur Änderung gewisser Institutionen gezwungen sei? Natürlich zu seinem eigenen Heil und zu dem der Welt! Grade Ihnen brauche ich ja nicht zu beweisen, daß es manche wichtigen Institutionen des öffentlichen Lebens gibt, wo eine Überlegenheit Deutschlands im Vergleich mit England auch von ganz vernünftigen Leuten behauptet werden kann. Sie selbst haben in diesem Sinne nicht nur über unsere städtische Selbstverwaltung geschrieben, sondern auch über „Social Insurance in Germany.“ Auch sonst hat es in Ihrem Lande nicht an bedeutsamen Stimmen schärfster Kritik gefehlt über Ihre sozialen Verhältnisse und mit anerkennendem Hinweis auf deutsche Einrichtungen. Denken Sie statt aller nur an Mr. Lloyd George, zur Zeit,

da er noch nicht militarisiert war. Wie also, wenn man von unserer Seite erklärte: wichtiger als alle Territorial- und auch Verfassungsfragen ist die soziale Organisation ausgleichender Gerechtigkeit; denn nur sie kann den wahren und dauernden Frieden auf Erden bringen, den Frieden mit der großen Masse der arbeitenden Menschheit. Das schwerste Hemmnis aber dagegen ist die Macht englischer Plutokratie, die nur von der Übermacht eines „sozialen Königtums“ niedrigerungen werden kann; also kein Frieden, ehe nicht Englands starrköpfige Plutokratie . . . na, usw. ganz nach Ihrer eigenen Melodie. Ich wiederhole meine Frage: Was halten Sie von der Wirkung auf Ihre öffentliche Meinung? Die englische Sprache ist ziemlich reich an Kraftausdrücken; aber ich glaube, man würde sie drüben doch zu arm daran finden für eine richtige Antwort. Doch schlimmer als Schimpfen wäre die unvermeidliche Wirkung, daß solche Zumutung und Gewaltandrohung des feindlichen Auslandes die Arbeit Ihrer sozialen Kritiker und Reformer ungeheuerlich erschweren, die öffentliche Meinung gegen sie arg verstimmen und also gerade den wirklichen sozialen Fortschritt in seiner natürlichen Entwicklung von innen heraus bedauerlich hemmen würde. Weshalb soll oder kann die Wirkung Ihrer politischen Forderung auf die deutsche Volksseele irgend anders sein? Nein, geehrter Herr, sie ist in Wahrheit ganz die gleiche, wie sie in diesem fingierten Beispiel für das britische Nationalgefühl als selbstverständlich anerkannt wird. Das dürfen Sie nicht verkennen, wenn eine richtige politische Psychologie Sie lehrte, trotz aller augenfälligen Verschiedenheiten englischer und deutscher politischer Struktur das nationale Ehrgefühl und den politischen Selbstbehauptungstrieb unseres Volkes nicht anders zu bewerten, wie er für Ihr eigenes Volk in Ihrem Bewußtsein lebt. Ja, jene Triebe sind vielleicht um so reizbarer, weil das deutsche Volk noch jung ist unter den großen Staatsvölkern, und weil es im bittersten Kampf steht gegen die größten Völker der Erde.

Mit der politischen Psychologie scheint es freilich eine eigene Sache zu sein. Daß da manche meiner Landsleute, nicht zuletzt: sonst rühmlich bekannte Professoren, arg entgleist sind, ist nicht zu leugnen. Aber das Bekenntnis wird erleichtert durch die Wahrnehmung, daß es bei den doch besonders politisierten Völkern Englands und Amerikas, auch da wieder nicht zuletzt bei berufsmäßigen Vertretern der Staatswissenschaft, kaum besser steht. Von dem internationalen Ritterorden der nationalistischen Heißsporne und Heßer rede ich gar nicht; sondern von vernünftig urteilenden Männern wie Sie, Mr. Dawson. Leider stehen Sie mit dem jähen Umschlag Ihres Urteils über unsere deutschen Institutionen keineswegs allein unter den angesehenen Publizisten englischer Zunge. Ganz ähnliche und ausführlichere Erörterungen wie mit Ihnen hatte ich über dies Thema in Friedenszeiten mit manchem namhaften Fachgenossen von

jenseits des großen Zeichs, Landsleuten und Kollegen Mr. Wilsons. Uns, die wir gegen die Übermacht des Obrigkeitsystems in Deutschland ankämpften, sind damals von dessen Verfechtern oft genug die Lobeshymnen auf dieses System „aus dem freien England“, „aus der großen Republik der neuen Welt“ triumphierend entgegengehalten worden. Solche Stimmen in Ihrer Literatur und Presse haben in den Jahren vor dem Kriege dazu beigetragen, den verhängnisvollen Wahn bei uns zu nähren, Deutschland werde rings in der Welt um seiner politischen Einrichtungen und Führer willen, — wenn nicht gar heiß geliebt, — doch grenzenlos bewundert und beneidet! Wer die Dinge hier recht anders sah; wer in der deutschen Obrigkeitsstruktur mit ernster Sorge ein überaus erschwerendes Moment unserer internationalen Lage erkannte, der galt als nörgelnder Schwarzseher — unter Berufung auf ähnliche Zeugnisse wie das Ihrige. Das war gewiß nicht die von Ihnen und anderen beabsichtigte Wirkung. Aber wie unbedeutend erscheint dieser Fehler politischer Psychologie im Vergleich mit dem ungeheuerlichen, den Sie und viele Gesinnungsgenossen diesseits und jenseits des Atlantic jetzt begehen, indem Sie nun umgekehrt das deutsche Volk zur Beseitigung des Obrigkeitssystems durch die Drohung fortgesetzten Krieges zwingen wollen. Ja, wenn die Kriegsverlängerung der eigentliche Zweck ist, der rechnet richtig, wenn er als Mittel dazu die Lösung der gewaltsamen Demokratisierung Deutschlands durch feindlichen Machtdruck ausbildet. Das nehme ich von Ihnen nicht an. Wenn Ihnen aber wirklich Deutschlands Demokratisierung der Zweck, der Krieg das Mittel dazu sein soll, so begehen Sie den denkbar schwersten Fehler politischer Psychologie. Denn das wirksamste — wenn nicht das einzige — Mittel, jenen Entwicklungsprozeß zu hemmen oder zu verhindern, ist es, sein Ziel als feindliches Kriegsziel zu proklamieren.

„The institutions of every country are the outcome of its peculiar conditions; they follow certain more or less definite lines of development and inevitable express with varying fidelity the traditions and mental habit of its people.“ Ich entnehme auch diese verständigen Worte Ihrem oben erwähnten Buche. Sie müssen sie aber widerrufen, wenn Sie dabei beharren wollen, dem deutschen Volke tiefgreifende Umwandlungen seiner Institutionen ohne Rücksicht auf seine „traditions and mental habit“ als Friedensbedingung von außen zu diktiert. Ja, Sie widerrufen sie eigentlich schon in Ihrem Artikel, indem Sie einfach „Deutschlands starrköpfige Suveräne“ zum parlamentarischen System zwingen wollen; und indem Sie die Frage aufwerfen: „What have the Emperor and his fellow Sovereigns done so far to meet that demand?“ Eine erstaunlich obrigkeitliche Auffassung des Problems, doppelt erstaunlich bei einem englischen Politiker und Staatsgelehrten. Ist etwa der englische

Parlamentarismus das Werk Ihrer Könige? Kann überhaupt ein dauerhafter Verfassungszustand einem großen und hochentwickelten Volke von außen oder von oben auferlegt werden? Sie berufen sich auf ein historisches Präjudiz: die Restauration der Bourbonen in Frankreich 1814 durch die siegreichen Waffen der Verbündeten. Ich sehe einmal ganz ab von dem im vierten Jahre dieses Weltkrieges kaum begreiflichen Wahn, daß es noch möglich sei, die Mittelmächte militärisch so niederzuwerfen, wie es Frankreich 1814 geschah. Doch selbst unter dieser unmöglichen Voraussetzung beweist Ihr Beispiel gerade das Gegenteil dessen, was es beweisen soll. Denn sogar jene alte mit der Geschichte des Landes eng verknüpfte Dynastie konnte im Volk nicht wieder Wurzeln fassen und stürzte sehr bald abermals; nicht am wenigsten aus dem Grunde, weil sie dem Volke von fremden Mächten aufgedrängt worden war. Und doch wäre es noch eher denkbar, eine Dynastie einem Volke aufzuzwingen, als eine freie Verfassung demokratischer Selbstbestimmung. Man kann ein altes Regiment durch äußere oder innere Gewalt stürzen, aber niemals eine neue regierungsfähige Selbstorganisation aufbauen, wenn sie nicht herauswächst aus: „the mental habit of the people.“

Daß und wie in deutschen Landen „the traditions and mental habit of its people“, also volkspсихologische Anlage und historische Schicksale in organischer Wechselwirkung das Obrigkeitsystem weit länger und kräftiger als in allen anderen Staaten erhalten haben, das habe ich in meinen Schriften entwicklungsgeschichtlich darzustellen versucht. Nicht das tiefste, aber vielleicht das propagandistisch wirksamste und in neuerer Zeit besonders stark betonte Motiv waren die „peculiar conditions“ unserer politisch-geographischen Lage in der Mitte großer rivalisierender Staaten, also der Gesichtspunkt äußerer Selbstbehauptung des nationalen Staates. So hat man bei uns die Lehren Ihres Landsmannes Seeley in den Satz zusammengefaßt: die Freiheit in einem Staate müsse stets umgekehrt proportional sein dem militärisch-politischen Drucke, der auf seinen Grenzen lastet. Also wäre die freiheitliche Struktur der peripherisch gelegenen britischen Inseln das Unheil für uns, auf deren Grenzen der militärisch-politische Druck Frankreichs und Rußlands und eventuell noch etlicher anderer lastet. Solche Anschauungen wurden mit Eifer, hochmöglicher Gunst und mit Erfolg verbreitet; entsprachen sie doch nur zu sehr der alten Abneigung unseres Volksgeistes gegen die tatkräftige Befassung mit der Politik. Dieser lästigen Pflicht sich auch weiterhin zu entziehen, und sie dem weisen Walten einer strammen Obrigkeit zu überlassen, dafür hatte man in jener Lehre nun sogar eine hochpolitische und patriotische Begründung.

Aber „the mental habit of the people“ ist keine unveränderliche Größe. Gewaltige Erlebnisse der Volksgesamtheit können ihre „Mentalität“ um-

wandelnd beeinflussen; und diese Weltkatastrophe hat unverkennbar solchen Einfluß auf die deutsche Volksseele ausgeübt. Gerade die Folgen des überlebten Obrigkeitssystems für die äußere Machtstellung, auf die man seine Rechtfertigung vor allem gestützt hatte, mußten durch die Bitternisse der Erfahrung zum Ausgangspunkt eines Umwandlungsprozesses der politischen Denkweise werden. Man begann zu begreifen, was es für die außenpolitische Entfaltung unseres Reiches bedeute, daß seine innerpolitische Struktur ihm jede Anziehungskraft raubte, es dagegen mit einer Abstoßungskraft heimsuchte, die seinen Feinden manchen Sieg ersetzen konnte. Man begann auch viele sonstige Zusammenhänge, über die ich hier nicht reden will, in anderem Lichte zu sehen. Weil dieser Wandel der politischen Denkweise eingesezt hat, war eine „Neuorientierung“ unvermeidlich. Aber völlig falsch wäre es, die Bedeutung jenes Wandels für die innere Entwicklung Deutschlands einfach nach den bisher sichtbaren Ergebnissen dieser „Neuorientierung“ zu beurteilen. Ihrer ziemlich skeptischen Kritik dieser Ergebnisse widerspreche ich gar nicht. Was Sie über die gewiß nicht zu unterschätzende, doch nur relative Bedeutung der preußischen Wahlreform sagen, ist, trotz mancher irrigen Auffassung im Einzelnen, in der Hauptsache richtig. Richtig ist auch, daß unsere gegenwärtige Regierung ganz und gar keine parlamentarische Regierung ist. Als solche wird sie nur von den verstockten Gegnern der fortschreitenden Entwicklung ausgeschrien, um den etwaigen Mißerfolg dieses Übergangszustandes als Mißerfolg eines — noch gar nicht existierenden und noch gar nicht möglichen — deutschen Parlamentarismus ausbeuten zu können. Aber wer sich in der Erwartung solcher augenblicklichen Erfolge enttäuscht sieht, der hat Natur und Art der hier gegebenen Probleme nicht begriffen; vor allem nicht, daß es sich um die tiefgreifende Umwandlung eines Volksgeistes, um die Bildung eines politischen Volkswillens handelt. Dieser Prozeß hat eingesezt; und zwar mit einer den Kenner deutscher Verhältnisse und deutscher „Mentalität“ überraschenden Kraft und Schnelligkeit. Dieser Prozeß wird sich aus der inneren Logik der Tatsachen heraus weiter entwickeln. Eines jedoch vor allem kann ihn hindern, bereitet ihm schon jetzt die ärgsten Hemmungen in der Volksseele. Und das ist gerade die von Ihnen und vielen diesseits und jenseits des Ozeans proklamierte Forderung deutscher Demokratisierung als Kriegsziel und Friedensbedingung des feindlichen Auslandes.

Alle Lobredner und Nutznießer des alten Systems, alle Gegner der „Neuorientierung“ lassen sich selbstverständlich diese unvergleichliche Gelegenheit nicht entgehen, die politische Neugestaltung als das Interesse und deren Verfechter als bewußte oder unbewußte Helfershelfer des feindlichen Auslandes in der Volksmeinung zu diskreditieren. Würde im umge-

getehrten Falle Ihre Northcliffe-Presse anders handeln? Unsere Niederlage, sagen Sie, soll unsere Demokratisierung bedingen; unser Sieg würde sie unmöglich machen. Also, sagen unsere Reaktionäre und Scharfmacher, müssen die deutschen Anhänger der Demokratisierung und Parlamentarisierung die deutsche Niederlage — wenigstens im stillsten Herzenswinkel — wünschen, den deutschen Sieg fürchten. „Ist dies gleich Wahnsinn, hat es doch Methode;“ eine Methode, die geschickt eine empfindlichste Saite der Volksseele berührt. Die Redensarten von der edlen Absicht der Entente, selbstlos das deutsche Volk befreien zu wollen, können doch kaum auf politische Kinder noch Eindruck machen. Die uneigennützige Befreierpose ist eine der ältesten und abgebrauchtesten aller Diplomatenlügen. Kein zurechnungsfähiges Volk führt für andere als für seine eigenen — wirklichen oder vermeintlichen — Interessen Krieg. Gewiß braucht der Vorteil des einen nicht durchaus der Nachteil des anderen Volkes zu sein; und gewiß erblicken alle Anhänger einer freiheitlichen politischen Entwicklung in ihr eine stärkende Kraft zugleich für das eigene Volk und für die internationale Gemeinschaft. Aber wenn jetzt der feindliche Erdkreis, gegen den das deutsche Volk im bitterlich schwersten Kampfe seiner Geschichte steht, die freiheitliche Umgestaltung des deutschen Staates als Kriegsziel und Friedensbedingung, als Zeichen des Triumphes der Entente proklamiert, so muß dies die Seele unseres Volkes empfänglich machen für die Agitation derer, die eine Demokratisierung Deutschlands als Schwächung seiner Macht und als Stärkung seiner Feinde hinstellen. Wohl haben uns die Erfahrungen dieser furchtbaren Zeit die gegenteilige Erkenntnis nahegelegt; aber nichts arbeitet dem dadurch ausgelösten Umwandlungsprozeß politischer Denkweise wirksamer entgegen, als die verhängnisvolle Identifizierung eines freiheitlichen Fortschritts im Innern mit der äußeren Niederlage. Das muß der Lehre von der Unvereinbarkeit innerer Freiheit in den Staaten, die unter starkem äußerem militärisch-politischem Drucke stehen, mit ihrer äußeren Selbstbehauptung die eben durch die jüngsten Erfahrungen wankend gewordenen Anhänger in Scharen wieder zuführen. Und diese rückläufige Bewegung wird unterstützt von dem tiefverletzten Ehrgefühl eines Volkes, das es mit Recht als Demütigung empfinden muß, wenn ihm nach diesen Opfern, nach diesen Leistungen und Taten der Selbstbehauptung gegen eine feindliche Welt die Gestaltung seines inneren Lebens als Bedingung vorgeschrieben werden soll, um in Gnaden und mit „Nachsicht“ in den Kreis der Kulturvölker wieder aufgenommen zu werden! So kann es eure feine politische Psychologie, ihr Freunde der Freiheit in England und Amerika, dahin bringen, daß euer Selbstdenken die Aufrechterhaltung des deutschen Obrigkeits-systems zum Kriegsziel des deutschen Nationalstolzes macht!

Die natürliche Entwicklung von innen heraus müßte nach den weltgeschichtlichen Erfahrungen dieser Krise ebenso zu einer starken Politisierung Deutschlands wie zu einer starken Sozialisierung Englands führen, und so nach der Übergipfelung der Gegensätze eine ausgleichende Annäherung vorbereiten. Dann werdet ihr auch erst ganz die Natur und Schwierigkeit des Problems begreifen, das parlamentarische Regierungssystem mit einem hoch entwickelten Sozialismus zu verbinden. Indessen kann die Politik der endlosen Kriegsverlängerung, die durch Ihre Forderung so wirksam unterstützt wird, uns alle vielleicht der Sorge um die friedliche Lösung jener Entwicklungsprobleme entheben. Man rechnet in Ihrem Lager vielfach auf den Ausbruch einer Revolution in Deutschland, den man durch unbeschränkte Fortführung des Hungerkrieges beschleunigen möchte. Nun macht man sich drüben über die politische Revolutionierbarkeit Deutschlands durchaus falsche Vorstellungen; das völlige Fehlen ihrer Voraussetzungen ist vielmehr eine der bestimmenden Grundtatsachen unserer ganzen politischen Entwicklung. Trotzdem will ich die Möglichkeit einer Revolution in Deutschland nicht durchaus bestreiten; aber sie würde sicherlich keine politische, sondern eine extrem sozialistische oder anarchistische sein, und keinesfalls früher erfolgen, als der Zusammenbruch der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung in England und Frankreich und auch in Amerika. Die entscheidende Vorbedingung dafür schafft allerdings die Politik der sinnlosen Kriegsverlängerung, die Sie unterstützen. Der unmöglichen Belastungsprobe dieses Menschheitselends ist zuerst Rußland als *locus minoris resistentiae* erlegen; aber unbedingt widerstandsfähig dagegen ist schlechtweg kein Staatsgefüge; es ist überall nur eine Frage der Zeit. Wenn die auf der gegenwärtigen Gesellschaftsgliederung ruhenden geordneten Staatsgewalten, gleichviel, ob monarchisch oder republikanisch, parlamentarisch oder autokratisch, demokratisch oder nicht, dauernd ohnmächtig bleiben, ihren elementarsten Beruf zu erfüllen und den Ausweg aus diesem internationalen Chaos zu finden, mag freilich am Ende ein Ausbruch vernunftlos wütender Verzweiflung der Volksseelen überall durch das staatliche und soziale Chaos das internationale ablösen. Wie winzig werden dann demgegenüber die Gegensätze der politischen Interessen und Anschauungen erscheinen, um derenwillen jetzt das Blut in Strömen fließt, und die Grundlagen europäischer Kultur vernichtet werden. Daß Ihre Kriegszielforderung dazu beiträgt, die Dinge auf diesen furchterlichen Gipfel zu treiben, ist Tatsache; daß es nicht Ihre bewußte Absicht ist, davon bin ich überzeugt; denn ich bin in persönlicher Hochschätzung

Ihr ergebener

Hugo Preuß.

Die Schutzzollpolitik in Frankreich: eine Warnung und Mahnung

von Lujo Brentano

Es ist bekannt, daß unsere großmächtigen agrarischen und großindustriellen Kreise sich seit Jahren bemühen, den maßgebenden Einfluß auf die Besetzung der volkswirtschaftlichen Lehrstühle der deutschen Universitäten zu gewinnen. Karl Bücher hat vor wenigen Wochen in der Tübinger Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften einen Aufsatz „Die Schicksalsstunde der akademischen Nationalökonomie“ veröffentlicht, aus dem hervorgeht, ein wie großes Stück Geld sie es sich kosten zu lassen bereit sind, um dieses Ziel zu erreichen, und an einzelnen Universitäten sind sie ihm auch ohne solche Opfer schon nahe gekommen. Ja es ist sogar eine besondere Disziplin erwachsen, die Privatwirtschaftslehre, welche im Gegensatz zu der auf das Interesse der Gesamtheit abzielenden Volkswirtschaftslehre, die Sonderinteressen der Privatwirtschaft zum Ausgangs- und Endpunkt ihrer Betrachtungen macht und an eigens dazu errichteten Hochschulen besonders gepflegt wird. Danach sollte man meinen, daß die Theoretiker des Wirtschaftslebens großen Einfluß auf die Wirtschaftspolitik eines Landes üben. Es ist dies eine völlig irrige Annahme. Die volkswirtschaftlichen Theoretiker haben, auch wenn ihre Lehren noch so richtig waren, nie einen Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung zu üben vermocht, außer wenn in einem Lande ein mächtiges Sonderinteresse gegeben war, das es vorteilhafter fand, im Schatten einer idealen Theorie zu kämpfen. Das läßt sich an der Geschichte aller Länder nachweisen, vielleicht an keiner mehr als an der Geschichte Frankreichs. Kein Volk, das den Gegensatz zwischen Privatwirtschaft und Volkswirtschaft und die Gefahren, welche der Triumph der ersteren über die letztere mit sich bringt, klarer erkannt hätte als die Franzosen; kein Volk, bei dem der Triumph der privaten Sonderinteressen über die der Gesamtheit vollständiger gewesen wäre; keines auch, welches darunter ärger gelitten hätte.

Das Merkantilssystem hatte Frankreich um die Mitte des 18. Jahrhunderts zum Tummelplatz der privatwirtschaftlichen Interessen der Mächtigen gemacht. Jedes strebte auf geraden und krummen Wegen nach Einfluß, um seinen Vorteil auf Kosten des Ganzen zu sichern. Da kam Quesnay und seine Schule. Ausgezeichnet durch Ehrlichkeit und unantastbare Uneigennützigkeit war sie die einzige Gruppe, die sich ernstlich bemühte, das Los der größten Zahl zu verbessern. Mit unwiderleglicher Logik griff sie das Merkantilssystem an. Seiner Lehre, die das

Erstrebenswerte in der Ausfuhr eigener Produkte und das größte Unglück in der Einfuhr fremder erblickte, setzte Quesnay die Lehre entgegen: jeder Kauf ist Verkauf und jeder Verkauf ist Kauf; man kann dem Ausland nicht mehr verkaufen, als man ihm abkauft. Auf den von Montaigne wiederholten Satz des Hl. Hieronymus, daß niemand gewinne, es sei denn, daß ein anderer verliere, antwortete Mirabeau: Niemand verliert, daß nicht auch ein anderer verlöre; und Turgot, der einem jeden ein gleiches Recht auf Glück zuerkannte, wandte sich voll Haß gegen jederlei Art von Privilegien und Monopolen, welche die einen durch unvergoltene Abgaben anderer bereichern. Daher seine Gegnerschaft gegen die Fronden, gegen die Zünfte, gegen alle Beeinträchtigungen der Handelsfreiheit. Aber keiner, gegen den sich der Haß der Privilegierten leidenschaftlicher gewendet hätte! Als Ludwig XVI. Turgot zum Minister machte, hatte dieser keine Feinde. Aber sobald man begriff, daß er im Interesse des Ganzen regieren wolle, erhoben sich gegen ihn von allen Seiten die Mächtigen. Der Klerus beschuldigte ihn der Irreligiosität. Das aus Vertretern der Privilegierten bestehende Parlament antwortete auf seinen Versuch, die Fronden zu beseitigen: „Das Volk von Frankreich ist steuer- und frondienstpflichtig nach Gurbünten; das ist ein Teil der Verfassung, den selbst der König nicht ändern kann.“ Doch noch blieb der König fest; er hatte Turgot versichert, daß er ihn gegen das Parlament der Sonderinteressen halten werde. „Nur Turgot und ich lieben das Volk“ hat er geantwortet. Turgots Reformen wurden Gesetz. Da erfannen seine Feinde eine infame Intrigue. Man erfand eine Korrespondenz Turgots mit einem Unbekannten in Wien voll beißender Bemerkungen über die Königin, den Premierminister Maurepas und den König, und Maurepas unterbreitete sie dem König. Da ließ dieser den Vielange-seindeten fallen. Die Folge war die Revolution. Denn Turgots Reformen, die vor dieser bewahrt hätten, wurden von seinen Nachfolgern beseitigt, bis die Stürme von 1789 unter Donner und Blitz sie verwirklicht haben.

Nur gerade auf dem Gebiet, auf dem Turgot selbst nicht tätig geworden war, auf dem der äußeren Handelspolitik, haben seine Ideen seinen Sturz überdauert. Der Handelsvertrag, den Frankreich 1786 mit England abschloß, war freihändlerisch gerichtet. Er hatte die heftigsten Angriffe der französischen Sonderinteressenten gegen den französischen Unterhändler zur Folge. Es bewährte sich für diesen der Satz A. Smiths: „Wenn man sicher sein kann, in den Ruf eines höchst sachverständigen Mannes zu gelangen, indem man alles, was dem Monopol eines geschützten Erwerbszweigs dient, zur Geltung bringt, so kann umgekehrt nichts den Ruf eines Mannes mehr schädigen, als wenn man dieses Monopol zu mindern

sucht und dabei Erfolg hat.“ Die Angriffe waren ganz unberechtigt; die Franzosen waren unter dem Schutze von Einfuhrverboten technisch zurückgeblieben; jetzt wurden sie zur Anwendung längst gemachter Erfindungen genötigt. Aber je mehr die Sonderinteressenten unter den Folgen eigener Schuld litten, um so ungestümer ihre Anklagen und ihr Verlangen nach Wieverbeseitigung der Reform. Turgot war kein Freund der Parlamente gewesen, weil er in den darin vertretenen Sonderinteressen den Feind alles volkswirtschaftlichen Fortschritts sah. Die französische Zollgeschichte hat ihm recht gegeben. Als die Revolution kam, kostete es die größte Mühe, den Widerstand der Sonderinteressen gegen die Schaffung eines einheitlichen französischen Wirtschaftsgebiets zu überwinden; sie bekämpften die Beseitigung der die einzelnen Landesteile trennenden Binnenzölle, als ob sie dadurch der Konkurrenz von Feinden preisgegeben würden; und in der konstituierenden Versammlung brachte es der Bericht-erstatte über den Zolltarif, Goudard, ein Kaufmann aus Lyon, fertig, unter Wiederholung der freisinnigsten Grundsätze der Physiokraten diesen die Spitze abzuberechen, indem er unter Anrufung der nationalen Leidenschaften mit der Forderung endete, daß Handel nur unter Franzosen stattfinden dürfe. Unter dem Konvent und dem Kaiserreich, besonders nach der Kriegserklärung an Österreich 1792 und an England 1793, dann noch weitere Verschärfung des Prohibitivsystems. Napoleon merkantilisierte. Er glaubte, durch die forcierte Entwicklung einer französischen Großindustrie England ruinieren zu können. Der einzige Unterschied gegen das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert war: die früheren Handelskriege hatten blutige Kriege zur Folge gehabt; jetzt waren die Handelskriege die Begleiterscheinung der blutigen Kriege.

Unterdessen hatten aber die französischen Theoretiker keineswegs vor der Gewalt kapituliert. Während es den Praktikern trotz aller Gewaltmaßregeln nicht gelang, England unterzukriegen, hat Jean Baptiste Say, in Anknüpfung an die Lehren Tuckers, Quesnays und A. Smiths, daß man, um zu verkaufen, selbst kaufen müsse, dargelegt, daß nicht die aktive, sondern die passive Handelsbilanz die günstige sei. Der Verkauf, so schrieb er, ist die Hälfte des Umtausches; die Produkte vertauschen sich gegen Produkte. Der Konsument kann also nicht eintauschen, wenn er nicht selbst Produkte hat; je mehr er zu einem Preise produziert, zu dem er einen Abnehmer findet, um so mehr kann er selbst kaufen. Je zahlreicher die Produzenten sind und je mannigfaltiger ihre Produkte, um so leichter, mannigfaltiger, umfassender der Absatz. Eine jede Nation ist also am Gedeihen ihrer Nachbarn interessiert, denn je reicher diese sind, um so mehr kann sie an sie verkaufen. Auch folgt daraus, daß man ohne selbst produziert zu haben nicht kaufen kann, daß es ebenso ist, wenn man

eine Ware zum Zwecke des Austausches produziert, wie wenn man die mit ihr eingetauschte selbst hergestellt hätte. Selbst wenn wir fremde Ware verbrauchen, verbrauchen wir stets Produkte des eigenen Landes. Wenn man einer Fremdware die Einfuhr verbietet, um einem fremden Land einen Erwerbszweig zu rauben, so ersetzt man also nur eine weniger kostspielige eigene Produktion durch eine kostspieligere Produktionsweise. Wenn die Schutzzöllner sagen, der hohe Preis der so hergestellten Produkte schade nichts, vorausgesetzt, daß sie im Inland hergestellt seien, denn was der heimische Verbraucher mehr zahle, gewinne sein Landsmann der Produzent, der Wert bleibe im Lande, so übersähen sie, daß jede Produktion die Verwendung von Stoff und Arbeit voraussetzt. Einerlei, wo diese Verwendung stattfindet, ob im Inland oder im Ausland, die in der Herstellung aufgebrauchten Werte seien nicht weniger verbraucht. Das, worauf es ankomme, sei, davon möglichst wenig zu verbrauchen. Das geschehe, wenn ein jedes Land sich auf die Herstellung der Produkte beschränke, die es besser oder billiger als andere herstelle, und mittelst dieser die übrigen, die es brauche, durch den Handel aus dem Ausland beziehe. Nur den Erziehungszoll, der dazu führt, eine Industrie im Inland zur Konkurrenzfähigkeit mit dem Ausland zu entwickeln, will J. B. Say, ähnlich wie schon vor ihm Chaptal, gelten lassen.

Das ist Says berühmte Lehre vom Warenabsatz. Sie war, wie man sieht, wenig originell. Nichtsdestoweniger waren seine Landsleute stolz, als die elegant geschriebenen Bücher, in denen er sie vortrug, durch ganz Europa Verbreitung fanden; sie nannten ihn den Prince des Economistes. Aber auf ihre Wirtschaftspolitik hat er nicht den geringsten Einfluß geübt. Als Say 1832 starb, gab man ihm am Collège de France Rossi und am Conservatoire des Arts et Métiers Adolphe Blanqui zu Nachfolgern, die ganz so wie er lehrten; aber unter der Restauration wie unter Louis Philippe wurde die französische Handelspolitik durch keinerlei theoretische Erkenntnis, sondern durch eine Koalition von Groß-Agrariern und Groß-Industriellen beherrscht. Ohne jede Rücksicht auf das Interesse der breiten Volksmasse bestanden sie auf Einfuhrverboten und diesen gleichkommenden Hochschutzzöllen. Das Wort des Marschall Bugeaud in der Pairskammer der Restauration, daß die freie Einfuhr von Vieh mehr zu fürchten sei als die Invasion der Kosaken, blieb charakteristisch für die Zeit vom Sturze Napoleons bis 1850. Auch die glänzenden, gegen das Schutzsystem gerichteten Schriften Frédéric Bastiats haben daran nichts geändert; seine leichte Argumentation über die Harmonie der Interessen von Arbeitgeber und Arbeiter machten sich die Unternehmer zu eigen; da, wo er recht hatte, in dem Nachweis des Interesses des einen Landes am Gedeihen des anderen, verschlossen sie ihm beharrlich das Ohr.

Erst unter Napoleon III. ist ein Umschwung eingetreten. Auch er war von Turgots Überzeugung durchdrungen, daß ein aufgeklärter, absoluter Monarch dem wirtschaftlichen Fortschritt dienlicher sei, als ein Parlament, dessen Mitglieder durch die Sonderinteressen der Mächtigen bestimmt werden. Daher er in der Verfassung, die er Frankreich gab, den Abschluß von Handelsverträgen dem alleinigen Ermessen des Staatsoberhauptes vorbehalten hatte. In seinem englischen Exil hatte er die Freihandelsagitation Cobdens und Brights miterlebt. Die berauschende Zunahme des englischen Reichtums, die auf deren Sieg folgte, hatte bestimmend auf ihn gewirkt. Sein Ziel war, durch gleiche Förderung von Frankreichs Wohlstand das französische Volk über den Verlust seiner Freiheit zu trösten. Nun erwuchs auch der Volkswirtschaftstheorie, die in Michel Chevalier den getreuen Hüter der freihändlerischen Traditionen des Collège de France hatte, jenes mächtige Interesse, ohne dessen Unterstützung auch die richtigste Theorie sich niemals praktische Anerkennung verschaffen konnte. Napoleon bediente sich Chevaliers, um mit Cobden, als englischem Unterhändler, den englisch-französischen Handelsvertrag von 1860 abzuschließen, der mit dem Prohibitionsystem in Frankreich aufräumte, die französischen Zollsätze bedeutend ermäßigte und durch seine Meistbegünstigungsklausel in allen Ländern eine freiere Richtung der Handelspolitik anbahnte.

Am 16. Mai 1863 wurde der französische Generaltarif vom gesetzgebenden Körper im Sinne des Vertrags reformiert. Die Reform hat für Frankreich nicht den Freihandel bedeutet; der Schutz Zoll blieb in Geltung; nichtsdestoweniger schrien die Sonderinteressenten wegen der Beseitigung der Prohibitionen. 1869 verlangten sie in Amiens gelegentlich einer Enquete den Widerruf des Vertrags. Als der Regierungsvertreter bemerkte, das könne den guten Beziehungen zwischen Frankreich und England ein Ende bereiten, antwortete Jules Fran Mollet, einer der hauptsächlichsten Beschwerdeführer: „Wenn England als Folge der Kündigung des Handelsvertrags Frankreich den Krieg erkläre, werde dieser Krieg in Frankreich national sein, da er unanfechtbar beweisen würde, daß England Frankreich mittels des Handelsvertrags ausbeute und seine Industrien eine nach der andern ruiniere.“

Aber so sehr der Geist der Handelseifersucht nach dem deutsch-französischen Krieg wieder auflebte, die Einfuhrverbote blieben auch nach dem Sturz des Kaiserreichs abgeschafft. Erst unter dem Einfluß der Krise in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre ist die Reaktion gegen die liberale Richtung in der Handelspolitik wieder erstarkt. Bei der Revision des Zolltarifs im Jahre 1881 verhielt sie sich noch bescheiden. Eine Reihe von Zöllen, namentlich auf Agrarprodukte, wurde eingeführt; spezifische

Zölle traten an die Stelle von Wertzöllen; aber die Handelsverträge wurden doch erneuert. Allmählich erstarkte die Schutzzollbewegung unter Rückwirkung der Erhöhung der Zölle in anderen Ländern. Man organisierte allenthalben den Reziprozitätsgedanken durch Schaffung eines Generaltarifs und eines Minimaltarifs. Ruggatti tat in Italien den Ausspruch: „Es gilt, den Fremden einerseits die eisernen Krallen des Generaltarifs, andererseits den Stzweig des Vertragstarifs zu zeigen.“ Das Ergebnis war ein elfjähriger Tariffkrieg zwischen Italien und Frankreich, von 1887 bis 1898. Er hat beide Länder schwer geschädigt. Die italienische Ausfuhr nach Frankreich sank von 307 Millionen im Jahre 1887 auf 115 Millionen im Jahre 1895; die französische Ausfuhr nach Italien von 192 Millionen im Jahre 1887 auf 98 im Jahre 1894. Die Gesamtumsätze zwischen den beiden Ländern, die vor dem Tariffkrieg 500 Millionen betragen hatten, gingen auf 220 im Jahre 1894 herab; sie haben sich nach 1898 nur sehr wenig gehoben, denn die Absatzwege waren zerstört; erst 1910 waren sie wieder auf 500 gestiegen. Die Schutzzöllner beider Länder trösteten sich mit der Behauptung, daß das andere Land noch mehr wie das eigene geschädigt worden sei.

Die Mehrzahl der von Frankreich abgeschlossenen Handelsverträge endete am 1. Februar 1892. Im Hinblick darauf hatten sich die französischen Agrarier und Industriellen schon im Januar 1891 zusammengefunden. Die Folge war der unter der Führung Mélines zustandegekommene Tarif von 1892, der eine Differenz zwischen den Sätzen des General- und des Minimaltarifs von 20 bis 25 Prozent im Durchschnitt aufweist. Außerdem hat er die Zollsätze für nahezu alle Lebensmittel und viele Industrieprodukte erhöht; die Zahl der Zollpositionen stieg von 570 auf 654, ohne die vielfachen Doppelnummern zu rechnen. Außerdem äußerte sich der gesteigerte Schutzzollgeist, indem 1892, noch während des Tariffkriegs mit Italien, ein weiterer zwischen Frankreich und der Schweiz ausbrach. Auf Betreiben der Seiden- und Baumwollfabrikanten hatte das französische Abgeordnetenhaus einen Handelsvertrag mit der Schweiz verworfen, weil er in 35 Posten unter die Sätze des Minimaltarifs herabging; als Folge sollte für die Schweiz der französische Generaltarif wirksam werden. Die Schweiz antwortete mit Anwendung ihres Generaltarifs auf Frankreich. Der Zollkrieg dauerte bis 1895. Er brachte dem Prinzip des autonomen Tarifs eine Niederlage. Man hatte den Minimaltarif eingeführt, um die Möglichkeit, zu verhandeln, auszuschließen; nun hatte man sich trotzdem zum Wiederverhandeln genötigt gesehen, und Frankreich war gezwungen worden, die Sätze seines Minimaltarifs herabzusetzen. Aber auch die Schweiz war zum Nachgeben genötigt worden. Die Einfuhr aus der Schweiz nach Frankreich war von 100 auf 67 Millionen, die französische

Ausfuhr nach der Schweiz von 230 auf 130 Millionen, der Gesamtumsatz zwischen beiden Ländern von 330 auf 200 Millionen herabgegangen.

Abgesehen von diesen Zollkriegen und einem mit Brasilien wegen des Kaffees hat das Wiedererwachen des Schutzzollgeistes in Frankreich zu Zollerhöhungen bei anderen Völkern geführt. Das Tarifgesetz von 1892 hat der Regierung das Recht gegeben, provisorisch den Generaltarif übersteigende Sätze gegen solche Länder einzuführen, die Frankreich ungünstig behandeln sollten. Das hat dann wieder zu Gegenmaßregeln geführt, die das Ergebnis illusorisch machten.

Aber alle diese Erfahrungen haben dem schutzzöllnerischen Eifer in Frankreich nicht Einhalt getan. Im Gegenteil: die Erhöhung der Zollschränken in anderen Ländern hat nur zu weiterer Erhöhung der französischen Zölle geführt. Das gilt besonders für die Zollerhöhungen in Deutschland. Hier fällt in die neunziger Jahre das Anschwellen der Schutzzollbewegung, das im Bülowtarif von 1902 gipfelte. Dieser hat aber nicht nur die deutschen Zollsätze außerordentlich erhöht, er hat auch Bestimmungen getroffen, welche die Franzosen besonders gekränkt haben. Der Art. 11 des Frankfurter Friedens hatte Frankreich bei Deutschland das Recht auf Meistbegünstigung für ewig, das heißt für Friedensdauer, zuerkannt. Deutschland hat daraus vor allem den Vorteil gezogen, daß es von Frankreich nicht schlechter als andere Länder behandelt werden konnte; umgekehrt sollte es aber auch Frankreich nicht schlechter als andere Länder behandeln können. Gewisse deutsche Sonderinteressen hegten indes den Wunsch, dies dennoch zu tun. Das Mittel dazu bot sich in einer größeren Spezialisierung einzelner Positionen des Zolltarifs. So fügte man beispielsweise in den Zolltarif einen Paragraphen betreffend Pferde von rein norischer Rasse, der nur auf Österreich, und einen andern betreffend Pferde flämischer, brabantischer und ardennischer Rasse, der nur auf Belgien Anwendung finden konnte. Für die so spezialisierten Waren setzte man niedrigere Zölle fest als für die Hauptart. Da Frankreich die niedriger veranlagten Güter nicht liefern konnte, war es trotz der Meistbegünstigungsklausel von dem anderen Ländern gewährten Vorteil ausgeschlossen, und Graf Posadowsky hatte es im Reichstag sogar rühmend hervorgehoben, daß es möglich sei, Österreich-Ungarn, Italien, Rußland Tarifkonzessionen zu machen, ohne daß sie Frankreich zugut kämen. Ein Brief Luzzattis vom 8. März 1903, der diesen Ausdruck kommentierte, hat großes Aufsehen gemacht. Nun schien der böse Willen Deutschlands erwiesen, die Vorteile, die es selbst aus Art. 11 des Frankfurter Friedens zog, Frankreich vorzuenthalten; und wenn die Zahl der Umgehungen dieses Artikels auf dem Wege der Spezialisierung auch gering war, so wurde Posadowskys Ausdruck doch eine Waffe in den Händen der französischen Schutzzöllner.

Das Ergebnis war der französische Zolltarif von 1910; er war schutz-zöllnerischer als Mélines Tarif von 1892; wenn die Regierung nicht Widerstand geleistet hätte, hätten die privatwirtschaftlichen Interessen eine noch größere Erhöhung der Zollsätze durchgesetzt. Einesteils waren es die seit 1892 entstandenen neuen Industrien, wie die Automobilindustrie, die nun gleichfalls nach Schutz verlangten. Außerdem berief man sich auf die Zollerhöhungen, die in andern Ländern stattgefunden, den von diesen betriebenen Schleuderelexport und auf die Umgehungen des Art. 11 des Frankfurter Friedens im Bülowtarif. An der Beseitigung der Einfuhrverbote, der Abschaffung der Ausfuhrzölle und der freien Einfuhr der Rohstoffe hat auch der Tarif von 1910 festgehalten.

Während dieser Dezennien, in denen das privatwirtschaftliche Interesse der koalitierten Agrarier und Industriellen die Steigerung des Schutzsystems in Frankreich durchsetzte, war Paul Leroy-Beaulieu, Professor der Nationalökonomie am Collège de France. Er war gleich Michel Chevalier, seinem Schwiegervater, Freihändler. Das Unternehmertum hat an seinen gegen den Sozialismus gerichteten Schriften und seinen klugen Lehrbüchern über Kapitalanlagen und Staatsfinanzen großes Gefallen gefunden, seinen handelspolitischen Lehren aber hat es die Gefolgschaft verweigert. Sehr zum Nachteil der französischen Volkswirtschaft. Sie ist in eben diesen Jahrzehnten gegenüber derjenigen sowohl des freihändlerischen Englands als auch des schutzzöllnerischen Deutschlands sehr ins Hintertreffen geraten — ein deutlicher Beweis dafür, daß Deutschlands Aufschwung in anderem als im Schutzzoll seine Ursache gehabt hat; denn wäre er diesem zu danken, so hätte Frankreich alle übrigen europäischen Länder weit überflügeln müssen. Es ist aber gerade Frankreich ein Beleg für die Richtigkeit der Lehre J. B. Sais, daß in dem Maße, in dem der einheimische Produzent durch Fernhalten fremder Produkte vom heimischen Markte begünstigt wird, ein anderer heimischer Produzent Nachteil erleidet, denn er erhält nicht den weiten Markt, den ihm der Austausch seiner Produkte gegen die Produkte des Auslands, welche dieses besser oder billiger erzeugt, gebracht hätte; das Ganze aber wird geschädigt, indem die Gesamtproduktion weit kostspieliger als bei Freihandel stattfindet und gerade diejenigen Produktionszweige gehemmt werden, die für das Ganze die vorteilhaftesten sind. Das Schutzsystem hat den französischen Unternehmungsgeist in den überkommenen Gewerben und Betriebsweisen festgehalten, weil dies dem engherzigen Gesichtspunkt privatwirtschaftlicher Interessen entsprach, während das Interesse der Volkswirtschaft den Wechsel erheischt hätte. Am schlimmsten aber hat es gewirkt, indem es unter dem Einfluß der privatwirtschaftlichen Interessen des französischen Kapitals auch auf die französische Kolonialpolitik übergriff. Das hat

den auswärtigen Mächten ein Argument gegen das Wachstum des französischen Kolonialreichs gegeben. Die Sorge, daß das Tor ihm verschlossen werden würde, ließ es dem Ausland als wenig wünschenswert erscheinen, den Schlüssel zur Aufschlüsselung der Naturschätze in fremden Erdteilen in Frankreichs Händen zu sehen. Das hat Frankreich in der Diskussion afrikanischer Fragen in eine mißliche Lage gegenüber Deutschland versetzt. Es ist dies eine der Ursachen geworden, die den Weltkrieg veranlaßt haben.

Ein Gelehrtenduell

von Herman Kranold

1. Otto Hoetzsch: Rußland (Berlin 1913, Georg Reimer. Anaftatischer Neudruck, ebenda 1914, zweite veränderte Auflage, ebenda 1917).
2. Johannes Haller: Die russische Gefahr im deutschen Hause (Stuttgart 1916, Engelhorn).
3. Otto Hoetzsch: Russische Probleme. Eine Entgegnung auf J. Hallers Schrift „Die russische Gefahr im deutschen Hause“ (Berlin 1917, Georg Reimer).

Daß Historiker sich in den Haaren liegen, ist nicht eben selten und im allgemeinen wohl kein Anlaß für die Leser der „Neuen Rundschau“, den Kämpfern und ihren Heldentaten besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Hier aber ist Ehre auf dem Spiel, denn es geht um einen großen Gegenstand. Haller hat seinen Berliner Kollegen zu einem Ringkampf um Rußlands Seele herausgefordert, und Hoetzsch hat die Herausforderung angenommen und nunmehr, um es kurzerhand vorweg zu sagen, den Gegner mit bedächtiger Gründlichkeit exekutiert. Die Art und Weise, in der der Kampf sich abgespielt hat, ist nicht minder lehrreich als der Streitpunkt. Daher seien diesem Ereignis einige Minuten gewidmet.

An sich ist es gewiß eine erfreuliche Tatsache, daß gelehrte Erforscher der Geschichte sich so fest in der Gegenwart verankert fühlen, daß sie es fertig bringen, sich um diese die Köpfe blutig zu schlagen; noch erfreulicher ist es, daß es sich nicht um ganz unbedeutende Gelehrte dabei handelt. Otto Hoetzsch ist einer der hochverdienten Herausgeber der „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“, einer — Gott sei es geklagt — in den weitesten Kreisen der Politiker und Soziologen hervorragender Unbekanntheit sich erfreuenden Zeitschrift, deren dickeleibige, mit Materialien von größter Gründlichkeit gefüllte Bände den, der sie zu Rate zieht, jedesmal, sooft ers tut, aufs neue reich beschenken. Haller hat über mittelalterliche Geschichte eine Anzahl von bemerkenswerten Arbeiten geschrieben, die nach den Urteilen der Sachverständigen der verschiedensten Schulen

die wissenschaftliche Erkennung des Geschichtsverlaufs wirklich gefördert haben. Ich hoffe, daß die Gelehrten damit recht haben; ich kenne seine Arbeiten nicht und habe daher über sie kein eigenes Urteil. Aber wenn wir von den Schriften reden, mit denen wir uns heute beschäftigen, so kommen wir zu einer ganz andern Verteilung von Anerkennung und Mißbilligung. Dann schnell die eine Waagschale hoch in die Höhe, die andre sinkt tief herab.

Otto Hoepfisch hat ein Buch über Rußland geschrieben, das sich im wesentlichen mit einer Darstellung der innern Entwicklung dieses Landes vom Ende der ersten Revolution bis zum Jahre 1912 befaßt. Es geht in aller Breite und Genauigkeit auf den Gegenstand ein, zieht sehr viele, zum Teil bisher in Deutschland nicht benutzte Quellen heran und hat gegenüber den verwandten Büchern über Rußland seine Besonderheit einmal darin, daß es nicht von vornherein mit westeuropäischer Voreingenommenheit an die russischen Probleme herantritt, und dann darin, daß es außerordentlich gründlich besonders die Gesichtspunkte der zarischen Regierung zur Geltung bringt. Es ist gewiß nicht frei von Fehlern. Manche Partien sind zu breit geraten, manche zu kurz. In manchen Einzelheiten sind kleinere oder größere Versehen oder Irrtümer vorgekommen; der politisch konservative Standpunkt des Verfassers verleitet ihn hier und da, die Darstellung der gouvernementalen Gedankengänge allzu breit auszuspinnen, die Behauptungen des offiziellen Rußland allzu gutgläubig aufzunehmen und die Bedeutung der revolutionären Gesichtspunkte zu unterschätzen. Auch hat der Verfasser nicht eigentlich die Gabe, einen großen Stoff geschlossen darzustellen; er reiht interessante Monographien aneinander. Aber bei allen diesen gern zugestandenen (von Hoepfisch selbst wohl auch oft empfundenen) Mängeln bleibt das Buch doch höchst bedeutend, und man darf wohl sagen, daß es in der Geschichte der deutschen Auffassung von Rußland ein wenig Epoche gemacht hat. Zudem ist in vieler Beziehung das Buch ein erster Versuch. Der Kritiker, der sich mit Einzelheiten abgeben will oder muß, hätte also die Pflicht, im Ton vollkommener Hochachtung eine durchweg aufs Positive gerichtete Polemik zu führen. Dadurch könnte er dem Verfasser wie der Sache in gleicher Weise einen Dienst erweisen.

Haller hat sich früher mit russischen Fragen, wenigstens in Publikationen, nicht weiter groß abgegeben. Während des Kriegs aber hat er sich von seinem baltischen Herzen den Kopf verwirren lassen. Er ist in Tübingen einer der Vorkämpfer der Vaterlandspartei und tritt als solcher auch an vielen andern Stellen, zum Beispiel im roten „Tag“, in der „Frankfurter Zeitung“, in der „Deutschen Politik“ auf. Der Eifer, mit dem er das tut, die autoritative Tonart, in der er vorbringt, was er sagen

zu müssen glaubt, stehn leider nicht immer in einem richtigen Verhältnis zu dem sachlichen Wert seiner Darlegungen. Sein Interesse gehört gewiß glühend der großen Politik der Gegenwart; aber seine Kenntnisse beziehen sich doch wohl auf eine andre Zeit, und zu diesem Mißverhältnis zwischen Kraft und Willen ist nun noch eine Strupellosigkeit in der Wahl der literarischen Mittel gekommen, die wirklich einigermaßen beschämend ist.

Haller hat gegen Hoeßsch einen Generalangriff gerichtet. Er stempelt diesen (der sich besonders in seinen Wochenrundschau'en in der „Kreuzzeitung“ für eine möglichst glimpfliche Behandlung Rußlands ausgesprochen hat) zu einem Vorkämpfer Rußlands. Das beweist er nun aber nicht etwa in einer kritischen Untersuchung der einschlägigen Partien dieser Rundblicke (von denen bei S. Hirzel in Leipzig bisher zwei dicke Bände gesammelt erschienen sind), sondern er versucht das zu beweisen durch eine eingehende Kritik der historischen und der nationalitätenpolitischen Ausführungen in seines selbstgewählten Gegners Rußlandbuch. Dagegen wehrt sich nun die neue Schrift von Hoeßsch.

Wenn man mit möglichster Unbefangenheit, mit der Unbefangenheit, die man aufbringt, wenn man selbst an dem Streit nicht ganz unbeteiligt ist, diese Polemik untersucht, so findet man, daß Haller zunächst einen Vorwurf erhebt, der ganz gegenstandslos ist. Er stellt an die kurze historische Einleitung über Rußland, die Hoeßsch in seinem Buch voranschickt, Anforderungen hinsichtlich der Berücksichtigung von Einzelheiten, die im Rahmen der räumlichen Ökonomie des Hoeßsch'schen Buches ganz unberechtigt sind. Ginge es nach Haller, so hätte Hoeßsch erst einen dicken Band über Rußlands Geschichte vor der Revolution und einen während der Revolution voranschicken müssen. Daß er das nicht tat, war eine kluge Selbstbeschränkung. Daß Haller das nicht einsieht, zeigt, wie wenig er erfaßt hat, worauf es Hoeßsch in seinem Buch eigentlich ankommt: nämlich auf die Darstellung des Europäisierungsprozesses in Rußland während der sieben auf die erste Revolution folgenden Jahre. Im allgemeinen ist dabei noch zu bemerken, daß die Einzeleinwände, die Haller gegen Hoeßsch' historische Urteile erhoben hat, von dem Angegriffnen in seiner Gegenschrist auf fünf Druckbogen zum größten Teil in der gründlichsten Weise widerlegt sind.

Das zweite, was Haller dem Berliner Kollegen vorwirft, ist eine gewisse Quabbligkeit in den Urteilen. Nun ist es ganz richtig, daß Hoeßsch im allgemeinen nicht seine Meinung auf ein Schlagwort bringt. Vielmehr läßt er oft dahingestellt, welches die richtige Meinung sei, und ebenso oft gibt er die vielen Einerseits und Andererseits der Sachlage auch im Schlufsurteil zu erkennen. Aber wir vermögen darin keinen Fehler des Hoeßsch'schen Buchs zu sehen. Die ruhige Sachlichkeit, mit der es

arbeitet, die Vorsicht, mit der es da, wo ungenügende Vorarbeiten ein abschließendes Urteil noch nicht gestatten, eine offene Frage als offen, eine zweideutige Antwort als zweideutig hinstellt, gefällt uns jedenfalls besser als der im üblen Sinn journalistische Leichtsinns, mit dem Haller für jede Erscheinung eine abgestempelte Etikette vorrätig hat. Er ist schnell mit dem Wort fertig, weil er häufig nicht ahnt, welche Probleme unterhalb der dünnen Oberfläche lauern, der er allein seine Aufmerksamkeit gewidmet hat. Das zeigt sich denn auch in seinen eignen Urteilen. Sie sind gewöhnlich unberechtigte Verallgemeinerungen einer einzelnen Seite der Sache.

Weiter ist zu sagen, daß Haller sich sehr häufig der Kunst des Lesens nicht gewachsen zeigt. Er macht sich in blinder Leidenschaft einen Hoepfisch zum Privatgebrauch zurecht und treibt mit Hilfe dieses Instruments nun diese Art von polemischer Selbstbefriedigung. Das hat ihm Hoepfisch an allen Ecken und Enden nachgewiesen. Ja, was noch schlimmer ist, er hat gezeigt, daß Haller große Partien seines Buchs, manchmal ganze Bogenfolgen, entweder überhaupt nicht oder doch nicht mit dem Ergebnis der Apperzeption ihres Inhalts gelesen hat. Es liegt ein gewisser Humor darin, daß zu diesen Abschnitten ausgerechnet die so „nebensächliche“ Agrarfrage gehört. Manchmal gehen die Entstellungen dessen, was Hoepfisch gelagt hat, in Hallers Schrift soweit, daß man schon seine ganze Erfahrung über die Blindheit mildgewordener Professoren heranziehen muß, um Haller noch guten Glauben zuzubilligen.

Schließlich hat Hoepfisch nachgewiesen, daß der Streitpunkt, der den Kern der Hallerschen Polemik bildet, unbedingt so liegt, daß man dem Angegriffnen recht geben muß. Das gilt namentlich von der Polemik über die Ukraine. Haller behauptet erstens in Wirklichkeit ungefähr daselbe wie Hoepfisch, zweitens entstellt er dessen Meinung, um sie bekämpfen zu können, und drittens stößt er alle Sätze logischen Gedankenaufbaus in der Durchführung seiner Polemik über den Haufen. Vollkommen miteinander unvereinbare Ja und Nein setzt er mit einer Ruhe nebeneinander, daß es für den Liebhaber kontradiktorischer Gegensätze nur so eine Lust ist. Man kann also wirklich an der Art, wie Haller schreibt, lernen, wie man nicht polemisieren soll, und an der Hoepfischen Gegenwehr sehen, wie man sich eines leichtfertigen Gegners mit Würde und vollem Erfolg erwehrt.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß es Hoepfisch gelungen wäre, die vielen Einzelheiten, in denen er sich ergehn muß, nicht nur zu einer sachlichen Niederlage seines Gegners, sondern zu einer in sich geschlossenen, gestaltenden Darstellung zu verarbeiten. Was seiner neuen Schrift fehlt, ist überdies eine gewisse Eleganz der Polemik. Erst ganz zum Schluß bekommt sein Fechten mehr Schwung. Bis dahin ist es eine ziemlich trockne Aneinanderreihung von Einzeltorwürfen. Das ist sehr zu bedauern, denn Haller

versteht es, ebenso flüssig wie flüchtig zu schreiben. Deshalb ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß er von den Massen des Publikums gelesen und geglaubt wird, während die gleichen Massen durch die trockne Gelehrtenpolemik Hoeßschs sich nicht recht hindurchzuarbeiten vermögen. Wenn aber dieser Vorzug der Form noch hinzukäme, dann würde man allerdings hoffen können, daß Haller es vorzieht, von der östlichen Geschichte der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit lieber die Finger zu lassen und reumütig wieder zu seinen verdienstlichen Arbeiten über das Mittelalter zurückzukehren.

Magie der Prosa

von Felix Braun

Die Prosa galt den Ästhetikern des achtzehnten Jahrhunderts nicht als reiner künstlerischer Ausdruck, der Roman noch als Halbkunst. Das Gesetz der Distanz, das aller Kunst zugrunde liegt, scheint durch sie aufgehoben: die Sprache tritt aus der Erhöhung und Entfernung, in die sie der Vers versetzt, in die Wirklichkeit und Nähe des täglichen Lebens wieder ein. Natürlich gehorcht auch der krasseste naturalistische Vorwurf den Forderungen der Abstraktion und Distanz, ein Gespräch im Leben und ein Dialog im Drama können einander niemals decken; konsequenter Naturalismus führt ins Absurde, in Unkunst schlechthin. Allerdings ist die prosaische Form der Ausdruck eines Gegenwärtigen, zumindest weniger Entfernten als der Vers, dessen Sinn einzig als ein entfernender, ins Vergangene hinaus weisender, erinnernder und ahnender angesehen werden muß. Aber soll in der Tat der Vorrang eines Romans von Dostojewskij oder Balzac vor einem italienischen Renaissance-Epos in Ottaverrime mit Gründen und Beispielen verteidigt werden? Auch die Prosa distanzirt, denn nicht das skandirte Silbenmaß, sondern der Rhythmus stellt die Ferne her, deren das Kunstwerk bedarf, und nicht auf das zu Entfernende, sondern auf die entfernende Kraft selbst kommt es an. Aber diese entfernende Kraft muß wiederbringen können. Und je näher, je deutlicher, je lebhafter das Entfernte an uns herangespiegelt wird, um so wertvoller wird uns die Kunst des Dichters scheinen. In diesem vermag die Prosa naturgemäß weitaus mehr zu geben als der ängstlichere Vers.

Die Alten kannten die Gesetze der Prosa, wie sie die Gesetze der Säulenordnungen kannten; wie Vitruv seine Stockwerke, baute Cicero seine Perioden. Die Gesetze des Verses aber waren die der Musik. Immer ist der

Vers die subjektivere Form, die Prosa die objektivere. In ihr waltet mehr als nur der Wille des Dichters: der reine Geist der Sprache, also einer Nation, drückt sich unmittelbar durch sie aus. Wohl läßt sie stets den Mann erkennen, der sie handhabt, aber zunächst dient sie dem allgemeinen Gesetz der Sprache, der Architektur, der feststehenden Rhythmik. Spät erst tritt ein individueller Geist in sie. An anderer Stelle, in einem Sammelbuche, das zur Feier des fünfzigsten Geburtstags Wilhelm Schäfers bei Georg Müller in München erscheint, habe ich den Versuch gemacht, die deutsche Prosa auf diesen Augenblick hin zu betrachten, da in ihr dies individuelle, „sentimentalische“ Moment — die Schillersche Terminologie der Poesie wurde beibehalten — zur Erscheinung gekommen ist. Es ergab sich, daß die große Neuerung der Verpersönlichung der Prosa von dem Manne ausging, der alles verpersönlichen mußte: von Goethe. Schiller, dem Jean Paul unter allen deutschen Prosaiskern den ersten Rang zuspricht, stellt nur die künstlerische Vollendung des Sprachbilds, die reinste Instrumentierung, die edelste objektive Form der Sprache dar: Stil im architektonischen, noch nicht im persönlichen Sinne. Goethes Prosa, der Schillers an Musik und Aufbau nachstehend, besitzt dies Kriterium, nach dem wir das achtzehnte vom neunzehnten Jahrhundert scheiden dürfen, von je: es ist das erstemal, daß wir — man denke an die späten Schriften — von einem besondern Stil zu sprechen haben. Diese gründende Neuerung, ohne die die romantische Bewegung nicht denkbar ist, hat zuerst August Wilhelm Schlegel begriffen. Die tiefe Beschäftigung mit dem „Wilhelm Meister“ brachte Novalis, darüber hinaus, auch hier mitten ins Geheimnis. Auch in der Sprache suchte er den „geheimnisvollen Weg nach innen“: in ihre Musikalität, in ihre Magie.

Wodurch nun wird diese Magie gewonnen? Nicht nur durch den magischen Stoff, nicht nur durch das Bild, das durchscheint, durch die Kunst des Bildens vor allem. „Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind; abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.“ Wer empfindet an diesem ersten Satz des „Osterdingen“ dies Magische nicht? In den „Fragmenten“ findet sich mancher Aufschluß, etwa in diesem: „Eine gewisse Altertümlichkeit des Stils, eine richtige Stellung und Ordnung der Massen, eine leise Hindeutung auf Allegorie, eine gewisse Seltsamkeit, Andacht und Verwunderung, die durch die Schreibart durchschimmert, — dies sind einige wesentliche Züge, die ich zu meinem bürgerlichen Roman recht nötig habe.“ Eine solche magische Prosa, wie sie Novalis hat, am klarsten in den „Hymnen an die Nacht“ und in dem Aufsatz „Europa oder die Christenheit“, ist nach ihm in Deutschland nicht mehr geschrieben worden: es ist eine höchst kunstvolle

von Kleist, eine glühende von Arnim, eine phantastische von Jean Paul eine goldene, herbstliche von Gottfried Keller, eine grade, klare von Gustav Freytag, eine fiebernde von Nießsche geschrieben worden, aber dies Magische, dies vom Licht der Blume Ofterdingens Erleuchtete, ist nur in Augenblicken dem oder jenem gelungen, am öftesten Nießsche, der es aber aus seiner im Grunde nüchternen Natur und noch nüchterneren Zeit erst durch die Nähe des Wahnsinns hervorbrachte. Auch in fremden Literaturen kann ich es nur bei dem Dichter gewahren, der dem Novalis bis weit ins Dunkle hin nachgelauscht hat: Maurice Maeterlinck. Ein so glänzender Prosaist wie d'Annunzio hat es nicht — dem Paros bleibt es allemal verschlossen —, ja es scheint, als ob es dem Geiste dieser Zeit überhaupt nicht gegeben sei; nur in dem dunklen, schweren Stil Gustaf af Geijerstams finde ich es und auch in Kierteagaards erhabener Schrift „Vom Tode“ (deutsch von Theodor Haeder im letzten „Brenner-Jahrbuch“) habe ich es erkannt. Von neueren Deutschen hat sich am angestrengtesten Hugo von Hofmannsthal darum bemüht; in den beiden ersten Bänden seiner „Prosaïschen Schriften“ (Berlin, S. Fischer) leuchtet es immer wieder auf, aber irgend noch nicht ganz aus dem Erz gebrochen: der eben erschienene dritte und abschließende Band besitzt es in einem Grade der Lauterkeit, über den hinaus noch kaum etwas wünschbar bleibt.

Was jenes Fragment des Novalis gefordert hat, trifft hier zu: die „richtige Stellung und Ordnung der Massen“, die „gewisse Altcertümlichkeit des Stils“, die „leise Hindeutung auf Allegorie“, die „gewisse Seltsamkeit, Andacht und Verwunderung“, die auch durch diese „Schreibart durchschimmert“. Hinzuzufügen wäre: eine Gelassenheit der Haltung, die als Welthaftigkeit und Noblesse, doch manchmal nicht ohne Hochmut, wirkt, eine Gewandtheit in der Wahl des Ausdrucks, die nicht selten spielerisch facettriert, eine Leichtigkeit der Linienführung und Farbenübergänge, die in einzelnen Wendungen etwas Romanisches hat. Das Eigentümliche der Schriften von Hofmannsthal, der poetischen wie der prosaischen, ist Distanz. Dies bedingt allerdings auch jene Preziosität, durch die das Element, das wir das magische nennen, in die Gefahr kommt, unwirksam zu werden. Allein, ich weiß nicht, durch welche überraschende Verbindung der Worte, durch welche unerwartete Verknüpfung der Sätze, durch welchen Glanz oder Rhythmus es im Augenblick wiederhergestellt und erhöht wird. Ein Wechsel von Feierlichkeit und Anmut, von Klassizität und Bizarrerie, von Leidenschaftlichkeit und Geistigkeit erzeugt zwischen den Sätzen, zwischen den Worten jenes Licht, das über diese Aufsätze ein Clair-Obscur ausbreitet, wie es in unsrer Sprache sicherlich noch nicht erblickt worden ist. Dabei ist durchaus nicht ein Fremdartiges oder gar Nachgeahmtes in diesem Kolorit: unverkennbar bleibt, daß ein

österreichischer Mensch diese Bilder gewählt, diese Worte gesetzt, diese Tonart angeschlagen hat.

Dazu tritt ein besondrer Umstand, der den Wert dieses Buches noch vermehrt, nicht seinen künstlerischen, denn der wäre kaum noch durch irgend etwas zu steigern, aber diesen inneren Wert, der ausschließlich entscheidet, was wir bei einer Lektüre, bei der Betrachtung einer Malerei, beim Anhören eines Musikstücks empfinden. Denn was hilfe alle Bewunderung eines glänzenden Geistes, alle Verehrung einer hohen Meisterschaft, wenn wir unangerührt in der Seele bleiben? Das entfernende Prinzip, dem alle Schriften von Hofmannsthal unterstehen, auch die Gedichte — was ihren besonderen feierlichen und geheimnisvollen Reiz ausmacht —, dies, wie wir oben feststellten, reine künstlerische Prinzip hat bei strengster Observanz die absolute Objektivierung des bildenden Geistes in der gebildeten Form zur Folge. Einen so rein objektiven Dichter wie Hugo von Hofmannsthal wird man in der deutschen Literatur vergebens suchen: dieses eine shakespearische Element ist ihm wesenhaft. Hier nun, in dem dritten Band der „Prosaischen Schriften“, tritt zum erstenmal die subjektive Gestalt, die doch hinter all diesen Schöpfungen gestanden, für Augenblicke erkennbar hervor. In den Aufsätzen der früheren Bände, die durchaus literarische Gegenstände behandelten, war fast stets eine künstlerische Form gewählt worden: ein Gespräch, ein Brief, eine Erzählung, und nur da, wo ein Vortrag oder eine Rede es verlangte, trat er selbst vor ein Publikum, doch auch hier ohne mehr von seiner Person zu geben als die Art, mit der er sprach. Oder wollte ihn jemand in den Unterhaltungen über die Schriften Gottfried Kellers, über die „Schwestern“ von Jakob Wassermann, über den Tasso (wo er allerdings der Dichter sein dürfte) mit Bestimmtheit erkannt haben? Hier aber verbirgt er sich nicht mehr ganz. Von Tagen erzählt er, wirklichen, erlebten, seinen Tagen: Tagen im Gebirg, da er, ein Jüngling, unter dem Walten der Sterne, der Bäume, des Wassers eine erhabene Freundschaft schloß; Tagen wunderbaren Vogelzugs, da im großen Traum nach innen in phantastischer Landschaft die Gestalt des Fürsten ihm erschien, die er so lange in seinem Geist und in Büchern gesucht; Tagen, die von den Farben der Gemälde van Goghs erleuchtet waren; Tagen der Reise, Tagen in Griechenland. Diese drei Aufsätze: „Augenblicke in Griechenland“ machen nicht nur den Gipfelpunkt des Buches aus: ich sehe in ihnen eine höchste Leistung dieses Schriftstellers überhaupt, und kaum dürften sie von irgendeiner andren Beschreibung oder Darstellung eines neueren oder älteren Verfassers übertroffen werden. Das Magische ihres Stils wird erhöht durch das Magische des Gegenstandes selbst, aus dem immerfort die Visionen steigen: eines Klosters am Parnass, einer Wanderung in göttlicher Morgenluft,

einer Innwerdung der Marmorstatuen auf der Akropolis — alles dies, die Sternennacht, die Morgenefühle, die Götterleiber, in einer Nähe, Deutlichkeit und Fülle des wahrhaft Lebendigen, einer dämonischen Diesseitigkeit geschaut, ergriffen, in sich einerlebt, daß selbst der Darstellung, die immer zurückbleibt und nur verkürzt spiegeln kann, die ganze Intensität dieser Stunden gewährt blieb, daß selbst sie noch jenes Göttliche hat, das sich kaum dem Schauen für Augenblicke aufschließt, um sogleich ins Vergangene zurückzutreten. In der Tat, ich wüßte nicht, womit diese drei Schilderungen zu vergleichen wären, in denen Momente eines anderen, wirklicheren Lebens durch irgendwelche Zauberei festgehalten sind, eine Magie, die mit nichts anderem zu erklären sein dürfte, als dieser Vollendung der Kunst, Worte und Sätze zum adäquaten Ausdruck innerer Bilder und Harmonien zusammenzustellen. Aber auch den übrigen Essays — der eine über Wilhelm Dilthey etwa ausgenommen, der zu wenig sagt und dies wenige zu häufig wiederholt — gebührt eine in diesem Sinne höchste Würdigung. Von den Schriften über österreichische Menschen und Erscheinungen sind leider nicht alle aufgenommen worden, besonders fehlt uns der Vortrag über die österreichische Literatur, aber daß sie überhaupt in diesem Band nicht unvertreten blieben, ergibt für das Bildnis ihres Verfassers einen festzuhaltenden Zug, der anders leicht übersehen worden wäre. Der Schriftsteller, der als ein Mann von Welt — dies Wort nicht nur in seinem übertragenen Sinn genommen — und durch Geschmack und Geist zu glänzen weiß, wird nur gewinnen, wenn er sich auch in der schönen Beschränkung zeigt, die uns allen unsre Herkunft anweist. Ein Gefühl, das in seiner Reinheit selten genug geworden ist, zeichnet ihn aus: die Liebe zum Vaterlande. Wer sich so sehr als fremden Kulturen verpflichtet bekennet wie dieser Schätzer Diderots, Balzacs, Oscar Wildes, dem steht ein so schlichtes Bekenntnis wie das zur eigenen Heimat um so ehrenvoller an. So ist Fernes und Nahes, Gegenwärtiges und Vergangenes hier gemischt und zu einem Wesen verbunden, das ebenso Traum wie Leben scheint. Das aber ist wohl österreichisches Wesen und zugleich auch ein romantisches, also gar nicht allzu weit entfernt von dem Dichter, nach dessen Blick auf uns und ihn der Spätgeborene mit Erwartung fragt: gar nicht so abseits von Grillparzer, nicht dem Menschen, aber der Art seines Schauens in die Welt und aus ihr hinaus.

Noch vor zwei Monaten hätten die meisten Politiker Europas, hätten vor allem die Staatsmänner, die am Steuer stehen, einen Teilsfrieden mit der Ukraine, einem in den Wehen liegenden Gebilde von noch unbestimmbarem Formtrieb, für eine Chimäre erklärt. In allen Befundungen der Rada in Kiew bildete der Gedanke an die große russische Bundesrepublik den selbstverständlichen Hintergrund. Ja, noch am 10. Januar erklärte die ukrainische Delegation in Brest-Litowsk, sie erhebe auf staatliche Selbständigkeit nur innerhalb der russischen Bundesrepublik Anspruch; und nur weil diese in der gegenwärtigen bolschewistischen Regierung in Petersburg keinen angemessenen Ausdruck finde, verhandle sie direkt mit den Mittelmächten. Die Ukrainer waren zunächst noch keine Separatisten, wie es viele russische Polen waren. Sind sie es heute? Niemand weiß es, nicht einmal die Ukrainer selber. Denn noch wütet der Klassenkampf in Südrussland und kann noch täglich die Herrschaftsformen verschieben. Wieviele der russischen Sozialisten überhaupt Separatisten sind, ist ebenfalls völlig unbestimmt; der bolschewistische Terror hat ja die konstituierende Versammlung, die darüber hätte Aufschluß geben können, am Sprechen verhindert.

Wir müssen daher die absolute staatliche Selbständigkeit der Ukraine politisch als ein Interim betrachten; geschichtliche, geographische, wirtschaftliche, kulturelle und auch ethnographische Zusammenhänge zwischen dem Norden und dem Süden des ehemaligen Zarenreiches können durch eine Notentschließung nicht zerrissen werden. Die Ukrainer erstrebten nach Jahrhunderten langer Bedrückung erst durch die Polen, dann durch die Moskowiter, ausschließlich die kulturelle Autonomie. Nach der Revolution von 1905 erweiterten sich die Wünsche vorübergehend zur Forderung der Selbstverwaltung; soweit ich sehe, richtete sich der von Vemberg aus genährte Haß der Intellektuellen aber nur gegen den Zarismus und seine Methoden, für das großrussische Volk selber empfand man Sympathie, — es überwog ein Verwandtschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl. Dann aber wird, unter dem Zwange, dem nördlichen Chaos zu entfliehen, der Autonomie die Suveränität hinzugefügt, das Recht der absoluten nationalen Selbstbestimmung nach außen wie nach innen. Man übersehe nicht, daß die Ukrainer, wenigstens die gegenwärtigen Verwalter ihrer Geschicke in Kiew, immer noch in ihren Auseinandersetzungen mit Petersburg von ganz Rußland sprechen: das heißt: das innere Band, die innere Gemeinsamkeit scheint noch nicht zerrissen.

Simmerhin, der Separatfrieden mit der Ukraine ist nun eine robuste Tatsache, an die sich der Friedenshunger ungezählter Millionen klammert.

mert; die einzige, die wie eine Felseninsel aus dem Meere der östlichen Unbestimmtheiten ragt. Vielleicht wären wir weniger überrascht gewesen, hätten wir aufrichtiger an die Macht der geschichtlichen Ideen geglaubt und fleißiger die kollektiven Regungen belauscht, aus denen sie sich verdichten. Unter geschichtlichen Ideen verstehe ich aber nicht den gehalt- und gestaltlosen Zwirrer aus allerhand Gefühlen und Moralitäten, mit denen Literaten ohne Zucht des Denkens und des Wollens die politischen Erörterungen aus dem Sumpf des Tages zu ziehen versuchen, um sie nur desto tiefer in Nebel und Wirrnis zu stoßen; ich verstehe darunter vielmehr jene in sozialen und völkischen Gruppen sich regenden und bis zur Eindeutigkeit sich abklärenden Willensrichtungen, die allmählich bewußt werden und als soziale und nationale Ideale ungeheure Realitäten werden. Es war eben grundfalsch und entartete zu einem lästigen Salongefasel, die zukünftige Entwicklung Rußlands allein aus dem Spiegel Tolstois und Dostojewskis ablesen zu wollen. Diese großen Geister zeichneten, neben andern großen Dichtern und Sehern des Ostens, die tausend Spielarten des russischen Menschen und der russischen Seele; sie nahmen den Mechanismus des politischen oder apolitischen Wollens auseinander, von der Staatsfremdheit und Staatsfeindlichkeit Tolstois bis hinüber zur berühmten priesterlichen Staatsvergottung, für die Dostojewski die nun scheinbar in Ewigkeit versunkene Dreieinigkeitsformel der Autokratie, der Orthodorie und der nationalen Einheit prägte. Aber neben dem Menschen, der sich frei in der Gesellschaft auswirkt, steht der staatlich und gesellschaftlich gebundene Mensch, der sich in staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen objektiviert hat: und diese Objektivationen, diese Gestaltungen des Kollektivwillens haben ihr Eigenleben. Das vergessen unsere Herren Literaten immer wieder. Die Revolution von 1905 war wesentlich das Werk der liberalen Bourgeoisie, die das landhungrige Bauerntum in den Wirbel zog, um durch Masse die zarische Bürokratie zu zerschmettern; nur der Farbenblinde suchte tolstoische Farben darin. Diese „revolutionäre“ Bourgeoisie war imperialistisch bis auf die Knochen; sie war panrussisch durch und durch und zu Tode erschrocken, als sie die Fremdstämmigen in der ersten Duma ihre Ansprüche anmelden sah. Die Revolution von 1917 begann äußerlich mit dem gleichen Auftakt; aber das Verhältnis zwischen der führenden Bourgeoisie und der teils proletarischen teils agrarsozialistischen Masse kehrte sich sehr schnell um: und wieder steckt in dieser ganzen sozialen Dynamik, bis zum maximalistischen Höhepunkte, keine Spur Tolstoiismus. Aber vor diesen ehernen Unerbittlichkeiten schauern unsere Literaten, — sie ziehen es vor, sich gekränkt zu fühlen und anzuklagen.

Noch hält die Reichstagsmehrheit zusammen, trotzdem während der Streiktage Risse sichtbar wurden und die Manövrierfähigkeit des

Block in der Hand des Grafen Hertling schwerfällig wurde — bis zur Gefahr des Versagens. Der Streit war nicht nur durch die Infektion vom bolschewistischen Osten her entstanden; und er war nicht nur durch den verbohrtten Doktrinarismus der Unabhängigen, die ihre Taktik nach der Parole der allgemeinen Revolutionierung Europas einzurichten scheinen, in die Wirklichkeit gepeitscht worden: die Atmosphäre, in der er gedeihen konnte, half die alldeutsche und die vaterlandsparteiliche Demagogie mit schaffen, die blindeste, die je von den herrschenden Klassen Deutschlands getrieben wurde. Sie wütet, mit den reichen Mitteln einer unheimlich geschickten und eifrigen Propaganda, weiter gegen die moralische Grundlage des Kabinetts Hertling-Kühlmann und der Reichstagsmehrheit. Als solche betrachte ich den Willen zu einem demokratischen Frieden, als dem einzigen, der Europa das Leben wiedergeben kann, und die Entschließung, das preussische Wahlrecht schnell und radikal zu modernisieren... Die Gefahr liegt darin, daß das Grundsätzliche dieses Programms im Bewußtsein der deutschen Menschheit noch nicht allgegenwärtig und allmächtig geworden ist; sie liegt darin, daß es — es ist notwendig, es laut zu sagen — im Gemüt des Grafen Hertling wie ein auf halbe Kraft gestellter Motor zu arbeiten scheint; sie liegt endlich darin, daß jeder militärische Erfolg — und der Frieden mit der Ukraine, überhaupt das vorläufige Aufhören des Zweifrontenkrieges ist ein militärischer Erfolg allererster Ordnung — die Wucht und die Einflußgewalt jenes Grundsätzlichen zu schwächen oder gar zu nehmen trachtet. Der Imperialismus lebt von den Entscheidungen, den Launen, den Zufallsdiktaten des Mars; auch die englischen Liberalen klagen diese natürlichen, aber bössartigen Zusammenhänge an und suchen offenbar die reine demokratische Fahne vor der Verfälschung durch die famosen Versailler Beschlüsse zu bewahren. So werden wir immer wieder vom kürzesten Wege zum allgemeinen Frieden abgetrieben; wobei zu bemerken ist, daß er uns schon deswegen nicht allein durch Waffengewalt geschenkt werden kann, weil er ohne eine grundsätzliche Neuordnung der Nationalitätenfragen und des Schutzes der nationalen Minderheiten innerhalb der Zentralmächte, insbesondere des Habsburger Reiches, und auf dem Balkan nicht denkbar ist. Der Schlüssel dazu steckt eben in der Formel eines demokratischen Friedens und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, das darin enthalten ist. Nur hat dieses Recht seine festen Schranken an der Notwendigkeit, die großen staatlichen Rahmen, wo sie einmal da sind, um der Menschenökonomie willen zu erhalten und den imperialistischen oder terroristischen Mißbrauch des Selbstbestimmungsrechtes zu verhindern. Daher sage ich statt Selbstbestimmungsrecht der Völker lieber: Mitbestimmungsrecht.

Ein Staatsmann vom Range des Herrn von Kühlmann fühlt das wohl alles,

des bin ich sicher; und wenn die alldeutsche Demagogie nicht die öffentliche Meinung verwirrte und mit ihrer verbissenen Wut und den Giften ihres Geheimschanks nicht immer wieder gegen seine Stellung anstürmte, könnte er leicht das siegreiche Wort finden, das Wilson zu einer letzten entscheidenden Revision seiner Friedensgedanken veranlaßte und die wahrhaftige englische Demokratie zur offenen Empörung gegen Diktator Lloyd George und seine Milners triebe. Er vermöchte Herrn Wilson und seinen englischen Gesinnungsgegnern zu zeigen, daß das, was an ihrer Ideologie wirklich zukünftig ist, nämlich die Idee des Krieges gegen den Krieg — als Sinn dieses Weltkrieges, in seinen Händen sich verwirklichen könnte. Man glaubt zu spüren, mit welcher Energie er gegen die Einflüsse und Gewalten sich wehrt, die ihm das Freiwerden und das Reifwerden zum großen Staatsmann unmöglich zu machen trachten. Er hat sich am 25. Dezember vor aller Welt in Brest-Litowsk zum demokratischen Frieden bekannt, wie ihn das marxistisch dressierte Gehirn eines Trotski zu umschreiben versuchte; und der Vertrag, den er mit den Ukrainern schloß, wird ja von diesen selbst als demokratisch bezeichnet.

Das Bündel von Aufgaben, das er zu tun vorfindet, ist freilich ungeheuer. Am ganzen Ostrande Deutschlands, bis tief in den Südosten hinein, ist eine Rückkehr zum status quo ante bellum unmöglich. Das Streichenspielen des Wiener Kongresses, worauf Präsident Wilson in seiner Antwort auf die Reden Hertlings und Czernins anspielt, ist endgültig vorbei. Der Schrei nach Selbstbestimmung bei den Esten, den Letten, den Deutsch-Balten, den Litauern, den Polen, den Ruthenen und der in Österreich und Ungarn neben und gegen einander lebenden Völker kann durch Obrigkeitsgebärden nie mehr zum Verstummen gebracht werden: er drängt zu unverzüglichen Entscheidungen. Wie kann man hoffen, diese Probleme, die gerade wegen der siegreichen Selbstbehauptung der Mittelmächte so messerscharf und so dringlich geworden sind, ohne eine Zentralidee der Lösung entgegenzuführen? Der Bankrott des Habsburgischen *divide et impera*, die die Geschichte der letzten hundert Jahre zu einer Kette von Verlegenheiten und Verlogenheiten machte, ist vollständig. Ich bin überzeugt, daß Herr von Kühlmann schöpferischere Methoden anwendet. Er wird sich an das sieghafte föderalistische Prinzip des deutschen Mittelalters erinnern, das darin bestand, zu versöhnen, Brücken zu schlagen, auszugleichen und die Pflege kultureller und wirtschaftlicher Beziehungen an die Stelle reiner Machtzusammenhänge zu setzen. Aber vielleicht gehört es zu seiner Kunst, vorläufig das Ding nach der Richtschnur des Grundsätzlichen zu tun, ohne es zu nennen. Wünschen wir ihm Glück zum Werk.

U n m e r k u n g e n

Sinzheimers „Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht“*

Sinzheimer beschäftigt sich in dieser geistvollen und sachverständigen Arbeit, zu der die Grundlagen bereits fertiggestellt waren, als der große Krieg ausbrach, und die er nun uns gerade zur richtigen Zeit vorlegt, weniger mit juristischen als vielmehr mit sozialen Fragen. Nicht Jurisprudenz, sondern Soziologie und soziale Politik sind der Inhalt des hochinteressanten Buches, auf das auch an dieser Stelle aufmerksam zu machen, mir als eine sozialpolitische Pflicht erscheint. Denn es ist ein Wegweiser zur Lösung des Problems, Recht und Gesellschaft näher zu bringen, den immer empfindlicher werdenden Widerspruch zwischen Recht und Gesellschaft zu überwinden. Und es ist nicht graue Theorie, die Sinzheimer bietet, sondern eine wissenschaftliche Begründung einer bereits sichtbaren Tendenz der Entwicklung, die auf eine Durchbrechung des starren Schematismus und Zentralismus im Recht und auf eine Rechtsentwicklung im Sinne der sozialen Demokratie hinzielt: auf eine Sozialisierung des Rechts. Das Buch wendet sich also auch nicht im wesentlichen an die Fachjuristen, sondern an die „Laien“ — an alle, die sich für das soziale Leben

interessieren, sich mit sozialen Fragen beschäftigen und sich nach einem lichten Ausblick in eine bessere Zukunft, in ein freieres Gesellschaftsleben sehnen. Sein Gedankengang ist kurzgefaßt der folgende:

Der Staat nur kann die Einheit der gesellschaftlichen Entwicklung eines Volkes verbürgen und es so vor dem Auseinanderfallen in seine Bestandteile bewahren. Aber das staatliche Recht kann nicht immer der gesellschaftlichen Entwicklung folgen. Diese ist wechselnd und mannigfaltig, das staatliche Recht aber starr und schematisch. Je intensiver die gesellschaftliche Entwicklung ist, desto fühlbarer wird dieser Widerspruch sein. Dadurch, daß man Gesetz auf Gesetz häuft, kann man diesen Widerspruch nicht beseitigen. Es schwindelt einem, sagt mit Recht Sinzheimer, wenn man auf die schier unübersehbare Gesetzesmasse der letzten Jahrzehnte zurückblickt und sich vorstellt, wohin diese gesetzliche Massenfabrikation noch führen soll. Auch fortschrittlich gesinnte Sozialpolitiker haben die Anschauung vertreten, die Zahl der Arbeiterschutzgesetze und Verordnungen habe bei uns in den letzten zwanzig Jahren derart zugenommen, daß selbst der, der jede einzige Maßregel billigt, allen Anlaß habe, die Frage noch in Erwägung zu ziehen, ob es nicht auch für gute staatliche Bestimmungen ein Quantum gibt, das über das Maß des Erträglichen hinausgeht. Und diese Bedenken gegen eine solche Rechtsentwicklung treten auf allen Gebieten des sozialen Lebens auf. Einen Weg zur Lösung des Problems, Recht und Gesellschaft näher

* Hugo Sinzheimer, Ein Arbeitstarifgesetz. Die Idee der sozialen Selbstbestimmung im Recht. Duncker und Humblot, München und Leipzig.

zu bringen, steht Einzheimer nun in dem Rechtsgedanken, der dem Tarifvertrag zugrunde liegt.

Der Arbeitstarifvertrag ist eine genossenschaftliche Rechtsbildung, die das Recht aus erster, nicht aus zweiter Hand empfängt und, soweit sie wirksam ist, staatliches Gesetz überflüssig macht. Im Jahre 1913 gab es in Deutschland bereits 12369 Tarifverträge, denen in 193760 Betrieben 1 845 454 Personen unterworfen waren. Die geschichtlichen Wurzeln des Tarifvertrags sind das Hofsrecht und der Sühnevertrag des Mittelalters. Aber Hofsrecht und Sühnevertrag entstanden in einer Zeit, in der die Staatsgewalt schwach und ein reflektierendes Recht noch kaum vorhanden war. So schufen sich in ungebrechener Rechtsproduktivität die Volkkräfte selbst unmittelbar die Formen, die sie für ihre Betätigung brauchten. Bei Verträgen dagegen, die innerhalb des modernen Staates existieren wollen, kann eine normative Wirksamkeit nur zur Geltung kommen, wenn sie vom Staate bewußt und ausdrücklich verliehen ist. Der Staat soll deshalb auch nicht ausgeschaltet werden bei der genossenschaftlichen Rechtsbildung. Einzheimer nennt die Änderung, die der Gedanke der sozialen Selbstbestimmung im Verhältnis des Staates zum Rechte herbeiführt, den Übergang des Rechts aus staatlichem Privatrecht in soziales Verfassungsrecht. Der Staat verzichtet darauf, Entscheidungsnormen im einzelnen zu geben, er begnügt sich damit, Formen den Beteiligten zur Verfügung zu stellen, in denen sie selbst diese Normen erschaffen und verwalten können. So bleibt er nach wie vor über allen Beteiligten, wenn er sie auch frei gewähren läßt. Seine Einheit ist zu stark im Gesamtbewußtsein aller und in dem gesellschaftlichen Bedürfnis verankert, als daß die Eigenbewegung des Mannigfaltigen sie zerstören könnte. Im Gegenteil, jene Freiheit verleiht ihm neue Stärke. Sie beruht auf der Beweglichkeit und inneren Durch-

drungenheit aller sozialen Teile, die eine lebendige, keine mechanische Einheit bilden.

Die Entwicklung dieses Gedankenganges führt Einzheimer schließlich zu der Idee, über die Gewerbe selbst tariflich hinauszustreben und überhaupt das Verhältnis von Kapital und Arbeit, wenigstens in der Volkswirtschaft eines Staates oder Staatenverbandes, einer einheitlichen Normierung zuzuführen. Dies ist der Gedanke des sozialen Parlamentarismus, an den auch schon Schaeffle, neuerdings Grunzel, Jellinek, Krigen und Emil Vedrer dachten. Am Schlusse seiner geistvollen Betrachtungen sagt Einzheimer:

„In der Tat könnte eine Spaltung der gesetzgeberischen Tätigkeit in einen sozialen und einen politischen Teil zur Erneuerung des öffentlichen Lebens beitragen. Der politische Kampf könnte reiner und größer werden, wenn die ökonomisch-sozialen Gegensätze unserer Zeit nur in ihren Grundgedanken in den politischen Parlamenten wiederhallten. Die Einwirkung einer solchen Gestaltung auf den politischen Parteienkampf würde nicht ausbleiben. Er könnte sich wieder auf die großen Ziele des politischen und sozialen Lebens lenken, denen er heute oft genug entrückt ist. Die Bedeutung der politischen Parlamente würde nicht geringer werden. Im Gegenteil, neue große Lebensgebiete, wie zum Beispiel die äußere Politik, könnten mit Sachverständnis und Tiefe ergriffen und behandelt werden. Und wer sagt uns, daß nicht den politischen Parlamenten in der Zukunft eine neue Aufgabe winkt, eine interparlamentarische Aufgabe, in deren Erfüllung die Völker selbst wegen ihrer Beziehungen zueinander miteinander sprechen und verhandeln? Die Befreiung, welche eine Selbstorganisation der gesellschaftlichen Kräfte zur Schaffung eigener Normen zu bringen vermag, ist also mit dem Schicksal unseres gesamten staatlichen und sozialen Lebens innig verknüpft. Dies ist es ja auch, was wir empfinden, wenn wir das Gebilde des Tarifvertrages

bis auf seinen Grund zu durchschauen suchen."

Juristen und Politiker werden gar mancherlei Einwände gegen solche Gedanken vorzubringen haben. Aber Erscheinungen des sozialen Werdens und Wüßens beseitigt man nicht mit kritischen Betrachtungen: sie müssen erkannt, mit ihnen muß im praktischen Wirken gerechnet werden. Das lehrreiche Buch Einheimers zu lesen, sollte deshalb niemand versäumen.

Edmund Fischer

Die Intellektuellen und die Geistigen

Es ist ein Verdienst Hans Blüchers,* jener Mächte Seelen zu enthüllen, die am lautesten ihre Modernität aus-schreien.

Es besteht die Gefahr, Geist und Schön-Geist, Bewegung und Betrachtung zu verwechseln. (Manche leben von diesem Defekt: sie geben Form für Inhalt, Unwissenheit für Tiefe, Flachheit für Heiterkeit aus. Doch sie benötigen keiner ernsthaften Gegnerschaft, da sie leicht zu durchschauen sind.) Auf dem Wege zum Geist gibt es viele Verführungen, Stationen, die zum Verweilen einladen. Die Steckenbleibenden, Moderantisten und Verzögerer, sind eins der wichtigsten Hindernisse jungen Wollens. Blücher nennt sie die Intellektuellen und stellt ihnen die Geistigen gegenüber. Diese sind frei, aktiv, Werk-schaffend und von wertender Skepsis belebt, während der Intellektuelle der durch Nüchternheiten gehemmte Handwerker ist, den kein Erlebnis beschwert.

* Die Intellektuellen und die Geistigen. Der bürgerliche und der geistige Antifeminismus. Ulrich von Wilamowitz und der deutsche Geist 1871/1915. (Über die jüngste Schrift Blüchers wird Kurt Hiller in diesen Blättern schreiben.)

Der Geistige ist Unruhe, der Intellektuelle Behaglichkeit. Unproduktive Achtung vor dem Geiste, seinen Sehern und Schöpfern, schafft jenes System von Wißbarkeiten, das wir Bildung nennen, und das Technik ist. Es wird nicht mit dem Maßstabe der Geist-Nähe, sondern der praktischen Nützlichkeit gemessen. Dem technologischen Intellektuellen gefellt sich als zweiter Typ der Gelehrte, der Fachwissenschaftler; er besitzt keine Nützlichkeit, aber auch keine Wichtigkeit. Beiden Typen gegenüber besteht der Geist, diese „fürchterlichste und wüßteste Erkrankung der Tiergattung Mensch“. Es ist die kühnste Umformung der Welt: das Dynamit im Erbreich der Empirie. Doch wer sind die Geistigen? Sie gibt es wieder in zwei Typen: dem sakralen und dem politischen. Den ersten bilden die Religiösen, die gotischen Menschen, deren Dasein Passivität ist unter dem Drucke der Idee. Der politische Mensch hingegen lebt der Weltverbesserung; sein Ziel ist die Herrschaft des Geistes.

Daß die Träger dieser Gesinnung, welche Utilitarismus und Unwesentlichkeit gleich tief verabscheut und wahre Lebendigkeit nur in der Hingabe ungeteilter Existenzen sieht, dem Erlebnis des Geistes am nächsten, der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Intellektuellen-Kultur am fernsten wohnen müssen, versteht sich von selbst. Geist ist nicht Sache des Geisentums, selten auch die der Mannesjahre. Deswegen weist Blücher ausdrücklich darauf hin, daß er zur Jugend rede.

Doch der Verwirklichung des dritten Reichs vorangehen muß reinliche Scheidung der zu Gebote stehenden Kräfte. Geist ist schließlich kein hegelisches Absolutum, sondern menschliche Gemeinschaft. Gemeinschaft als solche ist Einigung auf bestimmte Zwecke; die eigentümliche Formung aber erfährt sie erst durch das Wissen um einander: mögen die Blicke auch gleichen Zielen gelten, so sind es doch eist die gleichen, wenn sie sich vor verwandten seelischen Strukturen aufrichten. Eine

Einigung nur auf ein Programm bedingt noch lange keine Gemeinschaft, mögen auch noch so ehrliche Überzeugungen beteiligt sein. Könnte auch rationalistisches Denken sich durch das Instinkt-nahe des Wahlverwandtschaftsprinzips bedroht fühlen, so bedarf es doch dringend dieses Vorbehalts, der Abgrenzung von jenen, die nicht vom echten Daimonien besessen sind. Als im entscheidenden Sinne ungeistig lehnt Blüher die Frau ab; sie ist der polare Typus zum Manne; deshalb kann auch männliche und weibliche Leistungen niemals eine Identität beherrschen. Die Verwechslung beider Typen und ihrer Manifestationen ist Feminismus, zu dem Programmmähnlichkeiten leicht verführen. Doch was beweist die Ungeistigkeit der Frau? Die Tatsache: daß die Frau sich wohl in der Ebene des (männlichen) Geistes bewegen kann, nie aber in ihr schöpferisch ist. Der Mann ringt um sein Wert, die Frau nur um das Niveau, auf dem sie sich dem Manne zu gefallen wünscht. Aus dieser überaus fruchtbaren Entdeckung geschlechtlicher Polarität zieht der Blühersche Antifeminismus verschiedene Forderungen. Zunächst die, daß die Frau unter keinen Umständen am staatlichen Leben beteiligt werden dürfe. Blüher wirft hiermit den Blick auf eine Sonderfrage, die in dieser Ordnung allein nicht zu lösen ist. Die Begründung seiner Ablehnung, die ihn zu erstaunlicher Unlogik verführt, zeigt deutlich, daß die politische Seite der Frauenfrage durch die Antinomie Geist-Ungeist nicht genügend

erhellte wird. Indessen wirkt sie sehr aufklärend, wenn es sich um die direkte Gegenüberstellung von Mann und Frau handelt. Welche Verzerrung bedeutet meist die geistige Kameradschaft zwischen den Geschlechtern. Die Vertrüppelung stärkster Instinkte. Anstatt daß eine beglückende Ergänzung stattfände, wird auf der Basis falscher Sachlichkeit jedes Wollen vertrieben, so daß beide Parteien sich schließlich betrogen fühlen. Blüher weist nach, daß die Vorstellung der kameradschaftlichen Frau erst eine aus psychischer Notigung entstandene Phantasie des Mannes ist. Deshalb: Ablehnung jeder Fraueninvasion in die Männerbünde, als welche die durch Gros verbundene Gefolgschaft verstanden wird. Blüher begreift den hellenischen Gros in ähnlicher Deutung wie Kurt Hildebrandt: als Ausdruck männlichen Wesens, als geschlechtlich betonte Gemeinschaft der Geistigen. Mit dieser Übernahme einer antiken Macht in unsere heutige Lage wird ein Fehler begangen, zu dem die festliche Symbolik der Griechen immer wieder verlockt. Die Struktur der griechischen Seele ist eine so ganz und gar andere als die unsrige, daß, was in ihr Substanz eines geistigen Reiches war, für uns weit geringere Bedeutung haben kann ... Praktisch gipfelt die Forderung der Männerbünde im Ausschluß der Frau vom „gotischen Flügel“ der Freien Akademie, welche als Gegensatz zu den Universitäten Stätte reinen Geistes sein soll.

Rudolf Kayser

Organische Demokratie

von Felix Weltch

Der Siegeslauf der Demokratie, die immer mehr als der geheime Sinn dieses Krieges hervortritt, hat das allgemeine und gleiche Wahlrecht nun beinahe überall durchgesetzt und ist daran, auch die Tore der ihr bis jetzt verschlossen gewesenen Staaten Rußland, Preußen und Ungarn einzudrücken. Alle diese Erfolge vermögen jedoch nicht über die Bedenken hinwegzuräuschen, die gegen das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht in seiner jetzigen atomistischen Form bestehen; und es ist für die Demokratie an der Zeit, ein wenig auf den Weg zu sehen, den sie nun einzuschlagen hat, wenn sie sich selbst treu bleiben will. Es war ebenso ihr wichtigstes Ziel, das allgemeine und gleiche Wahlrecht überall durchzusetzen, als es jetzt ihre dringendste Aufgabe ist, es in seiner jetzigen unreifen Form zu überwinden. Versäumt sie dies, so gerät sie in Gefahr, nicht nur ihre Macht, sondern auch ihren Sinn zu verlieren, als Demokratie nicht nur historisch, sondern auch gedanklich aufzuhören.

Hätte man es nicht schon im Frieden gewußt, so sollte es wenigstens jetzt durch den Weltkrieg klar geworden sein, daß die Parlamente des üblichen allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts nicht der geeignete Apparat sind, den wahren Willen des Volkes zum Ausdruck zu bringen, wenn man bedenkt, wie hilflos und ohnmächtig die nach der allgemeinen Meinung und nach der Absicht ihrer Zusammensetzung demokratischsten Parlamente, wie die Frankreichs, Englands und Amerikas, höchst undemokratischen Imperialismen und Phrasologien der wildesten Art ausgeliefert waren.

Wenn man dieses scheinbare Fiasko der Demokratie sieht, fühlt man sich veranlaßt, wieder bei der Frage zu beginnen: Was ist sinnvoller Weise der Zweck der parlamentarischen Repräsentation?

In den meisten Theorien, die zur Beantwortung dieser Frage aufgestellt worden sind, findet sich schließlich der gemeinsame Kern: durch das Mittel der parlamentarischen Repräsentation soll der wahre Wille des Volkes zum Beschluß erhoben werden. Das liegt selbst in der De-

definition Georg Jellineks (*Das Recht des modernen Staates*, Berlin 1900, I, S. 517), dessen theoretische Auffassung dieses Problems wir sonst nicht teilen werden: „Repräsentation ist das Verhältnis eines Organs zu den Mitgliedern einer Körperschaft, demzufolge es innerhalb der Körperschaft den Willen dieser Mitglieder darstellt.“

Es kommt also alles darauf an, daß im Parlament der Wille des Volkes gebildet werde. Ist das Parlament des heutigen allgemeinen und gleichen Wahlrechts das zu leisten imstande? Will man sich nicht damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß es dazu jedenfalls geeigneter sei, als das alte Ständeparlament, dann muß man diese Frage mit einem entschiedenen „Nein“ beantworten.

Was ist das: „Wille des Volks?“ Das Volk besteht aus den einzelnen Volksindividuen; der Wille des Volkes aus den Willensrichtungen der einzelnen Individuen. Aber wie das Volk nicht bloß eine Summe dieser Einzelindividuen ist, sondern ein wunderbarer Bau, ein neues Allgemein-Individuum, ein Organismus, so ist auch der Wille des Volkes nicht etwa die Summe der Willensentscheidungen der einzelnen Individuen, sondern ein eigenartiges Zusammenwirken, ein Wesen höherer Art, ein Organismus, bestehend, genährt und gebildet aus den Individual-Willen. Deshalb ist ganz klar: Soll der Volkswille wirklich dieser Organismus sein, der aus dem Einzelwillen erwächst, so kommt alles darauf an, daß sein Entstehen organisch, nicht aber unnatürlich und künstlich vor sich gehe. Das heutige Parlament ist eine solche künstliche Willensbildung, am Leben erhalten durch die reale Trägkraft des nun einmal Bestehenden und durch eine Theorie, welche dieses unreife Stadium der Repräsentation zum Ideal stempelt, indem sie dem historisch Gewordenen einfach durch dick und dünn zu folgen bemüht ist.

Diese Theorie wird nicht müde zu behaupten, daß der Abgeordnete nicht direkt den Willen seiner Wähler darzustellen habe, sondern, gleichsam abgelöst von seinen Wählern und ganz abstrakt, Vorbildner des Volkswillens sei; eines Volkswillens also, der im Prinzip jeden Zusammenhang mit dem Willen der Einzel-Individuen verloren hat. Indem er wählt, hat der Einzelne bloß eine Art letzten Willens kundgetan, der dahin lautet, dieser Mann hat sich nunmehr an der Bildung eines „Volkswillens“ zu beteiligen; damit hat das Individuum seinen politisch sachlichen Willen verabschiedet, da es juristisch und theoretisch auf die Willensbildung des Abgeordneten nicht den geringsten Einfluß mehr auszuüben vermag. Darin, daß von hunderttausend Wählern der eine oder der andere einflußreiche Mann bei „seinem“ Abgeordneten irgendeinen persönlichen Wunsch durchsetzt, wird man wohl weder theoretisch noch praktisch ein Gegenargument gegen das Behauptete finden wollen. Ausdrücklich sagt das übrigens

Jellinek (a. a. O. S. 534): Der Abgeordnete ist „Glieb eines Kollegiums, dessen Wille Volkswille ist, sein Wille ist ausschließlich als Mitbildner des Volkswillens, nicht als Wille einer Volksgruppe zu betrachten.“

Dieses Verhältnis des Abgeordneten zum Wähler kann man nicht anders als unorganisch bezeichnen, und der so geschaffene Wille des Volkes ist trotz der Fehlerlosigkeit der Konstruktion in juristischer Hinsicht vom wahren Willen des Volkes soweit entfernt, wie der Wille eines Kurators vom sachlichen Willen seines Pfleglings. Man versteht, wenn mit Rücksicht darauf Rousseau von den Engländern behaupten konnte, sie seien eigentlich nur im Momente der Wahl frei, um hierauf sofort wieder zu Sklaven zu werden.

Soll wirklich ein Volkswille durch irgendeinen Apparat gebildet werden, so muß die Verbindung zwischen dem Willen des Einzelnen und dem Resultat: Volkswille organisch sein. Es muß ein innerer Zusammenhang zwischen diesen beiden gewährleistet sein, es muß der wirkliche Volkswille zum Ausdruck kommen und nicht ein durch eine Theorie ad hoc gestütztes Kunstgebilde.

Die Übereinstimmung zwischen dem wahren aus den Einzelwillen sich gestaltenden und dem durch das Parlament gebildeten Volkswillen wollen wir hier Realität des parlamentarischen Volkswillens nennen und erblicken in dieser Realität das wichtigste Erfordernis einer wahren demokratischen Institution zur Bildung des Volkswillens.

Der Keim dieses Realitäts-Gedankens hat seinen ersten Ausdruck gefunden in dem oft zitierten Sage Mirabeaus (Collection complete des travaux, 1791, I, p. 21): „Les assemblées sont pour la nation, ce qu'est une carte réduite pour son étendue physique; soit en partie, soit en grand, la copie doit toujours avoir les mêmes proportions que l'original.“

Freilich besteht die Realität nicht darin, daß der parlamentarische Volkswille eine Kopie der einzelnen Willensindividualitäten ist, wie es in dieser Fassung gemeint ist. Er ist weder Kopie, noch Summe, sondern ein Produkt, eine Synthese aus den einzelnen Willensindividuen.

Weder das so gefaßte Erfordernis der Realität, noch aber auch das schematische gedachte Mirabeaus wird von der Praxis auch nur annähernd erreicht; es wird sogar auch von der offiziellen Theorie als Erfordernis geleugnet.

Es gibt, oberflächlich betrachtet, einen Haupteinwurf gegen die hier vertretene Anschauung, der aus dem Wesen des Parlaments, ja des politischen Willens überhaupt hervorgeht (vgl. auch: Jellinek, a. a. O., S. 529). Das Parlament soll nicht nur der wahre Volkswille sein, sondern auch

die politische Leitung des Staates; es soll nicht nur ein Spiegel des politischen Willens sein, sondern ein Instrument des politischen Geschehens. Kurz: was hätte es für einen Sinn, im Parlament einen organisch gebildeten Volkswillen zu haben, wenn dieser Volkswille gerade infolge seiner Übereinstimmung mit dem wirklichen Volkswillen kein einheitliches Geschehen, keine politische That überhaupt ermöglichen. Wenn das Parlament nichts ist, als ein Mikrokosmos aller sich kreuzenden, sich aufhebenden und sich verwirrenden Willensrichtungen, dann ist es als politischer Volkswille untauglich. Denn von einem solchen verlangt man, daß er ein Wille sei, der zur That führen kann, und nicht ein Chaos, das sich zu keiner einheitlichen Willensrichtung zu konsolidieren vermag.

Die Richtigkeit des Materials dieses Einwurfs ist ebenso über allen Zweifel erhaben, als dieser Einwand selbst das Erfordernis des organischen Volkswillens gar nicht trifft; im Gegenteil, die nähere Betrachtung dieses Bedenkens führt gerade tiefer in das Wesen des organischen Volkswillens hinein, indem sich eine Reihe weiterer Erfordernisse ergibt, auf die bisher noch wenig aufmerksam gemacht worden ist, die aber bei der Beurteilung des Wertes jedes Wahlrechts von großer Bedeutung sind.

Zwei Wege gibt es, damit aus einer Anzahl widerstreitender Willensrichtungen ein Gesamtwille entsteht, der zur That führen kann: das Kompromiß und die Majorisierung.

Zunächst über das Kompromiß: Es entsteht, wenn sich verschiedenartige Tendenzen auf eine Art Mitteltendenz einigen können. Der Wert eines Kompromisses scheint mir im höchsten Grade davon abzuhängen, ob es ein mechanisches Produkt oder eine organische Neuschöpfung ist. Mit aller Kraft möchte ich auf diese Grundunterscheidung und auf deren Bedeutung für die Politik hinweisen. Ich will zum Unterschiede vom mechanischen Kompromiß jene Lösung einer Streitfrage, die sich als eine organische Bildung erweist, Synthese nennen.

Die Resultante aufeinanderstoßender Meinungen darf nicht eine einfache Subtraktion sein, so daß schließlich nur ein schwächlicher Rest, ein lebensunfähiges Gebilde übrig bleibt, eben jener Teil, der ihnen von vornherein gemeinsam war; die entgegengesetzten Ansichten dürfen einander nicht nivellieren, sondern müssen einander gestalten; sie dürfen einander nicht aufheben, sondern müssen sich gegenseitig umbilden; nicht wie Feinde sollen sie sich gegenüberstehen, sondern wie Mann und Frau miteinander leben; und das Ergebnis ihres Zusammenstehens soll nicht sein, daß die Feinde einander so zerzaust haben, daß sie in ihrer jämmerlichen Gestalt einander schließlich gleichen, sondern ein neues Wesen soll aus ihrem schöpferischen Gegensatz erblühen.

Eine solche Synthese ist auch frei von all dem Schwächlichen und sittlich Kraftlosen, das dem Kompromiß anhaftet, und weshalb man ihm so gerne den einzigen sittlichen Wert des Unbedingten entgegenstellt. Daß aber das Unbedingte des Einzelnen im Gemeinschaftsleben neben dem Unbedingten der anderen Millionen nicht bestehen kann, braucht für die politische Wirklichkeit nicht betont zu werden. Es kann im Grunde für die Gemeinschaft nur ein Unbedingtes geben, und das ist deren sittliches Ziel, nicht sehr glücklich oft Gemeinwohl genannt. Und dieses eine Unbedingte schließt schon die Unbedingtheiten der Einzelnen aus. Aber deshalb braucht an deren Stelle noch nicht das kraftlose Kompromiß zu treten, das Erzeugnis der Schwäche; sondern ein neues Werk der Kraft soll entstehen, die schöpferische Synthese.

Die höchsten Errungenschaften des Menschengesistes sind solche synthetische Zwischenbildungen, Phänomene, die entstanden, weil verschiedene Tendenzen segensreich miteinander rangen: die Notwendigkeit, daß die Menschen einander bekämpften und einander doch wieder brauchten, schuf den Staat und das Recht; die Angst des Naturwesens und das Selbstbewußtsein des Geistes im Menschen schufen die Religion, und es wäre nicht schwer, zu zeigen, wie auch die Sprache, die Ehe, die Schule, die Sabbatrube, das Geld, der Kredit, das Versicherungswesen, die Arbeiterschutzgesetzgebung und andere, Lösungen von Schwierigkeiten, Resultanten widerstreitender Tendenzen sind, welche einander nicht ganz aufgehoben, sondern ein neues Gebilde miteinander gezeugt haben.

Wir wären schlechte Schüler unserer großen Lehrmeister, der Natur und der Geschichte, der Erfahrung und des Lebens, des Instinktiven und des Unbewußten, wenn wir in jenem Bereiche, welches uns zur bewußten Lösung überlassen worden ist, nicht imstande wären, vom Prinzip des mechanischen Kompromisses zum Prinzip der schöpferischen Synthese bewußt überzugehen.

Und doch scheint die Lösung des Parlamentarismus auf Grund des unorganischen Wahlrechts geradezu geschaffen zu sein, nur Kompromisse, und auch die nur im günstigsten Falle hervorzubringen. Für organische Zwischenbildungen bietet sie keinen fruchtbaren Boden. Es ist auch ganz natürlich, daß ein Organismus, der geboren werden will und wachsen soll, nur dort entstehen kann, wo er seine organischen Voraussetzungen hat.

Ist es möglich, solche organische Bedingungen im Gebiete des politischen Entschlusses zu finden?

Psychologisch liegt die Sache so: Zwei Menschen treffen mit verschiedener Willensabsicht aufeinander, durch Umstände genötigt, einen gemeinsamen Weg zu gehen. Entweder wird der eine den andern zwingen

oder überreden, seinen Weg zu gehen, oder sie werden einander gegenseitig schwächend, aneinandergebunden, jeder seinen Weg ziehen, und auf diese Weise nur so weit vorwärtskommen, als gemeinschaftliche Richtung in ihren Wegen liegt; oder sie werden sich mechanisch und mathematisch auf die genaue Mittelstraße einigen, die keinem belegen wird. Es ist aber auch möglich, daß der eine sich in den andern und dessen Willen hineinzu leben vermag, so daß er schließlich beide Willensentscheide in sich fühlt, und daß sich aus diesem gemeinsamen Erleben heraus etwas ganz Neues entwickelt, eine ganz neue Lösung erwächst, die beide alten Wege enthält, ja weit überholt, so daß jeder nicht nur zufrieden, sondern auch bereichert ist, daß er durch die Berührung mit dem andern mehr gewinnt, als er ursprünglich überhaupt beabsichtigt hat. Indem er neben seinem den fremden Willen erlebt und beide innerlich vereinigt, nimmt er nicht einfach von seinem Willen weg, was sich mit dem fremden nicht verträgt, sondern er fühlt sich durch das Neue belebt, durch den Gegensatz angespornt, er sieht neue Ausblicke, neue Möglichkeiten, sein Willenshorizont erweitert sich, bis schließlich die Synthese entsteht, die beide befriedigt und etwas ganz Neues in die Welt setzt, das nicht anders als durch solches Zusammenwirken entstehen konnte.

Unter welchen Voraussetzungen wird aber aus dem Kampf zweier Willensmeinungen eine solche gegenseitige Befruchtung? Grundbedingung ist, daß ein jeder den fremden Willen in sich erleben kann; daß ihn also von dem andern nicht so viel trennt, daß er nicht imstande wäre, sich in den andern hineinzu denken, hineinzu fühlen, — wenn man so sagen darf — sich hineinzu wollen. Nicht viel Trennendes darf sein, und viel Gemeinsames muß sein; so daß, wenn der eine sich im andern fühlen will, ihn viel Eigenes, viel Bekanntes leitet. Also eine große Masse des Gemeinsamen, Zusammenhang, innere Verwandtschaft ist der Mutterboden, der die Vereinigung begünstigt, auf welchem die kleinen Gegensätze einander zur Neuschöpfung befruchten können.

Ebenso wirkt Synthesefördernd, wenn in einer Körperschaft die entgegengesetzten Meinungen nicht hilflos einander gegenüberstehen, sondern wenn Personen vorhanden sind, die in verschiedener Abstufung die Zwischenglieder zwischen den extremsten Meinungen bilden, welche die innere allmähliche und stetige Verbindung dieser Meinungen herstellen; wenn schließlich diese Gruppen Gemeinschaften sind, die auch sonst miteinander in lebendiger Beziehung stehen; wenn die Menschen, welche die einzelnen Willensrichtungen vertreten, diese nicht nur vertreten, sondern in ihrem Innersten erleben, wenn ihre Anschauung also aus ihrem eigenen Weien hervormächst. Solche Menschen werden eine ganz andere Freiheit ihren eigenen Willensentschlüssen gegenüber besitzen, als jene,

welche Willensrichtungen bloß repräsentieren. Es wird also Ganzheit der Menschen gefordert und wahrhaftes Erlebte sein eines Willens. Schließlich ist genaue Sachkenntnis nötig, vollstes Erfüllte sein vom Sachlichen, Bekanntheit mit dem Gegenstande bis in alle seine Ausstrahlungen in seine Nachbargebiete hinein. Den größten Ansporn aber bildet das Bewußtsein: es gibt nur einen Weg für uns alle und wir müssen vorwärts; daß also die Mitglieder einer solchen Körperschaft von der Notwendigkeit der Einigung überzeugt sind; daß sie mit allen Fasern ihres Wesens nach einem gemeinsamen Ausweg suchen und in dieser Intention sich in die Genossen einfühlen.

In einer Körperschaft, die derart zusammengesetzt ist, wie es diesen Bedingungen entspricht, wird das Trennende nicht zum Fluche, sondern zum Segen.

Und nun betrachten wir noch den Einzelnen in dieser Gemeinschaft. Ein jedes Kompromiß, eine jede Synthese bedeutet für ihn einen Verzicht. Sieht man nun den politischen Menschen als ein Wesen an, in dem es nur eine Willensrichtung gibt, so ist jeder Verzicht und jedes Kompromiß ein vollkommenes Auslöschen seiner politischen Persönlichkeit. So ist es aber in Wahrheit glücklicherweise nicht. Nur eine falsche Theorie und eine verkehrte Praxis kann übersehen, daß im politischen Menschen nicht nur ein Ziel lebt, sondern eine große Anzahl von Zielen. Diese verschiedenen Willensrichtungen sind subjektiv nicht gleichwertig. Wer immer seine Bestrebungen und politischen Wünsche betrachtet, wird finden, daß sie eine ungleiche Rolle spielen, eine abgestufte Dignität für ihn haben. Ein Individuum kann — um nur die gebräuchlichsten politischen Ziele als Beispiel zu nehmen, — gleichzeitig etwa deutschnational, monarchisch gesinnt, für soziale Reformen eingenommen, Fabrikbesitzer sein, die politische Macht der katholischen Kirche als etwas Segensreiches betrachten; diese Ziele haben aber nicht gleichen Rang. Er stellt etwa sein Deutschtum am höchsten, über seinen Wunsch nach sozialen Reformen ließe er eher mit sich reden. Droht nun ein Kompromiß oder sonst ein Verzicht, so ist er viel lieber bereit, seine soziale Gesinnung zu opfern, als sein Nationalgefühl.

Aus dieser rein schematischen Überlegung ergibt sich folgendes: Da es bei jedem Kompromiß auf den Verzicht ankommt, so geht es nicht an, den Einzelnen als den Vertreter bloß eines politischen Willens, oder als ein Bündel gleichwertiger politischer Ziele anzusehen, vielmehr ist es nötig, ihm die Möglichkeit zu geben, nicht nur seine politischen Wünsche, sondern auch deren subjektiven Wert irgendwie zum Ausdruck zu bringen. Es muß eine Veranstaltung getroffen werden, durch welche bei der großen Anzahl von Verzichten, auf denen jeder politische Fortschritt

beruht, einem jeden der Verzicht auf das von ihm am geringsten Gewertete ermöglicht wird. Ich nenne dieses Erfordernis das Prinzip des Verzichtes auf das subjektiv minder Gewertete.

Es ist ganz klar, daß eine solche Veranstaltung auch eine Voraussetzung mehr für das Zustandekommen einer organischen Synthese ist. Denn die vielen Willensrichtungen, welche das Zustandekommen eines Kompromisses verhindern, obwohl ihre eigentlichen, realen Träger sie gar nicht so wichtig nehmen, würden so dort, wo sie stören, wegfallen, wo sie jedoch als Zwischenglieder nötig sind, verbindend eingreifen können.

Von grundlegender Bedeutung ist dieses Prinzip für das Erfordernis der Realität des parlamentarischen Willens. Um wie vieles genauer vermag sich der wahre Volkswille auszudrücken, wenn man bei der Einzelperson nicht haltmacht, sie nicht ganz fiktiv als starren Träger einer einzigen Willensmeinung auffaßt, sondern in das lebendige Individuum mit seinen fein abgestuften Bestrebungen hineinleuchtet und diese einzelnen Ziele nach ihrer Wichtigkeit gemäß der Selbsteinschätzung berücksichtigt. Ein Kompromiß, in dem auf minder Wichtiges verzichtet wurde, ist ein viel getreueres Ergebnis des wahren Volkswillens, als jenes, wo der ganze Wille einer großen Anzahl von Individuen einfach gestrichen werden mußte. In noch höherem Maße verhilft aber dieses Prinzip zur Darstellung des wahren Volkswillens bei der zweiten Alternative, der wir uns nun zuwenden müssen, der Majorisierung.

Wenn weder ein Kompromiß noch eine Synthese zustandekommen kann, so bleibt nichts übrig, als den Weg zu gehen, für den sich die Majorität des Volkes entscheidet. Das ist fraglos keine ideale Lösung; ebenso sicher aber ist die Majorisierung ein notwendiges Prinzip. Um so strenger müssen zwei Erfordernisse gewahrt werden: 1. daß die wahre Majorität entscheidet, daß „die Majorität der Repräsentierenden und die Majorität der Repräsentierten sich decken“ (Jos. Held, Staat und Gesellschaft, III, S. 333); und 2. daß die Majorisierung wirklich ultima ratio und möglichst beschränkt werde.

Gerade gegen das erste Erfordernis sündigt die Praxis auf die roheste Weise. Nie ist versucht worden, das Majoritätsprinzip derart im innersten Bereich der Einzelperson zu betätigen, wie es unser Prinzip des Verzichts auf das minder Gewertete verlangt. Könnte es ermöglicht werden, so würde die Realität einer solchen Majorität unendlich an Feinheit gewinnen. Wenn erzielt werden kann, daß immer nur das überstimmt wird, verloren geht, was minder wichtig ist, so ist in einer solchen Majorität in viel höherem Maße als sonst der wahre Wille des Volkes enthalten.

Die Seltenheit der Majorisierung hängt zweifellos von der Möglich-

keit von Synthesen ab. Je günstiger der Boden für diese, desto seltener braucht es zu Majorisierungen zu kommen. Überdies wird dann selbst der Majoritätsbeschluß oft ein Ergebnis von Synthesen aller Art sein, und so infolge seiner organischen Entstehung und seiner lebendigen Schmiegsamkeit einen Anreiz auf einen viel größeren Kreis ausüben, als irgendein starrer, einseitiger Beschluß; das heißt, die Majorität wird eine viel überwiegendere sein; zweifellos ist aber das Tragische einer jeden Majorisierung um so erträglicher, je überwiegender die Majorität ist.

So wäre denn der ideale politische Beschluß eine Synthese aus jenen Willensentscheidungen der Individuen, welche nach dem Prinzip des Verzichtes auf das subjektiv minder Gewertete und dem der strengsten Realität organisch zustandekommt; in Körperschaften, die durch ihre Zusammensetzung (Verwandtschaft, Menge des Gemeinsamen, Stetigkeit der Nuancierungen, Sachkenntnis, Erlebtheit jedes Willensentschlusses und fester Wille zum gemeinsamen Weg) einen fruchtbaren Boden für Synthesen abgeben, als ultima ratio ein Majoritätsbeschluß, ebenfalls zustandegekommen nach den Prinzipien der Realität und des Verzichtes auf das minder Gewertete.

Daß das Parlament des atomistischen Wahlrechts diesen Erfordernissen nicht entspricht, beantwortet schon die Praxis und die tägliche Erfahrung. Es herrscht heute gar kein Zweifel mehr darüber, daß in einem Parlament, das nach dem Territorialprinzip — dem Urfeind aller Realität — gewählt ist, im besten Fall der Wille einer kleinen Minorität des Volkes zum Ausdruck kommt. Diese Tatsachen sind von Feinden und Freunden des demokratischen Wahlrechts ausführlich dargestellt worden. Wenn auf etwa 50000 Wähler ein Abgeordneter entfällt, von den Kandidaten aber vielleicht nur zwei, die Vertreter großer, demagogisch tatkräftiger Parteien Aussicht haben durchzudringen, so bleibt dem Einzelnen nur die bange Wahl, entweder überhaupt auf Abgabe seiner Stimme, also auch auf diese kümmerliche Verätigung seines politischen Seins zu verzichten, oder einen ihm vollkommen fernstehenden Kandidaten zu wählen und so neun Zehntel seiner politischen Individualität zu verleugnen. Im besten Falle tritt dann ein Erfolg ein, der unserem Prinzip des Verzichtes auf das Minderwichtige geradezu entgegengesetzt ist.

Das Ergebnis solcher Wahlen, das atomistische Parlament, kann man direkt als Synthesenfeindlich bezeichnen. Da stoßen die politischen Interessen mit ihren schärfsten Kanten aufeinander. Ohne organisch entstandene Binde- und Mittelglieder, ohne Verwandtschaft, ohne segensbringende Gemeinsamkeiten stehen die Parteivertreter kalt und feindlich einander

gegenüber. Das einzige Gemeinsame ist oft bloß der mehr oder minder starke Wille zur Arbeitsfähigkeit, und das ist gewöhnlich ein viel zu schmaler Boden. In gefährlicher Nähe liegt der Moment, wo die Stärke des eingeschworenen Programmes auch das Argument der Arbeitsfähigkeit niederringt — und schließlich der Absolutismus rettend eingreifen muß. Eine organisch entstandene Körperschaft müßte alle Widerstände und Stagnationen aus ihrem innersten Willen zu leben, miteinander zu leben, überwinden. Im Parlament des mechanischen, atomistischen Wahlrechts wird einfach nicht jener Punkt gefunden, auf den ein jeder Einzelne zu verzichten geneigt wäre, um das Schiff wieder flott zu machen. Nur auf organischem Wege kann die glückliche Lösung der Frage des richtigen Verzichts versucht werden.

Ein Vorschlag

Wenn nun das Folgende die Form eines praktischen Vorschlags hat, so will ich von vornherein darauf hinweisen, daß dies eben nur eine Form, ein stilistisch-technisches Mittel ist. Wenn ich auch überzeugt bin, daß es in der Politik viel mehr auf die Tat als auf die Theorie ankommt, so kann ich hier doch nur reine Theorie bieten; und ich verstehe den nun folgenden praktischen Versuch nicht als eine Aufforderung zum Handeln, sondern als eine Aufforderung zum Nachdenken. Es scheint mir gleichsam, wie wenn diese Möglichkeit auch einmal überdacht werden müßte, und dazu den Anstoß zu geben, ist meine Absicht. Es ist kein Tatsachen-, sondern ein Gedankenexperiment, zu welchem ich einlade. Das ganze System will nichts anderes sein, als ein Teil jener Arabeske, die die wuchernde Linie des historischen Geschehens von allen Seiten umtreift, scheinbar wie ohne Einfluß und ein bloßer Schmuck, in Wirklichkeit aber ein wichtiges und unentbehrliches Agens, wenn auch in unzähligen zarten und unendlich feinen Stößen wirkend. Und mit diesem Bilde möchte ich auch jenen Einwand auffangen, mit dem sich schon J. St. Mill in seinem Buch über die Repräsentativ-Verfassung auseinandersetzt im Anschluß an die Worte von Sir James Mackintosh: „Regierungen werden nicht gemacht, sie wachsen“ (a. a. O., S. 2, und überhaupt erstes Kapitel).

Gerade in diesem allmählichen Einsickern der Ideologien in die Wirklichkeit sehe ich jene Art Wachstum, die menschlich-politischer Entwicklung einzig angemessen ist. In dem Bereich jenes Lebens, das den Menschen selbst zu ordnen überlassen ist, gehören eben auch die theoretischen Einflüsse zum Wachstum. Die Menschen stehen nicht eines Tages auf, wie Mill sagt, und sehen die Verfassung fertig vor sich, sondern sie müssen selbst Hand anlegen und wohl auch ihr Gehirn anstrengen. Freilich sind

die Kräfte, die das Rad des politischen Lebens treiben, instinktiv, vital und irrational, der Machbarkeit entzogen; aber ihre Leitung — und das ist erst Politik — gebührt dem Gedanken und dem bewußten Willen. In einem treffenden Bilde hält das Will fest: „Wir können den Lauf eines Stromes nicht nach rückwärts wenden, deshalb werden wir doch nicht sagen, daß Wassermühlen nicht gemacht werden, sondern wachsen.“ Und so muß man schließlich Will auch darin recht geben, daß „nach der besten Regierungsform in abstracto zu forschen, keine chimärische sondern eine höchst praktische Verwendung wissenschaftlicher Denkkraft ist.“

Da es sich nur um eine Exemplifikation der vorhin aufgestellten Erfordernisse handelt, wird das nun folgende System vollkommen schematischen Charakter tragen, mit Zahlen und Umständen operieren, die rein zufällig gewählt sind, und die, wenn man sie in die Wirklichkeit übersetzen will, eine engere Anpassung an die historischen Tatsachen und die speziellen Verhältnisse nicht nur vertragen, sondern geradezu erfordern.

Noch eine Vorbemerkung sei den folgenden Ausführungen vorausgeschickt. Es soll versucht werden, einen Apparat zu konstruieren, in dem der wahre Volkswille mit möglichster Realität zum Ausdruck kommt. Nur um die Darstellung des Volkswillens handelt es sich also. Verschieden von diesem ist der Staatswille, der für alles politische Geschehen in letzter Linie maßgebend ist. In wie weit der Staatswille den Volkswillen in sich aufnimmt, was für weitere Willensbildungen zum Volkswillen hinzutreten müssen, um den Staatswillen zu ergeben, das hängt von der Verfassung, von den Machtverhältnissen, von der historischen Entwicklung des betreffenden Staates ab, und ist tatsächlich, theoretisch und methodisch, eine ganz andere Frage als die, welche uns beschäftigt: Wie ist es möglich, den organischen Volkswillen real darzustellen? —

Die Grundlage des politischen Lebens bilden die „Einzelgruppen.“ Das sind Vereinigungen freiwillig zusammentretender Individuen mit ganz bestimmtem Programm zwecks politischer Willensbildung. Sie haben in Versammlungen zu beraten und zu beschließen und diese Beschlüsse und außerdem Delegierte in die „Mittelgruppen“, von denen gleich die Rede sein wird, zu entsenden. Eine jede Einzelgruppe hat bei, respektive vor ihrer Gründung ihr detailliertes Programm aufzustellen. Dieses kann wirtschaftlich, kulturell, religiös, sachlich, sozial, territorial sein, aber auch eine bestimmte Vermischung und Vermischung solcher und anderer Willenskomplexe umfassen. In der Aufstellung des Programms herrscht also vollkommene Freiheit. Eine Einzelgruppe entsteht, wenn eine bestimmte Anzahl von Gleichgesinnten, die eine solche Gruppe begründen wollen, beisammen ist, beispielsweise tausend Individuen. Ich stelle mir solche

Programme der Einzelgruppen schematisch etwa so vor: Dresdner Sozialdemokraten revisionistischer Richtung, Budweiser Tschechischradikale, Prager Zionisten, Frankfurter Detailaufleute, Wiener Lehrer mit Hochschulbildung, usw.

Die Organisation und Arbeit dieser Einzelgruppen mag in unserem Vereinsleben ihr Vorbild haben. Die Beschlüsse werden von einem Gruppenauschuß vorbereitet, und in Vollversammlungen gefaßt; ebenso werden die Abgeordneten, welche aus der Gruppe zu wählen sind, in der Vollversammlung gewählt.

Ein jeder Staatsbürger hat das Recht, in mehreren Einzelgruppen Mitglied zu sein; ich nehme beispielsweise an: in fünf Gruppen. Der Sinn dieser Bestimmung ist folgender: Tatsächlich interessiert sich jeder politisch Reife für eine große Anzahl von Programmen. Ein Individuum ist etwa für Katholizismus, Freihandel, Kapitalismus, Antisemitismus, Verschönerung seiner Heimatstadt, Denkmalpflege, Ausgestaltung des Transportwesens eingenommen, ist Gegner der freien Schule, Pole nicht chauvinistischer Richtung usw.; wir nehmen schematisch an, es würden ihm etwa dreißig vorhandene oder auch zu schaffende Programme behagen. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß eine Vereinigung gewisser Richtungen so häufig ist, daß sie selbst Programm einer Einzelgruppe werden kann; aber anzunehmen ist, daß der Betreffende, um seine dreißig politischen Ziele durchzusetzen, normaler Weise Mitglied von vielleicht zwanzig Einzelgruppen werden müßte. Nun wird bestimmt, daß er nur in fünf Gruppen Mitglied sein darf. Das bedeutet: er muß auf etwas verzichten; er muß unter seinen politischen Zielen wertend Umschau halten; und muß die fünf, die ihm am höchsten stehen, die gleichsam der Extrakt seines politischen Wesens sind, auswählen und die übrigen fallen lassen. Er wird die minder wertvollen Ziele den wertvolleren opfern. Ja es ist auch möglich, daß ihm eines dieser Ziele, sagen wir etwa sein Nationalismus oder seine wirtschaftliche oder seine kulturelle Weltanschauung so wichtig ist, daß alles andere daneben verschwindet; er wird dann alle fünf Stimmen, die ihm zur Verfügung stehen, diesem Programm respektive einer solchen Einzelgruppe zuwenden und auf alles übrige Verzicht leisten. Auf diese Weise wird schließlich nur gefördert, was jedem am dringendsten ist; es wird vermieden, daß jemand für etwas eintritt, das er nicht mit Herz und Sinn verfolgt; es wird erreicht, daß jeder gleichsam bereits in seinem Innern eine Majoritätsentscheidung fällt und daß die Ziele, welche zum politischen Wettkampf miteinander antreten, auch wirklich die dem Einzelnen wichtigsten sind. Auf diesem Wege wird beinahe automatisch das Prinzip des Verzichts auf das Minderwichtige gewahrt und dadurch die Realität jener Gedanken, die in politischen Wettbewerb treten, sehr wesentlich erhöht.

Über diesen Einzelgruppen stehen „Mittelgruppen“ und zwar in folgender Weise: Einzelgruppen, die etwas Gemeinsames in ihrem Programm haben, finden dieses Gemeinsame in einer oder in mehreren Mittelgruppen repräsentiert. Eine Mittelgruppe, die aus Abgeordneten aus den Einzelgruppen besteht, und auch ein festes, aber bereits allgemeineres Programm hat, ist ebenso wie die Einzelgruppe ein Willens- und Wahlkörper. Auch sie ist ein Instrument der organischen Bildung des Volkswillens und eine Körperschaft, die in die höhere, die „Fachparlamente“, wie wir sehen werden, Abgeordnete aus ihrer Mitte wählt. Indem die Mittelgruppe bereits ein allgemeines Programm hat, in diesem also eine große Anzahl von Detailprogrammen umfaßt, trägt sie zur Ordnung, Verschmelzung und Gestaltung der Einzelprogramme bei. So stehen die Mittel über den Einzelgruppen, wie Allgemeinbegriffe über Spezialbegriffen. Und die ganze Gruppenhierarchie gleicht der logischen Struktur von über- und untergeordneten Begriffen. Die Mittelgruppen haben in der Regel eine weitere territoriale Basis als die Einzelgruppen. Ich stelle mir sie beispielsweise so vor: Die Sozialdemokraten Bayerns, die Großgrundbesitzer Preußens, die Professoren Österreichs, die Kaufleute Ungarns, usw.

Die Einzelgruppe hat nun unter den vorhandenen Mittelgruppen die ihr entsprechende, respektive entsprechenden zu wählen oder, wenn die Voraussetzungen vorhanden sind, mit anderen verwandten Einzelgruppen eine neue Mittelgruppe zu bilden. Dies ist möglich, wenn sich mindestens etwa hundert Einzelgruppen dazu zusammenfinden. Das Verhältnis der Einzelgruppen zu den Mittelgruppen ist ähnlich wie das des Einzelnen zur Einzelgruppe. Wohl würden auch zur Einzelgruppe eine größere Anzahl von Mittelgruppen passen, um ihr Programm ganz aufzunehmen. Die Einzelgruppe darf aber nur in drei Mittelgruppen vertreten sein. Sie muß also das Wichtigste aus ihrem Programm auswählen und danach die Wahl der Mittelgruppe einrichten. Es wird also auch hier durch Selbstbestimmung das Minderwichtige beiseite gelassen, und nur das Wichtigste steigt in die höheren Sphären.

Das innere Verhältnis der Einzelgruppe zur Mittelgruppe ist folgendes: jede Einzelgruppe wählt eine bestimmte Anzahl ihrer Mitglieder als Abgeordnete in ihre Mittelgruppe. Sie wählt etwa in jede ihrer Mittelgruppen zwei Abgeordnete für je tausend ihrer Mitglieder. Eine Einzelgruppe mit bis 1499 Stimmen wählt je zwei Mitglieder in drei Mittelgruppen, mit 1500 bis 2499 Stimmen je vier Mitglieder in drei Mittelgruppen, usw. Die Mittelgruppe ist also nach ihrem persönlichen Bestand die Vereinigung von Delegierten programmatisch zusammengehöriger Einzelgruppen.

Die Stimmenzählung innerhalb der Mittelgruppe (und wie wir sehen werden, auch im höheren Organ, dem Fachparlament) erfolgt nach Tausendchaften, das sind je tausend vertretene Stimmen. Diese Tausendchaft ist eine reine Zählinheit und fällt daher keineswegs mit der Einzelgruppe zusammen; es gibt solche, die nur eine, aber auch solche, die mehrere Tausendchaften enthalten. Die Stimmkraft der Einzelgruppe im Rahmen der Mittelgruppe richtet sich dann nach der Anzahl der in ihr vorhandenen Tausendchaften.

Wird eine Einzel- oder eine Mittelgruppe so groß, daß sie als Versammlung technisch nicht mehr brauchbar ist, so kann sie sich ohne weiteres teilen, da es ja infolge der Programmfreiheit selbstverständlich auch verschiedene Einzel- oder Mittelgruppen mit genau dem gleichen Programm geben kann.

Die Einzelgruppe schießt aber nicht nur ihre Abgeordneten in die Mittelgruppe, sondern auch ihre Beschlüsse. Auf Antrag der Mitglieder, des Ausschusses, oder, wie wir noch sehen werden, der höheren Körperschaften werden in der Einzelgruppe Beschlüsse gefaßt, welche entweder Kompromisse oder Synthesen sind, oder mit absoluter Majorität zustande kommen. Diese Beschlüsse gehen nun in die Mittelgruppe hinauf, wo sie weiterbehandelt werden.

Durch diese Art der Zusammenstellung der Einzelgruppen soll ein günstiger Boden für Synthesen geschaffen werden. Denn sie ist eine Versammlung von Menschen, welche mit einem weitgehend gemeinsamen Programm zusammengetreten sind, also eine große politische Verwandtschaft haben und naturgemäß auch stetige reichnüancierte Verbindungen zwischen den einzelnen Varianten des Programms enthalten. Sie sind nicht Vertreter eines Programms, sondern dies ist ihr eigener Wille, den sie selbst erleben; sie würden sich sonst nicht an dieser Gruppe beteiligen. Sie können sich mit Leichtigkeit in den Willen ihrer Gruppengenossen einfühlen und sind auch fachlich vollkommen gebildet, denn es ist ihr Wichtigstes, was hier verhandelt wird. Andererseits sind sie gezwungen, zu einem Beschluß zu kommen, da sie sich ja sonst überhaupt um ihre politische Betätigung bringen würden. Es sind also alle Voraussetzungen für Synthesenbildung gegeben. Aber selbst wenn Majorisierungen vorkommen, kann es unter Gleichgesinnten nichts Allzuwesentlichen sein, das niedergestimmt wird.

Was geschieht nun in der Mittelgruppe? Hier wird der Beschluß einer oder mehrerer Einzelgruppen von Männern verhandelt, die aus gleichartigen Einzelgruppen hervorgegangen sind. Es kommt ein Beschluß herauf, der bereits doppelt gestiebt ist; denn er ist eine Synthese oder ein Majoritätsbeschluß einer Gemeinschaft von Menschen, die durch ihren

Beitritt zu dieser Gruppe bereits das Wichtigste ihres Wesens herausgehoben haben. Die Mittelgruppe hat nun ihrerseits diesen Beschluß zu bestätigen, abzuweisen, unverändert oder zur Synthese abgeändert an die Einzelgruppen zu verweisen; und zwar: Wird der Beschluß mit Zwei-Drittel-Majorität bestätigt, so geht er seinen Weg weiter; wird er mit Zwei-Drittel-Majorität abgewiesen, so ist er erledigt und ad acta gelegt; kommt keine derartige Zwei-Drittel-Majorität zustande, so muß die Mittelgruppe versuchen, eine Synthese zu schaffen; gelingt eine solche und findet sie Zwei-Drittel-Majorität, so wird sie Beschluß; findet sie nicht Zwei-Drittel-Majorität, so ist diese Synthese an die Einzelgruppen zur Beschlußfassung zu verweisen; wird die Synthese mit Zwei-Drittel-Majorität abgelehnt (die Ablehnung des ursprünglichen Beschlusses hatte aber diese Zwei-Drittel-Majorität nicht), oder kann eine solche Synthese überhaupt nicht zustandekommen, so wird der ursprüngliche Beschluß der einen Einzelgruppe allen der Mittelgruppe unterstehenden Einzelgruppen zur Beschlußfassung vorgelegt. Hier entscheidet dann einfache Majorität.

Auch die Mittelgruppe hat die Eigenschaften, welche eine Synthese begünstigen und höhere Realität erzeugen. Vor allem gelangen aber nur Beschlüsse zu ihr, die bereits ihren Prinzipien entsprechend zustandekommen sind.

Über den Mittelgruppen stehen „Fachparlamente“; das sind Vereinigungen, gebildet aus Abgeordneten der Mittelgruppen, welche die höchsten zusammengefaßten politischen Komplexe darstellen. Es gibt drei solche Fachparlamente:

1. eines für kulturelle Interessen: das Kulturparlament. Hierher gehören religiöse, Kulturangelegenheiten im engeren Sinn, Gewissens-, Schul-, nationale Angelegenheiten und andere;

2. ein Fachparlament für wirtschaftliche Interessen. Hierher gehören volkswirtschaftliche, berufliche Fragen, Angelegenheiten des Handels, der Industrie, der Produktionsverteilung usw. . . . und soziale Angelegenheiten;

3. ein Fachparlament für Staatsnotwendigkeiten im engeren Sinne. Erscheinen alle übrigen Komplexe auch als Staatsnotwendigkeiten, so werden in diesem Parlamente speziell alle jene Angelegenheiten verhandelt, welche von der höheren Warte des Staatsinteresses aus bewacht werden müssen. Hierher gehören vor allem die Angelegenheiten der staatlichen Finanzwirtschaft, der inneren Verwaltung (vom Standpunkt der Gemeinsamkeit aus betrachtet), Angelegenheiten der äußeren Politik und des Heerwesens.

Diese drei Fachparlamente sind die höchsten beratenden und beschließenden Körperschaften entsprechend unserem Abgeordnetenhaus. (Es würde sich

vielleicht empfehlen, in den Berichten über die Arbeit dieser Parlamente die Namen der Abgeordneten zu verschweigen. Hier an diesen höchsten Stellen sollen die Abgeordneten nur als ernste von persönlicher Eitelkeit freie Bildner des Volkswillens wirken.) Sie werden durch Beschickung von den Mittelgruppen gebildet, und zwar hat jede Mittelgruppe auf je hundert Tausendschaften, die sie vertritt, das Recht, drei Abgeordnete zu entsenden, von denen einer obligat dem Parlament der Staatsnotwendigkeiten angehört, während bezüglich der übrigen zwei Abgeordneten wieder die Wahl des Fachparlaments freisteht.

Die Beschlüsse der Mittelgruppe, welche an die Fachparlamente gelangen, werden dort ebenso behandelt wie die der Einzelgruppe in den Mittelgruppen; entweder mit Zwei-Drittel-Majorität angenommen, abgewiesen, synthetisiert oder ganz, respektive als Synthese den unterstehenden Mittelgruppen zur Beschlussfassung überwiesen, wobei dann die einfache Majorität nach vertretenen Tausendschaften entscheidet.

Über den Fachparlamenten steht der „Parlamentsausschuß“, gebildet aus je fünf Abgeordneten des Kultur- und des Wirtschaftsparlaments und sieben Abgeordneten des Parlaments der Staatsnotwendigkeit. Diese siebzehn höchsten Abgeordneten werden schon durch die Art der Wahl, bei welcher Demagogie schwer möglich ist, die fähigsten Staatsmänner des Volkes sein.

An diesen Ausschuß gelangen die Beschlüsse der Parlamente. Er ist an den gleichlautenden Beschluß zweier Parlamente gebunden. Gelangt der Beschluß eines Parlaments zu ihm hinauf, so wird darüber entschieden; erringe er zustimmend oder abweisend die Majorität 11:6, so ist er bestätigt, respektive abgewiesen; findet sich eine solche Majorität nicht, so wird er zwei, eventuell drei Parlamenten zugewiesen; hier wird er wie alle übrigen Beschlüsse in den Parlamenten behandelt; das heißt entweder erlangt er Zwei-Drittel-Majorität, oder wenn nicht, muß auf die einfache Majorität der Mittelgruppen zurückgegangen werden.

Der Beschluß dieses Ausschusses ist der höchste Ausdruck des organisch zustandegekommenen Volkswillens, die Spitze der Pyramide. Ob nun daraus der Staatswille wird, hängt, wie schon erwähnt, von der Verfassung des betreffenden Staates ab. In Staaten, wo es noch eine auf anderer Grundlage gewählte Kammer gibt, muß noch der Beschluß dieser Kammer, in monarchischen Staaten die Entscheidung des Monarchen hinzukommen, um vollgültigen Staatswillen zu bilden.

Der Parlamentsausschuß bildet auch den Übergang zur Verwaltung. Von hier aus fließt der Volkswille in den von der Beschlussfassung getrennten Verwaltungsapparat über. Selbstverständlich können aber auch von Seite der Verwaltung aus ihren Bedürfnissen heraus Anträge an

den Ausschuß gestellt werden, die dem Parlament für Staatsnotwendigkeiten überwiesen werden. Denn gerade die Spitzen der Verwaltung, der Diplomatie, der Ministerien usw., haben ja die beste Einsicht in die Staatsnotwendigkeiten und sind hier die berufenen Anreger. Anträge können also von jeder Körperschaft ausgehen, von der Einzelgruppe, Mittelgruppe, vom Fachparlamente oder vom Ausschuß. Den Fachparlamenten, insbesondere dem der Staatsnotwendigkeiten und dem Ausschuß, wird es obliegen, größere Anträge, Gesetzesentwürfe und ähnliches einzubringen. Diese Anträge sind dann in der bereits beschriebenen Weise zu behandeln; entweder erlangen sie eine qualifizierte Majorität in den höheren Körperschaften oder muß auf die einfache Majorität in den unteren zurückgegangen werden.

In diesem System ist das Majoritätsprinzip bis auf das Verhältnis der einzelnen Fachparlamente zu einander eingehalten worden. Während nämlich die Kraft der Einzel- und Mittelgruppen, was Anzahl der Abgeordneten sowie das Gewicht ihrer Beschlüsse betrifft, nach den vertretenen Tausendschaften berechnet wird, sind die Fachparlamente ohne Rücksicht auf die vertretene Anzahl von Mittelgruppen gleichberechtigt; so daß es unmöglich ist, daß etwa das wirtschaftliche das Kulturparlament majorisiert. Das scheint mir berechtigt. Denn jedermann hat ja, wenn er eine kulturelle Meinung hat, und sei sie auch sachlich noch so anti-kulturell, die Möglichkeit, durch eine oder mehrere seiner fünf Stimmen an einer dem Kulturparlament unterstehenden Gruppe teilzunehmen und so seine politische Meinung innerhalb des Kulturparlaments zur Geltung zu bringen. Es geht aber nicht an, etwa durch ausschließliche Teilnahme an bloß wirtschaftlichen Körperschaften, also ohne sachlich kulturell interessiert zu sein, ohne auch nur eine der zur Verfügung stehenden Stimmen auf kulturelle Fragen gewendet zu haben, rein negativ auf kulturelle Angelegenheiten Ingerenz zu nehmen, indem dann etwa, wenn nach vertretenen Tausendschaften abgestimmt würde, das wirtschaftliche Parlament durch eine so zustandegekommene Überzahl das Kulturelle überstimmen würde. Das Desinteressement an allem Kulturellen, das man dadurch kundgibt, daß man an keiner kulturellen Gruppe teilnimmt, darf nicht auf diesem Umwege in ein gegnerisches Interessenehmen verwandelt werden. So müssen alle kulturellen Fragen auf dem Boden des kulturellen, alle wirtschaftlichen auf dem des Wirtschaftsparlamentes ausgetragen werden. Erst im Parlamentsausschuß kommen sie miteinander in Berührung, wobei dann hauptsächlich die Delegierten des Parlaments für Staatsnotwendigkeiten, welches ja die finanzielle Seite aller Anträge zu erledigen hat, das verbindende Element bilden und den notwendigen gemeinsamen Boden schaffen.

So wird, ohne das demokratische Prinzip zu durchbrechen, doch eine

Majorisierung der kulturell Interessierten durch die kulturell Nichtinteressierten vermieden, ebenso freilich auch die Verhinderung aller sozialen und wirtschaftlichen Reformen durch kulturelle, insbesondere nationale Streitigkeiten. Der Vorteil der Teilung des Parlaments in drei Fachparlamente und Überweisung der letzten gemeinsamen Entscheidung an einen kleinen Ausschuß liegt auf der Hand. Im Parlamente selbst können die großen politischen Komplexe einander in ihrer Entwicklung nicht stören, und im Ausschuß ist eine Einigung wegen der geringen Zahl der Mitglieder viel leichter erlangbar.

Worin besteht nun das politische Recht des Einzelnen? Er ist Mitglied von fünf Körperschaften, in denen er Anträge stellen, begründen, über Anträge abstimmen kann. Er kann in die höheren Gruppen gewählt werden. Die Beschlüsse, an denen er so mitgewirkt hat, können, wenn die erforderlichen Majoritäten gefunden werden, Volksbeschlüsse werden. Seine Delegierten entscheiden über die eingelangten Gesetzesentwürfe und er kann selbst unter gewissen Voraussetzungen in die Lage kommen, darüber abzustimmen. Er wirkt also politisch nicht nur durch die Wahl eines Abgeordneten, sondern durch seine ganze politische Kraft, mit seiner ganzen Person, und seinem ganzen kulturellen oder wirtschaftlichen Programm.

Er hat schließlich auch die Möglichkeit, seine Ansichten zu wechseln. Es kann etwa bestimmt werden, daß jedes Jahr zu einer gewissen Zeit Wechsel und Neugründungen von einzelnen Gruppen möglich sind. Damit dürfte natürlich nicht die Mandatsdauer der Delegierten erlöschen, da sonst zu dieser Zeit eine vollkommene Umwälzung des Staatsganzen stattfinden könnte; es entspricht vielmehr dem Prinzip der Stetigkeit in jedem Organismus, daß hier eine gewisse Stabilität geschaffen wird; etwa so, daß die Mandatsdauer der Abgeordneten der Mittelgruppe zweieinhalb Jahre, und die Mandatsdauer der Abgeordneten des Fachparlaments, ebenso des Parlamentsausschusses, vier Jahre beträgt. So wird die Möglichkeit des Überzeugungswechsels, die Freiheit von der eigenen früheren Ansicht gewährleistet und doch eine gewisse Stabilität des Volkswillens garantiert. Es kann also jeder, wenn er sich in einer Gruppe nicht heimisch fühlt, das nächste Jahr eine andere wählen oder begründen. Neue Gruppen können in der Zwischenzeit vorbereitet und zum bestimmten Wechseltag, wenn die Voraussetzungen vorhanden sind, ins Leben gerufen werden.

Nun entsteht noch die Frage: Kann die Arbeit der Gruppen nicht gestört werden, und was geschieht dann?

Es gibt im Grunde nur drei Möglichkeiten der Störung: 1. brutale, 2. technische Obstruktion, 3. Eintritt unredlicher und dem Programm in Wahrheit feindlicher Gruppengenossen.

Zur Unschädlichmachung der brutalen Störenfriede kann ein Disziplinarrat

eingesetzt werden, der aus der Einzelgruppe (neben dem Ausschuß) gewählt wird, und der die Macht hat, diese Elemente auszuschließen. Was die technische Obstruktion betrifft, so ist sie insofern unschädlich, als ja die Einzelbeschlüsse im Ausschusse vorbereitet werden und die Beschlussfassung selbst, so wie die Wahlen aus dem Plenum schriftlich erfolgen können. Abgesehen werden sich ja bei einer Körperschaft, die aus so eng verbundenen Individuen besteht, und aus der schließlich jeder, dem es nicht paßt, austreten, eventuell eine entgegengesetzte Einzelgruppe bilden kann, wohl nur selten derartige Obstruktionen ergeben.

Nun bleibt noch die Frage zu erörtern, ob es nicht möglich ist, daß in die Einzelgruppen Leute mit offen oder geheim entgegengesetztem Programm eintreten und so, wenn sie hinlänglich zahlreich sind, den Zweck dieser Gemeinschaft vereiteln könnten. Dem gegenüber wäre zu bemerken, daß es ja den Redlichen freisteht, aus der Körperschaft auszutreten und eine neue zu begründen; es würde dann eben die alte Gruppe schließlich ein entgegengesetztes Programm vertreten. Trotzdem würde es sich empfehlen, es so einzurichten, daß das festgesetzte Programm einer jeden Einzelgruppe in ihren Beschlüssen nicht offenbar verletzt werden dürfte. Die Mittelgruppe kann Beschlüsse als ungültig erklären, wenn sie dem Programm der betreffenden Einzelgruppe ganz offenbar widersprechen. Damit geschieht ja niemandem ein Unrecht, da die betreffenden Aufrührer die Möglichkeit haben, mit ihrem Programm eine andere Einzelgruppe zu bilden.

Die verschiedenen Einzelgruppen sind grundsätzlich für jeden offen, der dem feststehenden Programm entspricht. Solche Eintrittsbedingungen kann das Programm dann enthalten, wenn es sich zum Beispiel um Fachvereinigungen handelt. Es ist selbstverständlich, daß eine Einzelgruppe, zu deren Programm etwa die Vertretung der Standesinteressen der Advokaten oder der Professoren gehört, nicht gezwungen sein kann, Straßensehrer als Mitglieder aufzunehmen. Es gibt also nur solche Ablehnungsgründe, die im offiziell aufgestellten Programm ausdrücklich enthalten sind. Sonst ist jede Gruppe frei zugänglich.

Schlußbemerkung

Der Rahmen dieses Aufsatzes, der nur den positiven Aufbau der „organischen Demokratie“ zu geben beabsichtigt, gestattet es nicht, auf die Einwände und Bedenken einzugehen, welchen die hier dargelegten Gedanken ausgesetzt sind (Auseinandersetzung mit dem Problem der praktischen Durchführbarkeit, dem Parteiwesen, der Frage der indirekten Wahl, des imperativen Mandats usw.).

Nur zwei einander diametral entgegengesetzte grundlegende Bedenken mögen zum Schlusse noch gestreift werden.

Ausgehend davon, daß gerade konservative Parteien dem organischen Wahlrecht das Wort reden, könnte man in ihm vielleicht etwas Undemokratisches erblicken. Ich glaube nun, daß die organische Demokratie gerade die konsequenteste und sinnvollste Demokratie ist, — sofern man nicht von vorn herein Anhänger der bereits erwähnten falschen Gleichsetzung von Demokratie und dem gegenwärtigen allgemeinen Stimmrecht ist. Denn der Sinn der Realität, unseres wichtigsten Grundsatzes, ist ja, daß der wahre Wille des Volkes unverfälscht und ehrlich und möglichst bis ins Persönliche hinein zum Ausdruck kommt. Dann soll die Freiheit über den Augenblick der Wahl hinausgehen und sich nicht in diesem so selten sein Ziel treffenden politischen Akt erschöpfen. Ausdrücklich sagt G. Meyer (a. a. O., S. 643): „In der Repräsentativdemokratie besteht die gleiche Berechtigung Aller nur in dem Recht Aller, gleichmäßig an den Wahlen teilzunehmen.“ — Denkt man nicht wenigstens dazu: um auf dem Wege der Wahl seinen politischen Willen zur Geltung zu bringen (und das tut man nicht, wenn man, wie G. Meyer, behauptet: diese Gleichberechtigung Aller ist nicht verletzt worden, wenn jemand oder eine große Minorität bei der Wahl unterliegt), — so erhält man das Bild einer höchst undemokratischen Demokratie, die sich in einer Wahlspiellerei äußert, in dem Scheinrecht, mit oft nur sehr geringer Hoffnung auf Erfolg einen Stimmzettel abgeben zu dürfen.

Darum erklärt ja Will die Demokratie des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für ein Trugbild der Demokratie (a. a. O., S. 100); Benoist bezeichnet es als anarchistisch, vergleicht es dem Versuch, aus Sandkörnern einen Staat machen zu wollen, und nennt die heutige Demokratie Frankreichs die tyrannie de l'individu déchainé (a. a. O., S. 197).

Dagegen scheint uns die organische Demokratie den eigentlichen Kernpunkt aller Demokratie, nämlich das in bestem Sinne „natürliche“ Recht des Individuums, den politisch-ethischen Weg der Gesamtheit mitsuchen zu dürfen, nicht nur zu bewahren, sondern auch in weitem Maße auszubauen. Jeder Einzelne hat nicht nur das Recht, einmal in ein paar Jahren zu wählen, sondern auch das Recht, sachlich mitzuarbeiten; er hat die Möglichkeit, nicht nur einen Abgeordneten, sondern auch einen eigenen Antrag, den Beschluß seiner Genossen, an dem er mitgewirkt hat, ins Parlament zu schicken. Die Bildung der Einzelgruppen ist absolut frei; dadurch unterscheidet sich unser System von allen konservativen organischen Wahlrechtsversuchen. Jedermann ist nicht nur persönlich und sachlich, sondern auch mit dem wichtigsten Teil seines Wesens vertreten, denn die vorgeschlagene Organisation gibt ihm die Möglichkeit, das Heiligste und Wertvollste seiner Persönlichkeit zu betonen und zur Wirkung zu bringen.

Es kann aber auch der entgegengesetzte Einwand gemacht werden, daß

nämlich unser Versuch — wenn man so sagen darf — zu demokratisch ist; daß, wenn die Masse in dieser Weise volle Möglichkeit hat, ihre Meinung über das Gemeinwohl durchzusetzen, der Staat leicht auf eine schiefe Ebene geraten und ohne Bremse in den Abgrund fahren könnte.

Aufs Ganze geht derselbe Einwand, wenn er sich einfach gegen die Möglichkeit eines Volkswillens überhaupt richtet. „Das Volk ist derjenige Teil des Staates, der nicht weiß, was er will“ (Hegel). Die Masse als solche denkt nicht und kann auch nicht wollen. Der Einzelne will wohl, die Summe dieser Willen aber ergibt nichts. (Die innere Unmöglichkeit einer Volksregierung [Histor.-polit. Blätter, 159]. S. auch: Delbrück, Regierung und Volkswille.) — Gewiß, antworte ich, die Summe ergibt nichts, aber die Synthese. Das Volk als Masse, als Chaos ist willenlos — daher versagen auch alle Versuche, das Volk in seiner Gesamtheit entscheiden zu lassen, das Referendum und die Initiative — das Volk als Organismus aber vermag einen Willen organisch zu bilden. Und dazu soll ihm eben die technische Möglichkeit geschaffen werden.

Diese Einwände zielen im Grunde gegen die Demokratie selbst und nicht gegen unseren Versuch, der, die Demokratie gleichsam voraussetzend, nur das Problem ihrer Ausgestaltung aufwirft. Der Einwand kann nur gegen die Idee gerichtet sein, den Volkswillen ohne weiteres zum Staatswillen zu erheben, nicht aber gegen den Versuch, den Volkswillen richtig und real darzustellen.

Es wäre ganz falsch und überdies unehrlich, diesem gegen die Demokratie gerichteten Einwand dadurch die Spitze abbrechen zu wollen, daß man kurzerhand einen gefälschten und durch allerhand unorganische Veranstaltung gebildeten Volkswillen als wahren Volkswillen drapiert.

Ein anderer noch viel allgemeinerer Einwand wäre, unseren Vorschlag als eine natur- oder vernunftrechtliche Idee der historischen Entwicklung entgegenstellen zu wollen. Noch mehr als von der Verhältnismahl könnte man etwa von diesem mit den Worten Vernagits sagen, „es sei ein Sprößling des seligen Vernunftrechtes“. (Das System der Proportionalwahl. In Schmollers Jahrbuch, Bd. 17, S. 393.)

Ich halte dieses Bedenken für nicht sehr gefährlich. Ebenso wie man heute den Historismus nicht so weit treibt, daß er auf jede Initiative lähmend wirken würde, ebenso wie man seinen Sinn nicht dahin aufsaßt, wir hätten die Hände in den Schoß zu legen und nur zu warten, bis sich alles „historisch“ entwickelt, ebenso beruft sich heute niemand auf das selige Naturrecht, sondern auf ein höchst lebendiges Recht des vernünftigen Willens, das sich zum alten Naturrecht etwa so verhält, wie die Logik des sittlichen Willens zur einstmaligen Aufklärung. (Die philo-

sophische Fundierung wird man in einem Buche des Verfassers finden, das vorbereitet wird: der „Logik des guten Willens“.)

Ein ernsteres theoretisches Bedenken liegt in dem Gegensatz, den das offizielle Staatsrecht zwischen Staatswohl und Interessenvertretung statuiert hat. Mit Leichtigkeit kann man dann unser System als reine Interessenvertretung stigmatisieren und ihr dann alles das vorwerfen, was man gegen die organische und die Verhältnismahl in dieser Richtung vorgebracht hat. Das ganze Problem läßt sich in zwei verwandte Zweige spalten:

1. der Zweck des Parlaments ist nicht die Sorge um die Einzelinteressen, sondern die um die Wohlfahrt des ganzen Staates, und dementsprechend
2. der Abgeordnete vertritt nicht den Willen seiner Wähler, sondern den Willen des ganzen Volkes, insofern ist er auch an den Willen seiner Wähler nicht gebunden, sondern hat frei nach eigenem Gewissen zu handeln.

Diese Unterscheidung fällt natürlich nicht zusammen mit der alten Streitfrage, ob die Wahl ein Individualrecht oder eine öffentliche Funktion sei. Es ist für unseren Fall gar nicht notwendig, eine Entscheidung in diesem Problem zu fällen, dessen Lösung sich heute übrigens der zweiten Alternative zuneigt.

Denn selbst wenn die Wahl eine öffentliche Funktion ist, und wenn es, woran nicht im geringsten gezweifelt werden kann, Pflicht des Einzelnen ist, den großen Interessen der Gesamtheit, in letzter Linie dem sittlichen Zweck des Staates seine privaten Interessen unterzuordnen (vgl. die richtige Auffassung der Demokratie bei Gustaf F. Steffen, *Das Problem der Demokratie*, Jena 1917, S. 87, 88, 120 u. a.), so bleibt doch noch die Tatsache bestehen, daß jeder den Weg zu diesem höchsten Ziele anders sehen kann und auch tatsächlich anders sieht. Mögen vielleicht auch die obersten Grundsätze der Sittlichkeit objektiv feststehen, die praktische Durchführung dieser Grundsätze im Leben steht keineswegs fest, schon weil eine solche Sicherheit an der Möglichkeit verschiedener Beurteilung und Abschätzung des Tatsachenmaterials scheitert, und so bleibt nichts übrig, als die Entscheidung über den richtigen Weg dem einzelnen sittlichen Individuum mit allem Risiko, das nur ein sittlicher Mensch und keine Theorie zu tragen vermag, zu überlassen. So fällt auch bei voller Anerkennung des Übergewichts des Staatswohls und bei Annahme der Theorie von der Wahl als öffentliche Funktion einem jeden das Recht zu, nach eigenem Gewissen den politischen Weg zu suchen. In dieser Achtung vor der Majestät des sittlich wollenden Individuums erblicke ich das innerste Wesen der Demokratie überhaupt.

Schlafwandler

Roman von Arthur Holitscher

(Schluß)

In den folgenden Tagen und Nächten segte der Wind Regenströme nieder. Die Hütten lagen da, wie durch Meilen voneinander getrennt. Kaum einen Schritt weit drang der Blick ins Freie. Wen kein dringendes Geschäft aus der Stube jagte, der blieb daheim, in tiefe Abgeschlossenheit versponnen. An solchen Tagen waren Kay und Moina draußen auf der Wanderschaft. Sie begegneten einander und trennten sich in entfernten Bezirken, als wären Meer und Himmel um sie und nicht ihre vier Wände. Auf diesen Wanderschaften verirrt sich Kay in den Bereich der seit dem Sommer verschlossenen Villa des Kaufmannes aus Aachen. Sie lag still da mit ihrem wind- und regenverwehten Vorgärtchen, in dem an sonnigen Tagen eine Glaskugel Himmel und Sand und das verkümmerte Georginengebüsch spiegelte. Sie schien jetzt bewohnt zu sein, denn die Scheiben waren nicht mehr von Rolläden verdeckt, sondern es strömte durch sie ein helles Licht hinaus auf Terrassen und Bäume und bis in die entferntesten Alleen des weiten Parks, aus denen vereinzelte Spaziergänger langsam und im Gespräch vor der Abendkühle dem Haus zustrebten. Sie traten aus den herrlichen uralten Buchen und Platanen auf den kurzgeschorenen Rasen hervor und blieben vor der breiten Freitreppe zur Terrasse stehen. Oben wartete schon die Herrin des Schlosses auf sie. Sie stand im Rahmen der geöffneten Tür zum Musikzimmer. Sie hatte einen spanischen Seidenschal, silberne Rosen im Purpurgewebe, um ihre Schultern gelegt, er kleidete ihre hohe schlanke Gestalt, die blasser, von Puder und Schminke etwas mitgenommene Feinheit zarten Alabasters. Da sie einige ihrer Gäste noch weit weg, im Park, nach dem Wiesenweg zu hinuntergehen sah, hob sie ihren schönen ausdrucksvollen Kopf, schloß die Augen im Vorgenuß ihrer Stimme und sang die Takte, die den langen, modulierten Triller aus „Domeneo“ einleiteten. Es war ihr weltberühmter Triller, der vor einem Jahrzehnt noch Europa und Amerika in Entzücken versetzt hatte und der nun vor der Welt verstummt war — nur im Hause der Künstlerin, den seltenen erlesenen Freunden noch verkündete, daß die Diva lebe und in der Vollkraft ihrer Kunst zu altern verstehe!

Zwischen den Bäumen erscholl Händeklatschen. Zwei Herren im Frack stiegen die Treppe hinauf. Der eine ergriff die schönen, schneeweißen Hände der Sängerin, die den Schal um die Brust zusammenhielten und führte sie an die Lippen. Der Triller brach in einem glückseligen Lachen ab, das entzückend, wie reinste Musik über die Terrasse und weit in den Park hinein rollte.

„Ewig schade!“ sagte der Jüngere der beiden. Aber der Ältere, ein eleganter Herr mit französisch gestuhtem, ergrautem Spitzbart, bemerkte: „Genießen wir denn den Gesang unserer Freundin hier nicht ungleich tiefer und intensiver, als wenn wir gezwungen wären, ihn mit tausend Menschen in einem Opernhaus anzuhören? Mein Genuß und der Ihre vervielfältigt sich doch derart, daß unsere Freundin selbst ihren vollen Triumph erleben muß!“

„Ein alter Epikureer!“ sagte der Jüngere. „Er wird nie um eine Erklärung verlegen sein, wenn er sich einen Genuß sichern kann, dessen er die anderen beraubt!“

Die Sängerin war schon an den Flügel getreten und hatte einen Akkord angeschlagen. Ohne die Eintretenden zu bemerken, sang sie die ganze Arie von Anfang an, brach ab, wiederholte eine kurze Passage, warf dann den Schal auf den Flügel und begann die Arie, strahlend, ihrer selbst sicher, mit voller Stimme vom ersten Ton an zu singen.

Jetzt waren alle Gäste in dem Zimmer versammelt; sie standen unter den venezianischen Leuchterarmen, die an den elfenbeinfarbigten Wänden befestigt waren, oder saßen in den schweren Damastlehnstühlen im Raum, in dem das künstliche Licht mit der hereinströmenden Vollmondnacht kämpfte. In ihrem hellen Kleid aus alten Spitzen stand die Sängerin da und sah keinen. Ihre edle, hochgewachsene Gestalt verriet noch nichts vom Altern. In ihrem nur von ganz leichtem Grau überhauchten schwarzen Haar trug sie zwei goldene Vorbeerzweige, deren Spitzen sich in der Mitte des Scheitels berührten.

Ein Diener schloß die Terrassentüren. Die Tür zum Speisesaal stand offen, man sah drin den Tisch mit massiver Ebenholzplatte, in der sich eine tiefe Silberschale, mit Früchten hoch beladen, spiegelte. Eine Atlas-Tapete bedeckte die ganze Wand des Saales, ein Jagdzug hinter Falken war auf ihr dargestellt. Der Jünglingskopf eines Ritters auf schwarzem Pferd starrte von der Höhe des Gobelins ins Musikzimmer hinüber, als ließe er Jagd Jagd sein, als lausche er den Tönen. Ihn blickte die Sängerin mit ihrem strahlenden Blick an, während sie sang, ihn allein.

Ein Herr, der einzige, der statt des Gesellschaftsanzuges einen einfachen schwarzen, etwas saloppen Rock trug, hatte sich an den Flügel gesetzt und begleitete aus dem Gedächtnis die Arie. Die Sängerin lächelte, sah kaum hin, es war ja der berühmte Musiker, der sie begleitete — an der Art, wie er spielte, erriet sie seinen Beifall — aber ihr Lächeln galt doch nur dem Jünglingskopf auf der Tapete, zu ihm hinauf flog Lächeln und Gesang.

Der Spitzbart beugte sich zu seinem Nachbarn: „Sehen Sie doch, beständig singt sie zur Galerie hinauf! Wir werden sie verlieren!“

Die Sängerin schloß mit einem empor wirbelnden Crescendo, griff dann nach ihrem Schal und sagte mitten in den Applaus und die Unruhe der Freunde hinein: „Ach, vergangene Zeiten!“ Leise und noch immer mit dem verliebten Ausdruck, den ihr Gesicht annahm, wenn sie sang, legte sie die Fingerspitzen auf die Schulter des Komponisten, der sein Spiel mit einer kühnen Kadenz beendete. Er sprang wie ein Jüngling auf, schob den Arm der Sängerin unter den seinen und zog mit großen Schritten in den Saal.

Sie hatten die Sessel vom Tische zurück geschoben. Die Kerzenflammen der alten Leuchter steckten in buntem Nebel, Champagnerkellche standen herum, Sevres-Blau spiegelte sich im Ebenholz. Einer sprach, es war der Begleiter des alten Epikureers, ein Mann von vierzig Jahren; man kannte ihn weit über die Grenzen des Landes hinaus, es war der Fabrikant Ringold. „Soll ich von meinem Leben sprechen? Meine Ziele sind erreicht, meine Aufgabe gelöst, so rastlos und beglückend ausgegangen wie ein Exempel der Arithmetik. Was bliebe da noch zu tun übrig?“

„Ach! Die Künste genießen, die edle Geselligkeit, Wohltun, Sammeln, Reisen, die Natur!“ rief einer vom Ende des Tisches, es war der Chirurg Willrat.

Ringold lächelte: „Ich bin noch jung, ich hatte zu viel Glück. Ich bin zu rasch vorwärts gekommen. Ich muß nun erst anfangen, das weiß ich sicher. Ich muß sühnen.“

„Ringold will den Büßer machen! Die Menschenliebe gebietet ihm, Eremit zu werden!“ höhnte der Spitzbart.

„Ich will sühnen für die Macht,“ sagte Ringold und sah auf seine Hände nieder. „Ich habe sie zu mir kommen sehen, halb auf mein Geheiß, halb von selbst, sie ist unter meinen Händen gewachsen, schon als ich nicht mehr wollte, am Ende graute mir vor ihr, jetzt will ich sie ganz vernichten, das wird mein nächstes Ziel sein.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte die Sängerin. „Die Macht vernichten? Wollen Sie dem Lebem entsagen, Ihre Habe verteilen?“ Sie wandte sich zu ihrem Nachbarn, dem Komponisten. „Es ist ja so, als schämten Sie sich Ihres Ruhmes!“

„Ich verstehe Ringold vollkommen,“ sagte der Komponist. „Der Künstler bricht in ihm durch. Es gelüstet ihn nach Taten über dem Alltag.“

„Das waren Ringolds Taten bisher auch!“ sagte ein klein gewachsener, wie ein Musiker aussehender Mann, der aber ein Chemiker von Weltruf war, Forscher und Erfinder. „Sie müssen die Landwirte fragen, was sie von seinen Ackerbaumaschinen halten.“

Ringold sah rasch zu dem kleinen Mann mit den weichen Zügen, der nur selten aus seiner Schweigsamkeit erwachte, hinüber. „Sie müssen mir bei meinen künftigen Unternehmungen behilflich sein, Menlo! Sie allein sind von uns allen mit irdischen Einfällen von solch vollkommener Art begnadet, wie unser Meister mit Einfällen seiner göttlichen Themen. Da Sie meine Fabrik mit organisiert haben, wissen Sie, daß dort die Arbeit von selber vorwärts geht. Ich habe die Erfindungsgabe meiner Arbeiter zugleich mit ihrer Lust an ihrer Arbeit gefördert, jeder von ihnen ist jetzt an der technischen Leitung und an dem Ertrag in vollem Maß beteiligt.“

„Was wollen Sie denn noch!“ rief der Spitzbart. „Dann sind Sie ja Ihre Macht zum größten Teil los! Graut Ihnen etwa jetzt vor der Macht Ihrer Mitarbeiter? Das würde ich schon eher verstehen!“

„Ich weiß mich von der Sünde des Übermutes frei,“ sagte Ringold, „die der Erfolg gebiert. Auch sind wir ein altes Geschlecht von Fabrikanten und reich gewesen durch viele Generationen. Anders verhält es sich mit meinen Mitarbeitern. Die stammen aus anderen Vorbedingungen der Lebensführung, Geburt, Erziehung, sind anderen inneren und äußeren Einflüssen ausgesetzt. Aber manche kam der Wohlstand in wenigen Jahren, und diese müssen vor ihren eigenen Gelüsten und Ambitionen geschützt werden. Indem ich jeden vor sich selber beschütze, bewahre ich ja auch die Fabrik vor Rückschritt und Ruin.“

Ringold stand auf und nahm aus der Silberschale einen herrlichen, reifen Pfirsich. Er legte ihn auf den Tisch vor sich hin und betrachtete die Frucht aufmerksam, während er weiter sprach.

„Die erste Folge der Vervollkommnungen in unserem Betriebe war ein ungeheurer Aufschwung der Produktion. Wir konnten der Nachfrage kaum mehr genügen. Neue Anlagen mußten gebaut werden. Ich baute sie gleich für eine ungleich höhere Zahl von Maschinen und Arbeitern, als der Betrieb unbedingt erfordert hätte. Ich tat es, um die Arbeitsstunden herabsetzen zu können. Die Herabsetzung der Arbeitsstunden und dieervielfachung der Arbeitskräfte hat unserer Konkurrenzfähigkeit mit den anderen Fabriken nichts geschadet. Im Gegenteil. Die Erntearbeiter auf den großen Ländereien wollten ja auf einmal nur noch mit unseren Maschinen arbeiten! Die äußerste Mechanisierung der Handgriffe mußte nun notwendig durchgeführt werden in dem riesenhaft angewachsenen Betrieb. Zugleich mit der Durchführung der Mechanisierung aber suchte ich ihre Folgen durch hygienische Vorkehrungen, Sport und soziale Veranstaltungen der üblichen Art zu vermindern, nach Zunlichkeit zu beheben. Der Sport hatte den größten Erfolg! Aber ich sah in diesem Faktum nichts weiter als eine Reaktion der mißbrauchten, einseitig geleiteten Muskelstätigkeit. Und eine schwerere Sorge blieb übrig.“

„Es freut mich,“ sagte der Chirurg, „daß Sie den Sport richtig einschätzen, seine Gefahren erkennen und seinen Wirkungen vorzubeugen suchen. Jawohl, Sie haben recht — eine schwerere Sorge bleibt übrig!“

„Nun werden wir ja hören, was Sie zu unternehmen gedenken!“ sagte ein wie ein Amerikaner aussehender, breitschultriger Mann, der bisher geschwiegen hatte. Alle, die ihn kannten, mußten ja von seiner Skepsis gegenüber dem sozialen Fortschritt, den er als eingeschworener Geschichtstheoretiker verneinte. „Was Sie in Ihrer Fabrik durchsetzen wollen, ist Kommunismus auf eigene Faust. Und nun gar noch einen Schritt darüber hinaus!“

Der Spitzbart schob seinen Kopf vor und sagte: „Geben Sie Ihren Arbeitern eine neue Religion, Ringold. Sie wird sie im Zaum halten, da Sie sie vom Zwang der Arbeit befreit haben!“

Ringold schwieg. Er hörte wahrscheinlich nicht, was die andern sprachen. Seine Blicke waren wie von einer hypnotisierenden Gewalt auf der schönen, saftstrotzenden Frucht gesammelt. In Wahrheit war das, was sich in ihm jetzt zu Worten formen wollte, eine schwer aussprechbare Empfindung des Begnadetseins, des Glückes, eines unverdienten Schicksals aus Erstreben und Gewährung, das er nun reif sah, gekrönt zu werden; der Augenblick, in dem er seinen Plan preisgab, erfüllte ihn mit Andacht. Er entsann sich eines ähnlichen Augenblickes; die Erinnerung stieg auf in ihm und er sah!

Er sah jetzt: die weite sonnedurchflutete Glashalle seiner Maschinenfabrik an einem Sommermorgen. Er war eben aus seinem dunklen Büro in die Halle eingetreten, und das Licht hatte ihn im Nu überwältigt. Aus Rädern und von den Transmissionsriemen scholl tausendstimmiger Gesang. Er mußte die Augen schließen, so stark sang sein Blut aus tausend Röhren eine keimende Hymne in ihm. Er lebte in alldiesem, es war wahrhaft sein. Das Gefühl des Besitzes war umgeschlagen und hieß nicht mehr Macht, sondern war ein Gebilde aus Güte und Weltfreundschaft geworden!

Da hatte eine Hand die seine berührt, eine Stimme war an sein Ohr geschlagen. Die Hand war schweißig, die Stimme vom Überschreien des Maschinendröhnens heiser und rauh geworden. Als er die Augen öffnete, standen seine Arbeiter um ihn und blickten ihn aus erschrockenen Gesichtern an. Ihre Gesichter waren schweißüberströmt, kleine Schweißtropfen standen auf ihren Stirnen und um ihre Nasen. „Sie sind doch nicht ohnmächtig geworden, Herr Ringold?“ sagte der Werkführer, der seine Hand berührt hatte. Auf einmal war der Aufschwung abgeschlagen und ein Gefühl schmerzhaft und tief stieg auf aus Herzensgrund, so daß

er hätte schreien, stöhnen, in einen Tränenstrom ausbrechen mögen. Er sah in Augen und Gesichter, sah die Haltung der Rumpfe, der Hälse, roch Schweiß, hörte das pumpende Fauchen der Lungen, das Geräusch der Bronchien. . . Die Sklaverei der Arbeit, Not, Häßlichkeit blickten ihn an, schmetterten ihn nieder, er erkannte das stumme, anklagende Leid, das Elbschicksal. . . und was eben noch Aufschwung gewesen war, erhob sich und stand fest gestützt in ihm und war Empörung geworden.

Die Sklaverei forträumen, auslöschen aus dem Leben der Menschen. Die Seelen zur Freiheit hinauf führen. Den Menschen Feste schenken, aus ihrem Leben ein Fest gestalten! Aus der Armseligkeit ihrer Erholungspausen ein dauerndes Gebilde der Freude schaffen, darin ein jeder seine Arbeit und seinen Alltag, seinen Sonntag und das ganze Um und Auf seiner täglichen Existenz wieder erkennen könne — aber verklärt in nimmer aufhörender Herrlichkeit!

„Ich danke, es ist mir schon besser!“ hatte Ringold dem Werkführer gesagt, hatte seine Hand in der seinen gepreßt, war dann rasch aus der Halle gegangen und heimgefahren, um in der Stille einen Tag des aufs höchste gesteigerten Lebens durchzuleben. Derweil verbreitete sich in der Fabrik das Gerücht von seinem Ohnmachtsanfall. . . .

Jetzt saß er und sann über nüchterne Worte, die ihn nicht verraten sollten. Denn aus jenem Urgefühl hatte sich ja schon das Positive, der praktische Entwurf herausgelöst. Ringold sprach: „Worin besteht die Faszination des Krieges auf die Massen? Die Menschen sind, all ihr Leben lang, vom Morgen bis in die Nacht, an Maschinen in Fabriken, an Pulte in Büroräumen geschmiedet. Jetzt auf einmal gehts hinaus in Abenteuer, Gefahren, unter freien Himmel, in die Jahreszeiten. Wie gern werfen sie ihr Alltagsdasein als Einsatz ins Spiel! Der mechanische Dienst hat es gelähmt, verbittert; was liegt ihnen daran, wenn sie verlieren? Die Menschen müssen Feste haben. Nicht sich wieder an Feste gewöhnen; denn der nordische Mensch kennt ja die Feste und Wonnen der Griechen nicht; man muß ihn unterweisen darin, wie er aus seinem Leben ein Fest gestalten soll!“

„Ach, zu Festen gehören schöne Menschen. Der moderne Arbeiter ist häßlich. Sehen Sie ihm bei seinen Vergnügungen zu. Ebenso verhält es sich mit dem unteren Mittelstand. Die Luxusmenschen, die Drohnen, die verleihen den Festen des Lebens erst das wahrhaft Festliche. Sehen Sie doch zu, wie das Volk sich drängt um die Portale der Opernhäuser, der Paläste, in denen die großen Bälle abgehalten werden, um die gepußten Damen aus ihren Kutschen steigen zu sehen, ihren Anblick für ein paar Sekunden nur zu genießen!“ sagte der Spitzbart.

Ringold fuhr fort: „Wer hätte es nicht gesehen, wie die Freude das

Antlitz des Menschen verschönt. Nein, es ist nicht das Geborgensein vor der Not, das die Menschenseele erhöht. So, daß man einen Widerschein von innen auf den Gesichtern erblicken könnte! Das Stückchen Land, das der Stadtmensch in seinen wenigen Mußestunden vor den Toren bebauen darf, ein paar Blumen, die er gepflanzt hat und in voller Blüte sieht, der Sonnenuntergang, ein Regenbogen nach dem Frühjahrsregen, all dies tut Wunder, glauben Sie mir! Menlo, Sie kennen ja das Gelände um meine Fabrik, den Bergwald, aus dem die Wasserkraft für die ganze Anlage kommt. Diesen ganzen Berg, ein ziemlich umfangreiches Stück Landes habe ich angekauft und es soll der Spielplatz meiner Arbeiter werden. Der Wasserfall, der die Turbinen speist, aus deren Kraft unsere Maschinen gebaut werden, gehört allen, die ihren Lebensunterhalt in unseren Werken verdienen. Der Wald ist sehr schön. Ein paar Bergriesen stehen unter Felsen, voll von Blumen, stellenweise ist der Wald dicht wie Urwald! Die Wohnhäuserkolonie ist an den Waldesrand gebaut; sie wird immer größer, denn die erwachsenen Kinder meiner Arbeiter wollen nicht fort, sondern in der Fabrik arbeiten; die Familien heiraten sogar untereinander; es ist mir im Grunde gar nicht recht, denn es entsteht da förmlich eine Kaste! Aber was ist zu machen? Sie lieben den Ort und ihre Arbeit, und neulich kam sogar ein kleiner Junge, Quartaner, Sohn eines Arbeiters, zu mir und brachte mir eine Zeichnung: er hatte eine Maschine erfunden! Der Vater hatte den Kindern zu Hause die Konstruktion der Maschine erklärt, an der er im Saal sitzt und arbeitet — da war dem Kind eine Verbesserung eingefallen! — Seit voriger Woche gehört nun der Berg mit Wald und Wiesen und Wasserfall mir und meinen Freunden und Arbeitern. Wir werden auf der Wiese unter dem Felsen einen Tempel bauen, in dem sollen Gelehrte Vorträge halten. Eine Arena für Musikaufführungen ist vorgesehen; eine kleine Meierei wird gebaut werden, die Frauen, die Kinder sollen sie verwalten. Auf einer Rodung wollen wir Obstbäume pflanzen, Gemüse züchten; man muß nur die Gärten in der Kolonie sehen, um zu ahnen, welche Resultate wir erzielen werden! All diese bebauten Stellen aber verschwinden in dem riesengroßen Territorium, das ein Naturpark bleiben soll, etwas Schönes, ein Schauplatz festlicher Gemeinschaft, etwas fürs Leben!"

„Es wird Nachahmung finden,“ sagte Menlo.

„Darum muß es auch möglichst vollkommen dastehen. Ich hoffe, in absehbarer Zeit werden Parks, Festgelände in der Gemarkung so mancher blühenden Industriestadt errichtet sein; die Eisenbahnen werden Menschen befördern, die die benachbarten, die weit im Lande befindlichen Spielplätze besuchen wollen; an Gedenktagen der Arbeit und der Freiheit werden sich auf diesen Plätzen im ganzen Land Menschen zu Verbrüderungs-

feiern zusammenfinden, in Wochen des Sommers ebenso gut wie in Winterwochen, an Sonntagen wie an Arbeitstagen. — Es wird keine Arbeitswochen und Feiertage mehr geben, sondern eine Arbeits- und eine Festesschicht werden einander ablösen, und bald wird man sie nicht mehr trennen, die eine nicht mehr von der anderen unterscheiden können. . . .“

„Hören Sie auf!“ rief der Spitzbart, „o hören Sie auf, mir wird schwindlig!“

Aber unhörbar und leichtfüßig, als schritte er auf Wolken, hatte sich der Meister erhoben und war zum Flügel gegangen; seine Hände hatten einen leisen Akkord angeschlagen, seine Blicke waren in die Ferne gerichtet. Alle saßen und warteten.

Da erhob sich zögernd erst, dann sicherer und sicherer, ein Spielen, Fluten, Auf- und Niedermogen von Themen, unbekannten und solchen, die bekannt anmuteten, und die sich zu einer Fuge zu verbinden suchten.

Der Chirurg flüsterte seinem Nachbarn zu: „Hören Sie? Es ist der Chor aus der Neunten!“

Die Sängerin hob die Fingerspitzen zum Mund: „O — die Marcellaise!“

„Das Lied der Arbeit!“ sagte Ringold und nickte lächelnd vor sich hin.

Jetzt ordneten sich die Töne. Eine Melodie begann aus dem Gewebe der Themen die Flügel zu regen. Schwebend entwickelte sie sich, drängte jubelnd vorwärts. Sie war neu und überraschend. Sie hob sich klar und bestimmt, in strenger Zeichnung ab über dem Urgrund rhythmisch pulsierender Arpeggien, in denen der Chor an die Freude, die Freiheitshymne, der Schlachtgesang der Internationale, wie Marsch von Kolonnen, Fahnenwehen, Waldbesäufchen im Winde, sonnebeschiener Wasserfall wechselnd erbrausten.

„Hören Sie — die Melodie! Das ist seine eigene, das ist er, der Meister!“ sagte die Sängerin verückt.

Mit einemmal brach die Musik ab. Die Sängerin erriet: nun begann die Arbeit! Sie sprang auf, wollte die Flügeltür schließen, der Komponist aber bat: die Türen sollten offen bleiben und die Unterhaltung weitergehen. Nach einer Weile sagte der Spitzbart: „Ich vermisse einen Ton in diesem Hymnus, in der Fuge ein Thema, etwas wie die spöttische Piccoloflöte Till Eulenspiegels von Strauß, den Widerspruch, den Zweifel, Eulenspiegel unter dem Galgen, das Befreiende, die Verneinung des Pathos! — Immer wird es Menschen geben, die ihr Leben auf den Genuß gestellt haben, wie andre auf die Arbeit. Ein Zusammenschluß dieser beiden ist unmöglich! Ein Zusammenstoß! Katastrophe für die Arbeit und für den Genuß! Warum, ich frage Sie, sollen gerade die Arbeiter die harmonischen Geschöpfe sein, die der Welt die Freude und das end-

lose Fest beschenken? Die Arbeits- und die Festesschicht! Ich finde, man bekümmert sich in dieser Zeit so ausschließlich um ihr Wohl, weil sie die Masse darstellen, die ungeheure Überzahl!"

Ringold sagte zu Menlo: „Eins bleibt zu tun übrig: wir müssen den Wettbewerb in seiner heutigen Form aus dem Kreis der menschlichen Betätigungen auszuschließen suchen — den Kampf meine ich! Die Tüchtigkeit, die den Vorrang verschafft, beruht ja nicht auf der Tugend allein — sie bedingt ein Belauern, ein Sichzunutemachen der Fehler, Schwächen, Unzulänglichkeit des Mitmenschen, des Nächsten. Neid und Schadenfreude sind Attribute, Nebenprodukte des Wettbewerbs!"

Der Amerikaner fiel Ringold ins Wort: „Sie werden aber zugeben, daß alles, was Sie jetzt unternehmen wollen, seinen Ursprung doch nur in dem Erfolg Ihrer bisherigen Unternehmungen hat — der ist die Basis und ist eine Tatsache."

„Was Sie meinen Erfolg nennen, leugne ich nicht. Aber er erwuchs nicht aus meinen Fähigkeiten. Ich sagte schon: ich hatte zuviel Glück. Ich sehe im Glück kein Geschenk von oben. Es bestand darin, daß ich zufällig die Geschicklichkeit mitbekommen hatte, meine Fähigkeiten unter den Menschen geltend zu machen und wirkungsvoll auszunutzen. Rings um mich gingen tausendmal Tüchtigere, geniale und überragende Menschen an dem Mangel an dieser Geschicklichkeit zugrunde. Gerade das Maß ihrer Genialität schloß ja die Geschicklichkeit, die ich besaß, aus. Nennen Sie diesen Mangel „Tüchtigkeit“ — damit bin ich einverstanden. Die Überschätzung der Tüchtigkeit ist die Erbsünde der heutigen Welt."

„Immerhin ist es schon sehr viel, eine seltene, anerkennenswerte Tugend," sagte Menlo, „daß Ringold sich nicht die Genialität jener „untüchtigen“ Menschen zunutze gemacht hat, wie so viele andere! Denn die Genies gehen nicht an ihrem Genie zugrunde, sondern daran, daß sie von den Schlaunen bestohlen und dann fortgeschoben werden."

„Für das Zusammenwirken der Menschen muß eine neue Grundlage gefunden werden!" sagte Ringold. „Der Wettbewerb muß fallen, der Kampf aufhören. Das festliche Leben, das wir schaffen wollen, ist als erster Spatenstich zu diesem Weg gedacht!"

„Ihr Weg geht quer durch diesen Salon durch!" rief der Spitzbart. „Ich finde es wenig rücksichtsvoll, daß Sie gerade in diesem Raum, den Sie unterminieren, Ihre Pläne darlegen. Denn zuerst, das müssen Sie zugeben, wird ja diese feine Art von Geselligkeit, die wir bei unserer Freundin genießen, Ihrer Spitzhacke zum Opfer fallen! Um Himmels willen, mag doch jeder aus seiner eigenen Sphäre heraus seinen Lebensgenuß zu finden suchen. Alles andere ist Anarchie!"

„Nein!" rief Ringold, zum erstenmal in leidenschaftlichem Ton, aus.

„Hören Sie unsere Freundin, lassen Sie die Künstlerin sprechen. Sie hat ihr innerstes Wesen durchgeseht, und hinter ihr stand weder die Macht von kumuliertem Geld, noch von ihr abhängigen Menschen. Warum messen die Menschen dem vergänglichsten unter allen Göttergeschenken, der Stimme, einem Hauch, solchen Wert bei —“ und mit einer Geste in die Runde zeigte er auf die Anwesenden, den schönen Saal, den Park vor dem Schloß, den Erdball, über den sich der Ruhm der Sängerin verbreitet hatte — „daß er sich alle realen Werte der Erde zu Gebote zwingen kann? Die Menschen, die sich sonst im eifrigen Nachsinnen erschöpfen: auf welche Weise sie sich die Fähigkeiten des Mitmenschen dienstbar machen könnten? dienen diesem kleinen Funken!“

Die Sängerin hatte ihren edel geschnittenen Gemmentopf, dessen Klarheit kein Sturm der Welt und der Liebe mehr trübte, nach dem Musikzimmer gewandt und hörte zu, wie sich die Töne dort suchten, übereinanderbauten, das Kunstwerk entstand. „Alle Künste werden zu meinem Werk herbeikommen,“ sagte Ringold. „Aber kein Künstler soll herangezogen werden. Es wird ein natürlicher Prozeß sein, so daß, wer mittun will, von selber kommt, angezogen und nicht herangezogen, berufen, nicht gerufen. In meinen Arbeitern, das weiß ich sicher, wird sich ein freies Künstlertum entwickeln dadurch, daß sie die Naturkraft, die ihren Lebensunterhalt bewirkt, zum Genuß ihres Lebens erhalten — und die Wesensgleichheit wird den Künstler anziehen! Eine Freude wird aus diesem Erdenwinkel ausstrahlen, dem die Künstler folgen werden wie einem magnetischen Ruf! Keiner wird mehr dienen, keiner auch erziehen müssen, es wird dem Künstler die Demütigung erspart bleiben, daß man ihm den Lohn für seine Leistung in harter Münze ausbezahlt!“

„Wie, Sie werden das Geld abschaffen?“

„Diese irdische Wechselwirkung zwischen Verdienst und Lohn muß aufgehoben werden! Arbeit ist heilig, die Kunst lehrt das erkennen! Arbeit schafft Lebensgenuß, Kunst ergründet und enthüllt Lebensgeheimnis! Und Geld sollte dafür den Wertmesser bilden?“

„Ja, sehen Sie mich,“ sagte der Chirurg, „für meine Leistung und für Menlos Einfall und, hören Sie drin den Meister: für diese Melodie, die jetzt entsteht, soll es denselben Maßstab geben, wie für einen Gebrauchsgegenstand, irgendeine Sache, deren Preis durch Angebot oder Nachfrage bestimmt wird? Welch ein Wahn, welch ein Irrtum! Tiefste Barbarei! Die wilden Völker mit ihren Medizinmännern und Totems hatten darin menschenwürdigere Anschauungen!“

„Ich werde es nicht erleben!“ sagte der Spitzbart. „Und ich glaube, ich bin nicht sehr unglücklich darüber!“

„Die Utopie!“ sagte der Amerikaner, so leise, daß kaum einer es hören

konnte außer ihm, „immer soll sie aus sich herausstrahlen und die Welt erneuern! Aber die Welt preßt sie von allen Seiten zusammen, und sie verdorrt im Kern!“

Die Sängerin hatte sich erhoben. Sie winkte mit strahlendem Gesichte ihren Gästen. „Kommt!“ Alle folgten ihr. Sie standen in der Tür zum Musikzimmer. Die Töne einer Rhapsodie, eines hymnischen Gedichtes rauschten durch das Schloß. Es schwang mit den Tönen, löste sich auf, wehte wie ein Alpenwald in der Strömung unter dem Meerespiegel.

Draußen wurde es hell. Die Sonne, noch unsichtbar, stieg auf am östlichen Horizont. Die Bäume standen still, schliefen. Der Rasen war von Millionen glitzernder Pünktchen übersät. In der Ferne, am Rande des Parks, ging der Hirt mit seiner Herde aus schwarzen und weißen Schafen der Weide zu. Der Schäferhund trottete hinterdrein.

Eine Lerche stieg in die Lüfte. Das Klavier verstummte. Der Meister schloß es, trat auf Zehenspitzen auf die Terrasse hinaus. Die Sängerin neben ihn. Sie hatten ihre Köpfe nach oben gewandt, woher das jubelnde Schlagen des unsichtbaren Vogels tönte. Und die Sängerin begann zu singen. Mit ihrer hellen, glockenreinen Stimme versuchte sie den Laut des Tierchens in der Luft nachzuahmen. Es war wunderbar, wie der glückliche Mensch und das schwebende, selige Geschöpf einander verstanden, aus derselben Luft ihr gottgegebenes Werkzeug gebrauchten!

Die Gäste waren im Musikzimmer geblieben. Jeder hatte das Bewußtsein, ein Glück zu empfangen, das er bewahren mußte.

„Heute!“ sagten sich Kay und Moina einige Nächte später, „werden wir zu den Stillen gehen. Wir müssen leise auftreten, denn ihr Gehör ist vom langen Horchen in den Nächten ohne Schlaf so empfindlich geworden!“ Sie machten sich auf den Weg.

Wie ein Nebelstreif wallte der schwere Vorhang zur Seite, und sie traten in die Halle ein.

Keiner hätte in dem großen, unfertigen, mitten im Bau stehengebliebenen Ziegelgemäuer diesen herrlichen dunklen, vom Kaminfeuer ganz durchwärmten Raum vermutet. Er war hoch und gewölbt. Die Wölbung war mit den Zeichen und in den Farben des Himmels und seiner Kreise bemalt. Der Helm des Kamins verlor sich an der Decke, und die Scheite, die auf großen, uralten Eisenböcken brannten, sandten ihre Flammen gerade empor wie Opferfeuer.

Die Nacht hinter dem hohen gotischen Fenster war sternenlos. Die Wände der Halle zeigten keinerlei Schmuck. Eine einzige schmale Reihe

von Büchern in Pergament-Einbänden zog sich rings um die Wände, aber sie faßte den Raum nicht in einem Kranze ein, unvollkommen brach sie in der Mitte der Fensterwand ab.

In altertümlichen Lehnstühlen saßen alte Menschen um das flackernde Kaminfeuer. Braungesprenkelte Handrücken, zitternde Knochenfinger, von denen die Ringe zu gleiten drohten, streckten sich der Glut entgegen. Dunkle, alte Menschen, weiß schimmernde, geneigte Stirnen, hohe zitternde Stimmen. Mitten unter ihnen ein zartes, kindhaft junges Mädchen in weißem Seidenkleid. Sie hatte sich einen kleinen Schleier um den Hals gebunden, ihre Hände lagen gefaltet auf dem Schoß. Das Feuer im Kamin flackerte rot auf ihren durchsichtigen Wangen, ihren Lippen, tanzte in ihren Augengestirnen. Einer der Greise sprach:

„Das Schönste war doch, das erstemal vor dem endlosen Meer nach dem Westen hin, die halbe Sonne war schon ins Meer getaucht, was von ihr noch übrig blieb, wie ein Torbogen, und darin erschien ein großes Schiff mit allen Segeln, es fuhr hinaus, es war nicht zu sehen gewesen vor Sonnenglanz, aber jetzt, da es Abend war, konnte man es sehen, es fuhr durch das Tor hinaus! Das war das Schönste im Leben.“

„Wer war auf dem Schiff?“ fragte das junge Mädchen. „Wer fuhr mit dem Schiff?“

Der Greis sah sie an, er hörte ihre Worte, aber er schien ihren Sinn nicht zu verstehen. Er sagte: „Der erste Stern war zugleich am Himmel erschienen, über dem Segler, genau über dem höchsten Mast.“

Ein leises Lachen zitterte vom Feuer her, eine Frauenstimme: „Der erste Stern war das Schönste, auf der Ebene, im Sommer über den Bergen.“

Das junge Mädchen lachte leise und heiß auf: „O, in der ersten Zeit, mit dem Geliebten gesehen!“

Die Greisin aber schwieg, es war, als verstehe sie die Worte des jungen Mädchens nicht. Und doch saß sie ja da an der Seite ihres Gatten, der vor unendlichen Jahren ihr Jugendgeliebter gewesen war. Und dieses Beieinandersein mußte doch lebendig geblieben sein in ihrem Gedächtnis!

Der Greis aber, der im Sonnentor das Segelschiff gesehen hatte, saß für sich allein. Er war ein Dichter gewesen in den guten Jahren seines Lebens. Er war's gewohnt, laut zu sagen, was er dachte und fühlte; es stand in seinem Herzen keine Schranke zwischen der Dichtung und der Wirklichkeit, alles war so grenzenlos eins in ihm. Darum hatte er sich gewöhnen müssen, allein für sich und weit fort von den anderen zu sitzen. „Die Adern im Stein und die Beeren, an denen die Stare picken im Herbst, und die Knospen am Wacholderbaum und die kleinen Wellenkräusel in den Bächen, die durch die Wiesen laufen! Alles das ist das Schönste auf Erden!“

Und wieder kam das leise, zitternde Lachen der alten Frauenstimme vom Feuer her: „Gestern, da habe ich ein Gewandgewebe zwischen meinen Fingern gehalten, das war das Feinste, was ich je betastet habe, so fein wie mein alter Brautschleier. Es war in der Dunkelheit auf mich zugekommen, es war kein Körper in dem Gewand, und es kehrte auch so bald wieder zurück, es war aus meinen Fingern verschwunden, wie es gekommen war. Ich glaube, das war das Schönste auf Erden!“

Da sprachen sie alle eine Weile nicht, sondern sahen nur auf die Flammen im Kamin, die ihre Schatten auf die Wände warfen. Ein hochgewachsener Alter, aufrechter als die übrigen, sagte: „Der Rosenstock im Garten macht mir Sorge. Er hat im Sommer schon gekränkt, jetzt, fürchte ich, stirbt er ab. Ich habe alles getan, ich habe im Boden nachgegraben, aber der Stock wird kahl, und die Zweige beginnen zu verdorren. Ich weiß mir keinen Rat mehr.“

Das junge Mädchen blickte dem Alten erstaunt ins Gesicht! Sie wußte, er war der mächtigste Minister des Königs gewesen, und bis vor kurzer Zeit noch waren die Mächtigsten zu ihm gepilgert, um seinen Schiedspruch zu hören in Dingen, die das Wohl ganzer Nationen betrafen. Jetzt lag solch schwerer Kummer auf seinem alten Gesicht, als habe er in den Kaminflammen das Leid der Welt erblickt. Und er hatte ja doch nur von einem einzigen Rosenstock in seinem Garten gesprochen.

Das junge Mädchen blickte in die Runde. Es sah all diese alten Menschen an. Sie alle hatten Menschenantlitz wie Göttergesichter, aus denen die letzten Merkmale des Tieres verschwunden waren. Alle hatten es wahrscheinlich längst vergessen, was sie im Leben, das sich unaufhaltsam von ihnen zurückzog, und unter den Menschen vorgestellt hatten. Der alte Minister sagte noch: „Wer kann mir's sagen, wie tief man graben muß, um die Ursache zu finden? Ich habe gesucht.“

Der alte Dichter sagte darauf: „Gleich unter dem Boden beginnt es. Ehe im Wald der Schnee schmilzt, fängt die kleine Primel an, ihren Kopf zu heben. Das alte Laub vom letzten Jahr schaukelt in die Höhe und fällt zur Seite, damit der kleine Kopf weniger Mühe habe. Aber zuweilen schlägt die gelbe Primel das alte Laub wie Spinnweb durch und schiebt dann das Kinn durch einen dünnen rostigen Schleier um den Hals zur Sonne hinauf. So ist der Anfang.“

Das junge Mädchen klatschte in die Hände mit einer kindlichen Gebärde, aber nicht wie Kinder aus Freude unter dem Christbaum, sondern eher, als wollte Handfläche an Handfläche die Wärme des eigenen jungen Körpers spüren. Es sagte rasch: „Ich liebe alle Menschen sehr, denn ich weiß, ich werde unter ihnen eines Tages meinem Geliebten begegnen, und ich liebe sie auch darum, weil ja die Mutter und die Schwestern meines

Geliebten unter ihnen sein müssen. Ich bete täglich die Worte des Gebets, das ich in der Schule mit den anderen Kindern gelernt habe, und seit einer Zeit glaube ich, wenn ich beim Wort Amen angelangt bin, ich kenne schon die Farbe seiner Augen!

Aber ich bin dabei zugleich auch traurig, denn ich denke mir, ein Gebet soll ja nicht für den Wunsch eines einzigen Menschen da sein, sondern um für alle zu erbitten, was ihnen nottut. Denke ich daran, dann ist mir's auf einmal, als sähe ich das Bild meines Geliebten nicht mehr! Und ich weiß nicht, wie ich diese leere Stelle in meinen Gedanken auf würdige Weise ausfüllen könnte!"

Die alten Menschen blickten nach ihr hin, wie sie dasaß, die Ellbogen auf die Armlehnen gestützt, die Wangen auf die gefalteten Hände gelegt, und beneideten sie unbewußt. Der Dichter allein fühlte, daß alle diese erkaltenden Wesen im Begriffe standen, gemeinschaftlich einen Raub an dem jungen Wesen auszuführen. Aber auch das fühlte er: die warme Flut des Jungbrunnens, in den sie hinunterzutauchen suchten, werde an ihren Gliedern niederrinnen, ohne in ihre Poren einzudringen. Denn sie entsannen sich längst nicht mehr des Gefühls, das alle Menschen untereinander verbindet!

Einer, den die Anderen Gudewerth nannten, — er war der Gatte der alten Frau — sagte: „Was soll denn das Nachforschen? Das kleinste Wunder der sichtbaren Dinge ist so unerforschlich, wie das Grundgesetz der Natur!"

Der alte Kanzler sagte: „Willst du, Kind, mir nicht die Worte des Gebetes hersagen? Vielleicht erinnere ich mich ihrer, wenn ich sie höre, und vielleicht gelingt es mir, sie zu wiederholen?"

Das junge Mädchen blickte errötend nieder, weil es die Alten lehren sollte, und begann mit stockender Stimme: „Unser Vater, der du bist im Himmel . . ."

Sie blickte verstohlen auf und sah alle diese Greisenaugen auf sich gerichtet; niemand sprach die Worte mit ihr, sie sprach allein weiter wie ein Kind, das einsam durch den Wald geht: „Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme . . ."

Wie sie so weit gekommen war, bemerkte sie, daß der Kanzler seinen weißen Kopf schüttelte und die Hand auf die Augen legte, als fiel es ihm schwer, weiter zuzuhören.

„Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!"

Die anderen aber schwiegen nicht aus Scham, noch aus Reue, sondern sie schienen wirklich den Sinn der Worte vergessen zu haben. Nur der alte Dichter erhob seine Stimme bei den Worten: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit" und sprach sie mit bis ans Ende. Er

sprach stark und mit Überzeugung und blickte dabei keinen der Umsitzenden an. Und in einer ganz fernen Ahnung, als hätten sie alle in ihrem vergangenen Leben diesem Einen, dem Dichter, unrecht getan, wendeten sich die anderen ab und blickten befangen auf den schwarzen Fliesenboden vor dem Kamin nieder. Von dort schien dann zögernd und einzeln das Wort: Amen! aufzusteigen, der verschollene Klang, dessen Sinn ja doch allein dem jungen Mädchen noch offenbar sein konnte: Dir wird zuteil werden, wonach Du Verlangen trägst.

Nach einer Stille, die einige Minuten währte, sprach Gubewerth: „Wieviele sind noch unter uns von denen, die unsere Freunde waren?“

Da begannen einzelne Stimmen, leise und wie für sich, Namen herzusagen, zu zählen; nicht viele; bald hielten sie inne. Und eine Stimme klang, als sie mit Nennen aufhörte, fast froh; dies bedeutete: wir leben also noch auf Erden, wir Menschen einer Generation! Und eine andere Stimme klang düster und voll Grauen fast; und ihr Klang bedeutete: bald bin ich hier allein!

Aber die Greisin an Gubewerths Seite sprach: „Es ist warm hier. Das Feuer brennt gut!“ Und man konnte hören, wie die Alten alle vor den Flammen die Hände rieben, denn von den Ringen, die sich berührten, entstand ein leises, klirrendes Geräusch.

Die Flammen im Kamin hatten sich zu einer einzigen vereint, und diese trennte sich in blauem Glackern von den Scheiten, die auf den Eisenböcken in Kohle zerfielen. Sie schwebte wie ein Irwisch schaukelnd hoch und verschwand oben im Helm des Kamins.

Die Alten lehnten tief in ihren Stühlen zurück. Das junge Mädchen, dieses zarte Kind, schien nur mehr ein weißliches Schattenbild zu sein. Aber das Gewölbe weg jagte der Wind eine dunkle Wolke davon. Es waren die Zugvögel, der letzte Schwarm aus dem Inselbaum. Mit Gezwitscher und Gekreisich zogen sie aus dem Bereich des Wintersturmes nach warmen Zonen.

Kay und Moina blickten ihnen nach. Sie flogen, zu einer Wolke geballt, pfeilschnell und in großen Kurven erst dem Sund zu, gerieten dort in eine Luftströmung, die sie auf das Wasser niederzupressen drohte, sammelten sich aber rasch aus der Zerstreuung und stießen, ungefähr über der Südspitze der Insel, in kugelförmigem Gebilde wieder hoch nach oben. Zwischen den Wolken beschrieb diese Kugel eine ungeheure Ellipse und rollte dann machtvoll hinaus, in westlicher Richtung dem offenen Meere zu.

Unten in der Tiefe des Meeres, nicht weit weg vom Strande, stand eine Ziegelsäule aufrecht auf dem Grund. Zahllose Muscheln hatten sie an den Boden festgelötet, um ihren Schaft wehren Algen und Tang-

bänder in der Strömung hin und her. Es war der Schornstein aus einem der Elsteinhäuser vom Ende der Zeile, der da tief im Meere aufrecht stand. In mancher Nacht schien es, als steige aus seinem viereckigen Schacht, aus dem einst Rauch gequollen war und in dem jetzt Garnelen und Fische auf und nieder tauchten, ein gurgelnder Laut an die Oberfläche der Wellen herauf; das geschah aber in stillen Nächten; die waren jetzt vorbei, denn nun braute unten Sturm.

Wie in Atemnot bäumte sich die Decke des Meeres hoch und ließ im Zurücksinken Brausen hören, darin der Seufzer der versunkenen Hütten unterging. Der Mond hatte das Meer zu sich in die Höhe gezogen, und unter den emporgepeitschten Bergen stieß der Meeresarem wie Vulkan empor, aus der berstenden Decke fuhr Donner zum Himmel auf.

Oben stießen derweil Wolken sich wirbelnd im Kreise um den Mond herum, der ganz winzig auf das verhüllte Blau gezeichnet stand und aus dem drängenden Ballen, Kneten und Gewühl nur wie durch ein Wunder auf kurze Augenblicke auftauchte. So war im Meeresabgrund und am Firmament, um den Schornstein und die Mondichel schweres Wälzen und Stoßen und Erschütterung der Elemente. Wasser und Himmel zogen sich an und strebten aufeinander zu. Aus ihrem Zueinanderstürzen quoll und befreite sich die erste große Sturmflut des Jahres; sie nahm ihren Lauf auf die kleine, nur vom Damm und der Düne geschützte Insel zu.

Um diese Zeit geschah es, zur Nachtstunde, daß sich die Boje draußen vor der Düne aus ihrem Steinfundament losriß und mit nachschleifender Kette hin und her schwingend sich auf den Strand warf. Dort hatte die Brandung bereits große Strecken weit den alten rostigen Tang weggerissen und sich zu der Düne hinauf Bahn geschaffen. Wie ein leerer Käfig lag die Boje auf dem Schwemmsand gebettet und jede neue Welle rollte sie, durch ihre Gitterstäbe stoßend, höher zur Düne hinauf.

Auf dem Hügel, wo der Schuppen stand, hatte der Wind den Mast mit dem Seezeichen wie eine Weidengerte umgeknickt und auf das geteerte Dach geworfen. Vor dem Damm standen die Boote weit hinauf, fast zur Wiese hinaufgeschoben. Tags zuvor waren sie noch zum Heringsfang gerüstet und fertig gemacht worden; jetzt lag manches voll Wasser auf der Flanke, als sei es gestrandet.

Die See bröhlte wie von Kanonenschüssen. Eine Wolkenwand hatte Meer und Himmel in eins verschmolzen und sie rückte immer näher auf die Insel zu. Senkrecht zuckten Blitze durch sie hinab und waren sichtbar am hellen Tage. Die Wolke war tiefschwarz, sie schob Wetterböen und Wolkenbrüche vor sich her. Der ganze Horizont schob sich, brüllend und undurchdringlich, voll von unabwendbaren Gefahren, näher und näher an die Insel heran.

Seit geraumer Zeit trieb sich Mutter Grimsehl ruhelos in ihrer Hütte herum. Tag und Nacht aus der Küche auf den Heuboden, zurück in die Stube, hinaus auf den Flur und sogar einmal vor das Haus, das die dicke Hecke verbarg. Sie hielt die Bänder ihrer Haube wie Zügel in ihren Händen, sie hustete, murmelte und wimmerte vor sich hin. Mit eingeknicktem Kreuz, gebückt und verbogen, schlich sie zur Hecke und drückte ihren Kopf zwischen die Zweige.

Sie versuchte einen Blick über die Hütten zum Meer hinüber zu schicken, dorthin, wo der Schornstein in der Tiefe stand. Aber sie konnte nur hier und dort ein Licht in den Fenstern gewahren. Die Zweige rißten ihre Wangen blutig, einer drückte ihr rechtes Auge zu, mit dem anderen offenen Auge sah sie scharf in die beleuchteten Stuben hinein und sie schrie, was sie im Haus nur leise vor sich hin gemurmelt hatte, so laut sie konnte, in den brüllenden Seewind hinaus: „Acht haben! Löscht das Feuer aus! Stoß den Riegel vor! Jetzt kommt es, jetzt geht es um den Damm herum!“

In einer Ecke ihres Bettes lagen zwischen Matratze und Gestell die Kostbarkeiten, die Kay und Moina ihr von ihren Strandwanderungen aus der Bucht mitgebracht hatten, verborgen. Die Spangen, die Muscheln mit den Schmetterlingen, das geschnitzte Holzstück neben einem Strumpf mit Silbergeld und dem alten Ledersack, in dem Papiere waren. Da lag auch auf der gewürfelten Decke der Bernsteinkiesel im Dunkeln.

Mitten in der Nacht vor der großen Flut kochte sich die Alte ein Süppchen auf dem Herd und goß es in zwei Näpfe, von denen sie einen vor ihre verriegelte Haustür hinstellte. In dieser Nacht glaubte das Weib des Fischers Schmahl, als es mit dem Eimer zu den Kühen ging, die in der Dämmerung brüllten, aus der Hütte der einsamen Alten Gelächter und den Schall von zwei keisenden Stimmen deutlich gehört zu haben. Die eine soll wie die Stimme eines greinenden Kindes geklungen haben. Indes, das mag eine Sinnestäuschung gewesen sein; im Sturm hört man ja so manchen Laut geheimnisvoll ertönen, einmal den Dampfstruf eines Schiffes in Seenot, einmal den jähen Aufschrei von tausend gepeinigten Menschen, warum nicht auch das Gezeiter eines weinenden Kindes?

Sie stellte verstohlen den Napf auf die Schwelle vor ihrer verschlossenen Haustür, die Alte, als erwarte sie Besuch durchs Schlüsselloch. Dann schlich sie in ihre Stube zurück und begann mit hastigen Fingern zu spinnen. Der Stuhl stand auf dem kleinen Teppich aus tausend Ledersücken. Die alte Uhr rasselte und schlug. Die Alte stierte zum niedern Gebälk ihrer Stube hinauf, von dem all die verworrenen Laute des Meeres und Himmels unaufhörlich über sie herabstürzten. Sie kannte sie alle auseinander, jeden einzelnen nach seinem Ursprung, aus

Tier, Pflanze, Mineral und Luft. Sie hörte gleichzeitig Kirchenglocken, Segelschlag und Geknatter, aufgeregtes Geschrei und Schäumen von Wellen gegen den Schiffskiel. Diese Laute kamen vom Sund her. Sie hörte Wüten und Angst. Sie saß in der Mitte zwischen beiden, die stärker und stärker anschwellen, und wartete, daß beide zusammenschlagen sollten. Sie trat auf das Fußstück des Rockens, daß das Rad flog. Aus ihren Fingern war das Gefühl gewichen, sie glaubte noch den Faden zu halten, derweil lief der Rocken schon lange leer.

Im Napf erstarb das Süppchen.

Mit einemmal wurde es ganz still in der Hütte. Das Rad war ausgelaufen und stehengeblieben.

In der Nacht der großen Flut begann die Glocke im Schwedenturm der alten Holzkirche plötzlich zu läuten. Der Küsterjunge ging an den Strick und zog aus Leibesträften. Jeder Schwung warf ihn in die Höhe und er mußte mit den kleinen Beinen strampeln, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen.

Der Ort war schon wach und auf den Beinen.

Am Landungssteg unten beim Ström wurde fieberhaft gearbeitet. Aus allen Enden von Kirchort waren sie herbeigelaufen, um dem gefährdeten Sille Hilfe zu bringen.

Unter den ersten war Ingenieur Mommen da gewesen. Er wohnte tief in der Heide, dort wo aus alter Zeit der Gedenkstein an die Überflutung Kirchorts nach der großen Zerstörung Silles ragte. Mommen war der Deichkommandeur des Kreises, ein mumiengleich eingetrockneter, langer und kahlköpfiger Mensch mit schriller und scharfer Befehlsstimme. Pächter Schäfer hatte seine Greuter Dienstleute mobil gemacht und saß mit dem Rechtsanwalt Giesebrecht in dem ersten Boot, in dem Zementsäcke verstaут waren. In den folgenden Booten lagen Bohlen, Eisenklammern, da manövierte Gastwirt Rasmussen zwischen Spriet und Focksegel, während Pastor Weddig aus Leibesträften sich an dem widerspenstigen Toppsegel zu schaffen machte — ein sport- und jagdkundiger Lust- und Wassermensch, der nicht allein mit Gottes Wort zu den Fischern nach der Insel hinüberfuhr.

Sieben Boote waren unterwegs über den Sund; zwischen den Duchten und Bänken, an die Rudergabeln festgeklammert hockten die in Olzeug gekleideten Kirchorter. Die Vogge legte sich auf die Seite unter dem Wind, scharf bäumten sich die Steven in die Höhe, durch das Sturmgelöse war das Geknirsche der Eisenstangen und Holzklöße zu hören, die sich im unteren Boden um den Kiel verschoben und hin und her geworfen wurden in der vollen Fahrt. So fuhren sie hinüber über den Sund zur Insel, wo das Unheil stand. —

Pächter Schäfer war's, der das Boot zuerst erblickt hatte, das Boot mit der stehenden, nach vorn gebeugten Gestalt, mitten im Sund, auf der Fahrt nach Sille.

Eigentlich war's ein Nachen bloß, ein elender Kahn, und es war unbegreiflich, wie ein Mensch es wagen und ausführen konnte, in ihm hinaus in den Sund zu fahren bei solchem Sturm in der Nacht!

Schon schrie und gestikulirte auch Wirt Rasmussen zum Rechtsanwalt Giesebrecht hinüber, dessen Boot die Strömung an das seine herangetrieben hatte. Er zeigte auf den Kahn, den sie eben einholten und hinter sich ließen.

Es war das elende, morsche Fahrzeug, das an dem Pflock im Ström, gegenüber vom Landungssteg von Kirchort an dem Ufer des Siels zu schaukeln pflegte, mit dem kurzen Ruder in der schimmeligen Lache auf seinem Boden. Und in ihm stand, emporgerect, aus voller Kraft vorwärts rudern, mit breitbeinigem Schwanken sehnig die Windstöße, Wellenstöße parierend die Baronin Voss.

Im groben Leinwandkittel, eine Lodenpelerine um die Hüften gebunden, regenüberströmt und barhäuptig, so stand sie in ihren Männerstiefeln da und ruderte ihren Kahn hinüber nach Sille.

War sie jemals dort drüben gewesen? Das mußte niemand zu sagen. Vielleicht vor undenklicher Zeit, als noch keiner von all diesen Leuten hier in den Booten das Licht der Welt gesehen hatte! Woher mußte sie denn von der Gefahr, die die Insel bedrohte und mit der Insel das Festland, daraus das Ström ihren bitteren Brocken Erde losgetrennt hatte? Sie war schon lange unterwegs, lange ehe die Glocke mitten in der Nacht losgebrüllt hatte, mußte sie aus ihrem einsamen Haus hinter der Nesselshecke zum Ström hinunter und in ihr Fahrzeug gesprungen sein. Alle hatten noch in ihren Hütten im Schlaf gelegen, da war sie schon in ihrem Fahrzeug und hatte die tolle Fahrt begonnen!

Von den beiden dicken weißen Strähnen hing ihr die eine über die knochige Schulter nieder, die andere klebte vom Wind zerzaust auf der Wange, peitschte die Lider der stehenden alten Augen, deren Blick irr und ingrimmig geradeaus gerichtet war.

Aus den Booten blickten die Männer mit offenem Mund auf die Alte zurück, die in derselben Richtung ruderte, in der sie gegen den Wind vorwärts wollten. Sie sah keinen und nichts. Ja selbst Wind und Wellen schien sie nicht zu merken. Ihr zahnloser Mund stand offen. Fauchend vor Anstrengung stieß sie das Ruder vor, den Oberkörper zurück, vor, zurück, und ruderte auf die Insel zu, wo der Damm gebrochen war.

In ihrer Hütte, in der einzigen großen Stube, die eine Kerze beleuchtete, waren Kay und Moina wach.

Moina lag im Bette, die Hand aufgestützt, das dunkle Haar lag in Wellen um Stirn und Wange und Arm.

„Du warst traurig heute, Moina,“ sagte Kay, „was ist geschehn?“

Moina blickte auf und Kay sah, daß ihre Augen feucht schwammen und ohne Blick. „Ich hatte einen Traum in der vergangenen Nacht, darin wurde einem Menschen Unrecht zugefügt.“

Kay sagte: „Heute morgen lag oben im Winkel der Decke ein dunkler Schatten, der sich nur langsam verflüchtigt hat.“

„Ich konnte es nicht verhindern, daß der Mensch Unrecht bekam.“

„Was geschah mit ihm?“

„Das weiß ich nicht. Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, daß ihm Unrecht widerfahren ist und er mußte leiden. Davon ist mir den ganzen Tag lang Traurigkeit übrig geblieben.“

Da sie eine Weile geschwiegen, jedes in den Gedanken des andern getaucht und keins vom Geheimnis des anderen sprechen mochte, kam das Brausen des Sturms mächtig ans Fenster geschlagen und rüttelte an dem Dach, das aufrauschte wie ein Walb.

„Man kann von den Menschen in solcher Weise, wie wir es tun, nur träumen, wenn man von allen abgeschieden ist und keine Gemeinschaft mehr kennt,“ sagte Kay.

„Denke daran,“ antwortete Moina, „wie lange die Menschen in der Welt umherzuirren verdammt sind, ehe sie finden dürfen, wonach sie suchen.“

„Das ist nicht so wunderbar,“ sagte Kay, „das geschieht oft sogar Menschen, die an derselben Mutterbrust gelegen haben!“

„Ich sehe — nein, ich denke daran, und ich glaube es,“ Moina schöpfte Atem, wie ein Kind, und mit einemmal trat der Glanz in ihre Augen, den sie immer bekamen, wenn die Seele Moinas von einem guten Gedanken, Wunsch, Wahn, einer tiefen, innigen Gewißheit erfüllt wurde, „ich weiß es so sicher: das Schicksal der Menschen ist es, daß sie es besser haben sollen in der Welt, in der wir leben! Alles, was betrübt, soll hell werden. Die kleinen Kinder werden lachen können und die Greise heiter sein, wenn sie sterben sollen. Niemand wird mehr dem anderen übel wollen, aber keine Macht von außen her wird die Menschen zwingen, einander zu achten, sondern es wird die Natur jedes Einzelnen von Grund auf gut geworden sein. Da werden sie sich endlich als nahe Verwandte erkennen und begrüßen. Das muß geschehen! Dann wird sich keiner mehr lange und mühsam zurechtzufinden brauchen in der Herkunft und der Lebensgeschichte seines Nächsten, ehe er ihm Du sagen darf, und es wird keine Mißverständnisse mehr geben fortan. Die Taten all der Menschen werden so sein, wie wenn zwei Menschen mit ausgebreiteten Armen aufeinander zukommen, um sich in die Arme zu schließen! Nur

jene werden noch eine Weile irren und suchen müssen, die irgendeine furchtbare Schuld zu sühnen haben; aber auch diese werden bald einsehen, daß die Welt ja eine Welt der Gnade und Verzeihung geworden ist über Nacht. Ja, über Nacht! Wie viele sterben an Erschöpfung und vor Frost heutigen Tages, weil sie in die Irre gehen und im Kreis umeinander herum, ohne zu sehen und sich zu erkennen — wie Blinde wahrhaftig! Aber es gibt welche, die sehen hell durch das Nachtdunkel, wie andere es im Tageslicht nicht vermögen! Gott wird näher sein zu allen, eines Tages, das weiß ich sicher!“

Moina hatte ihre Hände über der Brust gefaltet und horchte, als höre sie Gesang aus ihrem Herzen zu ihrem Ohr herauf tönen und nicht das Gebrause und Rauschen von außen in die stille Stube herein. Kay legte seine Hand auf Moinas Hände und küßte Moina auf den Mund. „Deine Traurigkeit ist ja verschwunden, Moina!“ Und er sagte zu sich: „Überall hört sie Gesang, davon muß ja alle Trauer und alles Unrecht verschwinden aus der Welt!“

Er ging in die Mitte des Zimmers und hob den Kopf empor zur Decke: „Darf das sein, daß ein Mensch an einen einzigen Menschen all die Liebe wende, die die Welt ihm nicht erlaubt, an alle zu wenden? Darf es sein, daß einer sich dem Dienste aller entziehe und aus einem einzigen unter all seinen Mitmenschen sein Weltall mache? Oder ist es vielmehr so bestimmt, daß einer seine Zugehörigkeit zu allen Menschen durch nichts wahrer und stärker ausdrücken könne, als indem er sich dem einen zuwendet, der ihm die Allgemeinheit rechtfertigt, dieses furchtbare, unergründliche, irre Wesen Allgemeinheit?“

Die Hütte schwankte im Sturm. Das Toben zog draußen mit solcher Macht an den Fenstern vorüber, daß die Insel wie ein leichtes Schiff sich zu heben und zu senken, zu zittern und zu sinken schien.

Kay fuhr fort: „Vielleicht liegt der Nachbar im Sterben und ich vernehme doch nichts als den Traum, den du in diesem Augenblick träumst. Sieh diese Stube an, eh dein Blick hinüberschwimmt — erkennst du sie? Wenn die Kerze flackert, wandert ein Licht von der Schranktür über die Diele zur Fensterscheibe und verfliegt dort in der Nacht und im Sturm. Wollte es einem doch gelingen, heimisch zu werden in seinen eigenen vier Wänden! Es wäre dann nicht so schwer, hinauszugehen und den Weg zu finden. Wollte es doch gelingen, in den vier Wänden zu ergründen, wo der Traum anfängt und die Wirklichkeit aufhört! Es ist so verschmolzen alles. Wenn du unter den Menschen lebst, findest du die Grenze nicht, und wenn du einsam lebst, auch nicht. Aus dem Wunsch schon kann Wirklichkeit werden, und die Wirklichkeit ist so beschaffen, daß du dich in den Traum zurückgeschleudert siehst, dorthin, woher du gekommen bist.“

Er horchte mit abgewandtem Kopf zum Fenster hin, hörte dunkle Schreie,

Stöhnen, fernes zerberstendes Gebrüll. Da sah er: Moinas Arm war sacht auf das Kissen gesunken, ihr Gesicht, wie das Gesicht eines von Sonne und Wind in tiefen gesunden Schlaf hinübergesunkenen Kindes zeigte das leise, stumme Gleiten der Seele ins Unbegrenzte an.

„Wie wunderbar leicht schwebt deine Seele hinüber ins Benachbarte! Wie ein Zitronenfalter im Sonnenschein von der Düne hinaus über die Wellen ins Meer! O zierlicher, leichter, vom Wind erfaßter und gehobener Körper, du im Traum wie im Wachen schuldloses, in Einsamkeit fernes und klares Gesicht! O Gesichter zarter, junger Kinder, von der Traurigkeit ihrer tragenden Mutter gezeichnet! Schuldlos sind die Seelen, die eure Gesichter zur Schau tragen, an den Gebrechen der Welt. Leicht und zart führt ihr die Illusion auf euren Flügeln durch die Reihen der Menschen, ein kurzes Leben hindurch. Rührung und Mitleid, Heiterkeit und Freude, die ersten Regungen aller guten Entschlüsse in den Menschenherzen sind euer Werk! Ihr seid zu den Sendboten auserlesen!

Wie ein herrlich zu einem Fest gepußtes Kind zieht die ertorene Seele durch die Wunder der unerschöpflichen Natur. Die Blumen welken nicht in seiner Nähe und unter seinen Sohlen. Aus der Flut tauchen die kleinen Gesichter der Fische zu ihm auf und betrachten es. Ein einziger leichter Windhauch vermag die Spur seiner Füße im Sand zu verwischen und zuzudecken. In dem Atem, der durch seine Kehle dringt, jauchzt und zwischert die belebte Stille, die den Wald um die Mittagszeit bewegt; Vögel und Insekten summen in Zweigen. Die Natur, entsühnt, andächtiges Horchen, alles was einfach, schön und rein ist in der Welt, der Horchende fühlt sich reich geworden und beglückt. Ja, ein einziger Mensch vermag die Natur, wenn sie noch so wild gegen ihre eigenen Geschöpfe wütet, sie in blinder Grausamkeit zerstört, zu entsühnen und zu rechtfertigen!“

Die Kerze flackerte, aber der zuckende Schein trübte nicht den Spiegel des schlafenden Gesichtes.

„So wird die Stunde des Todes sein. Ein Zeichen auf der Urne und ein leichtes Hinfliegen. Wie leicht fliegt der Staub, zum letztenmal vermischt über die verwelkte Wiese, wie der Flug der letzten Nachzügler-schar aus dem Baume zum Süden hin! Die Sonne ist zum letztenmal untergegangen, und übrig bleibt das hohe unerreichliche Entzücken, so unausdenklich und heilig! Fortgehen und Wiederkehr in Ewigkeit!“

Auf Zehenspitzen ging Kay zum Tisch und löschte die Kerze aus. Es pochte an die Scheiben.

Als Kay die Haustür öffnete, flog mit dem Geheul des Windstoßes und den Regenpeitschen Doctor Publicatus auf seinen kurzen Beinen in den Flur herein. Mit Mühe gelang es Kay, die Tür zuzustemmen.

Sogleich hatte der Gast seine Würde wiedergewonnen. Zwar gurgelte es in seiner Kehle noch wie im Rachen eines Ertrinkenden, aber die Worte kamen einzeln, rund und bestimmt hinter dem triefenden Schnurrbart zum Vorschein.

„Herr! Ich sehe, Sie sind nicht entkleidet. Haben also Kenntniss von der Gefahr, die die Allgemeinheit bedroht. Ich meine: die Insel. Ich meine: uns alle. Herr! Muß ich Sie an Ihre Pflicht mahnen? Wir, als die einzigen Gebildeten unter diesen Fischen . . .“

„Ich kann Sie nicht bitten, einzutreten,“ sagte Kay. „Die Hütte hat nur eine Stube. Drin schläft meine Frau.“

„So. Schläft. Wecken Sie! Wecken Sie sofort! Alle Mann an den Damm! Was ich von den Gebildeten sagte, stimmt nicht nur für Sille: die Kirchorter Intelligenz sogar beteiligt sich an dem Rettungswerk. Sogar Damen des Hochadels haben zum Spaten gegriffen! Wecken Sie!“

Er machte einen Schritt vorwärts, dröhnte mit den Fäusten gegen die Stubentür. — —

Loabend fuhr der Sturm ums Haus. Das Dach hob sich ächzend über die Mauern, emporgesogen in einen Trichter aus der Höhe.

Alle Hütten waren dunkel. Hinter Mutter Grimsehl's klaffender Hecke schlug das Tor auf und zu. Ivers Schänke war von einem Trümmerhaufen verbaut, der kleine Holzpavillon war zusammengestürzt. Wer zum Damm wollte, mußte sich den strömenden Schwaden entgegenwerfen, wurde blutig gestriemt von Wasserhieben.

Vor dem Damm brauste und heulte Wind und See. Kommandoworte versuchten wie Raketen aufzuschrillen, wurden im Nu verschlungen. Jedes Anbrausen einer neuen Welle stieß das wütende Geschrei und Gebrüll, das wilde Raßengefauch aus Weiberkehlen tiefer und tiefer in die Zeile zurück. Der Damm war zackig wie eine Säge anzusehn. Die phosphoreszierende Flut sprang an den Zacken in die Höhe, schäumte durch sie hindurch, riß mit jedem Anprall Steine mit, die dunklen, blauen, purpurnen Märchen- und Traumsteine lösten sich, kollerten vom geborstenen Grat mit den reißenden, fressenden Wasserstürzen, Raskaden und Schnellen immer weiter hinein in die Wiesen, wo sie gegen Zäune sprangen, Latten umstießen, Gärtdchen zerstörten und Löcher in die Ziegelmauern, die weichen Lehmwände bohrten. Bäche, Ströme und Wirbel zischten und jagten sich um Hütten und verebbten in Wiesenentkungen.

In Klumpen aneinander gedrängt und zusammengetrieben, dann wieder jäh auseinander gerissen, hantierte das verzweifelte Volk mit Säcken, Eisenträgern und Balken, warf unter Flüchen in rasender Hast Rasenstücke und Erdballen auf. Die Menschen stürmten dem Unheil entgegen, auf die Bresche los, aber jedesmal wurden sie tiefer gegen die Hütten zurückgeworfen.

Die Düne draußen war im beginnenden Morgen nicht mehr zu erkennen. Sie stand unter Wasser, war in der Flut verschwunden. Schwerfällig verschob sich ein Sandhügel, unter dem die Boje vergraben lag, ins Land hinein.

Noch kreiste von fern, machtlos wie Menschengesetz, der Leuchtturmstrahl über die verwüsteten Dächer, die fahlen, drängenden Gestalten, das blankgespülte Gestein des gespaltenen Dammes, über die wie Leiche giftig schäumenden und bewegten Wiesen. Aber da begannen sich die Wellen des Meeres und des Insellandes schon rötlich zu färben und der Strahl verschwand.

Im hereinbrausenden Wasser spiegelte sich die Sonne. Immer tiefer leckten die roten Zungen in den zerrissenen Inselleib hinein. Der Tag stieg auf und die Siller sahen, was ihrer Insel geschehn war.

Mit den ersten Schneeflocken des Jahres kam das weiße Schiff in weiliger Fahrt von Norden her durch den Sund gefahren.

Wie ein kleiner, von einem grünen Reifeschleier weggewehrter Felsen lag die zerjackete Insel schmal hingestreckt zwischen dem offenen Meer und dem Festland.

Eine Frau in Reifekleidung trat an die Reling oben auf dem Verdeck des Schiffes heran. In ihren Augen zuckte es auf von Erinnerung. Sie wandte den Kopf nach dem Reisegefährten, als wolle sie zu ihm sprechen, sich ihm mitteilen — aber sie brachte die Lippen nicht auseinander, und ihre Augen blickten starrer auf die Insel.

Unweit von ihr stand der Reisende an die Reling gelehnt. Mit beiden Händen hielt er sich an dem Eisen fest. Um seine Schultern hatte er ein Wollentuch geschlungen, sein Bart schimmerte silbern zwischen den Falten des Tuches hervor. Seine Augen waren trüb und blickten schwer. Er erinnerte sich an die Bewegung seiner Hand, die über die Insel gemiesen hatte, am Anfang der Reise. Jetzt sah er auf seine Hand nieder, die das Eisen umklammert hielt. . . .

Drüben, an der Spitze der Insel, stand die Rinderherde in der Hürde. Aber den Wiesenplan trotteten vereinzelt dunkel verummte Wesen, mit schwer herunter hängenden weißen Eimern zur Seite, zur Häuserzeile zurück. Ein Boot schwankte im Sund. Darin stand der Kalfischer und zielte mit seiner Lanze ins Wasser hinunter.

Auf der Landungsbrücke von Sille war kein Mensch. Jetzt konnte man vom Schiff durch die Häuserzeile blicken, von Ufer zu Ufer quer durch die Insel. Sille lag unter weißen Wolken, zwischen denen dunkelblaue Inseln schwammen. Wie eine leere Bettstelle stand eine Hütte da, von der das Dach fortgeweht war. Breite Kerben waren in die Wiesen, ins verwüstete Kartoffelfeld geschlagen; die Düne eingesunken, der Damm mit weißen Rinnen geflickt. In der Häuserzeile war niemand zu sehn.

„Sieh!“ sagte der Reisende. „Der Baum ist entlaubt, die Äste zerbrochen.“
„Es ist spät im Jahr,“ sagte die Frau, „die Vögel sind schon fortgezogen.“

Unberührt standen in Abständen die drei Häuser da, auf den Wiesen, die drei Häuser, die nicht zu den anderen, denen in Reih und Glied zu gehören schienen. Jetzt klang Glockengeläut von Kirchort her schwach zum Schiff herüber. Es glitt dem Schiff nach, das eilig den Sund hinab nach Süden fuhr, mit Erz und Gestein beladen. Es hatte zu schneien aufgehört.

— Wo sind die beiden von damals? dachte der Reisende. Und: —
— was ist aus Kay und Moina geworden? sprach die Reisende zu sich. Aber keines sprach mehr von seinem Gedanken zum andern. Davon, was gemeinsam gewesen war zwischen ihnen, einst, zum Beginn ihrer Reise. Und keins sprach davon: wie sein Blick suchend über die Insel geschweift war, um Kay und Moina wieder zu erblicken.

Die Sonne war über dem Sund heraus gekommen. Sie hatte noch Kraft, obzwar es so spät im Jahre war. Sille lag schon weit zurück.

Der Reisende trat zur Frau heran. „Was ist aus dem Buche geworden? Aus dem Buch, in dem wir gelesen hatten?“ fragte er leise und sah der Frau in die Augen.

Sie schlug ihren Blick nicht nieder. „Ich habe es ins Meer geworfen; es ist schon lange her,“ sagte sie und ihre Stimme klang ruhig.

„Warum tatest du das?“ frug der Mann.

Sie senkte die Stimme, blickte hinaus. „Weil es zu schön geworden war.“

Sie schwiegen, blickten zurück.

Da lag Sille, im Sonnenglanz, wie sie es vor Monaten erblickt hatten — es ruhte nicht auf dem Wasser, sondern schien in der Luft zu schweben. Wie eine Spiegelung hob sich der Erdrücken der kleinen Insel aus dem Meere empor, mit allem, was er trug, Hütten, Tieren und Menschen und dem einzigen Baum vor dem Schulhause. Zwischen dem Meere und der Insel glänzte eine Schicht Luft, wie die Ausgeburt der eigenen, unruhigen Einbildung, des Dranges, der in die Ferne trieb.

Sie sahen das, die beiden auf dem Deck des rasch dahinfahrenden Schiffes. Ihre Blicke waren weit hinaus gerichtet, begegneten sich in der Ferne, kehrten zurück. Die Blicke begegneten sich, und jedes erkannte im Blick des anderen die Spiegelung wieder.

Eine Scheu hielt sie noch zurück, das Wort zu sprechen, das sie beide auszusprechen verlangte. Aber ihre Blicke konnten wieder lächeln.

Erlebnisse eines Internierten

von Hermann von Boetticher

2. Frankreich

I

Wir schwimmen auf dem Meer. „New Amsterdam“ heißt das Schiff. Nach Rotterdam soll es gehn.

Der Hafen von New York liegt hinter uns, die himmelzerreißende Linie der hohen Häuser singt nicht mehr, und das letzte Lebewohl der U. St., „die Statue der Freiheit,“ ist in Nacht versunken.

Es ist ganz warm und windstill auf dem Deck.

Die Pioniere des deutschen Handels liegen hingestreckt und sonnen sich. Aus Chile, Brasilien, Bolivien, Peru, Columbia, Venezuela, Costarica, Panama, Guatemala, Ecuador und Mexiko kommen sie und aus den Vereinigten Staaten und Canada. Lagerhäuser, Fabriken und Büros mit perlender Arbeit verblaffen, aber auch die einsamen Farmen und Plantagen, weite Pampas, dunkle Bergwerke und wehende Steppen.

Fordernd und mächtig steht vor dem Auge nur eins:

Zurück! die Heimat ist in Not.

Und so blicken sie über die Bordwand hin aufs Meer und fahren voll Freude ins unbekannte Los.

Am siebten Tag erblicken sie am Horizont das erste Schiff.

Alles eilt an Deck, setzt die Gläser an und prüft: es ist ein Dampfer, der nach Westen geht. Ruhe! Warum aufgeregt sein?

Die einen sagen: Was uns befällt, dem entrinnen wir nicht. Die andern sagen: Wir sind auf neutralem Schiff. Gewiß ist eines: die Holland-Linie hat annonciert: „Wir nehmen wieder Deutsche an Bord.“

Der letzte Abend kommt.

Alles ist froh und heiter, trinkt und singt.

Schon sind wir im Kanal.

Es ist eine herrliche Nacht: schwarz, tief; im samtenen Umwurf die Sterne; ein weicher, warmer Wind greift wie mit Händen ins Haar.

Die Brust ist von Leben gefüllt.

„Herr Kapitän, wie steht's?“

„Vorzüglich, mein Herr, vorzüglich.“

„Noch keine Kriegsschiffe in Sicht?“

„Genug. Aber sie machen nichts.“

„Französische oder englische?“

„Englische!“

„Wann liegen wir am Pier?“

„Morgen Mittag um 11.“

„Wenn ich erwache, seh ich –?“

„Die Türme von Rotterdam.“

„Gut Nacht, Herr Kapitän!“

„Gut Nacht.“

Es ist zwölf. Bevor ich zu Bett geh, zerplücke ich am Schiffsrand ein Bild. Die kleinen Fische zerflattern in der Nacht:

In Paris woll'n wir uns wiedersehn, sagt sie.

Wann? frag ich.

Im Winter 15, sagt sie.

Wer lacht? das Meer? der Wind?

Ich liege im tiefen Schlaf. Traum ich? Es donnert dumpf. Jetzt noch einmal, und jetzt noch zweimal. Heraus aus dem Bett, ans Deck!

Im Nachtzeug, mit Decken verhüllt, grau in weiß, steht dort schon ein geballter Hauf, wogt hin und her und stiert in den Morgen hin.

Es ist vier Uhr und nicht ein Hauch von Wind. Schwer weiß bis zu lila Dunst liegt Nebel auf dem Meer, schwarzrot und ohne Glanz die Sonne mitten drin. Dicht neben ihr, kaum erkenntlich, ein langsam ziehender Schatten; von einem Schiff ein ungewisser Rumpf.

Dann rennen Schiffsoffiziere und Stewards hin und her und befehlen alles in Reih und Glied.

„Was ist?“

„Ein französischer Hilfskreuzer.“

„Nichts mehr?“

„Ich denke, das genügt.“

„Abwarten!“

Wir liegen still.

Die Nebel rollen lautlos übers Meer, die Sonne bringt mit hämmern-den Strahlen durch. Vor uns ragt das fremde Schiff. Es steht aus, als ob es schläft, schwarz übermalt, und scheinbar leer.

Von seinem Mast hängt trüb herab eine Fahne blau = oder schwarz-weiß-rot. Man kann es nicht deutlich sehn. An seinem Rumpfe sitzt unglücklich und dumpf der Name „La Savoie.“

Auf den Decks unseres hellen Schiffs stehen in langen Linien die Passagiere deutscher und österreich-ungarischer Nationalität und werden gezählt.

Funksprüche und Flaggensignale gehen über ihre Köpfe hin, auch Rufen, dann kommt der Befehl: Weidrehen und zurück in den Kanal!

Die bewegten Linien rollen sich in geballte Haufen zusammen. Gesten und Proteste schwirren durch die Luft; der kurze holländische Kapitän mit den roten Backen erscheint. Er ist unglücklich und schwigt sanft und spricht zu den Franzosen zurück.

Dann geht ein Boot drüben von Bord, klatscht auf das Wasser und kommt, von der Sonne freundlich beschienen, mit blauen Gestalten und roten Gesichtern gefüllt an unser Schiff heran.

Nach einer Weile tauchen ein Offizier und zwölf Matrosen über der Bordwand auf. Sie sehen friedlich aus, treten aber auf dem Vorderdeck in einer Reihe an.

Der Offizier, ein zartfarbiger junger Mensch, tritt vor sie hin und kommandiert — seine Stimme ist von dunklem Klang und scharf, seine Wangen sind erbleicht, sein Auge von langen Wimpern verdeckt —:

„Ladet die Gewehre!“

Die Leute laden; mit groben Fischerfingern ungeschickt zierliche Patronen, schlank, gelb und spitz. Es dauert lange und ist schwer. Manchem fällt das türkische Geschloß unter den vielen Blicken hin. Man lacht. Die pausbäckigen Burschen werden verlegen und rot. Vereinzelt versuchen sie einen troßigen, drohenden Blick. Mit einem Nuckeln wird er von der Gesellschaft der Herren und Damen quittiert. Ein rundköpfiger, blonder Bretoner aber kommt mit seinem Schießinstrument gar nicht zurecht. Man spürt an seinen Bewegungen, wie ihn der Gedanke: dies Gewehr wird für die Nuckelnden dort geladen! geniert.

Da tritt der französische Leutnant mit dem Knabengesicht an den Ungläubigen heran, um ihm behilflich zu sein, — aber auch er wird mit der alten Mordwaffe, für Menschen bestimmt, nicht fertig, und sein Gesicht wird überschüttet von Blut.

Er muß es lassen und weiterkommandieren.

„Die Bajonette an die Gewehre!“

Es gelingt.

Die Sonne spielt aufblitzend mit dem Stahl und dann, an den Messern vorbei, lieblosend mit der Verlegenheit im jungen Menschen- gesicht.

Er muß noch die Revolver laden lassen und die Posten auf den Decks verteilen, dann aber ist seine Pflicht getan und der neutrale Dampfer besetzt.

Die „Savoie“ grüßt mit der Flagge und winkt. Die Schrauben unseres Schiffes ziehen an, und, begleitet von dem traurigen Wächter hinter uns, fahren wir den ganzen Weg zurück, den wir in der Nacht getan.

Gegen Abend leuchten von der Südseite her düstig verschleierte Küsten, aber wie es dunkler wird, entziehen sich die nahen wieder uns.

Dann sind wir plötzlich in der Bucht von Brest. Der große dunkle Wächter ist verschwunden. Ein, zwei, drei, vier kleine Torpedoboote sind rauschend angekommen. Sie schreien durch Schalltrichter einander Kom-

mandos zu und tauchen uns in große Sichtegel ein. Mir wird festlich zumut.

Was ist?

Man ruft. Hinauf zu uns aufs Schiff. Von unserem Deck ruft die Besatzung zurück.

Ganz langsam gleiten wir; es rasselt dumpf, wir halten still.

Der Hafen liegt glitzernd um uns.

2

Die Nacht ist vorüber, der Morgen glänzt rosig und frisch.

Der Hafen liegt blau und schimmert, die Luft ist klar; Möwen umschwirren das Schiff, und leuchtend weiß strahlt von den Hügeln: Brest.

In langen Reihen, das tragbare Gepäck am Arm, verlassen die deutschen und österreich-ungarischen Völker das Schiff.

Kohlentähne sind zusammengekoppelt und warten geduldig an Kiel und Bug.

Eine Falltreppe und ein Brett führt sicher aus der „New Amsterdam“ in ihre schmutzigen Bänke die Passagiere hin:

weißbärtige Herren in hellem Überrock;
verwilderte Burschen mit unrasiertem Kinn;
weltlichere Männer mit Gleichmut im Gesicht;
lantige Kerls mit zuckendem Stahl im Blick;
einfache Alte mit traurig gesenkter Stirn;
lächelnde Jugend im Auge lebendigen Sinn.

Sie rollen in endlosem Zuge aus der Schiffswand heraus; an ihrer Seite bilden biedere Bretonen mit geladenem Revolver Spalier.

Aus allen Lugen des Dampfers wird, ergriffen, gewinkt; oben an Deck stehen, wie Pinguine aufgereiht, die Stewards der Holland-Linie in weißen Kitteln und rühren sich nicht.

Kleine Schlepper kommen prustend heran, gleichen aufgeblähten schwarzen Schwänen und ziehen mit Anstrengung die gefüllten Kähne hinweg.

„Wo hin?“

„Nun, irgendwo.“

Noch gehen Rufe hin und her.

„Grüßt Deutschland!“

„Denk an Wilhelmine!“

„Schid' mir die Decken, hörst du!“

„Mutter soll nichts denken!“

„Morgen seid ihr wieder frei!“

„Nicht, eh der Krieg vorbei!“

„Dann also Weihnachten!“

„Spätestens!“

„Mein Gott!“

„Lebe wohl!“

„Adieu!“

Die jungen Frauen an Bord werden blaß, ihre Männer in den Kohlenkäfhen rot. Noch winken Lächer, ein weißer Wald von Händen und von Lächern. Dann ist nichts mehr als das Schiff zu sehen.

„Ihr seid doch Hunde!“ knirscht ein Noch-nicht-Klarer.

Um uns plätschert blauste Flut. Meine linke Hand hängt in die Wellen hinein. Meine rechte berührt ein rauh beschuhter Fuß. Ich sehe an ihm hoch in ein braunrotes Gesicht hinein. Dunkelblaue Augen liegen darin und blicken nachdenklich naiv in meine grünen herein.

Ich sehe wieder herunter auf den groben Fuß.

Er gehört meinem Feinde im Boot.

Brest, die weiße Stadt, blinkt nur noch matt bis zu uns. Grüne, in blauer Luft verschleierte Inseln winken aus tiefverzweigter Bucht, Delphine schnellen durch die Wellen her, und rotflammende Klippen stürzen von gelben Ginsterhängen ins Meer.

Der Abend kommt; ein mattes süßes Dunkel. Wir stoßen an und klettern über feuchte Steine, die nach Algen riechen, an den Strand.

Der kleine grauweiße Fischerhafen ist von ruhenden Segelbooten gefüllt. Netze hängen überall, Fischer stehen müde in den Abend hin. Voll geheimer Schönheit grüßt ihr Leben uns. Von den goldgrünen Hängen lösen sich rot und blaue Gestalten. Abenddunkle Rufe klingen durch die Luft. Alle Dinge stehen auf einmal zueinander in tiefem geheimen Bezug. Gedrückt und lauschend sehen Gesichter aus dem Halbdunkel heraus; bretonische Frauen, Knaben und Mädchen kommen in klappernden Holzschuhen und glauben an Spuk.

Bajonette blinken und von den Uniformen das Rot. In langem Zug schreiten wir an harten Gewehrkolben vorbei.

Die Häuser treten immer tiefer in die Nacht zurück, durch ihre Fenster bricht gelbes Licht. Zwischen Hafen und Dorf geht die Straße hin. Vor einem niederen Gebäude, einem verlassenen Ziegenstall, stehen wir still. Seine Tür steht weit auf, zu beiden Seiten Posten mit blinkendem Gewehr, wir reichen durch sie hindurch unser Gepäck in schwarze Finsternis und schreiten wieder weiter in endlosem Zug.

Hinter uns weigert sich eine Stimme; sie verhallt. Wir schreiten fort. Offiziere sitzen auf scheuem Pferd. Dann tönt in die wartende Stille ein Schuß. Frauenschreie erfüllen die Luft, es folgt ein zweiter und ein

dritter Schuß: im Innern des Menschen steht etwas still. Nach außen spannt sich der Rumpf, krampft sich die Faust.

„Was ist, Korporal?“

„Man hat getötet, still!“

Die Landschaft schweigt. Das Dunkel atmet. Die Offiziere sprengen die Reihen entlang. Kommandos werden verteilt: Wer aus der Reihe tritt, wird erschossen.

Freund und Feind verstummt. Ein böser Geruch zieht durch die Luft; sie zittert; die Natur ist entzweit.

Es ist gänzlich Nacht. Wir marschieren. Der Mond hat das Dunkel mit weißem Licht und tieferen Schatten gefüllt. Aus der Tiefe der Nacht steigen zusammengepreßte Baumgruppen und leben. In buschigen Tälern und Hügeln weht's, die Landschaft blickt träumevoll in die Meeresbucht hin: wir entfernen uns in sie und kommen in sie zurück. Alles ist endlos. Die Straße fließt durch die Nacht wie ein mildstrahlender Fluß. Wenn sie steigt, seh ich Gewehre und Bajonette im Mondlicht glänzen. Einer Vision gleich, zieht sich der Zug dunkler Gestalten über eine Hügelwelle und prägt sich ab gegen Himmel und Nacht.

Nach einer Stunde durchschreiten wir ein Dorf. Nach abermals einer ein zweites. Ein achtzigjähriger Pfarrer bricht zusammen und wird auf eine Karre gebracht; sein Sohn steht dabei und hilft, bis eine Wache ihn verdrängt, ziehn.

Dann erreichen wir ein hochgelegenes Feld. Es ist kahl. Ginsterbüsche und dünne Kiefernwäldchen stehen herum. Durch sie blinkt silbern das Meer. Die Außenküste des Atlantik ist dies.

Wir werden in Gruppen geteilt. Siebzehn Gruppen zu je siebzig Mann. Es ist kalt hier oben, der Kanalwind weht. Neue Bewachungsmannschaften tauchen vor uns auf, die Franzosen sind aufgeregt; sie wissen nicht, wer wir sind.

Dann brechen die ersten Gruppen auf. Nach einer Weile folgen wir. Doch kaum in Bewegung gesetzt, heißt es wieder: Halt! Wir stehen vor einer Mauer mit einem Tor.

Es ist wie ein dunkler, mächtiger Schacht, der in die Unterwelt führt.

Als wir in ihn hineinschreiten, erkennen wir ein Fort. Unsere Schritte hallen. Wir durchschreiten einen Zwischenraum von Wällen. Kanonen stehen schweigend im Mondschein, blicken auf das Meer und blinken. Dann kommt ein zweites Tor. Wieder hallen unsere Schritte, plötzlich aber sind wir in einem eingeschlossenen Hof. Ein aufgeregtes Hin und Her ist um uns von Laternen, Soldaten, Gewehren und Offizieren. In der Längswand an unserer Seite sind eisenverschiente Öffnungen statt Fenster und Türen. Leise werden wir angerufen. Wir strengen die Augen

an und sehen helle Gesichtsflecke hinter ihnen und Hände, die sich an die Gitter wie Hundepfoten legen.

Es sind die ersten Gruppen unseres Zuges.

Dann kommen auch wir an die Reihe. Durch dunkle Gänge geht es eine Treppe herauf; wieder in einen unübersehbaren Gang, dann: Halt! Die Posten stellen die Gewehre hin: Es dröhnt. Die Laternen beleuchten die Gesichter von unten: Die Menschheit bereitet sich einen Spuk. Der Schlüssel des Korporals ist rostig und lärmt im Schloß. Als die Tür aufgeht, taumeln wir in ein bleiches Gewölbe hinein. In der Mitte liegt ein Haufen Stroh, der ist zum Schlafen für uns.

Die Tür fliegt zu.

Im Dunkeln tasten siebzig Menschen herum und machen sich ein Lager zurecht. Die Luft ist zum Ersticken. Eisenschienen sind statt der Fenster auch hier.

„Ansmeert!“

Sagt ein Hamburger und spuckt mir auf die Hand.

Eine Stunde später rasselt es draußen im Gang. Die Tür öffnet sich, eine Laterne und zwei Posten mit aufgepflanztem Bajonett treten herein, zwischen ihnen durch ein langer Offizier mit einem Revolver in der vorgestreckten Hand:

„Liegen bleiben oder ich schieße“

ruft er sanft. Dann bringen hinter ihm Soldaten Essen und ein Faß für die Notdurft herein. Der lange Offizier aber erklärt uns für Gefangene und läßt uns, den Revolver einziehend, allein.

Die Nacht ist um. Flüstern, Achzen, Schnarchen, Flüche und Träume. Eine graue Helligkeit bricht in dünnen Rissen durch die Fensterschienen herein.

Fröstelnde, wie schmutzige Wäsche zusammengeknäulte Gestalten richten sich auf und sehen einander in das verwandelte Gesicht.

Stroh sitzt in Hemden und Haar, die Augen sind klein und rot, die Antlitz gebleicht oder bleich.

Es ist fünf Uhr.

Ein Hornsignal flirrt an die Mauern an.

Es wird lebendig im Fort. Holzschuhe klappern über den Hof, ich lehne die Stirn an die Fensterschienen und sehe durch die Rissen Soldaten im Morgennebel stehn. Langsam unterscheide ich in Bruchstücken das innere Fort.

In der Wand vor mir sind Fenster geöffnet, bärtige LandsturMLEUTE ziehen sich an. Überall blinkt Ziegelrot und Blau. Gewehre stehen umher, Bajonette werden gepußt, dazwischen Haare gekämmt, Brot gegessen, das Gesicht gewaschen und schwarzer Kaffee getrunken.

An der Seitenwand des länglichen Hofes ist eine Tür auf, Dampf zieht aus ihr, und unentwegt gehen die Vaterlandsverteidiger mit leeren Näpfen hinein und den schwarzgefüllten heraus. Viele schlürfen schon in der Tür das dampfende Getränk. Kommandos kommen dann und neue Hornsignale. Der lange, furchtsame Leutnant von der Nacht tritt auf, die alten Leute stellen sich kümmerlich in Reih und Glied, die Bajonette kommen klappernd an die Gewehre: Die Tagwache löst die der Nacht ab und wird im Fort und den Gängen verteilt.

Die Tür unseres Tunnels knarrt auf:

„Zwei Mann für das Faß!“

Alles stürzt hin, das üble Geschäft zu besorgen.

„Zurück! nur zwei!“

Wir einigen uns untereinander und richten einen Klosettienst ein, denn ein jeder will hinaus, gleichgültig, um welchen Dienst. Ich zähle ab, wann ich an die Reihe komme.

Eine Nacht hat zur Verwandlung genügt.

Es ist eine Woche später und Mittag.

Die zwei großen Schüsseln mit Reis und Brot sind geleert, die Gruppen der Hockenden um sie herum haben ausgestritten und liegen jetzt wieder Leib an Leib nebeneinander im Stroh.

Der gutmütige Dr. K. aus Meissen ist zum Gruppenchef gewählt. Er hat einen runden Leib, anstatt der Deine zwei Säulen, an denen die Krampfadern die Efeuranken ersetzen, dabei Hände wie ein Mädchen fein. Sein volles Gesicht strahlt Friedlichkeit in aller Bekümmernis aus. Es ist verstaubt und rot und mit goldbraunen Borsten besetzt. Die Augen liegen hinter einem Kneifer blaßblau und klein. Jetzt hat er die Weste aufgeknöpft und hockt nachdenklich im Stroh. Zu seinen Füßen ist auf den grauen Sandsteinfliesen mit einem von der Wand abgetraßten Stück Mörtel ein Schachbrett entworfen. Die Figuren stehen in abwägendem Kampf, geknetet aus Resten von Brot.

Neben dem vollblütigen Sacksendoktor steht auf seinem Platz an der Wand in gelber Arbeitshose mit kalkigem eingefallenen Gesicht, schwarzem dünnen Bart und Haar und zurückgesunkenen großen Kinderaugen ein schmalbrüstiger Arbeitsmensch. Es ist ein österreichischer Ruthene, der über zehn Jahre in einem Bergwerke Montanas Silberkarren fuhr. In einem Karpatsendorfe wartet auf ihn Frau und Kind, für die er stumm in fremden Schächten gelitten und gesorgt. Nun blickt er in großer Bescheidenheit vor sich hin und denkt seinem Mißgeschick nach. Der Gram höhlt ihn in den Nächten aus, am Tag schließt ihm die Helligkeit den Mund.

In der dunkelsten Ecke, wo die Dünste des ununterbrochen benutzten

Kübels Pestvisionen beschwören, liegt zusammengekauert im Stroh, genäht vom überlaufenden Gefäß, ein Herr von C. Er hat einen eleganten grauen Mantel an, in den er die Knie einzieht, sodaß der Stoff auch seine Füße bedeckt. Tag und Nacht, Stunde für Stunde liegt er so und rührt sich nicht. Die lange Linie des gekrümmten Rückens, der eingezogene Kopf, die verborgenen Füße sprechen nichts als beziehungslose Verachtung aus. Wenn man sich bückt, sieht man in ein weißes aufgedunsenes Gesicht, von dunklen Bartstoppeln verstopft. Dicke häßliche Augenbrauen laufen über die Stirn, bleiche Lipen decken die Augen zu; öffnen sie sich jedoch, so begegnet der Blick einem metallig glänzenden Auge, das wie eine Jauchegrube blinkt.

An die kalte, kühle Wand gelehnt, sitzt ihm gegenüber ein junger, stiller Mensch. Es ist ein Uhrmacher aus Berlin, der in Guatemala das Glück des Lebens gesucht. Eine ruhige Harmonie spricht von seiner blassen, feinen Stirn; er hat in der Hand ein kleines Buch und liest. Auf dem Rücken des Buches von weichem roten Leder steht: Tolstoi „Auferstehung“.

Die zweite Woche ist um.

Ich liege im Stroh und schlafe nicht.

Das Ungeziefer hat meinen Leib in ein Feld von roten Beulen verwandelt.

Meine beiden Nachbarn sind Burschen von heißem Blut und erhitzen mich.

Dabei friert der Körper, von der Nachtlust berührt. Einen Mantel habe ich nicht, nur den hellen Reiseanzug, in dem ich das holländische Schiff verließ. So stehe ich auf, tu von den Füßen das Stroh und geh in Strümpfen auf den Steinfliesen zwischen den Schläfern auf und ab.

An den Eisenschienen der Fensteröffnungen bleibe ich stehen.

Durch dünne Rissen sehe ich in eine bleiche, regnerische Nacht.

Feine Gräser stehen auf der Wallinie des gegenüberliegenden Daches und gehen im Wind her und hin. Eines ist größer als alle; der Wind kann es voller fassen: es biegt sich immer tief bis zur Wurzel hinab, macht eine Bewegung weit in den Nachthimmel zurück und scheint gefüllt von lebenslegendem Schmerz.

Meine Füße sind erstarrt und kalt. Ich gehe zurück ins dunkle Gewölbe hinein. Mit jedem Schritt tiefer wird die Luft beklemmend und dicht. Am Ende ist sie erstickend und von miasmatischen Dünsten gefüllt.

Mein Fuß wird feucht.

Mir schwindelt.

Ich stehe still.

Vor mir hocht die Tür, steingrau und alt.

Ein verstaubtes Fenster ist neben ihr, das blickt auf den langen Gang.

Draußen geht, verkümmert und gebückt, Gewehr im Arm, ein rotes Käppi höhrend in der Stirn, eine leidende Gestalt. Ihr Kopf hängt tief herab, von einer Laterne beleuchtet ist ihr stumpf ergebenes Gesicht.

Ein wachsender Schmerz faßt meinen Körper an.

Ich klopfe ans Glas.

Die Gestalt draußen hält, stiert durch das Fenster in mein Antlitz hinein, erschrickt und fällt das Bajonett:

„Zurück!“

„Freund!“

„Was ist?“

„Wir sind krank!!“

Die vierte Woche beginnt.

Zwischen hohen Mauern, weinüberraht, läuft der grüne Festungsgraben hin.

An seinem Ein- und Ausgang stehen Posten mit blinkendem Gewehr. Ihre roten Hosen geben bunte Flecke in dem Grün.

Hochoben, wo die Mauer sich in weiche Wälle verliert, blüht gelber Ginster, und ein Kiefernwäldchen steht wartend in den blauen Himmel hin.

Hinter ihm liegt das Meer. Weit, weit. Es atmet und rauscht. Das Auge sieht nicht seine Flut, aber die bleichgewordene Seele trinkt in Wellen seinen Dunst.

Das Signal ertönt. Der Posten ruft, die halbe Stunde ist um.

Von den herbstlichen Mauern lösen sich die atmenden Gestalten. Zurückende weiße Leiber werfen die Röcke um.

In Reih und Glied stapfen sie zurück ins Verlies.

Es ist kein Zweifel mehr: wir sollen fort.

Der kleine pausbäckige Korporal hat's dem lächelnden Doktor ins Ohr gesagt. Er hat sich dazu, das Trinkgeld versteckend, auf die Spitzen gestellt, und der dicke Doktor hat sich in die Kniebeuge zu ihm gebückt. Nun strahlen beide rot und freudig im Gesicht.

Überall klappert's von schnellen Schritten; auf den Gängen schallt es und im Hof.

Die ersten Gruppen treten schon auf ihm an.

Die Gräser auf dem Dachfirst stehen in der goldenen Herbstsonne still nur das große unter ihnen faßt noch der suchende Hauch: in feinen Schwingungen zittert es hin und her.

Vor seiner Küchentüre steht der Koch. Er hat die Hände hinter die schmutzige, weiße Schürze gesteckt, das rote Käppi verächtlich zurück-

geschoben aus der Stirn und blickt mit lila Gesicht und schwarzem Knebelbart dem Aufbruch zu.

Dampf bricht hinter ihm aus und hüllt ihn ein, er flucht eine kleine Zote in den Hof, und tritt in seinen Beruf zurück.

Wir treten in Reih und Glied. Gruppen plaudernder Artilleristen mustern uns ein letztesmal und scheinen froh. Wir marschieren los. Geschützgestelle mit abmontierten Rohren stehen herum und sehen erleichtert aus; die beiden alten Torbögen kommen und sind von Schönheit voll; das Kiefernwäldchen steigt auf, Ginster und Heide blüht, wir schreiten hindurch und stehen still: vor unsern Blicken rollt und atmet das Meer!

Das Meer liegt dampfend und tönt.

Verken sind in der Luft und zerreißen mit ihrem Jubel die freudentwöhnte Brust.

Es ist noch ganz früh. Die Gräser sind alle noch naß, die ganze Landschaft voll Tau noch und feucht. Schleier von zartem Dunst hüllen sie duftiger ein. Hügel und Täler grüßen. Weiß liegen Dörfer dadrin. In Sprüngen und preisenden Wellen läuft golden der Ginster durchs Land. Gemüesfelder ziehen sich, stillgrünend, zwischen ihnen hin. Unser Weg senkt sich und steigt. Wie tief die Baumkronen sind! Eine kleine Kapelle lebt träumend in einer Talnische am Weg. Ein Leiterwagen steht dort und ein braunes Pferd, das grasst. Bäche sind da und sprudeln, und immer erneut: ein Baum, eine Hütte, ein Blick, ein Wind von Woher, und ein Weg. Der französische Offizier neben mir auf dem Pferd hat ein hochmütiges, raffiges Gesicht; er sieht nichts und blickt immer gerade aus. Aber das Meer dampft immer stärker, und die Sonne wirft Strahlen in goldenen Bündeln umher.

„Wie hieß das Fort?“

„Crozon.“

„Wie weit liegt es zurück?“

3

Nun sind wir eingeschifft. Aber schwankende Bretter in kleine Dampfer hinein.

Wohin, wird nicht gesagt.

Aber wir fahren wieder. Wir bewegen uns fort. Das Sonnenlicht liegt warm uns auf Gesicht und Haar. Der Duft vom Meere weitet uns die Brust; die trinkende Seele glänzt.

Weißschimmernd winkt zum zweiten Male Brest. Die Klippen stürzen wieder ins Meer; alte Burgen, kleine Fischerdörfer und hochgelegene Forts winken von überall, und Fischerkutter ziehen langsam und verträumt mit

braunen Segeln in der weitverzweigten Bucht. Gegen Abend legen wir an einem grauen, weitgebauchten Panzerkreuzer an.

Es ist der „Charles Martell“, ein stolzes Kriegsschiff aus vergangenem Jahrzehnt, jetzt nur ein dunkles Hindernis, als altes Eisen verkauft.

Wir klettern die eisernen Treppen herauf und treten in der Dämmerung auf dem höchsten Decke an.

Berspätete Möwen umkreisen Turm und Mast. Blaue Schatten senken sich tiefer herab. Ein kühler Wind weht vom Kanale her.

Wir ziehen mit Hängematten, wie Fischer mit Netzen am Abend, über Schulter und Arm müde im dunklen Schiff umher und suchen Platz für die Nacht.

Als wir liegen, irgendwo hingestreckt, schlafen wir süß mit freundlichen Gefühlen in der Brust.

Die Tage sind hingegangen mit Sonne, Regen und Wind. Eintönig schlägt das Meer an unser Schiff. Es ist in der zehnten Nacht.

Wie große Fledermäuse hängen wir in Matten unter dem Deck.

Der Ankerkettenraum ist schmal und spitz. Die schweren Ketten, mit Hebeln fortgewälzt, liegen in den Winkeln und knirschen stumm in sich.

Vor dem Verschlag unseres Raums geht die Wache mit dem Revolver im Gurt auf und ab.

In der Tiefe schleicht gebückt unter den Hängematten ein Mann und stiehlt.

Draußen plätschert das Wasser an die Wand. Von meiner Matte aus seh ich durch eine Luke gradaus über den Hafen auf Brest.

An den schwarzen Hügeln herauf klettern, von Menschen bewohnt, die blassen Häuser; auf ihren Firsten sitzt ein Alp, unsichtbar, dunkel und dumpf. Aber oben, wo die Hügellinie den Horizont bestimmt, ist noch ein tiefer lilaroter Schein im nächtlichen Himmel. Seltsames Singen tönt vom weiten Ufer her, Glockengeläut und unablässig von schreitenden Menschen ein Schritt. (Die Augen habe ich weitauf, der Traum wird mächtiger und groß. Mein eigenes Leben zerrinnt.) Der lilarote Schein flammt über den ganzen Himmel, wilde Laute, Schreie und Schüsse bringen herein, ein großes unendliches Weinen beginnt.

Dann erblaßt der verführerische Schein, die Kuppel der Welt wird zu einem einzigen Leichentuch, und das Meer schlägt an die Erde mit zerschmetterndem Laut: ich klage, ich klage, ich klage.

Es ist der folgende Tag.

Der Herbst überschüttet noch einmal die Erde mit leuchtender Farbe, Licht, Wärme und Glanz.

Die Küste ist von golddurchwirktem Grün, das Meer und der Himmel tiefblau und die taumelnden Möwen wie flüssiges Silber weiß.

Da kommen in zwei Booten die ersten Verwundeten an Bord.

So langsam kommen sie. So von weit her. Fuß vor Fuß und Schritt für Schritt die eiserne Treppe herauf. Das ganze Schiff wird still. Freund und Feind hält in der Kehle das Wort.

Matt, bleich und hinkend, mit blutigen Tüchern, schmutzig und weiß, in zerrissenem Rock, ohne Müße und Knopf. Gestützt auf Schultern und Krücken, die Stirne geneigt, im Auge Verstörtheit, unschuldige Frage und Fieberglanz, den Mund verschüttet in Qual, tragen sie die Schuld des Menschen am Menschen in stummer Anklage hin.

Wir betten sie auf den Boden, wo Platz ist, hin. Als der letzte untergebracht ist, ist der alte Panzer bis in die Ruchengänge gefüllt.

Die Sonne wärmt nur noch dünn. Die Tage werden kürzer, die Winde kälter, und Regen fällt oft.

Immer seltener können die Gefangenen auf geschütztem Platz in der Sonne liegen und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in den Himmel verträumen.

In einigen wächst die Ungeduld. Unruhig werden sie hin und her getrieben im Schiff; steigen herab und wieder aufs höchste Deck, laufen im Kreise herum, den Kopf wie zum Stoße gesenkt.

In Gruppen stehen die meisten und verhandeln — im Streit miteinander —, die Übergabe von Paris. Nachrichten schwirren umher und gehen mit dem Stempel „Lattinengerücht“ weiter von Mann zu Mann.

Dort wird Wäsche in kleinen Eimern gewaschen, hier Schach oder Karten gespielt. Französisch, Spanisch und Englisch wird nach Toussaint-Langenscheidt in stillen Ecken und auf Panzertürmen gelernt.

Bei den Verwundeten sitzen viele stundenlang und sprechen, — wie Bühnenarbeiter hinter den Kulissen vom Spiel, — vom Krieg.

In einem kleinen Verschlag liegt allein Dr. B. Die Haare züngeln ihm wie Schlangen der Erinnyen vom Haupt. Michelangelo hat ihn entworfen, ein Kubist des zwanzigsten Jahrhunderts aber den Entwurf ausgeführt. Der Mund ist weibisch und schwach, das Kinn wie von einer Nymphe entführt, die Nase bewegt und klein, das Auge halb klar, bald verstört, die Stirne aber männlich und breit. Jetzt liegt er still und flüstert mächtige Psalmen vor sich hin. Dann tritt jemand ein und will Milch. Er steht auf und füllt eine Flasche voll, wodurch er sich sein Taschengeld verdient. Der Mitgefangene geht, Dr. B. legt sich wieder hin, springt aber gleich wieder hoch und donnert Verse wie stürzendes Geröll gegen die Wand. Dann dreht er sich mit einer Zote um, wird matt und schwach und weint. Der lange, dünne Körper fällt über die Bettpritsche hin und träumt von seiner wilden Bohemezeit aus Berlin.

Durch die kleine Luke kommt ein Strahl untergehende Sonne herein.

Auf dem Wasser ziehen die Sardinenfischer ihre Netze an Bord. Wie die Palette eines Malers schillert bunt die abendliche Bucht.

Der November kommt.

Graue Nebel umhüllen bis tief in den Tag hinein das Schiff; der Ausgang der Bucht verläuft ins dunstige Meer. Die Möwen leuchten nicht mehr, — meine Brust umschnürt bleierne Melancholie.

Aber es kommt ein Befehl: Arbeiter werden auf eine Insel zum Weg- und Barackenbau gesucht.

Ich melde mich, tiefaufatmend, hin, und um Mittag schon brechen wir auf.

Wieder in kleine Dampfer hinein, wieder den Weg über die vielverzweigte Bucht.

Die Bewegung gibt die Illusion der Freiheit und die Freiheitsillusion fröhlichen Sinn. Die Hand im Wasser seh ich auf die Gesichter der Mitgefangenen im Boot. Es sind überwiegend österreich-ungarische Staatsangehörige: Serben, Rumänen, Ruthenen, Polen, Bosnier, Dalmatiner, Kroaten und Slawonen. Mit tiefgefurchter Stirn blicken sie fast ohne Ausnahme traurig aber ergeben vor sich hin. Meine Heiterkeit verliert ihre Flügel. Ich erkenne, daß ich heimatlos bin.

Am Abend, ehe die Sonne sinkt, legen wir an schäumender Küste an.

Aber schwankende Bretter klettern wir und feuchte Klippen und Steine, über Algen und Tang, den Geruch der Meerwiesen im Gesicht, bespritzt von der Brandung, an Land.

In Rot und Blau, leuchtend im Sonnenuntergang, stehen Soldaten mit blinkenden Bajonetten da und empfangen uns.

Als wir das Geröll überwunden haben, treten wir in Reih und Glied, dann klimmen wir, von kaltem Wind umweht, einen steilen Abhang hinan. Oben angelangt, sehen wir hinter grünen Wällen steinerne Kasematten liegen und, durch einen Weg von ihnen getrennt, einen Drahtzaun vor uns, der ein großes Ginstersfeld umschließt.

Auf der einen Seite wird es überragt von einem alten, unbenutzten grauen Fort, auf seiner anderen Seite ziehen Gemüsefelder in eine Tal senkung hin. Nach Osten steigt es auf und stürzt vom höchsten Inselrand in Klippen und Ginstershängen steilab in das Meer. Innerhalb seines Zaunes liegen überall Bretter und Balken herum. Vereinzelte Baracken stehen niedrig, schwarz und traurig im braungrünen Feld. Wir treten in den Drahtzaun ein und blicken mit gebundenem Gefühl nach Westen zurück. Fern in der Bucht schimmert matt und undeutlich Brest.

4

Am westlichen Himmel steht eine blaue Wolkenbank. Durch sie hindurch flammen gelbrote Leiche und goldbraune Gewässer. Wie aus einer

sterbenden Hand Finger, so brechen jetzt aus dem Sonnenuntergang Strahlen hervor, um noch einmal das irdische Kleid zu betasten und mit wärmender Liebe zu füllen.

Auf den Balken und Bretterhausen, im Ginstersfelde verstreut, sitzen wir und essen, zwischen den Knien das Blechgeschirr, unser Abendbrot.

Brest ist schon in Schatten versunken, aber hier, auf der Höhe der Insel, lagert noch das Licht.

Die sorgenvollen Gesichter der Gefangenen sind verschönt; bronzefarben die alten, rosenblättrig die jungen, leuchten sie in den weiten Himmel hinein. Die gelben Blüten vereinzelter Ginstersträucher dringen wie kleine Kerzen durch das aufwachende Erbdunkel. Auf den schwärzlichen Gemüselfeldern außerhalb des Zaunes stehen noch gebückt Frauen und graben dunkelgrüne Kräuter aus. Kleine Heckenwege laufen nach einem Dorfe in der Tiefe hin. Kindergestalten winken von dort und verlieren sich im Dunkel. Auf der weißlichen Straße geht in klappernden Holzschuhen ein alter Fischer. Die Straße zieht sich am Drahtzaun vorbei nach den stillen Häusern des Dorfes hin. Steingraue Firsche versinken dort in Schatten und tiefen Bäumen. Der alte Fischer aber ruft einen bretonischen Gruß zu den Soldaten herüber, die antworten ihm mit dem gleichen hellgurgelnden Laut.

Es wird kalt. Das Licht im Westen erlischt. Flatternde schwarze Fesseln reißen sich von der blauen Wolkenbank los und fliegen in die Mitte des Himmels hin. Die kleinen Ginsterblüten und die Gesichter der Menschen leuchten nicht mehr durch das Dunkel. Klagend und seltsam bewegend klingt ein Hornsignal durch den Abend. Die Wache zieht lautlos auf. Ein Mann mit Bajonett blickt prüfend in meinen Napf und fragt, ob ich mit dem Verzehrten zufrieden sei. Ich danke ihm für das Wort, sein Vorgesetzter aber ruft ihm eine Drohung zu und zieht ihn fort.

Es kommt der Befehl: Die Gefangenen müssen in die Baracken hinein.

Es ist erst sechs Uhr, aber die Furcht beherrscht die Gemüter unserer Wachleute mit steigendem Dunkel.

In den Baracken ist es traurig und dumpf. Wir haben keinen Stuhl, kein Bett, keinen Tisch. Von Tür zu Tür zieht sich der feuchte, aufgeweichte Gang zwischen den Pritschen hin. Dort liegen wir auf Säcken von wenig Stroh und dämmern in das Dunkel. Eine Laterne hängt in der Mitte der Baracke und leuchtet nicht. Es ist kalt und naß, und wir frieren. Die einzige Decke ist kurz und dünn und hütet die Körperwärme nicht. Zögernd nur kommt der Schlaf. Aber er ist matt und schwer. Durch kleine, schmale Fenster bringt das aufregende Licht der Nacht. Das niedrige Dach der Baracke sinkt immer tiefer herab. Gerüche, Geräusche und Träume ziehen wie heimsuchende Gestalten durch den

schmalen, dunstigen Raum. Draußen tönt in Abständen das Rufen der Posten und füllt wie ein Klagschrei des menschlichen Elends die Nacht.

Als wir von einem Hornsignal erwachen, sind Decke und Kleider feucht, unser Atem steht wie eine Wolke vor dem Mund und unsere Glieder knacken in den Gelenken und sind steif.

Es ist noch dunkel, aber die gefüllten Kübel des Abtritts sollen hinunter ans Meer.

Sechzehn Mann werden aus jeder Baracke bestimmt. Als wir mit einer Laterne in der Hand die Tür öffnen, reißt sie uns der Wind aus der Faust. Am Himmel jagen dunkle Fegen von Wolken, aus der Tiefe tönt rauschend das Meer, ins Gesicht schlägt uns Nässe: der Novemberwind ist erwacht.

Wir stolpern durchs Dunkel. Ziehen, an der langgestreckten Hütte angelangt, die schweren Fässer hervor, suchen uns Stangen und leichte Balken im Feld und heben, je vier, die Fässer an Krampen hoch. Die Balken nehmen wir auf die Schulter und, mit der Wache voran und am Schluß, schwanken wir, einem Zug Leichen tragender Lemuren vergleichbar, dem Meere zu.

Der Abhang ist glatt, steil und führt ins Chaotische hin, die kantigen Balken zerschinden die Haut, die Brüche im Kübel schwappt über und spritzt, aber der Wind wird zum Sturm, greift wild mit der Faust ins Haar, und das Meer wächst donnernd und schäumt.

Über Klippen und Brandungsgeröll torkeln wir bis zu den Wellen hin und schütten die Fässer aus. Das Wasser ist schwarz, mit weißen Kronen geschmückt. Es greift mit einem Sprung nach uns, spült über den Fuß und wirft sich mit aufwühlender Gebärde in das Dunkel zurück. Wolken wälzen sich über die Wellen hin, und der Sturm kämmt mit Fingern durch die zusammenstürzenden Schäume, singt tief und lacht.

Wir steigen mit zerfülltem Gesicht, die schaukelnden Fässer am Balken, von tanzenden Bajonetten umsäumt, in Drahtzaun und hochende Hütten zurück.

In der Baracke sitzt alles noch aufrecht und friert.

Durch das Dach und die schrägen Wände sickert die Nässe und tropft der Regen hindurch.

In großen Kannen wird von den Küchenleuten der Kaffee gebracht. Er ist nicht stark, aber schwarz und dampft. Die Hochenden und Liegenden strecken die bleichschimmernden Arme aus und erhalten die Blechbecher gefüllt. Zweimal die Lauernden, die Unbefangenen, weil es nicht reichte, nur einmal. Fluchen und Streit bricht aus und wird wieder gestillt. Um sieben Uhr aber muß alles heraus: Posten und Blinken von Bajonetten wartet an der Tür auf uns.

Die Pferdebedecken um die Schultern gehüllt, mit einer Schnur über der Brust verbunden, treten die Gefangenen fröstelnd und undeutlich im nebeligen Felde an.

Vielsache Arbeit beginnt.

5

Ich sitze auf einem Barackengerüst und hämmere aus Leibeskraft. Gesicht und Hände sind blau, aber die Planke schwebt in der Hand, der Nagel ist hart und spitz, und der Balken vom First wartet geduldig aufs Dach.

Die Baracke wird geräumig und schön; ist auf Steinen fundiert, erhält einen Boden aus Holz, doppelte Wand, richtige Fenster und dies regensichere Dach. Sie ist nicht für uns, vielmehr für unsere Wachmannschaft bestimmt.

Der Regen hat aufgehört. Aber Wind und Wolken füllen die Luft und werfen über die Landschaft einen düster bewegten Kranz.

Die Insel weist wie ein klagender Finger in die Bucht. Ile-Longue nennt sie sich, aber jetzt sehe ich, das ist ein gelinder Betrug. Durch einen schmalen Damm ist sie im Süden verbunden mit dem Land. Das Meer mag ihn oft überspülen, aber der Zusammenhang ist da. Dann schwingt sie sich sachte ins Wasser der Bucht hinaus, steigt hoch und setzt Baumgruppen an. Alte steingraue Häuser, von Efeu überwuchert, stehen vereinzelt am Weg und ducken sich in einem Tal der kleinen Insel zu einem Dorf zusammen. Ich ahne es mehr, als ich es sehe, aber schon zieht meine ganze Sehnsucht von dem lustigen First herunter ins menschliche Leben dort hin.

Der kleine alte Bretone, der neben mir reitet, gibt mir einen stillenden Stubs:

„Eh!“

Ich nehme das Brett und hämmere wieder drauflos.

Das Lager sieht aus wie ein Champignonbeet. Überall liegen weiße Plankenhügel herum, und neue Baracken, hell und ungeteert, schießen wie Pilze aus dem braungrüngoldenen Boden. Die Gefangenen wimmeln wie Ameisen mit langen Eiern herum, die größer sind als sie selbst. Es sind Planken und Balken, ohne Pause bauchigen Schaluppen am Strande entladen. Die einen stapeln sie unten am Wasser auf, andere schleppen sie den steilen Abhang hinan, dritte verteilen sie auf die Plätze im Lager. Vierte tragen sie zu den Baracken hin, fünfte richten sie auf und sechste sitzen auf dem First, blicken im Himmel herum, und hämmern sie, abwechselnd mit den Fingernägeln, am Gerüste fest.

Ein Duzend Hütten sind jetzt da, die fünf bewohnten schwarz, die anderen hell; aber einige sechzig sollen es eines Tages sein.

„Wirklich sechzig, mein Freund?“

„Sechzig.“

Mehr antwortet der alte Bretoner nicht und schweigt.

Aber ich halte mich nicht, ich setze über die Ginstersfelder, vom grauen Fort an der Nordspitze weg, über das Lager, den Drahtzaun hinaus, die hängenden Klippen, die Bucht, die fernen Küsten, die Fischerboote, die Wellen und kleinen Inseln, zurück auf die Hecken, die Bäume, das Dorf und dann auf sein altes unverderbtes Gesicht.

„Sie schweigen? — Sind Sie aus dem Dorf?“ „Ja.“

„Haben Sie schon Gefallene dort?“

„Mehr als einen.“

„Und nun hassen Sie mich?“

„Ich —“

Er bricht ab, schiebt die blaue Tellermütze vom Kopf, spuckt einen Zigarettenrest aus, sieht mich zum erstenmal an und zieht dann die Mütze wieder tief in die Stirne herein.

„Ich habe zwei Söhne im Feld.“

Sein altes Gesicht steht still, als er es sagt; es weist nichts auf als Stoppeln und Falten.

Sein kleines braunes Auge aber, ganz versunken in der Höhle, sieht kalt und bitter dabei auf das Barackenfeld.

Die Wache kommt mit geschultertem Gewehr und löst die Posten ab. Es sind alles alte Männer; sie sind bis über die Ohren eingewickelt in einen Schal und rufen sich mit betrübten Mienen aber unter Bajonett am Gewehr Parolewörter, wie Hampelmänner an unsichtbarer Strippe gezogen, zu.

Der Posten uns zunächst am Stacheldraht wird ausgefragt, er antwortet und zeigt auf unsere Gestalten am Dach, dann ruft man auf bretonisch dem Alten etwas zu.

„Was ist?“

„Wenn ich mit Ihnen weiterspreche, werde ich eingelocht,“ sagt er und spuckt in die windgekoelte Luft.

Es ist so kalt geworden auf den Dächern, daß ich zum Straßenbau übergegangen bin. Die Wege sind alle schwarz geworden und grundlos, der Regen fällt plätschernd herein, und der Wind fegt uns lachend den Dreck ins Gesicht.

Mit einem Sack um die Schultern und Holzschuhen wie Segelbooten am Fuß, ziehen wir allmorgendlich in den Steinbruch ein. Der Steinbruch liegt auf der höchsten Stelle der Insel; an den Kasematten vorbei führt der Weg zu ihm hin; hinter ihm ist das alte verlassene Fort.

Es ist ein minderere, brüchiger Stein, der sich dem Felsengerippe hier

aufgelagert hat; wir brechen ihn ohne viel Mühe aus seinem Lager mit schweren Eisen und Pickeln los, aber hier und dort stoßen wir auch auf einen granithaltigen Block, der wehrt sich dann voll Kraft.

Es kracht, stäubt, regnet und stürmt. Wir werden naß bis auf die Haut, aber wir sehen dabei auf das Meer in der Bucht, während kein Drahtzaun uns umgibt.

Nur ein Posten steht melancholisch im Regen und denkt der Wärme seines Weibes in einem versteckten Dorf weitweg in Südfrankreich nach. Er hat ein bleiches Gesicht mit großen glänzenden Augen und schwarzem seidigen Bart. Die blonden rotbäckigen Bretonen mit ihren gurgelnden Keltenlauten sind ihm ebenso fremd wie diese gefangenen Dickköpfe, die er ohne weiteres für Deutsche nimmt und die da ohne zu reden Steine brechen, bis der Tag sinkt.

Mit struppigen Haaren, durch die am hellen Tag die Läuse kriechen, und in Westen und Jacken aus Schaf- und Ziegenfell, arbeiten die österreichischen Völker indes stumm, wie sie es immer getan.

Ich glaube, sie sehen nur den Steinbruch und pfeifen auf das Meer und sind für die Wolken wie abstürzenden Klippen blind.

Wenn ich das Steinbrechen müde bin, setze ich mich auf einen zusammengefahrenen Haufen am Weg, tue eine Drahtbrille vor die Augen zum Schuß gegen Splitter, und haue die Blöcke in Stücke.

Ein Bild steigt dann vor mir auf: ich sitze als Knabe neben Vater auf dem Kutscherbock. Die Hannöversische Straße ist voll Lachen vom Regen und spritzt, die Apfelbäume gleiten gelinde vorbei und zwischen ihnen graue Steinhausen am Weg. Verschleierte Männer stehen dort, haben Säcke um, große Drahtbrillen im Gesicht und grüßen demutsvoll Wagen, Insassen und die vorbeitrabenden Pferde. Der Regen fällt auf, sie gleichmütig herab und ihr Hammer wieder gleichmütig auf die Steine. Ich habe das Gefühl: die verlassensten Menschen auf der Erde sind die Steinklopfer der Chaussee.

Nun klopfe ich selber am Weg und denke ein zweites Mal nach.

Die Arbeit ist lehrreich und voller heimlichen Vergnügens, — wenn man nicht von ihr lebt. Man muß mit Geduld und Aufmerksamkeit das Wachstum des Steins erlernen, aus kleinen Adern und Zeichen erssehen, wie er dem Schlag des Hammers am schnellsten sich ergibt. Aber es sind auch verschlossene Charaktere unter den Blöcken. Es gibt welche, denen weder mit Einsicht noch Kraft ohne Geduld beizukommen ist. Der Stiel der schweren Hämmer zerprellt dann die innere Hand, der granithaltige Stein klingt wie Metall und lacht zu jedem Schlag.

In solchem Fall wird ein Stein zum Mittelpunkt aller Dilettanten im Fach. Jeden Tag kommt ein anderer hinzu, und jeder Gefangene, der

etwas auf sich hält und nicht zu den Kartoffelschälern gehört, versucht sein Können an ihm.

Nach der Arbeit im Steinbruch schmeckt das geringste Essen gut, und am Abend kommt der Schlaf wie eine Geliebte zum Leib in der Nacht.

Eine Wasserleitung wird gebaut. Bis sie fertig ist, holen wir das Wasser vom Dorf, Tonnen auf zweirädrigen Karren ziehen zwei Mann, zwei helfen durch Schieben nach.

Ein Posten mit roter Hose und blühendem Bajonett trottet voran oder hinterher.

Es ist Dezember, aber immer das gleiche Bild.

Jetzt Wind bis zu Sturm und Regen, kurze Sonnenblicke dann, mit Strahlen von Licht gefüllt, und Meer, Inseln und Fischerdörfer darin.

Heute ist zwischen Wolken und Wind hindurch solch ein füllender Sonnenblick.

Grüne, winterbestellte Felder umgeben uns, Goldammern und Bachstelzen wippen die Schwänze und laufen mit uns am Weg.

Baumgruppen, von immergrünen Schlingpflanzen verdunkelt wie verschönt, tauchen auf, das erste Haus: die Straße biegt um in das Dorf.

Beim ersten Schritt in die engen Gassen hinein, kommt gleich das Gefühl: hier steht das Leben still.

Die Häuser sind alle uralte. In dicken Mauern stehen sie versunken in sich da, ganz Stein, ganz Dauer, überwuchert von Moos, Efeu und Wintergrün, und wehren sich gegen die Zeit.

Kleine Gärten sind überall herum, von Obstbäumen voll, Ziegen sind dort und blicken über die niederen Steinwälle auf uns und unsern ratternden Wagen.

Die Dorfstraße wendet sich nach rechts, nach links und fällt einer Senkung zu.

Ein Wasser ist dort, rund, von flachem Grasufer umsäumt. Auf Brettern knien Frauen in schwarzen Kleidern und weißen Hauben und waschen bunte und leuchtend weiße Sachen.

Von den jungen hebt eine ihr Gesicht über die anderen empor. Es ist still, wie das Land, wie das Dorf. Die dunklen Haare sind in der Mitte geschaitelt und schlicht um den Kopf gelegt. Die Augen sind groß und braun. Die Lippen blühen unwissend in die Sonne hin und sind wie Korallen rot.

Ich trete ans Wasser heran und nicke ihr, — weil ich nicht anders kann, — einen Gruß voll Freude zu. Sie nickt zurück, lächelt ganz leicht und wird rot.

Der Posten macht ein Gesicht und spricht selber das Mädchen an.

Er sagt „Mademoiselle Le Gall“ und „ça va?“ und stellt das Gewehr

an die Wand, wir aber ziehen unsere Wasserkarren an den Brunnen beim Teiche heran.

Der Brunnen ist rund und hüfthoch. Eine Mauernische, ganz eisenüberhängen, neigt sich über ihn.

Ein Marienbild aus Stein verbirgt das Grün.

Mit einem Eimer schöpfen wir aus dem Brunnenschacht, in dem wir uns bis zur Schulter herunterbeugen, — aber das große Faß ist gütig und einsichtsvoll: es braucht eine halbe Stunde, bis es, gefüllt, über die Ränder läuft.

Abwechselnd im Schöpfen, setzen wir uns herum.

Mademoiselle Le Gall ist aufgestanden, sie ist schön und jung wie ein Morgen; der Posten ist einen Kopf kleiner als sie, er hat sich an die Mauer neben seine Flinte gelehnt und versucht eine Plauderei.

Die Sonne ist in der windstillen Tiefe hier wärmend und ruft den Sommer zurück. Ein zarter Schleier, zittert ihr Licht zwischen den Häusern und Bäumen.

Von der Ostseite schimmert durch einen Obstgarten das Meer; die Masten zweier Segelkutter schaukeln glitzernd zwischen den dunkleren Stämmen.

Wir brechen wieder auf.

Die bretonischen Frauen ruhen vom Bücken aus. Der Posten reißt sich vom Zaune und schultert das Gewehr.

Als ich das Gesicht der jungen Bretonin suche, lächelte sie mir, ein wartender Frühling, zu.

Ich habe das Gefühl, geadelt, gekrönt und beschenkt von Gottesgnaden zu sein.

6

Sie weiß es nicht, und ich bin aus der Baracke heraus.

Der Kommandant des Lagers hat seinen schönen alttestamentarischen Bart abgeschnitten und mich gefragt, ob ich sein Sekretär sein will. Ich habe, höflich dankend, vor seinem nun beinahe zeitgemäßen Offiziersgesicht abgelehnt, aber mir auf seine Frage eine Gegenfrage erlaubt: ob er mir in einer der Duzend leeren Baracken eine Ecke freigegeben will.

Da er nun irgendwo in Deutschland einmal Verwandte von mir gekannt und im übrigen gern über Bismarck, Elsaß-Lothringen und deutsch-französische Verständigung mit mir, nichts nuzend, diskutiert, glaubte er es schwierig, nein zu sagen, und hat mir bei einer Umgruppierung des Lagers eine Ecke in Baracke No. 17 zubüchert.

In dieser Ecke sitze ich jetzt seit Tagen und Wochen und warte.

Auf was?

Ich weiß es nicht so genau.

Ein roher grober Tisch von „Schwab“, einem Freund aus No. 5, zusammengestohlen und genagelt, eine Bank auf demselben Weg von verlassenen Planken in der Nacht geraubt, füllt sie aus, zwei Wolldecken teilen sie von dem Rest der Baracke ab.

Ein kleines, schmales Fenster führt auf ein Feld. Eine unbewohnte Baracke grenzt es gegen den Himmel ab, nach der westlichen Seite kommt der große Boulevard, die Hauptstraße des Lagers mit den Küchen, nach Osten, der anderen Seite, aber winkt durch den Drahtzaun ein freies hügeliges Ginsterfeld. Auf seiner höchsten Stelle steht das Fort. Es ist seit Wochen unser Bazarrett, schimmert grau und weiß, bei Regen düster, bei Sonne erquickend hell, hinter und über ihm als abschließendes Zelt matt, blau oder schwarz der Himmel.

Mein vergangenes Leben ist versunken, in dieser Ecke bereitet sich unter den zusammenstürzenden Enttäuschungen, Nichtigkeiten und Träumen ein neues vor.

Es wirkt und schafft in mir.

Was?

Ich weiß es immer noch nicht.

Aber vor langen Tagen im beginnenden Winter, — ich lag noch in der Baracke der abenteuernden Lichter — richtete sich plötzlich eine Gestalt vor mir auf. Am Sterbebette ihres Vaters sah ich sie deutlich stehen, mit weißem Gesicht, die Augen verdunkelt von Tränen, aber den Blick in die Ferne gerichtet: ihre Träume brechen blutend in ihr ein, die Wirklichkeit steht, ihren alten Menschen zerschmetternd, vor ihr auf. Der Schmerz naht erst, das Dumpsche. Das Neue dann langsam wachsend. Schließlich das Bild der Zukunft, stumm, fordernd, überwältigend durch alles hindurch!

Nun sind Monate herum. Die Vision ist wieder ins Ungewisse entschwunden, ich stürze die Drahtzäune entlang, suche etwas und finde nicht.

Was wissen wir?

Ein Sommer ist hin, ein Herbst, ein Winter, ein Frühling und wieder ein Sommer.

Schon hin? Noch nicht. Er steht noch in der Mitte.

Wir haben eine Lagerzeitung und ein Orchester. Aber das ist es nicht.

Wir können oben auf den Ginstersfeldern hinter den letzten Baracken liegen, braun braten wie Rehrücken, oder in Liegestühlen träumen in die Nacht.

Der Drahtzaun steht hier oben auf dem Inselrand. Hinter ihm hat gerade noch ein schmaler Pfad für die Patrouillen und die kleinen Schildwachpütten Platz, dann stürzt ein Abhang steilab in die Bucht.

Die Bucht zweigt sich vielfältig und tief in die bretonische Landschaft hinein; sie ist so blau, wenn die Sonne scheint, und die Inseln und Küsten in ihr so voller Duft und Grün.

Langsam, phlegmatisch und müde werden auf dem Lagerfelde nur noch Baracken gebaut, die Posten träumen mit den Gefangenen in den atmenden Himmel hin.

Wir können Brest im Norden liegen sehen: es ist weiß wie auf eine Palette gemalt. Wir können auch den Fischerhafen sehen, der uns in den ersten Tagen empfing, und die Landschaften und Bäume, hinter denen vergraben und vergessen, Crozon sich verliert.

Wie alles vorüberzieht?

Wie die weißen Wolken am Himmel und die braunen Segelschiffe unter uns in der Flut! Ein Segel ist unter ihnen von einer blassen grünen Farbe, die ergreift.

Wenn das Auge ihm folgt, taucht ein verstorbenes Gesicht auf oder ein Name, der verklang.

Das grüne Segel singt vor Sehnsucht und segelt lächelnd zugleich über seine eigene Sehnsucht hin. Namen wie Orplid, Hyperion, Solweig, Diotima, Clarita klingen auf, formen sich mit dem ziehenden Segel zu einem magischen Smaragd und versinken, Symbol geworden, in der irdischen Bucht.

Hin und wieder taucht lärmend und wichtigtuend ein Kriegsschiff auf und schießt, eine graue Farce, mit weißen Wölkchen in die ewigen Dinge hinein.

Das Leben bleibt stehen.

Die Sonne sticht heiß und dörrend auf das Barackenfeld herab.

In den Baracken selbst ist eine dichte Hitze.

Ein Geruch von Mäusen und Ungeziefer füllt sie von dem Sand des Bodens bis unter das knisternde Dach.

Ich sitze in meiner Ecke auf der Bank vor dem Tisch und schreibe in einem fort. Das Gefühl des Lebens ist mir abhanden gekommen, ich lese keine Zeitungen mehr und gehe an den neuesten Depeschen wie an Polsterabenden vorbei.

Mittags um elf, wenn das Signal ertönt, stellt mir mein freundlicher Nachbar, ein Schlosser aus Belgien, das Blechgeschirr mit dem Essen unter dem Vorhang herein; ich nehme schreibend, um mir nicht von meinen eigenen Sachen etwas bereiten zu müssen, ein paar Löffel heraus und höre gegen vier Uhr nachmittags erst mit der Arbeit auf. Dann laufe ich einige Stunden am Drahtzaun entlang um das Barackenfeld. Immer im Kreise herum. Aber ich spüre den Drahtzaun nicht, nicht die Gefangenschaft. Das lebendige Gefühl eines inneren Seins reißt

mich über sie hin. Der weißbärtige Dr. Kl. aus Hamburg in blauem Anzug und Segelmütze tritt mir in den Weg und fragt, ein Lächeln im rotbraunen Herrengesicht, „ob mich es wieder hat?“, aber diesmal hält er mich nicht, denn es hat mich bei Brust und Genick; ich gehöre nicht mehr mir selbst.

Aber ein paar schwache Novellen, Nachklänge aus der Newyorker Sammlung, und jüngste Dramenentwürfe weg stand plötzlich die Gestalt des großen Friedrich vor mir.

Nun habe ich nur ein Gebet:

„Herr meiner Seele, fülle und stärke mich!“

Baracke 17 ist nach und nach bis auf meine Ecke besetzt.

Der Chef meiner ersten Gruppe von Crozon, der gutmütige Dr. K. aus Meissen, ist hineingezogen und hat sie mit seinem lebengeneigten Wesen gefüllt.

Ihm sind eine Handvoll wohlstuierte und gleich lebensfreudige Herren gefolgt, und nun geht es in ihr zu wie einem ewigen Fasching.

Ziehharmonika und Mundharmonika sind von morgens bis nachts im Gang und jeden zweiten Tag fast ein Souper oder Diner mit Kammermusik.

In Baracke 17 wohnen auch die beiden berühmten Köche vom Lager.

Der eine ist lang und groß mit einem wohlwollenden Wesen und Gesicht; er wurde des Witzes halber als Koch auf dem holländischen Dampfer „Lubantia“ gefangen genommen, nachdem ihn die französische Behörde selber im August 1914 aus Paris verwies.

Der zweite, Herr S., war ebenfalls bei Ausbruch des Krieges Koch in Paris. Er ist dürr, blaß und klein, aber energisch und scharf wie ein Terrier ohne Gitter vorm Gebiß.

Herr S. ist der gesuchteste Mann im Lager. Von den französischen Offizieren herunter bis zu den Brigadiers der Wachmannschaft und den reichen Gefangenen wird er geschätzt, ja geliebt.

Am meisten aber dankt ihm für seine Gefangensehung ein wohlbeleibter Herr vom Rhein: Herr Aus dem D.

Herr Aus dem D. kommt jeden Morgen zu Herrn S. hin; er winkt ihm von der Barackentür zu und geht dann mit ihm auf das vor meinem Fenster liegende kleine Feld.

Hier spazieren die beiden Herren fast eine halbe Stunde auf und ab, denn Wichtiges drängt nach Gestalt: das zweite Frühstück und Menü will zusammengestellt sein.

Zuerst wird aufgezählt, was ihm zur Verfügung steht: etwa ein Fasan, Schweinsrippchen mit Kraut oder eine Hammelkeule mit rotem Kohl; dann kommt die eigene Vorratskammer an die Reihe: ein duzenderlei

Konserven, kalte Herrlichkeiten in Gelee, Weine, Liköre, Gewürze und Essenzen zur Bereitung kunstvoller Saucen geeignet; zuletzt werden die Möglichkeiten für aufreizende Becherbissen, süße Speisen und Desserts erwähnt. Sorgfältig werden die Voraussetzungen gegeneinander abgewogen, Herr S. hört andachtsvoll mit prüfender Miene zu, und während ein zerlumpter „Balkanfürst“ gerade einen weggeworfenen Zigarrenstummel des wohlhabenden Herrn vom Boden nimmt, gesteht Herr Aus dem D. mit bekümmelter Miene am Schluß: daß dies die Liste aller seiner Möglichkeiten für den heutigen Tag sei.

Das dürre Köchlein überlegt.

Sein Auftraggeber steht sorgenvoll vor ihm da. Er hat die Hände in der Tasche seiner Kniehose und trägt seine untere Gürtelzone wie einen kleinen Erdteil auf Beinen von Eleganz und modischem Chic. Das schwertragende Gesicht hängt ein wenig vom kurzen Halse auf die Brust herab. Die kleine Stirn ist in traurige Falten getaucht, das Auge schwimmt melancholisch in gerötetem Fett, und nur die kleine Nase und der Mund verraten bei plötzlichem Einfall Laune und gastronomischen Wiß. Schieft aber Herr S. dann plötzlich aus seinen Überlegungen mit einer glücklichen, den Gaumen kitzelnden Idee, etwa einem Frühstück von Nieren in Sauer mit einer Sauce aus Madeira und Champignon, so kichert jäh ein unartikulierter Laut aus Herrn Aus dem D. heraus, sein Gesicht nimmt einen überirdischen Glanz an, die kleinen Augen blinken, die Nasenflügel beben und die glattrasierten Lippen spitzen sich feinfühlerisch und köstlich schmunzelnd zu.

Dann tritt Dr. K. aus der Baracke lächelnd und heiter an die beiden heran.

Er ist jetzt gerade aufgestanden, hat sich in der warmen Morgensonne, die schon bedenklich zum Mittag neigt, Brust und Gesicht an der Regentonne der hinteren Barackenreihe gewaschen und trocknet sich nun, ein wenig asthmatisch atmend, die mächtigen roten Ebenen seines Körpers ab.

Herr Aus dem D. klatscht ihm fröhlich auf den gebuckelten Leib, erzählt ihm des Köchleins Einfall und lädt ihn in der ersten Freude, mit einem gleich darauf sein Gesicht befallenden Schatten, zum Essen ein.

Die beiden umfangreichen Welten tanzen ein paar Hopsen, der Posten lacht über den Drahtzaun hin, während der Zubantia-Koch aus seinem Fenster auf der Harmonika einen Polka pfeift.

Dann geschieht es mitunter, daß der Adjutant des Lagers vom Boulevard auf unser entlegenes Feld kommt und den Chef der Gruppe 17 sprechen will.

Der Adjutant ist ein etwas weibischer Bankinhaberssohn aus Paris. Er studiert Musik, weiß aber von Flaubert und Baudelaire schon nichts. Er hat duftende Parfüms an sich, ist immer fein und adrett gekleidet, jedoch voller Toleranz für die Gefangenenwelt.

Wenn er den mächtigen Doktor erblickt, Brust, Rücken und Gesicht nackt und gerötet, die Hosenträger herunterhängend, ein Handtuch unterhalb des Nabels um den Leib, die rechte Hand halb scherzhaft grüßend am noch nassen Kopf:

„Jci, mon adjudant!“

wendet er sich zuerst betroffen und geziert ab, lächelt aber dann und gibt seine Ordres, während er meint, daß vor drei Stunden das Signal zum Aufstehen und Waschen gegeben sei.

Dr. K. grüßt lächelnd und wohlmeinend zurück, und mit einem Witzwort trennen sich die beiden Autoritäten des Lagers.

Mit der entladnen Gestaltung der Menschen und Dinge, die mich bevölkerten, ist meine Kraft und Klarheit hin.

Ich liege stundenlang auf der Schlafbank meiner Ecke und dämmere vor mich hin.

Nachts kommen Alps, schwer wie Gebirge, reißen mir von den Augen den Schlaf und zerdrücken mir Herz und Brust.

Während sich im schlachterfüllten Traum meine aufgebrochenen Glieder in einen Regen von Blut und Eisen stürzen, breitet das Schicksal meiner Gefangenschaft ein schwarzes Tuch über mich, das die Aufschreie meines Wesens erstickt.

Ich greife in meinem Gedächtnis auf die heilkräftigsten Sprüche von Angelus Silesius zurück. Es hilft nichts.

Von allen Prüfungen, die einem Menschen auferlegt werden, ist der andere Mensch die schwerste.

Zu überwinden gilt es die.

Aber noch ist die Seele zu schwach, der Geist von der Arbeit zu matt.

Ruhrerscheinungen kommen hinzu, und eines Nachts erdrückt die Baracke mich.

Ich liege im halben Schlaf, unsaßbare Phantasien schaukeln mich hin und her, mein Blut wird dick und heiß, das entgleitende Leben schlägt wie ein dumpfer Gong an meine Erinnerung an, etwas steigt in mir auf, zerreißt, das Dach der Baracke sinkt auf mich herab, ich stürze vom Lager auf, durch den Vorhang nach der Barackentür und weiß nicht mehr, wo ich bin.

Nach einer langen Zeit tönt wie aus fernem Traum Hundegebell an mein Ohr, ganz nah, ganz dicht, Postenrufe mischen sich ein, dann prasselt ein Stein an meinem Kopfe vorbei. Das Hundegeheul verstummt und

fängt von neuem an. Stimmen kommen, irgendwer spricht mit mir, Hände greifen in mein Gesicht, das Bewußtsein kommt tastend zurück, ich liege auf offenem Feld.

Es ist noch Nacht. Man bringt mich in die Baracke zurück, ein Arzt wird geholt und stellt Unordnung im Herz und Fieber fest.

Ich falle zurück in einen entfernten Traum.

Es ist gegen Morgen. Ich höre singen. Im Gang der Baracke steht ein Männerchor und singt. Einer meiner Feinde hat Geburtstag. Vielstimmig, gedämpft und leise fällt der Gesang in den Raum:

„Wahrheit suchen,
Freundschaft üben
Und einander
Herzlich lieben —“

Es klingt so seltsam, so fremd, ernst und süß. Tränen nessen mein Gesicht, aber, wie ein bleicher Finger einen strahlenden Tropfen, zerdrückt mein Gefühl matter Hohn.

Eine Stunde später trägt man mich ins Hospital hinauf.

Im Hospital oben im Fort geht es seltsam zu.

Es ist ganz still und in der Nacht.

Die Tür ist weit auf. Der Mond steht über dem Klippenrand stauungslos am Himmel und glänzt in die geöffnete hinein.

Leise rauscht unsichtbar an den Füßen der Klippen das Meer.

Eine weiße Katze tritt auf die Schwelle der Tür, hebt eine Pfote und horcht.

Unter den Betten die Wände entlang huscht und raschelt es auf.

Die Katze springt mit einem leichten Satz in die Tiefe des Raumes hin.

Eine große Ratte läuft im bleichen Mondschein an der Wand her und zurück. Lautlos ihr parallel tänzelt die Katze entlang.

Hin und her, her und hin. Das Spiel steht einen Augenblick, der letzte Akt beginnt.

Noch zweimal in die Ecke rechts, noch einmal links, ein kleiner spielender Satz und ein Schreien wie von einem Ferkel quiekt durch die Nacht.

Gleich darauf tritt die Katze mit der dunklen Ratte im Maul auf die Schwelle der Tür, das Mondlicht beglänzt ihr Fell, daß es wie Silber blinkt, sie hebt die Pfote hoch, horcht vor und zurück und trabt dann lautlos in die nächtliche Landschaft hinaus.

Ich bin wieder im Lager zurück. Die Abwechslung hat das Gemüt aufgestrichelt, aber mit einer gewissen Trostlosigkeit setze ich in die weitere Gefangenschaft hinein.

Nachts besucht mich oft ein Mädchengesicht, aber kaum stillend, lächelnd und gütig aufgetaucht, wird es wieder durch dunklere Gewalten verwischt.

Briefe kommen von Freunden aus der „Heimat“ und im Feld. Visionen reichbewegten, tätigen Lebens steigen vor mir auf und erniedrigen mich vor mir selbst.

Da kommt in meine Trauer ein Mensch. Unerwartet von irgendwoher und zieht in meine Einsamkeit hinein.

H. heißt er und stammt aus dem Land zwischen Elbe und Weser wie ich.

Alle Barackenabteile waren mit zwei bis drei Gefangenen gefüllt, mein Winkel in 17 allein noch für einen zweiten Bewohner frei. So zieht er ein.

Sein Wesen ist Rücksicht und Wille zu Gerechtigkeit.

Aber noch ist das Empfinden vergiftet und von Mißtrauen gegen jeden anderen gefüllt. Ich meide noch jede Gemeinsamkeit, streife im Lager herum und stehe still in der Zeit.

In der abfallenden Ecke des Lagers über den Drahtzaun weg nach Westen hin ist ein eigentümlicher Blick:

Ein Wiesendreieck fällt in die Meeresbucht. Weidenbüsche halten noch Blätter fest und entfalten schweigendes Leben in die Luft. Dunkel und Schwere voll breitet das Wasser sich aus, dann schwingt eine Hügelkette fern von Süden um es herum, kleine weiße Häuser und Kirchen schimmern matt aus dem bläulichen Grau, und über dem blaßgrünen Wiesenfleck, dem Wasser und ferner entgleitenden Land, breitet, alle vereinend, mich mit, ein Himmel, wolkengefüllt, sich aus.

Tage gehen. Mein Barackenwinkel ist in ein wohnliches Zelt verwandelt.

Vinoleum ist auf die Planken gelegt, schöne Matten ziehen sich an den Wänden herum. Eine Art Stofftapete bekleidet freundlich das niedrige Dach und bringt Licht in das staubige Dunkel. Auf Brettern, in Schulterhöhe auf die Querbalken genagelt, stehen sorglich geordnet Konserven, eingemachte Früchte, Dosen mit Thee, Kakao und Kaffee herum. Teller, Töpfe und Tassen reihen sich an sie an. Ein Vorhang von dem Stoff der Decke verdeckt auch sie.

Die Strohsätze der Nacht sind in feste Holzrahmen gespannt und hinter Vorhängen verborgen.

Mein großer Tisch ist verschwunden und mit ihm die letzte Unmittelbarkeit meiner früheren Existenz; ich habe dem Trieb der Gemeinsamkeit Schritt für Schritt von neuem nachgegeben.

Ein kleiner Tisch steht jetzt in der Mitte vom Raum, zwei richtige Stühle stehen an jeder Seite von ihm, und auf diesen Stühlen sitzen der neue Mensch und ich.

Es ist morgens neun Uhr. Die Sonne scheint durch das schmale Fenster hinein.

Ein weißes Tuch ist sauber auf dem kleinen Tisch entbreitet: Butter, Konfitüren und geröstetes Weißbrot steht einladend da, in den Tassen dampft goldener Tee, und die Sonne malt durch den aufträufelnden Dampf tänzelnde Ringelspiele an den Vorhang, der unsere Stille von der übrigen Barocke trennt.

Das verwandelte Bild ist in Lautlosigkeit und großer Rücksicht gegen die dumme Passivität meines niederliegenden Wesens von dem neuen Menschen durchgesetzt und bis in die Einzelheiten des Kochens und Röstens und Deckens von ihm bereitet.

Wir sprechen nicht viel: wir sind, zwei verschiedene Welten, zu eng gegeneinander gepreßt. Aber von Tag zu Tag wächst, dank der Feinfühligkeit des anderen, das äußere Zusammensein zur inneren Freundschaft sich aus.

7

Über den Drahtzaun weg fällt von allen Seiten der Himmel herein. Der Frühling ist voller Kraft und Ploglichkeit mit Sonne und warmem Wind in diesem Jahr.

Eine Kommission französischer und schweizer Ärzte ist in das Lager gekommen, um die Gefangenen auf Austauschnotwendigkeit nach der Schweiz zu untersuchen.

An irgendeinem Strauche des Menschentums wachsen anstatt Granaten und Flammenwerfern segnende Blüten.

Hallelujah!

Rund 110 kommen von uns rund 1000 Jlelonguern nach Lyon zur Generaluntersuchung für die Internierung in der Schweiz.

Unter diesen 110 bin ich.

Das Herz schlägt mir fast die Gurgel entzwei. Der dicke Dr. K. begegnet mir und wippt: Asthmatiker!

Panja K. eilt mit einem leeren Eiterschoppen zur Kantine und schreit: Lebertrank!

Dr. Dr. flammt wie eine Fackel den Boulevard herauf: Geistesgestört!

Rektor M. kommt still daher und drückt mir nur schweigend die Hand: er ist dabei.

Ostersonntag!

Die Luft ist voll Sonne, Frühling, Licht und Duft und singt.

Jle-longue, am Mittag verlassen wir dich!

110 Mann, mit Gepäck „Napoleon“ gegenüber aufgereiht, stehen wir, noch armselige Gefangene, vor Bajonetten still.

Dann kommt der letzte Befehl, wir setzen uns in Bewegung und steigen den Abhang, den lieben Abhang hinab.

Was ich hier hinauf- und hinuntergetragen an Last und Gewalt des Gefühls, ist soviel, daß die schweren Kartoffelsäcke, Balken, Kohlenkörbe, Abtrittsfässer mir jetzt wie leichte Perlen von den Schultern rollen und eine dunkelsüße Welle der Erinnerung meine Brust im Augenblick der letzten Berührung überspült.

Als unser Schiff schon weit in der Bucht mit uns schwimmt und die flammenden Küsten der Insel nur noch matt zu uns winken, füllt mein Herz ein sieghaftes Gefühl: ich habe Ile-longue, den Schauplatz meiner Gefangenschaft, geliebt.

Brest steht weiß vor uns auf und zieht mit zarten Gebüschkrausen an leuchtenden Hügeln hin.

Der Hafen liegt still und leer. Der „Charles Martell“ ist von der Reede verschwunden, nur zwei graue alte Kreuzer und Torpedoboote liegen melancholisch in der sonnedurchstrahlten Bucht.

Wir legen an und werden ausgeschifft.

Volk steht am Kai zum bunten Empfang bereit.

Eine freundliche Gruppe nähert einem Steinhaufen sich und ergreift mit erläuternden Gebärden von ihm Besitz.

Gendarmerie sprengt heran und treibt die Enttäuschten von dem Geschloßhügel fort.

Wir stehen im abenteuerlichen Zug und trotten zur Stadt hinan.

Straßen! Häuser! und Menschen!

Ziel weißbärtige Herren und bleiche Damen in Schwarz. Dunkel erlittenes Leben bricht aus den Augen aus und offenbart sich durch Haltung und Gang.

Neugierig stehen andere Menschen auf den Bürgersteigen still, die aufgeregtesten rufen uns an und begleiten uns.

Auf dem Bahnhof angelangt, werden wir in dem Zug verteilt, der um fünf Uhr ab nach Nantes fährt. Wir sitzen eng und gedrängt, aber wir sind voll Staunen und freuen uns.

Vor und hinter unsern Wagen steigen stille Reisende ein.

Wir fahren.

Mir gegenüber sitzt ein junger Mediziner vom Rhein. Die Freude schließt ihm die Augen und die Tore des jungen Gesichts; er sagt nichts und blickt blind in die Landschaft hinaus.

Das Land liegt hügelig matt im abendlichen Dunst. Auf den kleinen Stationen wartet friedliches Volk; junge Mädchen tauchen in hellen Kleidern aus den Schatten alter Wege auf und sehen mit ländlichen Blicken nach dem entgleitenden Zug.

Es wird dunkel. Die letzten Fenster und Heideflächen versinken in der wachsenden Nacht.

Wir essen etwas Brot, plaudern, dämmern, lächeln, werden müder und schlafen ein.

Ich erwache von einer rötlichen Helle, die mir auf die Lider klopft.

Ich öffne fragend die Augen, und unfassbare Gnade durchzittert mich.

Mein Wesen stürzt innerlich auf die Knie, leichte Schreie füllen meine Brust und quellen über die Lippen als Laut:

Vor meinen Augen breitet die Voire im Sonnenaufgang sich aus.

Leichter wallender Dunst liegt über der schimmernden Erde.

Wasser blinken überall durch, ein Wald von erstem Grün durchzieht zart und leise die atmende Niederung.

Die Sonne ist noch unter den Wipfeln der Bäume.

Ihre strahlenden Finger greifen tastend durch die wallenden Dünste; rotrosigster Schimmer füllt Wasser, Baum und Busch:

Die Landschaft wartet noch lauschend und still wie ein menschliches Angesicht, das unter süßen lächelnden Schauern der ankündenden Gnade des Schöpfers entgegensieht.

Der Morgen wurde zum Tag, wir sind erwacht und fahren in Nantes hinein.

In einem Vorortbahnhof steigen wir aus.

Die Brester Infanterie wird gegen Dragoner-Abteilungen vertauscht.

Wir treten in Reih und Glied und werden unter ihrer Begleitung nach einem Lager gebracht.

Es ist Mittag, und unser Gepäc ist schwer, aber nach einer Stunde sind wir am Bestimmungsort angelangt. Er heißt Roche Maurice.

Eisige Lagerluft ist der Empfang. Wir lesen ein Plakat:

Es ist den für die Schweiz bestimmten Gefangenen verboten, mit den im Lager befindlichen Gefangenen zu sprechen. Die Posten haben Befehl, auf Zuwiderhandelnde zu schießen.

Der Kommandant.

Militär.

Hohe Zäune und Gitter umgeben das Lager. Draußen weiß unser Auge die schönste Landschaft der Welt, aber kein Blick kann durch die künstlichen Hindernisse hindurch.

Wir liegen in einer Zwei-Etagen-Baracke auf Strohsäcken kahl übereinander und nebeneinander gereiht, und ausgehungertes Ungeziefer fällt blutdürstig über uns her.

Ein Gefühl der Beschämung für die hier gefangenen Landsleute kommt über uns: ein Jahr auf Ile-longue dünkt uns kürzer als ein Monat hier.

In der zweiten Nacht werden wir um zwölf Uhr von einem Hornsignal geweckt:

Fertigmachen zum Aufbruch um ein Uhr!

Im Augenblick sind wir im Zeug, — dürstig gewaschen im Dunkel, Gepäck auf Schulter und Arm, Decken und Mäntel darüber, aufgereiht im Hof. Wir marschieren.

Die Frühlingsnacht ist nur von Sternen erleuchtet. Wir schreiten Leib an Leib mit den Pferden der schweigenden Dragoner, die Büsche rauschen, wir sind lautlos auf den weichen Wegen und sprechen nicht.

Bei den ersten Häusern der Stadt leuchten uns Straßenlaternen ins Gesicht.

Die bronzefarbenen Gesichter der Dragoner schimmern dunkel, ihre schönen Messinghelme leuchten, die schwarzen Helmbüschel wehen leise und wild.

Hin und wieder wiehert eines ihrer Pferde und schaut, — vertrauensvoll lehne ich mich an die vertrauten Naturen an.

Wir stehen am Bahnhof vor einem langen Zug. Wir werden abgezählt und steigen je acht in ein Abteil. Um drei Uhr aber fahren wir fort.

Langsam wird es hell. Der Himmel ist etwas bewölkt, aber die Poirelandtschaft ist trotzdem voller Duft.

Weisse zierliche Schlösser im Stile Ludwigs XVI. und mehr noch im Barock und Empire winken durch Parks, kleine Dörfer und herunter von grünen Hügeln.

Weinrebenfelder ziehen sich mit verblichnen alten Mauern an sanften Abhängen hin.

Gegen Mittag erreichen wir Tours.

Unser Zug hält. Wir erhalten frisches Wasser hereingereicht.

Die schönen südfranzösischen Dragoner werden gegen Cambraikürassiere ausgetauscht.

In jedes Abteil kommt einer hinein.

Es sind prächtige Kerle. Normannen oder Hofbesizersöhne aus der Picardie. Die meisten blond und blaudäugig, ausgesuchte hohe Gestalten wie von der schleswigschen Waterkant.

Sie sind ohne jede Verbitterung, geben höflich und männlich auf unsere Fragen Bescheid und erzählen mit ruhigem Selbstbewußtsein von ihrem Regiment.

Sie seien aufgerieben in den ersten Wochen des Kriegs; was von ihrem Regiment übrig blieb, sei dies Detachement, für den inneren Dienst jetzt verwandt.

In Plaudereien vergeht der Abend und die Nacht, und am Morgen sind wir in Etienne.

Der Bahnhof von St. Etienne ist gefüllt. Züge stehen vollgepfropft mit Soldaten da, kommen an und fahren ab. Verwundete mit weißen und schmutzigblutigen Tüchern blinken beklemmend überall durch. Eine schwere, herzzerreißende Trauer liegt in der Luft und auf dem Land.

Fast alle Gesichter sind verbittert und sehen mit drohender Gebärde in

unsere Fenster hinein. Blasse Frauenantlitzte sind entstellt von Leid, Haß und Wut. Fabrikshote stehen in grauem Nebel wie ein toter Wald hinter dem bewegten menschlichen Bild. Gruppen von Zivilisten rotten sich auf den Bahnsteigen zusammen und treten in Aktion gegen uns. Der Befehl kommt:

Alle Fenster schließen!

Wir verstehen auf einmal die Schildwache der hünenhaften Kürassiere bei uns.

Sie haben in ihrer starken animalischen Gesundheit und Ruhe den Perrons mit den aufgeregten Südfranzosen gelassen den Rücken zugekehrt und sehen stumm vor sich hin.

Sie sehen nicht durch die Verzerrungen des Menschenbildes den Kummer, der hinter diesen Gesichtern lebt und wirkt. Ihren robusten Seelen fehlt das Organ dafür. Nur ab und zu drehen sie sich zum Fenster um — oder treten sogar auf den Perron herab, um stolz und kühl zu befehlen, jeder einzelne bis auf die Zwanzigjährigen selbstsicher und stark wie ein Herr. Oft zerstreuen sie einfach mit einer großen zupackenden Handbewegung demonstrierende bleich-dunkle Gruppen, die ihnen ebenso fremd scheinen wie den meisten von uns.

Nach einer Stunde Aufenthalt fahren wir weiter, immer hindurch durch kriegsgebeugtes, schweratmendes Land, die große Durchgangs- oder Marseille-Nordfront wird fühlbar, die Luft ist dick von schöpfungschändenden Dingen, wir spüren es alle klar oder dumpf, — und erreichen indessen Lyon.

Vom Südbahnhof werden wir in Krankenwagen nach der Rollschubbahn ohne Berührung mit dem Publikum geführt.

Die Rollschubbahn ist in ein Hospital verwandelt, 200 Austausch-gefangene liegen schon da, für uns ist gerade noch Platz.

Der große Saal hat durch das Glasdach ein bleichgelbes Licht. In dem Licht sehen viele erbarmungswürdig, alle aber elend aus.

Neben meinem Feldbett liegt rechts Dr. B. Er hat sich Rock und Hemd weit über der Brust geöffnet und deklamiert leise und wild Psalmen, Gedichte und Balladen vor sich hin.

Links von mir liegt ein alter verschrumpfter Schiffskapitän. Sein verzunkeltes Gesicht ist so dunkel, daß man keinen Ausdruck auf ihm entdecken kann, aber sein tiefliegendes blaues Auge ist unruhig und bekümmert, und seine Brust röchelt schwer.

In der Nacht schreit er einmal auf, ich springe aus dem Bett und trete an ihn heran:

„Water B. was ist?“

„Ich habe geträumt, die Kommission hätte mich nicht durchgelassen, und nun schicken mich die Franzosen in ein Lager zurück.“

Sein Gesicht ist, wie er dies brockenweise spricht, in Schweiß gebadet, sein kleines Auge groß und rund. Dann beruhigt er sich.

Endlich, am dritten Tag, kommt die Generalkommission.

Eine komische Düsterteit liegt auf dem Rollschuh-Hospital-Gesicht.

Wir werden scharf und genau, hin und her wie Delinquenten untersucht.

Mein Herz fegt das Blut durch den Körper wie irrsinnig durch. Was nach meiner individuellen Zusammensetzung gesetzmäßig funktioniert, wird für die allgemeine Anschauung der Ärzte ordnungswidrig und gefeßlos: sie konstatieren kopfschüttelnd „Verletzung der Herzsclilagader“ auf die „Herzmuskulentzündung“ der Voruntersuchung von Ile-longue.

Wir ist es recht: mein Herz hat seine Schuldigkeit getan.

B. stellt sich in seiner Badeengelgestalt hin und hält zitternd wilde Monologe, indem er zugleich einen Zettel mit seinem Krankheitsbilde überreicht, und — kommt durch.

Dr. K. braucht nichts zu tun als mit seinem mächtigen Körper dazustehen und zu atmen, daß es wie eine ungeölte Maschine durch Mund und Nase ihm pfeift.

Zweidrittel von uns werden aber abgelehnt und kommen in die Läger zurück.

Der Abschied von den Zurückgewiesenen ist schwer: es sind ergraute Herren unter ihnen, zweimal so alt fast wie ich.

Sie verlassen die Rollschuhbahn zuerst. Zwei Stunden später wir.

Auf dem Bahnhof stehen die schönen Kürassiere und nehmen, mit den mächtigen pferdegeschweiften Helmen leicht nickend, Abschied von den einzelnen unter uns.

Ich denke, Ditchmarscher und Griesen-Jungen sind dies, und wittere durch die feindlich graue Lyoner Bahnhofsluft Heimatdunst.

In Zweitklasswagen steigen wir staunend ein; an den Waggons ist ein Schweizer Kreuz, und Schweizer Soldaten sind auf einmal da und umgeben uns. Der Zug fährt los.

Straßen, Häuser, Parks und einzelne Bäume entgleiten. Wir sind im Rhonetal. Bergwände fallen herab, immer steiler und höher; ihre Gipfel liegen im rötlichen Abendsonnenlicht.

Unten in den Tälern ist eine dunkelgrünblaue Luft.

Bergwässer schäumen und Felsen türmen sich auf.

Ich sehe hinaus und dann mir gegenüber in ein strahlendes volles Gesicht.

Es ist das stabile Element meiner Gefangenschaft, der kluge, tolerante, gutmütige, asthmatische und dicke Dr. K. aus Meißen, Gruppenchef von Crozon, „Charles Martell“ und Ile-longue.

Als der Zug im Dunkel donnernd die Schweizer Grenze passiert, steht Dr. K. auf, neigt sich vornüber und umarmt mich.

Die Heilige mit dem Fische

Novelle von Albert Steffen

Am Ausgang des Dorfes spannte sich eine Brücke mit Holzgalerie, Ziegeldach und Wasserturm, errichtet auf fünf Steinsäulern über den Strom. Der Flußaufseher Kaspar, der mit seinem Weib in einem Häuschen, beschattet von dem letzten Bogen wohnte, kragte am Wasserturme alte Malereien hervor: Eine Heilige mit einem Fisch, zwischen Tod und Teufel. Er meldete den Fund der Dorfbehörde. Die beschloß die Renovierung.

Ein junger Maler, namens Drelli, rückte an und rekrutierte sich im Dorfe eine Schar von Helfern. Sein Geräte: Meßwerkzeuge, Doppelleitern, Pinsel, Kellen, Spachteln wurden in das Gärtchen Kaspars oder vielmehr Claudias, seiner Frau, gebracht. Denn das war ihr Revier. Die Beiden halfen bei der Arbeit, indem sie ihre eigene Beschäftigung ein bißchen hintansetzten.

Kaspar war zugleich auch Wasserpächter. Er übte seinen Beruf in peinlicher Rechthlichkeit aus, derart, daß er nie die Maschen seiner Neze enger zog als vorgeschrieben, niemals in der Schonzeit angelte, niemals die Fischgabel benutzte, noch die Drahtschlinge, noch die Smuscia. Er war so strenge gegen sich, daß er selbst die Krebse, die sich vor dem Hochwasser in die Grotte hinter seinem Gärtchen flüchteten und dort gefangen blieben, wenn der Stand des Stromes wieder sank, mit seinen Händen griff und dem Fluß zurückgab.

Diese Grotte war von Claudia zum Zeitvertreibe erbaut worden. Zwanzig Jahre jünger als Kaspar, schien sie mehr sein Töchterchen als seine Gattin zu sein. Sie hatte aus dem Tropfstein eine Höhle herausgebrochen, mit angeschwemmtem Sandholz Trepplein und Brücklein errichtet, Risse und Runsen des Gesteins mit Walderdbeeren bepflanzt, deren fadendünne Ausläufer bis zum Becken wie ein betropftes Netz hinunterhingen. Hier saß sie und schaute in Kinderbeschaulichkeit den Unken und Libellen zu.

Der Maler kam zur Zeit, als die Tulpen und Hyazinthen, die den Teich umsäumten, ihre Blüten öffneten. Er stellte seine Kessel in das Schilf und füllte sie mit Farben. Vor dem Blau und Rot und Orange wollten die Blumenbeete fast erblaffen. Lack- und Terpentingeruch verschlang fortan die Blütendüfte.

Kaspar ging nicht mehr auf die Reiherjagd und den Fischotternfang. Claudia künstelte nicht mehr an ihrem Bric-à-brac. Beide ließen sich vom Maler sagen, was zu tun war. Sie mischten, zerrieben und siebten

die Farben. Sie kneteten Kreide und Leinöl, sie kragten Kessel und Kellen rein, sie drückten die Pinsel aus, stets gewarnt von Drelli, sich vor der Allgegenwart des Bleies zu hüten.

Er wußte nur zu gut, wie gefährlich die Lösungen waren, hatte er doch selber eine Bleivergiftung durchgemacht, das Auge wochenlang nicht brauchen können, an Ohrenreissen und Schlingbeschwerden fürchterlich gelitten und erst nach Jahren, in Hollands Salzlust, die frühere Gesundheit wiederum erlangt.

„Die heutigen Farben sind Kinder des Unheils,“ sagte er, „herausgehoben aus dem natürlichen Zusammenhang, im Gebrauch der Menschen verderblich geworden. Dämonen sitzen auf den Kesseln.“

„Aber schöne,“ versetzte Claudia und dachte an die leuchtenden Bilder der Brücke.

„Den Tod und den Teufel male ich damit. Aber nicht das Kind mit dem Fische. Dazu brauch ich Pflanzenfarben.“ Er zeigte ihr die Schachtel aus Ebenholz, worin sie lagen. „Die sind ungefährlich,“ sprach er, „die dürften Sie verschlucken.“

Drelli vergalt die Arbeit des Ehepaares, indem er nach Feierabend Kohl setzen, Blumen begießen und Bäume pinzieren half. Er plauderte dabei von seinem Tagewerk. Denn es tat gut, den Arger des Tages in Scherz zu verwandeln. „O diese Handlanger!“ rief er. „Keiner macht die Sache recht, wenn ich nicht dabei bin. Schau ich weg, zünden sie die Pfeifen an und faulenzten. Heute zeigten sich einige Risse in der Wand. Die Gipser sagten: ‚Das gehört ins Fach der Maurer.‘ Die Maurer erwiderten: ‚Das ist Arbeit der Gipser.‘ So standen sie und maulten. Keiner gewann es über sich, zuzugreifen. Ich mußte schließlich selbst den Spalt verkleistern. Derart geht’s den ganzen Tag. Die Zimmerleute möchten, daß die Laube zusammenstürzt, nur damit sie mehr Verdienst hätten. Zwei sah ich, die hämmerten auf die Stützen ein. ‚Was Teufels tut ihr?‘ fuhr ich sie an. Aber Ausreden haben sie immer.“

Wenn der Maler auf diese Weise sein Herz leerte, war der Verdruß am nächsten Tag verflogen. Er konnte wieder herrlich malen.

Eines Tages, in der Dämmerung, als Kaspar Neße legte, gruben Claudia und Drelli im nahen Walde Erdbeerstauden aus. Sie ballten Lehm um die Wurzeln, schlugen die Schnupftücher darum und trugen sie nach Hause. Während Claudia die Beete herrichtete, füllte Drelli die Gießkanne. Sie kniete am Boden und lockerte die Erde. Er goß Wasser nach. „Die Erdbeeren werden sicher süß,“ scherzte er.

Jetzt hörten sie Drellis Hund in der Nähe bellen. „Wenn er nur die Neße nicht zerreißt,“ rief Claudia. Sie hielten Ausschau. „Und Kaspar ihn erwischt!“

Da sahen sie diesen langen Schrittes nahen, umtollt vom Terrier, mit einem Igel in der Mütze. „Forens erste geschelte Tat,“ sagte er. „Der hat ihn aufgestöbert.“

Das Tierchen wurde in die Stachelbeeren gelegt, Schnecken zu verzehren. Sein Anblick stimmte die Gemüther wohl.

Aber als man hernach (wie gewohnt) sich in der Laube zusammensetzte, um noch ein wenig zu plaudern, mischte sich in diese Wohlgeleit eine vage Angst, die niemand deuten wollte, auch vor sich selber nicht. Alle versuchten harmlos zu scheinen.

Drelli machte Wiße, die er sonst verachtete. Kaspar schaute ihn mit mißtrauischen Augen an. Claudia kamen beide ganz lächerlich vor. Jedoch sie wußte, das war unrecht. Sie mußte tiefer atmen. Man trennte sich mit lautem Wortschwall.

„Es ist ihm nicht zu trauen,“ dachte Kaspar, als er sich zur Ruhe legte. Bis in die tiefe Nacht sann er dem Gerede nach. Endlich schlief er ein. Die schlimmen Vermutungen aber, die er hegte, blieben wach. Sie verwandelten sich in Wesen, die ihn umschwirrten. Sie attackierten ihn wie ein Wespenschwarm. Er floh vor ihnen einer blauen Helligkeit zu, in diese hinein und fand sich plötzlich in einem kugelförmigen Saale. An den Wänden funkelten Kleinodien. Die begannen immer mächtiger zu leuchten, bis er vor ihrem Glanz erwachte.

„Jetzt weiß ich, wie Drelli ist,“ sagte er zu sich. Ihm war, als hätten ihn des Malers blaue Augen angeblickt. Er wußte nun: Der hatte nichts zu tun mit dem, was er ihm zugetraut; der war ein reiner Mensch. Kaspar fühlte fast Zerknirschung.

Am nächsten Morgen fragte ihn Claudia: „Was hältst du von Drelli? Kommt er dir nicht auch verdächtig vor? Glaubst du, daß er ganz schlimm ist? — Was dachtest du gestern, als er so rebete?“

Kaspar versetzte: „Das ist seine Art.“

„Aber,“ rief sie, „du hast einmal gesagt: Niemand darf sich mit seiner Art entschuldigen, sonst gibt es überhaupt keine Schuld.“

„Schuld? Hat er sich etwas zuschulden kommen lassen?“

„Niemals.“

„Nun, was hast du denn?“

Er schaute sie mit forschenden Blicken an. Sie wurde rot. „Drelli ist ein anständiger Mensch,“ sagte Kaspar nach einigem Schweigen. „Und wenn er es nicht wäre, so müßte das dir vollkommen gleichgültig sein. Das geht dich und mich nichts an. Laßt uns zusammenhalten als rechte Eheleute, heut und immerdar. Es heilige der Mann das Weib, das Weib den Mann getreulich. — Auch dann, wenn eines durch das andere leidet.“

„Ich bin ja glücklich,“ rief sie. „Mir wird in deiner Gegenwart so frieblich.“

„Der Mensch steht beständig vor Prüfungen,“ fuhr er fort. „Das ist selbstverständlich. Wete und wache. Gib auf dich selber acht. Das Leben bringt Versuchungen, sie müssen kommen, damit man sich zum Rechten entschließe.“

„Wenn ich dich höre, weiß ich, was recht ist.“

„Wenn du mir nichts verbirgst, hast du alle schlimmen Mächte besiegt.“

„Bei dir bin ich geborgen.“

Sie drängte sich an ihn. Er aber schob sie weg. Denn jählings fühlte er, daß ihn der Trieb der Herrschsucht packte. Er hätte sie an sich reißen, sie schlagen und von sich stoßen, sie in einem Kerker verschließen mögen für ewig als Sklavin seiner Lust. O er kannte diesen Teufel.

„Ich bin auch nicht ohne Fehler,“ sagte er und ging gesenkten Hauptes zur Türe hinaus.

Im Gange griff er nach der Flinte. Er wußte, draußen, wenn er durch das Moor strich, wurde er ruhiger.

Als er in das Freie trat, sah er den Hund Drellis an den Negen, die zum Trocknen auf dem Kiese lagen, lauen. Das hatte ihm noch stets Verdruß gemacht. Heute versetzte es ihn in fürchterliche Wut. Er legte an und schoß, ohne zu zielen. Es sollte nur ein Schreckschuß sein. Jedoch ein Schrot verirrte sich und traf. Der Hund lief hustend aus dem Garten.

Kaspar ging davon, strich stundenlang umher, das klägliche Gebell im Ohr. Es wollte nicht verhallen. Oft schrie er, um es zu betäuben, in das Flußgetöse.

Als er abends nach Hause kam, bat ihn Claudia, sie einige Wochen zu ihren Eltern gehen zu lassen. — Sie war auf den Schuß hin an das Fenster gesprungen und hatte den Hund über das Sträßchen wirbeln sehen. Im Augenblick begriff sie, lief hinunter, ging den Spuren nach, Blutropfen, die an Gräserhalmen hingen, und fand ihn mit verglasten Augen im Gebüsch vertrocknet, als schämte er sich seines Todes. Keuchend kehrte sie zurück, holte im Keller eine Art und schlug auf ihn, bis er veratmet hatte. „Wenn man mich und meinen Mann verhaftet,“ dachte sie, hob die Leiche auf und warf sie in den Fluß. Hierauf begann sie den Koffer zu packen. Ihr war, als könnte sie dem Gatten nie mehr in die Augen schauen. Die Liebe war erloschen.

Sie reiste noch am gleichen Abend. Kaspar ließ sie gehen. Zu Drelli sagte er, sie müsse zu Hause bei der Ernte helfen.

Der Maler glaubte es, obwohl er sich verwunderte, daß sie nicht Ab-

schied genommen hatte. Er meinte, daß sie bald zurückkäme. Was mit seinem Hund geschehen war, erfuhr er nicht.

In der Folge nahm Kaspar Drelli jede widrige Verrichtung ab. Er trachtete danach, gut zu machen, was er verübt hatte. Sonst wurde ihm, das fühlte er, nie mehr im Leben wohl. Er rühmte ihn und seine Malereien überall, um das Schuldbewußtsein zu vertreiben. Den letzten Rest, der immer wiederkehrte, suchte er loszuwerden, indem er eine kleine Rede auf den Tag hin, da die Bilder fertig wurden, vorbereitete und Schritt auf Tritt memorierte.

In der Frühe dieses Tages schmückte er die Brücke. Die Holzlauben behing er mit Mooskränzen. Auf die Dachhaube des Turmes steckte er ein Birkenbäumlein. Unter die leierförmige Sonnenuhr malte er mit eigens angeschafftem Goldlack den Namen des Künstlers.

Krämer kamen nun, errichteten Stände, füllten diese mit Kuchen, Kringeln, Obst und Würstchen. In der Matte nebenan wurden Tische und Bänke aufgeschlagen und, als es gegen Abend ging, mit Brot und Käse beladen. Unter dem Birnbaum stellte sich die Musik auf.

Nach und nach schlenderten die Arbeiter heran, stiegen auf die Gerüste und stachen das erste Fäßchen Bier an.

Nun kam auch Claudia. Unterwegs, vom Bauernhose ihres Vaters bis hierher, hatte sie Blumen gepflückt und an die Brust gesteckt. So drang's aus ihrem Herzen, in allen Farben, aber der weißen Margriten waren am meisten. Sie hätte es ertragen, den Maler nimmermehr zu sehen. Sie wollte sich auch überwinden, ihm noch einmal nahe zu sein. Kaspar hatte sie gebeten, zu kommen. Von sich aus war sie nie erschienen.

Jetzt nahte sich der Künstler, trat gleich zu Claudia. Da schämte sie sich ihrer Blumen, wollte sie beiseite legen, heimlich, daß es niemand merkte. Drelli sah es, nahm den Strauß zu sich.

„Recht so, daß du ihm die Blumen gibst,“ sprach Kaspar und trat vor, enthüllte das Gemälde:

Das Kind im blauen Kleide mit dem goldnen Fisch auf den gekreuzten Armen; links das rote Einhorn, rechts den schwarzen Tod.

„Ah,“ rief das Volk, da es die Ähnlichkeit Claudias mit der Heiligen erkannte. Jedermann war Zärtlichkeit.

Kaspar aber räusperte sich und begann seine Rede:

„Die Brücke steht seit 1459. Hier wurde seit Jahrhunderten Markt gehalten, Recht gesprochen und gepredigt. Sie war ein Ort der Freude. Sie war ein Ort der Buße. Sie war ein Ort des Gebetes.

Erstens: Ein Ort der Freude.

Man konnte kaufen wie heute Rosenäpfel und Reinetten, Butterbirnen

mit schmelzendem Mark, gesottene Fische, gebratene Würste, gesalzte und gesüßte Kuchen. Hier wurde gegessen, getrunken, getanzt.

Zweitens: Ein Ort der Buße aber auch.

Wo ich stehe, stand ehemals der Landvogt in schwarzem Salar und weißem Kabatt und sprach den Sündern, die im Wasserturm gefangen saßen, das Urteil. Unter diesem Schwibbogen wurden Schelme und Dirnen an den Pranger gestellt, durch diese Galerien hindurch Malefizanten mit Ruten gestrichen. Was ich sage, ist nicht erdichtet, sondern steht im Turmbuch aufgezeichnet. Hört: Den achtzehnten Juli 1699 wurde Katharina Christen von dahier wegen Ehebruch und Kindsmord von dem Landgericht verurteilt, daß ihr erstlich solle die Hand, hernach das Haupt abgeschlagen und der Leib auf ein Rad gelegt und in die Höh gerichtet werden, damit Sonne und Mond dadurch scheinen, auch der Lust dadurch wehen können. Nach M. G. H. H. Gnab aber hat man selbige enthauptet und den Leib an verschmähtem Ort in die Erde verscharrt.... Nach Zug und Recht. Deshalb ist der Tod hier abgemalt.

Drittens: Ein Ort des Gebetes.

Denn hier sammeln sich die bösen Geister. Hier lauert das Einhorn, das nie schläft, von dem schon David singt. Hier warf mein Großvater, als er im Bogenloche gemäht hatte und mit der Grasfuhr zurückkehrte, die ganze Ladung in den Fluß, weil mitten drauf ein Teufel saß mit Fledermausflügeln und gebuckeltem Rücken. Aber wie er in den Fluß gestürzt, schwoll dieser an bis zu den Hufen des Rosses. Der Böse waltet heute noch. Deshalb ist er abgebildet.

Wer sicher zwischen Tod und Teufel schreiten will, der sei wie dieses Kind. Siehe, es trägt den Fisch. Wer Ohren hat zu hören, höre.

Der Künstler, der das Bild gemalt hat, geht nun fort. Er lebe hoch!"

Die Versammlung jauchzte.

„Claudia und Drelli,“ rief Kaspar, „schlägt ein Joch.“

Er forderte zu einem altbekannten Spiele auf.

Die Beiden gaben sich die Hände und hielten sie hoch. Unter dem Bogen, den sie derart bildeten, zog gebückt ein anderes Paar hindurch, stellte sich vor dem ersten auf, dann ein drittes, viertes, fünftes und so fort, bis ein langes Züglein wartete.

„Nun spielt!“ gebot Kaspar.

Aus Handharmonika, Dudelsack und Flöte fuhr es allen in die Weine.

„Nun nehmt euch oberarms und tanzt!“

Man drehte sich. Die Brücke fing zu dröhnen an.

Claudia schloß sich enge an Drelli, es war ja doch das erste, letzte und einzige Mal.

Kaspar machte großen Staub. Er konnte sich nicht genug tun in allerlei Pöffen. „Ei, ei,“ verwunderte man sich. „Zur rechten Zeit Narr sein,“ versetzte er, „ist weise.“ Er stimmte alle Rundgesänge an, und deren waren viele. Singseelen, Schlingkehlen. Man hatte Hunger und Durst bekommen und setzte sich an die langen Tische. Kaspar sah zu seinem Weib hinüber, das nach leichtem Tanze schweren Herzens geworden und trank ihr zu. Sie kehrte sich ab. „Lustig,“ rief er. Denn er meinte, das Verhängnis sei vorüber. Sie hielt es nicht mehr aus, stand auf und ging die Wiese hinunter, wo sie ein Bänklein wußte, dort wollte sie sinnern. Es war besetzt von Kindern. Ein Wagen stand davor mit einem Säugling drinnen. Claudia trat hinzu, schlug die Gardinen auseinander und beugte das Antlitz hinein. Kaum wagte sie zu atmen vor dem überzarten Wesen. Zwei große Tränen rannen aus ihren Augen. Sie umarmte die Wirtin, die neben sie getreten war und zu ihr sagte: „Herr Kaspar ruft nach Ihnen.“ Aber Claudia vermochte nicht zu folgen. Sie schritt weiter, hinter ein Wäldchen, setzte sich mit ihrer Seelenlast ins Gras.

Da kam ein Züglein angestampft, Kaspar an der Spitze, umringte sie und sang:

Häschen in der Grube sitzt, sitzt und weint.
 Armes Häschen, bist du krank,
 daß du nicht mehr hüpfen kannst?
 Has hüpf!

Und Claudia, wie damals, da sie als Kind das Liedchen gesungen, schnellte in die Höh und begann sich zu drehen im zierlichsten Solotanze, flog den anderen voran zur Brücke zurück, denn hier ging es noch besser. Wieder donnerte der Bretterboden. Von nun an gab sie nicht mehr locker mit Hopsen und Juheien. Nun war's, als hätte sie im ganzen Leben nur getollt, als könnte sie nichts anderes als lachen. Wie ein Käfer schwirrte sie um ihren Mann, hielt sich nah, lief im Scherz hinweg und warf sich in den Arm Drellis, flog mit ihm in pfeilgerader Linie ins Weite, bog sich über seine Schultern, jubelte:

Kaspar bezähm den Rachedurst!
 Man darf doch nicht gar Lebertwurst
 so zum Vergnügen machen.

Derart ging es weiter. Abwechselnd tanzte man und trank. Kaspar, weder des einen noch des anderen gewohnt, fühlte bald, daß er nicht mehr sicher auf den Beinen stand und erhob sich zum Aufbruch. Das jedoch gab großen Aufruhr. Kaspar, genannt „Merkhans,“ weil er jede Rede derart einzuleiten pflegte, betrunken zu sehen, war ein Hauptvergnügen. Man hielt ihn gewaltsam zurück. „Ich bleibe ja,“ wehrte er, „zerreißt mir doch den Armel nicht,“ und sank auf seinen Sitz zurück, stimmte

sofort wieder ein in den Gesang, aber die Stimme kippte um. „Frau, schenk ein,“ rief er, „ich muß die Kehle schmieren,“ und nun schluckte er, ohne noch den Bart zu wischen.

Er übertat sich, schloß ein und wurde, da er sich auf der lehnenlosen Bank nicht halten konnte, in sein Häuschen gebracht. Die Sonne sank und er schlief fort, trotz des Lärmens, das in der rötlichen Dämmerung immer lauter rumorte.

Claudia begehrte ebenfalls nach Hause. „Kommen Sie,“ sagte Drelli, „wir setzen uns abseits und plaudern noch ein wenig.“ Sie wollte nicht. „Zum Abschied!“ bat er. Da ging sie mit.

Sie schritten ungesehen davon und gelangten auf eine Wiese, die vor wenigen Tagen abgeehmdet worden war. Heuhaufen schauten aus dem Nebelhemd hervor. Claudia, die mit gesenktem Haupte ging, entdeckte Herbstzeitlosen. „So früh schon,“ sagte sie, „das gibt einen kalten Winter.“

„Es ist feucht hier,“ sprach Drelli, „suchen wir nach einem Weg.“ Sie kamen auf das Haideland. Hier war der Boden filzig-trocken wie ein Hasenfell. Es knisterte unter ihren Füßen. Im söhnligen Abendrot, das durch die Büsche flatterte, fanden sie schwärzliches Gewölle; weiße Zähne und Schädelchen darin eingepappt. „Was mag das sein?“ fragte sie. „Mäuse.“ Er belehrte, jedoch nicht lange, ihm war versonnen zu Mute.

Sie schritten weiter. Große Stämme lösten die Heckenstauben ab. Sie kamen an Schlagholz vorüber. Unversehens waren sie in Hochwald geraten. Zwischen den Tannen wob undringliche Wehmut, hauchte beide an, floß in sie hinein und drängte sie zusammen. Drelli faßte Claudias Hand. Da hörten sie die Eulen durch die Nacht johlen. Sie suchte zusammen und bat: „Laßt uns zurückkehren.“

Als sie wieder auf dem freien Felde waren, wick die Beklemmung.

„Hab ich Sie verletzt?“ fragte er. Sie schüttelte den Kopf.

„Es liegt nicht in meiner Macht, Sie nicht zu lieben,“ sprach er, „wohl aber, Sie nicht an mich zu ziehen. Sie sollen mich nicht fürchten.“

Er streichelte ihre Wange. Sie tat nicht die leiseste Regung. Er suchte nach ihren Augen; sie blieben gesenkt. Als er aber seine kaum hingehaltene Hand wegnehmen wollte, faßte sie nach ihr und drückte sie an ihre Brust und sagte: „Du, o du! Ich gehöre dir, dir, nur dir! o du!“ „Kaspar!“

„Hilf mir, nicht an ihn zu denken. Er hat Gott, er leidet nicht, wenn ich ihn verlasse. Ich geh mit dir. Darf ich? Du!“

Ihre Pulse schlugen Liebe. Es riß ihn mächtig an ihre Brust. Er sagte zwar: „Kaspar ist mein Freund,“ aber sein Wille verschwebte. Er wußte schon, sie waren beide versunken.

„Dein Freund!“ Sie lachte auf. „Er haßt dich, ach, wenn du wüßtest wie! Er hat deinen Hund erschossen.“

Das gab Drelli das Gewissen wieder. Er löste sich von ihr und sagte: „Ich will nicht gemein sein.“

Sie fuhr zusammen, wie geschlagen.

„Gerade, weil er das getan hat,“ sprach er, wandte sich hinweg, schritt heftig auf und ab. „Niemals, niemals, niemals“, rief er immer wieder.

Sie stand da und fühlte sich das Recht des Lebens abgesprochen.

Plötzlich hielt er inne. „Gehen wir,“ sagte er. Ein Entschluß war ihm gekommen. Auf der anderen Seite der Ebene befand sich eine Bahnhaltestelle, eine Art Blockhaus für die Moorarbeiter, von einem einzigen Beamten behütet. Von dort wollte er fortfahren, ohne noch ins Dorf zurückzukehren. Seine Werkzeuge konnte er holen lassen. Das war das Beste für sie und ihn. Er sagte es. Claudia erwiderte nichts. „Sie aber,“ fügte er hinzu, „nehmen den Mitternachtszug und fahren heim.“ Er sah nach der Uhr. „Höchste Zeit.“

Nachdem sie, fast immer im Lauffschritt, die Fläche durchquert hatten, gerieten sie zum Bahndamm. Zäune und Drähte hinderten sie am Überschreiten der Geleise. Nahe der Station mußten sie wieder zurückkehren. Die Palisade wollte kein Ende nehmen. Sie liefen auf und ab. Vergeblich. Sie fanden keinen Durchgang.

Da fuhr der Zug heran. Sie konnten nicht einsteigen, obgleich der Dampf der Lokomotive sie umsaugte. „Hinten herum,“ schrie der Kondukteur. Aber sie kamen zu spät. — Nun traten sie in die Hütte, die aus Balken und Zement bestand und von einem sadendünnen Lämpchen erleuchtet war, schauten nach dem Fahrplan und entdeckten, daß kein Zug vor Tagesanbruch ging. „Ich will Sie nach Hause begleiten,“ sagte er, „es ist kaum eine Stunde zu gehen.“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin zu müde. Laß mich ein wenig warten.“ Sie lehnte sich an ihn: „Hab' keine Angst, ich tu dir nichts, ich will nur ruhen.“

Nach einigen Minuten wurden ihre Atemzüge tiefer. Sie war in seinen Armen eingeschlafen. Er blieb wach und schaute der Helle zu, die über dem schwarzen Wald erschien. Das war der Mond. Claudia regte sich. „Was träumt sie wohl?“ Er sah auf ihre Lippen. „Nein,“ bezwang er sich und schaute wieder weg zum Mond empor.

„Wie ist er doch verschieden von den anderen Gestirnen,“ dachte er, „abgetrennt und fortgestoßen, verworfen wie ein Leichnam, verbannt aus dem heiligen Saal, und bleibt doch treu, und schaut doch gut. Wie ist er nah. Das Bächlein glitzert. Zwischen mir und den Birken sind hundert Schritt.“

Drelli träumt. Er sieht das sanfte Mondgesicht dicht vor sich.

„Ich bin der Hüter,“ spricht's „durch mich gelangt man zu den Sternen.“

„Laß mich hinein.“

„Begehrtst du Claudia?“

„Ich habe überwunden.“

„Fühlst du Schuld?“

„Nein!“

„Sonst müßtest du schlafen.“

„Ich will wachen.“

„Dann komm!“

Ihm war, als stieg er durch den Mond wie durch ein Tor hinein. Raum aber war er drinnen, wurde er vom Schläfe gänzlich hingenommen.

Der Morgenzug erst, der heranzuhr, weckte ihn. Claudia war fort. In seinem Hute fand er einen Zettel: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich vor mir selbst beschützt haben. Ich kehre zu Kaspar zurück.“

Kaspar erwachte aus seinem Rausche entblößt und beschmußt. Zum Gefühl der Schande gesellten sich, als er seine Frau nicht im Hause fand, die dunkelsten Ahnungen: Angste, die immer mehr zu Qualen der Gewißheit wurden. Als er Claudia nach langem Ausschau endlich kommen sah, verschloß er die Haustür. „Wer ist da?“ rief er. — „Ich.“ — „Ach so, ich glaubte, ein Hubelweib.“

Sie schlich scheu an ihm vorüber und verschwand in der Küche. Er schritt im Zimmer auf und ab, Zorn im kalten Herzen. Als er das Geschirr klirren hörte, stand er stille und rief: „Komm herein.“

Sie erschien mit dem Langbrot, der Butter und dem dampfenden Kaffee.

„Jetzt wird nicht gegessen,“ sprach er, „sondern gebetet. Stell' ab. Heran zu mir. — Du warst doch diese Nacht mit ihm zusammen?“

Sie sah ihn hilflos an.

„Ja oder nein!“

Sie senkte den Kopf.

„Hole die Bibel,“ befahl er. Sie tat es. Er setzte sich und las, während sie stehen blieb:

Hesekiel, Kapitel 16.

„... ich kleidete dich mit gestickten Kleidern und zog dir Schuhe von feinem Leder an. Ich gab dir köstliche leinene Kleider und seidene Schleier;

ich zierte dich mit Kleinodien und legte dir Geschmeide an deine Arme und Kettlein an deinen Hals;

ich gab dir ein Haarband an deine Stirn und Ohrenringe an deine Ohren und eine schöne Krone auf dein Haupt.

So warst du geziert mit eitel Gold und Silber und gekleidet mit eitel

Leinwand, Seide und Gesticktem. Du aßest auch eitel Semmel, Honig und Öl und wardest überaus schön und bekamest das Königreich.

Und dein Ruhm erscholl weit unter die Heiden deiner Schöne halben, welche ganz vollkommen war durch den Schmuck, so ich an dich gehängt hatte, spricht der Herr!

Aber du verließest dich auf deine Schöne, und weil du so gerühmt warst, triebst du Hurerei, also daß du dich einem jeglichen, der vorüberging, gemein machtest, und tatest seinen Willen....

Und tatest seinen Willen...."

Bei diesem Wort schlug er die Bibel zu.

„Nimm das Buch und stell' es wieder hin,“ sagte er. Er warf es vor ihre Füße. Sie bückte sich, hob es auf und küßte es, erst auf die obere, dann auf die untere Seite, wie sie als Kind von der Mutter gelernt.

„Hast du was zu sagen?“ fragte er wie nebenbei.

In der Fremdheit, die sie befallen hatte, vermochte sie kein Wort über die Lippen zu bringen. Ihr schien, als wären sie zugenäht.

„Warum bist du zurückgekommen?“ fragte er. „Meinst du, ich hätte nichts gemerkt? Wolltest du mich das ganze Leben hindurch anlügen. Ich wußte schon lange, wie es mit dir stand. Wärest du guten Willens gewesen, du würdest gemerkt haben, wie ich für dich betete. Aber du wolltest sündigen. Deshalb verlocktest du mich zum Trinken. Du hast mich betrunken gemacht, damit du mich leichter betrügen konntest.“

Sie rührte sich nicht.

„Bereust du wenigstens?“

Sie verharrte im Schweigen.

„Verlorene Kreatur.“

Da hob sie das Haupt und sah ihn an. Doch diesmal mußte er die Augen senken.

„Ich gehe jetzt zu deinen Eltern,“ sagte er mit unsicherer Stimme. „Du wirst zu ihnen zurückkehren. Sie werden dich gerne aufnehmen. Sie haben dich ja gegen ihren Willen hergegeben,“ er griff nach seinem Hut, „mir, dem alten Manne,“ sprach er wie zu sich und verließ die Stube.

Er stieg den Berg hinan. Aber seine Schritte wurden langsamer, je mehr er sich dem Bauernhose der Schwiegereltern näherte. Claudias Bild, wie sie erstarrt vor ihm gestanden, schwebte in leiblicher Deutlichkeit vor seinen Augen. „Was tut sie jetzt?“ dachte er. „Sie sinkt zusammen und weint.“ Er wußte es. Sie dauerte ihn. — Dann aber stürzte er von neuem vorwärts, stampfte: Strafe muß sein, rief Psui über seine Schwäche. Und hielt doch wieder still, kaum nach zwanzig

Schritten, setzte sich sogar ans Bord, stützte den Kopf in die Hand. „Wir wollen sachlich sein,“ sagte er zu sich. „Ich bin alt, sie ist jung.“ Gleich schnellte er empor, lief noch eiliger bergan.

„Es gibt ja keinen anderen Ausweg, als die Trennung!“

Das Bauernhaus erschien. Kaspar's Blicke fielen auf das Siebelfenster. In diesem Augenblicke versetzte ihm ein Schreck den Atem. Er stand wie angewurzelt. Dann jagte er zu Thal.

Folgendes war ihm eingefallen:

Claudia schlief, als sie zwölf Jahre zählte, mit einer Magd im gleichen Zimmer (in eben jenem, dessen Fenster Kaspar so erschreckt). Zu dieser Magd kam eines Nachts, als Truppen in der Gegend bivouakierten, ein Soldat und wurde, als er aus der Kammer trat, gesehen. Die Meistersleute hießen die Magd sogleich das Bündel packen. Sie leugnete und rief Claudia zum Zeugen auf. Diese, ins Verhör genommen, sagte auf alle Fragen: Ich weiß nichts. Sie hatte, wie sie später Kaspar erzählte, den Kopf in die Decken gesteckt und nicht gesehen, wer gekommen war. Der Vater suchte sie durch heftige Hiebe zum Geständnis zu bringen. Er schlug immer sinnloser auf sie ein. Sie gab keinen Laut von sich. Plötzlich entwich sie und verschwand. Man fand sie auf dem Estrich mit schon bereiter Schlinge. Sie wollte sich erhängen.

Kaspar riß es wie am Seil den Abhang hinunter. Er kam beim Hause an. Ein Keuchen drang heraus. Er riß die Türe auf: Claudia lag mitten in der Küche. Ihr Oberkörper wurde hin und her geschleudert. Die Beine waren kraftlos, schlaff, als ob sie nicht zu ihr gehörten, auf dem Boden ausgestreckt. Im Anfluge hingen schwarze Tropfen. Ein rasselnder Atem ging aus ihrem Munde.

Als sie Kaspar erblickte, legten sich auf einen Augenblick die Krämpfe, hörte das Achzen auf. Sie sah ihn mit entgeistertem Gesichte an. Dann verzerrten sich die Züge wieder. Es riß sie von neuem herum.

Kaspar nahm sie in die Arme. Da hielt sie sich ganz regungslos. Nur ihre Augen flatterten hin und her. Er folgte ihnen und sah ein Glas mit einem Farbenreste auf dem Simse stehn. Und er begriff: Sie hatte von der Bleilösung getrunken.

Sie wollte reden. Da faßte sie der Tod noch wilder. Kaspar milderte das Zittern, bis sie ermattet hinsank. Die letzten Atemzüge lösten sich leicht.

Rache! Rache an Drelli! Der Gedanke, keiner sonst, ließ ihn das Entsetzliche ertragen. Der durchdrang ihn bis ins Mark. Der, nur der ließ ihn noch aufrecht stehen. Kaspar legte sich nicht hin und schluchzte. Er packte seinen Koffer, er legte ein Messer hinein.

Jedoch, bevor er reiste, um zu richten, mußte er die Tote der Erde übergeben.

In der Nacht vor dem Begräbniß träumte er, daß er bei der Grotte Claudias saße und auf den Fluß schaute. Er wußte nicht, daß sie gestorben war. Viele Geister in farbenprächtigen Gewändern wandelten über das Wasser, entschwanden am anderen Ufer in blauer Halbe, in purpurnem Busche, in silbernem Licht. Die Spuren ihrer Sohlen blinkten in den Wellen, sammelten sich, glitten scharenweise heran. Kaspar sah, daß es sonnige Fischlein waren.

Da hörte er ein Murmeln hinter seinem Rücken. Er drehte sich. Eine Bettelfrau, in einen braunen Sack gekleidet, stand vor ihm. Das Antlitz grau, zerfallen und von einer Seuche verkrustet. Er konnte ihre Züge nicht erkennen. Sie sprach: „Das Wasser trägt mich nicht. Gib mir einen Fisch, damit ich über die Brücke gehen kann.“

Kaspar bückte sich zum Fluß hinunter. Etwas schmiegte sich in seine Hände. Er hielt es hoch, die Bettlerin langte danach und verschwand.

Ein Pack, das sie getragen, ließ sie liegen. Kaspar öffnete die graue Hülle.

Da erhob sich daraus ein Löwenhaupt, das zugleich ein Felsenriegel war und versank in die Erde.

Ein Zug von vielen Wölfen stieg hervor: Vorne waren es Riesen, hinten winzige Gelbgesichter. Sie tauchten in dem Strome unter.

Viele Gewänder von lieblicher Bunttheit entschwebten dem Bündel, flogen wie Wölkchen dem Hause zu, bargen sich daselbst in Schrank und Truhe.

Kaspar sah es, er stand mitten in der Stube. Sie war voller Blumen. Auf den Simsien standen Kästchen ziegelroter Kapuzinerchen, auf dem Mahagonischrank Körbchen violetter Veilchen, auf der Marmorplatte vor dem Spiegel weiße Gliederbüsche.

Das Bufett war geschmückt mit einem Teller Apfel. „Eine fremde Sorte,“ dachte Kaspar. „Ach, das ist ja der Calvill,“ fiel ihm ein, „der berühmteste der Apfel, gezüchtet in dem Kloster zu Paris, nach der Mühe der Mönche so genannt.“

Wo aber mag Claudia sein? — Im Garten, dachte er und trat hinaus. In dessen Mitte sah er einen Busch, der rötliche Düste aushauchte. Kaspar näherte sich. Da entflatterte den Blüten ein Vogel und schwirrte davon. Der Wurzelhöhlung entschlüpfte eine Eidechse und schlängelte sich fort.

Beide strebten der Grotte zu, bei welcher Claudia zu sitzen pflegte. Dort waren Fässer aufgereiht, gefüllt mit Feuer und mit Kohle.

Der Vogel senkte sich zu den Flammen hinunter und schlürfte: Da wurde er zum roten Einhorn.

Die Eidechse kletterte empor und badete sich in der Asche: Da wurde sie zum schwarzen Totengerippe.

Beide stürzten der Brücke zu. An deren Eingang stand die Bettlerin. Kaspar schrie: „Halte fest den Fisch, dann kann dir nichts geschehen.“

„Du hast mir keinen Fisch gegeben,“ schrie sie wild, „sondern den Dolch, womit du töten wolltest.“

Sie schleuderte das Messer in den Fluß. Es sank, tauchte als Schlange wieder auf und wälzte sich in ungeheuren Ringen Kaspar zu. Der schrie: „Ich will nicht Mörder sein!“ Er faltete die Hände im Gelöbniß. Er presste sie so heftig auf die Brust, daß er darob erwachte. „Ich will verzeihen,“ schwur er auch im Wachen noch. „Denn ich weiß, solange ich Rache nehmen will, fang ich keine Fische, sondern Schlangen.“

Als er dieses dachte, kam es auf ihn zugeflogen wie ein Traumgewirbel schmeichlerischer Flöcklein: Das war Claudias Dank.

Zum Begräbniß kam auch Drelli. Kaspar erfuhr, daß er einem Schuldlosen verziehen hatte. Aber seine Selbstüberwindung war deswegen nicht vergebens gewesen. Er schilderte dem Maler seinen Traum. Im Anschluß daran erzählte dieser über das Dasein zwischen Tod und Geburt und über die Wiederverkörperung des Menschengestes. Er war mit dieser Einsicht längst vertraut geworden, wenn er auch nur dann von ihr zu reden pflegte, wenn er jemand förderlich damit zu sein glaubte.

Wie bereute er jetzt, daß er nicht früher davon gesprochen hatte. „Ich würde das Schicksal zum Guten gewendet haben,“ sagte er. Und er mußte sich doch schuldig nennen.

Kaspar eignete sich, so gut es seine altmodische Seele vermochte, folgendes von dem, was Drelli berichtete, an und suchte es in eigne Lebensweisheit zu verwandeln: — Claudia (das weiß er) fühlt sich, da sie ihren Leib selbst vernichtet hat, abgetrennt von den Lebensquellen, die nach dem Tode auf des Menschen geistigen Wesenskern herunterströmen, um diesen mit einem frischen Körper zu begaben, so daß er, nach angemessenem Zeitraum, zu einem neuen Erdenleben schreiten kann. Sie vermag die Werbekräfte, die sie durch den Selbstmord zum Stocken gebracht, nicht wie andere Tote ohne weiteres zu empfangen. „Selbstmörder,“ sagt Kaspar, „gelangen ohne Hilfe schwer zum Vater.“ Unter Vater versteht er das Prinzip, das den Körper baut und das in den Kindern rein zum Vorschein kommt. Wenn der Mensch erwachsen ist, so zieht es sich zurück, bedrängt durch altvererbte oder neu erzeugte Schuld. Der Leib wird alt, verhärtet und verwest. Aber hier gilt der Spruch Johannes des Täufers: Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben.

Claudia, die Bettlerin, bittet um den Fisch.

Der Fisch ist Jesus Christus, Gottes Sohn, der Erlöser.

Grundsätzliches zur zeitgenössischen Kriegsphilosophie

von E. Hurwicz

Es tauchen jetzt allenthalben, in Deutschland wenigstens, Symptome auf, die darauf hinweisen, daß der erste, aber lange anhaltende Rausch der Kriegsphilosophie allgemach kritischeren, geistig-gesamelteren Betrachtungen des Kriegsphänomens Platz zu machen beginnt. Und so ist es wohl an der Zeit, nicht nur einen prüfenden Rückblick auf diese Kriegsphilosophie und ihre neueren Wendungen zu werfen, sondern auch das Grundsätzliche herauszuschälen versuchen, was aus dem Kriegsphänomen selbst in philosophischer Hinsicht sich ergibt.

I

Von großer methodischer Bedeutung für die ganze uns hier beschäftigende Frage erscheint es uns zunächst, die Art der Verbindung des Krieges mit der Philosophie durch die heutigen Autoren an einigen konkreten Beispielen etwas näher ins Auge zu fassen. Diese Art ist freilich ziemlich mannigfaltig. Der Franzose Boutroux (er ist [in der Revue des deux Mondes, Oktober 1914] als einer der ersten Kriegsphilosophen aufgetreten und hat mit den Anstoß zu der ganzen Bewegung gegeben) z. B. will für seine Landsleute die Kluft zwischen der Kultur Deutschlands und dessen Verhalten im Kriege dadurch überbrücken, daß er den Typus des deutschen Gelehrten als eines in seinem inneren Kern von der Kultur unberührten, geschmacksrohen und verknöcherten Menschen schildert, der auf dem Schlachtfelde naturnotwendig zum „Primitiven“ werde. Vom deutschen Gelehrten führt ihn dann der nächste Weg zum deutschen Philosophen und zur deutschen Philosophie. Diese persönliche und subjektive Art, Krieg mit Philosophie zu verquiden, spricht selbst gegen sich und bedarf wohl keiner weiteren Kritik. Anders verfährt Eucken (Internat. Monatschr. 1914). Er betont den „Zwiespalt der Kulturen“, der zwischen Deutschland und den Feinden bestehe, als einen Gegensatz von „Inhalt- und Formkultur“. „Das möchten wir“ — sagt er dann — „zum Heile der ganzen Menschheit wünschen, daß der gegenwärtige Weltkrieg kräftig dahin wirke, der Inhaltkultur ihren gebührenden Platz in der Schätzung aller zu erringen und damit die Menschheit vor sonst drohender Verflachung zu bewahren. Insofern (!) ist der heutige Kampf auch ein Kampf um echte Kultur, ein Kulturkampf im höheren Sinne als der frühere Sprachgebrauch diesem Worte gab. Auch an dieser Stelle wird ersichtlich, wie gewaltige Dinge im gegenwärtigen Kriege auf dem Spiel stehen“ (die Sperrungen rühren von uns her). Der Gegensatz von Inhalt und Form erhellt sicher vieles

m Verhältnis der deutschen zur französischen Kultur: viel weniger zur englischen, deren Vorliebe für Dezentralisation, irreguläre Anordnung und freie Rhythmiik, die bereits Hegel nicht entgangen ist, doch eher eine durch Sachgründe diktierte Anpassung und Anschmiegsamkeit an die konkreten Dinge und Inhalte der Welt dokumentiert. Aber abgesehen davon: in dem oben wiedergegebenen wesentlichen Gedankengang Eudens tritt offensichtlich hervor, wie aus dem subjektiven Wunsch der Philosophen ein objektives Ziel des historischen Geschehens wird; und wie dann dieses Ziel unmerklich in dieses Geschehen selbst verlegt, zu einem der treibenden Faktoren oder doch zumindest zum Aspekt dieses Geschehens gemacht wird.

Auf anderem Wege wiederum sucht Plenge (und ihm folgend Kjellèn) den geschichtsphilosophischen Inhalt des Weltkriegs nachzuweisen („Der Krieg und die Volkswirtschaft“, 1915; „1789 und 1914 — die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes“, 1916). Er unterstreicht zunächst die äußere Ähnlichkeit der Jahre 1789 und 1914: 1789 — der letzte große Weltbrand von Europa und 1914 — der Weltbrand der Gegenwart. (War 1789 der letzte große Weltbrand Europas? Und wo sind die Jahre 1830 und besonders 1848, dem viel mehr europäische Bedeutung zukommt?) Diese beiden Jahre bedeuten ihm aber inhaltlich den Anfangs- und den Endpunkt des Kapitalismus. „Der Kapitalismus beginnt mit der Befreiung und endet mit der Organisation.“ (Demnach wären wir 1914 beim Ende des Kapitalismus angelangt, was sicherlich erfreulich wäre.) 1914 charakterisiert sich durch freiwillige (?) Eingliederung der großen wirtschaftlichen Organisationen in den Staat. Früher „strebten die wirtschaftlichen Organisationen nach Einfluß auf den Staat (jetzt nicht?) und der Staat mußte darauf bedacht sein, diesen Einfluß abzuwehren.“ So entsteht für Plenge der Gegensatz der „Revolution des Aufbaues und Zusammenschlusses aller staatlichen Kräfte im zwanzigsten Jahrhundert gegenüber der Revolution der zerstörenden Befreiung im achtzehnten Jahrhundert,“ gekennzeichnet durch die Jahre 1789 und 1914. In Klammern haben wir oben die bei der Lektüre sogleich auftauchenden kritischen Fragen vermerkt. Aber nun grundsätzlich: wie kann 1789, dessen Kampf sich um die politische Freiheit drehte, den wirtschaftlichen Kampf symbolisieren und in dieser Eigenschaft dem Jahre 1914 entgegengesetzt werden? Diese Schwierigkeit soll eben das vieldeutige Wörtchen „symbolisch“ lösen. „Das Wendejahr der politischen Freiheit (1789) wird (!) zum symbolischen Jahre der Ideen der Freiheit überhaupt“, „1789 und 1914 — die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes.“ Aber nun das Jahr 1914. Will Plenge im Ernst behaupten, daß die Organisation, die durch die Kriegslage (und freilich auch auf nationalökonomisches Anraten — in Deutschland W.

Rathenau) entstand, gegen die aber schon mitten im Kriege kritische Bedenken sich erhoben, eine endgültige Phase des Kapitalismus — auch für die ganze nachfolgende Normalentwicklung — bedeutet? Sind die Ideen des freien Wettbewerbs gänzlich und für immer begraben? Warum berücksichtigt Plenge aber ferner nur bei 1789 die innerpolitische „Zerstörung“, verschweigt aber gänzlich die Weltzerstörung des Jahres 1914?

Kjellen („Die Ideen von 1914“, Leipzig 1915) übernimmt in unkritischer Weise diese Ideen Plenges und deutet sie noch mehr ins Geistige um. „Das Jahr 1789 soll (!) uns durch 1914 im Ernst entrisen werden.“ Diese Prognose hat sich durch die russische Revolution und die deutschen demokratischen Bestrebungen wahrhaftig schlecht bewahrheitet. „Welchen geistigen Wert kann uns 1914 schenken, statt des gepriesenen von 1789, den es uns entreißen will?“

Jene Introjektion eines geistigen oder philosophischen Gehalts in den Krieg, die sich bei Eucken durch den Ausdruck des Wunsches verrät, verhüllt sich bei Plenge und Kjellen durch die Form des Symbols, die darum doch nicht mehr das kritische Auge über die Willkür und Künstlichkeit der Konstruktion hinwegtäuscht.

2

Man könnte an die kriegsphilosophischen Konstruktionen einige heitere Bemerkungen knüpfen. Man könnte auf die Kuriosität hinweisen, mit der die politischen oder militärischen Urheber des Weltkriegs nachträglich von den Philosophen auch seine — genau übereinstimmende — kulturelle oder philosophische Notwendigkeit erfahren haben. Man könnte auch bereits an Tolstoi erinnern, der bei der Schilderung des Napoleonischen Feldzugs 1812 von Kriegsapologetik spricht, den Krieg mit einer Lokomotive und die Kriegsapologetik mit Schneeschaukeln vergleicht, die an der Maschine befestigt sind und ihr die Bewegung (im Geiste der Zeitgenossen) erleichtern sollen. Alle Kriegsphilosophie bietet aber selber ein ernstes psychologisches Interesse und ein philosophisches Problem dar. In ihr spricht sich nämlich, wie mir scheint, das dem menschlichen Geiste stets innewohnende Bedürfnis nach Einheit aus. Das menschliche Bewußtsein — das lehren uns schon die Elementargesetze der Psychologie — vermag die Eindrücke der äußeren Welt nur zu überwinden, indem es sie sich assimiliert; gelingt ihm das nicht, so geht es daran früher oder später zugrunde. Ein so erschütterndes, in alle Sphären des Daseins störend eingreifendes Ereignis aber, wie der Ausbruch eines Krieges, schreit geradezu nach einer inneren Versöhnung, nach einer Einreihung in einen organischen geistigen Zusammenhang — um in seiner psychischen und geistigen Bitterkeit verdaut werden zu können. Es ist gleichsam ein geistiger

Vernarbungsprozeß, der allen den kriegsphilosophischen Konstruktionen der denkenden und daher empfindsamen Geister der kriegsführenden Nationen psychologisch zugrundeliegt und der, der großen Reizempfänglichkeit und Versatilität des modernen Geistes entsprechend, in einem bisher nicht dagewesenen Maße stattfindet. Der Krieg wird, um mit ihm den Geist auszuöhnen, um die geistige Gewissenseinheit und Kontinuität zu wahren, zu einem geistigen Kampf umgedeutet. — In diesem Zusammenhange wird uns auch der verborgene Grund der besonders erbitterten Angriffe auf den deutschen Geist in diesem Weltkriege klar. Denn eines der besonders kennzeichnenden Merkmale dieses Geistes schon von früher her bildet — wie ausländische sowohl als einheimische Beobachter herausgeföhlt haben — gerade das Einheitsstreben. „*Tel est le Tout, au point de vue allemand*“ — sagt J. B. Voutroux in seiner Friedensrede in der Berliner Universität im Jahre 1914: „*il embrasse la matière comme l'esprit, le mal comme le bien, la douleur comme la joie, toutes les formes, tous les degrés de l'être.*“ P. Lorenz („Der Weltkrieg und die deutsche Weltanschauung,“ Preuß. Jahrb. 1914) sagt im gleichen Sinne: „Auf Grund der Beobachtungen der Äußerung unserer Volksseele müssen wir feststellen, daß weder Idealismus noch Realismus schlechthin den Grundcharakter unserer volkhaften Denkart ausmacht, vielmehr das, was man ja praktischen Idealismus genannt hat, ebenfogat aber idealistisch gerichteten Realismus nennen könnte.“ Das Streben des deutschen Geistes, Metaphysik und Wirklichkeit, Religion und Leben, ja Denken und Sein sich letzten Endes als Einheit vorzustellen und zu empfinden, tritt nicht zuletzt in den völkpsychologischen Unterschieden der Religionsauffassung hervor, über die uns wiederum einheimische wie ausländische Philosophen, Völkpsychologen und Theologen (Fouillée, Wundt, Nögel, Naumann, Wendland, Ragaz) neuerdings belehrt haben: in dem Glauben der deutschen Religionsauffassung letzten Endes an eine Einheit der Lebensempirie mit der religiösen Metaphysik, der sich gleicherweise von der sauberen Scheidung beider Gebiete bei den Engländern wie von dem Streben der Franzosen nach restloser Humanisierung oder aber Ablehnung der Religion oder der Russen nach einer unmittelbaren Umsetzung religiöser Grundvorstellungen in die Wirklichkeit unterscheidet.

Diese Züge erklären uns wohl, warum in der gegnerischen Kriegsphilosophie vorzugsweise politische Konstruktionen (Anti-Militarismus, Demokratie) überwiegen, in der deutschen aber die geistige, ja metaphysische Umdeutung des Krieges. Sie erklären uns aber auch, wie anfangs angedeutet, den tieferen, instinktiven Grund der besonders scharf gerade gegen den deutschen Geist gerichteten feindlichen Ausfälle. Denn in der Veranlagung dieses Geistes zur synthetisierenden Weltbetrachtung föhlte man natürliche

Kräfte, die dem oben näher beschriebenen, für alle gleicherweise erforderlichen Prozeß der geistigen Assimilierung des Krieges besonders entgegenkommen mußten.

Nur in dem Neukantianismus (Windelband, Rickert, Stammler u. a.) mit seiner Unterscheidung zwischen „genetischer“ und „kritischer“ Methode, seiner Sonderung der „empirischen“ von der Wertbetrachtung, überhaupt seiner Betonung der Methodologie und methodologischen Differenzierung verschiedener Erkenntnisgebiete läuft eine der charakterisierten entgegengesetzte Bewegung.

3

Hat sich uns also die geistige Assimilierung des Krieges ihrem seelischen Ursprunge nach erklärt, so bleibt darum nicht minder fraglich, ob sie auch vor dem Forum der kritischen Vernunft die Prüfung bestehen kann. Sie könnte sich allerdings auch zur kritischen Selbstrechtfertigung darauf berufen, daß alle Dinge der Welt und namentlich der nationalen Kultur doch miteinander im Zusammenhang, in irgendeinem Zusammenhang wenigstens, stehen und mithin eine Einheit bilden. Aber auch diese Berufung hätte höchstens den Wert eines Gefühls, und zwar eines kritisch unkontrollierten Gefühls. Wenn Wundt zum Beispiel („Die Nationen und ihre Philosophie“, 1915) in diesem Gefühle der Einheit so weit geht, die Philosophie einer Nation mit ihrem Kriegsglied in einen organischen Zusammenhang zu bringen, ja zwischen den beiden nur einen Unterschied der Form anzuerkennen, so können wir in dieser Mißkenntnis der eigenartigen Fragestellung der Philosophie, in dieser Annäherung philosophischer Thesen an vulgäre Wünsche und Strebungen, ja an politisch-militärische Erscheinungen, kurz in dieser ganzen kriegsphilosophischen Konstruktion den kräftigsten Ausdruck jenes dunklen Einheitsgefühls, wenn nicht einer bewußten Einheitsstheorie (was noch viel schlimmer wäre) erblicken. In seiner Analyse der Philosophie aber wirkt er erbische Stimmung mit methodologischem Ausgangspunkt eines philosophischen Systems zusammen: wäre das richtig, dann wäre z. B. die „Ethik“ Spinozas nicht der Ausdruck einer sublimen Lebens- und Weltstimmung, sondern der eines gemeinen Egoismus. — Erhoben aber zum allgemeinen Erkenntnisprinzip, würde die Einheitsbetrachtung überhaupt eine heillose Verwirrung unserer Grundbegriffe und damit unserer Kultur selbst bedeuten. Es scheint mir eine unabweisbare Konsequenz der unvergänglichen und unzerstörbaren Erkenntnisgesetze Kants, namentlich der regulativen Bedeutung der Erkenntnis für die Empirie, in der Aufgabe zu liegen, die Kategorien des Geistes wie des Lebens in ihrer Eigenart zu erkennen und voneinander zu unterscheiden. Denn nur unter der Be-

dingung hat es überhaupt einen Sinn, von Macht und Recht, von Leben und Religion usw. zu sprechen, wenn jede dieser Geistes- und Lebensmächte in ihrer *differentia specifica* erkannt wird. Dies bedeutet durchaus nicht die Verkennung des Umstands, daß die einzelnen Kategorien in der empirischen Wirklichkeit miteinander allerhand — zuweilen recht eigentümliche — Verhältnisse eingehen; vielmehr entsteht gerade daraus erst recht die Forderung einer differenzierenden Klarheit für Erkennen und Handeln. Aber diese Forderung gebietet uns auch, wenn verschiedene in ihrer Eigenart erkannte Geistes- oder Lebensprinzipien miteinander in Kollision geraten, dies offen auszusprechen, nicht aber die Schärfe des entstandenen Zwiespalts durch die bewußte oder unbewußte Verfälschung, Verwässerung des Inhalts der kollidierenden Prinzipien oder künstliche Überbrückung des Zwiespalts zu vertuschen und zu verheimlichen. So darf uns auch der Umstand nicht in Verwirrung bringen, daß mit dem Kriege ausgesprochen erbische Mächte, wie Opfermut, Geduld und Pflichterfüllung verquickt sind, daß an ihm ausgesprochen geistige Kräfte, wie Denken, Erfindung und Voraussicht teilnehmen; darum bleibt doch der Krieg in seiner Eigenart bestehen, und diese Eigenart ist physische Gewaltentscheidung, darum bleibt der Wille zum Krieg unmoralisch oder vielmehr amoralisch, ebenso wie selbst die Notwehrhandlung des Einzelnen weder ein erbischer noch ein religiöser, sondern ein physischer Akt, ein Akt der physischen Selbsterhaltung ist. Und weiterhin: besteht nicht die Tragödie des Krieges — oder wollen vielleicht die Vertreter der Einheitsweltanschauung das Tragische des Krieges leugnen? —, das, was die Vertreter dieser Anschauung tatsächlich zur geistigen Rechtfertigung und Apologetik des Krieges reizt, gerade darin, daß er sich in Widerspruch nicht nur mit den Normalgesetzen der physischen Existenz, sondern auch mit denen der Ethik, des Rechtes und der Religion setzt? Besteht nicht das eigentliche Wesen jeder Tragödie in einem Prinzipienkonflikt?

Ergibt sich also aus dem Kriege die Forderung einer kategorialen Betrachtung der Wirklichkeit, so geht von ihm eine Anregung noch in einer weiteren philosophischen Hinsicht aus, und zwar nach erhöhter Berücksichtigung der Irrationalität (oder Diskontinuität) des Geschehens. Liegt schon in dem Prinzipienkonflikt, den er bedeutet, ein irrationales Moment von welthistorischer Tragweite, so läßt sich an ihm selber eine Reihe von Irrationalitäten sozusagen empirischer Natur von mannigfaltiger Art nachweisen. Drückt sich zum Beispiel nicht eine Irrationalität größeren Stils darin aus, wie alle Leiter des Krieges sich in bezug auf seine Dauer geirrt haben? Ist nicht die Finanzwirtschaft der Staaten sowohl als auch der Haushaltsplan vieler Einzelner jeder normalen wirtschaftlichen Gestaltung spottend und irrationell geworden? Ja, liegt nicht, im Grunde genommen,

wie das Norman Angell so glänzend nachgewiesen hat, eine offenbare volkswirtschaftliche Sinnlosigkeit, ein Handeln gegen das eigene Interesse darin, daß der eine Kriegsführende denselben anderen ruiniert, von dem er selber nachher leben müssen? — Eine weitere Gedankenreihe führt uns in das Gebiet der psychologischen Irrationalitäten: Stellen nicht jene „notwendigen“ völkropsychologischen Mißverständnisse, jenes Auseinandergehen in der Beurteilung der Dinge (von denen neuerdings Hugo Preuß und Max Scheler sprechen) eine ins Große erhobene Tatsache der naturnotwendigen Mannigfaltigkeit und Gegensätze der menschlichen Meinungen überhaupt (die bereits Tolstoi mit Verwunderung vermerkt) dar, die sich tagtäglich und bei jedem Anlaß zeigt und in der Differenzierung und den Gegensätzen der politischen Richtungen und soziologischen Doktrinen nur ihren ins Große erhobenen Ausdruck findet? Hat nicht die Differenzierung und der Gegensatz der Volksindividualitäten ihr ständiges Vorbild in dem gleichen Verhältnis der Einzelindividualitäten?

Aber der Aspekt unseres Weltalls soll darum noch nicht als lauter Zwiespalt und Differenzierung und Gegensatz dargestellt werden. Denn das wäre wieder ein Dogmatismus, den es grundsätzlich zu bekämpfen gilt, und keine Lebensphilosophie, die wir anstreben. Vielmehr liegt die Aufgabe einer solchen Philosophie gerade darin, zu zeigen, wie neben den rationalen Kräften des Daseins, die in der Volkswirtschaft, ja der Lebensempirie überhaupt als Berechnung, in der Wissenschaft als Kausalität und Kontinuität, in der Erkenntnistheorie als Objektivität und so fort sich darstellen, auch jene Kräfte Platz greifen, die wir zusammenfassend als irrational (unharmonisch) bezeichnen, und die sich in der Lebenspraxis als Zweckabirrung („Heterogonie der Zwecke“ nach Wundt), in der Wissenschaft als Diskontinuität, in der Erkenntnis als Subjektivität usw. bekunden, und die ersteren vielfach durchkreuzen.

Bereits oben ist angedeutet, daß die Ansätze zu einer kategorialen Betrachtung der Wirklichkeit in Kants Philosophie enthalten und von dem Neufantianismus nach einigen Richtungen hin auch entwickelt sind. Die Diskontinuität der Dinge hat bereits James („Das pluralistische Universum“) zum philosophischen Prinzip erhoben, ohne aber über Allgemeinheiten hinauszukommen und namentlich ohne die Diskontinuität auch im Bereiche der wissenschaftlichen Prinzipien oder der regulativen Wert- und Erkenntnisprinzipien (wie oben) nachzuweisen. Die Tatsachen der psychologischen Differenzierung hat prinzipiell (der in Deutschland trotz gar mancher Verwandtschaftszüge nur wenig bekannte) Renouvier („La nouvelle monadologie“) behandelt. Der Krieg hat — das wurde oben an konkreten Tatsachen nachgewiesen — auf alle diese Erkenntnisse ein Schlaglicht geworfen und sie gleichsam in riesenhaften Dimensionen auf

der Wand der Wirklichkeit demonstriert. Ihre Ausgestaltung zu Teilen eines philosophischen Systems der vorbezeichneten Art muß ruhigeren Zeiten vorbehalten bleiben.

4

Eine Wendung von der — im obigen Charakterisierten — gefühlsmäßigen zur philosophischen Kriegsbetrachtung bedeutet Simmels Schrift „Der Krieg und die geistigen Entscheidungen“ (1917). Und es ist wohl bezeichnend, daß gerade bei diesem ernststen philosophischen Versuch das Gefühlsste der bisherigen philosophischen Kriegsapologetik gefühlt und zugunsten des unmittelbaren Gefühls abgelehnt wird: „Ich liebe Deutschland und will deshalb, daß es lebe — zum Teufel mit aller ‚objektiven‘ Rechtfertigung dieses Willens aus der Kultur, der Ethik, der Geschichte oder Gott weiß was heraus. Sobald ich auf solche eintrete, bin ich gerade in der Gefahr, diese objektiven Werte zu verunsachlichen, und in der Gefahr jedes Beweisenden: widerlegt zu werden. Unwiderleglich ist nur das Unbeweisbare — unser Wille zu Deutschland, der sich über alle Deduktionen stellt. In jeder Bedeutung ist es abzulehnen, daß ‚Deutschland siegen muß, wenn die Geschichte einen Sinn haben soll‘. Aus dem ‚Sinn der Geschichte‘ — den erkennen zu wollen sowieso ein Größenwahn des Intellekts ist — diese Forderung herauszuholen, ist ein sinnloser Umweg. Wir würden für Deutschland kämpfen, auch wenn damit einem angeblichen ‚Sinn der Geschichte‘ schnurstracks entgegengehandelt wäre.“ Simmel vindiziert dem Kriege nur eine — näher nicht definierte — „mysteriöse Innenseite“: dieser Krieg habe „irgendwie (!) einen anderen Sinn als Kriege sonst haben“; „alle Vergleiche davon mit Vergangenheiten haben etwas Schiefes,“ und daher bedeute er „die Geburt eines noch nicht Dagewesenen, die Wendung des Weltgeistes zu einem Gedanken, den er nicht auf dem Wege der Assoziationspsychologie fassen konnte.“ Alle diese Behauptungen haben aber nur einen gefühlsmäßig-subjektiven Wert. Denn können ernstlich als objektive Grundlagen für sie die „ungezählten Äußerungen der geistigsten Menschen Deutschlands“ oder das „starke Gefühl Aller“ gelten, daß wir „ein Einmaliges erleben“? Die „Unerkennbarkeit der tief in der Gegenwart liegenden Elemente der Zukunft“ ferner erlaubt doch höchstens auf die Möglichkeit einer neuen geschichtlichen Geburt zu schließen. Und ebenso ist es allerdings natürlich, daß derjenigen Generation, in deren Zeit ein gewaltiger Krieg fällt, dieser als etwas Einmaliges erscheint; darum kann er doch objektiv, vor dem Antlitz des ewigen Kronos, unter dem Gesichtspunkt „alles schon dagewesen“ erscheinen, und vielleicht liegt diese Betrachtung *sub specie aeternitatis* auch der Philosophie mehr . . .

In großzügiger Weise aber ordnet Simmel den Krieg in einen geistigen,

philosophischen Zusammenhang ein. Diese Einordnung verbindet sich eng mit denjenigen Kulturproblemen und Kulturschmerzen, die ihn schon vor dem Kriege bewegt haben. So kommt er auch in seiner Kriegsschrift wieder auf die Kulturzersplitterung zu sprechen: auf die Erhebung der bloßen Mittel zu Endzwecken in unserer Kultur; auf das ungleiche Tempo der Entwicklung der objektiven und der subjektiven Kultur; auf die Richtungsverschiedenheiten und gegenseitige Entfremdung der einzelnen Kulturzweige, die ihn an den babylonischen Turm gemahnen usw. Diese zerlegenden Kräfte „würden in restloser Konsequenz diese Entwicklung an den Punkt des Unterganges führen, wenn nicht das Positive und Sinnvolle der Kultur immer wieder Gegenkräfte einzusetzen hätte, wenn nicht von ganz ungeahnten Seiten Aufrüttelungen kämen, die — oft um einen hohen Preis — das ins Nichtige verlaufende und auseinanderlaufende Kulturleben eine Weile zur Besinnung brächten.“ „In diese Kategorie gehören, soweit wir übersehen — die Erschütterungen dieses Krieges.“ Damit wird der Krieg nur zu „einer Szene oder einem Akt dieses endlosen Dramas“, dieser ewigen „Krisis der Kultur“. Diese synthetisierende Wirkung des Krieges beschreibt er folgendermaßen: „Wie nicht nur das gemeinsame Ziel und die gemeinsame Gefahr unserem Volke, als der Summe von Subjekten, eine ungeahnte Einheit gegeben hat — wieviel von dieser auch bleibend, wieviel vorübergehend sei —, sondern die unerhörte Erhebung und Erregtheit des Lebens in einem jeden dieses Zusammenschmelzen, Zusammenfließen in eine Strömung begünstigt hat, so wird sie auch den objektiven Kulturinhalten für eine Weile eine neue Bewegtheit und damit eine neue Möglichkeit und Drang, sich zusammenzufinden, leihen, ein Durchbrechen jener Starrheiten und Inselfastigkeiten, die unsre Kultur zu einem Chaos unverbundener, jeder Stilgleichheit entbehrender Einzelheiten machten. Wir werden dieser Tragödie und chronischen Krisis aller Kultur auf die Dauer nicht entgehen. Aber für eine gewisse Periode wird ihr Fortschritt gehemmt, ihre Schärfe gemildert werden.“

Bemerkenswert ist zunächst in dieser späteren Rede die Wendung zur *species aeternitatis*. Der Krieg ist „nur eine Szene oder ein Akt dieses endlosen Dramas der Kultur“; seine Wirkungen erstrecken sich auf „eine gewisse Periode“.

Simmels philosophische Deutung des Krieges berührt nicht nur als metaphysisches Bild, sondern auch als psychologische Schilderung. Viele Modernen werden tatsächlich in dem Kriege etwas Zentrales und Großes begrüßt haben, das zum Teil an Stelle der bisherigen Zersplittertheit der Kultur und damit ihres eigenen Inneren getreten ist, zum Teil verschiedenen, bisher als zerspalten erschienenen Kulturinhalten eine, gleichsam aus der Tiefe heraustretende, neue Einheit verliehen hat. Aber auch diese

Einordnung des Krieges ist doch offenbar nachträglich, sekundär. Und wohl auch Simmel selbst will in dem Prozeß der Wirkungen und Gegenwirkungen der Kultur (zu den letzteren gehört nach ihm der Krieg) nicht durchweg — und namentlich nicht in bezug auf den Krieg — gleichsam einen immanenten dialektischen Prozeß erblicken, wonach dann der Krieg als eine durch die zerlegenden Kräfte der Kultur von selbst erzeugte Gegenwirkung erschiene: der Krieg gehört nach ihm offenbar (s. oben) zu den „von ganz ungeahnten Seiten kommenden Aufrüttelungen“, die er von den „Gegenkräften des Positiven und Sinnvollen der Kultur“ scheidet. Der Krieg fügt sich nur dem „tragischen Rhythmus der Kultur ein“. Er bleibt also auch nach dieser philosophischen Deutung — *verbis expressis* oder *implicite* — selber ein unüberbrückbarer kultureller Zwiespalt, ein kulturelles Diskontinuum.

5

Bezeichnend ist die jüngste philosophische Äußerung zum Kriege, des Königsberger Rechtsphilosophen Radbruch „Zur Philosophie dieses Weltkriegs“ (Archiv für Sozialwissenschaften, 1917, Bd. 44, Heft 1). Bezeichnend ist namentlich, daß dieser letzte kriegsphilosophische Versuch die Rechtfertigung des Krieges aus der Ethik, dem Völkerrecht oder der Kultur für unmöglich hält und zum letzten Halt — zur Religion Zuflucht nimmt. „Nur die Religion darf auch im Kriege seinen Segen finden, jeder anderen Betrachtung muß er immer ein sinnloser und bedeutungsfremder Unglücksfall bleiben, bestenfalls die darum nicht weniger wertwidrige Ursache erwünschter Wirkungen, das deshalb doch selber noch keineswegs preiswürdige Mittel wertvoller Zwecke, ein notwendiges Übel allerhöchstens, aber ein Übel in jedem Falle. Jede außer der religiösen Betrachtungsweise, der es allein gegeben ist, uns von allem Übel zu erlösen, darf im Kriege nur ein Übel und noch im Siege nur das geringere von zwei Übeln erblicken.“ Denn „es ist das Wesen der Religion, allem Gegebenen, auch dem Wertwidrigsten, doch wieder eine letztendigste Erklärung zuteil werden zu lassen: dem Irrtum, der Häßlichkeit, ja sogar der Sünde.“ „Die religiöse Betrachtung verhält sich zum Kriege wie zum Schmerze, den sie wegen seiner reinigenden Kraft heilig preist, und dessen Zufügung sie dennoch verdammt. Aber man darf niemals vergessen, daß die Theodizee, wenn das vermessene Wort erlaubt ist, eine Rechtfertigung Gottes, nicht eine Rechtfertigung des Menschen, daß Religionsphilosophie keine Ethik, daß die religiöse Abfindung mit dem *fait accompli* keine nachträgliche Rechtfertigung seiner Verursacher ist.“ Als solche „reinigende Kräfte“ betrachtet Radbruch (mit ausdrücklicher Anlehnung an Scheler) zum Beispiel: „das beglückende Gefühl, wie diese Zeit uns wieder mit

der Gemeinschaft, in der wir leben, mit Gott, mit dem Tode und dadurch erst recht eigentlich mit dem Leben vertraut gemacht, uns das Leben in seinem relativen Werte, aber auch in seinem relativen Werte gezeigt, Männer wieder ganz zu Männern und Frauen wieder ganz zu Frauen gemacht, uns die Sachen wieder nach ihrem Wert statt nur nach ihrem Preis schätzen gelernt hat.“ Zugleich mit der oben wiedergegebenen gibt Radbruch eine von „jeder traditionellen Wendung freie“ Charakteristik des Wesens der Religion: „Religion ist die schöne Pässlichkeit — nicht die stumpfe Gleichgültigkeit gegen den Kontrast zwischen Wert und Wirklichkeit, sondern die edle Gelassenheit, in der gerade schmerzlichstes Gefühl dieses Kontrastes Heilung suchen — und immer nur vorübergehend finden, nur immer von neuem suchen darf; Religion ist der lächelnde Positivismus, der über alle Dinge der Welt trotz alledem — aber immer nur ‚trotz alledem‘ — sein Ja und Amen spricht.“

Die Auffassung der Kriegsschmerzen als reinigender Kraft, des Krieges als κάθαρσις ist sicherlich im traditionellen Sinne sowohl als im nicht traditionellen tief religiös. Aber bei allem gewinnenden Charakter dieser Auffassung liegt doch in ihr, sobald sie als eine religionsphilosophische Konzeption des Krieges auftreten will, eine unbefriedigende Halbfheit, Unabgeschlossenheit: sie beschränkt die „Theodizee“ auf die Folgen des Krieges (sie geht ja ausdrücklich vom Krieg als vom „fait accompli“ aus), erstreckt sie aber nicht auf dessen Ursprung, der doch diese Folgen gebär und dem religiös-philosophischen Gemüte mit Recht als die primäre, Erklärung heischende Tatsache erscheint. Sie macht ferner diese Theodizee von dem Nachweis der Segen des Krieges abhängig, in denen sich jene reinigenden Kräfte manifestieren. Wie ist es aber, wenn diese Segen bezweifelbar sind? Konsequenter ist daher der religionsphilosophische Versuch Robert Saitschiks (Preussische Jahrbücher 1916), auf jene primäre Tatsache selbst, auf den Kriegsursprung einzugehen. Saitschik sucht den Krieg aus der Schuld der Allgemeinheit abzuleiten. Der Krieg ist ein Weltübel, das in der allgemeinen Unvollkommenheit, in der Schuld jedes Einzelnen mit hin wurzelt: das ist das Wesen seiner Auffassung. Sie ist bemerkenswert als Versuch, die psychische Kontinuität des Krieges auch auf kausalem Gebiete — unter religiös-moralischem Gesichtspunkte — herzustellen; begegnet aber hier einer Schwierigkeit: man kann nicht — gewissermaßen als methodisches Gegenstück zu dem Verfahren Christi, der die Schuld der Menschheit auf sich nimmt — die konkrete Schuld einer Gruppe von Einzelpersonen am Ausbruch des Krieges auf jeden einzelnen der Zeitgenossen oder auf ihre unterschiedslose Gesamtheit abwälzen. Die kausale Kette bleibt somit ungeschlossen; sie würde sich nur bei der alten Vorstellung schließen, die den Ursprung des Krieges in den

Willen Gottes verlegt, wobei dann die moralische Unvollkommenheit der Gesamtheit durch den Krieg bestraft oder die Menschheit durch ihn überhaupt geprüft und gereinigt werden sollte. Aber ich habe bei keinem modernen Religionsphilosophen diese Vorstellung angetroffen.

Erstreckt man aber, was Radbruch nicht tut, die „von jeder traditionell-religiösen Wendung freie“ Weltbetrachtung auch auf den Ursprung der Dinge, so vermag der „lächelnde Positivismus, der über alle Dinge der Welt sein Ja und Amen spricht“ dies nur zu tun, weil er alle Dinge der Welt unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit betrachtet. Dieser Positivismus, diese „schöne Läßlichkeit“ und „edle Gelassenheit“, die in den Religionsystemen der Stoiker und Spinozas ihren typischen philosophischen Ausdruck findet, kennt aber — wenigstens in der Idee — weder das „schmerzlichste Gefühl des Kontrastes zwischen dem Wert und der Wirklichkeit“ noch das „beglückende Gefühl“ der Segen des Unglücks, und nicht umsonst werfen die Kritiker jener Systeme (Dyrovff, Bonhöffer, Barth) ihnen eine Gefühlskühle vor. Diese Weltbetrachtung ist vielmehr wesentlich eine dynamische, ein kühles Zusehen eines abseits stehenden Beobachters dem Spiel der Weltkräfte, bestenfalls ein amor intellectualis, eine Freude am Erkennen dieser Kräfte, am „Logos“. Aber diese Weltbetrachtung, aus der allein sich auch dem Kriege gegenüber das Gefühl edler Gelassenheit und lächelnden Positivismus zu ergeben, die allein auch dem Kriege gegenüber das Gefühl seelischer und geistiger Kontinuität zu wahren vermag, ist eine übermenschliche Weltbetrachtung, deren nur einzelne einsame Denker, gewöhnliche und teilnehmende Menschen aber nur in seltenen Augenblicken fähig sind.

Gedichte von Richard Dehmel

Unter Tränen

Ach, das wohlgewölbte Lichtzelt des Himmels,
manchmal stürzt es unter Tränen zusammen —:
man geht durch einen goldnen Tag,
sieht die blaue Traube prangen im Laub,
nach der man als Kind auf Vaters Arm
die entzückten Fingerchen streckte,
naschte als Jüngling mit der Geliebten
Lippe an Lippe die schwellenden Beeren,
warf sie spielend als reifer Mann
in den offenen Mund des lachenden Sohns,
den jetzt die schwarze Erde deckt —:
und das zusammenstürzende Himmelszelt,
unter Tränen wölbt sich's wieder empor.

Lichter Augenblick

Als du geboren wurdest, Kind,
mußte dein Vater morben helfen.
Die Menschheit war besessen vom Weltkriegswahnsinn.
In einem lichten Augenblick,
auf Stunden heimgekehrt von der finstern Pflicht,
noch den täglichen Todesdonner im Ohr
und die nächtliche Stille der Massengräber,
nahm er dich aus dem Arm der Mutter,
dein Erzeuger,
und sah dich an voll tiefer Liebe,
voll tieferen Bangens: war's wohlgetan,
dich in die Welt zu setzen, Kind,
in diese Welt?

Solang du lebst, wird nun die dunkle Frage
durch deine Adern kreisen bei Tag und Nacht.
Kind deiner Mutter, deines Vaters bleibst du;
der Weltkriegswahnsinn nistet in deinem Blut,

im tiefsten Frieden wirst du ihn wurmen fühlen,
im höchsten Glück.

Wenn du den Finger rührst, nur den kleinen Finger,
an eines Menschen, nur des geringsten Menschen
— Kind eines Vaters, einer Mutter ist er —
Schicksal deine Hand zu legen,
wird dich mit geisterhaften Armen
in jedem lichten Augenblick
das Bangen über dich erheben:
ist's wohlgetan?

Die Königin

Als Kind daheim leg' ich gern mein Ohr
an den Bienenkorb, dann hörte mein Herz
das Volk um die Königin brausen.

O mein Menschevolk, ich hab dich belauscht
als Jüngling, als Mann, im Frieden, im Krieg:
nie hört' ich die Königin Menschheit.

Aber immer wenn sie voll Aufbegehr
sich rührt, dann brausen durch mein Herz
die Bienen der Kindheit wieder.

K u n d s c h a u

Heroldsmus und Pflichtheldentum

von Sergei Bulgakow

Vorbemerkung. Der nachfolgend ins Deutsche übertragene Aufsatz ist der bekannten (dem deutschen Leser aber bisher unbekannt gebliebenen) Sammelchrift „Grenzpfähle“ (russisch „Wjechi“) entnommen, die im Jahre 1909 in drei hintereinander folgenden Auflagen erschien und in der geistig wie politisch interessierten Welt Rußlands ein sehr großes Aufsehen erregte. Die Zeit ihrer Erscheinung war eine Zeit der Reaktion in doppeltem Sinne des Wortes: nicht nur der politischen, sondern auch der inneren. Die Staatsmaschine wurde durch die Revolution von 1905 zwar stark vorwärts gerückt; blieb aber nach diesem Ruck wieder stehen; und der Gesellschaft bemächtigte sich nach dem beispiellosen revolutionären Aufschwung eine Stagnierung und Apathie. Die sicher erhoffte innere Wiedergeburt trat nicht ein. Aus dieser Stimmung heraus sind die „Grenzpfähle“ entstanden. Da der große politische Umschwung durch die russische Intelligenz bewirkt worden ist, da diese Intelligenz der Träger des Vorwärts-Gedankens in Rußland stets war, ist und sein wird, und da ihr, wie besonders auch die Ereignisse der Gegenwart zeigen, die historische Verantwortung für die Geschichte Rußlands zum großen Teil zufällt, sind die „Grenzpfähle“ der psychologischen Charakteristik der russischen Intelligenz gewidmet. Und da die grundlegenden seelischen Züge dieser Intelligenz dieselben geblieben sind, besitzen die „Grenzpfähle“ ein unmittelbares Gegenwartsinteresse. Die von ihnen gegebene Analyse hat sich in der Gegenwart aufs glänzendste bewährt. „Nicht zu dem Zweck, über die russische Intelligenz von der Höhe der erkannten Wahrheit herab doktrinar zu urteilen, auch nicht mit hochmütiger Verachtung ihrer Vergangenheit sind die folgenden Sätze geschrieben“ — heißt es im Vorwort der Sammlung — „sondern mit einem durch diese Vergangenheit bewirkten Schmerzgefühl und in brennender Unruhe über die Zukunft der Heimat.“ Den der Kritik unterliegenden und historisch verhängnisvollen Grundzug des

intelligentischen Wesens erblicken die Herausgeber in dem Glauben an ein „absolutes Primat der sozialen Formen“, wogegen die Erziehung des inneren Menschen völlig in den Hintergrund tritt.

Die Verfasser der Sammlung sind selber lauter „Intelligenten“, aber bewußt-kritisch denkende, also wahre Intellektuelle im westeuropäischen Sinne des Wortes im Unterschied von der „Intelligenz“ im russischen, im folgenden Aufsatz näher gekennzeichneten spezifischen Sinne. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der in Rußland rühmlichst bekannte national-ökonomische und philosophische Schriftsteller S. Bulgakow. Ursprünglich Marxist, erlitt er am Marxismus eine Reihe wissenschaftlicher und philosophischer Enttäuschungen, die ihn zur idealistischen Philosophie führten. Diesen Weg beschrieb er selbst in der bekannten Schrift „Vom Marxismus zum Idealismus“. Als Abgeordneter der zweiten Duma protestierte er in seinen Reden gleicherweise gegen den Terrorismus von oben wie von unten. Abwechselnd in Kiew und Moskau als Professor der National-ökonomie und Philosophie tätig, trat er 1911 mit anderen fortschrittlichen Professoren infolge Opposition gegen die Regierung von seinem Amte zurück. — Die übrigen Mitherausgeber der „Grenzpfähle“ sind: der geistige Vater der ganzen Unternehmung M. Gersenson, bekannt durch seine aus erster Quelle schöpfenden und auf einem Reichtum von Materialien beruhenden Arbeiten über Tschadajew, Pettschorin und die „Geschichte des jungen Rußlands“, der sich mit dem Beitrag „Schöpferisches Selbstbewußtsein“ beteiligt; A. Isgojew, bekannter Publizist, der an dem „Bund der Befreiung“ als Mitglied des Odessaer Komitees tätig war und die konstitutionell-demokratischen „Südliche Nachrichten“ herausgab, selber Marxist, behandelt „Die intelligentische Jugend“; Peter Struwe, einer der hervorragendsten Führer des russischen Liberalismus — „Die Intelligenz und die Revolution“; der Jurist Kistjakowski — „Zum Schutze des Rechts“; S. Frank und N. Verdjajew, wie Bulgakow, frühere Marxisten, dann Anhänger der idealistischen Philosophie, beide bekannte volkswirtschaftliche und philosophische Schriftsteller, der erste „Die Ethik des Nihilismus“, der zweite — „Die philosophische und die intelligentische Wahrheit“.

Die Kritik seiner selbst hört man ungern, am allerwenigsten, wenn sie treffend ist. Und so ist es durchaus begreiflich, wenn die „Grenzpfähle“ innerhalb der Intelligenz, ganz besonders der parteipolitischen, einer Anfechtung begegneten. Wenn hierbei gelegentlich auch das Wort „Rückschrittlich“ fiel, so wissen wir (nachdem von den Maximalisten die auseinandergejagte, in ihrer Mehrheit sozialrevolutionäre, Konstituante als „Vertretung der Bourgeoisie“ bezeichnet war), welcher Wert solchen Schlagworten im parteipolitischen Kampfe zukommt. Es wird auch von den

erwähnten politischen Personalien der Herausgeber von selbst widerlegt. Wenn ferner D. Miljutow in seiner Gegenschrift „Die Intelligenz und Rußland“ speziell gegen Bulgakow den Vorwurf des „Mystizismus“ erhebt, so trifft auch das daneben, da Bulgakow — wie sich aus dem Folgenden ergibt — seine Anschauungen in durchaus konkreter Weise darlegt.

Die Seele der Intelligenz, dieser Schöpfung Peters des Großen, ist ein Schlüssel zu den künftigen Geschicken des russischen Staates und der russischen Gesellschaft. Sie ist jenes von Peter nach Europa ausgehauene Fenster, durch das zu uns die westliche, zugleich belebende und vergiftende, Luft dringt. Daher gibt es für einen Patrioten, der sein Volk liebt und an den Nöten des russischen Staatswesens krankt, heutzutage kein ergreifenderes Thema, als die Natur der russischen Intelligenz, keine drückendere Sorge, als die, ob die russische Intelligenz sich zur Höhe ihrer Aufgabe erheben, ob Rußland die ihm so nottunende Klasse von Gebildeten mit russischer Seele, aufgeklärter Vernunft, festem Willen erhalten wird, denn, widrigenfalls, wird die Intelligenz im Vereine mit dem Zarentum, dessen es noch sehr viel gibt in unserem Staats- und Gesellschaftswesen, Rußland ins Verderben stürzen. Rußland kann sich nicht erneuern, ohne seine Intelligenz erneuert zu haben. Die Revolution hat entblößt, unterstrichen, verstärkt solche Züge ihres geistigen Antlitzes, die früher nur von Wenigen (vor allem von Dostojewski) vorgeahnt wurden, sie ward gleichsam zum geistigen Spiegel Rußlands und namentlich dessen Intelligenz. Diese Züge nun zu verschweigen, wäre also nicht nur unerlaubt, sondern geradezu verbrecherisch.

Der Charakter der russischen Intelligenz bildete sich unter dem Einfluß zweier Faktoren aus, eines äußeren und eines inneren. Der erstere war der ununterbrochene und erbarmungslose Druck der Polizei, der fähig wäre, eine an Geist minder starke Gruppe vollständig zu zertrümmern, und der Umstand, daß die Intelligenz unter dieser Pression Leben und Energie bewahrt hat, beweist jedenfalls einen ganz ungewöhnlichen Mut und Lebensfähigkeit. Aber dieser Druck erzeugte in ihr zugleich und naturgemäß eine Lebensfremdheit, ein „unterirdisches“ (podpolnoje) Dasein, einen politischen Monoideismus. Der zweite, innere Faktor, der den Charakter unserer Intelligenz bestimmte, ist ihre besondere Weltanschauung und Geistesstruktur.

Ich kann nicht umhin, die tiefste innere Besonderheit der Intelligenz in ihrem Verhältnis zur Religion zu erblicken. Man kann auch nicht die wesentlichsten Eigenschaften der Revolution begreifen, ohne dieses Verhältnis im Auge zu behalten. Aber auch die historische Zukunft Rußlands ist in diesem Problem enthalten.

Es ist vielfach (nach Dostojewski) darauf hingewiesen worden, daß in der Geisteswelt der russischen Intelligenz religiöse Züge enthalten sind, die zuweilen sogar an das Christentum angrenzen. Diese Eigenschaften wurden ihr zunächst von ihren äußeren Schicksalen anezogen: einerseits von den Regierungsverfolgungen, die in ihr ein Märtyrer- und Glaubenszeugen-Bewußtsein erzeugten, anderseits von der erzwungenen Lebensfremdheit, die träumerische Neigungen, Utopismus, kurz ein mangelhaftes Wirklichkeitsgefühl gebär. Damit im Zusammenhange steht es, daß ihr die feste „bourgeoise“ Lebensordnung Westeuropas, mit ihren alltäglichen Tugenden, ihrer intensiven Arbeitswirtschaft, aber auch ihrem Unbeflügeltsein und Beschränktheit seelisch fremd bleibt. Einen klassischen Ausdruck des geistigen Zusammenstoßes des russischen Intelligenz mit der westeuropäischen Bourgeoisie finden wir in Herzens Werken. Verwandte Stimmungen sind mehr als einmal auch in der neuesten russischen Literatur zum Ausdruck gelangt. Das Festgewordene, An-die-Erde-Gebundene, Geistig-Schleichende jenes westeuropäischen Zustands ist dem russischen Intelligenz zuwider, wenn wir auch wissen, wieviel er noch wenigstens an Technik des Lebens und der Arbeit vom westlichen Menschen zu lernen hat. Andererseits ist auch dem westeuropäischen Bürgertum dieses wandernde Rußland, diese Emigranten-Freischär widerwärtig und unverständlich und hat dieser geistige Antagonismus in letzter Zeit offenbar seine größte Spannung erreicht.

Versuchen wir diese „Antibürgerlichkeit“ der russischen Intelligenz zu zerlegen, so erweist sie sich als ein mixtum compositum. Es ist in ihr ein Teil des angeerbten Herrentums vorhanden, das während einer Reihe von Geschlechtern von der Sorge ums tägliche Brot und überhaupt von der alltäglichen „bürgerlichen“ Seite des Lebens frei war. Es ist hier ferner einfach eine große Portion Unkultur, Ungewohntsein an andauernde, disziplinierte Arbeit und Lebenseinteilung. Es handelt sich hierbei aber auch zweifellos zu einem, wenn auch nicht ebenso erheblichen, Teil um eine unbewußt-religiöse Abneigung gegen die „Bourgeoisie“ im Geistigen, gegen das „Reich von dieser Welt“ mit seiner beruhigten Selbstzufriedenheit.

Ein gewisses Nicht-von-dieser-Welt, ein eschatologischer Traum von Gottes Stadt, ein Streben, die Welt von ihren Leiden zu erlösen, sind unveränderliche und kennzeichnende Besonderheiten der russischen Intelligenz. Die krankhafte Empfindlichkeit für die Lebens-Disharmonie und das Streben nach ihrer Überwindung kennzeichnen auch die größten Schriftsteller-Intelligenz (Gl. Uspensky, Garschin). In diesem Streben nach dem Zukunftsreich hat die Intelligenz Anklänge an die Psychologie der kirchlichen Orthodorie bewahrt.

Durch die von der Kirche anerzogenen geistigen Gewohnheiten erklärt sich überhaupt gar mancher Zug der russischen Intelligenz, den sie aber in dem Maße ihrer Entfernung von der Kirche verliert, so zum Beispiel ein gewisses Puritanertum und Asketismus; solche Führer der russischen Intelligenz, wie Dobroljubow und Tschernyschewsky (beide in frommen Familien von Geistlichen erzogene Seminaristen) bewahren fast unberührt ihr früheres moralisches Antlitz, das jedoch ihre historischen Kinder und Enkel nach und nach einbüßen.

Und doch gibt es bekanntlich keine atheistischere Intelligenz als die russische. Eine gewisse Bildung und Aufklärung ist in den Augen unserer Intelligenz ein Synonym religiöser Gleichgültigkeit und Leugnens. Darüber gibt es keine Meinungsverschiedenheit unter den verschiedenen Fraktionen, Parteien, „Richtungen“, das einigt sie alle. Es gibt keine bedeutungsvollere Tatsache in der Geschichte der russischen Aufklärung als diese. Und gleichzeitig muß man anerkennen, daß der russische Atheismus keineswegs eine bewußte Negation, eine Frucht komplizierter, qualvoller und langer Verstandes-, Willens- und Herzensarbeit, ein Ergebnis persönlichen Lebens darstellt. Den besten Beweis hierfür liefert sein geschichtlicher Ursprung. Wir haben ihn als das letzte Wort der europäischen Zivilisation akzeptiert, zunächst in der Form des Voltaireismus und Materialismus der französischen Enzyklopädisten, dann des Materialismus der sechziger Jahre, des Positivismus, des Feuerbachschen Humanismus und, in neuester Zeit, des ökonomischen Materialismus. Auf dem vielästigen Baum der westlichen Zivilisation haben wir uns nur einen Ast ertoren, im vollen Glauben, uns hiermit die echteste europäische Zivilisation aufzupropfen. Aber diese Zivilisation hat nicht nur verschiedenartige Früchte und viele Zweige, sondern auch Wurzeln, die den Baum nähren und, bis zu einem gewissen Grad, durch ihre gesunden Säfte viele giftigen Früchte unschädlich machen. Daher haben selbst negative Lehren in ihrer Heimat eine ganz andere historische und psychologische Bedeutung, als wenn sie in einer Kulturwüste erscheinen und die Rolle des einzigen Fundaments der Aufklärung und Kultur heischen. Auf einem solchen Fundamente ist noch keine einzige Kultur aufgebaut worden.

Heutzutage vergißt man oft, daß die westeuropäische Kultur religiöse Wurzeln hat, zumindest zur Hälfte auf religiösem, vom Mittelalter und der Reformation gelegten, Grund ruht. Man kann nicht in Abrede stellen, daß die Reformation einen ungeheuren Aufschwung in der ganzen westlichen Welt, auch in dem Teil, der dem Katholizismus treu geblieben war, hervorrief. Die neue Persönlichkeit des westlichen Menschen ist in der Reformation geboren, die politische Freiheit, die Gewissensfreiheit, die Rechte des Menschen und Bürgers sind (so in England) durch die Re-

formation verkündet worden; die neuesten Untersuchungen zeigten auch die Bedeutung des Protestantismus, besonders des Calvinismus und Puritanismus, für die Entwicklung der Wirtschaft, für die Entstehung von Persönlichkeiten, die fähig waren, sich an die Spitze der neuen Volkswirtschaft zu stellen. Im Protestantismus entfaltete sich auch die neueste Wissenschaft, besonders die Philosophie. Und diese ganze Entwicklung ging mit strenger historischer Überlieferung und Allmählichkeit, ohne Spaltungen und Zusammenstürze vor sich. Die Kulturgeschichte der westeuropäischen Welt stellt ein organisches Ganzes dar, in dem das Mittelalter wie die Epoche der Reformation, neben den Strömungen der Neuzeit, noch leben und ihre notwendige Stelle einnehmen.

Schon in der Reformationsperiode tritt auch jenes geistige Strombett hervor, welches in der Folge sich als für die russische Intelligenz richtunggebend erwies. Neben der Reformation wurden in der humanistischen Renaissance, in der Wiedergeburt des klassischen Altertums auch einige heidnische Züge wiedergeboren. Parallel mit dem religiösen Idealismus der Reformation erstarkte auch der neu-heidnische Individualismus, der den natürlichen Menschen auf den Schild erhob. Die Erstarkung des humanistischen Individualismus kennzeichnet in der Geistesgeschichte die Epoche der sogenannten Aufklärung im siebzehnten und achtzehnten, teilweise auch im neunzehnten Jahrhundert. Die Aufklärung zieht die radikalsten negativen Schlüsse aus den Voraussetzungen des Humanismus: in der Religion gelangt sie, durch den Deismus hindurch, zum Skeptizismus und Atheismus; in der Philosophie, durch Rationalismus und Empirismus, zum Positivismus; in der Moral — durch die „natürliche Moral“, zum Utilitarismus und Hedonismus. Unsere Intelligenz hat von der ganzen westlichen Kultur eben nur diese radikalsten Schlussfolgerungen des Aufklärertums rezipiert. Daher hat an dieser Auswahl das organische Ganze der westeuropäischen Kultur auch keine Schuld. Daher muß man im Kampf um die russische Kultur, unter anderem, auch um ein vertieftes, historisch bewußtes Westlertum kämpfen.

Wie ist es aber gekommen, daß unsere Intelligenz sich mit solcher Leichtgläubigkeit eben gerade die Dogmen des Aufklärertums angeeignet hat? Dafür kann eine Reihe geschichtlicher Gründe angegeben werden, aber, zu bis einem gewissen Grade, war diese Auswahl auch eine freie Tat der Intelligenz selber, für die sie in dem gleichen Maße auch vor der Heimat und der Geschichte verantwortlich bleibt.

Indem sie das Christentum mit seinen Lebensnormen verwirft, akzeptiert unsere Intelligenz mit oder vielmehr statt des Atheismus die Dogmen des Gottmenschentums in einer der durch das Aufklärertum erzeugten

Varianten und verwandelt sich in einen Götzendienst dieser Religion. Die Intelligenz nimmt damit der russischen Geschichte gegenüber die Pose einer heldischen Herausforderung und eines heldischen Kampfes ein. Der heroische Intelligente begnügt sich daher nicht mit der Rolle eines bescheidenen Arbeiters (auch wenn er gezwungen ist, sich darauf zu beschränken), sein Traum ist — Retter der Menschheit oder, wenigstens, des russischen Volkes zu werden. Ihm erscheint nicht ein gesichertes Minimum, sondern ein heroisches Maximum notwendig. Der (geistige) Maximalismus ist ein wesentlicher Zug des intelligentischen Heroismus. Damit erhalten wir die Antwort auf die historische Frage, warum in der Revolution die extremsten Richtungen triumphierten, wobei die unmittelbaren Gegenwartsaufgaben immer maximaler und maximaler (bis auf die Verwirklichung der sozialen Republik oder Anarchie) bestimmt wurden; warum diese extremen und offenbar sinnwidrigen Richtungen immer mehr erstarkten und, bei dem allgemeinen Vinker-Werden unserer feigen und passiven Gesellschaft, die sich leicht der Gewalt unterwirft, alles Mäßigere verdrängten (es genügt hier zum Beispiel an den Haß des „linken Blocks“ gegen die „Kadetten“ zu erinnern).

Infolge ihres Maximalismus bleibt die Intelligenz auch den Beweisen des historischen Realismus und der wissenschaftlichen Wahrheit unzugänglich. Der Sozialismus selber bleibt für sie nicht ein Sammelbegriff, der sich aus einer Reihe teilweiser und konkreter Reformen zusammensetzt, er bezeichnet für sie nicht eine allmähliche sozial-ökonomische Umbildung, nicht eine historische Bewegung, sondern ein über-historisches „Endziel“, das man mit einem Sprung des intelligentischen Heroismus erreicht. Daher das mangelnde Gefühl für die historische Wirklichkeit, daher die geometrische Gradlinigkeit der Urteile und Wertungen, die berühmte „Prinzipialität“. Es scheint, kein Wort entringt sich so oft den Lippen des Intelligenzen, wie dieses, er urteilt über alles „prinzipiell“, das heißt abstrakt, ohne in die Verwicklung der Wirklichkeit einzudringen, und befreit sich dadurch von der oft recht schwierigen Schätzung der wirklichen Lage der Dinge. Wer mit Intelligenzen bei der Arbeit zu tun hatte, der weiß, wie teuer diese unpraktische „Prinzipialität“ zu stehen kommt, die zuweilen zum Durchreißen einer Mücke und Verschlucken eines Kamels führt.

Der Heroismus strebt die Menschheit mit seinen eigenen Mitteln und dabei mit äußeren Mitteln zu retten. Der Psychologie des intelligentischen Heroismus imponieren solche soziale Gruppen und äußere Lagen am meisten, in denen er bei der Verfolgung seines ganzen gradlinigen Maximalismus am natürlichsten bleibt. Die günstigste Kombination dieser Bedingungen stellt bei uns die akademische Jugend dar. Dank der Jugend mit ihrer Physiologie und Psychologie, dank dem Mangel an Lebens-

erfahrung und Wissen, dank der privilegierten sozialen Lage, die jedoch nicht die bourgeoise Abgeschlossenheit des westlichen Studententums erreicht, verkörpert unsere Jugend mit der größten Vollständigkeit den Typus des heroischen Maximalismus in sich. Die geistige Pädokratie ist das größte Übel unserer Gesellschaft. Dieser widernatürliche Zustand, bei dem die Werturteile und Meinungen der „studierenden Jugend“ sich als richtunggebend für die Älteren erweisen, stellt die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf und ist für jene wie für diese gleicherweise verderblich.

Mit dem Maximalismus der Ziele ist auch ein Maximalismus der Mittel verbunden, der in so trauriger Weise in letzter Zeit sich zeigte. In dieser Skrupellosigkeit der Mittel, in diesem heroischen „alles ist erlaubt“ (das schon von Dostojewski in „Verbrechen und Strafe“ und in den „Dämonen“ vorausgeahnt ist) offenbart sich am meisten das Gottmenschentum des intelligentischen Heroismus, die ihm eignende Selbstvergöttlichung, das Sich-Aufspielen als Gott, als Vorsehung nicht nur in den Zielen, sondern auch in den Mitteln ihrer Verwirklichung. In jedem Maximalisten sitzt so ein kleiner Napoleon des Sozialismus oder Anarchismus. (Die Enthüllungen, die mit den Namen Asevs verbunden sind, zeigten, wie weit diese Skrupellosigkeit der Mittel gehen kann, bei der schon die Unterscheidung schwierig wird, wo der Revolutionär endet und der Provokateur anfängt.)

Sehr unpopulär sind dagegen in der Intelligenz die Begriffe der persönlichen Sittlichkeit, der persönlichen Selbstvervollkommenung, der Ausarbeitung der Persönlichkeit, und umgekehrt einen sakramentalen Charakter besitzt das Wort gesellschaftlich. In diesem Mangel einer richtigen Anschauung über die Persönlichkeit liegt die hauptsächlichste Schwäche der Intelligenz. Die Entstellung der Persönlichkeit, der trügerische Charakter des Ideals ihrer Entwicklung selbst ist die Wurzel, der die Schwächen und Fehler, die historische Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit unserer Intelligenz entspringen.

Die eigenartige Natur des intelligentischen Heroismus wird uns noch klarer, wenn wir diesen dem Geistesantlitz des christlichen Heroismus oder richtiger des christlichen Pflichtheldentums gegenüberstellen. Der Unterschied ist hier nicht sowohl ein äußerer als ein innerer.

Der heroische Maximalismus projiziert sich völlig nach außen, in der Verfolgung äußerer Zwecke; im persönlichen Leben, außerhalb der heroischen Tat und alles mit ihr Verbundenen, erweist er sich als Minimalismus, das heißt läßt jenes einfach unbeachtet. Anders wird die Welt vom christlichen Pflichtheldentum konzipiert. Ein ungeheurer geistiger Unterschied klafft zwischen der puritanischen englischen Revolution und der arbeits-

französischen, zwischen Cromwell und Marat oder Robespierre, und ebenso zwischen Ryleiew oder überhaupt den Gläubigen des Delabristenaufstands und den modernen Helden unserer Revolution. Das christliche Pflichtheldentum ist eine ununterbrochene Selbstkontrolle, ein Kampf mit den niedrigen, sündhaften Seiten des eigenen Ichs, eine Askese des Geistes. Ist für den Heroismus ein Auflobern, ein Suchen großer Taten kennzeichnend, so bilden hier umgekehrt „Gleichmäßigkeit“, Ausdauer, ungeschwächte Selbstdisziplin, Geduld — Eigenschaften, die gerade in der Intelligenz durch ihre Abwesenheit glänzen — die Norm. Treue Pflichterfüllung — das ist der wesentlichste Zug dieses Heroismus. Diese Normen können und müssen auch außerhalb des Klosterwesens ausgedehnt werden, wo sie ihre höchste Verkörperung fanden. Ein solcher „weltlicher Asketismus“, nach der deutschen Ausdrucksweise: „innerliche Askese“, hatte einen ungeheuren Einfluß auf die Entwicklung der Persönlichkeit in Westeuropa in verschiedenen Arbeitszweigen, und diese Entwicklung ist bis auf den heutigen Tag fühlbar.

Als Reversoite des intelligentischen Maximalismus erscheint die historische Ungebulb, der Mangel an historischer Nüchternheit, das Streben, ein soziales Wunder heraufzubeschwören. Im Gegenteil, die Disziplin der Pflicht muß historische Nüchternheit, Selbstbeherrschung, Ausdauer erzeugen; sie erzieht ein Gefühl des Verbundenseins mit der Vergangenheit, die man jetzt so leicht zugunsten der Zukunft vernachlässigt, an, sie richtet das sittliche Band der Väter und Söhne wieder auf.

In unserer Literatur ist vielfach die geistige Entfremdung zwischen unserer Intelligenz und dem Volk betont worden. Nach der Meinung von Dostojewski ist sie prophetisch bereits von Puschkine vorausgewiesen worden, zunächst in der Gestalt des ewigen Wanderers Aleko, dann in der Eugen Onjegin. Und in der Tat, es existiert erstaunlich wenig Gefühl geschichtlicher Blutsverwandtschaft, Liebe zur eigenen Geschichte und ihrer ästhetischen Konzeption in unserer Intelligenz, auf ihrem Malpinsel herrschen nur zwei Farben: eine schwarze für die Vergangenheit und eine rosa für die Zukunft; durch den Kontrast desto klarer treten aber die GeistesgröÙe und die Sehschärfe unserer großen Schriftsteller hervor, die, in die Tiefen der russischen Geschichte untertauchend, daraus den „Boris Godunow“, das „Lied vom Kaufmann Kalaschnikow“, „Krieg und Frieden“ hervorgezogen haben.

Bekannt ist auch der Kosmopolitismus der russischen Intelligenz. (Jene eigenartige und unheilverkündende Beleuchtung, die er im russisch-japanischen Kriege erfuhr, wollen wir lieber verschweigen, um nicht an diese brennenden und wunden Erinnerungen zu rühren.) Auf den abstrakten Schemen des Aufklärertums erzogen, nimmt der Intelligente am natürlichsten die Stellung

von Marquis Posa ein, fühlt sich als Weltbürger, und dieser Kosmopolitismus der Leere, diese Abwesenheit des gesunden Nationalgefühls steht mit seinem außervölkischen Charakter im Zusammenhang.

Aber die tiefste Kluft zwischen der Intelligenz und dem Volk gräbt nicht dieser Umstand allein; die tiefste Kluft und Unterschied ist das Verhältnis zur Religion.

So besteht die Aufgabe der Zeit darin, alle diese Unterschiede zu überwinden.

Aus Widersprüchen ist die Seele der russischen Intelligenz zusammengewoben, wie das ganze russische Leben, und widersprechende Gefühle ruft sie hervor. Man kann nicht umhin, sie zu lieben, man kann aber auch nicht umhin, sie als abstoßend zu empfinden. Neben negativen Zügen, Symptomen von Unkultur, historischem Zurückgebliebensein, treten in ihrem Leidensantlitz Züge geistiger Schönheit zutage, die sie einer von unserer grausamen Geschichte emporgezücketen völlig eigenartigen teuren und zarten Blume gleich machen; als ob sie selbst jene „rote Blume“, voller Tränen und Blut, wäre, die einem ihrer vornehmsten Vertreter, dem großmütigen Garschin, als Vision erschien.

Religiös ist die Natur der russischen Intelligenz. Dostojewski verglich in seinen „Dämonen“ Rußland und vor allem die russische Intelligenz mit dem Wütenden des Evangeliums, der nur von Christus geheilt wurde und seine Gesundheit nur zu Füßen des Heilands wiederfinden konnte. Dieser Vergleich behält auch jetzt seine Geltung. Eine Legion von Dämonen ist in den gigantischen Leib Rußlands eingedrungen und erschüttert ihn durch Konvulsionen, quält und verstümmelt ihn. Die Intelligenz verstieß Christus. Aber merkwürdigerweise kann sie nun nicht ihr seelisches Gleichgewicht erlangen. Nach dem Verstoß Christi trägt sie doch sein Gepräge auf ihrem Herzen. Und diese Unruhe macht sie so sonderbar, ausschreitend, gleichgewichtlos. Wie jene schöne Sulamith, die ihren Bräutigam verlor: auf ihrer Lagerstatt nachts, auf Straßen und Plätzen suchte sie den, den ihre Seele liebte, befragte sie die Wächter, ob sie nicht ihren Geliebten gesehen, die Wächter aber, die um die Stadt herum gingen, schlugen und verwundeten sie nur. Und indessen ist der Geliebte, jener, nach dem sich ihre Seele sehnt, nahe. Er steht und pocht an dieses Herz, dieses stolze, troßige, intelligentische Herz . . . Wird je sein Pochen erhört werden? . . .

Bemerkungen zu deutsch-österreichischen Beschwerden von Samuel Saenger

I

Es gibt ein Gesetz der Menschenökonomie, das jedermann jene Summe von Gedankenlosigkeiten zubilligt, ohne die er nicht leben kann. Einverstanden; die Summe ist sogar beträchtlich. Nur dürfen es nicht solche sein, die den Blick für Wesentliches trüben und die Urteilskraft in lebenswichtigen Dingen verkrüppeln. Nur dürfen es nicht solche sein, die sich auf den Richterstuhl setzen und Entscheidungen treffen, von denen Wohl und Wehe großer Völkerfamilien abhängen.

Zu ihnen gehört der Satz, wir hätten uns in die inneren Verhältnisse der Donaumonarchie nicht „einzumischen“. Der politische Takt und die Achtung vor dem Bereich fremder Souveränität verböten es. Wer gewisse österreichische Zeitungen und Zeitschriften liest, weiß, was unter dem Verbot der Einmischung verstanden wird. Gib keine Ratschläge, heißt das; äußere keine Wünsche; betrachte die Bündnispflicht und Gesolgstreue als für diesen einen Fall der Verteidigung gegen Angriff gegeben. Darüber hinaus — heißt das — ist der Verband der österreichischen Völker und Ungarns frei, zu tun, was ihm beliebt; mithin, in der Theorie wenigstens, frei, alte Bündnisse zu lösen und neue einzugehen. Das folgt aus dem Begriff der völkerrechtlichen Souveränität.

Wir sollen also stumm und wie unbeteiligt zusehen, ob und wie sich die Staatsidee dort neu organisieren, in dem Gewirr der absoluten Selbstbestimmung fordernden Nationalitäten, die den Staat sprengen können, den zu erhalten wir in den Krieg gezogen; oder mit welcher Überzeugungstreue und welchem Mehrheitsgewicht sie sich aus dem Gebrodel emporhebe und eine Internationale im Kleinen gestalte. Man braucht kein politischer Denker zu sein, um die Brüchigkeit solcher Vorstellungen, die Frucht der Gedankenlosigkeit oder müder Resignation, zu erkennen. Sie sind überdies in diesem Augenblick gefährlich, wie sie verhängnisvoll waren, als die Südslavenfrage in der Annexionskrise 1908 und später ihr Medusenhaupt uns, uns zuwandte; als die ersten Ausbrüche des Balkanvulkans uns erschütterten; als die ganze Zwangsgewalt des solidarischen Haftverhältnisses, zu dem unser südöstliches Bündnis gegen Bismarcks Willen und Einsicht sich entwickelte, sich uns fühlbar machte. Damals rief uns die deutsch geschriebene „führende“ österreichische Presse zu, die wie aus politischem Selbsterhaltungstrieb über das uns über den Kopf geworfene Netz laut nachdachten und lautes Mitdenken erzwingen wollten: Achtung vor unserer unbeschränkten Souveränität, die uns freie Selbstbestimmung bei der Regelung unserer auswärtigen

Beziehungen garantiert. Da haben wir das unselige Wort, das in den Schlamm dümmster Rückständigkeit zieht. Es war damals gedankenleer; und es ist heute eine Verlegenheitsrede, — mehr als das: eine Verlogenheit. Denn wo besteht die unbeschränkte Souveränität, zumal für uns Mitteleuropäer unter- und zueinander? Ich habe keine „unbedingt“ freie Verfügung mehr über mein Kapital, mein Eigentum, meine Arbeitskraft; das Verfügungsrecht über meine Kinder hat Schranken und unterliegt behördlicher Aufsicht und Überprüfung; die liberalistische Auffassung von den Rechten des Individuums, der Gemeinde, den Provinzen, der Bundesstaaten mußte weichen und hat der Einordnung, der Unterordnung sogar Platz gemacht; überall ein eng verzahntes System von Organisationen, aus denen der Blick nur durch vergitterte Fenster ins Freie schweifen kann. Auf den weiteren Gebieten der Wirtschaft und des zwischenstaatlichen Verkehrs herrscht, mit gesteigerter Gewalt, der gleiche Organisationsdrang und -zwang. Nationalwirtschaft und Weltwirtschaft stehen nicht mehr im Verhältnis des Beliebens, sie müssen ein endgültiges Verhältnis der Neben- und Zuordnung finden; sonst kann nie wieder Friede werden. Das ist die Aufgabe, beretwegen wir, zum großen Teil wenigstens, im Kriege sind. Und das Maß von Souveränität, über das jede mitteleuropäische Staaten-Gruppe verfügt, die ihre Selbstständigkeitsansprüche und Daseinsrechte nicht von ungefähr, sondern aus geschichtlichen, geographischen und ökonomischen Gründen mit denen der anderen verknüpft hat, wird durch gemeinsames Sichbehaupten oder gemeinsames Unterliegen bestimmt sein; darüber ist kein Zweifel. Und da soll Einmischung heißen, wenn ich genau hinübersehe, um mich zu überzeugen, mit welchen inneren Mitteln man dort versucht, das wegen der bekannten Ursachen weit schwächere innere Gefüge der verbündeten Gruppe zu festigen, um die gemeinsame Aufgabe zu erfüllen? Natürlich steht auch unsere eigene innere und äußere Politik unter der gleichen Kontrolle und Kritik des Bündlers; und es ist ihm beileibe nicht verwehrt, ihm, dessen Leben nicht weniger als das unsrige davon abhängt, wie schnell und mit welcher Aussicht auf Dauer wir den Rechtszustand an Stelle des Kriegszustands setzen, über unsere Desperados und Amokläufer Abscheu und Mißfallen laut zu äußern.

2

Es ist wahr, Bismarcks Darstellung der Umstände und Überlegungen, die zum Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses führten, hat das Denken über diesen Punkt verwirrt. Das muß gesagt werden; und manches andre dazu. Franz Zweybrück meint: kalt, lieblos, feindselig und verzerrt wurden die österreichischen Dinge durch den großen deutschen Staatsmann behandelt. Mir scheint dieses wehmütige und verdrossene

Urteil weit weniger auf Bismarck als auf die Bismarckianer sans phrase anwendbar. Bismarcks kleindeutsche Auffassung lag im Kampf mit Schwarzenbergs großdeutschem Imperialismus; hier rangen zwei Machtauffassungen miteinander, deren eine, die habsburgische, föderalistisch, deren andere, die preußische, streng nationalistisch war. So handelte Bismarck folgerichtig, als er den großdeutschen Zollvereinsgedanken, die vorausseilende Idee eines riesigen Freihandelsgebietes von der Nordsee bis zur Adria, ohne Bedenken ablehnte und die Pläne des genialen Ludwig von Brud — des Österreichers aus Elberfeld — in die Kumpelkammer der Utopien verwies. Auf diesen Voraussetzungen, die ihn gegen die im besonderen österreichischen Probleme ungerecht, ja blind machen mußten, baut sich seine Leistung auf. Privatim und mit seinen Instinkten sympathisierte er mit Metternichs und seiner Nachfahren Versuchen, die demokratische Idee von 48 zu erdrosseln und das riesige Reich weiter zu regieren, als ob es ein nationaler Einheitsstaat wäre; aber mit Gewalt ließ sich diese Idee, so wenig wie andere, nicht bezwingen. Der Herensabbat der Nationalitätenkämpfe setzte mächtig ein; Ungarns siegreiches Beispiel lockte schwächere und schüchternere Genossen; der Streit um Rechte und Vorrechte tobte weiter: er tobte sich durch berghohe Interims und Vorläufigkeiten hindurch bis an die Schwelle des Weltkriegs, bis in ihn hinein; der mechanische Schlichtungsversuch durch das gleiche Wahlrecht trieb den zerfleischenden Dämon in jede Amts- und Verwaltungsstube. Daß die Deutschen in Österreich, die ersten und vorläufig letzten Träger der Staatsidee, sich an dem giftigen Streit wund, fast tot rieben, hat Bismarck nicht gesehen oder nicht sehen wollen. Daß aber von seinen blindwütigen Anhängern vorgeschlagene Gewaltlösungen, die den Umbau in den Völkerstaat verhindern sollen, die Erlösung ihrer leidenden Stammesgenossen nur immer fragwürdiger machen würden, ist eine tragische Tatsache, die wir in dem heutigen Zustand der Dinge als schwere Hemmung mit empfinden müssen.

3

Um auf Bismarck zurückzukommen: Wärme bringt seine Darstellung nicht einmal auf, als er erzählt, warum er sich für die Doppelmonarchie entschieden habe. Er hielt an sich die Verbindung mit Rußland für materiell stärker; er baute lange Zeit auf die Gemeinsamkeit des monarchischen Erhaltungstriebes und die (frühere) Abwesenheit aller 'eingeborenen' Gegensätze der Politik; und die wandelbaren Eindrücke der öffentlichen Meinung in der ungarischen, slawischen und katholischen Bevölkerung der habsburgischen Monarchie machten ihn mißtrauisch. Er rollte dann, wie man sich erinnert, eine lange Liste von Bedenken gegen Österreich-Ungarn ab, um schließlich doch . . für das Donareich zu optieren. Warum? Er stellt

diese Wahl als eine freie dar. Er behandelt zunächst beide Staaten in gleichem Maße als blutsfremd. Er hat den Eindruck der Wahlfreiheit vor dem eigenen Bewußtsein und Gewissen noch durch den Rückversicherungsvertrag mit Rußland zu erhöhen gewußt. Aber erst hinterher und bei verminderter Sachlichkeit hat er das seit 1875 mächtige Gefühl sich zu verbunkeln gewußt: das franko-russische Bündnis sei eine Zwangsläufigkeit, die mit dem angriffslustig werdenden Panславismus und den Folgen des deutsch-französischen Krieges verknüpft sei; und ebenso sei das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis eine Zwangsläufigkeit, die Erhaltung Österreich-Ungarns, an dem von innen und außen zentrifugale Kräfte zerrten, sei eine deutsche Angelegenheit, für die es sich lohne, deutsches Blut zu opfern.

Ich sage damit nicht, daß Bismarck für die Politiken seiner Nachfolger die Verantwortung trage; ganz und gar nicht. Die kapitalistische Erweiterung des Nationalstaates über die Landesgrenzen hinaus, also die imperialistische Entwicklungsphase hätte auch seinen Willen bezwungen und ihm Aufgaben gestellt. Und sein Genie hätte, wenn man es sich jung und elastisch denkt, deren Verzettlung auf gleichzeitige Interessen an allen Ecken des Planeten zu verhindern und die kontinentale Gefahr und Gebundenheit durch eine Regelung unserer Beziehungen zu England zu beseitigen gewußt. Der Gang der Geschehnisse ist nun nicht zu ändern, und es ist heute vielleicht überflüssig, sich auszumalen, wie die Verbündelung des kontinentalen mit dem Wasserkriege hätte vermieden werden können. Aber es ist keineswegs überflüssig, sich klar zu machen, mit welchen Gedanken Bismarck die Motive zu seiner angeblich freien Wahl umrankt: wir erkennen leicht die Gründe wieder, die das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis zu einer Zwangsläufigkeit besonderer Art machten, und warum die historischen und politischen und geographischen und völkischen Nötigungen bestimmt waren, in ein solidarisches Haftverhältnis zu münden, obwohl der Staatsmann das Wort prägt, um vor der Sache zu warnen. Er macht nämlich, als er zum Abschluß des Bündnisses nach Wien fährt und während seines Aufenthaltes in der Stadt, er macht — ich muß für das Wort um Verzeihung bitten — die Entdeckung, doch nicht eigentlich in einer blutsfremden Umgebung zu sein; er erlebt in ihrer ganzen Wärme die Hingegenheit der deutsch-österreichischen Menschen, des eigentlichen Staatsvolkes der Monarchie, an den Gedanken einer zu verbriefenden und zu besiegelnden engen Freundschaft mit dem neuen Deutschen Reiche als „Signatur der Zukunft beider Großmächte“; und er empfindet, wie alle Rivalitäten von Friedrich dem Großen bis 1866 und alle religiösen und politischen Kämpfe seit dem 30jährigen Kriege das Gefühl der Verwandtschaft nicht zu ersticken vermocht hatten. Alte Überlieferungen des Völkerrechts leben auf, die Zeiten des Römischen Reichs deutscher Nation und des Deut-

schen Bundes werden wach; und durch das Gehirn des Mannes, der seit seiner Frankfurter Mission erbarmungslos die Habsburger aus dem engeren Deutschland verdrängt hatte, huschen großdeutsche Stimmungen. Vielleicht kommt, wer weiß, die Zeit, wo zwischen dem gesamten Deutschland und der habsburgischen Monarchie eine staatsrechtliche Verbindung bestand, doch einmal wieder. Bismarck war auch in nationaler Hinsicht nie sentimental; aber selbst er hatte doch Augenblicke, wo er empfunden zu haben scheint, was der Schnitt von 1866 für die Stammesgenossen bedeutete, die in die Flut gegen sie anstürmender slawischer Nationen und Nationchen gestoßen waren... So ganz auf freier Wahl beruhte also das Bündnis, wie etwa das zwischen Frankreich und Rußland, wohl doch nicht, die Anwesenheit jener Millionen Deutschen jenseits der schwarzgelben Pfähle engte die „absolute“ Suveränität beider Monarchien auch schon vor dem Weltkrieg ein. Und darum ist der glühende zu Kritik und Urteil drängende Anteil an dem, was in Österreich geschieht, um, durch einen Umbau der Verfassung und Verwaltung etwa, den immerhin zwölf Millionen Deutscher im zu erschaffenden Völkerstaat an der Donau leben und Gedeihen zu ermöglichen, keine Naseweisheit Unbeteiligter, keine unbefugte Einmischung in fremder Leute Angelegenheit, kein Erguß nationalen Mächtrausches (den wir daheim aufs Blut bekämpfen), sondern Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes.

4

Worum es geht — auch für uns geht? Ich will ein paar Tatsachen anführen. In Frankreich ist aus österreichischen Tschechen und ungarischen Slowaken ein ziemlich starker Heereskörper gebildet worden. In Rußland stoßen unsre Truppen auf gut organisierte Banden tschechischer Jahnenflüchtiger, die erbittertsten Widerstand leisten. In Böhmen haben sich alle bürgerlich liberalen und radikalen Gruppen, die Jungtschechen, die Staatsrechtler, die Realisten um (den inzwischen landesflüchtig gewordenen) Professor Masaryk zusammengeschlossen, haben allen Opportunismus, mit dem sie früher die Verselbständigung des Kronlandes nach ungarischem Vorbild innerhalb der Monarchie zu erreichen dachten, beiseite geschoben, haben die großösterreichische Maske (war sie immer nur Maske?), die Dr. Kramář noch in den denkwürdigen Delegationsverhandlungen bis zum Eintritt der Katastrophe trug, abgeworfen und die neue Partei der „Tschechischen staatsrechtlichen Demokratie“ gegründet. Ihr Ziel ist der völlig selbständige tschechische Staat und die berühmte unbeschränkte staatliche Suveränität, d. h. ein Maß internationaler Willensfreiheit, das vielleicht in Ariels ewig heiterem Lustreich, bei den eingeklemmten und eng verfilzten Gebilden Mitteleuropas aber um so weniger zu finden ist,

als die Vorstellung von ihrer national-wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit schon vor dem Kriege als blöder Fetisch erkannt war. Man will alle Fesseln, die Böhmen in den bisherigen Staatsverband eingliederten, radikal und ein für allemal abstreifen. Man will vom Ideal eines auf Mitbestimmung und Gleichberechtigung beruhenden Völkerstaats nichts wissen. Man erklärt den Bau an der neuen Reichsidee für vertane Zeit, nachdem immerhin der großösterreichische Opportunismus, wie selbst die Erklärung der tschechischen Unbedingten — nur die Klerikalen, die Sozialdemokraten und die nationale Arbeiterpartei machen nicht mit — einräumt, die Nation politisch, wirtschaftlich und kulturell stark, sprachlich vollberechtigt gemacht hat. Der Sieg des west-östlichen Gegenbundes sollte dieses Ziel verwirklichen helfen: gegen das Haus Habsburg, gegen die gehaßten Deutschen und Ungarn. Militärisch hat der alte Gott der Geschichte zunächst anders befunden. Aber man gibt die Hoffnung nicht auf. Man hofft mit den bekannten westlichen Hoffnungen: das letzte Viertelstündchen gehört denen da drüben. Inzwischen wird mit Hilfe des slawischen Blocks, der „reinen“ Pazifisten und Nichtsalsfriedenswoller und teilweise auch der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie, Obstruktion getrieben, um die Verwirrung aufs höchste zu steigern und den Staatsverband, als ob er die Zufalls-schöpfung einer entarteten geschichtlichen Phantasie wäre, zu sprengen. Die große russische Almmutter ist zerborsten, wenigstens für den Augenblick, der ein Jahrzehnt oder ein Jahrhundert dauern kann. Sie ist balkanisiert. Es ist der Wille dieser Politik, daß Österreich-Ungarn ebenfalls balkanisiert werde. Und das Ende und Endergebnis? Ich sage es mit den Worten, mit denen Karl Renner in den 1906 erschienenen „Grundlagen und Entwicklungszielen der österreichisch-ungarischen Monarchie“ den andren möglichen Ausweg geschildert hat: die erste, die zweite, die dritte Teilung Österreichs; dieses Land das Schlachtfeld der europäischen Rassen, die Arena eines neuen Dreißigjährigen Krieges, über die hinweg das Deutsche Reich an die Adria und bis zum befreundeten Bosphorus, das konstitutionelle Rußland (!) an das Mittelmeer und zum heiligen Byzanz vorzudrängen versuchen... Ich vertraue, daß der Leser die inzwischen nötig gewordenen Verbesserungen vornimmt.

Wir müssen endlich die Erbitterung und Verbitterung der österreichischen Völker verstehen lernen. Wir haben, nachdem Unvernunft sie unvermeidlich gemacht hatte, die Schlachtopfer auf uns genommen, weil wir an die Notwendigkeit und Möglichkeit des Nationalitätenstaates an der Donau glaubten und glauben. Wir hielten und halten die Vorfrage, die nach der Möglichkeit, durch den Verlauf des Krieges für endgültig gelöst: und nun

wird sie von einer Gruppe jener Nationen, einer machtvollen und politisch rücksichtslosen Minderheit, verneinend beantwortet. Sie läßt sich offenbar selbst durch die Perspektive eines dreißigjährigen Krieges nicht abschrecken. Unser Glaube war, der Mann im Schützengraben habe die Reichsidee, die Gesamtstaatsidee, mit der die politischen Staatskanzleien der Monarchie nichts anzufangen gewußt, von der, wie Renner, Pernersdorfer, Leutpner, Victor Adler und so viele ihrer Gesinnungsgenossen behaupteten, die bürgerlichen Politiker der Nationalparteien auch nicht einen Hauch verspürten, die 'Idee vom über- und internationalen Rechts- und Wirtschaftsstaat der kleinen und versprengten Völker', mit seinem Blute hochgehalten und gerettet und die Versäumnisse, die Verlegenheitsauskünfte, die Halbheiten einer längst überrannten Kronländerpolitik gut gemacht. Aber die Regierungsbank, auf der nun doch alle Nationalitäten nebeneinander Platz genommen haben, bleibt unfruchtbar. Die Wahlreform, das größte bisherige Ausgleichswerk, das mit Jubel aufgenommen und als Erlösung von dem alles normale Leben zerstampfenden Nationalitätengejank betrachtet wurde, konnte zur Beruhigung und zum Aufbau der Reichsidee nicht führen, weil die Parlamentarisierung der Regierung nicht zur Demokratisierung, d. h. hier zur Nationalisierung der Verwaltung und der Rechtssprechung überleitete und der einzige Weg, die nationalen Autonomien von unten auf zu schaffen, nicht begangen wurde.

Nun soll das Verfassungswerk von 1905 fortgesetzt und, augenscheinlich nach Renner'schen Ideen, die Keimzelle des örtlichen nationalen Lebens, das lokale und kulturelle Aufgaben umschließt, die auf nationalen Abgrenzungen beruhende Kreisordnung, neu aufgebaut werden. Käme so erst einmal ein Ausgleich zwischen Tschechen und Deutschböhmern in den gemischtsprachigen Bezirken zustande, so könnte man Hoffnung schöpfen. Es wird nichts helfen: der Kronländerpolitik, die sich auf ständischen Überlieferungen aufbaut, wird das absolutistisch-bürokratische Rückgrat gebrochen werden müssen; anders werden lebensfähige Nationalräte und Nationalregierungen nicht gebildet, anders die nationalen Machtkämpfe nicht aus dem Staatenparlament hinausgedrängt werden können. Die Bürokratenkunst des *do-ut-des*, des *divide et impera*, des über Parteien und Nationen Stehens und wie die schalen Formeln des in den Sumpf Regierens heißen, ist so bloßgestellt wie die Flucht in den Absolutismus des Paragraphen 14: und doch finden die Lenker des österreichischen Schicksals nicht den Mut, es mit einer großen und gründlichen Verfassungsreform zu versuchen, das feige Spiel des Diplomatisierens, Beredens, Zuredens hinter den Kulissen aufzugeben und eine Reichsidee zu schaffen, deren Träger nicht nur die bürgerlichen Deutschen sind. Wohl gemerkt: nicht nur die bürgerlichen Deutschen. Was bisher geschehen ist, sind Besänfti-

gungsgebärden (wie die Amnestie der Tschechenführer) ohne schöpferischen Wert: sie wurden als Zeichen der Schwäche gedeutet und genutzt; oder die Ablenkung der Nervositäten auf den in baldigste Aussicht gestellten annexionslosen Frieden, wodurch die fortwirkenden Ursachen des in den eigenen Eingeweiden fressenden und durch Außenpolitik nicht wegzujägenden Krebses keineswegs berührt wurden. Und noch steht das Gespenst des Südslawenproblems dort, wo es vor dem August 1914 stand. Es ist nämlich gar kein Gespenst: sprühende, protestierende, bluterfüllte, sich und ihre Zukunft wollende, das militärische Provisorium hassende Menschen stecken dahinter. Das Schwert hat der Idee die weitere Behandlung dieser Dinge — die Menschen sind — übergeben. Aber die Regierung nimmt sich Zeit und erbettelt Mehrheiten für Budgetprovisorien. Es ist, als ob sie keinen Glauben an das Vernunftrecht ihrer Mission hätte und nicht überzeugt wäre, daß keine Ordnung der nationalen Angelegenheiten erdacht werden kann, die auf der völkerrechtlichen Scheidung der einzelnen Nationen und Nationen beruhte.

Der unerschöpfliche Krieg

von Karl Leuthner

Erscheint es nicht als ein vermessen, ja unvollziehbares Unternehmen, das ungeheure Geschehen des Weltkriegs jetzt schon mitten im Werden und Wandeln der Ereignisse in einer Darstellung ausschöpfen zu wollen, die den ursächlichen Zusammenhängen nachgeht und lebensvolle Bilder der gewaltigen Begebenheiten sich zu entwerfen erlaubt? Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges hat das Unerhörte gewagt, und das Unterfangen ist so gut gelungen, als es heute nach Menschenkräften gelingen mag. Sagen wir es ohne ängstliche Bedingtheiten und Vorbehalte: ein Meisterwerk liegt hier vor, überzeugend in der Nachzeichnung der großen Linien des Geschehens, voll durchschauender Klarheit in der Auffindung der Beweggründe und Verknüpftheiten des Handelns, voll anschaulicher, plastischer Kraft und farbiger Fülle in der Ausführung der Schlachtgemälde. Wieviel eine spätere Forschung aus reicherer und gesicherter Kenntnis der Einzelheiten auch abändern und berichtigen wird, die großen Umrisse, wie sie hier gezogen wurden, werden bleiben, und bleiben wird auch der unvergängliche Wert des Zeugnisses eines Zeitgenossen, der mit so tiefem und rasch ansprechendem Verständnisse dem Miterlebten denkend und nachschaffend zu folgen vermochte.

Die Fülle des Stoffs, die der Verfasser auf den nahezu tausend Seiten der zwei ersten Bände ausbreitet, nachprüfend zu erwägen, fehlt Raum und Möglichkeit, darum sei es gestattet nur zwei Gesichtspunkte herauszuheben, von denen aus der Kritiker an den ursächlichen Verflechtungen und an den Ereignissen selbst manches anders sieht und beurteilt. Der eine ist: der Rhythmus der Kriegsbegebenheiten zeigt sich entscheidend — entscheidender als aus Stegemanns Darlegungen hervorleuchtet — von der Tatsache beherrscht, daß der Krieg von vornherein im Verhältnis zur menschlichen und wirtschaftlichen Gesamtkraft der Nationen geführt wurde, als ein solcher wirklicher Völkerring der erste der neueren Geschichte, aber nirgends und von keiner Seite vorbereitet war. Was am meisten gerade die Fachmänner überraschte, ihre Überlieferungen über den Haufen warf, das Ausmünden der mit der ganzen Wucht eines Vernichtungskrieges siegreich durchgeführten Aufmarschschlachten in den hinhaltenenden Stellungskrieg, ist tiefer noch hierin begründet, als in dem Übergewicht, das zu Kriegsbeginn bei dem damaligen Stand der artilleristischen Kampfmittel Spaten und Schützengräben gewannen. Das Erstarren der Schlachtreihe in den Feldbefestigungen konnte nicht überwunden werden, weil das Versiegen der Munitionsmenge den Puls des Handelns aufs äußerste abschwächte. Es entstand die erste große Pause im Westen und bald auch im Osten, innerhalb deren Umformung und Umstellung der Industrie die technischen, wie die neuen Aushebungen und Musterungen die persönlichen Kraftbestände der Völker erst voll auszuschöpfen begannen. Dieses Rüsten, diese Bildung von Massenheeren mitten im Kriege erklärt vor allem, warum zu Anfang des Krieges die Gesetze von Sieg und Niederlage förmlich aufgehoben erscheinen. Eine Reihe von gewaltigen Erfolgen, von furchtbaren, zerschmetternden Schlachten, die mit dem erbarmungslosesten Vernichtungswillen im Stile Napoleons und nach den Lehren Clausewitzs geschlagen wurden, endet wie eine Manöverschlacht des achtzehnten Jahrhunderts. Die Schlagkraft erlahmt an Munitionsmangel, und hinter den nun unbefieglichen Schutzwällen ballen sich neue Riesenheere zusammen. Alle Lücken und Risse, die das Schwert gerissen, füllen sich, was des Sieges wahre Tropfen bildet, die Schwächung des Feindes an Mannschaft und Rüstung, wird ausgeglichen. Ein neuer Krieg unter den wiederhergestellten Bedingungen und Machtverhältnissen des ersten Kriegsabschnitts hebt an: In dem Zustrom der Kräfte, der aus den Musterungen und aus den über Nacht geschaffenen Kriegswerkstätten herfließt, ertrinkt der Sieg und sein Triumph, mag er den Feind auch so verheerend getroffen haben wie die Schlacht bei Tannenberg. Denn was bedeuten die Hunderttausend, die in die Gefangenschaft wandern, gegenüber den Millionen, die der Zar neu zu den Fahnen ruft und die eine verschwindend kurze Aus-

bildungszeit in brauchbare Grabenkämpfer wandelt? Inzwischen haben sich die Schützengräben immer vollkommener zu wahrhaftigen Festungswällen ausgebaut und rauben dem Bewegungskrieg, was er am nötigsten braucht: den freien Raum zu Kräfteverschiebungen und Manövern, den freien Raum, den erst bei Gorlice deutsche Feldherrnkunst in neuartiger Durchbruchstrategie sich zu erzwingen verstand. Doch damit greifen wir über die Zeitfolge der Ereignisse hinaus, welche Stegemann in den bisher erschienenen zwei Bänden seines Werkes behandelt.

Der Krieg hat sich in den stofflichen und persönlichen Bedingungen der modernen Kriegsführung erst mitten im Ablauf der Ereignisse aufgebaut. Deshalb konnte und mußte er als ein Vernichtungskrieg zugleich ein Dauerkrieg werden, mußten Vernichtungs- und Ermattungsstrategie ihre zerstörenden Wirkungen in einander verschlingen, an einander ins Unendliche steigern. Um es kraß auszudrücken: gemessen an dem Aufwand der Massen und der Kampfmittel, den sie später entfalteten, traten — auch ganz abgesehen von England — alle Mächte sozusagen abgerüstet in den Krieg. In dem aussetzenden Puls des Geschehens, wie ihn die Munitionskrisen und die durch sie mitbedingte Ubergewalt der Verteidigung bewirkten, wurden Ertrag und Folgen des bisher Geleisteten und Erreichten ausgelöscht, verschwanden in dem neuen verdoppelten Kraftaufwand des Besiegten. Der Krieg wird eben nicht mehr im Verhältnis zu den bereitgehaltenen, im Frieden ausgebildeten Soldaten und angehäuften Vorräten geführt, sondern im Verhältnis zu den schier unerschöpflichen Kräften des Gesamtvolkes, im Verhältnis zu der schier unbegrenzt steigerungsfähigen Leistung der Industrie, und bei einer Ausbildungszeit, die in wenigen Wochen den friedlichen Bürger zum frontreifen Krieger formt. Folgend aber dieser allmählichen Umgestaltung des Volks und aller seiner Wirtschaftsmittel in eine ungeheuerere Kriegsmaschine muß der Krieg selbst allmählich, endlos verlaufen. Denn immer noch trägt er die Möglichkeit neuen Machtaufgebots, also eine Wendung des Schicksals zu Erfolg und Sieg in sich. Es wird also wohl nicht angehen, daß wir dem Abrüstungsgebanten die Hoffnungen zutragen, mit denen er umgeben war, als noch Heere von begrenzter, erschöpfbarer Zahl und langer Ausbildungszeit das Geschick der Staaten entschieden.

Der andere Gesichtspunkt, welcher nur für die Zusammenordnung der Kriegsereignisse entscheidend erscheint, bietet die wechselseitige Beeinflussung der Kriegshandlungen im Osten und im Westen. Stegemann stellt fest, daß die Ereignisse auf dem russischen Kriegsschauplatz schon während der Kämpfe auf belgischem Boden ihre Rückwirkung kundgaben. Denn sie ernötigten die Entnahme einer beträchtlichen Streitmacht, und schwächten zu entscheidender Zeit die Stoßkraft der deutschen Angriffsbewegung. Wie

sehr sich solche Entnahmen wiederholten und ihre Wirkungen vervielfachten, ist bekannt genug. Läßt sich dem gegenüber die Legende aufrecht erhalten, als hätte das k. u. k. Heer in Galizien den Druck der russischen Hauptmacht aufgehalten, was doch so viel heißen müßte als: für die Verschiebung der strategischen Gesamtlage unwirksam gemacht? Entsprach solchem Zwecke auch nur die Aufteilung der Streitkräfte, wie sie dem gleichzeitigen Aufmarsch gegen Serbien und Rußland zugrunde lag? Entsprach ihm die Zuweisung einer Heeresmacht für die serbische Grenze, von der ein wesentlicher Teil sehr bald, — allein für Ablauf der Lemberger Schlacht dennoch zu spät — nach dem russischen Kriegsschauplatz umgelenkt werden mußte? Entsprach ihm endlich der sächerförmige Aufmarsch der drei k. und k. Nordarmeen mit den breiten Rücken, die er bei ungenügendem Massenbestande in die gemeinsame Front riß, so daß sowohl Auffenberg als Brudermann der Gefahr der Umflutung erlagen? Es ist der erwähnten, oft wiederholten Legende die etwas simple Frage entgegenzusetzen, ob man wohl meint, daß es mehr die Niederlage von Lemberg, der Rückzug Danzigs und Auffenbergs waren, was das russische Übergewicht für einige Zeit ins Wanken brachte und in Schwebelag hielt, oder der Sieg von Tannenberg und die erste Masurenschlacht mit den ungeheueren russischen Mannschäftsverlusten und dem Zwang rasch Kräfte nach dem nördlichen Teil der Front zu verschieben, die sie im Gefolge hatten.

Es war der Ruhm, doch auch das Schicksal der deutschen Heeresleitung, daß sie vom Anbeginn des Krieges im Osten wie im Westen ein volles Maß der Gegenkräfte zu hemmen und abzuwehren hatte.

Hanneles Himmelfahrt

von Moritz Heimann

So oft ich das „Hannele“ nach Jahren der Abwesenheit auf der Bühne wiedererscheinen sah, war die Wirkung stark, doch nicht unmittelbar. Es war ihr immer etwas beigemischt, was nicht aus der jeweiligen Gegenwart der Dichtung stammte, etwas wie ein Gruß aus einer vergangenen Zeit, die vielleicht nur so zaubervoll herschimmert, weil sie dahin und zu ihren Müttern versammelt ist, vielleicht aber auch, weil sie wirklich ein aufgesprungenes Tor, ein Morgen, eine Jugend war. Viele von Hauptmanns Werken, wie sie eine ganz bestimmte, unvertauschbare Lokalität besitzen und dadurch neue Orter auf dieser Erde schaffen, haben

auch diese bestimmte, unvertauschbare Zeit; sie sind — vom Jahre 1892, vom Jahre 1895; keines vielleicht in dem hohen Grade wie das „Hannele“. Für mich wenigstens erneut sich gerade dieses Werk fast genau in dem Grade, in welchem es seine Werde- und Erscheinungszeit aus den abgelebten Tiefen mit heraufbringt. Wer ähnliches empfindet, muß sich in acht nehmen, daß er keinen falschen Schluß daraus ziehe; daß er den Wert der Dichtung nicht dadurch herabgesetzt glaube; „Hannele“ ist von 1893, das heißt nicht: es ist heute tot; „Hannele“ ist wie ein Stück Natur, dem Tadel entzogen, wie dem Lob. Sondern es drückt sich durch diese Einmaligkeit, durch diese einfache, rätselhafte Vorhandenheit in Raum und Zeit etwas Allerinnerstes von Hauptmanns Wesen aus.

Es ist eine andere, aber vollkommen entsprechende Seite dieses Wesens, daß Hauptmann Menschen von einer gleichfalls bezwingenden Einmaligkeit geschaffen hat, nicht zu loben und nicht zu tadeln, nur so erschütternd vorhanden. Sie sind irgendwie etwas anderes als dichterische Figuren, sind Personen durchaus; und nur das ist auffallend, daß trotz aller personalen Entfaltung, trotz des Widerspruchs und des Reichthums der Züge doch etwas Einfaches an ihnen unverkennbar, ja sogar der erste Eindruck ist. Aber es ist nicht die Einfachheit, die wir mit dem Worte Typus bezeichnen; es ist etwas Platonisches daran, etwas vor dem Begriff der Person Liegendes, nicht hinter ihm. Der Fuhrmann Henschel, die Mutter Wolffen, das Hannele, so fühlen wir ohne weiteres und denken nicht einmal daran, wie sonderbar, wie selten eine solche Identität von Urbild und Person eigentlich ist.

Sobald wir einmal erkannt haben, daß das „Hannele“ nicht ausschließlich durch die Grenzen der Personalität bestimmt ist, so werden wir darüber im klaren sein, daß die Dichtung, auch abgesehen von ihren Reizen, etwas anderes, etwas mehr ist, als die psychologische, exakte Darstellung eines Fiebertraums. Die Exaktheit ist groß; ja wer einmal die der Fessel entledigte Phantasie eines sterbenden Mädchens hat umherirren sehen, wird betroffen davon sein, wie vollständig, bei aller Kargheit und oft bloß andeutenden Zartheit, wie wahr in ihrem Sternschnuppentanz die Analyse des Dichters ist. Und dennoch schwillt die Dichtung über die Darstellung eines subjektiven Zustandes hinaus. Hannele träumt nicht nur ihren Himmel; sondern dieser Himmel ist auch im poetischen Sinne objektiv vorhanden; — inwieweit er es etwa im wörtlichen sein soll, gehört nicht hierher. Daß der Dichter in den Versen der Engel und an hundert andern Stellen den Sprach- und Vorstellungskreis seines armen Dorf Mädchens überschreitet, brauchte an sich nichts zu beweisen; er könnte damit ja bloß inkonsequent sein. Aber in Wahrheit ist diese Inkonsequenz sein weise angewandtes Mittel, die Subjektivität

der Phantasten Hanneles allmählich zu durchbrechen und immer klingen-
der eine jenseitige Welt aufstrahlen zu lassen. Diese jenseitige Welt ist,
nach dem Geiste der Dichtung, vorhanden; und in der Richtung auf sie
sind die Sinne des Kindes, sonst verstört und verwirrt, durch das Sterben
entsiegelt. Nicht ein vermeintliches, sondern ein wahres Licht nimmt die
kleine Heilige auf; die Engel tragen sie in den wirklichen Himmel empor.
Auch ein Dichter, der nicht an Apollo glaubt, kann den Apollo erscheinen
lassen, ohne ihn als Halluzination einer seiner real gemeinten Menschen
auszugeben.

Denn es gibt einen Punkt der Dichtung, von wo wir ihr, wenn sie
als rein psychologisch zu gelten hätte, nicht mehr folgen würden. Im
Augenblick, wie der Todesengel das Schwert hebt, das lange gedroht
hat, und das Kind ganz vernichten würde, wenn die Diakonissin nicht
ihre geweihten Hände auf das gepreßte Herz legte, in diesem Augenblick
beginnt das letzte Sterben. Wie stirbt ein Mensch? Wenn es dem völligen
Ende zuginge, so könnten die erlahmenden Sinne es zwar durch sich hin-
durch noch spuken und geistern und in immer längeren Intervallen
wetterleuchten spüren; aber sie müßten doch Stück für Stück die Welt da-
hin fahren lassen; wie sie sterben, im selben Maße stürbe auch die Welt.
Hannele aber blüht und glüht immer entzückungsvoller dem letzten Augen-
blick zu; ihre irdischen Erinnerungen trägt sie nur so mit sich hinaus,
wie ein Kind aus einem zerstörten Hause sein Spielzeug in beide Armchen
gerafft ins Freie rettet. Die Seele ist wirklich in den wirklichen Himmel
gefahren.

Dieses eingesehen, und wir gewinnen die richtige Freiheit in der thea-
tralischen Darstellung des Gedichtes. Wir brauchten uns nicht mehr bloß
darauf zu berufen, daß ein Dichter nicht konsequent war, daß ein Dichter
kein Pedant ist, um uns der Beengung zu entziehen, Visionen und
Himmelsglorien durchaus nach der Darstellung gerade dieses Kindes zu
spielen. Die Subjektivität der Gesichte brauchte nicht weiter getrieben zu
werden, als daß sie nur gerade den allgemeinen Stil der Erscheinungen
bestimmte. Und, wie es so geht, mit der größeren Freiheit würde ver-
mutlich sogar auch die größere subjektive Wahrheit zu erreichen sein. Ein
dörflich wirklicher Himmel würde eher der Himmel Hanneles sein, als
der versuchte bloße Himmel Hanneles.

Das Stück zu spielen, wäre freilich auch dann noch nicht gerade leicht,
so sehr es anders scheint. Es genügt nicht, daß Hannele mager ist; im
ganzen Spiel müßte etwas von der Magerkeit von 1893 sein, wo alles
in Deutschland, auch die Worte, noch nicht so fett waren wie später. Es
brauchte keines sogenannten Stils, keiner besonderen Mittel und Künste,
um die visionären Erscheinungen und die reale Welt neben- und ineinander

zu führen; es brauchte dazu nur eines Gefühls für das spezifische Gewicht der Sprache, für ihre Leichtigkeit, Schlankheit, für ihre Schnelligkeit. Gerade hierin verfehlte es in der jüngsten Aufführung der Schauspieler des Mattern-Maurers so sehr, daß er geradezu einen versoffenen Halunken spielte und nicht die Erscheinung eines solchen.

Aber merkwürdigerweise brachte er durch diesen Fehler dennoch unversehens eine Wirkung hervor, die uns den Weltblick des Dichters plötzlich in seiner ganzen schweren Tiefe empfinden ließ. Als der Heiland ihn anruft und ihm näher geht, bittend, mahnend, drohend und vernichtend, und er auf jedes Wort das seine setzt, in siegreicher, gut zielender, dann wankender und endlich noch in der Niederlage bestätigter Verstocktheit, da wurde die Szene zum Mythos, und das gute und das böse Prinzip selbst standen einander in ihrem ewigen Kampfe gegenüber.

Da war es wieder, dieses Platonische bei Hauptmann; die es zu früh wollen, zu schnell, zu ausdrücklich, die kriegen es nicht. Es ist bei Hauptmann überall im Verborgenen da. Es hilft ihm nicht bloß ordnen und die grundlegenden einfachen Linien ziehen; es schafft in ihm, es schafft die scheinbar so einmalige, scheinbar so zufällige Realität seiner Menschen. Wenn es einmal, nachdem es so lange sein heimlich regierendes Prinzip gewesen ist, zu seinem Thema wird, so werden wir einen wahren und notwendigen Weg zu überblicken haben.

Politische Chronik / von Junius

Wir müssen uns nun auch seelisch mehr nach Osten wenden . . . obwohl die Seele des Ostens in allen ihren slawischen oder indogermanischen (litauischen zum Beispiel) Schattierungen vor dem germanischen Geist bekümmert zurückweicht. Aber die Befreiergeister zu lächeln, mit der Deutschland das russische Polen aus der zarischen Umklammerung löste, ist freilich billig und dilettantisch; nicht auf die subjektiven Hintergedanken und Nebenabsichten, sondern auf die objektiven Nötigungen kommt es an: und die erlaubten, zumal in dem Stadium des Kampfes, in dem die Mittelmächte dem früheren russischen Zwangsbesitz die Unabhängigkeit zubilligten (Ende 1916), keine reine Gewaltlösung des polnischen Problems von oben her. Die Walze rollte weiter, das Zartum zerbrach, die Revolution erschütterte das ungeheure europäisch-asiatische Reich und sprengte den machtpolitischen Rahmen nun von innen heraus auseinander. Hat man vergessen, daß dieser Zerfallsprozeß, über dessen

Dauer, Bestand und spätere Formen nur das vorsichtigste Urteil erlaubt ist, sich wie nach Naturgesetzen abspielte? Die gerade von russischen Revolutionären im Ausland eifrig verbreitete Behauptung, Rußland sei ein Nationalstaat, der von dem demokratisierten Petersburg zentralistisch zu regieren sei, war zwar durch das babylonische Durcheinander in der ersten Duma Lügen gestraft worden; aber der Glaube daran lebte über den Kriegsausbruch hinaus in Europa weiter, genährt durch den Bund, den die Plechanow, Krapotkin, Alexejew, Martow und Anhang auf Kündigung (wie sie meinten) mit dem Zarismus geschlossen hatten. Nach dreijähriger Schläferei um ausgesprochen imperialistische Ziele willen zeigten sich die Tatsachen in ihrer kalten Nacktheit. Ein Wirbel von Selbständigkeitserklärungen, bis nach Turkestan, Buchara und Kaukasien hinein, legte über das Reich, je radikaler die zufälligen Herrschaftsformen in seinem Zentrum wurden; das mehr als zweihundertjährige „Sammeln der russischen Völker“ schien aus dem Geschichtsbuch gelöscht. Zwei unbegreifliche Niederlagen auf einmal hatten zu diesem Ende geführt: die militärische und die ideelle des Panrussismus, dessen Ausichten doch ungemein gewachsen schienen, seit der Wille zum liberalen Verfassungsstaat sich kundgetan hatte, also seit 1905. Wer diese Zusammenhänge überdenkt, wird vor der unsäglich törichten Behauptung bewahrt bleiben, die nun auch in verlogener Verlegenheit Wilson nachstammelt, als ob der deutsche Militarismus den chaotischen Gang der russischen Revolution auf dem Gewissen hätte und sie um ihre „Früchte“ bringe. Um jene bolschewistischen Früchte nämlich, die das um Wallstreet und Throgmortonstreet kristallisierte Angloamerikanertum den früheren Untertanen des Zaren neidet. Wer rettet uns vor den fettgedruckten Lügen der regierenden Amtsstuben?

Die Ereignisse seit dem Beginn der Friedensverhandlungen Ende Dezember des vorigen Jahres beweisen, daß der verstiegene, wurzellose und mit falscher Taktik operierende Doktrinarismus der Bolschewiki der russischen Revolution den Sinn und die Mission zu rauben drohen. Sie, nicht wir, haben die Kohäsionskraft des Reiches endgültig gebrochen und die Fremdstämmigen, ja sogar die Ukrainer, die man nicht ohne weiteres zu ihnen rechnen darf, durch Forcieren der Klassenkampfschöpfung zwangsweise hinaus- und den Mittelmächten in die Arme getrieben. Der Umbau des Riesenreiches in einen aus selbständigen Gliedern gebildeten Bundesstaat setzt eine Höhe des politischen und kulturellen Gemeingeistes voraus, wie er kaum im Westen irgendwo zu finden ist; er setzt die letzte protestantische oder puritanische Heiligkeit voraus, dazu ein großes, national geschlossenes Herrrentum; es ist unvernünftig, alles das im Byzanz des Nordens zu suchen. Hier sind alle Zwischenstufen der Entwicklung und Befestigung vom Mittel-

alter zur technisch-kapitalistischen Modernität neben einander und suchten — Sprachen, Religionen, Stämme, Rassen, soziale Kreuzungen und Spannungen — unter der Decke und dem Drucke des Polizeistaates Ausgleich, Duldung, Gewährenlassen. Es war die Aufgabe eines Jahrhundert, vielleicht von mehreren. Das war auch die Ansicht des Grafen Witte, der darum allem imperialistischen Drängen des der Bürokratie halb versöhnten kadettischen Fortschritts aufs heftigste widerstrebte. Es ist mir darum seit dem Erlebnis des letzten Halbjahrs ganz zweifelhaft geworden, ob selbst ein wirklich aufgeklärter demokratischer Zentralismus, der sich hinter einen mit den Lippen bekannten Föderalismus versteckt, in absehbarer Zeit solcher Riesenaufgabe gewachsen gewesen wäre. Wie dem sei: wir sehen heute andre Wege beschritten, und durch bloßes Gewehrbeifußstehen oder gar Räumen der besetzten Gebiete hätten wir sie nicht versammeln können. Das vergift die sogenannte östliche Schule unserer Politiker, die unentwegt den Ruf nach dem europäischen Kontinentalblock gegen England erhebt, ohne zu zeigen, wie man ihn mit einem bolschewistisch durchsetzten Rußland und einem jeden Annäherungsversuch zurückstoßenden Frankreich zustande bringen kann, — von vielen anderen mitsprechenden Faktoren zu geschweigen.

Darum also geht die Entwicklung über die Dezentralisierung und die — vielleicht zeitweilige — Verselbständigung aller Randstaaten, besonders der westlichen oder dem Westen sich zuneigenden. Uns wäre, unter einem den Gesamtwillen verwaltenden Kabinett Miljukow-Kerenski-Tschernow etwa, eine demokratisch-sozialistische Koalitionsregierung unendlich bequemer gewesen, die mit uns den Sonderfrieden geschlossen hätte, wenn ihre Druck auf den Gegenbund nicht ausgereicht hätte, den allgemeinen herbeizuführen. Die Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 war auf diese Möglichkeit zugeschnitten; ihr lag der Wille zu einer Politik der Vernunft und der Versöhnung zugrunde. Daß Kerenski auf sie nicht einging, lag nicht nur am bösen Willen unsrer Reichsregierung.

Ein Schwebezustand der neuen Zwergstaaten zwischen Finnland und Bessarabien, ein absolut freies Verfügungsrecht über sich und ihre internationale Stellung, ist eine Utopie, zumal da bei der heutigen machtpolitischen und wirtschaftlichen Verflechtung selbst größere und in sich gefestigte Staaten den Ort ihrer Anlehnung im System der Weltmächte zu suchen haben. Nur wo eine besonders begünstigte geographische Lage den Schwebezustand und das Abseitsstehen bisher ermöglichte, wie bei Holland und den skandinavischen Staaten, wird die Scheinfreiheit der politischen Existenz geduldet. Ich möchte den englischen oder amerikanischen Staatsmann sehen, der, die Nötigungen der mitteleuropäischen

Völker für ihre Vaterländer vorausgesetzt, den Mut gefunden hätte, die früher russischen Randländer ins östliche Chaos zurückzustößen, nachdem sich der Aufruhr bis an die Grenzen ihrer Marken fortgefressen hätte. Ein annexionsloser Friede setzt, ich sagte es schon, die Autorität einer festgewurzelten Ordnungsgewalt voraus; und die ist, ob wir wollen oder nicht, augenblicklich eben Deutschland.

Der Friede vom 2. März, ob er nun von den Sowjets ratifiziert werde oder nicht, trägt darum nicht weniger die Merkmale des Interims an sich wie der mit der Ukraine. Wie lange es währe, und ob es sich überhaupt in ein Definitivum wandle, wird von den Umständen abhängen, unter denen eine dauernde Verständigung mit den angelsächsischen Mächten zustande kommt. Denn ohne diese ist ein mitteleuropäisches Leben nun erst recht nicht möglich: keine militärischen Erfolge können diesen Leitsatz umstoßen, nachdem die von den Ostlern vorgegaukelte Trias Deutschland-Rußland-Japan nun durch den gänzlichen Zusammenbruch des Bindegliedes völlig in Nebel zerrann. . . Der Willen zur Einbeziehung der östlichen Randländer in den mitteleuropäischen Bereich kann uns Segen bringen und Bestand haben, nur wenn sie das denkbar größte Maß von Selbstbestimmung innerhalb des größeren Zusammenhanges erhalten; wenn alle künstlichen Germanisierungsversuche gemieden werden; wenn der dortige Aufbau auf die völkischen und sozialen Schichtungen der neuen Vaterländer die weiteste und durchaus demokratisch bestimmte Rücksicht finde; wenn alle Parteinahme für die bisherige reaktionäre Herrschaft unterbleibt. Die Liste dieser Wenns ist jedermann geläufig. Es wird von ehrlichen Patrioten bezweifelt, ob der deutsche Beamte die psychologischen Voraussetzungen für solche Mission mitbringe. Er ist unbeliebt; vielfach auch um seiner besten Eigenschaften willen. Es brauen sich da Revanchegefühle zusammen, vor denen einem graut: darum kann man die Achtung vor dem Recht auf Selbstverwaltung, auf nationale Autonomie im Osten gar nicht übertreiben.

Unsre Aufgabe ist hier durch eine weltgeschichtliche Mission bestimmt, und es würde sich an unsern Kindern rächen, wenn wir im Geist napoleonischer Gelüste ihren Sinn mißverstünden. Das Maß und die Methode der Bindungen sind gerade durch die Rücksicht auf unser deutsches Schicksal gegeben; sie können nicht elastisch und weitherzig genug sein, und sie dürfen das Wesentliche, die Urabsicht der so viel beredeten Reichstagsresolution nicht verletzen wollen. Sie war nicht auf dynastische Spielereien gerichtet, auf Herstellung von Personalunionen etwa, die das deutsche Reich mit unnützen Verantwortungen belüben. Sie wollte das wahre Gesicht der machtpolitischen Bedürfnisse und Instinkte des deutschen Volkes vor aller Welt enthüllen. Sie erklärte rund-

heraus: Eroberungen durch Gewalt, selbst wenn die militärischen Ent-
 scheidungen sie erlaubten, sind abzulehnen: ein für allemal und aus Grund-
 satz. Der Schärfer sah, fügte hinzu: auch aus Klugheit, aus Voraussicht,
 aus Selbstschutz. Heute, unter den durch russischen Auflösungsprozeß
 einmal gegebenen Verhältnissen, sind wirtschaftliche und verkehrspolitische
 Bindungen selbstverständlich; es ist dummer Doktrinarismus, anzunehmen,
 daß die Geschichte, oder wie man die Bewegungskräfte zu nennen beliebt,
 die staatliche und gesellschaftliche Veränderungen herbeiführen: daß die
 Geschichte keine Lagen schaffe, in denen materielle und kulturelle Über-
 macht nicht „Wohlthaten“ aufzuzwingen genötigt sei. Durch fortwährende,
 nur durch die landesübliche Moralheuchelei unerträglich gemachte Be-
 rufung auf solche Wohlthaten beweist sich das britische Weltreich sein Recht
 auf Einordnung immer neuer Teile des Planeten; jetzt, nach den jüngsten
 Erklärungen Balfours, das Recht auf Ausdehnung seiner Schutzherr-
 schaft über Ägypten, Arabien, Syrien, Mesopotamien, Südpersien; aber
 wo Weiße verwandter oder fremder Rasse in Betracht kommen, öffnete
 man das demokratische Ventil und räumte man Selbstverwaltungsrechte
 ein (Buren), — oder will man sie einräumen: Irland. Daraus lerne
 man und ziehe man die Folgerungen, die unausweichbar sind. Sie be-
 treffen vor allem auch die innere Ordnung Preußens und des deutschen
 Hauses. Solange es die polizeistaatliche Zwangsjacke nicht abstreift, so-
 lange es vom Kastengeist beherrscht ist und Kastengefinnung von ihm
 ausstrahlt, so lange nicht alle seine Bürger als gleichberechtigte Willens-
 träger des Staates, nach unsagbar großen Beweisen des Willens zum
 Staate und der sittlichen Reife, grundsätzlich und in der Praxis aner-
 kannt sind: so lange wird das Verhältnis der neuen wie der alten Rand-
 völker eher feindlich sein und die Stellung des Deutschtums in der Welt
 hinter dem zurückbleiben, was sie sein könnte und sein sollte.

Aber wie gering erscheint das Erreichte im Vergleich mit dem, was
 erreicht werden muß, ehe der allgemeine Friede möglich sei. In
 dem Augenblick, da sich alle unsere Gedanken dem Westen zutreiben,
 ist es gut, sich darüber Rechenschaft zu geben. Jüngst hat Herr
 Dr. Helfferich im Verband für Einfuhrhandel den Kern des Friedens-
 problems von allem Phrasennebel befreit und den Illusionären gezeigt, wie
 eigentlich die zermalmende Waffe des starken Seelwörs aussieht, mit der
 er unser Rückgrat zu brechen bemüht ist. Sie war und ist furchtbar.
 Sie hat — natürlich nicht ohne bitterernste Rückwirkung auf die eigene
 Lebenskraft und Zukunft — allbereits unser deutsches Wirtschaftsleben
 bis ans Mark angenagt. Und gibt es kein Mittel, sie ihm aus den Klauen
 zu winden, das heißt der deutschen Arbeit in den ihr versperrten Teilen

des Planeten wieder Betätigungsfelder zu öffnen, die Türen der Märkte wieder aufzureißen, den Boykott des Rohstoffbezuges aufzuheben, die differenzierte Behandlung des deutschen Handels und der deutschen Schifffahrt auszuschließen: so ist das deutsche Volk auf absehbare Zeit „zum Krüppel geschlagen“. Er vertraut, um dieses Unglück zu verhüten, auf das deutsche Schwert und die sich steigenden Wirkungen des U-Bootkrieges. Das wußten wir längst; und auch der gemeine Mann wußte es längst, weil es banal gedacht und banal ausgedrückt ist. Banal nenne ich Herrn Helfferichs Ausführungen, weil er sich in den Sumpf der Schulfrage niederließ, anstatt ohne Umschweife die objektive Ursache des europäischen Erdbehens zu suchen und anzugeben.

Viele haben sie, die man mit dem Begriff des Imperialismus umschreibt, vorausgefühlt und ihre katastrophale Wirkung vorausgesagt; wenige so scharf formuliert wie Lew N. Troßky. Über seine dialektischen Künste in Brest-Litowsk mag man spötteln; und sein praktisches Politikertum darf man donquichotisch nennen, da es für Möglichkeiten kein Augenmaß besaß. Er hat Rußland und den russischen Menschen mit den Augen eines starren Marxisten betrachtet, er hat es an den Verhältnissen eines einheitlich durchkapitalisierten Westlerstaates gemessen: ein ungeheuerlicher Fehler. Er hat die materielle und die Seelenlage des deutschen Arbeiters erkannt. Er hat sich mit einem bedenklichen Stabe zweifelhafter jüdischer Revolutionäre oder . . . Revolutionspieler, mit allerhand Radeks umgeben und seine Sache dadurch bloßgestellt. Aber er hat wenigstens eine Generalidee, die dem unerträglichen Hantieren mit den Oberflächenvorstellungen des bürgerlichen Dugendpatriotismus meilenfern ist.

Helfferich meint: ohne die weltwirtschaftliche Stellung, die sich Deutschland errungen hatte, kein Krieg. Einverstanden. Aber auf die Aufgabe, die der deutschen Politik darum zugefallen war, geht er nicht ein: obwohl er doch an den Schuldfragen, sofern sie die anderen betreffen, kleben bleibt. Troßky weist nach, daß der Zusammenbruch gekommen ist, weil der alte nationale Staat, der sich als selbständiges Wirtschaftsgebiet fühlt und den anderen Staaten als ein in wesentlichen Stücken feindliche Wirtschaftseinheit gegenübertritt, sich überlebt habe. Die Produktionskräfte sind weltumspannend, weltbürgerlich, übernational geworden; aber der nationalstaatliche (bürgerliche) Kapitalismus hielt an der national-staatlichen Ausbeutungsform fest. Er folgert: der objektive Sinn des Krieges liegt in der Zertrümmerung der gegenwärtigen nationalwirtschaftlichen Zentren zugunsten der Weltwirtschaft. Die Aufgabe des Imperialismus erblickt er in der organisierten Zusammenarbeit der gesamten Güter erzeugenden Menschheit; aber ihre Erfüllung ist unmöglich, solange die kapitalistische Klasse der siegreichen Gruppe die Weltwirtschaft zu eigenem Nutzen mono-

polisiere, — wir verstehen darunter den Westbund unter Englands Führung: Trotzky hat im Oktober 1914, gegen die allgemeine Tendenz seiner Einsichten, noch den Angriffsimpuls und die monopolistische Absicht Deutschland zur Last gelegt. Er ist später selber davon abgekommen und hat die Unschuldsprose der westlichen Bourgeoisien nach ihrem sachlichen und moralischen Werte beurteilt.

Darum kann, so schloß er, nur der gleichzeitige und allgemeine Aufstand der Proletariate gegen ihre national-kapitalistischen Ausbeuter, die sozialistische Weltrevolution das Ende des Krieges sein und den Krieg beenden; er knüpfte den Fehlschluß daran, daß die Tage des nationalen Staates überhaupt gezählt seien, — als ob er nur Wirtschaftszwecke zu erfüllen habe und seine Leitung für ewig den Händen bürgerlicher Ausbeuter anvertraut bleiben mußte, um zu existieren. Und er hat danach gehandelt. Daheim hat er, Ostliches mit Westlichen verwechselnd, mit dem Zarismus auch den Staat als solchen zertrümmert und das Reich, gleich als ob der Föderalismus seiner Teile sich von selbst herstellte, aufgelöst, indem er bei fortschreitender Revolutionierung durch den Krieg nun auf Hilfe durch die wiedererstehende Internationale hoffte. Aber die liegt bisher noch immer in den Wehen, weil jedes Proletariat dem anderen den Vortritt beim Aufruhr gegen seinen nationalstaatlichen Kapitalismus läßt.

Solche Erwägungen sind gar nicht so sehr reine Theorie, wie Denkschrägheit annehmen möchte. Nicht um Sicherungen durch Erwerb von Kilometern geht es. Den wahren Einsatz, der auf dem Spiele steht, hat Helfferich angedeutet, Trotzky aus tieferen Ursachen hergeleitet. Findet sich keine Rechtsform für das Verhältnis der nationalen zur Weltwirtschaft, so kann der Krieg nicht enden: und die Erschöpfung Europas wird vollständig. Es sei denn, die eine Gruppe erringe binnen kürzester Frist einen glatten zum Friedensdiktat befähigenden Sieg.

Über Bethmanns Depesche, die für den a priori undenkbaren Fall einer französischen Neutralität in einem deutsch-russischen Krieg das Recht der Besetzung von Toul und Verdun forderte, wäre an dieser Stelle kein Wort zu verlieren, wenn die Gefahr einer unsagbar plumpen Beamtenregierung ein für allemal vorüber wäre. Herr Zimmermann ist gegangen, aber seine Art der Nachverwaltung und Verfügung über deutsche Schicksale spukt in den Ämtern weiter. Wie hilflos Beamte von feinstem Schiffs-, edler Bildung und staatsmännischer Denkrichtung an den Imponderabilien und Realitäten der großen Politik — ich brauche hier Fremdwörter absichtlich und liefere mich freiwillig den Puristen aus — vorbeistasten, hat Bethmann Hollweg gezeigt: in dem seit 1908, der bosnischen Krisis, sich verdichtenden Netz der kontinentalen Handel und planetarischen

Reibungen irrte er geängstigt herum. Hatte er eine Generalidee, die aus der „englischen Krankheit“ geborene etwa, so blieb sie wie gelähmt und ohne motorische Kraft in seinem Gehirn stecken: er übergab den Dingen, das ist dem Verhängnis, die Führung. Es ist übrigens im inneren Dienst nicht viel anders und besser gewesen. Denn die Entdeckung, daß dieses preussisch-deutsche Volk für allerhand Freiheiten und zahme Mitbestimmungsrechte „reif“ sei, war schon vor dem Erdbeben, besser: im Hinblick auf dieses Erdbeben und zum Zwecke der internationalen Entspannung zu machen. Aber für sie ist Herr von Berghmann von den in Sachen des Staats- und Menschenwohls so bescheidenen Liberalen in Parlamenten und Presse der Vorbeer des Staatsmannes aufs Haupt gesetzt worden... Hinterherige Reflexion ersetzt nicht die Ideenhaftigkeit, den aktiven Instinkt und das eingeborene Organ, die Welt politisch zu erleben. Wird man die Folgerungen ziehen? Wird man endlich Politiker an die Spitze der Ämter setzen, und wird das hinreichend geprüfte deutsche Volk, dem noch täglich seine Portion Schicksal gemacht wird, endlich freie, unbeamtete, vor dem Leben erwiesene Intelligenzen dorthin setzen, wo es gemacht wird? Diese Frage wird sich, leider, noch oft wiederholen lassen: sie betrifft das Verhältnis des dienenden und des leitenden Kopfes. Wir haben ausgezeichnete, gewissenhafte, aufgeklärte Verwaltungsbeamte gehabt, bedeutende oder gar große Staatsmänner fehlen fast ganz. Die können in der Bürokratenschule, wo man sich langsam hinaufdient, nicht gedeihen. Daß der Freiherr vom Stein aus dem reichsunmittelbaren Adel stammte und Bismarck der unbändigste Beamtenhasser war, ist symptomatisch.

Anmerkungen

Wedefind

Der Nachruf wäge nicht das Für und Wider. Von der jungen Wunde des Augenblicks ist alles Gute schmerzlich überströmt; um des Anderen (Notwendigen) willen spritzt Schmock seinen Speichel höhrend auf das Epitaph. Wirkung aber des vollbrachten Lebens voranzusehen ist unser Augenkreis zu eng bemessen. Wir dürfen ehestens bezeichnen: wie es sich unter uns gebärdete und Widerstände schlug, die eine Menschheit — gespalten in Göttliche und Mephistophelische — ihm entgegenbaute; dann noch: wie es in den Plan der Dinge und der Welt geordnet stand.

Wedefind, zwischen zwei Zeiten und Bewegungen gereiht, war keiner verpflichtet. Zum Toten sagte Marx Halbe: er sei Naturalist der Idee gewesen — solchermaßen, daß er die Quintessenz des Geistigen in dämonischer Erdbständigkeit ausstanzte. Aber zu den Vätern sagen wir Ebhne: der Katarakt seiner Gesinnung und Gesichte schleuderte ihn auf unsern Weg, wir spürten eines Jünglings hämmernde Leidenschaft: das Maß der Lüge auszuschöpfen, Pandorens Schlangen zu erwürgen, endlich im metaphysischen Nest die ganze Welt zu packen. Nicht mehr zeigt das Wirkliche sich in satanisch scharfem Abbild, um Rechtlosigkeit und soziale Schichtung auszugleichen; auch hat das Sentimentalische der Unterdrückung ausgespielt. Ihm türmte sich Realität als die letzte Konsequenz der Seele, die den Himmel und die Majestät so nahe kennt wie das Gewöhnliche, das Unbürgerliche,

wie das Ewigheutige und das Bizarre. Aus dem Ruch der Kloake wird der Gott gefischt, aus der schimmernden Milchstraße eine modrige Tradition gerissen — zermettert der Götze des schönggeistigen Ideals. Alle, die diesen Bezirken angehören: Clown, Pfaffe, Hure, das Kind und Simson, der Mädchenhändler, König, Dichter, Weib atmen urmenschliche Seele hin. Die Dimensionen sind gesprengt; den Kopf im Arm erscheint der Selbstmörder, der Halbgott weht ins Gemach der tändelnden Weiber. Hier formt sich Vision, aus Sichtbarem mit einem Blick das Unsichtbare herauszubringen; rührt an den Geist im Stoff; ballt einen Körper um den Geist. Das Chaos der Gestalten ist mit dem höllischen Ritt des Gemeinen, des Geschlechtlichen, des Brutalen gebunden, der, seit jener paradiesischen Verfluchung, uns alle bindet. Wedefind sah, faßte, hob aus dem Chaos den Menschen: geronnene Mitte der Welt — sah und riß, zu kühnstem Aspekt, aus ihm das Pulswerk bloß, das diese Erde rotieren läßt mit Laster und göttlicher Inbrunst.

Nicht schrieb ein Realist das Bild des Tages ab. „Der Realismus“ — stand im Motto der ersten „Jungen Welt“ — „ist eine pedantische Gouvernante, lehrt zur Natur zurück!“ Er hieb ihn entzwei, daß die Hülle vom zuckenden Herzen sprang. Das Herz ist einfach. Wedefind vollbrachte verblüffendstes Wagnis: Einfaches zu sagen. Sie kreuzigten ihn, weil sie, eigene gewohnte Lüge vermissend, ihn nicht durchschauten.

So, da er alles sah und seherisch über

die Mühle des Gehirns leitete — die es zu eindeutiger Klarheit filtrierte — erschien er selbst von odysseischer Verschlagenheit: begabt von Gott mit Herz, von Satan mit Gedanke, ein Vielgewandter, Zäher, um seines hohen Triebes willen Egozentrischer, dem nie der Atem verschlug, sich zum Augenblick zu bekennen. Und da er alles war: Weltbürger, Versessener, Reklamemann, jizzenfischer Berater, Dichter, Komdbiant, stets bis ins Tiefste durchglüht, dampfend von fanatischem Bekenntnis — litt er tausend Hinrichtungen, wenn die Bilanz seines Werkes vom Gelächter niedergeschrieben, von Übelwollen durchgestrichen wurde. Im Vollzug seiner selbst mußte er Schauspieler werden und brauchte nie sich künstliche Maske vorzubinden, um zweites Wesen anzudeuten. Denn er war von allen Seelen unendlich satt. Trat er, sie figürlich zu beleben, auf, so vollzog er die Synthese zwischen Vision und Wirklichkeit, die in der Kunst allein entscheidet.

Der Bürger, der nur das Auffällige und Ungewöhnliche dieses Tristerenden sah, verdamnte einen Clown und Amoralischen. Die Glendkirchweih dauerte ein Leben lang. Spie er, Nicolo, das blutige Herz unter Blinde und Rohe: „Geehrte Zuschauer! Mein Fach auf der Bühne ist die große ernste Tragödie“ — so johlten sie zurück: „ein großartiger Komiker!“ Ihnen blieb er es. Dem Zigeuner, der ängstlich seine Unantastbarkeit verteidigte, zwischen Zirkus emblemen der Pedant des Hauses war — geschah noch ein groteskes Spiel, als er zur Grube fuhr.

Die Friedhofshalle zeigte doppeltes Gesicht: im Halbkreis stand, zylinderreich, gesammelt die Würde der Bildung; im andern Bogen: Volk, kraß, bunt; Weiber zur Sensation der Leichenschau ausgeflogen mit rognazigen Kindern; Huren, aufgetakelt, von der fernen Erinnerung des Namens irgendwie berührt; Bummeler; glühende Studenten und bepelzte satte Frauen. Fanal einer weißen Scheibe geht hoch: „Frank Wedekind“ — wie Start, Renn-

bahn, letzte Nummer. Versoffene Kutschnasen rechts und links der Bahre, zerrissene Livree und schiefer Hut . . . Als Strom der Neugier nach dem Grabe schoß, schnarrte die Filmkurbel. „Ich drehe fünfzig Meter!“ — „Meine Firma hundert!“ Salven würdevoller Rede klickten in die Gruft; vom Toten riß sich mancher, sprechend, noch ein Stück wie nach dem Recht besiegelter Anwartschaft. Verschollener Freund ist eingelehrt, schmerz aufgerissen, stößt den Kranz hinab zum Toten — „dein niederster Schüler, ich —“ springt zurück, die Kurbel weiterwirbelnd: „— meine Firma hundert!“ und schmeißt das Bild der Trauer unter den Brand des Geschäftes.

Im Trubel der von Teufeln seltsam aufgewühlten Menge stand die Vision des Mädchenhändlers Casti Piani mit rauchendem Revolver, dieser, der im Nerv der Fingerspitze soviel Hoheit hatte, und sagte verscheidend: „Wir sollten den hohen Herrn doch wohl aufrecht stehend empfangen!“ Aber ihn sah und hörte niemand.

Max Krell

Potsdam

Friz Stahl hat das Leben dieser Stadt geschrieben Verlag Felix Lehmann, Berlin. Mit Berlin ist er sozusagen verheiratet, Potsdam aber ist seine Geliebte. Es ist eine Verteidigungsschrift, ein Plaidoyer, das sich mit warmer Beredsamkeit gegen englische Verkleinerung erhebt. Potsdam, die stille, schüchterne, gelassene Stadt, ist durch das brüste Wort eines Fremdlings zum Schlagwort für ein extremes Preußentum geworden, das heute gar nicht mehr existiert. Merkwürdig — als vor fünfzehn Jahren der Maler Friz Kumpf, ein Bürger dieser Stadt und Schwärmer, hinging und mit seinem Kodak, nach modernen Gesichtspunkten, die architektonischen und künstlerischen Reize und Wunder des halb in Ver-

geffenheit gesunkenen Ortes aufnahm und einen wunderschönen Schatz an Bildern beisammen hatte, da fand er keinen Verleger für sein Werk. Aus den zähen und lohnenden Bemühungen wurde — ein illustrierter Zeitschriftenaufsatz über Sanssouci. Die Berliner kümmerten sich ver- teufelt wenig um Potsdam. „Was tu' ich so früh in Potsdam?“ lautet die schnippische Pointe eines berühmigten Volkswiges. Potsdam war gut für frisch- gebadene Ehepaare oder Leute, die ihre silberne Hochzeit feiern wollten.

Da wird Potsdam eines Tages ein Kriegeruf in Feindesmund, ein Symbol mißverständener Gewalt, und plötzlich will jeder Berliner aus Potsdam sein. Die Federn regen sich; sogar der Wiener Feuilletonismus geberdet sich, als liege der Ort nicht an der Havel, sondern an der blauen Donau.

Anderes ist der Fall Stahl. Diesem Stahl war sein Potsdam immer etwas wie ein lebendiger Organismus; sein Büchlein, in der Erforschung wie in den Gedankengängen lange vorbereitet, trat erst in einem psychologischen Augenblick ans Licht. Grillparzer konnte vom Deutschen sagen: „Blind, wenn er handelt; tatlos, wenn er denkt.“ Stahl findet nun, daß in Potsdam, das ein „zielsicherer und zuchtvoller Wille“ geschaffen hat, „der Geist erzogen worden, der aus einem Volk der Träumer ein Volk der Tat gemacht hat.“ Und weiter: Keine Stadt zeigt gleich diese, „wie man bei uns verstand, mit Würde und sogar mit Anmut arm zu sein.“ So könnte Fontane, der Wanderer, gesprochen und ein Werk der Vergangenheit und zugleich des Augenblicks, leitmotivierend, begründet haben. Aber es ist die genaue Kennerschaft der Baugesinnungen und der gestaltenden Kunstkräfte, die solche Märkerempfindungen über Fontane hinausführt.

Das Büchlein ist im Kern gelehrt, doch das bedeutende Wissen wird nur an der Spitze der Resultate spürbar, nicht

im Wesen der Darstellung und des Stils. Das veraltete Verdienst früherer Bau- meister und Künstler wird erneuert: hier wird es aufs rechte Maß zurückgeführt, dort aus der geringeren Schätzung oder Geringschätzung herausgeholt; eigene Na- turen, die im Schatten standen, weil sie sich demütig dem natürlichen Zwang eines großen Gedankens unterordneten, werden in die Sonne gebracht. Der Lustort und lustige Ort des ersten Preußen- kñnigs, eine künstliche Gründung, wird abgelöst und aufgesogen von der Soldaten- stadt des ersten Soldatenkñnigs. Die superflugen Berliner wollten nämlich kein Militär haben, und so bekam es Potsdam, und bekam es so gründlich, daß das fröh- liche Dynastenstädtchen von ehemals wie weggeblasen schien, nicht durch die Laune eines neuen Bauherrn, sondern durch das Schicksal einer geschichtlichen Seudung. Ein großer Kñnig, Kunstliebhaber und Philosoph, konnte den Baukern einer so tief aus den Zeitbedürfnissen gewachsenen Stadt wohl ummodellern, anmutiger machen, universalisieren — aber entfernen konnte er ihn nicht mehr. Ihr Charakter war so vertieft, daß ein Kñnig — wie Stahl schlagend bemerkt — den Staat hätte zerstören müssen, wenn er die Stadt zer- stört hätte. Wohl aber konnte der große Friedrich den Soldatenort zur bürgerlichen Schönheit erweitern, so daß Potsdam eine „Bauschule“, und nicht für Berlin nur, wurde.

Dies tat Friedrich mit einer hohen künstlerischen Freiheit, indem er sich all- mählich vom Barock loslöste und in den Klassizismus einlenkte. Die Bürger- häuser des Riechstraßenviertels mit ihrer verhaltenen, schlichten Stimmungsfülle sind Stahl und anderen ein Musterbeispiel bürgerlicher Baukunst.

Nun fehlt noch die Hebung und Be- tonung der natürlichen Natur, in die Potsdam hineingelegt ist. In und um Potsdam entstand, wesentlich durch den dritten und vierten Friedrich Wilhelm,

die Landschaft: sie konnte nicht anders als romantisch sein. Das französische Gleichmaß wich der gefühlvollen Kaprixe. Ein fremdes Wort, aber ein deutscher Sinn.

Julius Elias

Peguns Aufsätze

Charles Peguys Aufsätze, die ein neuer Band der Aternisten-Bibliothek (Verlag der Aktion, Berlin-Wilmersdorf) in reinlichen schönen Übertragungen eint, haben in der hohen Kunstsphäre ebenbürtig Bürgerrecht. In klarer, entschiedener, wohlfundierter Formung wird ausgesprochen, was ist. Nicht im Laumel des selbstgefälligen Spiegelgefechts mit Worten treibt sich eine künstliche Erhizung zu virtuoser Spitze, sondern Liebe zu den Themen bewirkt jene innige Sachlichkeit, die nur den Satz gelten läßt, der das Wesen eines Begriffes faßlich macht und baut aus soviel solcher wertvollen Sätze, wie unumgänglich nötig, den konzentrierten, Herz und Hirn bereichernden Aufsatz. Oft, wenn ein Dichter sich dazu hergibt, in spezifisch praktischer Tagesarbeit zu den Vielen zu reden, läßt er sein eigenstes Ich in der exklusiven überdinglichen Zelle. Peguy bringt seine ganze Menschlichkeit mit, und weil er sich auch zu diesem Kleintun völlig hingibt (und was ist da überhaupt klein und groß?), gelingen ihm auch in der mißachteten Gattung Gebilde, die die Ausgeglichenheit der in ihrer Art untadligen Schöpfung besitzen. Er spielt nicht den Bruder des Volks, um aus des Volks geschmeichelter Leichtgläubigkeit sich seine Bestallung zu erschleichen, er ist des Volkes Bruder, der des Volkes Elend,

dürftiges und bedürftiges Heldentum, An-dacht und Sterben fühlt. Ihn kann kein Gegaulek verwirren, ob es nun bestechlich von oben oder aus der Tiefe käme, als Behaglichkeitslockung oder als revolutionäre Gütelkeit verkleidet: er zeigt auf schlichte, urtümlich den Kern packende Weise, was Elend wirklich bedeutet, und auf ein paar Seiten ist ein endgültiges homerisches Gemälde gegeben, zu dem kein Lipfelchen mehr fehlt. Eine künstlerische und eine politische Tat! Denn solches ist eine wichtige politische Tat, die fruchtbare Wirkung nicht ermangeln dürfte: das wahre Wesen der Dinge zu offenbaren und mit der unanfechtbaren Autorität des dokumentarischen Tatbestandes das Erkennen zu reinigen. Unverführtes Erkennen nämlich zeugt den nicht zu brechenden Entschluß zur Verbesserung, und wer die äußerste Wahrheit der Welt liebt, wird aus solcher gegründeten Liebe in einer reformatorischen Energie beharren, die nicht zu überwinden ist. Unfre Epoche mehr angehend als irgendeine, sind so Peguys Aufsätze auch aktuelles Rüstzeug, das Warnung und Ansporn zugleich enthält. Wie sie einwandfrei darstellen, daß die ewigschöpferische Kraft einer politischen Bewegung in der geheimnisvollen Seelenbereitschaft beruht, aus der die politische Aktion hervorgeht, strafen sie das Heut, wo die Politik die Mystik ihres Antriebs verschlingt, und rufen mit dem überzeugendsten Impuls, dem durch Fakten belegten, auf zu einer Betätigung, die im blutverbundenen Glauben verankert und durch solche verpflichtende Heiligung zu unvergänglicher Leistung berufen bleibt.

Max Herrmann

Hundert Jahre Karl Marx

von Paul Lensch

I

Vor zehn Jahren, am 14. März 1908, waren fünfundzwanzig Jahre seit dem Todestage von Karl Marx verflossen. Der Gedenktag ging ohne weitere Beachtung an der internationalen Öffentlichkeit vorüber. Lediglich im Lager der Sozialdemokratie gedachte man des großen Toten.

Heute, wo sein Geburtstag zum hundertsten Male wiederkehrt, stehen die Dinge anders. In weiten Kreisen auch außerhalb der sozialdemokratischen Bewegung fühlt man das Bedürfnis wie die Verpflichtung, sich mit ihm zu beschäftigen, sich ein Bild von seiner Persönlichkeit und seiner historischen Leistung zu machen.

Auch diese Wandlung hat der Weltkrieg vollbracht. Er hat den gewaltigen Denker mit einem Schlage wieder aktuell gemacht, oder besser gesagt, für die breite Öffentlichkeit zum ersten Male aktuell gemacht. Der kolossale Zusammenbruch alles dessen, was man als unerschütterlich wählte, die große soziale Revolution, als die sich der Weltkrieg auch dem Unbefangenen immer mehr enthüllt, und zugleich das Unbegreifliche, Geheimnisvolle, das diesen Revolutionierungsprozeß so seltsam umwittert, drängt ganz von selber das Interesse für den großen Vorkämpfer der sozialen Revolution in den Vordergrund, dessen Namen fünfunddreißig Jahre nach seinem Tode in allen Zeitungen steht, auf den sich die Revolutionäre aller Länder berufen. Solange diese Revolutionäre als komische Käuze oder gefährliche Narren galten, mochte das nichts auf sich haben. Aber heute sind die Revolutionäre von gestern Staatslenker, Minister, einflußreiche Parlamentsführer geworden. Minister Vandervelde, der Belgier, oder Exminister Thomas, der Franzose, berufen sich auf ihn genau so wie die Russen Troßki und Lenin und die Deutschen Ebert und Haase, Branting der Schwede und Hyndman der Engländer und in Österreich die feindlichen Brüder Bauer und Renner. Und was für die kriegsführenden Mächte im allgemeinen, gilt für Deutschland im besonderen: Die gesteigerte Bedeutung der Sozialdemokratie im Staatsleben wie in der

Wirtschaft, ihre Haltung während des Krieges hat die Scheu, sich mit ihr und ihren Vorkämpfern zu befassen, fast in das Gegenteil verkehrt. Man ist sich bewußt, daß die Entscheidung der Sozialdemokratie am 4. August wesentlich zu dem bisherigen Stand des Krieges an und hinter den Fronten beigetragen hat. So wurde es Zeit, die Ideenwelt einer Partei kennen zu lernen, deren Haltung von so großer Wichtigkeit für die Nation geworden war. Sodann aber trugen die tiefen wirtschaftlichen Umwälzungen, die wir in diesem Kriege erlebt haben, der Kriegssozialismus, der Konzentrationsprozeß in Handel, Finanz und Großindustrie, die Erschütterung des Mittelstandes, das Aufsteigen der Arbeiterklasse, nicht wenig dazu bei, den naiven Glauben an den Bestand und die Unerschütterlichkeit der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu lockern und das Interesse für die großen sozialen Zusammenhänge unserer Gesellschaft zu heben. In der Politik eine ähnliche Umwälzung. In einem für deutsche Gewohnheiten unvorstellbaren Maße drang die Demokratie vor, eine Art Parlamentarismus setzte im Reiche ein, ein süddeutscher Demokrat wurde Vizekanzler, in Preußen rüstete man die Feiern der Dreiklassenwahlrechts, sozialdemokratische Abgeordnete, und zwar deutsche, nicht wie vordem, ausländische, hielten mit dem Kaiser und dem Kronprinzen lange politische Gespräche. Die konservative Presse meldete den Untergang des alten Preußen.

Und nun erst die großen Erschütterungen in der Weltpolitik! Rußland, ein Kontinent für sich, größer als das alte römische Weltreich, geht in Trümmer, und seinem Schoße entsteigt eine Schar neuer Staaten und vordem zum Teil fast unbekannter Völker. England verliert seine Welt Herrschaft, Amerika seinen Charakter als Kolonial- und Schuldnervand. Frankreich scheidet aus der Reihe der tonangebenden Großmächte aus. Deutschland aber ist das Kernland der Weltrevolution und der sozialen Entwicklung geworden. Eine neue Machtverteilung auf diesem Planeten bereitet sich vor. Japan steigt auf und rüstet sich zum Entscheidungskampf über die Herrschaft im fernen Osten. Der asiatische Kontinent, der stillste bisher und in den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Staaten bisher unerschütterlichste, gerät ins Wanken. China scheint seiner „Erschließung“ oder besser seiner Aufteilung entgegenzutaumeln, Sibirien kommt in das Geschiebe des russischen Eisganges und steht zum ersten Male in seiner Geschichte vor der Teilung oder dem Bürgerkrieg, in Indien gärt die Unruhe. Das weltpolitische Vakuum an der Stelle, wo früher das russische Zarenreich stand, zieht Afghanistan und Persien in Mitleidenschaft. Mit nervöser Hast sichert sich England den Landweg nach seinen indischen Sklavenplantagen, setzt sich in Persien fest und reißt Arabien, Mesopotamien und Palästina von der Türkei los.

Die orientalische Frage — Konstantinopel, der Balkan — erhält ein vollkommen anderes Gesicht. Über die Zukunft Afrikas werden neue Lose geworfen, die alte Machtverteilung gilt nicht mehr. Nur in Südamerika scheint der Weltkrieg noch keine entscheidenden Umwälzungen hervorgebracht zu haben. Ob er die wirtschaftliche Oberherrschaft der Vereinigten Staaten vorbereitet, steht noch dahin. Im übrigen aber sehen wir allenthalben aus dem Riesenbrande der Weltrevolution eine neue Welt heraufsteigen, und mit ihr steigt elementar auch das Gedächtnis an den großen Revolutionär herauf, der am frühesten und am tiefsten der kapitalistischen Gesellschaft in die Eingeweide geschaut, das dialektische Spiel ihrer Gegensätze bloßgelegt und aus ihm die Gesetzmäßigkeit und Unentrinnbarkeit der gesellschaftlichen Katastrophe, die wir soziale Revolution benennen, nachgewiesen hat.

Freilich, in dieser erdrückenden Größe, wie wir sie jetzt erleben, hat auch er sich die kommende Revolution schwerlich vorgestellt. In den Monaten der deutschen Revolution sprach er einmal, und zwar im Neujahrsartikel der „Neuen Rheinischen Zeitung“, von der Weltherrschaft des alten England, das nur durch einen Weltkrieg gestürzt werden könne. Aber er erwartete diesen Weltkrieg für — das Jahr 1849! Die Stelle ist interessant genug, um sie hierher zu setzen. Sie liest sich zum Teil wie eine Prophezeiung auf den Weltkrieg von heute. An anderen Stellen freilich kommt die typische Auffassung des Revolutionärs um 1848 zum Durchbruch, der sich keine revolutionäre Erhebung denken kann, ohne die französische Initiative, ohne das „Schmettern des gallischen Hahnes“. Der Dreißigjährige schreibt ein halbes Jahr nach der Pariser Junischlacht in der Sylvester-Nummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“ unter der Überschrift: Neujahr 1849:

„Die Niederlage der Arbeiterklasse in Frankreich, der Sieg der französischen Bourgeoisie war gleichzeitig die neue Knebelung der Nationalitäten, die das Krähen des gallischen Hahns mit heroischen Emanzipationsversuchen beantwortet hatten. Polen, Italien und Irland wurden noch einmal von preussischen, österreichischen und englischen Schirren gebrandschaft, geschändet, gemeuchelmordet. Die Niederlage der Arbeiterklasse in Frankreich, der Sieg der französischen Bourgeoisie war gleichzeitig die Niederlage der Mittelklassen in allen europäischen Ländern, wo die Mittelklassen, einen Augenblick mit dem Volke vereint, das Krähen des gallischen Hahns mit blutiger Schilderhebung gegen den Feudalismus beantwortet hatten. Neapel, Wien, Berlin! Die Niederlage der Arbeiterklassen in Frankreich, der Sieg der französischen Bourgeoisie war gleichzeitig der Sieg des Ostens über den Westen, die Niederlage der Zivilisation unter der Barbarei. In der Balachei begann die Unterdrückung

der Romanen durch die Russen und ihre Werkzeuge, die Türken; in Wien erwürgten Kroaten, Panduren, Tschechen, Sereschaner und ähnliches Lumpengefindel die germanische Freiheit, und in diesem Augenblicke ist der Zar allgegenwärtig in Europa. Der Sturz der Bourgeoisie in Frankreich, der Triumph der französischen Arbeiterklasse, die Emanzipation der Arbeiterklasse überhaupt, ist also das Lösungswort der europäischen Befreiung.

Das Land aber, das ganze Nationen in seine Proletarier verwandelt, das mit seinen Riesenarmen die ganze Welt umspannt hält, das mit seinem Gelde schon einmal die Kosten der europäischen Restauration bestritten hat, in dessen eigenem Schoße die Klassengegensätze sich zur ausgeprägtesten, schamlosesten Form fortgetrieben haben — England scheint der Fels, an dem die Revolutionswogen scheitern, das die neue Gesellschaft schon im Mutterchoße aushungert. England beherrscht den Weltmarkt. Eine Umwälzung der nationalökonomischen Verhältnisse in jedem Lande des europäischen Kontinents, auf dem gesamten europäischen Kontinente ohne England, ist der Sturm in einem Glase Wasser. Die Verhältnisse der Industrie und des Handels innerhalb jeder Nation sind beherrscht durch ihren Verkehr mit anderen Nationen, sind bedingt durch ihr Verhältnis zum Weltmarkt. England aber beherrscht den Weltmarkt, und die Bourgeoisie beherrscht England.

Die Befreiung Europas, sei es die Erhebung der unterdrückten Nationalitäten zur Unabhängigkeit, sei es der Sturz des feudalen Absolutismus, sind also bedingt durch die siegreiche Erhebung der französischen Arbeiterklasse. Aber jede französisch-soziale Umwälzung scheitert notwendig an der englischen Bourgeoisie, an der industriellen und kommerziellen Welt Herrschaft Großbritanniens. Jede partielle soziale Reform in Frankreich und auf dem europäischen Kontinente überhaupt ist und bleibt, soweit sie definitiv sein soll, ein hohler frommer Wunsch. Und das alte England wird nur gestürzt durch einen Weltkrieg, der allein der Chartistenpartei, der organisierten englischen Arbeiterpartei, die Bedingungen zu einer erfolgreichen Erhebung gegen ihre riesenhaften Unterdrückten bieten kann. Die Chartisten an der Spitze der englischen Regierung — erst mit diesem Augenblicke tritt die soziale Revolution aus dem Reiche der Utopie in das Reich der Wirklichkeit. Jeder europäische Krieg aber, worin England verwickelt wird, ist ein Weltkrieg. Er wird geführt in Kanada wie in Italien, in Ostindien wie in Preußen, in Afrika wie an der Donau. Und der europäische Krieg ist die erste Folge der siegreichen Arbeiterrevolution in Frankreich. England wird wie zu Napoleons Zeit an der Spitze der kontrerevolutionären Armeen stehen, aber durch den Krieg selbst an die Spitze der revolutionären Bewegung geworfen werden

und seine Schuld gegen die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts einlösen. Revolutionäre Erhebung der französischen Arbeiterklasse, Weltkrieg — das ist die Inhaltsanzeige des Jahres 1849."

Das Ganze gibt einen prägnanten Eindruck von der Schreibweise des jungen Rebellen. Schon hatte er ein Dokument von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung geschrieben: Das kommunistische Manifest war damals genau ein Jahr alt. In der breiten Öffentlichkeit freilich blieb es fast unbeachtet, und erst lange Jahrzehnte später sollte die Genialität dieser Urkunde voll zu Tage treten. Jetzt schrieb Marx im Tagesdienst einer Zeitung, der einzigen großen radikal-demokratischen Zeitung, die es damals in Deutschland gab. Es war das erste und letzte Mal, daß Marx vor dem deutschen Zeitungspublikum ohne die Daumschrauben der Zensur reden konnte. Einen solchen Zeitungsschreiber hat Deutschland noch nicht wieder gehabt. Man vergleiche seine sprühenden Artikel mit den gleichen Stilübungen eines anderen damaligen „Zeitungsschreibers," der, nur drei Jahre älter als Marx, bald die Welt mit dem Glanz seines Namens erfüllen sollte: Bismarcks. Der spätere Schöpfer des Deutschen Reiches ist dem späteren Totenrichter der kapitalistischen Gesellschaft an Erfahrung im praktischen Leben, in der „praktischen Nationalökonomie", bei weitem überlegen. Hatte doch noch im Jahre 1843, wie Marx später mal ausführt, die Notwendigkeit, „über sogenannte materielle Interessen mitsprechen zu müssen", ihn veranlaßt, sich von der öffentlichen Bühne in die Studierstube zurückzuziehen. Und welchen Weg schlägt er ein, um das Dickicht der „sogenannten materiellen Interessen" zu lichten? Eine kritische Revision der Hegelschen Rechtsphilosophie! Dessen bedurfte nun freilich ein Bismarck nicht! Er kannte von Beruf die ökonomischen Zustände der Altmark und Hinterpommerns — das hieß eine Welt, das war seine Welt! — und köstlich ist die Schilderung der Szene in seinen „Gedanken und Erinnerungen" nachzulesen, wie er dem späteren alten Wilhelm, der aber immerhin schon 56 Jahre alt war, einmal in Ostende an der Hand von Gesetzesstellen das idyllische Verhältnis zwischen Junker und Bauer in Preußen auseinander setzte, wovon der damalige Prinz von Preußen keine Ahnung zu haben erklärte. In der Folge freilich sollte sich an dem Unterschied zwischen dem „Theoretiker" Marx und dem „Praktiker" Bismarck die Wahrheit jenes Wortes von Hegel erweisen: „Die theoretische Arbeit, überzeuge ich mich täglich mehr, bringt mehr zustande in der Welt als die praktische; ist das Reich der Vorstellung revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht aus." Bismarck bietet heute nach Erfüllung seiner historischen Aufgabe in der Hauptsache historisches Interesse. Sein Werk besteht, aber seine Zeit und seine Welt ist dahin. Marx ist heute aktueller denn je.

Hegel schrieb jenes Wort am Ende seiner Laufbahn als „Zeitungsschreiber“ am 28. Oktober 1808, genau 40 Jahre später, als sein größter Schüler und kritischer Überwinder den oben wiedergegebenen Zeitungsartikel schrieb. Auch Hegel war gleich Marx der revolutionärste Denker seiner Zeit. Er hatte gleich ihm das aktuellste politische Interesse und übertraf an realistischer Betrachtungsweise des Geschichtsverlaufs Kant, Fichte, Schelling bei weitem. Und zum dritten Male gleich Marx traf auch ihn die Miß-
 beutung, auf dem Wege philosophischer Spekulationen und Konstruktionen zu seiner Geschichtsphilosophie gelangt zu sein, während sie umgekehrt das Ergebnis eingehender Erforschung des geschichtlichen Werdeganges war. Von allen großen deutschen Philosophen hat Hegel die gründlichsten politischen und geschichtlichen Studien getrieben, und auch ihm hatte die Revolution als vorzüglichste Lehrerin dabei gedient. Der Unterschied war freilich, daß Marx mitten in der Revolution stand, sie erlebte, in ihr kämpfte und monatelang ihr täglich als der Chef der größten und radikalsten deutschen Zeitung den Puls fühlte, während Hegel nur in dem theologischen Stift zu Tübingen, später im aristokratischen Bern, in Frankfurt und im winzigen, stillen Jena die französische Revolution von weitem verfolgen und studieren konnte. Und als er dann schließlich die politische Zeitung eines Blattes übernahm, da war es ausgerechnet die Bamberger Zeitung! Die alte Bischofsstadt war kurz vorher an Bayern gefallen, das für seine bayrischen Erwerbungen auf seine Besitzungen im Elsaß und in Belgien zugunsten Frankreichs hatte verzichten müssen. Von Bamberg aus war 1806 Napoleon nach Jena marschiert. Der neugebackene bayrische König war ein französischer Vasall. Unter diesen Umständen war für den damaligen größten revolutionären deutschen Denker die Zeit seiner publizistischen Tagespraxis in den Jahren 1807–1808 nicht wie für Marx ein Höhepunkt, sondern umgekehrt der Tiefstand seines Lebens. Es war eine „unangemessene“ Stellung, die er in Bamberg einnahm, und wichtig sind ihm jene Jahre nur gewesen, weil sie ihm Gelegenheit boten, sein bereits 1804 begonnenes einleitendes philosophisches Hauptwerk abzuschließen: in Bamberg erschien 1807 seine „Phänomenologie des Geistes.“ Aber seine journalistische Tätigkeit hat nach außen hin keine Spuren hinterlassen. Der einzige Platz für revolutionäre Denker war damals in Deutschland das Karlsruher. Die „bürgerliche Gesellschaft“, von der Hegel spricht, war in Deutschland erst im Entstehen. Er konnte sich noch nicht an sie selber wenden, und so wurde seine Philosophie die Geheimlehre der Staatsbeamten, jener Bürokratie, unter deren Obhut die heranwachsende bürgerliche Gesellschaft in Deutschland das Sehen und Sprechen lernen sollte.

Diese drei deutschen „Zeitungsschreiber“ des 19. Jahrhunderts: Hegel, Bismarck, Marx sind für die Entwicklung des deutschen Geistes charak-

teristisch. Alle drei waren sie Revolutionäre, jeder auf seine Art, alle drei trieben sie die Zeitungsschreiberei nur als Ausnahmebeschäftigung. Geistig erscheint Bismarck direkt bürstig zwischen diesen beiden Giganten, aber seine aufs Praktische gerichtete Natur erobert sich die preussische Staatsmaschine und „macht Geschichte.“ Auch Hegel eroberte, wenn auch nur indirekt, die preussische Staatsgewalt. Die leitenden Staatsmänner Preußens waren jahrzehntelang stramme Hegelianer, und seine Philosophie war lange Zeit königlich preussische Staatsreligion geworden. Anders Marx. Er ist einer der letzten großen Vertreter jener Generationen, die das deutsche Elend in die Fremde jagt. Er lebt und stirbt als „Flüchtling.“ Der deutschen bürgerlichen Gesellschaft, die Hegel theoretisch formuliert, die Bismarck praktisch in den Sattel setzt, steht er mit dem kritischen Messer des Anatomen gegenüber. Manche freilich hielten dieses Messer für einen Dolch, und Bismarck, der von Marx' Existenz nur eine dunkle und von seiner historischen Bedeutung gar keine Vorstellung hatte, behauptete einmal sogar im Reichstage, es sei nicht ganz sicher, ob nicht Marx „Mörder gezüchtet“ habe, um sie gegen ihn auszusenden. Zu Marx' Lebzeiten waren seine Anhänger in Deutschland von jeder Beeinflussung der Staatsmaschine ausgeschlossen, Bismarck hatte das Ausnahmegesetz auf sie gewälzt, kein Nachwächter durfte Sozialdemokrat sein. Auf den Universitäten das umgekehrte Verhältnis wie zu Zeiten Hegels. Mußte damals jeder Anwärter auf den Staatsdienst fest sein in der Hegelei, so gab es jetzt keine bessere Empfehlung für einen angehenden Universitätsprofessor der Nationalökonomie, als eine „Widerlegung“ der Marxschen Theorie. Dann aber wendeten sich die Dinge. Die im Zeichen des Marxismus stehende deutsche Arbeiterbewegung stieg zu Kraft und Ansehen, Bismarck fiel über die Frage, wie man sie niederschlagen sollte, sein Nachfolger erklärte, jede Gesetzesvorlage daraufhin zu prüfen, wie sie auf die Sozialdemokratie wirke, und wenn heute die Sozialdemokratie nicht in der Regierung vertreten ist, so nur, weil sie es nicht wollte. Der Weltkrieg mit seinen planetarischen Gesichtspunkten läßt die Periode Bismarck im Lichte einer fast kleinbürgerlichen Episode erscheinen, die Gestalt von Marx aber erhält erst durch ihn den wahrhaft welthistorischen Hintergrund, der ihr zukommt.

2

Aber, wie denn? Waren die Dinge nicht in Wahrheit gerade umgekehrt? Hat nicht das Werk Bismarcks gerade jetzt die furchtbarste seiner Prüfungen erfolgreich bestanden, und ist nicht das Werk von Marx eben durch den Krieg ad absurdum geführt worden? Ist nicht seine „internationale“, revolutionäre Schöpfung der Sozialdemokratie am Kriege zugrunde gegangen, und erklärt sich das gesteigerte Interesse an seinen

Schriften nicht eher gerade durch die beruhigende Überzeugung, daß er sozial „ungefährlich“ geworden ist? Hat sich die deutsche Sozialdemokratie, die vor dem Kriege wie ein felis leo brüllend umherlief und suchte, wen sie verschlänge, nicht in eine felis domestica verwandelt, in ein harmloses Hauskätzchen, das schnurrt und spinnt?

Es ist schon möglich, daß sich in manchen Gehirnen die Weltgeschichte unserer Tage so widerspiegelt. Und doch ergäbe das ein falsches Bild. In Wahrheit ist die Sozialdemokratie durch das Stahlbad der Weltrevolution nur von dem verkrustet-reaktionären Marxistischen „System“ befreit worden, von dem Marx selber nichts wußte, und das man Völgärmarxismus nennt, um umso nachdrücklicher auf die revolutionäre marxistische Methode zurückgewiesen zu werden, die schon jetzt innerhalb der Sozialdemokratie sich allein imstande gezeigt hat, sich mit der geschichtlichen Entwicklung auseinanderzusetzen und sie kritisch zu begreifen. Die Anhänger des „Systems“ dagegen, die „Unabhängigen“, haben lediglich gegen die geschichtliche Entwicklung protestiert, den feierlichen Fluch über Menschen und Dinge ausgesprochen und ihnen alsdann den Rücken gewandt. Dabei kann völlig dahingestellt bleiben, ob nicht bis zu einem gewissen Grade dieser Krieg für die deutsche Sozialdemokratie einen ähnlichen Einschnitt bedeutet, wie der Krieg von 1870 für die deutsche Bourgeoisie. So wie diese nach 1870 alles Philosophieren und Theoretisieren an den Nagel hing und „praktisch“ wurde, das heißt, sich der Wirtschaft und der Bereicherung zuwandte, so kann auch die deutsche Arbeiterbewegung durch die Erfahrungen des Weltkrieges auf eine Bahn getrieben werden, wo sie versucht, voll Mißtrauen jeder Theorie vorläufig zu entsagen und sich zunächst den rein praktischen Aufgaben ihrer Klassenpolitik zuzuwenden. Freilich wäre das nur für sie selber verhängnisvoll.

Das wird sich noch herausstellen. Die Befreiung jedoch von dem Marxistischen „System“, die der Krieg der Sozialdemokratie schon heute gebracht hat, und ihre Verweisung auf die marxistische Methode wäre am Marxismus nur ein ähnlicher Liebesdienst, wie Marx seinerzeit an Hegel vollzogen hatte. Und gerade dieser Liebesdienst ist eine der geschichtlichen Großtaten von Marx. In seinem Büchlein: „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“ setzt Friedrich Engels das des näheren auseinander. In der Hegelschen Philosophie widersprach das im Grunde konservative System vollkommen der ihrem Wesen nach revolutionären Methode. Wer das Hauptgewicht auf das System Hegels legte, konnte in Religion wie Politik ziemlich konservativ sein; wer in der dialektischen Methode die Hauptsache sah, konnte religiös wie politisch zur äußersten Opposition gehören. Die Wahrheit, die es in der Philosophie zu erkennen galt, war nach Hegel nicht mehr eine Samm-

lung dogmatischer Behauptungen und „ewiger Wahrheiten“. Die Wahrheit lag in dem Prozeß des Erkennens selber, in der endlosen Entwicklung der Wissenschaft. Und wie in der Philosophie, so in der Geschichte. Ein Idealzustand der Menschheit, ein vollkommener Staat, eine vollkommene Gesellschaft sind Dinge, die nur in der Phantasie bestehen können. Jeder gesellschaftliche Zustand hat seine relative Berechtigung, die er aber vor höheren, reiferen Zuständen verliert und denen er erliegt. So weist die dialektische Methode zugleich die Berechtigung bestimmter Erkenntnis- und Gesellschaftsstufen und die Notwendigkeit ihrer Auflösung und ihres Zerfalls nach. Im Gegensatz zu dieser Methode steht bei Hegel das System. Denn auch er sah sich wie alle Philosophen genötigt, ein System zu machen, und zwar aus dem unabweisbaren Bedürfnis des Menschengesistes, alle Widersprüche zu überwinden. Es war ein wahrhaft encyclopädisches System, das Hegel entwickelte, aber als philosophisches System mußte es mit irgendeiner „absoluten Wahrheit“ abschließen. Mit anderen Worten: die Weltgeschichte mußte irgendwann einmal – aller Dialektik zum Trotz – ein Ende nehmen, was dann geschah, wenn die Menschheit zur Erkenntnis „Gottes“ oder der „absoluten Idee“, als deren Offenbarung die Geschichte galt, gekommen war. Diese Erkenntnis der absoluten Idee lag nun aber in der Hegelschen Philosophie vor. Damit war das Hegelsche System zum Range einer absoluten Wahrheit erhoben worden, die es nach der dialektischen Methode aber gar nicht gab. Hegel selber erklärte dann auch den monarchistischen Ständestaat, den Friedrich Wilhelm III. zu errichten versprochen hatte, für die Verwirklichung der absoluten Idee.

Die Schüler Hegels teilten sich in zwei Schulen, die Althegelianer, die sich an das konservative System, und die Junghegelianer, die sich an die revolutionäre Methode hielten. Nur die letzteren haben geschichtlich etwas geleistet. Früchte getragen aber hat nur die an den Namen Marx sich anschließende Richtung. Marx ließ das System vollkommen beiseite, die dialektische Methode aller befreite er von der idealistischen Hülle, in der sie bei Hegel steckte, oder, wie Engels die Sache einmal darstellt: „Wir faßten die Begriffe unseres Kopfs wieder materialistisch als die Abbilder der wirklichen Dinge, statt die wirklichen Dinge als Abbilder dieser oder jener Stufe des absoluten Begriffs. Damit reduzierte sich die Dialektik auf die Wissenschaft von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung, sowohl der äußeren Welt wie des menschlichen Denkens – zwei Reihen von Gesetzen, die der Sache nach identisch, dem Ausdruck nach aber insofern verschieden sind, als der menschliche Kopf sie mit Bewußtsein anwenden kann, während sie in der Natur und bis jetzt auch größtenteils in der Menschengeschichte sich in unbewußter Weise, in der Form der äußeren

Notwendigkeit, inmitten einer endlosen Reihe scheinbarer Zufälligkeiten durchsetzen. Damit aber wurde die Begriffsdialektik selbst nur der bewusste Reflex der dialektischen Bewegung der wirklichen Welt, und damit wurde die Hegelsche Dialektik auf den Kopf, oder vielmehr vom Kopf, auf dem sie stand, wieder auf die Füße gestellt."

Von dieser materialistischen Dialektik sagt Engels, daß sie das beste Arbeitsmittel und die schärfste Waffe für ihn und Marx abgegeben habe. Immerhin bedurfte es des Aufenthalts im Auslande, damit die beiden jungen Feuerköpfe den diesem „besten Arbeitsmittel“ entsprechenden Arbeitsstoff erhalten konnten, und den ihnen die wirtschaftlich noch außerordentlich rückständige Heimat kaum zu bieten vermochte.

Auf diesen Weg wurden sie durch den Zwang der Verhältnisse ganz von selber gewiesen. Engels war durch seine Stellung im väterlichen Geschäft schon früh nach England gekommen, und daß er sich hier tüchtig umzusehen verstand, bewies seine im Jahre 1844 erschienene Schrift über die Lage der arbeitenden Klassen in England. Marx dagegen hatte im Jahre 1841 seine akademischen Studien mit der Doktorpromotion abgeschlossen. Allein seine Absicht, sich in Bonn zu habilitieren, war an der Launenhaftigkeit Friedrich Wilhelms IV. gescheitert. Gleichzeitig schien sich ihm die Möglichkeit zu bieten, von einer anderen Tribüne, wie es das Ratheder war, zur Nation sprechen zu können. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ging ein frischer Zug durch die preussische Bourgeoisie. Sie war in den dreißiger Jahren nicht am letzten Ende infolge des preussischen Zollvereins wirtschaftlich in die Höhe gekommen und meldete nunmehr ihre politischen Ansprüche an. Es war kein schlechter Griff, daß sich diese Bourgeoisie, die am Rhein ihre entwickeltesten Domänen besaß, zur Leitung ihres dortigen neugeschaffenen Organs just die Vorkämpfer der Junghegelinge als ihre literarischen Wortführer aussuchte. Diese führten allerdings schärfere und schwerere Waffen, als das leichte und feichte Volk des „Jungen Deutschland“, die Guxkow und Wienbarg, Laube und Mundt. Zu den Schriftstellern, die an der „Rheinischen Zeitung“ tätig waren, gehörte auch Marx, und seine Artikel erregten schnell Aufsehen, freilich auch die besondere Aufmerksamkeit des Zensors, dessen Streichen das Blatt bald erlag. Aber schon im März 1843, bevor das Äußerste geschah, trat Marx der Presserverhältnisse wegen aus der Redaktion aus. Damit war für ihn die Zeit vorbei, wo er auf deutschem Boden an der Befreiung der Nation arbeiten konnte. In der Folgezeit hat Marx nur noch in den Monaten der deutschen Revolution vom Herbst 1848 bis Frühjahr 1849 auf deutschem Boden wirken können, wiederum im Dienste der Presse als Chef der „Neuen Rheinischen Zeitung“, in der er den oben wiedergegebenen Artikel „Neujahr 1849“ veröffentlichte.

Von Herbst 1843 lebte er bis auf diese Unterbrechung im Auslande, anfangs in Paris und Brüssel, von 1849 ab bis zu seinem Tode im Jahre 1883 in London.

Man hat diesen langen Aufenthalt Marxens im Auslande gern als Ursache für seinen „Internationalismus“ angeführt, und Lassalle mußte es sich gefallen lassen, als nationaler Musterknabe in Gegensatz zu Karl Marx herausstaffiert zu werden. Wahr ist davon nur, daß Marx den Verhältnissen in der Heimat naturgemäß etwas entfremdet wurde und daß er auch der historischen Leistung Lassalles niemals gerecht geworden ist. Auch in der Beurteilung deutscher Parteiverhältnisse hat er oft daneben gehauen, wie seine Stellungnahme zum Einigungsprogramm der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1875 bewies. Aber im übrigen ist zu sagen, daß ihm der dauernde Aufenthalt im Auslande mehr gegeben als genommen hat. Erst durch ihn kam er in die Lage, die kapitalistische Gesellschaft, die in den Zwergstaaten des deutschen Bundes kaum im Ansatz vorhanden war, zu studieren und ihre Geseze bloßzulegen. Marx ist sein Lebtag ein spottschlechter Brotverdiener gewesen. Jahrzehntelang herrschte in seiner Familie das äußerste Elend. Er hatte oft nicht einen zweiten Rock, die Kinder fielen der Not zum Opfer, und ohne die unermüdliche, selbstlose Hilfe von Engels wäre es ihm überhaupt unmöglich gewesen, den Ozean des Elends zu durchschwimmen. Wiederholt hat er sich mit dem Gedanken getragen, von London aus nach Deutschland, der Schweiz oder auch nach Amerika überzusiedeln, da dort die Lebenskosten sehr viel niedriger seien. Aber immer wieder kam er zu dem Schluß: es ist unmöglich. Nur London bot ihm die Aussicht, sein Werk zu vollenden, das Britische Museum konnte er nicht mit sich herumschleppen, die Beeinflussung der im Laufe der Jahre erstarkenden internationalen Arbeiterbewegung war nur von dort aus zu organisieren. England war damals wirklich noch die Werkstatt der Welt, es war noch im Besitz des Handels- und Industriemonopols. Es war das einzige Land, wo man in der Politik einen weltweiten Blick erhalten konnte. Das Enge und Zwerghaftverstränkte der deutschen Heimat, die wirtschaftlich zwar im Aufsteigen war, unbekannt in der Welt und mit der Welt, hätte niemals einen Marx zu seiner geschichtlichen Leistung befähigt.

Und ebenso wie das englische, war das französische Bildungselement ein notwendiger Bestandteil seiner Entwicklung. Schon in seinem ersten Artikel, den er in Paris veröffentlichte, faßt er das Verhältnis der Deutschen, Engländer und Franzosen dahin zusammen: man muß gestehen, daß das deutsche Proletariat der Theoretiker des europäischen Proletariats, wie das englische Proletariat sein Nationalökonom und das französische Proletariat sein Politiker ist. Mit anderen Worten: die Zusammenfassung

der besonderen geschichtlichen Leistungen der drei großen Nationen zu einer höheren Einheit bildete theoretisch wie praktisch den Ausgangspunkt der historischen Leistung von Karl Marx.

Befähigt wurde Marx zu dieser Zusammenfassung freilich nur, weil er ein Deutscher war und die deutschen Forschungsmethoden souverän beherrschte. Und besonders die dialektische Methode sollte ihm zu seinem Werke die trefflichsten Dienste leisten. In Frankreich waren schon damals alle Glieder der künftigen sozialistischen Arbeiterbewegung vorhanden, wie man überhaupt mit Recht gesagt hat, daß alle geistigen Reflexbewegungen, die der sich reckende Kapitalismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts irgendwo gezeitigt hat, im Frankreich der dreißiger und vierziger Jahre wenigstens als Keime nachgewiesen werden konnten. Auch der Sozialismus war schon damals in allen Spielarten vertreten, und Namen wie Saint Simon und Fourier und ihre Schüler, Lamennais, Veroux und Proudhon glänzten damals und hielten auch Männer wie Heinrich Heine in ihrem Bann. Aber dieser Sozialismus hatte mit der Arbeiterbewegung nichts zu tun. Die proletarische Praxis stand damals der sozialistischen Theorie fremd, ja mißtrauisch und abweisend gegenüber, und umgekehrt ebenfalls. Sozialismus bedeutet eine Bourgeoisbewegung, die sich an die besitzenden und gebildeten Klassen wandte und an ihr Mitleid, ihr gutes Herz oder ihren persönlichen Ehrgeiz appellierte. Jeder der großen Sektenführer hatte ein anderes, unfehlbares Rezept, jeder ein anderes System, und jeder schilderte in leuchtenden Farben die Herrlichkeit der nach seinem Rezept eingerichteten Zukunft. Es war die Zeit der großen und kleinen Utopisten. Vor der Arbeiterbewegung hatten sie indessen alle einen instinktiven Abscheu, sie haßten jede Gewalt und jeden Kampf und erblickten in der Drohung mit Klassenkampf und Revolution eher eine Gefährdung als eine Förderung ihrer Pläne. So offenkundig es also ist, daß der Sozialismus nicht etwa eine proletarische, sondern eine bürgerliche „Erfindung“ ist, so offenkundig liegen die Gründe hierfür zutage. Möchten die Phantasien über eine zukünftige Gesellschaftsordnung noch so kraus und abgeschmackt sein, immer setzten sie eine Einsicht in das Wesen der Gesellschaft voraus, die den proletarischen Schichten in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch völlig fehlte. So waren die Sozialisten entweder Mitglieder der alten Aristokratie wie der Graf Saint Simon, oder sie kamen aus dem Handel wie Fourier, oder sie waren selber große Fabrikanten wie in England Robert Owen. Ihr Grundsatz war: alles für das Volk, nichts durch das Volk. Die Kritik, die sie an der bestehenden Gesellschaftsordnung übten, war häufig von einer unübertrefflichen Schärfe und genialen Weite des Blicks. Geistig waren sie die Erben des französischen Materialismus, der als einzige

Richtlinie über alles, was bestand, die Vernunft anerkannte. Die Gesellschaft bot nur Mißstände. Sie zu beseitigen war Aufgabe der Vernunft. Es handelte sich darum, ein neues, vollkommenes System der gesellschaftlichen Ordnung zu erfinden und dies der Gesellschaft von außen her durch Propaganda, am besten durch das Beispiel von Mustereperimenten aufzuzutropfen. Daß die besitzlosen Massen unfähig waren, die Verbesserung der Gesellschaft im Sinne des Sozialismus durchzuführen, ergab sich klar aus den Erfahrungen der großen Revolution: als diese Massen in der Schreckenszeit einen Augenblick die politische Macht ergriffen hatten, bewiesen sie damit nur, wie unmöglich diese Herrschaft war.

Diesem bürgerlichen Sozialismus stand die Arbeiterbewegung gegenüber. Sie hatte die doppelte Form der ökonomischen Organisation und des politischen Kampfes. In England herrschte die erste, in Frankreich die zweite vor. Für beide war der Mangel an proletarischer Solidarität kennzeichnend. Bei den Gewerkschaften war das leicht erklärlich. Als Berufsorganisationen, die nur die nächsten Interessen ihrer Mitglieder zu wahren suchten, war es ihnen ohne sozialistische Theorie nicht gegeben, bei der Gegensätzlichkeit ihrer Berufsinteressen die Gemeinsamkeit ihrer Klasseninteressen immer zu erkennen. Auch trug die Unterscheidung zwischen organisierten und nicht organisierten Arbeitern dazu bei, das Solidaritätsgefühl der Klasse zu ersticken. Der rein politische Kampf war ebenfalls nicht imstande, das spezifische Klassenbewußtsein der Arbeiterschaft zu wecken und diese dadurch zu ihrer vollen Kraftentfaltung zu bringen. Sie kämpfte in ihm eventuell mit anderen Klassen zusammen um gewisse Tagesforderungen, an denen sich weder ihre besondere Stellung in der Gesellschaft noch ihr besonderes Interesse gegen die anderen Klassen abhob. Wohl erhoben sich in der französischen Arbeiterklasse proletarische Denker und Theoretiker wie Proudhon, die die Bedeutung des Sozialismus für die proletarische Bewegung aussprachen und die sich darüber klar waren, daß die Arbeiterklasse von dem Wohlwollen der Bourgeoisie nichts zu erwarten habe. Allein eine neue Theorie des Sozialismus zu schaffen, die Verbindung zwischen Theorie und Arbeiterbewegung herzustellen, war ihnen nicht gelungen. Die radikalsten und entschlossensten unter ihnen, die begriffen, daß ohne Eroberung der politischen Macht für die Arbeiterklasse nichts zu erreichen sei, kamen angesichts der Schwäche und Unreife des Proletariats und unter dem Bann der revolutionären Traditionen Frankreichs zu der Taktik der Putsche und Emeuten. Es komme darauf an, an der Spitze einer handvoll entschlossener Verschwörer die politischen Gebäude, vor allem das Stadthaus in Paris, zu besetzen und die Republik auszurufen. Die breiten Massen würden sofort folgen, und die soziale Umwälzung der Gesellschaft sei durch ein paar Dekrete erledigt.

Hier ist es die große Leistung von Karl Marx gewesen, den Zusammenhang zwischen Sozialismus und Arbeiterbewegung hergestellt zu haben. In den Schriften und Artikeln der nächsten Jahre läßt sich der Werkselbstständigungsprozeß des jungen zum Otonomen werdenden Philosophen Schritt für Schritt verfolgen, bis er in der Streitschrift gegen Proudhon: „Das Elend der Philosophie“ seinen theoretischen Abschluß und im kommunistischen Manifest seine klassische Zusammenfassung erlebte. Noch heute lebt in diesem Manifest, obwohl nunmehr auf ihm der Staub von fast dreiviertel Jahrhunderten liegt, der Glanz und die Kraft unsterblicher Gedanken. Marx lieferte den Nachweis, daß die soziale Gesellschaft kein mechanisches Uhrwerk, keine künstliche Konstruktion des Menschentopfes sei, also auch durch keine andere Gehirnkonstruktion ersetzt werden könne, sondern daß sie einen lebendigen Organismus darstellt, der nach seinen eigenen Gesetzen lebe und deren Gesetze es zu erkennen gelte. Als den Motor der geschichtlichen Entwicklung erkennt Marx den Kampf der gesellschaftlichen Klassen. Eine unterdrückte Klasse ist die Lebensbedingung jeder auf den Klassengegensätzen begründeten Gesellschaft. Die Befreiung der unterdrückten Klasse schließt also notwendigerweise die Schaffung einer neuen Gesellschaft ein. Soll die unterdrückte Klasse sich befreien können, so muß eine Stufe erreicht sein, auf der die bereits erworbenen Produktivkräfte und die geltenden gesellschaftlichen Einrichtungen nicht mehr nebeneinander bestehen können. Oder wie später einmal Marx das in diesen Jahren entdeckte Bewegungsgesetz der menschlichen Gesellschaft formulierte:

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Verände-

rung der ökonomischen Grundsätze wälzt sich der ganze ungeheure Überbau
 langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umrwälzungen
 muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaft-
 lich treu zu konstatierenden Umrwälzung in den ökonomischen Produktions-
 bedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder
 philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses
 Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was
 ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, eben-
 sowenig kann man eine solche Umrwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein
 beurteilen, sondern muß vielmehr dieses Bewußtsein aus den Wider-
 sprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen
 gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären.
 Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte ent-
 wickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktions-
 verhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedin-
 gungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden
 sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen
 kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe
 selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon
 vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In
 großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche
 Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschafts-
 formation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind
 die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses,
 antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern
 eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervor-
 wachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesell-
 schaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen
 Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschafts-
 formation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesell-
 schaft ab."

3

Mit dieser Erkenntnis war der utopische Sozialismus endgültig über-
 wunden und die notwendige Einheit zwischen Sozialismus und
 Arbeiterbewegung hergestellt. Die Geburtsstunde des historischen Materia-
 lismus hatte geschlagen. Was man auch gegen ihn deklamieren, in welcher
 Verballhornung man ihn auch präsentieren mag: er braucht um seine
 theoretische Anerkennung nicht zu kämpfen, da die Praxis, die geschicht-
 liche Entwicklung selber ihn anerkannt hat. Die sozialdemokratische Ar-
 beiterbewegung, der werdende Sozialismus, das ist die praktische Probe
 auf das Exempel des historischen Materialismus.

Über die rein praktische Tragweite hinaus hat aber die Entdeckung von Karl Marx auch eine ungeheure allgemeine wissenschaftliche Bedeutung. Durch sie zuerst kam eine organische, nicht eine von außen hereingetragene oder hereinphantasierte Gesetzmäßigkeit in das Spiel der gesellschaftlichen Kräfte. So sehr auch der Zufall und die Willkür aus dem Bereich der Naturwissenschaften gebannt war und die Wirkung „übernatürlicher“ Kräfte nicht mehr anerkannt wurde, so wenig war man geneigt, für das Gebiet der Wissenschaften vom Menschen eine ähnliche Gesetzmäßigkeit anzuerkennen. Hier herrschte die Theorie vom freien Willen. Die bekanntlich von „Männern“ gemachte Geschichte schien ganz besonders jeder gesetzmäßigen Erklärung zu spotten. Hier herrschten fraglos „Ideen“ und „Ideale“, die in jedem Kopfe anders aussehen, Dummheit und Klugheit, Edelmuth und Niedertracht. Das Ganze war entweder ein Chaos, eine sinnlose Wiederholung derselben Sinnlosigkeiten und der einzige Unterschied der Jahrtausende bestand nur in den Kostümen und Frisuren — so dachte Schopenhauer — oder man sah in der Geschichte „das Walten Gottes“ und quälte sich ab mit Ideenlehren — so schrieb Ranke Geschichte. Man behauptete wohl, daß auch der menschliche Geist nur ein Stück der Natur sei, aber die sonst in der Natur herrschende Gesetzmäßigkeit auch für dieses „Stück“ nachzuweisen, stellte sich als unmöglich heraus. Diese Leistung hat Marx vollbracht. Er sah, daß die in der Geschichte wirkenden „Ideen“ und „Ideale“ das Ergebnis von Klassenkämpfen sind, und er sah weiter, daß diese Klassenkämpfe und Klassengegensätze in einem notwendigen Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Verhältnissen stehen, deren Gesetzmäßigkeit nachgewiesen werden kann. Diese Wirtschaftsverhältnisse wiederum sind ihrerseits maßgebend beeinflusst von dem Umfang der menschlichen Herrschaft über die Natur und die Erkenntnis der Naturgesetze. Damit war die Wissenschaft vom Menschen eingereiht in die Gesetzmäßigkeit der natürlichen Entwicklung. Das bedeutete nicht nur eine völlige Umwälzung der Geschichtswissenschaft, sondern auch das Ende der Philosophie im alten Sinne und die Vereinheitlichung der gesamten auf den Menschen sich beziehenden Wissenschaften überhaupt.

Goethe sagt einmal, daß die interessantesten Jahre bei jedem Menschen die Jahre seiner Entwicklung sind. Der Satz trifft für Marx vollkommen zu. So wichtig für Wissenschaft wie Politik das Leben von Marx nach 1848 geworden ist, jene Jahrzehnte, in denen er sein Hauptwerk: das Kapital geschaffen und dessen ersten Band veröffentlicht hat, der größte ästhetische Reiz liegt ohne alle Fragen über den Jahren 1842—1848, in denen man Jahr für Jahr, man kann fast sagen Monat für Monat, seinen Geist reifen sieht. Den jungen Marx zu studieren ist vielleicht ein noch größerer Genuß, als das Studium des alten. Ermöglicht ist dieser

Genuß freilich erst, seitdem der literarische Nachlaß von Marx begonnen hat zu erscheinen.

Es ist erstaunlich, wie vollkommen selbst die Erinnerung an die reiche Periode der deutschen Geistesentwicklung lange Zeit erloschen war, die sich an den Ausgang der deutschen klassischen Philosophie und an die Auflösung der Hegelschen Schule knüpfte. Der Untergang der deutschen Revolution war ihr eigener Untergang, und das ihr folgende Jahrzehnt schroffster politischer und geistiger Reaktion begrub sie vollends. Ihre stärksten Wortführer wurden in die Verbannung getrieben oder gingen in der Heimat im Elend oder am Elend der deutschen Zustände nach und nach zugrunde. Sie verbauerten wie Feuerbach oder Bruno Bauer, verspießerten wie Arnold Ruge oder Friedrich Strauß, starben vorzeitig wie Max Stirner oder wurden zurückgezogene Leute wie Friedrich Köppen, der durch Schopenhauer und die politische Reaktion zum Buddhismus kam. Als dann die „neue Ara“ einsetzte und die Jahrzehnte Bismarckscher Politik den vollen Sieg des Realismus und der „Realpolitik“ brachte, da stellte sich heraus, daß der Zusammenhang mit den früheren geistigen Kämpfen bis auf die Erinnerung tot und erloschen war. Erst das Erstarken der sozialistischen Bewegung und das Nachforschen nach den Quellen des Marxismus ließ die versunkene Welt der dreißiger und vierziger Jahre neu erstehen, und man entdeckte staunend, wie man ein geistiges Pompeji ans Licht schaufelte, von dessen Existenz man kaum noch eine Ahnung gehabt hatte. Man lese nur die Streitschrift Treitschkes: „Der Sozialismus und seine Gönner“ aus dem Jahre 1874 und die ihm gewordene Antwort von Franz Mehring, aus dem Jahre 1875 ferner die kleine Schrift Mehrings: „Zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“, in der er zwei Jahre später den entgegengesetzten Standpunkt einnahm. Hier ist noch nicht der geringste Dämmererschein jener Erkenntnis durchgedrungen, die Friedrich Engels einst in die bekannten Worte faßte: „Wir deutschen Sozialdemokraten sind stolz darauf, nicht bloß abzustammen von Saint Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant, Fichte und Hegel.“ „Das deutsche Proletariat ist der Erbe der klassischen deutschen Philosophie.“ Marx verschwindet in diesen und ähnlichen Schriften jener Jahre vollkommen im ungewissen Dämmer. Die vorherrschende Persönlichkeit ist noch Vassalle, wie sie auch in den Massen die populärere war. Das ändert sich erst, als Mehring im Jahre 1897 seine Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, diesmal wieder vom Standpunkt der Partei aus, herausgab, vor allem aber als vom Jahre 1902 ab der literarische Nachlaß von Marx, Engels und Vassalle, zunächst in vier Bänden, erschien. Hier waren endlich die zerrissenen Fäden der deutschen Geistesentwicklung aus dem Vormärz wieder angeknüpft, hier sah man an der Hand der

Artikel des jungen Marx und seines Mitstreiters Engels den Werdegang des wissenschaftlichen Sozialismus aus dem Dickicht des deutschen Idealismus heraus. Gleichzeitig aber erhob sich hier zum ersten Male die Persönlichkeit des gewaltigen Mannes, und das jähre Netzwerk der Verleumdung, von dem gerade Marx bis zur Unkenntlichkeit umwoben war, begann sich zu lichten. Seit der Zeit sind noch viele Bände aus den hinterlassenen Schriften von Marx erschienen. So in den Jahren 1905–1910 die Theorien über den Mehrwert in drei Bänden, 1906 der Sorgese Briefwechsel, 1913 der Briefwechsel zwischen Marx und Engels in vier Bänden und endlich 1917 die gesammelten Schriften von Marx und Engels aus den Jahren 1852–1862 in zwei Bänden. Daneben mannigfache Neuauflagen seiner alten Schriften und auch eine Volksausgabe des ersten Bandes des „Kapitals“, die Briefe an Rugele, an Weyde, an andere Freunde. So ist erst jetzt die Möglichkeit geboten, sich einen vollen Eindruck von der vielumkämpften Persönlichkeit zu verschaffen.

Marx hat den wissenschaftlichen Sozialismus, wie man die von ihm gewonnene Erkenntnis im Gegensatz zum utopischen Sozialismus nennt, nicht allein entdeckt. Sein Freund Friedrich Engels hatte die gleiche Erkenntnis in der gleichen Zeit aus dem Studium besonders der englischen Wirtschaftsverhältnisse geschöpft, ja, die ökonomische Grundlage des wissenschaftlichen Sozialismus hat er zuerst gelegt. Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren so reif und durchsichtig geworden, daß das große soziale Geheimnis doppelt entdeckt werden konnte. Aber auch bei Friedrich Engels handelte es sich um einen Deutschen, der durch die hohe Schule deutscher Philosophie gegangen war und den nunmehr die in ihr erlernten Methoden wissenschaftlicher Forschung befähigten, aus englischer Ökonomie und französischer Politik die sozialen Bewegungsgesetze abzuleiten.

Beide, Marx wie Engels, begnügten sich freilich nicht damit, die Ergebnisse ihrer Forschungen in dickleibigen Bänden einer weltfremden Gelehrtenkaste zuzuführen. Sie zogen hinaus in den politischen Kampf. Sie benutzten jede Gelegenheit, das Proletariat zum Bewußtsein seiner großen geschichtlichen Aufgabe zu bringen, es zu organisieren und aufzuklären. Im Jahre 1847 gehörten sie dem Bund der Kommunisten an, einer geheimen internationalen Arbeiterverbindung, im Jahre 1864 gründeten sie die Internationale Arbeiter-Assoziation, der Marx einen wesentlichen Teil seiner Arbeitszeit widmete, und deren geheime Leitung von London aus mit einer der Gründe war, die Marx an die englische Hauptstadt ketteten. Die Folgen blieben nicht aus. Marx verfiel der allgemeinen Achtung. Die preussische Bürokratie hatte bereits 1844 für den Fall seiner Rückkehr in die Heimat Haftbefehle gegen ihn erlassen. Im Jahre

1849 wurde er nach dem Zusammenbruch der Revolution aus Preußen ausgewiesen. Seitdem blieb ihm die Öffentlichkeit in Deutschland verschlossen. Fast keine Zeitung wagte es, von ihm Artikel zu bringen. Nur mit Mühe fand er Verleger für seine wissenschaftlichen Werke. Jahrelang schlug er sich mit Korrespondenzen für eine anglo-amerikanische Zeitung in Newyork kümmerlichst durchs Leben. Sein jezt in vier starken Bänden vorliegender Briefwechsel mit Engels gibt über die fürchterliche Lebensmisere, in der er fast zeit seines Lebens befangen war, eine erschütternde Auskunft. Zwar springt Engels immer wieder für ihn ein, bis er ihm Ende der sechziger Jahre bei Gelegenheit seines Austritts aus dem Geschäft eine Rente von 350 Pfund Sterling aussetzt. Aber inzwischen war die Gesundheit von Marx schon lange dauernd und tief erschüttert. Jahrelang fortgesetzte Nacharbeit hatte seinen an sich sehr widerstandsfähigen Körper untergraben. Ein hartnäckiges Leberleiden und bössartige, immer wiederkehrende Furunkeln raubten ihm lange die beste Arbeitszeit. Aber seine staunenswerte Arbeitskraft berichten schon die Bekannten seiner Jugend. Arnold Ruge schreibt aus der Pariser Zeit (1844), daß sich Marx oft krank arbeite und drei, ja vier Nächte hintereinander nicht ins Bett komme: „Er liest sehr viel, er arbeitet mit ungemeiner Intensität und hat ein kritisches Talent, das bisweilen in Übermut ausartende Dialektik wird, aber er vollendet nichts, er bricht überall ab und stürzt sich immer von neuem in ein endloses Büchermeer.“ In den Jahren des Londoner Exils nahmen diese Nachtwachen nicht ab. In den fünfziger Jahren hat er das Riesenwerk seines „Kapital“, das auf vier Bände angelegt war, nicht bloß im allgemeinen Gedankengang, sondern auch schon in dem gleichen, planmäßigen Aufbau zu Ende gedacht, in dem es später — teilweise erst lange nach seinem Tode — an die Öffentlichkeit trat.

Es liegt natürlich nicht im Plane dieses Gedenkartikels, über die Stellung des „Kapital“ in der Wissenschaft der politischen Ökonomie ein Wort zu sagen. Über diese Stellung liegen heute Bibliotheken vor, und neue Bibliotheken werden noch über sie geschrieben werden. Wohl aber ist hier die Stelle, einige allgemeine Bemerkungen über die aktuelle Bedeutung des Lebenswerkes von Karl Marx zu machen.

Wenn wir an einer früheren Stelle gesagt haben, daß eine der großen geschichtlichen Leistungen von Karl Marx in der Vereinigung des theoretischen Sozialismus und der praktischen Arbeiterbewegung liegt, so hat sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung herausgestellt, daß diese Leistung praktische Bedeutung nur in Deutschland gewonnen hat. In England wie in Frankreich sind Sozialismus und Arbeiterbewegung bis auf den heutigen Tag nicht zusammengekommen, was für beide Teile von größtem Nachteil war. Und zwar floß in beiden Ländern die gleiche Tatsache aus

den entgegengesetzten Verhältnissen heraus. In England aus der Hypertrophie, in Frankreich aus der Atrophie des Kapitalismus. In England war der in der „Sozialdemokratischen Partei“ organisierte Sozialismus starr, „radikal“ und dogmatisch und die in den Gewerkschaften pulsierende Arbeiterbewegung ohne jeden theoretischen Kompaß, unpolitisch, utopisch, bilistischer und im Kerne kleinbürgerlich. In Frankreich waren umgekehrt die Gewerkschaften „radikal,“ — halb anarchistisch und streng abweisend gegen Parlamentarismus und Politik. Dafür war der französische Sozialismus typisch kleinbürgerlich, parlamentarisch korrumpiert und vollkommen ideenlos. „Unter uns gesagt“ — schreibt Friedrich Engels in einem Briefe vom Dezember 1894, also ein halbes Jahr vor seinem Tode, „die Pariser — ich will nicht sagen die Franzosen, aber die Pariser sind furchtbar heruntergekommen. Diese Phrasendrescherei und dieser Respekt vor dem Melodramatischen werden mit der Zeit unerträglich.“ In Deutschland lagen die Dinge anders. Hier war von jeher der Sozialismus mit der Arbeiterbewegung aufs engste verknüpft. Die Selbständigkeit der politischen Bewegung vor jeder bürgerlichen Partei war vom ersten Tage an Tatsache, dank dem Wirken von Lassalle, und von irgendwelchen Versuchen, den Sozialismus gewissermaßen hinter dem Rücken der bürgerlichen Gesellschaft, durch Privaterperimente, Errichtungen von „Zukunftsstaatskolonien“ usw. einführen und seine Möglichkeit nachweisen zu wollen, ist in Deutschland im Gegensatz zu Frankreich niemals ernsthaft die Rede gewesen. Hier galt immer auf die Frage: wie kommt das Proletariat zum Sozialismus? die Antwort: durch die Arbeiterbewegung. Die an sich höchst auffällige Erscheinung, daß die Sozialdemokratie des unter den drei großen Nationen am spätesten zur Industrialisierung sich entwickelnden Volkes die bei weitem erste Rolle in der Internationalen spielen konnte, verdankt sie in erster Linie dieser Vereinigung von sozialistischer Theorie und praktischer Arbeiterbewegung. Damit soll nicht geleugnet werden, daß gerade die fortgeschrittene theoretische Erkenntnis dem proletarischen Klassenkampf in Deutschland nicht bloß Hindernisse aus dem Wege geräumt, sondern ihm auch auf der anderen Seite ganz eigenartige neue Hindernisse geschaffen hat. Das Bewußtsein von dem sozialen Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie gab dem Klassenbewußtsein der neu aufstrebenden Schicht in Deutschland eine dumpfe Starrheit und Enge, die im eigenartigen Gegensatz zu dem naiv universalen Klassengefühl stand, das frühere Gesellschaftsschichten in den Zeiten ihres Aufstiegens betätigten. So wurde die säkularisierte Klassenbewegung des Sozialismus gegen den Kapitalismus in Deutschland immer mehr verschränkt und auf eine reine Bewegung des Fabrikproletariats eingeengt. Die anderen Schichten der Bevölkerung, die vielfach ebenfalls unter der kapitalistischen Entwicklung

schwer zu leiden hatten und ihre Opfer waren, suchte man, um die Schärfe des Klassengegensatzes ja nicht zu verwischen, gern als soziale Gegner hinzustellen, wodurch sie allerdings bald politische Gegner wurden. Durch diese Enge in der Auffassung des Klassengegensatzes hat sich gerade die deutsche Sozialdemokratie besonders geschadet und sich in einen Gegensatz zu Bevölkerungsschichten hineinmanövriert und theoretisiert, die eigentlich an ihre Seite gehören. Aus dieser schiefen Position bedeutete erst der 4. August 1914 die grundsätzliche Befreiung. Nicht mehr ausschließlich die Partei des Industrieproletariats wird die Sozialdemokratie in Zukunft sein, obwohl diese Klasse auch fernerhin ihre Kerntruppe bilden wird, sondern die Partei aller von der kapitalistischen Entwicklung Bedrohten und Bedrängten, die politische Organisation derer, die einer höheren sozialen Organisation der Gesellschaft bewußt zustreben. Gerade damit wird sie auch wieder zur Partei der Intellektuellen, die ihr im letzten Menschenalter im steigenden Maße den Rücken zugekehrt hatten.

Über noch eine andere Bedeutung hat der Krieg für den Marxismus. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges schrieb Marx an Engels: „Siegen die Preußen, so die Zentralisation der state power, nützlich der Zentralisation der deutschen Arbeiterklasse. Das deutsche Übergewicht wird ferner den Schwerpunkt der westeuropäischen Arbeiterbewegung von Frankreich nach Deutschland verlegen, und man hat bloß die Bewegung von 1866 bis jetzt in beiden Ländern zu vergleichen, um zu sehen, daß die deutsche Arbeiterklasse theoretisch und organisatorisch der französischen überlegen ist. Ihr Übergewicht auf dem Welttheater über die französische wäre zugleich das Übergewicht unserer Theorie über die Proudhons usw.“

Die Geschichte hat bewiesen, wie sehr Marx mit diesen merkwürdigen Sätzen im Rechte war. Der Ausgang des Weltkrieges mit der überwiegenden Stellung, die sich Deutschland in ihm erringt, wird in der gleichen Richtung wirken und die Marxistische Theorie zu der die Arbeiterbewegung aller Länder schlechthin beherrschenden machen. Das wäre besonders für England ein entscheidender Fortschritt, wo Sozialismus und Arbeiterbewegung sich nie trafen und wo jetzt der Übergang vom alten individualistischen Kapitalismus zu einer höheren Form organisierter Staatswirtschaft besonders tiefgehende gesellschaftliche Umwälzungen voraussetzt, in denen der Arbeiterklasse eine große Aufgabe zufallen wird.

Freilich werden, wenn man England erwähnt, die großen Veränderungen greifbar deutlich, die sich seit Marx in der geschichtlichen wie wirtschaftlichen Entwicklung vollzogen haben. Marx konnte noch schreiben, daß das fortgeschrittene Land dem unentwickelten das Bild seiner eigenen Zukunft zeigt, und er selber hat wohl angenommen, daß sich die Industrieländer nach dem englischen Schema entfalten werden. Die einschneidende

Bedeutung, die die Schußzölle noch einmal für die Entwicklung des Kapitalismus besonders in Deutschland und der amerikanischen Union haben würden, konnte er natürlich nicht ahnen. Das „Kapital“ war konzipiert worden in einer Zeit, als England auf der Höhe seiner liberalen Wirtschaftsepoche stand. Hemmungslosigkeit der kapitalistischen Kräfte war die Grundlage der Theorie wie der Praxis. Man kann vielleicht sagen, daß diese klassische Form des Kapitalismus nötig war, um die klassische Kritik dieser Produktionsweise zu ermöglichen. Zur Zeit von Karl Marx gab es in dem einzigen kapitalistisch entwickelten Lande, dessen Zustände er seinem Studium zugrunde legen konnte, nur Privatbesitzer und Privatarbeiter, Privatkapital und Privatarbeit, Privatproduktion und Privatirkulation. In dieser Gesellschaft, die einen staatlichen Eingriff in die Wirtschaft nicht kannte, mußte die Frage nach den Wirtschaftsgesetzen, die dieses blinde Spiel der Ökonomie beherrschen, zuerst gestellt und damit das Problem der politischen Ökonomie als Wissenschaft formuliert werden. Die Antwort hat Marx gegeben. Allein inzwischen haben sich derartige Veränderungen in der Struktur der kapitalistischen Wirtschaft vollzogen, daß heute die Dinge in vielen Punkten wesentlich anders aussehen. Und das Geheimnis unserer Tage liegt darin, daß es gerade Deutschland gewesen ist, wo sich diese Strukturveränderungen am weitesten durchgesetzt haben, während die kapitalistische Gesellschaft Englands bis zum Kriege wirtschaftlich fast noch das gleiche Bild bot, wie damals, als Marx sie sezierete. In Deutschland ist der Kapitalismus dem, was Marx als Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung kennzeichnete: die bewusste Beherrschung der gesellschaftlichen Verhältnisse, am nächsten gekommen. Freilich in widerspruchsvoller Form. Die Kartelle und Syndikate, die dem blinden Spiel der Wirtschaftskräfte zuerst ein Ende gemacht und damit eine höhere, reifere Form des Kapitalismus in Deutschland heraufgeführt haben — ich darf mich hier auf die Ausführungen beziehen, die ich an dieser Stelle in meinen Artikeln: „Drei Jahre Weltrevolution“ (August- und Septemberheft 1917 der Neuen Rundschau) — waren eine privatkapitalistische Gründung mit privatkapitalistischen Zielen. Aber die in den Dingen stehende Logik setzte sich durch, und heute ist das Zukunftsproblem deutscher Wirtschaft nicht mehr: Privatkapitalismus oder Gemeinwirtschaft — sondern: wer wird bei der staatlichen Regelung der kommenden Wirtschaftsverhältnisse den größten Druck auf die Staatsmaschine ausüben können, das Kapital oder die Arbeit? — Diese Entwicklung ist ohne alle Frage anders verlaufen, als Marx sie sich vorgestellt hat. Er überschätzte nicht nur das Tempo dieser Entwicklung. Das wäre noch das wenigste. Er sah sie überhaupt anders. Er rechnete nur mit einer geradlinigen Verlängerung der Entwicklung und stellte eine Strukturveränderung, wie wir

sie erlebt haben, überhaupt nicht in Betracht. Daran krankte seine Krisentheorie, die in der Hauptsache auf der früher maßgebenden Baumwollindustrie und ihren damaligen Krisen beruhte, während heute die Eisenindustrie mit ihren vollkommen anderen Produktionsbedingungen tonangebend ist. Die ungeheure Ausdehnung des Weltmarktes hat erhebliche Modifikationen im Wechselspiel zwischen Produktivität der Arbeit und Aufnahmefähigkeit des Marktes gezeitigt, die Marx nicht voraussehen konnte. Er hat mit solchen Veränderungen der wirtschaftlichen Tendenzen nicht gerechnet, er nahm vielmehr diese Tendenzen als gleichbleibend in allen Stadien der kapitalistischen Entwicklung an.

Und gerade durch diese Auffassung wurde er dazu gebracht, unvermittelt neben die liberale kapitalistische Wirtschafts-anarchie die sozialistische Wirtschaftsorganisation zu setzen. Die Revolution des international organisierten Weltproletariats bildete das Mittel, diesen Umschlag der Anarchie in die Ordnung durchzuführen, die Expropriateure wurden expropriert. Als Übergangsstadium diente die Diktatur des Proletariats. Von Zwischenstufen war keine Rede. Marx hatte auch nichts erlebt, was ihn hätte veranlassen können, mit solchen Zwischenstufen als Ergebnis der Entwicklung zu rechnen. Wenn Bebel den „großen Kladderadatsch“ für das Ende des neunzehnten Jahrhunderts voraussagte und auf einem Parteitage sogar erklärte, er glaube, daß nur wenige seiner Zuhörer die große Umwälzung nicht mehr erleben würden, so konnte er sich dabei auf Friedrich Engels berufen, der noch im Jahre 1894 mit dem gleichen Termin rechnete.

Was mit alledem heute, wo wir den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung über ein Menschenalter nach dem Tode von Marx überblicken können, wirklich zusammengebrochen ist, das ist lediglich das System des Vulgär-Marxismus, aber nicht die Methode von Karl Marx. Und wir sahen bereits, daß dieses System dem Meister selber fremd geblieben war — ich bin kein „Marxist“, erklärte er einmal —, daß es vielmehr das Schulergebnis seiner Schüler war, der Vulgärmarxisten, die es versäumten, die grundwandelnden Änderungen der Gesellschaft mit marxistischer Methode zu verarbeiten, und dafür um so größeren Wert auf die Worte des Meisters legten. Für sie spielte der „Zukunftsstaat“, mit dem das Tausendjährige Reich erreicht sei und die Geschichte eigentlich ihr Ende gefunden habe, die gleiche Rolle wie der ausgebaut alte Ständestaat, den Friedrich Wilhelm III. seinen Untertanen so hartnäckig vergebens versprach, für die Althegeleaner spielte. Auch er war ihnen der Weisheit letzter Schluß und die Erfüllung der Hegelschen „absoluten Idee“, mit der die Weltgeschichte eigentlich ihr Ziel erreicht habe. Aber ebenso wie die Junghegeleaner damals das reaktionäre System verwarfen und die

revolutionäre Methode um so eifriger und kraftvoller benutzten, so hat sich auch jetzt die Trennung zwischen reaktionären Alt- und revolutionären Jungmarxisten angebahnt. Die Althegelianer waren eine rasch ausgestorbene und vergessene Sekte, und der Professor Gabeler aus Erlangen, der groteskerweise den Lehrstuhl Hegels nach dem Tode des Meisters innehatte — Alexander von Humboldt verhöhnnte ihn als „die verhängnisvolle Gabel“ —, hat nie eine Rolle in der Geschichte der deutschen Geistesentwicklung gespielt. Die verhängnisvollen Gabeln des Altmarxismus werden ihrem Ahnherrn auch darin gleichen. Um so größer sind die Aufgaben, die der jungmarxistischen Schule harren. In dem gewaltigen Umsturz der Weltrevolution und auf dem noch unübersehbaren Arbeitsgebiet des Aufräumens und Neuaufbauens werden ihre Vertreter reichlich Gelegenheit haben, zu zeigen, daß die marxistische Methode ebenso die Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart bietet, wie sie sie zum Verständnis der Vergangenheit geboten hat.

Und daß sie diese Gelegenheit wirklich ausnützen, dürfte um so notwendiger werden, je mehr sich in der Sozialdemokratie selber noch sehr beträchtliche Überreste kleinbürgerlich-demokratischer, liberaler und sentimental-ethisierender Anschauungen breitmachen, die mit Marxismus nicht das geringste zu tun haben, deren antisozialistischer Charakter aber gern durch ihre „radikale“ Verbrämung verhüllt wird. Diese Reste haben die Partei zum großen Teile bisher gehindert, viele der neuen Probleme auch nur zu sehen, die der Krieg aufgeworfen hat. Das Verhältnis der Arbeiterklasse zum Staat beispielsweise ist ein derartiges Problem. Zu Lebzeiten von Marx war dieses Problem nicht aktuell, weil in der liberalen Geschichtsepoche der Staat überhaupt keine Rolle spielte oder wenigstens spielen sollte. Im übrigen galt er als Organ der Klassenherrschaft. Über die einzelnen nationalen Staaten hinweg erging der Ruf des kommunistischen Manifestes an die internationale Arbeiterklasse: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Diese internationale Arbeitersolidarität ist im Kriege in Scherben gegangen. Sie scheiterte nicht an der Beschränktheit oder dem Hurrapatriotismus oder der Indolenz der Proletarier, sondern weil der nationale Staat und seine Wirtschaft inzwischen eine ganz andere Bedeutung für die Arbeiterklasse erlangt hatte, und weil zweitens die Ausnahmestellung Englands eine wirkliche Interessensolidarität der englischen Arbeiterklasse mit anderen Proletariaten von vornherein unmöglich machte. Auch hier weisen die durch den Krieg aufgeworfenen Probleme über Marx und seine Zeit hinaus.

Maleen

Eine Erzählung von Wilhelm Lehmann

I

Unten an der Böschung des Weges, der von der Hauptstraße nach Sophienhof abzweigt, stand im Lichte des Vormittags eine hohe rote Fingerhutlaude und spann für sich ihre Schönheit ab. Das Spiel ihrer Blütentüten wiederholte sich in den abgefallenen am Fuße ihres Blätterkleides, denn es war schon die Mitte des Sommers vergangen. Wenn das Licht besonders innig regnete und flirrte, glitten Füße über den Grund, der sich im hohen Grase verlor, und die Gestalt eines eisengeschienten Ritters mit einem Helme, an dem Schmetterlingsflügel befestigt waren, schien wie auf Schlittschuhen freudig-murrend vom Wege hinunter zu fahren.

Diesen Weg kam Frau Galbraith mit ihrem Kinde, einem vierjährigen Knaben in einem braunen Sammetkittel. Ihr schönes Gesicht war groß und wie aus dem Fleische einer reifen Birne gebildet; das Kinn war vollendet gekerbt und am Hinterkopf sammelte sich die Macht tiefbraunen, fast schwarzen Haares. Dies hatte mit seinen Wurzeln sie schon als Kind geschmerzt, so daß sie sich jeden Mittag, wenn sie aus der Schule kam, auf der Haustreppe ihres Großvaters, eines Seilermeisters, ausruhen mußte. Sie hatte eine rauhe, tiefe Stimme, die aber nie etwas Strenges und Hartes sagte und sich viel zu schnell zu einem „Vergib!“ fand. Kein Mensch, mochte er ein Schlachtergeselle oder ein hoher Schwärmer sein, konnte der Frau ins Gesicht sehen, ohne von einer aus dem Innern der Erde stammenden absichtslosen Gewalt angerufen zu werden. Der Angerufene wagte nicht zu antworten; lautlos schlangen die Blätter, bis seine Aufregung und die Frau vorüber waren. Ihre Füße waren rundlich und nicht ordentlich in Ferse und Spitze, in Zehe für Zehe durchgearbeitet, und ihr Gang war daher wackelnd. Sie hielt ihrem viel jüngeren Manne vor, wenn er ihm jetzt bitter zusah, daß er in seinen Liebesjahren gesagt habe, sie ginge wiegend. Jetzt eben glitt sie auf dem mit Tannennadeln bestreuten Boden aus, und sie sagte, höhnisch selber sich verlegend, zu sich wie zu ihrem Gatten: „Ja, ich bin nicht grazios, nicht?“ und „Ich weiß, es ist dir unangenehm, nicht?“ Früher hatte er ihr erzählt, daß die Leute ihr auf der Straße nachsähen, wie die trojanischen Greise der Helena. Das sagte er nicht mehr — aber entschädigte man sie nicht doch dafür? Noch gestern Abend, als sie, von der Fahrt zu einem befreundeten Rechtsanwalt, bei welchem sie über Auswege aus ihrer Ehewirrnis angefragt hatte, nach Gradow zurückkehrend,

die Bahnhofstreppe herunterstieg, war ein alter Herr dicht an sie herangetreten und hatte ihr halblaut zugeflüstert: „O du schönes Weib!“

Das Licht des Nachmittages spülte sie ganz voll Kummer, und die Farben ihres samtenen Kleides, das ihren schweren Körper umfaßte, fielen dahin. Die Lerchen flogen grob wie Spielzeugvögel aus Holz über die Hügel, an denen der Weg vorbeitrabte, und aus den Lippen auch der gelben Fingerhüte machten sich Schmetterlinge los, deren Vorderflügel weiß und schwarz, deren Hinterflügel rot und braun beschrieben waren. Sie fuhren schnell wie Tauchzen in die Höhe; die Strahlen schwangen; dann kippten sie ihre mehr langen als breiten Schwingen zusammen, und verschwanden wie die Musik und wie das Glück.

Frau Galbraith war auf der Bischofshöhe angelangt, wo ein Baum stand, der statt der Blätter grüne glatte Federn trug. Von diesen fiel eine auf ihr Haupthaar.

Seit Galbraith Mutter und Geschwister verlassen, hatte er für sich gelebt. Er war scheu und ging den Menschen aus dem Wege. Seine Mutter hatte eine Familie Gutheiß auf einer Reise kennen gelernt, und mehr aus Langeweile als aus Pflichtgefühl machte der junge Student dort einen Besuch. In höflichem Gespräch saß er bei der Alten. Da schob Maleen, die sich eben ihr langes Haar gekämmt und aufgesteckt hatte, die Flügelstür zum Salon auseinander und begrüßte ihn. Sie trug ein türkisches Kleid, ihr reiches Haar war noch nicht ganz festgemacht, und sie lächelte ihm zu, vorurteilsfrei, wie eine Schauspielerin. „Sieh zu, daß er sich nicht an dir die Flügel verbrennt!“ hatte ihr damals der alte Stiefvater Georg Gutheiß gesagt, als Jelden Galbraith vor zehn Jahren das Haus betreten hatte, das sie als älteste, unverheiratete Tochter seiner zweiten Frau mit ihm und ihr bewohnte. Aber da war das Gefürchtete bereits geschehen. Der kaum Zwanzigjährige, der liebesgierig war, weil es in den Gedichten der Welt stand, und alle seine Tage in gestaltloser Leidenschaft verbracht hatte, lenkte mit scharfer Pein der Fünfunddreißigjährigen zu, die seinem reinen Verlangen erlöst hinhielt wie eine Hirschkuh einem Halbgott. Als beide sich die Angelegenheit näher überlegten, ließ der Unterschied der Jahre sie sich winden vor Schmerz und ihn seine Stirn in Falten zerreißen.

An die Einwilligung zu einer Ehe mit Maleen seitens seiner Mutter, die ihr Leben herrlich beherrscht und dessen Träume mit einer Pflichttreue ohnegleichen zerrissen hatte, war nicht zu denken. Machte Jelden ihr doch schon Sorge genug, daß er das Examen, das zu einem Berufe führen sollte, noch immer nicht ernsthaft ins Auge faßte, da er alles wollte und das spezifische Gewicht der Einzelsache noch nicht verstehen gelernt hatte.

Darum sagte er seiner Mutter von dem Verhältnisse erst, als das Wichtigste unwiderruflich geschehen war. Endlich war er mit furchtwankenden Knien den alten Weg seiner Schülerjahre gegangen, der es ihr meldete, aber in Wahrheit lag sein Dasein wie ein unbeweglicher Stein in seinem Körper, und er begriff nicht, wieso er Rechtfertigung seiner That und überhaupt Berichterstattung schuldig sei. Die Mutter lag nächtelang in ihrer Bettstelle und schrie laut, nein heulte, wie ein in Jammer böses Tier, als einer, dem jemand, auf den er selbstverständlich seine größte und alle seine Hoffnungen gesetzt, eine ungeahnt fürchterliche Wunde geschlagen hat.

Galbraith suchte eine Anstellung und schrieb und telegraphierte dazu wie toll. Er fand einen Posten als Lehrer an einer höheren Privatknabenschule, die ehrgeizige Eltern eines entlegenen Dorfes aufgetan hatten, weil ihnen die Volksschule ihres Orts nicht genügte. Sie wurde zumeist mit Pfarramtskandidaten, denen die Durchgangsstation gelegen kam, gefristet. Noch wußten auch die beiden Gutheiß, unter deren Augen das Ganze, ihrem Einflusse verschlossen, entstanden war, nicht das Endgültige. Der alte Gutheiß war ein korrekt bürgerlicher Mann, der alles nach dem regulären Laufe der Welt geschehen wissen wollte und in schlimmen Momenten gern das Christentum zitierte. Er war fleißig und angesehen, aber sehr jähzornig; gründlich und beschlagen war er, doch nicht rein-glücklich genug, um nicht häßlich und unsauber sein zu können, zumal seiner eigenen schönen Stieftochter gegenüber, der er einmal sogar körperlich nahe zu kommen gewagt hatte. Ohne sein Wissen und ohne dasjenige ihrer rechten Mutter, deren schwache Melancholie in der Tochter weiterfloß, erließ Galbraith das bürgerliche Aufgebot. Die Wut des empörten Gutheiß, als er es las, zu beschwichtigen, reiste die alte Frau Galbraith höchst eigen nach Driesen. Sie stand Folterqualen aus, ihm entgegenzutreten, der mit geballten Fäusten im Zimmer herumliefe und ihr, beständig: „Ich bin ein Christ! Ich bin ein Christ!“ hervorkeuchend, seine Wohlansständigkeit entgegenhielt. Ihr Gesicht sei schief geworden bei der Szene, erzählte Frau Galbraith ihrem Sohne, es wäre die ganze Rückfahrt hindurch nicht aus seiner Schreckerstarrung gewichen, sie hätte zu Hause gleich nach einem Spiegel gegriffen. Der Standesbeamte, ein verabschiedeter Major, der ein brutales Vergnügen an des jungen Mannes peinlich verlegener Art hatte, eröffnete ihm, daß das Aufgebot außer in Driesen auch da, wo er jetzt arbeite, aushängen müsse. Nach den Vorbesprechungen auf dem Standesamt wurde freilich doch nichts daraus, daß Galbraith Gniffau für die Papiere anzugeben hätte. Aber er hatte die Angst bereits ausgestanden, es möchte in Gniffau, wo er sich als verheirateten Mann eingeführt, verlauten, daß er erst jetzt eine Ehe einginge. Und er

mußte es doch durchsehen, daß sie als bereits vor einiger Zeit geschlossen dort angesehen würde, denn Maleen war in anderen Umständen. Vorstellungen finsterner Art umlagerten Galbraith: der Klatsch des öden Dorfes, der etwaige Einspruch des dortigen Geistlichen, das häufte sich als Uebelkeit erregende Last, dazu riß ihn die Liebespein hin und her, und fieberig ging er die Wintertage zwischen dem Gasthose, aus dessen Saale unten die Trompetentanzmusik „Trinken wir noch'n Tröpfchen“ fast Abend für Abend drang, und der Schule, die am anderen Ende des Dorfes der Kirche gegenüber lag, einher. Jelden hatte sein Amt in Januarfalten angetreten. Der Schnee an der Erde zerfloß jetzt, der Himmel war fleerot, Jelden bog an der kärglichen Windmühle vorbei in die mageren Fichten. Sein Kopf schmerzte, in den Fichten flogen die Goldhähnchen, sie schienen ihm im eigenen Haupte zu nisten, und ihre hohen Sirtöne regten ihn auf.

Wenn er im Gasthose der Frau Schwerin beim Mittagessen saß, so zeigte er den beiden jungen Posteleven, die das Essen mit ihm teilten, ostentativ den Goldfinger der rechten Hand, um ihnen den weislich schon jetzt besorgten blanken Trauring zu weisen. Sein Zimmer lag im oberen Stock; in der Dämmerung saß er vor dem kleinen eisernen Ofen und schob ihm einen Torssoden nach dem anderen ins funkende Maul, von unten aus dem Saal drang die schlampige Musik. Im Sommer schufteten die Leute, von denen die wohlhabenderen Ackerbauern, die übrigen Elbschößer waren; im Winter wußten sie sich in trüben Lustbarkeiten nicht genug zu tun. Bald war es in dem östlichen Wirtshaus bei Beckmanns, bald im nördlichen bei Schwerin. Diesen Landwinkel des südlichen Mecklenburg hieß man „die graue Gegend“; die Bewohner arbeiteten angestrengt und baten einem kümmerlichen Boden Zwirnsfäden von Roggen ab. Sie hingen am Gelde, sie waren nicht ehrlich und gaben ihr Leben für die irdischen Güter.

Als Galbraith sein Weib an einem starrend kalten Abend auf offenem Wagen, den Beckmanns freundlich an die Bahn geschickt hatten, in das kleine alte strohgedeckte Haus am Ende des Dorfes nicht weit von der Privatschule brachte, da stand Maleen auf der kurzen aber eisigen Fahrt von den überreizten Mühen des Tages und der Not des Leibes das Herz beinahe still.

Aber der neugekaufte Schreibtisch und ein hochbeiniges Korkstühlchen in einem grünen Käfige gaben den Räumen Frieden. Der Frühling kam nach Gniffau mit struppigen Haaren, aber fröhlich lebten auf den kleinen überwachsenen Zeichen die weißen Wasserprimeln bis in den Sommer hinein. Und die Zeit drehte sich zuerst schnell wie ein Windmotor.

Zwischen Gniffau und Stuck, dem Nachbardorfe, lag in einer grauen Mulde ganz ruhig ein langgestrecktes Haus mit fabrikmäßig vielen Fenstern.

Es war einst eine Mühle mit richtigem Betriebe gewesen und stand jetzt schon lange außer Gebrauch. Sein Anstrich war von unzähligen Rissen durchzogen, die Bretter moderten, und unter dem zwecklosen Wasserspiel bedeckten sich die Speichen des großen Rades mit Algenschleim. Hier saßen die Ehegatten an heißen Nachmittagen. Dann bat Jelden Malen, die Strümpfe auszuziehen und bewunderte die Kindlichkeit ihrer Beine. Eilig bedeckte er die, wenn oben jemand vorbeiging, der sie sehen konnte. Das Wasser floß mit lächelnder Eile von Stein zu Stein, aber wenn es gegen Abend ging, war es keine gewöhnliche Flut, sondern ein roter Seim, der von dem hohen Rade abtropfte. Im Graben hielt der Wassersoldat mit häßigem Gewehr Schildwache.

Doch alle diese Freuden waren kernsauer und wurden nun bald brandig. Sie brachten es nicht zur Geduld. Galbraith glaubte, er würde schlecht bezahlt, er, der zu Höherem berufen sei. Und sein Zorn fraß bald alles an und fort. Er stand den Vormittag in der Klasse und schrie mit seinem Kummer die Knaben in den kleinen Bänken an. Vor der Tür des Schulhauses wuchs ein sehr hoher Ahornbaum, der beschaute seine Blätter und klebte sie bei Regenwetter an die Klassensenster. Galbraith schrie und zimmerte an der Meinung, vom Dasein mißhandelt zu werden. Dabei wiegte jetzt ein gemächlicher Spätsommer den Himmel; die Pflirsche waren noch jung, der Jritsch sang.

Im Winter war es so kalt gewesen, daß das Loch der Pumpe auf dem Hofe hinter dem Hause verstopft gewesen war von den blauen Leibern der kleinen Meisen, die sich hinein geflüchtet hatten. Jetzt war es noch so warm, daß die Sonne das Teichwasser siedete, und die Vögel, die ihr zu nahe kamen, verbrannt zurückfielen und im Staube der Landstraße verendeten. Unterdessen drehte Galbraith die hundert Male sich den Strick und erhängte sich die hundert Male, am Rande der Welt hinaufklaubend und in ihren Kelch blickend. Unten kollerte das Leben vollbäckig, lachte in den Kindern, lockte Ente und Enterich zusammen, knallte in der Peitsche, und ging in den Dreißigjährigen stolz und aufrecht dem Werke nach.

Auf den Sandwegen roch es nach Pferdeharn, und der Mauerfuchsschmetterlinge unbezähmbare Natur wurde so fügsam, daß sie sich den Mädchen, die zum Melken gingen, auf die Fußspitzen setzten. Das Schlimmste war, daß Galbraith kein Ziel hatte. „Halte dich an die Mitte. Es ist müßig, nach Anfang und Ende zu fragen,“ sagten ihm die Bücher, die er las. Er tat das, so gut er konnte. Nachts erschien ihm der Kelch einer Glockenblume, als rufender Hals gebaut: er faßte die Zipfel ihres unteren Randes und schwang an ihnen dämonenhoch wie Burschen auf dem Jahrmarkt. War seines ein Künstlerschicksal?

Die Hinterläufe eines verfolgten Hirschcs tauchten vor ihm auf. Ein Jäger, der aussah wie der heilige Eustach, schoß das Tier ins Beimgelenk: es legte fort, der Fuß war körpergewordene Flucht; Galbraith verfolgte ihn mit sehndem Auge und begrub alle seine Unruhe in dieser Flucht. Der Traum, der einen Perlhuhnkörper hatte, tauchte unter in dem mattelfarbenen Himmel. Die Wolken waren Fischblasen. Ein milder Wind ging über die geträumten Wiesen und kämmte sie mit schillerndem Kämme. Zelden hatte ja auch noch keine Station erreicht, war nirgends geeicht, mit keiner Wage je gemessen worden. Und auch deshalb vernahm er nicht die Stimme der Dinge, die mit absichtslosem Munde in den Wind sprechen, gleichgültig, ob wer sie höre.

Maleen, aus ihrer Wesenheit heraus, und der viel jüngere Mann beachteten nicht, daß Zapfen auf Zapfen von den Bäumen fiel in ungeheurer Stille, die großen grünen Kiefernzapfen, die der Biß der Eichhörnchen ausgehöhlt, und die ein Gruß waren von der Gewalt des gleichförmig-stürmenden Daseins. Der Lehrer Gappa in Stud, der einen langen schönen Bart und überhaupt Förstersmanieren hatte, mistete eigenhändig seinen Kuhstall aus. Seine Frau verkaufte Honig an Zelden und Maleen, und der Mann, als Staatsangestellter dem Kollegen von der Privatschule sonst nicht gewogen, erzählte ihnen stolz, daß er seine Dienen nicht mit Zucker nachzufüttern brauchte.

Galbraith lief nach der Schule durch die erstarrten Felder, die so bitter dalagen. Alles lamentierte in ihm, über nichts, über alles. Versunken, eingestampft, weil er nicht gut genug damit umgegangen, waren die Stunden, die er als Student in der nie hellen Stube einer dichtbewohnten Großstadtstraße erlebt hatte; wo ihm eines späten Abends ein Unnennbares ekstatisch den Nacken über den Stuhl, auf dem er saß, nach hinten gezogen hatte. Jetzt war er leer; zerschlagen war der Spiegel, der schöne Spiegel, der ihm Rehherden und tanzende Bäume gezeigt, in dessen Glase Menschen mit klingendem Anlitz Schritten und zueinander mit bezaubernden Hinweisen redeten. Die Papiere auf seinem Tische entzündeten sich und sendeten Rauchkränze aus. Eine Gestalt wuchs auf, die die Schultern immer enger emporzog. Ein bitterer, zwingender Duft kam wie eine Säule aus seinem Munde: sein Geist lag bewegungslos und empfang.

Aber jetzt stand im schrägen Acker Frau Ziel und nahm Kartoffeln auf. Sobald sie sich bückte, verschwand sie unter den hohen, goldhaarigen, rotnervigen Nachtkerzen, die von dem nebenliegenden unbebauten Felde herübergesiebelt waren. Sie erwiderte Zeldens Gruß. Sie stand in Gunst bei Maleen; vormittags arbeitete sie ausbilsweise bei Galbraiths und nachmittags sorgte sie für ihrer Tochter Kind und für die Ziegen.

Die Zwischenräume der Ruhe zerbröckelten immer mehr. Schon rannte Galbraith wie ein Tiger auf der braunen Diele des langen Beckmanns Wirtschaft gegenüberliegenden Vorderzimmers umher und kam aus Verzweiflung und Kraftlosigkeit nicht heraus. Die Zeit enthielt Weihwasser; die Boviste zerplakten stäubend. Es gewitterte. Der Donner war deutlich. Meinte er nicht auch ihn? Mußte er das alles von ferne sehen? Die Blitze knisterten und schienen auch in seine Augäpfel.

Maleen, ein Paradiesvogel, mit Flügeln, aber ohne Füße, aus anderen, dieser Welt feindlich gelegenen Weiten hergeschwebt, war die denkbar ungeeignetste Gefährtin. Den Dorfleuten waren Galbraiths Gegenstand ewiger Neugier, Maleens lässiger Art wegen, der das Ordentliche nicht lag, auch des Reides; und beide glichen bald abgewetzten Blüten, die, von ihrem törichtem Willen hierher getrieben, hin und herrutschten und das Dasein nicht in die Hand bekamen. In selig unseliger Güte schenkte die Frau denen, die ihr dienten — Mißgunst war der Erfolg, niemals Treue.

Zwecklos biß Galbraith an seinen Nägeln, schob die sie überwachsene Haut herunter, durchfuhr stundenlang mit den Händen sein Haar oder ging im Garten auf und ab und versank in die betupften Schleier, die um Düfferts, des Hausbesizers, Pfirsichspaliere hingen, an der Wand, die seinen Hof von Düfferts Garten trennte. Trippelnd kam Düffert, ein kleiner dicker schlauer Mann, der in seinem Hause ein Kolonialwarengeschäft betrieb. Er hatte sich durch unmäßiges Trinken den Magen verdorben und stieß nach jedem Worte auf. Seine Frau war aus einem anderen Stück geschnitten, hager und von einer stillen Vornehmheit. Trotzdem ihr Geiz nur wenig kleiner war als der ihres Gatten, legte sie ihrer Nachbarin und Mieterin Maleen Spargel und Rhubarber ins Küchenfenster und schickte Frieda, die prachtvoll starkte Magd, zu Hilfeleistungen hinüber. Herr Schwarz, der Kommiss bei Düffert, der seinen Herrn haßte und, wo er konnte, betrog, dafür die Liebenswürdigkeit selbst hinter der Tonbank war, saß am Nachmittage hinter dem Hause und brannte Kaffee in einer Maschine, was so sonderbar ausah, daß Frau Maleen laut auflachte.

Die Süßigkeit des Lebens strömte über den Garten und bespritzte auch Galbraiths. Sie begriffen es kaum, nur Zelden packte es zuweilen wie eine Ahnung, daß hier die Mitte sei, daß er auch hier schon in der Mitte sein könne. Aber meist war häßliche Schwere da. Düfferts ließen nie Schäden bei ihren Mietern ausbessern. Die Küche war vom Flur nur durch eine oben offene Holzwand abge sondert, und Frau Galbraith erkältete sich beständig, denn man ging vom Hofe aus in den Flur ein und aus. Über ihnen wohnte eine kinderreiche Familie, deren Erhalter den jämmerlichen Posten eines Heizers auf einem kleinen Elbdampfer inne

hatte. Im Winter fuhr das Schiff nicht, und Vengens begnügten sich mit Weißkohl oder hungerten, denn die Frau konnte mit ihrer Nähmaschine, die über Galbraiths Zimmer ging, auch nicht viel helfen. Resolut und roh wurde sie bald Galbraiths' türkische Feindin, denn Maleens Güte war zu unklug und nachdruckslos, um die Menschen in Distanz zu halten und in Anstand zu binden. Dem empfindlichen Jelden tratschte ekelhafter Klatsch vor der Tür, das erbitterte ihn unglaublich. Zuletzt begehrte er mit Gewalt auf, ließ den Tischler die Wand oben füllen und zog dem Nachfolger Düfferts das Geld dafür von der Miete ab. Dieser Nachfolger, Steinkopf, der zu spät sah, daß er mit dem alten Fuchse Düffert ein schlechtes Geschäft gemacht hatte, drohte mit dem Gendarmen. Völl fliegender Sorge durchzitterte Galbraith die Tage. Er versteinerte zu Angst, als die Eltern seiner Schüler, die mit seinem Unterrichte nicht zufrieden waren, eine Kommission in sein Haus sandten, mit der Frage, wann er denn geometrisches Zeichnen und Rechnen so lehren wolle, wie man es verlange. Maleen fand jeden Menschen zuerst einzig und dann gemein. Mit Frau Pölke, der ersten gelegentlichen Hilfe, hatte sie sich längst überworfen, Frau Siel hatte ebenfalls bereits gekündigt. Wiewohl die Schwiegereltern, nachdem alles so weit seinen Gang genommen hatte, sich wieder freundlich gestellt, Gutheiß auch etwas Geld schickte, reichte man nicht damit. Nie hatten die Gatten das wohlige Gefühl, auf einer klaren Breite zu gehen und über die gestriegelten Rücken der Rinder zu schauen. Spitzig griff ein Tag den anderen an. Die kleinen Vorkommnisse fanden Jelden ganz wehrlos und bleich vor Zorn. Dabei glaubte er ein Recht darauf zu haben, wenn er sich ein Zimmer blau tapezieren ließ und Bücher kaufte. Mit frostiger Nässe umquoll ihn das tägliche Geschäft, und mit einer Art Wollust drängte er sich zu einem Haufen Unglück zusammen. Er glaubte ja nicht, daß die Gefahr ihn überfallen, wie ein Lastwagen überfahren könne.

Während man so in diesem hastigen und immer heißiger werdenden Qualm lebte, war Maleens Leib mit jedem Tage schwerer geworden. Und das tägliche Dasein für Galbraith immer beängstigender und drückender. Wohl oder übel hatte er sich mit Behm, dem Pastor, stellen müssen. Er war zu unfrei, um sich in seiner Stellung nicht als vom ganzen Dorfe abhängig zu empfinden, und zog vor jedem Vater mit demütig-bittender Freundlichkeit den Hut. Wenn nicht eine torvoll ausgetobte Nacht es unmöglich gemacht hatte, begab er sich jeden Sonntagmorgen in die Kirche. Er hielt es für geraten, sogar einmal zum Abendmahl zu gehen. Er meldete sich dazu vorher beim Pastor an. Behm war ein Zelot mit blauen schmalen Lippen in einem weißlich-grauen Gesicht und verhaßt bei jedermann im Dorfe, das nur zu gern in Wut schwamm, wenn er scharf

und lärmend Richtschnuren spannte, die jung und alt übersprang, da geistige Besinnung nicht ihre Sache war. Er fragte Jelden in dem Argwohn, er möchte nur zivil getraut sein, nach dem kirchlichen Schein, den Galbraith noch am selben Nachmittage hinlieferte. Aber dann erschien Behm auf einmal in eigener Person in Galbraiths Hause und verlangte Jelden zu sprechen. Diesem schwante nichts Gutes. Er fing ein krampfhaftes Gespräch mit seinem Gaste an. Frau Maleen ließ sich nicht sehen, sie war in der Küche beim Johannisbeereinkochen. Es war heiß. Als das Gespräch sich von Galbraiths Seite aus ein paar Minuten lang ängstlich ablenkend hingezögert hatte, schwenkte Behm energisch herum und ging auf die Sache los: „Ja, ich muß Sie doch etwas fragen. Sagen Sie mal, nach dem Zettel, den Sie mir gestern zwecks Festierung Ihrer kirchlichen Trauung gebracht haben — war Ihre Frau bei der Trauung noch Jungfrau? Es ist nämlich bei uns Sitte zu schreiben: der Soundso schließt mit der Jungfrau Soundso die Ehe, und auf Ihrem Papier fehlt die Bezeichnung Jungfrau.“ Bei diesen Worten sprang Galbraith das, was er lange in ähnlicher Form gefürchtet hatte, kalt im Gehirn herum, und er griff, malträtiert und geschunden, nach der Lüge. Er bestritt, daß das bei ihm zu Hause Brauch wäre. Behm entfernte sich. Aber Galbraith war den ganzen Tag über unwohl. Er überlegte sich, schweigend, daß das Datum der erwarteten Geburt seines Kindes den Pastor ja über das Datum der Empfängnis aufklären würde, seine Lüge also als solche erwiesen würde, und er beschloß daher, den reuigen Sünder zu spielen. Am Sonntag ging er ganz früh beim Gemeindevorsteher vorbei, an dessen Binden er die Strohhalme der Erntewagen hängen sah, zum Pastorat, sagte Behm, schwere Bedrängnis spielend, er könne mit einer Lüge auf dem Herzen das Abendmahl nicht nehmen, und bekannte seine Schuld, der er ein heftigeres Gepräge dadurch gab, daß er erzählte, seine Mutter habe um seines Vergehens willen graue Haare bekommen. Der Pastor war befriedigt und zeigte sogar ein dem verängstigten Jelden nicht unangenehmes Wohlwollen. Als er wieder draußen stand, hatte er nur das Gefühl, dem Verderben entkommen zu sein, und schluckte nachschmeckend seine Rettung ein. Die Nöte, die seine Einbildung seit langem gelitten hatte, waren aber nicht so bald fortgegåt.

Am Pappelweg nach Erken pflügte der alte Jacklamm mit zwei blaßbraunen Kühen. Der eiserne Pflug quietschte. Galbraith brauchte jemand, um aus der Höhle der Ungewißheit heraus zu kommen, und schritt von der Chaussee über den Graben auf das Feld. Niemand konnte genau erraten, wie alt Jelden war; man sagte ihm, er könne zwanzig, auch über dreißig sein. Dem Körper nach erschien er manchmal ein Fünfzehnjähriger. Der alte Jacklamm sprach über die Vorzüge der künstlichen

Düngung. „Kali ist noch besser als Chili, zwar teurer, aber man hat auch was davon. Ich habe vierfingerdicke Halme damit gekriegt,“ und dann redete er über seine Stellung im Leben. „Ja, man will doch nicht alles aus der Hand geben. Eine Frau habe ich ja nicht mehr. Man hat das manchmal, daß alte Leute dann nichts mehr haben und sich quälen. — Ich bin auch gereist, nach Sachsen, mit Sämereien.“ Vergebens suchte Galbraith in dem freundlich ruhigen aschenbraunen Gesicht nach einem Widerschein seiner eigenen Qual. Mit dem Ehepaar Ziegler, das das Gebreite nebenan bearbeitete, war überhaupt nicht zu reden. Sie zogen ihr Gerät, vor das sie ihr einziges fußschwänziges Pferd gespannt hatten, eilig durch den Lehm. Die Frau, die ebenso heißen Geblütes war wie ihr Mann, hielt das Tier vorne gepackt und riß es mit sich. Sie arbeiteten um der Pfennige willen, eilig, eilig. Es sah unsinnig aus, zumal der Wind sich jetzt gelegt hatte, und das Land in einer Lämmerruhe stillehielt. Jelden ging vorbei. In den Fichten, die den Weg einsäumten, gähnte ein weißes Loch. „Ist der vom Bliß getroffen?“ fragte Jelden den betrunkenen Tischler Marben, der mit einer Soldatenmütze schief auf dem Kopf vorbeistolperte. „Nee, Windbruch,“ schnarrte der Gefragte, der einen üblen Branntweindunst ausströmte, „guten Tag, Herr Galbraith,“ er sah Galbraith starr an. Dieser ging weiter. Marben sah sich um und sagte noch einmal dumm-stumpf: „Gu’n Tag, Herr Galbraith.“

An dem brüchigen Wegweiser, der an der Kreuzung von vier Landwegen stand, blieb Jelden stehen. Von hier war es nicht mehr weit bis zum Dorfe Glinde, woher tagtäglich der kleine Emil Schult in seine Schule kam. Jelden hatte sich noch nie entschließen können ganz hinzugehen. Und Glinde blieb ihm unbekannt und rätselvoll. Am Eingang mußte sicherlich ein Mädchen stehen. Maleens Schwesternmann hatte ihm erzählt, daß, wie sie eines Sommertages als Soldaten im Posenischen durch ein Dorf gekommen, an einer Tür ein Mädchen, die Arme über dem Kopfe verschränkt, splitternackt, gestanden habe. Schlant und weiß wie eine Ackerwinde habe sie aus umränderten Augen die Soldaten angeschaut, jede zynische Bemerkung war unterblieben, als die Kompanie vorbeimarschiert. So ist es auch in Glinde. Da waschen am Brunnen, einem viereckigen, schnitzereibeladenen Kasten, die Frauen. Das Wasser rupft im Brunnen. Auf dem Gemeindeanger graßt das Roß der Dichtung, mit sehnigem Halse und einer Mähne, gestrahlt und mit hellen Bändern durchflochten, wie die Pferdehändler es machen, wenn sie die lange Kette ihrer aneinander gebundenen Gäule hinter sich her zum Markte ziehen. Und wer von der Dorfjugend Schenkelkraft und Mut besitzt, der darf das Feuerpferd reiten und kehrt mit glücklichen Augen heim.

Doch Galbraith schien es besser, er ginge auch heute nicht, und da zum

Überflusse eine schwarze Kage von links über den Weg lief, so wandte er sich hastig zum Nachhausegehen. Die Gespanne der „grauen Gegend“ gingen ruhig heimwärts. Durch die Dämmerung der Narzissenwiese nahen, die leibhaftige Bemühung, die breiten Schädel der Beckmannschen Ochsen, in denen die fließenden Augen saßen. Galbraith befiel eine Furcht; er besann sich schreckhaft, daß ihn zu Hause eine neue Rechnung, von irgendwem gebracht, erwarten könne. Als sie vorne in der länglichen blautapezierten Stube, deren Ausgangstür der Haustür zunächst lag, saßen, klopfte es. . . Jelden wurde totenblaß. Es war aber nur Helmut Möller, der seine Privatstunden bezahlen wollte. Ubel war es, daß noch am späten Abend der Gendarm erschien. Aber auch er wollte Harmloses und fragte bloß, ob Galbraith zugegen gewesen wäre, als sich der Schlachter Drenckhahn beim Schuster Dick des Hausfriedensbruches schuldig gemacht und dessen Frau bedroht hätte.

An einem stickig heißen Augusttage fuhr Galbraith mit Maleen in die Hauptstadt, und dort wurde in einer städtischen Klinik ihr Kind geboren. Die Geburt war nicht leicht. Aber Maleen besaß Bienenfruchtbarkeit, und ihre zerrissene Haut schloß sich wieder. Wehm, der kinderlos war und sich mit einem adoptierten kleinen Mädchen behalf, verrichtete sogar von der Kanzel der alten Steinkirche aus ein Dankgebet für sie.

Seit der peinlichen Affäre mit dem Pastor fühlte sich Galbraith unwohlter denn je. Nach der Entbindung, während Maleen mit einer fanatischen Rücksichtslosigkeit gegen alles andere ihr Kind nährte, verkam das Hauswesen. Maleen hatte von der ersten Stunde an in Gnissau sich vor nichts gescheut, Wasser geschleppt und Feuer gemacht. Die chinesische Königstochter, die so gerne den Ton hörte, den Seide beim Zerreißen macht, daß Königreiche um ihrewillen verunglückten, hatte rote Hände und breite Füße bekommen. Sie wußte nun bloß um ihr Kind. Um Milch zu beschaffen, schluckte sie Unmassen von Hafererschleim, und ihr Körper schwoll an. Eine mokante, ihnen von dem alten Gutheiß zur Hilfe geschickte Pflegerin, die neidisch war auf Maleens Haar, spottete darüber und schüttelte sich vor Widerwillen. Galbraith wurde sie mit Mühe los, und suchte einen neuen Diensthöten. Es war Erntezeit, und das machte sich der Malermeister Verleih zunutze. Er bot seine Tochter an, ein junges verdorbenes Geschöpf, und verlangte dann in einem blaugrauen Briefe, den Galbraith ins Entsetzliche vergrößert auf seinem Tische liegend fand, eine nicht erwartet hohe Entlöhnung. Zornbebend ging Galbraith an einem regnerischen Abend zu Lenzens hinauf, um sich in einem Schelten über das Verlangte zu erleichtern. Man tat ihm den Gefallen und schimpfte über Verleibs Unverschämtheit. Doch als er weggehen wollte, trat gerade die besagte Tochter bei Lenzens ein und legte der Frau mit

süßem Gruße einen prallgespannten großen Kürbis als Geschenk hin: „Das schickt Vater Ihnen.“ Und Galbraith zerriß sich in dem Bewußtsein, daß sie über ihm saßen und sich über die „seinen Leute“ unten ins Häuschen lachten. Seitdem Galbraiths fremde Leute im Hause hatten, die sie bestraften und die wehrlos schöne Maleen bei ihrem geringsten Tun beobachten konnten, war auch die Lust drinnen, die letzte gemeinsame Heimlichkeit, vergiftet. Die Jelden von Behm abgerungene Aufklärung über seine Privatverhältnisse hatte ihm genug Scham und Demütigung gekostet. Was er, nachdem er seinen Fuß nach Gniffau gesetzt hatte, wie ein Amulett, das man am bloßen Leibe trägt, gehütet hatte mit gequälten Händen, schien ihm zu guter Letzt doch noch von Dora Verleih, die auch Briefe entwendete, geraubt zu sein. Er hatte gehört, unsichere Gerüchte liefen im Dorf herum, Maleen sei zu früh Mutter geworden, und er stürmte in sinnlosem Zorn hinaus, um ihre Urheber zu fassen. Er trat bei Frau Steinkopf ein, die neben einem Riesenfeuer stand und Teig knetete. Sie wußte von nichts. Und als er durch die kotige Straße weiter eilte, ermattete er, und die Aussichtslosigkeit seines Beginns scheuchte ihn gebrochen zurück.

Reginer war ein gesunder Knabe mit hochgebuckelter Stirn und großen Augen, die sich an die seines Vaters ansogen. Feucht von der Glut des Vertrauens machten sie sich dann aus ihrer Versunkenheit los. Aber Galbraith erkannte das spezifische Gewicht der Dinge immer noch nicht und sah nicht, daß ein Regenbogen über seinem Wege ausgespannt war und daß dieses Kind auf dieser Erde nicht mehr laufen lernen sollte. Wenn Galbraith aus der Schule gekommen war, trat er an den Wagen und hielt seinem Jungen ein Naturgeschichtsbuch mit kolorierten Bildern vor die Augen, und diese Augen lächelten, wehend, unfaßbar süß. Sie lächelten dem unreifen, starren Galbraith Küsse zu, Küsse aus dem Grenzlande, jammervoll-verzaubert, als läge das Kind noch, in einen blauen durchsichtigen Hautschleier gehüllt, aus Elfenbeinflisch gebaut, die Hände an die Brust gedrückt, in seiner Mutter Schoß; als wollte es seinem Vater helfen, den es liebte, obschon es ihn den Weg der Hölle gehen sah, mit unwissenden Händen, aus Eier und Kälte gemischt, versündigt.

Das Schreckliche kam. Es kam, als Jelden und Maleen ein Ehejahr hinter sich hatten, als die Rebhühner ruckend-zwitschernd trotz der starken Kälte sich paarten. Galbraith hörte ihr Rufen, als er am Abend den Weg mit den niedrigen Pappeln ging, die im Juni eine Flut von Käfern ausgefressen hatte. Nachdem Reginer schon lange Zeit, Tage und Nächte von den durchbrechenden Zähnen gequält, so laut geschrien, daß den Ohren fast die Empfindung dafür abhanden gekommen war, verfiel er an einem spröden Märztag in Krämpfe. Maleen hatte sich

in einer Zimmerecke versteckt, Galbraith saß am Wagen, hielt Reginers Hand und sah dem Sterben zu. Aus Mund und den seligen Nasenflügeln drang jetzt Schaum, und Hände und Füße schnurrten in einem furchtbaren Rhythmus, in einem schrecklich befohlenen Hinundherschlagen. Ein junger Arzt stand ratlos dabei, zündete vor der erblickenen Pupille ein Streichholz an und zählte den Puls. Wie aus einer reinen weißen Marmorplatte brach Blut aus der Nase und der Schaum knirschte. Der große schöne Kopf ging unter, die großen inhaltsreichen Augen verdarben. Die Dual hörte auf, die Märzdämmerung fiel, es wurde still. Maleens Brust floß noch drei Tage lang, zusammen mit ihren Tränen, und sie schrie: „Die Brust weint auch! Die Brust weint auch.“

Unendlich hoch waren die Buchen in den Wäldern, die in Jelsbens Kopfe wuchsen. Aus der Höhe stürzte es wie ein Schwarm von wunderschönen Mädchen herunter, die ihr langes Haar aus dem Gesicht schüttelten. Aus der weißen Luft standen sie mit halbem Leibe hervor; in ihren Achseln wuchs flaumiges Haar. Über dem Halsansatz schnitt ein Spalt gleich Lippen in den grauen Regennebel. Eine ritt auf einem gläsernen Pferde. Ein Baum berührte die andern. Dazwischen lag das Gebiet der Schatten. Wie ein bunter Kreisel tanzte Galbraiths Seele in halber Höhe über dem Boden und drehte sich wollüstig im Wirbel seiner Schmerzen.

Der kleine Sarg mußte extra verzinnt werden, denn er sollte, auf Maleens flehentliches Bitten, mit der Bahn an Galbraiths neuen Wohnort überführt werden. Der Schulvorstand kam Galbraith mit der Kündigung seiner Stellung an der Kameloter Privatschule zuvor. Den Karren mit dem Sarge fuhr ein kleiner Schimmel die Straße entlang, Galbraith ging auf dem Bürgersteig nebenher und trat noch bei dem Klempner Stein ein, dem Kassierer des Schulvorstandes. Hier wurden ihm fünfzig Mark seines Gehaltes abgezogen mit der Begründung, er hätte ja damals bei dem etwas verspäteten Antritt der Stellung versprochen, das Versäumte nachzuholen, und das wäre nicht geschehen. In Wahrheit hatte Galbraith durch verlängerten Unterricht sein Versprechen längst erfüllt, war aber jetzt zu unglücklich, um diese Vergewaltigung abwehren zu können. Er schob mit dem Lenker des kleinen Schimmelwagens den Sarg am Bahnhof in den Waggon, und er und Maleen fuhren fort in das Land ihrer Heimat.

In Siebenbäumen, wo Reginer beigelegt werden sollte, empfing sie die alte Frau Gutheiß. Man hatte einen Maleen verwandten Pastor gebeten, die kirchliche Zeremonie abzuhalten. Der Gebetene war, kaum willig, erschienen. Er trug einen schmutzigen Amtstragen, und seine Gattin ermahnte ihn, nicht so zu hasten, da er sich sonst erkälten könne. Er hielt

eine leere und unberührte Kede, und als Frau Maleen Schmerzverbunkelt in das Sandloch starrte, aus dem der Kindersarg eben noch hervorsah, und nicht wegrollte, hießen die Pastorsleute Galbraith mit den Worten: das gäbe sich schon wieder, seine Frau mit fortziehen. —

Zehn Jahre später, als Galbraith durch ein fremdes Dorf schritt, zertrat ihm das Erlittene mit schrecklichster Wucht die Seele. Es war, als wäre der Schmerz unangetastet, unverbraucht im Schoße der Zeitlosigkeit gelegen, als hätten sich die Züge des Geschehnisses zur Unerbittlichkeit gesteigert. Und wie ein schwerer Regen roter Tränen sank es über Galbraith. Die Welt war ganz fertig. Die vorhandenen Blumen blühten sich vollkommen aus; neue setzten nicht mehr an. Aus jedem Hause, an dem er vorbeiging, schritt Maria, und in jedem Garten jätete Martha. Die Türme der kleinen Kirche flackerten, und wen er auf der Chaussee traf, der ging wie zu einem Konzil. Galbraith ging unter einem Drausen und über einem Drausen auf schmalem Stege. Er schaute auf seinen grauen Anzug und auf seine verstaubten Stiefel. Es wurde plötzlich dunkel, und dann leckte es von den Sternen wie von Wachslichtern.

Reginers Grab lag still auf dem hügeligen Kirchhofe. Am Gitter scheuerten sich die Kühe. Die Weizen hatten ihre langen Wurzeln schon in den Leichnam gebohrt und den Sarg zu ihren Stengeln vernußt. Am Nachmittage war der Platz verlassen und einsam, und dann kam die Vogelbraut. Die Vogelbraut konnte die Gestalt und die Eigentümlichkeit jedes Vogels annehmen. Im graugelben Kleide der Goldammer saß sie auf dem Pumpenkopf und rief, als spiele sie auf einer Mundharmonika. Wenn der Schnee schmolz, durchscholl sie als betropfte Kefle der Singdrossel orgelgleich den keuschen Tag. Als Buntspecht fuhr sie rauschend dem faulen Holz in den Schlund und trommelte brünstig mit dem Schnabel gegen ein loses Statetende. Kam der schwüle Sommer, so stand sie, gebogen wie eine Mücke, in der dicken Wärme steil über dem Grabe und rief den Gestorbenen in süßen Klagetönen: „Komm wieder! Komm wieder! Ulütrü-ülütrü!“ Und der kleine Körper, den in seinen letzten Lebensaugenblicken Pfuscherhände noch in kaltes Wasser getaucht hatten, um sein Fieber zu dämpfen, lag jetzt wohligh in sich gekehrt und horchte auf die unstillbare Klage.

2

Galbraith hatte von einem Freunde fünfhundert, von einem anderen zweihundert Mark geliehen bekommen, und die Räder knirschten, als sie seine Sachen in ein anderes Haus rollten. Als sie auf der Reise dahin in einem Gasthause übernachteten, um das Einräumen abzuwarten, empfing Frau Maleen ihr zweites Kind. Galbraith zerbrach unter ihrer

Blut wie eine Monatsrose in heißem Nachsommer. In der neuen sauberen, von keinen unangenehmen Nachbarn beunruhigten kleinen Etage, deren vordere Fenster auf den Schluensee sahen, richtete Zelden sich ein, um sich auf das Staatsexamen vorzubereiten. Maleen bewegte nur zweierlei: Trauer um Reginer, Sehnsucht nach dem neuen Kinde.

Es war die Zeit, in der Gott seine schönsten Pläne ausführte. Aus den Tiefen seiner weiten Arme schüttete er Rotkehlchen über den Wald. Er hielt den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe, und weinrot wurden die Kleiber unter dem Bauche. Quiekend liefen sie an den Ästen entlang. Gott träumte, und sein Traum schwebte als Zitronensalter durch den Obstgarten. Das erste Kind lag in seinem Grabe, das zweite nahm Form an. Purpurviolett schienen gegen den gelben Staub ihrer Nachbarn die weiblichen Haselblüten, karminrot leuchtete der Würger des Buntspechtes, und mit verwunschenem Rot blühte der Lerchensporn.

Aber mit zerschlagenem Gehirn betrat Zelden die neue Landschaft und mit gefalteter Stirn. Trotzdem es die Zeit war, wo Gottes Hirn voll von Plänen ist und die Menschen seine Stärke essen können, erschienen sie Zelden giftig und unhold.

In graue Mäntel gehüllt standen die Eschen, und ihre Wipfel nickten wie unbegreifliche Träume. In Wellen floss die Luft über den Acker, und die Sonne schien durch einen dichten Schleier.

Und wie sich vor Zelden blutrot sterbliche Liebesgestalten mischten, griff er nach dem Leibe seines Weibes. Aber gerade jetzt wies sie ihn ab und versank in ihren Schmerz um ihren toten Erstgeborenen. Aber Zeldens unerprobte Liebe fiel ein Reif. Der Tierarzt Weingott ritt auf seinem dicken Eschen im Galopp vorbei. Er war frisch nach Siebenbürgen gekommen und hatte eben erst geheiratet. Seine Frau mußte jung sein und lachen können. Und Galbraith machte den ihn vergessenden Harm seiner Frau nicht mit. Es war nur Schein, daß das lose Aufundabklappende der Gniffauer Zeit einer beschwichtigenden Energie gewichen war.

Sein Hauswirt war jetzt ein Krämer, der eine fuchssige Perücke trug und eine Bauerstochter aus der nächsten kleinen Landstadt geheiratet hatte. Für Galbraith war es bequem, daß Kürdchen Seelak die Gutmütigkeit, der Respekt vor allem „Gebildeten“, selbst war. Auch die Zistellstimme der Frau sagte Bissiges nur gegen die Schwiegermutter. Die Alte war eine Lehrerswitwe und hatte das gutgehende Geschäft mit errichteten helfen. Sie sah jeden Abend jeden Niesel im Hause nach. Das konnte die junge Frau nicht gut ertragen. Wenn die Alte frierend am Küchenherd saß, riß die Junge unbarmherzig die Tür auf, damit der Zugwind sie tribuliere. Maleen schloß gleich wieder Freundschaft mit jedermann, was

hier nicht so schlechte Zinsen wie in Gniffau trug. Sie nahm sich der Alten mit zurebender Güte an und plauderte mit ihr von den beiden verstorbenen Töchtern. Als sie sie eines Nachmittags kläglich weinend mit beiden Armen auf die Kommodenschieblade, die die Wäsche ihrer Kinder enthielt, gelehnt fand, bettete sie die Vernachlässigte, die immer vor sich hin rief: „Sie hat kein Herz!“ bei sich aufs Sofa und brachte sie auf andere Gedanken.

Galbraith arbeitete mit gequälter Mechanik den ganzen Tag. Er teilte ihn sich in fünfzig kleine Stücke und schrieb für jedes auf einen Zettel das Quantum, das zu bewältigen war. Nie von etwas Erreichtem erfreut, von geliehenem Gelde lebend, bangte und sorgte er sich. Er glaubte nicht an den Erfolg. Maleen aber zeigte ihre Schwangerschaft ohne Zurückhaltung; sie schob sie mit einem grotesken Fanatismus unter die vielen großstädtischen Gäste, die im Sommer in Mengen Siebenbäumen als Luftkurort besuchten. Sobald Galbraith versuchte, mit ihr unter die Leute zu gehen, wurde er krankhaft erregt, denn man stieß sich an und lachte hinter dem unsicheren Paar her. So hatte der Druck der Gniffauer Zeit nur ein anderes Gewand überzogen. Seekas vergalt Galbraiths Liebenswürdigkeit, wo er nur konnte. Er entriß ihn der Tagesarbeit und lud ihn ein, wenn er mit den Seinen im eigenen Wägelchen zur Geflügelausstellung in die nächste Stadt fuhr. Jelden spendierte sich ein Sommerabonnement zum Baden im See. Er fand keine Stärke. Sein Herz schlug ihm überlaut bis in die späte Nacht. Seine Freizeit schmeckte ihm nicht. Andere als wissenschaftliche Bücher las er nur mit Selbstvornwürfen. Ein wenig wärmte er sich an dem Bedauern, das die Seekasens ihm und seinem geheßten Arbeiten entgegenbrachten, sobald er bei ihnen war. Der Sommer ging resultatlos vorbei; nur die schriftliche Staatsexamensarbeit konnte abgeschickt werden. Die Gäste verschwanden. Die Promenadenwege versanken in nasse Buchenblätter. Frau Maleen fuhr schon im Oktober zu ihren Eltern, um bei der zu erwartenden Geburt Hilfe nahe zu haben. Jelden empfand das halb als Erleichterung. Jeden Nachmittag um vier Uhr entfloß er für eine kurze Spanne den Büchern. Aus der Meldung zur Prüfung für Winteranfang wurde wieder nichts.

Der Herbst saß über den Jeldern wie ein Pfau, der schläfrig lallend langsam seinen Fuß ausstreckt und ihn dann ebenso langsam wieder unter sein Gefieder holt. Jelden ging weit, bis er kaum noch Spuren des städtischen Sommerbetriebes sah. Der Wald stieg hier zum Aussichtsturm hinauf, den Siebenbäumen seinen Besuchern schuldig zu sein geglaubt. An seinem Fuß war der fruchtbare Lehm wie mit dunklem Wein getränkt. Es war schon kühl. Gestorbenes wehte fröhlich umher. Die Begierden waren still und summten, schön verwandelt, mit ruhigen Schwingen.

Das war zum Aufatmen. Galbraith setzte sich ins Gras und tauchte seine schlanken Hände in die Feuchte. Sein Leib wurde ruhig, alles hatte auf einmal Zweck und Ziel. Wenn er jetzt aufpaßte, kam er der Gottheit auf die Spur. Sie lockte sein Herz wie der alte Vogel den jungen. Sie glitt baumelnd über den Wegweiser nach Mieltendorf. Sie trug einen nassen Mantel; lieberschwanger, sabelfüß, ungeheuer. Galbraith blieb sitzen, bis es zu dunkel wurde. Dann ging er zu Seelag in die Eßstube und aß mit dem ganzen Haushalt unter der Hängelampe zu Abend.

Nichts Bestimmtes formte sich in der Trübe, in der er schwamm, jählings umhergetrieben, uneinig, haßerfüllt. So deutlich wie nie hörte er die Buchfinken langgezogen im Regen rufen. Ihre Farbe schien ihm langweilig, aber an ihre Töne klammerte er sich, als wären sie die einzige Wirklichkeit in einem schaudervoll-staubigen Dasein. Die Zange faßte nicht. Er saß mit einem krampfhaften, erlogenen Fleiße an den Lehrbüchern, deren Inhalt ihm gegenwärtig sein sollte, und redete zu sich, seine saftigste Kraft sei ausgegeben. Hatte er sich ein paar Stücke eingeprägt, so schrieb er an Aufsätzen, die an der Schwindsucht starben. Niemals hatte er ein Kind besessen. Kein Teil war gerüstet, Maleen nicht, er nicht, der im Mai sich vor dem „furchtbar hellen, langen Sommer“ bangte, die Mittagsruhe fürchtete und den Abend erwartete. Dieser brachte Fieber, Erregung, Bedängstigung, müde hastendes Denken und löste den Morgen und den Vormittag ab, die mit kalter Ordentlichkeit kamen, mit gleichgültigem Nichtempfinden, mit kühler Anspannung, erfolglosen, unbeständigen Versuchen, sich aufzuraffen. Wo Jeldens Mut und Überlegenheit den Menschen gegenüber versuchte, war Maleen noch feiger und entmutigender. Der Weltgeschmeidigkeit bar, konnten sie dem Draußen nichts gegenüberstellen. Maleens Kritik der Menschen lähmte ihn. Auch hier war ihr, mit wem sie sich einlassen mußte, gleich „widerlich“. Aber sie mußten jetzt wieder eine Hilfe nehmen. Das viele Stehen würde der Entbindung schädlich sein. Maleens tiefe Eitelkeit ließ sie nur solche Menschen ertragen, die ihr Haar bewunderten und ihre Schönheit lobten, wie ja auch Jeldens Besitzerfreude es eigentlich wollte. Das war lange her, daß ihr Enthusiasmus sie das Pumpenwasser hatte schleppen und Ausgaben anschreiben lassen. Er spürte: nicht lang, und todesgierige Geier würden über den zerzausten Paradiesvogel herfallen. Eines Tages würde ihr Haupt, auf einen Pfahl gespißt, die Zinnen einer hohen Burg schmücken. Jelden wehrte sich, er wollte noch nicht mit. Er schrie, furchtbar bemühte er sich um den Sinn seines Lebens. In Gniffau hatte er mit tausend Widerwärtigkeiten der äußeren Begebnisse gekämpft. Hier war es ruhig, ungestört, keine äußeren Verpflichtungen trieben ihn auf; es half nichts, er fuhr senkrecht in das Nichts. Vor den wissenschaftlichen

Abstraktionen seiner Lehrbücher rettete er sich in die Kunde von irdischen Realitäten. Er vertiefte sich in Bodenchemie. Und in diesem Zustand entzückte es ihn, wenn er von Vorgängen las, von der Stickstoffassimilation in den Knollenbakterien der Leguminosen. Das wehte wie eine Fahne, das schwand schnell wie Stiefmütterchenduft, den der Wind vor sich herträgt, wie Maria den unbefiegbaren Knaben. Dann war sein Kopf wieder allein, und er saß in der Nacht. Die Nacht war von grünem Glase, und er fürchtete sich, bis seine Stirn weiß wurde.

Der Schlußensee empörte sich in seinem Bette. Der Sturm riß den hohen Weiden die morschen Gliedmaßen aus. Er war unaufhörlich laut, und laut war auch die Angst in Zelden um Maleen, bis in der Januardämmerung die Meldung kam, daß an dem mühsamen Abend ihnen wiederum ein Sohn geboren sei. Maleen war sehr geschwächt; neben ihr, in einem kleinen weißlackierten Bette, lag Reginers Bruder, fast unwillig, ein Bläschen auf der Stumpfnase zum Zeichen, daß er ganz ausgetragen sei, wie die Hebamme sagte. Vorläufig war es noch zu kalt für den Transport nach Siebenbäumen, Galbraith fuhr zunächst allein und arbeitete in der alten Hast weiter. Maleen gab wenig Nachricht von ihrem Befinden. Als sie wieder hergestellt war, wurde sie von wilder Mühe um ihr zweites Kind eingeschlungen. Sie hatte keine Zeit mehr, mit Zelden zu wandeln und schön zu tun. Noch immer hatte in seinen Augen auf ihrem Scheitel ein Flämmchen gebrannt; das ging jetzt aus.

Tag und Stunde des Examens waren nun festgelegt. In der Frühe eines dunklen Februar Morgens stolperte Galbraith mit einer Stallaterne zum Bahnhof. Immerfort noch in einem dumpfen Vernen, vergaß er umzusteigen und kam nur ganz knapp zur rechten Zeit an. Er stürzte in eine Droschke, jagte zu einem Kleiderhändler, zog einen Frack an und betrat wie ausgelöscht und in Schweiß gebadet das Prüfungszimmer in der Universität. Man fragte ihn in der Pädagogik nach den Philanthropen und in der Religion, warum bei Christi Beurteilung zwei Hohepriester zugegen gewesen wären, Dinge, um die Zelden sich nie gekümmert hatte. Die Resultate waren nicht befriedigend. Abends ging es besser. Er schlief übermüde in einem Seemannsgasthof am Hafen. Am Morgen darauf wurde er von dem dritten Examiner hochmütig und kalt abgetan. Nach langer Debatte rief man ihn herein und teilte ihm mit, daß er das Zeugnis noch nicht bekommen könne. In dem Glauben, sein Unglück gäbe ihm das Recht auf verzweifeltste Notwehr, heuchelte Zelden eine Ohnmacht. Er arbeitete auf das Mitleid derer los, von denen er abhing, und erreichte wirklich, daß man ihm drei Fächer als bestanden deklarierete und ihm sogar als besondere Vergünstigung erlaubte, den nichtbestandenen Rest schon nach sechs Wochen nachzumachen. Wie einer, der sich selbst geschändet hat,

aber auch maßlos erleichtert, raste Zelden zum Bahnhof und löste, um sich die volle Empfindung des Erreichten zu erwerben, ein Billett zweiter Klasse nach Siebenbäumen. Aber die Mitfahrenden, Viehhändler, die einen guten Kauf hinter sich hatten, gestanden ihm derlei Empfindsamkeit nicht zu, rauchten das Kupee voll, bespöttelten Zeldens Proteste und stichelten mit Anzüglichkeiten die ganze Fahrt hindurch. Sein erster Gang in Siebenbäumen war zu dem freundlichen Pastor, den er schon vorher einmal besucht hatte. Hier war ja kein Gniffau, er brauchte nicht vor dem Geistlichen als seinem Schulinspektor zu zittern, unreine Enthüllungen waren nicht mehr nötig. Er teilte ihm das Prüfungsergebnis mit und bat, er möchte ihn auffordern, sich ein wenig zu freuen, nichts, nichts sonst. Dann ging er nach Hause.

Zum ersten Male hatte Galbraith ein äußeres Ziel erreicht, und in das lang vom lebendig strömenden Ganzen abgeschnürte Glied, das er war, traute sich wieder Blut. Im März bestand er den Rest des Examins, und er schickte die ersehnten Papiere der Behörde ein. Jetzt übte er, die Menschen langsam und aufrecht zu streifen und nicht sich zu ducken vor ihren Blicken. Er stand ganz früh auf, stopfte sich Brot in die Taschen und verließ den Kasten der Etage. War er jedem Auge entzogen, so schoß er dahin in überstürztem Laufe, den Atem vor sich hinstoßend. Es glückte ihm tatsächlich, noch in der Morgendunkelheit, dem Grünspacht nahe zu kommen, der sich mit langer Zunge Ameisen hervorholte. Zelden schrie vor Freude und mischte voll unsinniger Bewegung Konsonanten und Vokale in Worthaufen zusammen, die er titulierend in die Luft warf. Ihm war, als verknöteten sich die Enden seiner Achseln zu jungen Federn. Alle unversehrten Teile seines Lebens schlossen sich zu einem Bunde. Die Haut seiner Sohlen erzeugte sich neu, und die Zehen schnellten die Füße mit meisterlichem Willen vorwärts. Aber die Buckel der Hügel, auf denen noch Schnee lag, flossen die Länge der Vormittagslichter und -schatten. Ja, ja! die Vögel des Himmels nisteten unter seinem Hut: kamelienweiß und schrillrot, ungestüm und krachend. Die Larven des Siebenpunktes hausten in den Säumen seines Rockes, daß sie rauh wurden wie eine Siebreibe. Hasen leckten ihm die Hand. Die neugespeisten Bäche rannten gurgelnd und wischten die Kieselsteine blank. Welle umarmte Welle. Die kleinen Köpfe des überwinterten Klees winkten und wimmelten Kindergrüße. Aus geschliffenem Holze frisch bereitet, wartete auf Zelden die Fregatte seiner Hoffnungen. Sie standen wie Jünger um einen Heiligen an Bord und drängten sich um ihn wie hungrige Vogelbrut. Seine Wünsche stammelten...

Die Behörde überwies Galbraith zu Ostern dem an das Gymnasium

in Driesen angegliederten pädagogischen Seminar. Er erzürnte seinen Schwiegervater auf das höchste durch seine unpraktische Idee, auf dem Lande wohnen zu wollen. Er konnte sie aber nicht aufgeben und mietete sich nicht in Driesen selbst ein, sondern eine Eisenbahnviertelstunde davon entfernt. Die Wohnung befand sich im oberen Stockwerke eines Hauses, das ein reicher Käsehändler mit vielen anderen in eine Draußenkolonie gestellt hatte. Jeden Morgen fuhr Zelden zum Gymnasium, nachmittags, oft erst abends kehrte er heim. Er verdiente als Lernender so gut wie nichts, und in der Maschinerie der Pflichten und Konventionen fing er wieder an zu leiden wie früher. Der reiche Marsen saß mit seiner Haushälterin auf dem Balkone seiner plattgedeckten Villa, die dicht am Bahndamme lag, und sah mit spöttischem Grinsen der üppig formlosen Gestalt Maleens nach. Ihre Schönheit mußte den niederen Geistern als dem Laster verwandt erscheinen, und mit einer bitter-süßen Qual erinnerte sich Zelden, daß er selbst ihr, noch ehe er ihr im Elternhause entgegengetreten war, eines schmutzigen Abends in der Hauptstraße von Driesen nachgelaufen war. Unversehens war in dem reizlosen Gewirr der Passanten ein blauer Unterrock vor ihm aufgeblitzt, und Zelden war seiner Trägerin, die lachend unter ihrer stolzen Haartrone nicht anders als eine feierlich schöne, unschuldige Dirne dahinging, gefolgt, bis sein Gaumen trocken war, ohne daß sie es gemerkt hatte. Als er sie bei jenem Besuche zum erstenmal klar sah, wagte er nicht zu entscheiden, ob seine spätere Frau wirklich jenes Weib gewesen.

Maleen konnte auch hier wieder nicht helfen, ihres Mannes Weg zu lichten. Unter den jungen Leuten, die, nachdem sie ihr Lebensschema ohne Schwenkungen und ungehemmt bis zu dieser Wende ausgefüllt hatten, das Seminar besuchten, nahm Galbraith wieder eine verworren eigentümliche Stellung ein. Der Anstaltsdirektor, ein gutmütiger, aber aufgeblasen eitler, unwissender Herr, bedauerte ihn halb seiner Verhältnisse wegen. Er fühlte sich gleich in einer der ersten Nachmittagsitzungen, in denen er den Kandidaten Lebens- und Berufsratschläge erteilen wollte, gemüßigt, den jungen Leuten, die mit geringen Ausnahmen seiner Hohlheit bald inne wurden, seinen eigenen Sohn als Vorbild anzupreisen, der mit achtundzwanzig Jahren bereits Staatsanwalt geworden sei und jetzt sogar eine reiche Amerikanerin heimführe. Jovial-überlegen, mitleidig-entschuldigend schloß er lächelnd seine Ausführungen: „Außer Herrn Galbraith ist wohl niemand von den Herren verheiratet.“ Nun aber fügte es sich, daß einer der Kandidaten, ein gereifter und gescheiter Mensch, ohne eine Spur von Verlegenheit sich verbeugte und: „Ich, Herr Direktor“ antwortete. Der Direktor hatte das Nachsehen.

Galbraith mußte draußen wohnen, weil er des runden, unverstellten

Himmels über sich bedurfte, und weil er seine Unlust abgeben mußte an Wege, in die Marderkrallen gezeichnet wurden und auf die die Krähen ihre Eierschalen warfen. Wenigstens am Sonntag flüchtete er sich in die kleinen Wälder, die zwischen den Dörfern und Feldern lagen. In den Blößen standen die dünnen Lindenstämme, als hätten sie lila Handschuhe übergestreift. Sein Atem drang wie ein Springbrunnenstrahl aus seinem Munde. Die inbrünstige Figur des grauen Kuckucks flog hastig rufend dicht an ihm vorbei. Mit der schwindenden Sonne vertrocknete und verkrümelte das Ganze, und spindeldürr und krank trollte Galbraith sich.

Als seine Stunden wegen Lehrermangels honoriert wurden und ein großmütiger Bekannter ihn für Korrekturarbeiten sehr gut bezahlte, bezog er, anstatt zu rechnen, ein großes Haus mit vielen Stuben, das eine Menge Geld kostete und einen so ausgedehnten Garten besaß, daß die Bewirtschaftung Jelden Schweiß auspreßte und mehr Sorge als Freude brachte. Zuweilen kam freilich eine Pause. Er meinte es zu hören, wenn bei der zunehmenden Hitze die Judenkirschen ihre kleinen weißen Lampions höher schoben. Die Sommermittagswärme fing Galbraith ein. Er nahm Bramante, dem Maleen sein langes, weißrosa Babykleid angezogen hatte, auf den Arm und ging den langen Weg am Teich entlang auf und ab. Bramante lallte. Der alte Rußbaum in der hintersten Ecke kicherte italienisch. Seine Kästchen hingen wie Würste in der Sonne. Der Weidenlaubvogel schlüpfte heuschreckengrün hurtig durch die kindlichen Häupter der jungen Linden. Galbraith summte: „Da kauf ich dir ein schönes Totenkleid“ und war glücklich über sein Kind und seinen großen Garten. Mit unsinnig gesteigertem Eifer bebaute er das riesige Areal; er legte sich daran wie an einen See, den man aussaufen will.

An einem öden Nachmittage las er im Konferenzzimmer des steifen Gymnasiums von der ausgeschriebenen Stelle an einer höheren Mädchenschule zu Grabow, also in nächster Nähe, und nicht geneigt, das zweite Ausbildungsjahr als nicht festbezahlter Probekandidat durchzumachen, bewarb er sich darum. Er erhielt die Stelle und blieb zunächst in der großen Wohnung auf dem Lande. Das erste Vierteljahr hielten ihn die Gartenarbeiten und nur die in Atem; die Schule vernachlässigte er vorläufig ganz. Die Sommerferien brachten das Rad jener beglückenden Betätigung, das so elastisch in Umschwung gekommen war, zum Stillstand. Maleen riet ihrem Vatten eine Reise an, damit er über den toten Punkt käme. Er kam vernichtet wieder und fing gewohnheitsmäßig mit allen anderen die Schule in Grabow wieder an. Eine kleine weiße Bohne war ihm in den Leib gedrückt worden, und dieser war längst voll von dem Geflecht der Wurzeln, die sie geschlagen hatte, und von den Spielen ihrer, in Scham noch unsichtbaren Blätter.

In der vordersten Bank der ersten Klasse saß, Jelden dicht unter den

Augen, in einem harten blauen Tuchleide, ein Mädchen, dessen Kopf sich mit der zierlichen Entschlossenheit einer Eichel zurückwölbte, dessen Gesicht aus zähen Bastfasern stramm gebunden war, namens Jorinde Holder. Nur manchmal deutete ein berebter Blick der meist eigensinnig Verschränkten eine dunkel-hell in ihr weilende Welt an. Ihr Fuß war stahlfest und geschwinde; sie trug sich wie ein Baum, der sein Bestes in einer runden Krone um sich sammelt. In losgelassenen Minuten saß eine verlangende Seele in ihr und glänzte wie ein vorgeschichtlicher Schmetterling durch seinen Bernsteinketer. Galbraith war vor langen Jahren, gerade als er um die innere Möglichkeit eines Lebensbundes mit Maleen sehr kämpfte, Hauslehrer auf dem Gute eines Kammerherrn in Pommern gewesen. Das alte Herrenhaus stand in sumpfiger Gegend, Galbraith fuhr eines Septembertages in einem Kahn spazieren und landete in einem kleinen dichten Inselwald. Hier fand er am Fuße einer Ulme einen jungen Specht, der gerade in der Mauserung geschossen worden war, so daß in seinen Gliedern unter den alten schon die neuen Federn steckten. Und diese hatten in ihren Kielen ein ganz feines, aber doch schon sicher sprechendes Scharlachrot entwickelt. Es hatte Jelden bezaubert, als habe er der verborgenen Geburt der Farbe überhaupt zuschauen dürfen, doch als er jetzt zurück dachte, schien ihm das Vogelrot, wie es, in den Schäften kauernb, leise entglomm und zum steilsten Troge schwoh, dieses Mädchen zu bedeuten, das bereit und gerüstet war und eine himmlisch zarte Kraft großzog. In diese Kraft schob und erzählte sich, was in ihm übrig war von Wollen und Tat. Und als Jorinde eines Tages erwachte, da sah sie, daß, was sie bisher frierend-weiß und abendscheu gewebt hatte, von einem breiten amethystenen Streifen unterlaufen war, und sie stemmte ihre Füße so gewaltsam gegen die Bettwand, daß sie knackte.

Galbraith gab kurz nach den Sommerferien ihrer Klasse eine Niederschrift zurück. Er hatte sie ohne den Schwung, der ihn als Unterrichtenden sonst nie verließ, gestellt und wohl oder übel, um der allgemeinen Ratlosigkeit zu helfen, den meisten den Text suggerieren müssen. Das hatte er auch bei Jorinde getan, nachdem sie ohne weiteres geäußert hatte: „Ich weiß wirklich nichts mehr davon.“ Er hatte ihr, da er unmittelbar vor ihrem Plaze stand, das Verlangte eigentlich in die Feder diktiert. Bei der Rückgabe sagte er zu ihr: „Fräulein Holder, Sie haben leider nur genügend.“ Da erwiderte sie gelassen: „Das genügt mir völlig.“ Dieses selbstgewisse Bescheiden reizte ihn, so daß seine Lippe sich kräuselte. Aber er erwiderte nichts. Und in den folgenden Stunden schoß unter der Berührung des Zuhörens sein eigenster Besitz in sein Sprechen; es riß ihn hin, und er bezog, scheu und frevlerisch, Dinge in seine Rede ein, die niemand in einer Lehrstunde sonst je genannt hätte.

Es war wieder Spätherbst, Galbraith saß in seinem kleinen Lieblingszimmer, in das er seine sämtlichen Bücher gepropft hatte, auch um der Kälte zu wehren. Das Zimmer war überheizt. Es lag im oberen Stock und hatte eine Flügelthür auf einen kleinen eisernen Balkon, der über den großen und tiefen Garten schaute. Der Balkon lag schon voll Reif, und Galbraith sah, als er plötzlich seinen Blick vom Buch erhob, daß er von hüpfenden Bergfinken besetzt war, die in die Bodenrißen gefeilte Bucheckern aufbissen. Ihr unbedeutender, schwacher Gesang wurde ab und zu von hellen, metallischen Locktönen unterbrochen. Galbraith schloß das Buch über Bodenkunde, das er mit der Absicht, es ernsthaft durchzuarbeiten, sich angeschafft hatte und sah begierig nach draußen.

Zum Nachmittage hatte er Fräulein Holder mit zwei Freundinnen gebeten. Klumpig schlug ihm das Herz, als er in der Eßstube zwei Tische aneinanderrückte, ein weißes Tuch darüber breitete und dann ohne Überlegung von den hellbraunen Malven abbrach, an die er sonst niemand heran ließ. Er führte die drei Gäste mit einer Hast durch den Garten, die Jorinden sonderbar vorkam. Nach dem Kaffee, den sie oben in Galbraiths kleiner Stube tranken, saßen sie alle zusammen auf dem Balkon. Eine ungeheure Freude hing um Jelden dicht wie ein Eintagsfliegenschwarm, und Jorinde sagte mit einer unendlichen Befriedigung: „Jetzt möchte ich mal ganz albern sein.“ Galbraith ging mit hastigen Schritten auf dem kleinen Balkon hin und her. Als Jorinde am Abend Frau Maleen beim Zurechtmachen Bramantes zusah, um ihr als der Dame des Hauses ihre Aufmerksamkeit zu zeigen, kam Jelden ungeduldig die Treppe herunter und lehnte sich in der Dämmerung an den Türpfosten, damit er ihrer Nähe und seines Anteils an ihr versichert sei. Er brachte die Mädchen mit einem solchen hingebenden Eifer an die Pforte, daß es das Dienstmädchen und ihre jüngere Schwester in der Küche zu einer spöttischen Bemerkung einlud. Als er zurückging und die Haustür aufklinkte, stand Maleen vor ihm und sagte ihm schneidend in sein bewegtes Antlitz: „Wie nennst du sie denn, wenn ihr allein seid, wohl: deinen ‚Bergfinken‘?!“

Eines schneeigen Mittages kam Jelden aus der Schule. Statt Maleen öffnete die schmierige, verschwollene Magd: „Frau Galbraith ist zu Bett gegangen, ihr ist nicht wohl.“ Galbraith ging ins Wohnzimmer und trat an die Chaiselongue, auf der sich Frau Maleen am hellen Mittag unter Federdecken verkrochen hatte. „Was ist?“ fragte er, seine Bewegung unter abweisender Kälte verbergend. Sie richtete sich hoch an ihm auf, schrie ihn an: „Galbraith!“ und sank auf den Fußboden.

Schwindelnd trieb sich Jelden auf der Abdernwiese umher, nachdem er mehrere Stunden lang die Einsamkeit gesucht hatte. Er ging die Sandzunge hinunter, die dreieckig aus dem Lärchenwäldchen herniederhing. Eine

alte Frau mit einer Kiepe auf dem Rücken ging vorbei. Galbraith grüßte. In seinem Gruße lag noch immer jener sinnlose Überschwang, jene torvolle Hingabe, die er sich in Gniffau angewöhnt hatte, wo er ja glaubte, jedermann ausgeliefert zu sein. Zum Staunen derer, die ihn von früher her kannten, schien er mit seinem Gruße den Begegnenden zu umarmen, und sein Vorhandensein vor ihm begründen zu wollen. Seine Stimme hatte keine Festigkeit und sein Gang keine Würde. Durch seinen Beruf und seine Stellung den wahren Kindern der Erde abgerückt und entfremdet, ging er im Schein des Wesenlosen. Die wahren Kinder der Erde rigolten das Land und genossen unmittelbar die Metalle seines Innern. Möchte Jelden nun auch sicherer stehen in seiner bürgerlichen Existenz, weil er jeden Monat sein Gehalt von der Stadtkasse abholte; auf einsamer Straße war er ja doch abhängig von dem Bürgermeister in seinem Amtszimmer, der seinen Schreibern befohl. Büschel von Regenwolken spitzten sich über ihm zu, und Jelden kehrte um. Bevor er ging, erspähte er eine hellgrüne Raupe mit puppenartigem, lachsfarbenem Kopfe, auf den die Augen als zwei fette schwarze Punkte gemalt waren. Sie kletterte steil einen Mast der telegraphischen Leitung empor. Galbraith schluckte alle Sichtbarkeiten mit genauem Ernst ein. Es war, als wenn er ihnen einen teuren Spiegel hinhalten müsse, um ihre Form einzufangen. Es tut wohl, die Geschwulst am eigenen Körper zu befühlen, es erleichtert. Die Raupe zog einen kleinen länglichen Lichtpfad. Sie wirkte Rettung in die Not seiner Leere. Es war vielleicht eine Schuld, daß er sich zu restlos hingab und nichts davon mehr zurückkehren konnte? Oder war seine Schuld, daß er sich nicht hingab? Warum wehrte er sich vor der Hingabe an Jorinde? Mit seltsamer Freude stapelte er, was er sah, in sich auf. Die Raupe war ein Flüchtling, ein verspäteter Wanderer, der vor dem Froste floh. Galbraith war der Bauer, den am Frosttage durch die gefrorene Scheibe die Garbe tröstet, die durch das Firstfenster der Scheune leuchtet. Galbraiths Haus war brüchig; und ohne Erntescheunen hatte er Furcht vor dem Winter, der die Lichter ausdreht, die Wärme verstoßt und den Menschen in Dämmer einsperrt.

Die Flamme, die zwischen Jelden und Jorinde zuckte, quälte sich schwelend durch den Winter. Jeden Tag zog sie in die glühende Rinne ihrer Spur. Dann stand sie mächtig auf und glühte wie eine Syringenbolde. Am Vormittage in den Stunden saßen Lehrer und Schülerin einander gegenüber und hielten mit zorniger Gewalt den Vogel ihrer Sehnsucht fest. Jorinde saß beherrscht auf ihrem Platz und hielt ihren Federhalter mit kleiner, fester Hand fest. Galbraith öffnete den Käfig seiner Unruhe und verwandelte sie in ein Lied. Es zog mit langem segendem Purpurschweif durch die laufende Schulstube und sang ruhmvoll. Die ganze

Klasse wurde in seinen tobenden Hauch gelockt, und wenn Galbraith mit rotem Kopf auf den Hof eilte, spottete Buttermeerst über ihn. Buttermeerst war schon lange an der Grabower Schule und vor Galbraiths Eintritt höchst beliebt. Er war asthmatisch, mit fünfunddreißig Jahren leer und träge und speiste seine Schüler mit oberflächlich interessanten Phrasen ab. Er spielte gern den geistreichen Zyniker. Galbraith war ihm gelegene Beute.

Die Schule hatte Jelden längst so stark mit Beschlag belegt, daß er in die Stadt zog.

Die Lust und die Sucht waren nun wahr geworden, und Jelden lief sich die Füße entzwei, um Jorinde zu treffen. Die Osterferien hindurch waren sie getrennt. Galbraith entfloß auf eine kleine Reise. Doch die Maschen des Netzes wurden immer dichter, und in diesem Netze schleifte er durch ein kahles Gehölz, in dem trotz der Aprilkälte flammige Büsche kochten und der Seidelbast wie ein Bündel Küsse hüpfte. Jelden stöhnte rauß auf, sein Gesicht wurde fleckig vor Aufregung. Die Lüge, die Lüge ging durch die entvölkerten Waben seines Körpers, aber zerreißennde Sehnsucht nach der Wirklichkeit füllte sie wieder: hier war sie zum ersten Male.

Nach den Ferien trafen sie sich unverabredet am Bahnhofe. Jorinde hatte ihre Eltern begleitet. Als er sie entdeckte, war ihr Gesicht ganz grell, und eine Starrheit verbot ihm jede Bewegung zu ihr hin. Sie sahen nur sich. „Um fünf Uhr, auf der Provinzialchauffee,“ flüsterte sie ihm zu. Am Nachmittage regnete es, und beide liefen entbrannt nebeneinander her. Die Furcht vor den Menschen mauerte sie ein, und sie sprachen schnell mit klebenden Zungen. Auf einem einsamen Feldwege fuhr er mit der Hand über ihren Armel. „O, genau das hat mir letzte Nacht geträumt,“ sagte sie, „wir wollen uns da auf den Baumstumpf setzen.“ Sie traten in die Blätter von Dotterblumen und versanken bis zum Knöchel in eine überschwemmte Wiese. Sie zog ihn neben sich auf den Erlensumpf und riß ihm den Hut ab. „Ich wage nicht, dich zu küssen,“ sagte er mit Anstrengung. „O tu's, tu's,“ sagte sie, „aber ich habe solche Angst!“ Sie liefen quer über ein weites, gepflügtes Feld und sanken ein in die weiche Erde, Jorinde blieb stehen und sagte: „Wie wundervoll ist es hier, so weit, und der Wind!“ Am nächsten Morgen holte sie Bücher bei ihm ab, die er für ihre Klasse bestellt hatte, und obgleich sie sagte, es ginge nicht, daß man sie in der Stadt zusammen sähe, begleitete er sie, und beide rannten durch die heiße, staubige Ferdinandstraße. Jelden fragte Jorinde, ob sie sich nicht heiraten könnten, und sie entgegnete, es sei ganz unmöglich der Eltern wegen. Er drängte und drängte und verklagte sein Dasein als sinnlos und vergeblich. Ein Krabbenverkäufer schritt auf dem Fahrweg und rief in regelmäßigen Abständen,

komisch zerdehnt: „Kirr-ab! Kirr-ab!“ Sie hatte Erbarmen mit seiner Verzweiflung und blieb noch bei ihm, und als sie sich zum Abschied der Leute wegen eine höfliche Verbeugung machten, sagte sie, sie wollten warten, bis ihre Eltern gestorben wären. Für den Augenblick war Galbraith zufrieden.

Auf dem wässerigen Wege, den ein verfallenes Zementtor einleitete, gingen sie auf der Anhöhe, die zu beiden Seiten unvermittelt abfiel. „Willst du mich haben? Willst du mich haben?“ zitterte ihr Mund, und der Regenwind hieb die Kleeblätter nach der rechten Seite. „Willst du mich haben? Willst du mich haben?“ und die Kleeblätter flogen zurück nach der linken Seite. Der Wind griff den Korbweiden in den Nacken und unter die Blätter. Jorinde schämte sich und zog mit weggebogenem Gesicht seine Hand von ihrem Herzen. Aber ihr heller und kerniger Busen prickelte und wurde herbstzeitlosenrot.

Die Sonne schien inbrünstig auf die Lupinenschoten, hinter denen sie kauerten. Wo Jorinde gesessen hatte, hing eine irrselige Stimme. Die riet, zu vergessen, daß er Maleen geheiratet habe. Galbraiths Vogelgesicht horchte. Auf der Kuppe seines Schädels saß ein brauner Schlapphut, und von ihm stand eine Hahnenfeder in den Himmel. Sie legten sich flach in die kleine Kiefernshonung. Jorinde lag mit dem Kopf auf seinen Knien, und er umflog sie mit seinen Worten. „Komm, meine chinesische Primel, mein festes, schlankes Mädchen, Weindrossel und Stieglitz! Über das Meer der Hoffnungslosigkeit laß uns pfeifend gleiten, auf den grünen Wellen zu schlafen und mit den Fischen zu spielen.“ Sie nahm ihn sanft in die Arme. Wenn Leute vorbeikamen, warfen sie sich platt auf den Boden.

Die katholische Kapelle läutete herüber, und Jorinde zog die Uhr aus der Bluse. Die in den Fabriken gearbeitet hatten, gingen nach Hause in ihre Dörfer. Ein langer Baumstamm, auf zwei Rädergestelle geschnallt und von einer unten angebrachten Laterne erhellt, fuhr die Provinzialchauffee entlang. Galbraith blieb noch zurück, damit man sie nicht zusammen sähe, an der Terper Mühle, wo er nach seinem Hause abbog. Jorinde rannte geradeaus die Chauffee hinunter, um rechtzeitig zu Hause zu sein. Galbraith wartete eine halbe Stunde und ging dann auch; in ein kaltes, zerstörtes Zimmer, in dem die Ruhe mit Füßen getreten wurde.

Jorinde eilte mit stiebenden Füßen. Vater und Mutter würden schon bei Tische sitzen und sich über ihr Ausbleiben wundern, und heute mangelte ihr die Stärke der Verstellung. Leiterwagen mit Kartoffelsäcken fuhrten vor ihr. Um etwas in der Hand zu haben, wenn die Eltern nach Gründen fragen würden, trat sie bei dem Krämer Borgert ein und kaufte Band für eine Rige an ihren Unterrock, die sie sich abgetreten hatte. Eine krankhaft blasse Frau bediente sie. An der Wand hing ein Bogen Schreibpapier, und Jorinde las auf der unbeholzenen Aufschrift etwas von

„Verboten, länger im Laden zu bleiben, als zum Einkauf der Waren erforderlich.“ Sie stürzte aus dem Laden. Der Himmel war hoch. Die Wolken wühlten durcheinander. Der Mond spritzte Milch dahin, wo ihre Füße den Boden berührten. Zu Hause war Besuch, und niemand fragte, wo sie gewest habe.

3

Der Herbst kam früher als sonst. Es war wunderschön draußen. Die Farben deckten den Boden reichlich und blieben doch durchsichtig. Die Kupferglucke sauste wie eine Kinderlokomotive über Galbraith weg, der am Süßelberge saß, die Hände um die Knie geschlungen. Die Augen waren ihm müde. Sein Haar war dünn und setzte hoch an den Kopfseiten an. In seinem Untergesicht bildete sich eine unsichere Energie. Seine belagerte und dünn gehämmerte Seele quoll. Sonderbare Köpfe gaukelten in der Luft, und es piff auf hohlen Grashalmen. Ein Engel mit roten Sohlen stand auf dem Feldherrnhügel, einen Dolch im Gürtel. Sein Rock war bis zu den Hüften mit den spitzigen Früchten des Bettstrohkrauts behangen. Galbraith wurde leichter zumute. Es war, als wenn ferne Türme bligten. „Fahre hin, du südliches Schiff,“ blies es von ihren Zinnen, „binde dich nicht!“ Die Lärchen bebten in lauten Hoffnungen und blühten zum zweiten Male, trotzdem es schon der letzte August war. Zelden malte sich aus, wie Jorinden sein würde, wenn er sie verließ, in ihrem Munde den schaurigen Ekel verdorbener großer Liebe. Was würde sie fortan mit den abgebrannten Streichhölzern machen, die sie sorgfältig wegzutun sich erzogen, seit ihr Zelden erzählt, wie sehr ihn Maleens unordentliches Herumliegenlassen wurme? Und er? Vielleicht würde er mit seinem Leben hier nicht zu Ende kommen und müßte gleich nach seiner Ankunft im Totenreich zum Nachreisen noch irgendwo hingetan werden, wie es die Händler mit den Bananen machen, denen es, als unreif gepflückten, eigentlich auf der Meerfahrt bereits hätte gelingen sollen.

Am Sedantage machte auch Galbraith als Ordinarius mit seiner, der vierten Klasse, einen Ausflug. Um Jorinde noch sprechen zu können, beschloß er, früher wieder zu kommen; Frau Maleen meldete er einen späteren Zug. Das war gefährlich, denn eine seiner Schülerinnen wohnte Galbraiths gegenüber und konnte bei der Heimkehr von Maleen gesehen werden. Außerdem kannte Maleens Mißtrauen die Züge in der Richtung genau. Zelden verbrachte den heißen Tag so gut er konnte und schlich, als er sich von den über den frühen Ausbruch erzürnten Kindern mit Mühe losgemacht hatte, vom Bahnhof schleunigst in den Stadtteil, der zur Provinzialchauffee führte. Um die Zeit bis zur Verabredung mit Jorinde

klein zu bekommen, setzte er sich in eine Kutscherschenke. Der Wirt brachte ihm ein Glas schale Limonade, und Galbraith versuchte durch Betrachten des einzigen Gastes, eines mit dem Wirte rechnenden Bierfahrers, ruhiger zu werden. Erschöpft und überanstrengt von allen Bedenken warf er sich in der sonnigen Einöde in Jorindes Schoß. Die Welt schimmerte weintraubengelb. Der Bauer bestellte schon die Herbstsaat. Der Pflügerjunge kletterte über die Hecke, um zu sehen, was die Liebenden machten, und rief ihnen zu: „Makt ju man 'n Jung torech, Deerns docht nir!“ Galbraith zuckte unruhig mit den Schultern, aber Jorinde lachte, und sie verbargen sich und wurden so froh, daß ihr die Haare, die wie goldene Watte um ihre Wangen hingen, sprangen und der zerschrotene Boden raschelte. Als Galbraith nach Hause kam, mußte er den Druck der Unwahrheit in einer frischen Lüge loswerden. „Denke nur nicht, daß ich erst eben von der Tour komme,“ fuhr er Maleen an, „ich bin schon längst zurück.“ „Wieso, wo bist du denn gewesen?“ „Ich habe im Wirtshaus gefessen und geweint.“ Jelden hatte richtig gerechnet. Ihn zerbrochen zu denken, ertrug sie nicht, und ein heftiger Austritt war fürs erste aufgeschoben.

Am Dienstag der nächsten Woche hatte Galbraith sich nach der Schule aufs Bett gelegt. Damit beide ruhiger würden, hatte er Maleen und Bramante auf eine Woche nach Selent zur Erholung zu gehen gebeten. Er schlief ein, und aus dem rauchigen Chaos des Traumgewirres, das der Halbschlummer heraufbeschwor, gebar sich plötzlich wie eine schnellfaulende Südfrucht die alte Neigung mit der Schärfe eben erst gelungenen Erwerbs. Er stand auf und ließ an Maleen telefonieren, sie möchte ihn noch heute in Braak, drei Stationen hinter Driesen, an der Bahn nach Selent treffen. Er schickte das Mädchen mit einem Briefe an sie fort und fuhr am späten Abend, um sie von der Kleinbahnstation abzuholen. Er wartete mit gräßlicher Ungeduld auf den Zug. Sie kam mit bitterem Ausdruck. „Was willst du? Du liebst mich? Woher weißt du, daß es nicht nur ein Aufklackern ist?“ Unter den Laternen der Bahnhofstraße sprach er ihr mit rasselnder Stimme von seiner Leidenschaft zu ihr und fuhr dann statt nach Hause mit ihr nach Selent. Um vier Uhr morgens verließ er ihr Lager. Das Meer sah hinter dem Deich hervor, und mit berstenden Gelenken eilte er zur Bahn zurück, um eben rechtzeitig zum Unterricht zu gelangen.

Jorinde kam am selben Nachmittage, und Jelden sagte ihr, wo er gewesen sei. Da gab der straffe Bast ihres Gesichtes nach, sie warf sich mit einem Ruck nach hinten, und Tränen spritzten ihr aus den Augen.

Galbraith holte Maleen und Bramante aus Selent, und am Sonntagmorgen saßen sie zu dreien friedlich zusammen. Galbraith begriff das

Zusammensein nicht. „Oder geht alles?“ sagte er zu sich. Sein Blick fiel auf die Straße. Jorinde ging vorüber; sie überschritt die Fahrstraße und hob ihr Kleid, und Galbraith fiel mit geschwellenem Kopf in den Sessel zurück.

Das verratene Treiben hatte das ganze Galbraith'sche Hauswesen zum Stocken gebracht. Es war kein Geld da, und Maleen meinte, Jelden sollte nach Berlin fahren, bei Freunden Hilfe zu suchen. Jorinde und er hatten sich schon in den Herbstferien des vorigen Jahres dort treffen wollen; das war damals vereitelt worden. Jetzt hatte er ihr, nachdem er in Selenit gewesen war, in letzter Stunde abgesagt. Und er machte das Endgültige nun davon abhängig, was ihm geschehe, wenn er jetzt, am nächsten Montagmorgen, der schon schulfrei war, durch die Stadt schlenderte. Zu Maleen sagte er, er wolle sich die Berlinfahrt überlegen, und, sich selber kaum bewußt, ging er nach langem Irren zur alten Kirche, an der Holders wohnten. Durch die Steinwände klang Gesang: der Kirchenchor übte, und als Jelden unter dem Vorwande, den Bau zu beschauen, zu Jorindes Hause hinübersah, rief ihn jählings Jorindes Stimme an, und sie stand in einem türkenbundroten Kleide auf der Diele ihres Wohnhauses. Er ging hinüber und, in ein steinernes Entzücken gemeißelt, redeten sie zueinander. „Fährst du nun mit? Ich fahre zehn Minuten vor drei.“ Da stimmte er zu, und sie fuhren.

Nach einer Woche kam Galbraith wieder. Maleen, Galbraiths Mutter und Bramante holten ihn ab und saßen eine kurze Weile mit Jelden im Wartesaal. Bramante tobte hold durch den vollen Saal. Maleen war unsicher freundlich, und ein mörderisches Bangen hing ihr wie eine Made am Kinn. Galbraith, den die Mutter nach seinen Resultaten in Berlin und weiteren Plänen fragte, kamte verstört, ungeduldig und gereizt in seiner Handtasche.

Der lachende Herbst ging und ging nicht zu Ende. Man konnte sich in den Tomaten spiegeln. Die krüppeligsten Ansätze wurden reiche Ergebnisse. Was konnte nun noch kommen? Vormittags und nachmittags lag Maleen in ihrem Sammetkleide und einem großen Federhut im Hintergarten in der Hängematte. Sie hatten beschlossen, auseinander zu gehen. Jeden Nachmittag zwang sie Galbraith, sich neben sie zu setzen oder sich in die Hängematte zu legen, während sie dann auf dem Gartenstuhl zu seinen Füßen saß. Sie war glühalt, aber sie glaubte, sie sei urjung. Dann zeichnete sie mit ihrem Sonnenschirm in der Erde und riß einen Zweig des Apfelbaumes ab, weil er das Kind am Spielen hinderte. Der Apfelbaum gehörte dem bissigen Hauswirte, und Galbraith verwies es ihr. Bramante spielte mit dem Nachbarsjungen und rieb sein altes Schaukelpferd mit Papier ab. Maleen sagte, sie wolle wieder hei-

raten. Und Zelden erleichterte es ihr durch gespielte Empörung darüber, an seine alte Liebe zu ihr zu glauben. Doch nie glaubte sie den Vorwänden, unter denen er sich regelmäßig um vier Uhr dann erhob.

Zelden suchte Zorinde. Die Sonne schien beschwichtigend und schob Speiche um Speiche ihres Rades herum. Zuweilen fand er die Gesuchte nicht. Wenn Erde und Himmel dann keinen Sinn gaben, so brachte ihn das klatschende Lachen eines Spechtes wieder. Sein Hohngeschrei steckte das dürre Gefieder der Bäume in Brand, und Zelden eilte entzückt über den heißen Boden, auf dem die Feuerfedern verzischten. Den Menschen entrann er oft dadurch, daß er den Kobold spielte, als welcher er sie mit Scherzen angriff, und in dessen Gelächter er seine Isoliertheit verbarg. Er mußte dabei an das magere Pflügerpaar in Gniffau denken, dem die Unruhe bis unter den freien Himmel treu blieb. Galbraiths Hinterkopf war schmal geworden, und ihm schien, als wären es letzte Tage, die er erlebte.

Die Luft war so still. Aber Galbraith drängte sich dicht an ihr Schweigen und rief in sie hinein, was in ihm litt und sich auflehnte, schob sein Sinnen wie den Schaft einer Klarinette in sie hinein und rührte und stöberte sie hoch. Und gestört stöhnte ihre Geklärtheit auf wie in wundschauernder Augusthize, wenn den Holzweiblein der Mund dorrt, und sie sich den Küßen ans Euter hängen gleich Plattbäuchen. Und im Dunst sah Zelden Maleen schreiten, an ihrem Rock hielt sich Bramante fest. Vergilbte Lieder lebten auf. „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn, und alles was er blies, das war verlorn.“ Durch der Lieder fadenscheinige Hemden klingelten die süßen Linien der ursprünglichen Gefühle. Immer gieriger spielte und bohrte Galbraith. Schon stieß er auf die springenden Röhren der gährenden Luft. Das war zuviel. Zelden hörte auf. Erschöpft hielt die Welt inne: sie war dem Weinen nahe. Entgeistert fielen die Blätter wie Kleider von ermattetem Leibe.

Für Maleen war es ein heißes Genügen, sich noch als Macht in seinem Leben zu fühlen. „Und wenn ich dich mit eigenen Armen ins Brautbett tragen sollte, will ich dafür sorgen, daß du sie bekommst,“ knirschte sie unter den Angriffen seiner Worte. Aber es gefiel ihr auch, ohne sein Wissen und Wollen, mit fliegenden Kleidern zu einem ihr verwandten Justizrat zu eilen und Zelden nach der Rückkehr mit dem zu überraschen, was er, der als Verwandter die Angelegenheit gütlich zu ordnen wünschte, gesagt habe. Er hätte geäußert, eine Scheidung sei unmöglich. Gemißhandelt von ihrem Tun, wand sich Zelden auf seinem Schreibtischstuhl und floh vor ihren Grabesaugen. Die Gewißheit, ihn verloren zu haben, machte die Unselbständige fast resolut. Sie litt mit dem Vorrecht des empfangenen Unrechtes in vollen Zügen, für alles andere fest zugeklemmt, so sehr, bis sein Innerstes sauer wurde in feindlichster Abneigung.

Aus dem Unterricht kam Galbraith wie aus einem blanken Garten, in dem er unter Jorindes Augen bis zum äußersten gespannt mit goldenem Spaten tätig gewesen war. Die ständige Kontrolle über sich und seine Wege mübte und spaltete ihn, aber er hätte lieber ununterbrochen bis zur Nacht weiter unterrichtet, statt um ein Uhr nach Hause gehen zu müssen. Nach dem Essen legte er sich, aber da er keinen reinlichen Abschluß vor sich sah, so grub er die Gierde, ein altes schwaches Geschöpf, heraus. Dann faßte er Maleen an der Schulter, und wenn die kurzatmige Erregung pfeifend zu Ende war, sagte Maleen ächzend: „Wenn du mich nur nicht verachtest.“ Als einmal, mehr aus Müdigkeit als aus Leidenschaft, sich ein Gran ehemaligen echten Bündnisses in ihren Verkehr mischte, sagte mitten unter ihnen Bramante, in dem Maleens hilflose Aufgelöstheit zu einer wehen Klarheit verdichtet wuchs, mit süßer deutlicher Stimme: „Wie ist Vater heute lebenswürdig!“ Aber schließlich verzerrte sich jede Minute jedes Tages zur Frage, und während Galbraith in der Schule war, packte Maleen einen Schloßkorb mit ihren und Bramantes Sachen, und Jelden kam nur noch in einer Freistunde herüber, um sie abfahren zu sehen.

Am Abend stand er am nördlichen Fenster der Wohnung und genoß das leere Zimmer. Dann starrte er in die Schatten, die sich auf dem angefahrenen Sand einer in Bau befindlichen, im rechten Winkel auf die Front seines Hauses zukommenden, neuen Straße niederließen. In Hast schwand das Licht. Mit hellen Knien sprang es über das schwach hörbare Glucksen des kleinen Schwentinebaches. Die Dämmerung stopfte sich die Müge in das graue Wollhaar und klebte sich, ihre zwei runden trübroten Flügellappen zusammenklappend, an die Rinde der Bachelen, wobei sie krähennd schräg in die Höhe schwirrte.

In der Droschke, die Maleen und Bramante zum Bahnhof brachte, fiel ihr ein, daß Jelden bei allen Mahlzeiten der letzten Wochen kein Wort mit ihr gesprochen und sie ihm gesagt hätte, das würde er einst bereuen. Verzeihen? Sie verzieh alles. Sie merkte plötzlich, daß sie den von Galbraith geschmähten schwarzen Jackettmantel trug wegen der Trauer um ihre gestorbene Mutter. Er hatte sie kniefällig gebeten, ihn nicht zu tragen. Sie hatte ihn innen mit einem krassen Gelb gefüttert und ihn doch getragen, als sie vor ein paar Tagen am späten Nachmittage mit ihm ausgegangen war, um ein Spielzeug für Bramante zu kaufen. An einer Straßenecke hatten Schulrats Himmelbauer gestanden, und die Frau, eine giftige Schwägerin, hatte ihren Mann in die Seite gestoßen und ihn auf Maleen aufmerksam gemacht. Im Spielzeugladen konnten die Verkäuferinnen ihr Lachen nicht unterdrücken.

Galbraith hatte Weib und Kind in der Hälfte einer kleinen Parterre-

wohnung bei dem Gärtner und Schnittblumenhändler Razzük in Selent einquartiert.

Maleen ertrug es nicht, wie die Stühle in der Wohnstube herumstanden, und riß das Futter ihres Mantels los, um es über die Lehnen zu hängen. So sah es besser aus. Mit Grausen dachte sie an das verhaßte Zubettgehen. Keine Traumschirme spannten sich zur Hilfe mehr darüber. Die geblähten Segel, die mit heiligem Leichtsinne die nun Zweiundvierzigjährige in das Unmögliche geschwemmt hatten, hingen verstümmelt. Sie hörte, daß Bramante schon mit dem kleinen Pay Razzük beschäftigt war, blies die Kerze aus und stand vor der Haustür. Darauf ging sie durch ganz Selent. Die Dämmerung stand schon auf dem Sprunge, aber noch hing eine blaue Haut im Grau. Sie schien sich zu falten und zu krausen. Maleen flackerte bleich wie kranke Liebe, sie war ein Summen, sie war nur ein Sang; und dann wurde sie deutlich sichtbar zu einer müden Mutter, die viel geboren, deren Leib vielen Geheimnissen gebient hat. Sie ging über die enge Brücke, darunter der Fluß floß, an welchem Gniffau lag. Ihre Hände streckten sich aus, ihre Brüste, immer noch zart und aufrecht, wie Birnen gestaltet, drängten voraus. Aus ihrem Haar strichen wie Mehl stäubend weiße Abendmotten, so daß ihr Scheitel silbern leuchtete. Sie beugte sich nach links und rechts und raunte mit leister, unvergleichlicher Güte den Stoppeln, die erwartend standen, Worte der Freundschaft zu. In den Gräben war immerzu das laute Zirpen der Grashüpfer.

Nichts war vergangen, nichts hatte sich überlebt. Das Unrecht war geschehen, durch nichts war es wieder gutzumachen. Am Himmel sammelte sich die Last aller, aller Nöte. Die Wolken klagten. Gellend flogen alle Drosseln des Waldes wie zu einem gemeinsamen Beutezuge auf aus der Tiefe. Die Bäume schauderten zusammen. Zerhauchte Laute wandelten im Walde und steigerten sich zu einer Masse unverföhnlichen Kummers.

Maleen passierte die Bosauer Wiesen, auf denen drei Frauen mit verbrießlichen Augenlidern das letzte Heu zusammenharkten, und stand dann an dem Rondell, das vor langen Jahren die längstverschwundene Gutsheerrschaft derer von Pöniß angelegt hatte. Sie bettete sich in das müde Gras unter einen zum Jahresabschied aufgeregten Sumpfkirschenbaum. Ihn umschritt etwas, das mit spitzigen Fingern lange Gewänder aufhob und ihn tanzend umwogte. Ab und zu unterbrach es seinen Tanz und rief in die herunterrieselnden Blätter hinein, als bäte es den in den Abschied versunkenen Baum, noch zu verweilen. Die Haubenmeisen ziepten und zupften; das Wasser rumpelte so schwer aus der hölzernen Röhre, die auch zu den Versuchen gehörte, hier Parkanlagen und Fontänen zu schaffen. Maleen spürte, lebenshungrig, ein Verlangen nach dem treuen sicheren

Gesang der Buchfinken. Er war nirgends zu hören. Sobald die Blätter auf dem Boden lagen, krümmten sie sich, und in ihrer Mitte leimte das Rot der Dompfaffenbrust auf.

Da dachte sie sich plötzlich Galbraiths Mund über denjenigen Jorindes geneigt aus. „Die mit ihrer Schnauze!“ brach es in ihr los. Mehr noch: sie sah beide in süßer Prozession einander entgegeneilen und sich in einem mitternächtigen Feuer vermählen. „Die mit ihren kurzen Beinen! Die mit ihrem trippelnden Gange!“ Es riß ihr den Mund schief und gilbte ihre Zähne. Sie öffnete ihr Kleid. Ein stinkender, schleckender, schwelgender Haß brüllte furchtbar, und mit einem Ruck riß sie, sich aufsetzend, die Nadel aus dem Hut und trieb sie sich mit Gewalt unter der linken Brust ins Herz. Sie schlug um, bäumte sich hoch auf, schrie erschrickt und fiel zurück. Sachte welkten ihre Brüste wie die Blüten des Taubentropfes am Morgen, wenn sie sich in Düften der Nacht hingegeben haben.

Der ganze Grund hüllte sich in betäubenden Geruch. Die Dunkelheit zog ihre Stricke um das Rondell. Die Bäume schüttelten ihre vertrauten Namen ab, beluden sich mit Apfelsinen und wurden unbekannt. Allduft fiel von ihnen nieder. Die langen Lippen des Waldziestes blinkten durch die Schwaden der Dämmerung und begannen zu flöten . . .

Galbraith erwachte in der heißen Kammer eines blinden Schlummers. Ihm hatte von einem Forst geträumt, dessen Stämme sämtlich aus ganz niedergebrannten Lichtstümpfen bestanden hatten. Zwischen ihnen ragten Büsche, und in einem strömenden Regen hatte er selbst wie ein nasser Schmetterling am Boden gefessen, aufgelöst die Purpurfasern, zertrümmert die Fühler. Die Uhr zeigte schon auf neun. Jelden stand schnell auf und gab seinen Unterricht, der ihn heute nicht zu Jorinde führte, mit pickender Ungeduld. Dann aß er in einem abgelegenen Gasthof und verließ die Stadt. Seine Absicht war, über Medingen und Riebau nach Hindeborn in die Ruhner Berge zu gehen. Der Weg führte im Tal des Medebaches entlang. Rechts war eine Hügelwand, links standen Eschen, Lärchen und Fichten: dann kam der Bach, danach eine ebene Wiese, die ein etwas ansteigender Buchenwald abschloß. Jelden horchte. Der Herbstnachmittagswind ging durch das Tal, kühl und bestimmt. Stellenweis hörte man in der Talrinne deutlich das Dreschen in den Dörfern wie Trommelwirbel. Wie gut, daß der Wind es herträgt, dachte Jelden. Laut schichtete sich auf Laut. Der Wind nahm sie auf seine sanft behaarten Arme, und Flocke glitt auf Flocke. In den letzten Tagen hatte es geregnet. Der Weg kreuzte die Medebach, die auf lehmgelber Flut abgefallene Weidenblätter dahintrug. Am Rande lagen wie Muscheln einige

Platanenblätter. Galbraith schaute hinein und sehnte sich nach Ruhe. Ihm war, als müßte ein friedevoll Herrschender kommen und ihn wie einen jungen Hund am Genick aufheben und hegen.

Die kurzgemähten Wiesen schimmerten weißgrün, herbstbefreit von aller Leidenschaftlichkeit. Obschon es noch Nachmittag war, stand die Sonne, eine franziskanischrote Scheibe mit geringem Durchmesser, schon niedrig. Die Schnecken krochen ins Mark der Bäume, um sich für das Frühjahr zu bewahren. Das Land atmete tief auf. Im steinigen Boden sammelte sich das Mehl der Zwiebeln; die roten Laue der Erbbeeräusläufer nähten sich fester. Ein junger Mensch, mit vor Kälte blauem Gesicht, weidete drei Kühe. Als Galbraith sich bückte, um seine herauserschleudernden Stiefelbänder einzustecken, sah auch der Hirte sich nach ihm um. Gegenüber stand ein Mädchen, das zwölf Jahre sein mochte. Es hatte ein blaugraues Leinenkleid an und ein gleichfarbiges Kopftuch um und sah unirdisch geschlechtslos aus. Wie ein Leichenwagen war die Dunkelheit in die Wiese um die Biegung gefahren, die um den ersten der Rußner Berge auf Hindeborn zuführte. Eine gelbe Blume, deren Namen Galbraith nicht kannte, stand an der Kante des Baches. Ihre zerschlipften Kelchblätter sträubten sich griechisch-bunt. Sie schlotterte wie in Angst, ihre Arme froren, sie fiel zusammen. Horch! Zwei Glocken läuteten wie zwei Brüder. Ein elender Mond wankte herauf. Das Thal füllte sich mit Schatten. Darin schwamm der Christusleib der Schmerzen, edel, hager, langgestreckt. Waren Jelden noch Tage aufbewahrt, die sich wie zottige Früchte an langer Schnur drängten? Würden die Stunden noch schuppendicht kommen und das Gewölk ihres Luns in jede Spalte tragen, damit die Welt sich drehe wie das Wein in der Kugelpfanne der Hüfte? Hielt nur sein eigener heftig abbrechender Sinn die Welt zusammen oder harrte sie als Braut seiner, mit klugem Leibe jorindensüß?

Am Horizonte huschten ein paar schlanke Birken zu beiden Seiten die Höhen hinauf und wurden oben von den Wolken begrüßt. Da wo sie auseinanderliefen, lag halb auf der Höhe, halb im Tale, Hindeborn. Das Dreschen klang jetzt wie entfernter Geschützdonner herüber. Morgen war Sonntag. Die Burschen schüttelten die Zwetschgenbäume. Die Kinder aßen ihr Abendbrot. Verlobte saßen zusammen.

In Jelden quoll eine süße Wut auf. Aber aus der Pein seines Gebisses kam die Erlösung. Er schwang die Hände. Der Berg bewegte seine Schultern. Die Wiese machte ihren Mund fest zu. Irgendwo gedieh eine Freiheit. Es galt, sie zu finden.

Geistige Ursprünge der russischen Revolution II

von Hans von Eckardt

Der Demagog

I

In Dostojewskis Romanen ist ganz Rußland wiedergegeben, jede Lebensform gezeichnet und die russische Seele in ihrer Fläche, Weite und Tiefe erschöpft. „Der reine Tor“ (bei Dostojewski: der Idiot), der gute und gläubige Mensch, der Heilige und der Verbrecher, der Gottlose und der am Geiste Arme — alle sind in schier unerschöpflicher Fülle dargestellt. Doch so verschiedenartig die Charaktere und Menschen auch zu sein scheinen, eines ist ihnen gemeinsam: die Unfähigkeit zum Tätertum, zur Hingabe an das objektive Werk. Bei Dostojewski finden wir keinen einzigen Helden, keine unproblematischen handlungsbereiten Gestalten. Es fehlt vollkommen jenes Element, das in der Geschichte der Völker gestaltend wirkt. Dostojewski hat Rußland geschildert; was es in Rußland nicht gibt, fehlt auch in seinen Romanen. Die reale Unproduktivität des handelnden Russen scheint Vorbestimmung zu sein. Alle tiefer gearteten Dichter und Männer des Landes waren sich der schmerzlichen Erkenntnis dieser Tatsachen bewußt. Die wenigen Helden der russischen Geschichte fanden deshalb eine Verherrlichung, die über das gewöhnliche Maß der Heldenverehrung hinausging. Peter der Große war für viele nachfolgende Generationen bis zu Puschkins Zeiten der Held und der Repräsentant des Russentums. Peters Einsamkeit, die ihn dazu zwang, sich seine Mitarbeiter aus dem Auslande oder der deutschen Kolonie zu holen, die Tragödie, die er mit seinem tatunfähigen Sohne erlebte, verdeutlichte den Russen ganz besonders, woran es in Rußland fehlte. Schon die Einstellung zur Tat zeigt diese Wesensart des Russen. Tolstoi, Dostojewski, wie alle anderen Lehrer des Volkes sprechen immer nur von der seelischen Bereitschaft und der inneren Beziehung zum Werk, nie vom Handeln selbst. Von hier kamen sie dann zu einer Kritik des Werkes, einer Prüfung der ethischen Berechtigung des Werkes: von der Selbstverständlichkeit des Handelnmüssens, von der bindenden Immanenz der Handlung wußten sie nur wenig (Gontscharow zeigt dies in seinem „Oblomow“ in krasser Deutlichkeit, indem er dem passiven, tiefsangelegten Ilja Oblomow den realen Deutschen Stolz entgegenstellt). So sehr im Volkstum begründet, so alt ist diese Handlungsunfähigkeit, erscheint so a priori gegeben, daß die russische Denkweise sich diesem Satum unterworfen hat — das Volk und seine Geschichte müssen nun darunter leiden. Solange der Zarismus eine gewisse Unmöglichkeit des politischen Handelns zu be-

weisen schien, konnte, wie viele dies versuchten, die Wirklichkeit zugunsten einer rein seelischen Lebenshaltung zurückgesetzt werden. Als aber die Tatsachen Aktionen erzwangen, war der Russe plötzlich vor die Alternative des Handelns gestellt. Politisches Tun aus inneren Erlebnissen und seelischen Motiven hatte die Terroristen hervorgebracht. Sie scheiterten in der Kompliziertheit und Brutalität der Atmosphäre ihrer Handlungen, ihre seelischen Motive waren zu differenziert und unwirklich. Unbedeutendere, peripherere Naturen begannen in den Vordergrund zu treten und obgleich sie nicht beschwert waren von den Erlebnissen des russischen Schicksals und die Technik westlicher Methoden übernommen hatten, so waren doch auch sie nicht fähig, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Verstrickt in Theorien, Prinzipien und Programmen scheinen diese Demagogen das Leben nur aus ihrer Parteiideologie heraus sehen und gestalten zu wollen. Je innerlich freier der Einzelne von ihnen ist, je wertvoller seine Substanz und je tiefer seine Zusammenhänge mit dem Volke sind, umso größer ist seine Wirkung, seine Bedeutung. Die Richtigkeit der reintheoretischen Einstellung allein bedeutet in Rußland noch weniger wie irgendwo. Da die Mentalität der Gesellschaft, der Klassen, des Volkes eine im Grunde doch sehr gemeinsame ist, so erscheinen die Parteiongen noch äußerlicher, bedeutungsloser, wie sonstwo. Von Wert ist einzig die Ausprägung des allgemein Gefühlten. Diejenigen dieser Demagogen, die dies nicht erkannten und aus ihrer Schulung heraus abzusondern und zu spezialisieren versuchten, wirkten ins Leere. Keine Außerlichkeiten sollten Inhalte ersetzen, und aus Volksführern und aus Volksfreunden, die sie sein wollten, ist dann nicht mehr geworden, wie kleine Parteigrößen, Diskussionsredner, höchstens Volksredner. Die bei ihnen zufällige Form des Wirkens: die Rede, wurde nicht zur Predigt und nicht zum Programm, zur Direktive des Handelns, sondern sie blieb oratorische Leistung, Gerede, Geschwätz.

Die russische Revolution ward eingeleitet von den Terroristen, sie zeigte in ihrem ersten Stadium 1905 die ersten Ansätze des Versuches, aus Reden Handlungen zu schaffen — um bei diesem Versuch am nackten Tun eines unproblematischen Gegners zu zerbrechen. In der dann eingetretenen Reaktionszeit belehrt, zeigt die große Revolution 1917 organisatorisches Können und richtigeres Abschätzen der Realitäten, zeigt einen Demagogen größeren Stils, der aus Reden Überredungen fertig brachte und Verkünder innerster Volkswünsche wurde. Dieser war kein Tatmensch und kein Gestalter, konnte wohl die Revolution ausbeuten, zu höherer Geltung emporheben, nicht aber sie formen und mußte schließlich Leuten weichen, die weniger von dem verstanden, was das Volk und das Land anging, desto besser aber ihr Handwerk und die aus dem Vollen schöpften

bei Ausnutzung der Instinkte, der Roheit und der Zerstörungslust, die dem Russen innewohnt. Das Allergrößte des Volkswillens haben diese letzteren ihren Zwecken nutzbar gemacht: die materiellen Forderungen gewisser Volksklassen suchten sie zu erfüllen, nichts davon ahnend, wie unmateriell trotz allem das Volk ist. „Wenn unser Volk auch von seinen Lasten geknechtet wird, jetzt vielleicht mehr denn je, und wenn es auch noch in wahrer Anarchie lebt, so hat doch selbst der letzte Schurke bei uns noch niemals gesagt: ‚so wie ich es mache, ist es richtig‘ — im Gegenteil: immer weiß und seufzt er selbst darüber, daß er schlecht ist und daß es ein Gutes in der Welt gibt, das besser ist als er und alles, was er tut. Der Glaube an die Ideale ist in unserem Volke unerschütterlich,“ schrieb Dostojewski. Die Diskussionsredner, die die Revolution vollenden wollten und sich dazu katilinarischer Gesten bedienten, glaubten sich hierüber hinwegsetzen zu können Und was bedeuten die Experimente dieser Fanatiker des Proletariats schließlich anderes, als wiederum fruchtloses Versuchen, aus abstraktem Wollen Lebendiges zu gestalten? Eine harte Schulung scheint zu beginnen. Ein Versuch wird den anderen ablösen müssen, bis endlich der Russe seine Handlungsunfähigkeit überwindet. Dann erst wird Rußland die äußeren Formen finden, die seinem Geiste entsprechen.

2

Die Wirren der in einzelnen Stößen eruptiv das Land erschütternden Revolution von 1905 brachten keine einzige Persönlichkeit hervor, die es gewagt hätte, in entscheidenden Momenten aus innerer Eingebung den Ereignissen eine vorbestimmte Richtung zu geben. Wohl stand zu Beginn der Revolution ein merkwürdiger Mensch im grellsten Rampenlicht, von dem man einige Tage lang viel erwarten konnte: der Priester Grigori Gapon, dem es gelungen war, viele Zehntausende russischer, zum Teil zarentreuer Arbeiter zum berühmten Zuge vor das Winterpalais zu bewegen, um eine direkte Aussprache zwischen dem Zaren und dem Arbeiter hervorzurufen; er war aber nur ein Blender, ein flackerndes unstetes Talent, das wohl einmal hell aufflammen konnte, aber unfähig war, länger als über den Tag hinaus zu brennen. Er war schwach und weich, einer jener typischen Vertreter dieses Volkes, die sich gedrängt fühlen, alles zu versuchen, weil alle Reize, die auf sie einwirken, sie anziehen, interessieren und beeinflussen. Nach der blutig mißlungenen Demonstration des 22. Januar 1905 hatte er sich zu einer großen Geste hinreißen lassen: Er, der Priester des Volkes, verfluchte den Zaren. Diese Tage waren die großen seines Lebens; sie waren wie zuckende, grelle Flammen, die den Schatten seiner Gestalt ins Ungemeßene wachsen ließen. Dann

kam eine niederdrückend stille Zeit, wo schwere und strenge Organisationsarbeit notwendig war. Unnachgiebige Energie, Konzentration, Sachlichkeit und Nüchternheit waren erforderlich. Dem war er nicht gewachsen. Um in Erregung, in wenigstens bengalischer Beleuchtung zu bleiben, geriet er dann auf Abwege, verkaufte sich, um als Opfer seiner eigenen Anhänger schmachvoll und feige zu sterben. Er war eine von jenen Begabungen, die eine gewisse Unruhe, laute Bewegung und sichtbare Zustimmung brauchen, um damit erst sich selbst anzuregen. Sie werden zur Spitze des Pfeiles, den eine Volksbewegung abschießt, in ihnen scheinen alle Kräfte der Masse konzentriert zu sein. Aber so schnell wie diese zu erkalten und auseinanderzufallen vermag, erlahmen auch dieser Männer Nerven, die fehlende Kraft ersetzen sollten. Wenn Gapon keine objektive Leistung aufzuweisen hatte, so war seine Bedeutung für den Beginn der Revolution doch nicht zu unterschätzen, denn über das rein Persönliche hinaus wirkte die Tatsache, daß hier ein Priester sich aktiv zur Revolution bekannte.

Aus jenem Jahr haftet noch eine andere in der Bedeutung des Augenblickserfolges an den Priester mahnende Gestalt im Gedächtnis des Volkes: es ist der Marineoffizier Leutnant Schmidt, der die kurze aber eindrucksvolle Meuterei der Schwarzmeerflotte leitete. Schmidts Tätigkeit war ein kurzer Rausch; er ging aufrecht in den Tod und hinterließ ein makelloses Gedächtnis. Seine positive Wirkung war aber keine größere, als die Gapons, und seine Popularität ist wohl nur dem zuzuschreiben, daß hier erstmalig ein Offizier bewaffneten Aufruhr wagte.

Die Geschichte wird sich vielleicht noch einige Namen merken, wohl aber nur zu besserer Bezeichnung einzelner Handlungen, die im Auftrage gewisser Schichten und Massen ausgeführt wurden und höchstens bewegt von stärkeren Temperamenten, nicht aber von Individualitäten geprägt waren.

Es ist bezeichnend für diese Revolution, daß sie die ganze Unsterblichkeit und Konzentrationsunfähigkeit von Klassen und Massen nicht hat überwinden können. Einzelne Wirtschaftsverbände, Parteien und Gruppen revolutionierten durcheinander. Man wollte Führung ersetzen durch Volksversammlungen und Augenblicks-Parlamente. Als Resultat gab es schwankende Bewegungen, Ansätze, einzelne Aufschreie, aber keine überlegte Handlung, und nicht einmal Versuche energischer Zusammenfassung der revolutionären Elemente. Dies gibt der ersten russischen Revolution das Ansehen eines Naturereignisses, gibt ihr etwas Elementares und nimmt ihr die Bedeutung einer politischen Volkstat. Weil die breiten Volksmassen, die Elemente des Bodens und die inneren Kräfte der Nation passiv blieben, so gab es kein Volksfühlen von genügender Stärke, das

hinüberschlagen konnte in den Geist zur Führung bereiter Männer. Sprecher der Massen, die im Volke selbst stehen, in seinem Namen und durch dasselbe handeln, konnten nicht lebendig werden. Höchstens konnten sich aus dem Milieu heraus andere hervorschieben, die ganz individuell, ganz nur auf sich gestellt, und doch Repräsentanten der Zustände waren. Es zeichnet das erschütternd erfolglose Bild dieser Revolution und die groteske Verzerrung der Verhältnisse, daß eigentlich nur von drei Gestalten aus diesen Jahren gesprochen werden kann: dem fruchtlos sterbenden, durch das ganze Leid des russischen Lebens hindurchgegangenen Terroristen, dem unbegreiflichen Verräter Asero und dem Bezwingen der Revolution und zaristischen Staatsmann Peter Arkadjewitsch Stolypin. Asero und das durch ihn repräsentierte System des Vöckspißeltums wurde zum Schicksal Stolypins. Daß dieser aufrechte, in seiner Weise ehrliche, Charakterfeste Minister die Korruption der zaristischen Bürokratie zu verteidigen suchte und Macht vor Recht stellte, wurde ihm zum Verhängnis. Er wollte gar nicht reformierend und reinigend eingreifen. Ihm lag nichts daran, Rußland, vielleicht zum letzten Male, vor dem Unheil einer gewaltsamen Umwälzung zu bewahren, er betrachtete die Revolution nicht als eine Folgeerscheinung der russischen Zustände, sondern als ein fremdes Element, einen äußeren, unerbittlichen Feind, der mit allen Mitteln, koste es, was es wolle, bekämpft werden müsse. Bei der Anwendung dieser Mittel bewies er eine Skrupellosigkeit, die den für einen russischen Staatsmann wahrlich nicht kleinen Umrissen seiner Gestalt entsprach. Er trug mit dazu bei, daß der Kampf um den Zarismus vergiftet wurde und beide Gegner nicht mehr um Werte und geistige Momente, nicht mehr aus innerer Überzeugung, sondern mit reiner Gewalttätigkeit und unverhülltem Zynismus einander bekämpften. Die Revolutionäre hatten durch Expropriationen, Raub und Gewalttaten gegen einzelne Bürger ihre Sache herabgezerrt. Sie waren dem Kampfe mit der Polizei nicht mehr gewachsen, und ihre Reihen waren durchbrochen worden von Verrätereien und Provokationen. Der Zarismus suchte, nachdem er alle anderen Mittel erschöpft hatte, seinen letzten Halt in der Sprengung der revolutionären Parteien von innen heraus und hatte hierbei Glück und Erfolg. — Stolypin, der es wagte, die schwierigsten Probleme des russischen Staatslebens aufzugreifen, der den kühnen Entwurf zur Lösung der Agrarfrage und Aufhebung des uralten Mir zur Tat werden ließ, scheiterte daran, daß er nicht die Ursachen der Revolution erkennen wollte, sondern deren Träger verfolgte und im Sumpfe russischer Willkür zu ersticken versuchte. Rechtlose Willkür wurde zu seinem Hauptprinzip, und sogar die größte und positivste Tat Stolypins, die Agrarreform, wurde despotisch und willkürlich dekretiert. Am 9. November 1906 wurde die

unbeschränkte Geltung des Mir mit Hilfe eines Notparagrafen über die Duma hinweg aufgehoben. Der Bauer konnte nun aus der Landgemeinde ausscheiden und seine Landparzellen als sein Eigentum ansehen. So berechtigt — wirtschaftlich genommen — die große, tief einschneidende Reform auch sein mag, so unhaltbar die Weiterführung der bisherigen Mirwirtschaft sein möchte — ein zarischer Erlass allein konnte nicht genügen, um die russischen Agrarverhältnisse zu bessern. Der Mir war mehr als eine bloße Wirtschaftsform, der Glaubenssatz des Bauern, das Land müsse allen gehören, war seine Grundlage und erhob ihn zu einer selbstverständlichen, durch Herkommen und Verbreitung geweihten Institution, die die Weltanschauung des Volkes bedingte. Alle Ideen verbesserter Lebensgestaltung, der allgemeinen Gerechtigkeit, der Landverteilung und der Annäherung des zukünftigen freien Rußland an das Reich Gottes auf Erden, — was jeder russische Weltverbesserer vom einfachen Barfüßler und Stareß bis zu Leo Tolstoi sich auszumalen ein Bedürfnis fühlte, alles dies war aus dem Mir entstanden und schien im Mir bereits, wenn auch noch so primitiv und unglücklich, realisiert. An der Grundlage des Mirgedankens zu rütteln, erschien daher als eine wahrhaft revolutionäre Tat und konnte nur beunruhigend wirken. Gewiß gab es schon bald reale Anfänge einer wirtschaftlichen Reformierung der Verhältnisse — die allgemeine Wirkung konnte jedoch nicht fördernd, kräftigend, gestaltend sein, sondern destruktiv. Stolypin kannte das Volk nicht, und er vergriff sich daher nicht nur im Tone seiner Reform, sondern er wollte eine zur geistigen Grundlage der gesamten Staatsstruktur gewordene Ordnung rein mechanistisch umbauen. Sein Werk war aus geistiger Unzulänglichkeit geboren, und was, rein materiell, der russischen Volkswirtschaft eine neue Basis hätte geben sollen, erschien als Unterhöhlung des russischen freiheitlichen Gemeinschaftslebens. Die Agrarreform stieß daher im Volke auf Ablehnung und wurde bekämpft, nicht so sehr aus materiellen, als vielmehr aus allgemein ideologischen Gründen. Der Volksgeist erkannte in diesem Werke ein ihm fremdes Element und lehnte es ab. Die Massen verweigerten dem reaktionären Reformator die Gefolgschaft.

Stolypin hat dies gewußt und suchte sich immer mehr dem Nationalen, Volkstümlichen anzupassen. Er betonte den altrussischen Geist des Zarismus, er stellte das Großrussentum als einzig berechnigte Nationalität im ganzen Reiche dar und suchte Staat und Nationalität zu identifizieren. Er wollte die russische Überheblichkeit aufstacheln und rief alle Russen zur Bekämpfung der „Fremdstämmigen“ auf. Ihm gelang die Wiederbelebung jenes Idealismus, der einstmal in sehr viel geistigerer und reinerer Form die Panlawisten erfüllt hatte und jetzt zu einem groben Panrussismus wurde. Im Volke entstand der Verband der wahrhaft russischen Leute

und der des Erzengels Michael; in den Gebieten der Fremdstämmigen wurde mit Priester und Polizist russifiziert, und über die Grenzen des Reichs nach Österreich und den Balkan hinein ergoß sich eine Welle panrussischer Agitation. Stolypin erkannte die Verbundenheit gewisser Vorstellungen und Empfindungen des Volkstums mit dem Zarismus und suchte diesen auf jede Weise zur Geltung zu bringen. „Ihr braucht Er-
nährung, wir brauchen ein großes Vaterland,“ rief er drohend der Demokratie zu. Unter der Größe des Vaterlandes verstand er aggressive Ablenkung der aufgespeicherten Zündstoffe zur Entladung nach außen und im Innern: die Herrschaft des Zaren im Geiste der dunkelsten Kräfte des Volkstums. Mit aller Roheit und Maßlosigkeit standen ihm eine Zeitlang auch dunkle Volkskräfte zur Verfügung, bis des jüdischen Rechtsanwalts Bagrow Kugel ihn in Kiew erreichte. Der Schatten Afews, den Stolypin wider besseres Wissen verteidigt hatte, tauchte auf, und Stolypins Todesart bewies, daß all der künstliche Idealismus vom erstarkten zaristischen Rußland, das bis zu den Türmen der Hagia Sophia zu reichen habe, nichts war, als ein Deckmantel für den Kampf mit dem eigenen Volke. Sein politisches Leben wirkt wie ein Zweikampf. Er und die Revolution hatten sich ineinander verbissen und nichts konnte sie voneinander losreißen. Er konzentrierte seine ganze Begabung, seine Energie und Rücksichtslosigkeit auf die Ausrottung des revolutionären Gedankens und tat hierbei eine lückenlos überdachte Arbeit. Das letzte große Attentat des zaristischen Rußland war durch Organe des Zarismus hervorgerufen, und das Opfer wurde der Mann, der mit volkstümlichen Ideologien diese Abgründe der Korruption zudecken wollte. Der Mörder Bagrow war einer jener revolutionären Schwächlinge, die sich von der geheimen Polizei zum Spießtum pressen ließen, um dann, unter der Last des Verrats zusammenbrechend, ein Ende mit sich und dem Peiniger zu machen und — Stolypin zum Opfer zu wählen.

Das Bedürfnis nach energischem Vorbild, nach Führerschaft war so groß, daß Peter Arkadjewitsch nicht ohne Gefolgschaft blieb. Sein Wirken war keineswegs erfolglos: die Duma beugte sich nicht nur vor ihm, sondern hieß seinen Chauvinismus sogar gut und versuchte sein Gerede von der Größe des russischen Volkes noch weiter aufzublasen: Das ganze Land war erfüllt von seinen Ideen, und die Ablenkung von der Revolution schien gelungen, die gesamte Bewegung erdrückt vom Panrussismus, der Rechtsgläubigkeit und der russischen Wahrheit. Aus dem Ganzen des Volkes hatte dieser Mann Bruchteile herausgeschlagen und konnte, weil diese ihm folgten, als Führer gelten. In seiner robusten Gestalt sah man Verkörperung von Kraft: wohin diese ausschlug, schien belanglos: die Masse sah den Ausdruck und war gebannt, denn der Wunsch nach Tat und

Kraft war übermächtig. Die Terroristen versuchten die Tat und scheiterten an ihr, weil sie über ihre Kräfte ging und ihren Seelen die Unmittelbarkeit des Täters fehlte. Der Bezwingen der Revolution täuschte Tatkraft vor und glaubte durch Brutalität mangelnde geistige Kräfte ersetzen zu können. Deshalb konnten er und seine Ideen nur kurze Zeit wirken. Die Ideen, die der romantische Bund der Dekabristen einstmals mit religiösem Eifer zu verwirklichen gesucht hatte, die von Dostojewski inbrünstige Ausprägung, letzte Formung und Weihe gefunden hatten, waren hier von größter Faust in die Wirklichkeit gedrängt worden. Sie wurden zu Rußlands Verhängnis, denn sie zerbrachen die kürzlich noch zusammenhaltende, demokratische Bewegung, gaben dem Bürgertum einen andern, unrevolutionären Inhalt und legten, neben den sozialen Momenten, den Grund zum unüberbrückbaren Gegensatz mit der Arbeiterbewegung. Wieder war die Intelligenz, die berufene Führerschicht, ihrer alten Überlieferung untreu geworden; die das revolutionäre Volk repräsentierende Arbeiterschaft wurde herausgedrängt aus der nationalen Gemeinschaft und sich selbst überlassen. Diese gab jedoch den Kampf nicht auf, fing an, selbständig zu werden, und begann immer mehr in sozialistischem Klassenbewußtsein und Parteideologien zu leben. Das übrige Rußland schwelgte in seinem Nationalismus und versuchte sich unpolitischen Ideen zu ergeben. Die russische Literatur suchte sich vom Volkstum zu entfernen, erging sich in flachem Symbolismus und künstlerischen Spielereien. Die geistige Beteiligung an der revolutionären Bewegung war immer geringer geworden und immer materiellere, rohere Kräfte drängten zur Realisierung.

3

Die Arbeiterbewegung stand die letzten Jahre vor dem Kriege vor dem Problem organisatorischer Gestaltung ihrer Kräfte. Die schweren Verfolgungen zwangen, wie auch früher schon, zu unterirdischer, illegaler Arbeit. Die sozialistischen Parteien als solche waren verboten; alle namhaften Glieder wurden verfolgt und nur gemäßigte Elemente konnten es wagen, hervorzutreten. Wohl erschienen einige Arbeiterblätter, die sich trotz aller administrativer Strafen mühsam über Wasser hielten; eine systematische Propaganda war aber unmöglich. Die Revolutionierung des Landes wurde nicht von ordnenden, positiven Kräften gefördert, sondern sie vertiefte sich dank der Gewaltaakte der Regierung und der dadurch hervorgerufenen spontanen Empörungsausbrüche. Jeder Streik hatte neue Unterdrückungen zur Folge; diese bewiesen dann breiteren Massen die Unhaltbarkeit des Systems und warben neue Anhänger. Der Streik, der in den englischen Lena-Goldfeld-Works im Jahre 1910 ausbrach, und die Niedermetzelung von über 200 Streikenden rief eine ungeheure Bewegung hervor. Eine

Streikwelle überflutete das ganze Land und zeigte ein Anwachsen der organisierten Arbeiterkräfte. Während es 1905 über eine Million streikender Arbeiter gab, gingen die Streike so sehr zurück, daß es 1908 — 91000, 1910 bloß 4000, 1912 jedoch schon wieder 950000 Streikende gab. 1913 und 14 hielt sich diese Zahl dann ungefähr auf der gleichen Höhe. Gewerkschaften, Konsumvereine und Arbeiterbildungsvereine wurden politisiert und erwiesen sich als beste Schulung der Bewegung. Der große Prozeß gegen die Urheber des Blutbades, den der junge Petersburger Rechtsanwalt Alexander Feodorowitsch Kerenfski zu einer Anklage gegen das ganze Regime umschmiedete, ist der erste Beweis einer erneuten Revolutionsabsicht seit 1906. Die sozialrevolutionäre Partei war ausgeschaltet, die beiden Richtungen der Sozialdemokratie, sich untereinander unerbittlich bekämpfend, arbeiteten innerhalb der Arbeiterschaft und gingen zusammen mit der gemäßigten Partei der Trudowiki, die es wagen durfte, nach außen etwas freier sich zu regen. Diese Partei, in der Duma von Kerenfski geführt, vertrat die arbeitenden Schichten im allgemeinen: Arbeiter, Bauern und das Kleinbürgertum. Bedeutungsvoll war sie insofern, als sie in ihrer Haltung und in ihrer Zusammensetzung nationale Züge aufwies und an die Narodniki erinnerte. Ihre Sprache war verständlich; sie stand bewußtem Klassenkampf und theoretischem Marxismus fern und war nicht belastet durch Parteistreitigkeiten und fruchtlose Befehdungen: sie war die Partei, die in gedrückteren, stilleren politischen Zeiten notwendig erschien, um späterhin in den Tagen der vollen Austragung aller Gegensätze zu verschwinden.

In der charakterlosen dritten und vierten Duma, diesen blutleeren Gebilden, die keinerlei Aussichten boten, sich je zu entschlossener Haltung aufraffen zu können, spielten die Trudowiki eine gewisse Rolle; ihre Reden und diejenigen weniger Arbeiterführer schienen in die Zukunft zu weisen und fanden Widerklang in der Streikbewegung.

Die Balkankriege verwirrten das russische Bürgertum unterdes vollends. Panrussischen Imperialismus verbrämte man mit Vertiefung des nationalen Lebens: „Zurück zur Orthodoxie, zurück zur geistigen Mutter der Kirche,“ hieß es, und Tolstois Lehren wurden innerlich erlebt und nach außen von Kraftgeberden begleitet. Wo sollte Erneuerung kommen, da doch bisher unanfechtbar der Grundsatz galt, daß nur nach politischer Umgestaltung die nationale Regeneration beginnen könne? Das Bürgertum war daher überrascht, unvorbereitet und verständnislos, als aus den Streikdemonstrationen im Sommer 1914 ein neuer revolutionärer Versuch zu werden schien. Schon waren Barrikaden in den Petersburger Vorstädten aufgeworfen, als der Krieg ausbrach. Das Bürgertum fiel nun restlos dem nationalistischen Imperialismus. In den Reihen der theoretischen Sozialdemokratie

und ihrer emigrierten Führer, ja sogar innerhalb der praktischen Arbeiterbewegung selbst, stellte man den Krieg der Revolution voran. Dem Zarismus schien die Ablenkung nach außen gelungen zu sein. Erst als der Krieg und die Niederlagen den Mechanismus der Staatsregierung vollends untergruben und die Fortführung des Krieges unmöglich erschien, trat eine Änderung ein. Bürgertum und Intelligenz sahen Rußland physisch gefährdet; die Arbeiterschaft stand unter unerträglich materiellem Druck. Die allgemeine wirtschaftliche Zerrüttung hatte einen Grad erreicht, der die bisherigen Lebensbedingungen aufhob. Hemmungen traten ein, die das Räderwerk zum Stehen brachten. Lebenswichtige Betriebe mußten ihre Tätigkeit einstellen, da sie auf Maschinen und Halbfabrikate aus dem Auslande angewiesen waren. Die russische Industrie konnte eine restlose Einstellung auf den Kriegsbedarf nicht ertragen. Die Eisenbahnen waren den Transportansprüchen nicht gewachsen. Kein Wirtschaftszweig konnte weiter existieren; denn alle waren sie von der Einfuhr und ganz anderen Bedingungen abhängig. Der ungeheure Menschenverbrauch entzog der Industrie wichtige Arbeitskräfte und entvölkerte das Land derart, daß nur ein Teil der Ackerfläche bebaut werden konnte. Dazu kam die Zerrüttung der Geld- und Kreditwirtschaft, die innere Unsicherheit und das Flüchtlingselend, die Überflutung Rußlands durch Millionen arbeitsloser, bedürftiger Evakuierten. Die großen Städte befanden sich auf dem Höhepunkt einer Lebensmittelnot. Die Transport Schwierigkeiten drohten in großen Gebieten Hungersnöte hervorzurufen, und das flache Land mußte schon lange auf die Erfüllung seiner dringendsten Bedürfnisse verzichten. Das ganze wirtschaftliche System, eng mit dem politischen verbunden, hatte vollkommen an Kredit eingebüßt. Wenn auch durch einen Umsturz für den Augenblick keine Verbesserung zu erwarten war, so konnte der Druck dieser chaotischen Zerrüttung nicht mehr ohne Widerstand ertragen werden. Die wirtschaftlichen Zustände brachten das politische Regime um seine realen Machtmittel und Werte. Es gab keine Klasse mehr, keine Bevölkerungsguppe, die am Fortbestehen dieser Zustände genügend Interesse gehabt hätte. Alle jene Elemente, die aus dieser Notlage heraus einen Umsturz des ganzen Systems herbeisehnten, konnten geeinigt erscheinen. Aber nur durch ihre gemeinsame Negation, jedoch nicht in ihren positiven Zielen.

Das Bürgertum mußte dies wohl und hielt deshalb solange wie irgend denkbar seinerseits das Drängen der zielbewußteren Arbeiterbewegung zurück. Bessere wollte, wenn auch nicht programmatisch, doch gefühlsmäßig etwas Bestimmtes, Positives. Das Bürgertum wollte nur besseren Schutz gewisser bisheriger Bedingungen und das Aufhören des jetzigen Systems. Hier gab es schon vor der Revolution einen Gegensatz, der nur vorüber-

gehend ausgeglichen werden konnte. Kerenski rief dem Bürgertum in einer Debatte mit Miljukow Ende Februar 1917 zu: „Sie wollen niemand hören, außer sich selbst, sie müssen aber uns hören; denn wenn sie jetzt nicht unsere warnende Stimme vernehmen, so werden sie nicht Warnungen, sondern Tatsachen gegenüberstehen.“ Diese Drohung, hinter der das Bewußtsein zielbewußter Arbeitermassen stand, wäre aber nicht zur Tat geworden, wenn nicht der Krieg dem Zarismus die letzte Waffe, das Heer, entzunden hätte. Die Haltung der Soldaten wurde ausschlaggebend. Sie hatten den Institutionsrahmen eines Heeres längst gesprengt, waren zahlenmäßig überhaupt nicht mehr zu gliedern und einzuordnen, so weit deprimiert und losgelöst von jedem Prinzip militärischer Ordnung, daß sie beliebig abgelenkt werden konnten. Es war der psychologische Moment gekommen, wo eine Massenhandlung spontan möglich und die bisherigen Einordnungen sinnlos wurden, wo intuitives Gefühl, Leidenschaft und Lebendigkeit stärker sind, wie Gebundenheit und autoritärer Aufbau. Diese Momente sind ein plötzlicher Rückfall in eine primitive Freiheit des Handelns, aus geistigen und instinktmäßigen Trieben über alles Materielle und Mechanistische hinweg. Ein derartiger Umsturz aus einer Gemeinschaftsstimmung heraus kann nur gelingen, wenn die äußeren, bändigenden Schranken morsch zusammenfallen. Er muß aber notwendig, — elementares Ereignis, das er ist —, directionslos und schwankend sein, wenn nicht organisatorische Kräfte und Führungsabsichten dahinter stehen. Die Petersburger Unruhen im März fanden unter allgemeinem Zustrom des Volkes statt; denn alle hatten unter der Nahrungsmittelkrisis zu leiden. Hinter dem Aufruhr standen organisierte Arbeitermassen, wenn auch nur in geringer Anzahl, und diese waren inspiriert und geleitet von Kerenski und Tschcheidt. Als auf den Straßen mit den noch regierungstreuen Truppen gekämpft wurde, löste der Ministerrat die Reichsduma auf. Diese schwankte und wußte nicht, was tun, hatte keine Verbindung mit den Arbeitermassen, ja wußte nicht einmal, was diese vorhatten. In dem Augenblicke tatlosen Zögerns bestürmte und beschwor Kerenski die Duma, zusammenzubleiben. Die ersten Bataillone waren zum Volk übergegangen. Soldaten und Arbeiter rückten ungewiß und drohend vor das Zarsische Palais. Da riß Kerenski Duma und Volk zur ausschlaggebenden Handlung hin. Er gab der Straße erst eine Leitung und der Duma die Macht. Ohne Mantel und Hut lief er den anrückenden Volkschaufen entgegen und rief den Soldaten im Namen der Reichsduma zu: „Wir stehen zu euch, wir danken euch, daß ihr gekommen seid, und versprechen, zum Volke zu stehen!“ Aus Nahrungsmittelunruhen und regellosem Aufruhr wurde eine Revolution. Der bisher mutlose Rat der Ältesten der Duma schuf ein Exekutivkomitee, das bereit war, die Regierung zu übernehmen. Das

Bürgertum konnte über die Arbeiter als erstes Machtmittel verfügen und wagte infolgedessen den Zaren zu stürzen. Die Bestätigung der Arbeiterbewegung durch die Duma schuf aus Aufrührern Patrioten und bedeutete fürs ganze Land die Rechtmäßigkeit und Gemeinsamkeit des revolutionären Entschlusses. Hinter diesem aber stand als treibende Kraft und Initiator Kerenski, der dieses Zusammenstimmen der verschiedenen Motive erst ermöglichte. Keine der in Aktion getretenen Einzelkräfte: die revolutionären Massen, die aufrührerischen Bataillone, die bürgerliche Duma, die organisierte Vertretung der Arbeiterbewegung, der sich unter Tschcheidse konstituierende Arbeiter- und Soldatenrat, — war noch auf die andere abgestimmt: ohne Zusammenhang war jede von nur geringer Bedeutung und konnte von Augenblick zu Augenblick in ganz verschiedener Weise reagieren. Der gemeinsame Sinn war a priori keineswegs vorhanden, aus eigenem Antrieb heraus schienen diese Kräfte eher auseinander-, wie zusammenzustreben. Die Geschehnisse konnten erst sinnvoll werden, wenn die Einzelhandlungen sich bereits zusammengefügt hatten und die ersten Resultate dieser Solidarität für alle gültige Erfolge waren. In diesen Augenblicken bedeutete die Proklamierung der Gemeinschaftsidee alles. Der Vertreter derselben mußte so sehr aufgehen in dem Wollen der Einzelkräfte, daß aus ihm die Gesamtheit zu sprechen schien, damit die Bewegung auch über die Grenzen der Hauptstadt hinaus wirken konnte. Alles hing davon ab, die Beteiligung am solidarischen Handeln allen begreiflich zu machen: denn jede Abweichung in der Richtung abgeforderten Handelns mußte das Ganze gefährden. Das Tempo der Ereignisse konnte gleichfalls nur vom Vertreter der Gemeinschaftsidee der Revolution bestimmt werden: In diesem Tempo lag die Kraft der Bewegung und das die Widerstände beseitigende Pathos. Die Sachlage fügte es, daß keine Kollektivgruppe zum Bestimmen der Gemeinsamkeit des Handelns fähig sein konnte. Zu verschiedenartig und abge sondert war die politische Schulung jeder Einzelkraft, zu sehr die Intuitionen abhängig von mechanistischen Einzelbedingungen. So förderten die Ereignisse sowohl die Ursachen dieser Einzelbedingungen, wie die Kräfte, die sie hervorriefen, den großen Aufbau und das Fundament, das sich aufspitzte, um wie eine gewaltige Pyramide in einem Einzelstein den Abschluß zu finden.

4

In der Kraft und Getriebenheit Einzelner lag die Möglichkeit des Umsturzes begründet. Die Masse tritt wohl in Aktion, ist aber nicht selbsttätig und nicht formengebend. Sie gibt sich dazu her, Stoff in der Hand der Führer zu sein; sie läßt sich bald zu dieser, bald zu jener Gestalt ballen, wobei dann ihre immanente Formlosigkeit es dahin bringt,

daß diese Gestaltungen nicht von Dauer sein können. Die Former und Führer sind dazu noch keineswegs große Persönlichkeiten, sondern meistens Menschen, die sich aus der Willenlosigkeit der Masse nur deshalb herausheben, weil sich in ihnen der geistige Gehalt der Gegenwart in Energien umgeseßt hat. Diese Männer scheinen zu den Handlungen, zu denen sie die Masse zwingen, getrieben zu sein und nicht ganz freiwillig sich zu dieser oder jener Tat zu entschließen. Sie folgen hierbei demselben Gesetze, das jedem Schaffensprozeß innewohnt: der Immanenz des Stoffes gehorchen zu müssen. Dieses Gesetz übt, übertragen auf lebendigen Stoff, nicht weniger absoluten Zwang aus, wie das Material das Werk des Bildhauers bedingt. Es ist eine geistige Kraft, die zur Realisierung konkrete Formen annimmt, aus Konkretem zu neuem Konkretem wird. Dem Schaffenden braucht es nicht sichtbar und deutlich zu werden; in sein Bewußtsein tritt es erst dann, wenn er versucht sich seiner Wirkung zu entziehen und das apriorische Mißlingen erlebt, den Stoff zu ihm nicht innewohnenden Möglichkeiten zu zwingen. Sucht man die weiteren Ursachen der Geschehnisse aufzudecken, so ist das So-sein des Formenden und Treibenden, also des Führers, zu ergründen. Es ist Immanenz und Gehalt des Stoffes festzustellen, das heißt die mechanistische Abhängigkeit, die Wesensart und die Wünsche der Masse. Erst bei der Konstatierung der Einmaligkeit oder Gattungsmäßigkeit des Führers, noch mehr aber beim Versuch, die Art der Masse aufzudecken, stößt man auf die Wirkung der aus materiellen Ursachen abgeleiteten Gesetze. Zur Erklärung der Handlung der Entwicklung und des Geistes der Geschehnisse vermögen die materiellen Ursachen nur wenig beizutragen; sie verhelfen wohl zu Konstatierungen, daß die Dinge so sind, wie sie sind, nicht aber zur Erhellung der Ursachen ihrer Entstehung. Gleiche materielle Bedingungen eröffnen mehrere Möglichkeiten, die verschiedene Konstellationen anderer Bedingungen hervorrufen können. Warum dann die eine und nicht die andere dieser Bedingungen sich ergibt, hängt von der Willensrichtung der hineingreifenden Kraft ab. Die Beschaffenheit dieser Kraft, ihre Substanz, wird zum Schicksal der Ereignisse und der Geschichte. Die aus Eigenem schöpferische Kraft, die aus innerer Beseelung der Gegenwart nicht nur eine neue Richtung, sondern neue Inhalte gibt, offenbart sich in der primären Erscheinung des Führers. Die bloß bewegende, treibende, bedingte Kraft, die nur letzter Ausdruck und Erfüllung bewußten oder unbewußten Gemeinschaftswollens ist, findet ihre Realisierung in der sekundären Gestalt des nur politischen Führers, des Demagogen. Während also der wahre Führer erstmalig Chaos gestaltet, Ideen historische Formen gibt, aus Geistigem und Materiellem ein innerlich verbundenes, harmonisch durchgebildetes Werk schafft, ist der Demagog nur der Verbinden-

verschiedener, außerhalb von ihm existierender Kräfte, erfindet innerhalb des Seienden neue Verbindungen, schafft aber keine neuen Werte.

Es ist Rußlands Schicksal, in dieser Zeit gärender Neuerwungen keine Führer gefunden zu haben, die das Volk mit neuen Ideen erfüllt und geformt hätten — nur Demagogen versuchten die Massen zu lenken und bemühten sich in dieser oder jener Weise einzelne Willensrichtungen, verschiedene Ahnungen und Hoffnungen zu realisieren.

Es gibt keinen Stoff, der so wenig Absolutheit in sich birgt, wie die Masse eines Volkes. Noch immer ist es die Leitung gewesen, die sie aus bloßer Bewegungsfähigkeit zur Bewegung zwingt. Es ist ein besonders einleuchtender Beweis gerade hierfür in der Geschichte des Sozialismus zu finden; denn es ist kaum eine politische Bewegung ausschließlich von Einzelindividuen hervorgerufen worden, wie die Entstehung der Arbeiterparteien aus der Kraft und dem Wunsche ihrer Führer heraus. Besonders das politische Nichtgeschehen und Mißlingen wird durch den Mangel an Führung erklärt. Die Revolution von 1905 ergab wohl Augenblicke, wo die Ereignisse Raum und Möglichkeit genug boten, um einzelnen Kräften die Initiative zu überlassen. An dem Fehlen dieser Persönlichkeiten strandete die Bewegung. 1917 hatte Rußland einen lodernen Geist, der es vorzeitig erkannte, wohin man die Masse treiben könne, wozu sie fähig sei und worauf sie wartete. Wie auf ein Stichwort reagierte das Volk auf Kerenskis fortreisenden Ruf. Der Antrieb, der von ihm ausging, war so gewaltsam, daß selbst die trägsten Elemente sich ihm nicht entziehen konnten. Lange bevor das Volk seine eigenen Kräfte auch nur ahnte, zwang Kerenski ihm seine Haltung auf, und so kam es, daß einige Tage nach dem Gelingen der Umwälzung Rußland über seine eigene Energie unglaublich staunte. Der Erfolg des Kerenskischen Tuns lag in seiner Fähigkeit des intuitiven Erfassens der Möglichkeiten. Er allein wußte im historischen Augenblicke, daß aus dem allgemeinen Empfinden heraus jetzt Handlungen entstehen könnten. Das Volk wußte dies noch nicht, und Kerenskis Aufgabe wurde, es den Massen unermüdlich zu wiederholen, was sie sein könnten. Seine zahllosen Reden waren der Lebensodem, den er dem erstarrten Volkskörper einhauchte. Er mußte ihnen erst den Glauben an die Möglichkeit der Tat geben. Sie selbst bedurften nicht nur der Leitung, sondern vor allem der Formung, denn es lagen nicht die fertigen Bedingungen, sondern nur deren Ansätze vor. Seine Politik, wie die jedes Demagogen, entsprach dem, was die Menge glauben will, was ihr so scheint und deshalb so ist, was alle innere Teilnahme, alle Spannkraft und Getriebenheit des Volkes in sich hat. Ein Demagog, die Führerstellung einnehmend, wird gar nicht anders können, als die Gesinnung des Volkes in sich aufzu-

nehmen, Ausdruck seines Willens und seines Charakters zu sein und das politische Wunschbild, das die Vergangenheit beseelt hat und in das die Gegenwart ausmünden will, zum Ziel seiner Taten zu machen. Er wird handelnd seine Waffen dem Arsenal der Gegenwart und des Augenblickes entlehnen und wissen, daß nur die Tat fruchtbar ist, die das Jetzt hinüberleitet zur Zukunft, die unsichtbar verbunden ist mit den morgen lebendig werdenden Kräften und die nur von Dauer sein kann, wenn sie die Dimensionen des Kommenden hat. Die innere Beziehung zwischen dem Führer und der Masse ist gegeben durch die Glaubensfähigkeit der letzteren. Der Glaube des Volkes macht die Augenblickstatsache erst zu einem fruchtbaren Geschehnis, das in der Zukunft von Dauer werden kann. Der Führer selbst hat vorzugreifen und das Heutige so darzustellen, als ob es Elemente unverrückbarer Werte in sich habe. In der Gegenwart entscheidet allein der Wunsch, Ideen darzustellen, ob aus einer Scheingestaltung eine bleibende Tatsache werden kann. Der Glaube, den das Volk dem eben Geschaffenen mitgibt, ist jene Beseelung, die die mechanistischen Funktionen des Völker- und Staatslebens brauchen, um übersachlichen Wert zu erhalten. Der Wunsch, Ideen darzustellen, berechtigt zu Fiktionen, die sich erst in einer späteren Entwicklungsstufe in Realitäten verwandeln. So muß das Wunschbild der Demokratie vor seiner Erreichbarkeit schon als realisiert hingestellt werden, damit seine inwohnenden geistigen Kräfte nutzbar gemacht werden können zu der eigenen Realisierung desselben. Es muß also in der Politik das Relative als Absolutheit dargestellt werden.

Kerenski glaubte an die Möglichkeit, aus der seelischen Bewegtheit der Massen Kräfte ableiten zu können, die eine organisierte stählerne Maschine staatlicher Schöpferkraft bieten sollten. Er sagte einmal: „Die Revolution ist eine Kraft an sich, sie ist eine neue Schöpfung, die aus sich heraus wiederum Eigenes schaffen kann.“ Seiner ganzen Wirksamkeit lag der Glaube zugrunde, das Volk könne aus sich heraus handeln und Neues schaffen, wenn man erst die in ihm schlummernden Energien frei gemacht, wenn man die Starrheit des Volkskörpers durch innere Beseelung gesprengt hat. Kerenskis ungeheure Popularität und seine Erfolge liegen darin begründet, daß er das Volk mitzureißen verstand, ihm eine neue Bedeutung gab als selbsthandelnde Kraft und selbst als Exponent dieses Volkswillens aus der Energie der Massen heraus diesen Willen dann ausführte. Was Napoleon von sich sagte, hat auch in gewissem untergeordneten Sinne Geltung für Kerenski: „Bei allen meinen Maßnahmen waren es immer der Geist und das Wollen von Massen, mit denen ich gearbeitet habe,“ nur daß Napoleon mit dem Geiste des Volkes arbeitete, Kerenski sich von demselben sein Tun vorschreiben ließ und das Wollen

des Volkes als sinnvollen Willen auffaßte. Sein schließlicher Mißerfolg lag daher nicht nur in der allgemeinen Sachlage und den überpersönlichen Kräften des Zerfalls begründet, sondern in seiner Überschätzung des Volkes als handelnder Person. Er hatte es nicht mit dem Volke zu tun, auch nicht mehr mit der Masse, wie in den Märztagen und nicht nur mit den Resten des Heeres, wie während seiner Agitation für die Offensiven, sondern auch mit fertigen Organisationsformen und Parteien. Den korporativen Geist der einzelnen Parteien konnte er nicht beeinflussen und nicht vertreten. Ihm standen geschlossene Reihen gegenüber mit ganzen Systemen von Voreingenommenheiten, gebunden durch andere ihm fremde Direktiven, keine dieser Parteien war zu verschmelzen mit Gemeinschaftsideen. Die Eigenstrebigkeit herrschte vor. Allgemein war nur das demokratische Ziel, das politische Handeln aus dem Bewußtsein der Freiheit zu einem Gemeinschaftshandeln mit möglichst freier Eingliederung und möglichst weitgehender Mitbestimmung der Einzelnen zu gestalten. Das letztere überwog hierbei die Grundlinien, denn jede Partei dachte vor allem an ihre eigene Entwicklungs- und Bewegungsfreiheit zur Erlangung ihrer besonderen Ziele. Das Bestreben ging dahin, möglichst andere Andeutungen zurückzudrängen und auszuschalten. Man hatte sich zu einem Standpunkte der inneren Berechtigung der Zielgestaltungen noch nicht durchbringen können und wollte uniformistisch alles ausgleichen. Die politische Aufgabe verlangte die Bildung eines leistungsfähigen Handlungswillens auf dem Boden möglichststen Gemeinschaftswillens. Die Konzentrierung des Gemeinschaftswillens verlangte eine direkte Führungsübertragung, eine Macht hingabe, zu der sich vielleicht vertrauensvolle Volksmengen, aber nicht durch ihre Ideologien gebundene Parteien verstehen konnten. Hierzu kam noch, daß die allgemein demokratische Gesinnung die aus den Tatsachen resultierende Führungsübertragung nicht zuließ, denn die Demokratie ignoriert noch immer geistlich die Tatsache des Geführtwerdens der demokratischen Masse. Die Ideologie der französischen Revolution kennt als Ideal den Führer noch nicht, und die russische Demokratie, abhängig von jenem Vorbild und an ihm geschult, hält noch fest an der Fiktion des Gemeinschaftshandelns ohne Willenskonzentrierung in einigen Wenigen. Daher hat die bisherige revolutionäre Bewegung keine Schulung der Vertreter des Volkswillens schaffen können, und die Führungsauslese war keine organische, sondern eine sporadische. Kerenfski, der Volksführer des Augenblicks, hatte daher keine seinen Willen weiterleitenden Hilfskräfte. Er ganz allein mußte ohne Vermittelung und Zwischenglieder starre Parteileitungen oder ungefüge Parteimassen beeinflussen, durchbilden und von bloßen ideologischen Vorstellungen zur Initiative und Ausführung zwingen. Die sonstigen, im Vordergrund des politischen Lebens stehenden Persönlich-

teiten waren nicht einmal Repräsentanten bestimmter Gemeinschaften, sondern entweder praktische Arbeiter innerhalb des Organisationsgefüges oder Publizisten bestimmter ideologischer Schulen und Richtungen. Die Entwicklung der russischen sozialdemokratischen Parteien hatte bedeutsame Stadien eigentlicher politischer Arbeit überspringen müssen. Die stärkeren Begabungen hatten entweder auf jedes Handeln verzichtet oder Jahrzehnte lang im Auslande in zwecklosen internen Streitigkeiten und Programmformulierungen sich aufreiben müssen. Die Emigration hatte einen zersetzenden Einfluß. Das Leben in ihr beschränkte sich auf fruchtloses Theoretisieren. Persönliche Momente standen im Vordergrund, und die Unmöglichkeit politischer Betätigung ließ das Niveau der Emigranten sinken. Ohne innere Beziehung zu den Realitäten entstand eine Uferlosigkeit theoretischer Forderungen, die vielleicht recht absoluten und überstarken Anstrich hatten, beim ersten Hinaustrreten in die Wirklichkeit aber gänzlich versagen mußten.

In der Form, wie die russischen Parteien der Revolution existierten, waren sie zur eigentlichen Gestaltung des politischen Lebens unfähig. Es fehlte vor allem jede Spur von Verantwortlichkeitsgefühl, und nur da, wo das lebendige Gefühl der Masse durch die innere Getriebenheit eines Demagogen starken Ausdruck fand, konnten Ansätze neuer Formungen entstehen. Die Parteien selbst mußten sich erst in gegenseitigem Kampf aufreiben, ehe eine Klärung zu erwarten war. Der so lange zurückgehaltene Betätigungsdrang ging ins Maßlose über. Es zeigte sich, daß von einer Gesamtheit, von einer Wesensgleichheit nicht gesprochen werden konnte, und daß erst der Kampf aller gegen alle eintreten mußte. Kerensti fragte das Volk: „Seid ihr Vertreter der freien Demokratie, seid ihr ein sich selbst befreiendes Volk oder eine Bande aufrührerischer Sklaven?“, und Maxim Gorki konstatierte: „Das russische Volk neigt ursprünglich zur Anarchie. Es ist passiv, aber grausam; die vielgerühmte Güte seiner Seele ist Karamasowsche Sentimentalität und ist in erschreckendem Maße unempfänglich für Humanität und wahre Kultur.“

Es gelang Kerensti nicht, wie er es wollte und hoffte, aus seelischem Glauben und Wollen heraus den Willen des Volkes vom wilden Zerstörungstrieb in geordnete Kräfte zu bannen. Was er vorschlug, konnte nur eine Zwischenstufe sein, die nicht auszufüllen war mit nur geistigen Kräften und Absichten, und die unterhöhlt war durch die viel stärkeren Triebe der Zerstörung und Vernichtung. Seine vermittelnden ausgleichenden Bestrebungen setzten Erkenntnis der Lebensnotwendigkeiten und -möglichkeiten voraus. Und seine Vorstellungen reichten nicht aus, um von heute hinüberzugreifen in das Morgen. Deshalb wurde ihm und den Parteien, mit denen er gearbeitet hat, die Macht entrisen; denn alles

drängte dazu, absolutere Formulierungen seinen Relativitäten vorzuziehen. Am stärksten aber waren die mechanistischen Brüche und Sprünge der staatlichen Maschine. Die allgemeine Zerrüttung des gesamten öffentlichen Lebens ließ sich nicht aufhalten: das Rad blieb stehen, und es fehlten die Kräfte, es von neuem in Schwung zu setzen. Das russische Leben war schließlich noch gar nicht in dem Maße politisiert oder auch nur primitiv durchgeistigt, wie ein Kerenski dies vorauszusetzen schien. Die allgemeine vegetative Ermüdung, die Erschlaffung war stärker, wie alle Lebensinteressen, die die russischen politischen Theoretiker dem Volksganzen interpretierten. Die Massen wollten Frieden, nur den Frieden, den Frieden sofort und um jeden Preis.

Dieses Friedensbedürfnis benutzten die Bolschewiki, um sich über die praktischen Lebensinteressen hinwegzusetzen und mit ihren radikalen Absichten zu experimentieren. Die Experimente konnten so lange währen, wie die Art des Auftretens ganz den russischen Vorstellungen von brutaler Kraft entsprach und weil die Sehnsucht nach Land und Ungebundenheit in der Masse so stark war, daß jedes Versprechen, woher es auch kam, Gläubige finden mußte. Von je hat der Russe die Kraft als solche neidlos bewundert; Kraft war es auch gewesen und Brutalität, die den Zarismus so lang hat herrschen lassen. Der Macht beugt man sich willig, denn durch ihr Sein scheint sie bereits vernünftig. Passiv ertrug die russische Gesellschaft den Terror des Proletariats und schien zurückgeworfen in die alte Verbargie. Wieder war es so geworden, daß eine äußere Macht zur Untätigkeit zwang, während eine kleine Schicht von Doktrinären Rußland den Klassenkampf, den Kommunismus und andere wesensfremde Theorien aufzuzwingen versuchte.

Die Art und Weise, wie dann die Bolschewiki die Friedensfrage aufgriffen, entsprach einer allgemeinen russischen Anschauung. Schon Kerenski hatte in seinen pathetischen Reden die Bedeutung der Revolution für die ganze Menschheit hervorgehoben; die Taktik nun, die allgemeine revolutionäre Propaganda für wesentlicher hielt, wie den Frieden, und von der Anschauung ausging, die junge Republik hätte eine Mission den andern noch von Kapitalismus und Imperialismus unterdrückten Völkern gegenüber — entsprach dem Selbstgefühl der russischen Demokratie. Der Internationalismus, der jetzt gepredigt wurde, fußte auf dem Gefühl, nunmehr die reinste Lösung der sozialen Frage als Vorkämpfer begonnen zu haben. Er ist nichts anderes wie eine neue Variation des alten Kosmopolitismus typisch russischer Prägung: Kosmopolit sein heißt zuerst Russe gewesen sein. Dostojewski hatte schon immer mit Recht behauptet, die russischen Sozialisten seien im Grunde genau solche guten Russen, wie die auch äußerlich national gesinnten. Gerade, weil sie Russen seien,

seien sie radikal; denn alle sozialen und staatlichen Bindungen bedeuten für sie nur Hindernisse der Entfaltung der wahren, freien, urrussischen Art. Dostojewski ist wegen dieser Behauptungen heftig bekämpft worden. Doch hatte er nur zu sehr recht. In sehr viel periphererer, abgeleiteter Weise handeln heute die Russen in tragikomischer Selbsttäuschung. Wenn man die Propaganda der Lenin und Trozki liest, so ist allerdings der Inhalt jener Auffassung von der Menschheitsbedeutung des Russentums ein andrer geworden, erscheint ersetzt durch Programmpunkte des marxistischen Zukunftsstaates, die Geste aber ist die alte geblieben. „Wir haben kosmopolitische Überzeugungen, haben uns als unser Ziel die Allmenschheit gesetzt und uns über unser Volk selbst hinausgehoben,“ sagte der alte Dichter. Die Russen fassen ihre Revolution ganz so auf, wie Dostojewski die russische Mission aufgefaßt haben wollte. „Jedes große Volk glaubt und muß glauben, daß in ihm und nur in ihm allein die Rettung der Welt liegt, daß es bloß lebt, um an die Spitze aller Völker zu treten, um sie zum endgültigen ihnen allen vorbestimmten Ziele zu führen . . .“ Aber wie erschüttert wäre Dostojewski, wenn er die russische Gegenwart erleben müßte! Aus der Prädestination in ihrem Ideale ist brutale Gewaltherrschaft einer Minderheit von Theoretikern geworden, die noch immer den alten Bakuninschen Glauben haben, daß bloßes Zerstören und hartnäckiges Regieren positive Werte in sich berge.

Der fanatische Glauben an die Unfehlbarkeit des revolutionären Tuns gefällt der russischen Gesellschaft und schafft den Bolschewikis die Anerkennung der Massen. Der Krieg hat alle Begriffe so sehr verschoben und gültige Werte von gestern erblaffen lassen, daß in der Hinwegsetzung der Russen über ihr Kriegsschicksal und in ihrem Idealismus der revolutionären Völkerbefreiung dennoch ein Wert liegt, der nicht verkannt werden sollte. Zu lange hat die Weltpolitik als eine Art abstrakten Selbstzweckes über den Völkern gelegen.

5

Ganz Rußland drängte zum Frieden. Der ursprüngliche Sinn des Krieges war überlebt. Das Rußland, das ihn gewollt und verstanden hat, war durch ein anderes ersetzt worden. Alle Ziele des Krieges waren entwertet, und die Ursachen, die zu seiner Fortführung hätten drängen können, hintangesezt. Politisch, wirtschaftlich, aber vor allem geistig war der Krieg sinnlos, schädlich und verderblich geworden. Das ganze staatliche Leben, noch eben vom Kriege bedingt, durch ihn restlos abhängig, hatte sich verschoben und bewegte sich nun in einer neuen Fläche, die zum Kriege keine innerlichen Bindungen mehr hatte. Die bisherigen Begriffe waren losgelöst von den Tatsachen, den Erlebnissen des Volkes und sogar

den Bedürfnissen des Staates. Das nationale Ideal erschien in anderer Gestalt und jedenfalls nicht mehr mit imperialistischen, allslawischen oder panrussischen Ideen verbunden. Andere Lösungen schienen denkbar, und waren sie auch noch nicht erkannt, so war ihre Existenz doch schon empfunden. Im äußeren, begrifflichen und realen Tatsachenleben standen die alten Kulissen noch da, die lebendigen Darsteller waren aber schon von der Szene verschwunden. Was sofort begreiflich war, war die Erstarrung der abgeleiteten Begriffe. Der Staat als Abstraktum konnte nicht mehr gelten; das Gerede von des Staates Bedürfnissen, seiner Ehre und Würde schien hohl geworden. Lebendig wurden nur noch Einzelinteressen und Volksinteressen (als Gemeinschaftsinteressen empfunden), die gebieterisch natürlichen und direkten Ausdruck verlangten. Ihr Streben war weniger abgeleitet, war durchpulst von konkretem Erlebnis. Wenn auch positive Ziele noch nicht klar wurden, so war doch das negative aller bisherigen abgelebten Begriffe evident genug. Verschiedene Einzelkräfte hatten gemeinsam als Volk gehandelt und zwar nicht im nationalen Sinn, sondern als solidarische Gemeinschaft. Das Volk wollte nun seinen Staat ausbauen, richtiger: ihn erst ermöglichen. Hierzu mußte jede sinnwidrige Verbindung und Verflechtung mit dem Vergangenen gelöst werden; man mußte also aus dem Krieg herauskommen; denn was sich als Aufgabe aufdrängte, war lebendiger und wesentlicher als Machtinteressen, Prestigefragen, Einstellung innerhalb der anderen Mächtegruppen oder dergleichen. Unklar dämmerte ein Begriff davon auf, daß Volk mehr ist, wie Staat, und sich seine eigene äußere Gestaltung neu erst zu schaffen hat. Man fing an zu erkennen, daß das Volk noch nie adäquaten Ausdruck seiner Gemeinschaft gefunden hat. Der Staat hatte den Geboten der Religion zu entsprechen versucht, dann den Interessen seiner Oberschicht und der monarchischen Idee, schließlich wollte er die nationale Idee verkörpern und nationale Machtmittel schaffen, jetzt soll er den Interessen der bisher untergeordneten Klassen restlos genügen und die Macht des Proletariats sicher stellen —, um schließlich aber doch zum Staate der Gemeinschaft solidarisch verbundener Menschen zu werden. Erst dann wird die Synthese von Individuum und Gemeinschaft ohne Versteinerung der Abstraktionsbegriffe möglich sein. Die Allgemeinheit fühlt ungewiß die neuen Möglichkeiten und wendet sich kritisch von den bloßen Übergangsstadien ab, absolutere Lösungen suchend. Wohl fühlt man die Abhängigkeit von der Wirtschaftsstruktur, deren Entwicklung zu einer immer weitergehenden Unterordnung des geistigen Lebens, der geistigen Bedürfnisse unter ökonomische Gesetze führt. Organisatorisches Zusammenfassen, Gliedern und Durchbilden wird zum Selbstzweck. An Stelle ungezählter Vielfältigkeiten der Lebensprobleme treten einige wenige, die in immer

schärferer Gegensätzlichkeit zueinander stehen. Die Mechanisierung alles Lebendigen scheint die dominierende Entwicklungsform zu sein. Doch ist dies nur äußerlich und nicht entscheidend; denn die Reaktionserrscheinungen, die sich langsam anzudeuten beginnen, sind die eigentlichen Hinweise aufs Kommende. Die Befreiung der geistigen Kräfte aus der ökonomischen und politischen Umklammerung fängt an zum Wunschbild zu werden. Wo aber in Volk und Masse schon Ahnung des Kommenden ist und das eigentliche Lebendige unterdrückt wird, da stößt dieses doch einmal hervor und schafft sich Kräfte und Geltung. Der Weltkrieg läßt alte Entwicklungsreihen sich überstürzend zu Ende kommen. Die Kontinuität ist unterbrochen; wenig nur leitet hinüber, und dazwischen liegen noch unausgefüllte Abgründe und chaotisches Widerstreben ungeläuterter Triebe. Das Beharrungsvermögen noch nicht ganz entleerter Begriffe ist so stark, daß vielleicht noch auf lange hinaus sich Konstruktionen ergeben werden, die dem eigentlich Lebengestaltenden die Wege verbauen. Je weniger unterhöhlt die Fundamente, um so gewaltsamer wird der Geist des Kommenden an ihnen rütteln müssen. Die Plötzlichkeit des russischen staatlichen Zusammenbruchs und die Kurzlebigkeit der Übergangsstadien beweisen nichts anderes, als daß die russischen Gegebenheiten ganz besonders ungeistig, volksfremd und blutlos waren. Vielleicht ist es die Sendung des russischen Volkes, durch seine Erlebnisse den übrigen Völkern die Überlebtheit der staatlichen und der Wirtschaftsformen zu zeigen. Nicht das dritte Rom, wie die alten Moskowiter glaubten, soll der russische Imperialismus gestalten, nicht abend- und morgenländische Kultur durch die byzantinische Orthodoxie verbinden, wie die Slawophilen träumten, sondern die weitere Entwicklung des Völkerlebens zurückzuführen von überlebten Begriffen und der Herrschaft mechanistischer Gesetze zu natürlichen, lebendigeren und unmittelbareren Ausdrucksformen könnte die russische Aufgabe sein.

Fraglich erscheint, ob Rußland diesen Ausdruck findet. Sollte die russische Revolution, wie man fast glauben möchte, keine neue Gestalt für die dunkeln Ahnungen des Volkes finden können, so hat sie doch eins getan, was bleibenden Wert hat und ein Befreiungswert an sich ist: sie hat der Welt das Beispiel einer Erhebung über die reine Tatsachenwelt, einer Loslösung von der Tyrannei überlebter Abstraktionen und von vererblichen Forderungen bisher unantastbarer Begriffe gegeben.

Erlebnisse eines Internierten

von Hermann von Boetticher

3. Schweiz

I

Das gesegnete Land empfängt unsern Zug in schweizsamer Nacht, aber unsere Gefühle bevölkern die dunkle Luft, daß sie im Wechselstrom uns gleiche Empfindungen entgegenhaucht.

Wir haben die Fenster der Wagen geöffnet: Die vorbeihuschende Natur steht voll tiefer Beziehungen da, greift mit dem Schatten eines Baumes, Berges oder Wassersturzes in unser Herz hinein, teilt sich uns mit und spricht.

Wir atmen mit Wonne die Gefühlshauche der Tausende ein, die die Luft dieses Land gefüllt, und breiten, von dem Atem ungezählter Tausende, die noch folgen werden, gedrängt, die Brust dem neuen Leben aus.

Genß tauscht herauf.

Lichter sind da und ganze Wogen von Menschen.

Der erste Willkommengruß erbraust.

Frauen in hellem, einfachen Kleid, die Dienerinnen des Roten Kreuzes, steigen zu uns herein und bringen in dicken Tassen herrliche Suppe.

Dann sind junge Mädchen auf dem Bahnsteig mit lächelnden Gesichtern, Blumen hineinreichend und kleine Geschenke.

Die greise Großherzogin von Mecklenburg geht mit zwei Herren Begleitung unerkannt von Wagen zu Wagen und fragt nach ihren Mecklenburger Kindern. Ihre Frage ist im Klang so einfach und warm, daß die Großherzogin von ihr abfällt und eine rein mütterliche Beziehung an ihre Stelle tritt.

Eine junge Dame steht, sehr schlank, sehr zart und brünett auf dem Perron. Sie tritt in unsere Wagen herein und verteilt, mit Augen, aus denen Schalkhaftigkeit lächelnd durch Gemütsstiefe blickt, dunkle Beilchen und kleine weiße Seidenbeutel mit Pfefferminz gefüllt und dem roten Kreuz geschmückt.

Ihr junges, schwebendes Leben ist voller zarten Dufts und sieht von unsern abenteuerlich beschmußten Gefangenengesichtern und Zivilgestalten berauschend ab.

Als sie auch mir ihre Gaben in die Hände legt, klingt irgendein Zusammenhang in mir an. Ich frage die Fremde, ob sie nicht vor einigen Jahren als Schulmädchen ein Aufsatzthema „Was zieht uns in die Berge?“ mit einem leeren Hest beantwortet habe, über dessen Seiten quer und deutlich geschrieben sei „die Drahtseilbahn,“ „die Drahtseilbahn,“

„die Drahtseilbahn,“ und erhalte die erstaunte Bestätigung: sie habe das getan.

Auf ihre Fragen, woher ich sie kenne, kann ich aber nur antworten, was mir selber im Zusammenhang der Natur ein wenig versteckt erscheint: daß nämlich einige Jahre vor dem Kriege ein junger Basler bei meiner Mutter wohnte, den ich zwar ebenso wenig wie sie im Wilde oder in der Wirklichkeit gesehen, der aber von einer jungen Schwester diese Geschichte nebst einigen anderen erzählte.

Etwas rätselvoll steht noch einen Augenblick die zarte Erscheinung vor mir im dunstigen Wagen, als ich aber dann ihren Namen genannt und auf Verlangen den meinen, zerflattert der Duft des Geheimnisvollen in der Natur für sie, — ich neige mich über die Mädchenhand von Gräulein so und so, und sie grüßt, eine richtige Dame, zurückgerissen aus der Tiefe des Seins in den festen Rahmen von Familie und Gesellschaft, leicht, lieblich noch, aber schon gemessen den letzten Wink vom Bahnsteig zurück.

Der Zug löst sich aus den bunten licht-, leben- und gestaltungsgesüllten Wolken der Bahnhofshalle und braust weiter in die Nacht.

Eine gewisse Trunkenheit, Balladengeruch des äußeren Lebens, hat sich unserer Gemüter bemächtigt, wir lehnen uns weit aus den Fenstern hinaus oder durchwandern, Besuche machend, den ganzen Zug.

Ein blasser Fähnrich eines schlesischen Ulanenregiments liegt geschlechterbelastet in einer Ecke und dämmert hinter den Kulissen des Krieges in die neue, werdende Zeit.

Unbelastete deutsche Jugend dehnt sich neben ihm, vom Käppi befreit auf den Bänken aus. Die Knöpfe der Uniformen sind einzelnen von der atmenden Brust gesprengt, andere kämpfen noch taumelig gegen letzte Dumpsheit an. Der Rektor Mickisch sitzt in seiner Ecke mit großem Bart und lächelt, eine Wiederholung von 1813 und 70, still und gütig vor sich hin.

Der Marburger Student und freiwillige Jäger Kliche hat auf sein spitzes bleiches Gesicht Rosen gepflanzt, und zwischen ihnen hindurch schimmern ganze Beete von Laune, Wiß, Mutwillen und Erhöhung.

Wir halten in Bern.

Es ist Mitternacht.

Auf dem Geleise uns gegenüber donnert heran ein Zug von Statisten aus dem Zentrum der kriegerischen Welt.

Es sind Franzosen, von Deutschland ausgetauscht. Wir neigen uns gegenseitig aus den Fenstern zueinander hinaus.

Wortgeflügel flattert hin und her.

„Wie habt ihr's gehabt?“

„So lala! — Wie ihr?“

„Auch so — es ging!“

Ein mystischer Zug letzter Zusammengehörigkeit liegt in der Luft.

Weitab von hier donnert der Lärm der Schlacht.

Auge in Auge liegt, suchend im Antlitz des andern, Frankreich und Deutschland sich gegenüber.

Schweizerische Offiziere stehen verbindend auf dem Zwischenperron. Oberst Bohnys mildes menschliches Gesicht geht neben dem militärischen des Oberst Hauser auf und ab.

Der Bahnhof von Bern ist schwarz in der Mitternacht.

Gegen Morgen sind wir in Zürich. Langsam werden wir alle müde und blaß.

Ein Empfang mit Imbiß in der Bahnhofshalle und freundlichen Menschen schminkt uns notdürftig auf.

Aber voller Befriedigung steigen wir schließlich wieder in den Zug, um unseren Bestimmungsort zu erreichen.

Waggonweise werden wir auf den Stationen getrennt.

Die Magenkranken kommen in die Mittelschweiz und an den Vierwaldstätter See. Andere nach Wassen und Ragaz, dritte nach St. Gallen und Appenzell. Die Lungenkranken nach Arosa und Davos, Herzleidende und Asthmatiker nach Chur und weiter herauf nach Iphusis, Disentis und Vergun.

Es ist ein sonniger Tag.

Als wir in Chur aussteigen, tun wir es mit Augen von Kindern, die vor einer Beschönerung stehen.

Man empfängt uns wie im Heimatland.

Der Platzkommandant, der uns entgegentritt, ist ein Mann ohne Wesen und Reiz. Groß, unbeholfsam und plump. Den Offizieren gegenüber versucht er höflich zu sein, den Mannschaften und Zivilisten aber gegenüber zeigt er ohne Deckmantel sein dumpfes Herz. Die beiden andern Ärzte, die uns in Hauptmannsuniform empfangen, sind in ihren Naturen wesentlichler, sie werden im Wechselstrom der Gefühle dafür von den Internierten geschätzt und geliebt.

In zwei Haufen werden wir geteilt. Der größere, nur Soldaten, kommt ins Madalin.

Der kleinere, wir Zivilisten mit wenigen Soldaten gemischt, kommt in die Pension „Klein Waldeck“, 150 Meter hoch über Chur.

2

Der Inhaber der Pension ist Vater Hegener, ein kleiner dunkelhaariger Mann mit blühenden braunen Augen, roten Backen und einem Gespann, auf das er unsere Koffer lädt.

Sein Schwiegersohn ist der Ratsherr Schütter, der mit Weib und Kind bei ihm wohnt, und uns nun ernst und gemessen in der heißen weißen Mittagssonne die steilen Wege und Gassen hinanführt.

Der umfangreiche Dr. Kr. von C. C. M. und Nr. 17 auf ile-longue ist wieder dabei, — er muß mehrfach anhalten und stille stehn, um seinen mächtigen Organismus mit Sauerstoff zu versorgen.

Jetzt lehnt er gerade sich an die Seitenmauer der engen Gasse an, Ziegenköpfe und Kindergesichter blicken neugierig aus Gärten und Gebüsch, dicke heiße Perlen aber tropfen von seinem blaurotorangefarbenen Gesicht; leicht und frohlockend hängt um ihn ein blühender Fliederbusch, und aus dem sonnenheißen Tale blinkt ein silbernes Band, der Rhein.

Dann sind wir da.

In Wiesen und Tannen versteckt ein einfaches Schweizerhaus, ein zweites ist weiß daneben gebaut; Obstgärten ziehen sich unter ihnen zum Tale hin.

Mutter Hegener empfängt uns, mager und spitz wie ein Geier, aber mit klugem und energischem, witzigem und widerspruchsvollem Hausfrauen-gesicht. Neben ihr steht eine stille Matrone mit glatt gescheiteltem schwarzem Haar, Fräulein Platt, dann eine junge schlanke, ganz blonde Frau mit zwei hellköpfigen Buben, die „Frau Ratsherr“ mit ihren Kindern, und dann die weißhaarige Köchin mit einem verwitterten Steingeficht: Karline.

Wir übernehmen die Zimmer. In jeden Raum zwei: In einen dunklen, arvengetäfelten, mit richtigen Waschtischen, Betten, Stühlen, Schränken und Tisch ausgestattet, ziehen Dr. Kr. aus Meissen und ich.

Eine Stunde später bin ich im Wald. Im Wald!

Ich habe mich vergewissert, daß niemand im Umkreise ist, werfe alle Kleider ab bis auf die Schuhe, und durchtauche die Moose, sonnegefüllten Büsche, Unterholze, Fichten, Buchen und Eichen in die Reihe aller Dimensionen hin. Käfer, Spinnen und kleinste Tiere sind mir in Haar und Händen, ein Eichhörnchen flüchtet erschreckt in höchste Wipfel und schimpft, Finken und Meisen pfeifen leise auf und sehen mit großen Augen auf das unbekannte weiße Tier im Gebüsch. Große glänzende Fliegen sitzen auf breiten Buchenblättern in der Sonne und wechseln ab und zu ihren Platz mit Gebrumm.

Es ist ganz still, warm vom hohen Mittag, wenige Vogellaute durchfliegen die Luft.

Die Sonne hat überall goldene Flecke auf dem Waldboden verstreut und den Kräutern, Baumrinden, Tannennadeln und Gebüsch rauchenden Duft entzogen, der mit leichtem Gedämpf durch das feuchte Halbdunkel zieht.

Im Schatten unter dichten Zweigen liegt in Bodenvertiefungen noch

Schnee, von dem ein kühler Zug pirschend durch die Nadeln und Blätter nach oben steigt und sich mit dem Sonnendunste vermischt.

Ich bin an dem herabgewachsenen Aste einer jungen Eiche hochgeturnt, sitze weiß und braun in grünen, noch nicht ganz geöffneten Blättern und blicke über einen schwellenden Teppich von dunklen und hellen Wipfeln hin.

In ihn hineingesunken liegen wie Teiche Wiesen von mattem bläulich-bräunlichen Glanz.

Dicht vor mir nach Osten endet der regelmäßige Wald, angeprallt an eine zackige Felsenwand von rötlichem Gestein. Ihre Spitzen deuten fest, klar und leuchtend in den wolkenlosen blauen Himmel.

Ich klettere herab.

Ameisen haben meinen Leib bevölkert. Es sind große schwarze mit langen feinen Flügeln unter ihnen und kugelrunden, hervorstehenden Augen; sie werden unermüdlich angegriffen von dunkelbraunen, die kleiner sind als sie selbst. Eine dritte Art ist mausgrau und winzig, eine vierte rötlich und ebenfalls klein; wenn letztere spritzen, brennt, wie von Brennessel berührt, die Haut.

Als ich nach einer Stunde zurück in meine Kleider schlüpfte, ist mein helles Fell bunt und gescheckt wie eine Pantherhaut, — rote Risse und Schründe laufen in allen Richtungen über es hin, und es prickelt und prasselt wie von der Sonne verbrannt.

Zurück im menschengesüllten Haus, kommt Schwere in mich zurück.

Damen und Mädchen in Weiß sind da aus der Stadt, bringen Liebesgaben in kleinen Körben, lächeln, sind rot und schwitzen unter entgleitenden Worten, und, ehe das Bewußtsein das Gefühl von neuem über die Maskerade des äußeren Lebens belehren kann, schiebt aufwachende Fremdheit eine Lüre vor den vermittelnden Blick.

Der neuraasthenische Tanz des modernen Menschentumes beginnt zum zweitenmal.

3

Ich liege in der Nacht und schlafe. Leicht, leicht.

Die Tannenwipfel rauschen durchs Fenster, Eichhörnchen knacken an den Zäken, der Dr. Kr. ringt mit dem Atem und schnarcht.

Der Föhnwind sitzt zwischen Wolken und Erdenrand und wühlt mit kühlwarmen Händen im irdischen Gesicht. Als er meine Brust berührt, steh ich auf und steige durchs Fenster in die Nacht.

Der Wald, der Berg, das Tal, die schnellen hellen Wolken und die Sterne hinter ihnen, weit, weit und leise blinkend, sind bei mir. Leben, Leben, Leben!

Was werde ich tun?

In Ställe, Dächer und Menschen einbrechen wie ein Tier, vom Instinkt durchs Dunkel gejagt?

Ober, weniger unmittelbar, aus Instinkten mit Geist und Willen eiserne Keile schmieden und sie dem lieben Nächsten legen in die warme Brust?

Die Menschheit noch einmal denken?

Die Form des Lebens von neuem leben, statt seines Inhalts?

Weiter schreiben, leiden, lügen?

Der Jöhn braust, faucht, greift mir mit Händen ins Haar und lacht.
So tief, so tief. Zweige umhüllen mein Gesicht.

Ich schlafe, esse und trinke und steige durch die Wälder hin.

Lesen, Bücher nur in die Hände nehmen kann ich nicht.

Stimmen sind von allen Seiten da und vergiften die Luft.

„Das größere Deutschland.“

„Mitteleuropa.“

„Why Great Britain fyghts.“

„La France, champion de la liberté.“

Wie hochtönend sie alle sind.

Fort!

Darum handelt es sich nicht.

„Also um dich?“

„Ich weiß es nicht.“

„Egoist! Also um dich!“

„Wie um dich!“

„Phrase! Wir entlarven dich!“

Aber oben, wo die Wälder aufhören, der Himmel frei und näher ist und alles klar und weit, werden die Stimmen still.

Einmal ist ein Mann da, mager, höhläugig, klein. Er geht mit tiefen Atemzügen, aber schwachen Knien über die Rücken der Berge hin.

Sein schwerer eisenbeschlagener Stiefel steht zwischen blauen Enzianen und weißen Anemonen still, sein suchendes Auge taucht in den Kranz der weißen Häupter hinein, die Sonne liegt auf dem blassen Gesicht, — jetzt geh ich langsam an ihm vorbei. Er spricht: „Verkaufe alles, was du hast, und folge mir nach.“

Aber ich kann noch nicht. Einmal sprach auf einem Friedhof eine Gestalt so zu mir; sie ging zwischen den Gräbern hin, und ihr Fuß berührte das Laub der alten Efeuranen ohne vernehmbaren Laut, — als ich aber nach ihr greifen wollte, war es nur ein schattenhafter Mensch gemischt aus Mitleiden und einem armseligen Kleid. Ein zweites Mal sprach diese Worte zu mir eine Gestalt, die schwebte im matten Glanz über dem

stillen Teich im Central Park von New York, — als ich aber nach ihr griff, war es nur meine eigene Einsamkeit. Jetzt zum drittenmal winkt und spricht diese Gestalt. Wer bist du? Ich kann noch nicht!

Und ich sehe an ihrem inneren Glanze zum drittenmal vorbei und stolpere über die Zufälligkeit ihrer äußeren Gestalt:

Es ist nur ein armer, vom Geseß der Kräfte zerschmetterter Soldat.

Bei wolfigem Himmelsgesicht und Nebel bin ich in der Nacht fortgestapft.

Die Sicherheit meiner Existenz in der stillen Schweizer Pension mit blonden Kinderköpfen und in der Sonne liegen, während draußen der Krieg die Leiber frisst und die Seelen verwüstet, nimmt mir den Atem.

Ich schwinde an dem unsichtbaren Bande meiner halben Gefangenschaft gefährlich hin und her; ich laufe herab und steige hoch, losgelassen und wieder fest umspannt. (Drahtzaun und Bajonette schlossen sichtbarer ein.)

Geduld!

Das Tal der Plessur ist wild, Lawinen haben die Wege teilweise verschüttet und von den Hängen die schützenden Wälle und tapferen Bäume gerissen.

Ich klettere herab und wieder herauf, durchquere die Straße Arosa-Passugg, komme in ein Dorf, Tschierschen. Holzhäuser und Stille, an grünem Abhang zwischen Himmel und Erde gehängt. Mädchen liegen in Fenstern und pußen Geschirre und Türen. Ich möchte zu ihnen hinein, in ihre Stuben hinzugehörig treten oder unsichtbar gleiten, teilzunehmen an ihrem einfachen Leben und Frieden.

Aber ich grüße nicht einmal hin. Es ist neun Uhr.

Nach abermals drei Stunden Steigen durch Wald und Wasserstürze bin ich im Alpengebiet. Vor mir ragt, vornübergeneigt wie ein Haupt, der Gurgalerfisch. Er ist noch voll Schnee und Eis, polternd wie Schüsse, mit Echo aus der Tiefe zurück, rollen und fallen unaufhörlich Schneemassen an seiner nördlichen Wand herab.

Unter den Zweigen einer letzten, mit greisen Bärten behangenen Tanne, lieg ich. Es ist Mittag.

Die Sonne kommt für Minuten durch die Wolken hindurch und zaubert Frieden und Wärme um mich hin.

Von den schneeschweren Zweigen fallen glänzende Tropfen.

Der Wind sitzt nur in den Wipfeln; unten am Stamme ist es still.

Ich höre das Riefeln der Wasser unter dem Schnee, die zu Tale laufen, und suche mit den Augen die warmen Flecke, die mattgrüne Almengräser oder dunkle Alpenrosensträucher sind.

Friedlicher denke ich über meine Unruhe und die aller Menschen nach.

Wir sind nicht bescheiden genug.

Wir setzen uns zu sehr in die Mitte des Weltalls und machen zuviel
Lärm um nichts.

Unsere Granaten, Haubizen und Kriege sind nichts als das verirrte
Spielen von Kindern mit bunten Farben, knallenden und blühenden
Dingen.

Wie die Sonne gütig ist!

Jetzt wärmt sie meinen Leib und die Spitzen der Alpensträucher und
die korkige Rinde der Bäume.

Wie alt diese Bäume sind!

Nur wenige stehen noch hier, — aber sie haben alle die Weisheit von
vielen Sommern hinter sich.

Die graugrünen, silbernen Flechten und Bärte hängen von ihren er-
habenen Wipfeln leise wehend herab; sie stehen still, lassen den Schnabel
des grauen Spechts wie die Stunden der Zeit an sich pochen und breiten
ihre Arme der Sonne wie dem Tode hin.

Unter mir rauscht leise der Wald. Ein Wind ist gekommen, ein großer
Arm von Wolken, die Sonne ist fort.

Unruhe und unfassbare Schwere kommt in mich zurück, — ich stehe
auf und stapfe in tiefem Schnee den letzten Gipfel hinan.

Der Wind wird stärker mit jedem Schlag von Herz.

Die Wand ist hier steil, bis an die Hüften steck' ich im Schnee, ich
kann jeden Augenblick gleiten, und die Arbeit ist ohne alpinistischen Sinn,
aber sie entlastet mit ihrer Anspannung von Kraft und Willen mein
Gemüt und tut meinem Körper wohl.

Wie ich den Grat erreiche, reißt mir der Wind den Kopf ins Genick
zurück. Es braust und saucht.

Schnee wirbelt mir ins Gesicht, in dicken eisigen Wolken stecken Berg-
gipfel und ich. Die Welt geht mir unter in dichtem undurchsichtigen
Weiß. Einsamkeit ist da und wächst grenzenlos. Ich muß zurück.

Ich suche nach einem Abstieg, der weniger steil als der Aufstieg ist.

Instinktive Obhut behütet mich.

In ihren Mantel gehüllt, gleite und taste ich, durch Schneewirbel,
Wolken und pfeifenden Sturm herab. Lawinengeschichten umgeistern mich,
aber eine Stunde später komm' ich auf sicherem Sattel an.

Um vier Uhr bin ich schon wieder in der 2000 Meter-Schicht, das
Ehurer Joch im Gesicht. Kein Schnee ist hier mehr, auf bräunliches
Grün regnet es leise.

Die Täler Graubündens ziehen schwer, schwarz-grün und dunkel in
der Tiefe hin.

Weit unten liegt Chur. Passug schimmert dichter mit roten Dächern.

Der Rhein blinkt bleifarben aus fallender Dämmerung.

Um neun Uhr bin ich in der Pension zurück.

In länglicher Stube sitzt bei dunstigem Licht die Familie Hegener und Schütter um einen Tisch.

Ihre Gesichter tasten durch den Nebel in mein Gesicht, fernenberauscht taste ich mich in die ihren zurück.

Einige Interniertenköpfe sind zwischen ihnen drin.

Ein Grammophon spielt einen Walzer aus Wien.

Die junge blonde Frau steht auf und sucht etwas zum Essen für mich.

Mutter Hegener tritt vor mich hin und fragt besorgt, wo ich gewesen bin.

Ihr kleines Gesicht ist straff, ihre Stirn von Falten voll, die dunklen Haare sind in der Mitte gescheitelt, liegen an und machen den Kopf noch schmaler als er schon ist.

Ich sehe an ihr vorbei nach dem dichten blonden Haarnoten im Nacken ihrer zurückkommenden Tochter.

Die blauen Augen der jungen Frau werden durch den Rauch hindurch interessiert und groß, das Gesicht blaß und klein. Ihr Mann, der Rathsherr Schütter, sitzt dunkel und brünett in einer Sofaecke, hat eine Priso, schwarz und blau qualmend, im Mund und plaudert ernst und langsam mit Dr. Kr. über Herrn von Bethmanns Politik.

Ab und zu blickt er prüfend zu mir und seinem Weibe hin.

Der Rauch der Zigarren und Pfeifen wird stärker und zieht grauweiß durch die Zimmerluft. Die holzgetäfelten Wände sind ferngerückt, der Schweizerstutzen blinkt mir noch mit seinem Lauf von der Wand.

Im Vordergrund spielt Vater Hegener mit dem kleinen alten Bandstreicher und Zauberer Hauke, den man in Belgien singt, und einem graubärtigen stillen Kaufmann aus Marokko Jas.

Bald sind seine weißen Hemdärmel und feuerroten Wädeten das einzige, was durch den Rauch noch zu erkennen ist.]

Pfingstsonntag ist.

Durch Kieferwälder und die Stein-Moränen der Hochwanggruppe wie des Montalio bin ich gegangen, meine Knie sind so leicht und spüren mich nicht.]

Die Vögel sind geschäftig in den Wipfeln und auf dem Grund, die Sonne bringt noch nicht zu den unteren Stämmen durch.

Der Waldboden ist weich und feucht, mit Felsblöcken geheimnisvoll bevölkert und mit dichtem hellgrünen Moose bedeckt.

Wie er sich lichtet und weit wird, habe ich die Sonne im Gesicht.

Buntes Läuten, tief, dunkel und hell, zieht durch den Morgen hin.

Zwischen den glänzenden Stämmen geht ein Hirtenjunge und steht still.

Aberall grasen, zur Erde gebückt, Rinder, große, sanfte Tiere, auf deren Rücken die Sonne liegt.

Als ich eine Wiese betrete, liegt das Rheintal schimmernd vor mir.

Von den Abhängen der Calandawand leuchten die Ruinen Lichtenstein und Salis und aus dem kleinen weißen Dorfe Halbenstein das gleichnamige noch bewohnte Schloß.

In der Ferne nach Norden schließt der steile Felsnis und die weiße Scesaplana das Tal ab, — Österreich kämpft dort, blutet und schluchzt.

Unmittelbar aber berührt mein Fuß das friedliche Dorfgebiet von Trimmis.

Winkelig zieht es sich in die tiefe Waldschlucht hinein.

Die Häuser sind alle so weiß, die Kirchtürme zierlich, leuchtend und spitz, — bis an die Giebel alles von Kirsch- und Apfelbäumen umblüht und umhüllt.

Oberhalb seiner letzten Ausläufer ist ein Eichenhain. Aus Buchenwipfeln blickt auf ihn herab die uralte Ruine Ruchenburg. Unterhalb ihr gehe ich durch den Hain und höre mich nicht. Grüne Bergwände schließen von drei Seiten ab, rieselndes Gewässer feuchtet den Boden dunkelgrün, und mitten in ihn hinein schwellt eine Wiese von hohem, margaritendurchblühten Gras. Obstbäume stehen bunt zwischen Nußbäumen, große Schmetterlinge taumeln auf und ab, Sonne breitet einen zitternden Schimmer über der Stille aus, und in dem feinen Dunst klingt gläsernes Dienengegumm. Auf schmalem Pfad geh ich voran, eine Senkung wölbt die Wiese hinab, aus der Vertiefung blinkt ein rotes Dach über zerfallenem Haus; leichter blauer Rauch zieht aus seinem Firsche heraus.

Es endet der kleine Weg, und ich poche an das fensterlose Häuschen an.

Von innen antwortet angstvoll ein gurgelnder Laut, ein Riegel schiebt sich an der Türe zurück, ich trete ein: im rauchgefüllten Raum steht eine von Alter und Einsamkeit zerstörte Gestalt.

Es ist ein zusammengeschrumpftes grauhaariges Weib, Aberglauben und Schreck stehen mit hundert Falten und Runzeln in ihrem gelben Gesicht. Sie spricht, bekreuzt sich und betet laut. Es ist trotz der geöffneten Türe noch dunkle Dämmerung im Haus. Auf dem offenen Herde brennt ein Holzfeuer, über dem ein Kessel an einer Kette hängt; Suppe brodelt darin. Der bläuliche Rauch vom Feuer vermischt sich mit dem helleren vom Suppentraut, wälzt auf und ab und sucht nun in vollen Wolken den Weg zur Tür heraus. Ich stoße sie weit auf und trete in die Sonne zurück.

Das Weib findet die Sprache wieder und zeigt mir den Weg zur

Alp. Während sie ein paar Schritte mit mir geht, betet sie weiter, dreht sich um und stammelt mir ins Gesicht: heute sei Pfingsttag, da können keine Geister ins Haus.

„Aber ich bin doch kein Geist?“

„Sie haben keinen Hut, Herr, keinen Hut!“

„Ich brauche keinen, Frau.“

„Aber Ihre Brust ist so rot!“

„Das macht die Sonne, Frau.“

„Und Blumen sind in Ihrem Hemd!“

„Von Ihrer Wiese, Frau.“

„Maria!“

Sie schreit auf.

Im Trippelschritt läuft sie zum Hause zurück, lautsprechend und betend, ein dunkler Schatten im huschenden Wiesenlicht; die Gräser hinter ihr neigen sich zu den Margariten hin und zittern im Sonnenflimmer eine Weile noch hin und her.

Ich steige heran. Unentwegt, stundenlang.

Die Sonne hüllt meinen Körper ein, mein Auge verliert sich in Bäumen, Abhängen, Tälern, dem Himmel hindurch, Schneegewässern und immer erneutem Grün.

Gegen Mittag trete ich aus den letzten Bäumen heraus: eine Mattenlandschaft von blauen Enzianen, weißen Krokussen und Anemonen liegt lautlos im Arter da.

Die Alpentrokusse haben einen unbeschreiblich feinen und lieblichen Geruch. Ich tauche in eine Handvoll ihrer lila und weißen Blüten mein Gesicht, und weiße Wolken ziehen mit Sphärenklang durch meinen Sinn.

Ich knie in die gelben und weißen Anemonen hin; der feuchte Boden gurgelt Wasser herauf, und die Anemonen atmen ihren Duft von zartester Reinheit um meine Stirn.

Vor der winterzerzausten Laubhütte ist eine Holzstelle und ein Brunnen, aus dem unregelmäßig junges Almwasser springt.

Dort habe ich mir mein Mittagbrot gemacht und mich dann auf dem Schindeldach der Hütte, aller Lasten und Hüllen ledig, ausgestreckt.

Eine einzige Wolke ist in tiefem Blaue über mir.

Ich muß wie gebannt zu ihr sehn. Sehnsucht, wohin?

Die hohen Häupter stehen um mich so still, so still.

Bergpfingsten trägt mich aus der Zeit in die Ewigkeit.

Eine junge Österreicherin hat einen jungen Deutschen geliebt. Drei Wochen waren sie glücklich, dann kam der Krieg und der Tod.

Nun trägt sie ihre weiße Blüte in dunklem Trauerkelsche hin.

Ihr Gesicht ist mädchenhaft still, ihr Wesen wie im Traum von der Liebe berührt; ihre Augen sind Quell noch und glänzen; ihr Haar ist so licht, so licht, ihr Mund aber vom Kummer geneigt.

Blühen nicht nach jedem Winter Wiesen und Felder aufs neue?

Und der Mensch flieht nach einem hin?

Lächele, lächele, lächele.

Dem Leben Tränen?

Woju?

Tropfen im Fluß, Wolken am Himmel, segelt hin!

Wir sind nicht mehr als ihr.

Sieh, wir lächeln!

Vor unserm Lächeln schmilzt Trauer und Tod dahin.

Im Tannen- und Kiefernwald zwischen Montalia und Rhein weht einmal im Jahre ein herbsüßer Geruch.

Aus den Rüstungen des Waldes kommt er auf unsichtbaren Wolken gezogen, wenn die Sonne in der Mitte des Sommers auf dem hellgrünen Moose liegt.

In den Mittagsstunden aber, wenn die Tierwelt schweigt, der Mensch andächtig im Zimmer am Tisch das Mittagsbrot bricht und der Hühnerhabsicht geduckt auf dem Heuschuppen der Waldwiesen sitzt, wird der süße seltsame Geruch zu einer Wolke von berauschendem Duft.

Das ist die Zykame, die violett und hyazinthenfarben eine neben der anderen im Grafe steht und blüht.

Die weiße Menschenblüte im Trauerkleid steht mitten zwischen ihnen, bückt sich und pflückt und pflückt, und in ihr zartfarbenes Schmerzgefülltes Witwengesicht zieht in lächelnder Süße der Duft der Alpenveilchen ein.

Ebur hat eine wunderschöne alte Kathedrale, die aus längst vergangenen Jahrhunderten stammt.

Eines Sonntagmorgens sind wir in diese gegangen, sie und ich.

Ihre Haare sind so blond, ihre Augen so still und klar und ihr Gesicht so licht, — aber als wir aus der Sonne in den großen kühlen Raum eintreten, in dem der würdige Bischof spricht, wird ihr Antlitz von tiefster Andacht erfüllt.

Sie betet.

Ich werde lautlos und still.

Geschichte, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerrinnen vor diesem ewigen Gesichte in nichts.

Die Messe kommt und die heiligen, kindlichen Gebräuche.

Weihrauch füllt den Raum. Von den Wänden sehen die alten, verdunkelten Bilder.

Die Orgel stimmt an, und ein vielstimmiger Meßgesang erklingt.

Der Ratsherr Schütter und seine blonde Frau stehen an der Balustrade der Empore vornan, sie singen die beiden Soli im Lied. Das Gesicht der Frau ist so blaß und klein im großen steinernen Raum, aber der Gesang braust tief, klagend und leidenvoll auf. Dann löst sich ihre klare, silberne Stimme aus dem Klagen heraus und steigt zur weißen Höhe der Erlösung herauf, — die Stimme ihres Mannes fällt dunkel und zitternd ein, tiefere Stimmen wiederholen sie, hellere mischen sich zögernd, dann stärker darunter, immer lauter, bis — vereint — der ganze Chor, vom Leiden befreit, erbraust.

Die Frau Ratsherr Schütter hat heute wunderschön gesungen, — sagt der dunkle Churer Bürger zu seiner Frau, als er gemessen aus dem Portale tritt.

Und wir treten mit ihm hinaus.

In Gruppen stehen Frauen und Männer, Internierte, Priester, Chorknaben und Kinder auf sonnenbeschienenem Platz, die Kühle der Kirche noch im Gesicht, wartend und plaudernd, bis sich ein Häuflein nach dem anderen in die steilabfallenden Gassen der unteren Stadt verliert.

Die Familie Schütter und Hegener steigt mit uns in der warmen Sonne die gewundene Straße über den Weinbergen zum Walde herauf.

Chur gleißt und blinkt von seinen dunkelfarbigen Dächern und ineinandergebauten Giebeln die Sonne in den Himmel zurück.

Der Rhein glänzt und das Tal, vom Mittagsdunste gefüllt.?

Dunkelgrün stehen die Bergabhänge herum, über ihnen schimmert in der Ferne der weiße Firn der Glarner und Oberländer Berge.

5

Was war? Was ist?

Stand das Leben still?

Von ferne antwortet das Herz: ein Ruhepunkt war es, nicht mehr.

Seit dem Morgen bin ich sieben Stunden gestiegen. Das Churwaldener Tal herauf, über Pradaschier auf den Bergrücken, der zwischen Faulenhorn und Dreibündenstein liegt.

Es sind Wolken von Westen gekommen und haben Täler und Berge in dichte Schleier gehüllt. Ich sehe nur immer vor mir einige Schritt. Aber leises Läuten kommt von überall aus den Wolken heraus und Tier- silhouetten tauchen nebelicht auf, um gleich wieder im Zuge der Himmelsdünste zu verschwinden.

Ich steige nicht mehr, sondern bin auf ebenen welligen Flächen angelangt, — feine Wassertropfen sind eiskalt auf Händen und Gesicht, mein Anzug ist feucht, die Luft wallt hin und her. Ich taste mich be-

hutsam voran. Einmal kommt die Sonne durch eine breite Pforte in die Dünste herein und enthüllt für einen Augenblick das Wolkenbild.

Ich sehe wie in einem großen Traum ein welliges Hochplateau mit blinkendem Wasser darin, überall sind Kühe und Herden von weißen und schwarzen Ziegen herum, lautlos und still; sie rühren sich nicht, liegen am Boden oder stehen lauschend, die Köpfe mir zugewandt, in der Wolkenlandschaft still.

Im nächsten Augenblick sind sie wieder in dunklerer Wolke untergetaucht und ich in gestaltloser Einsamkeit.

Ich warte auf den zweiten Sonnenblick. Ich bin am Sübabhang des Bergsattels angelangt und sehe mich hin.

Plötzlich ist der erwartete Riß in dem weiß-grau-schwarzen Treiben, breit schießt die Sonne hinein, einen Augenblick bin ich geblendet, dann aber sehe ich, scharf nach Süden gewandt, die Ringelspize durch das Rheintal getrennt vor mir. Ich bin orientiert.

Pfeilschnell jagen, fliegen, fließen und flüchten, vom Winde gefaßt und von größeren Wallen losgerissen, neue Wolken in die lichte Öffnung hinein; ich aber taste mich vorsichtig in der festgestellten Richtung hinab.

Langsam wird es heller um mich. Einmal erkenne ich die Spitze des Faulhorns über mir; einmal verlockend, unendlich fern und zart schimmernd das Thal vom Hinterrhein unter mir; dann warnt ein Sonnenblick vor senkrechter Felsenwand; — behutsam komme ich nach zwei Stunden am Rand der Waldzone an.

Der kalte, wolkenspielerische Wind ergreift mich nicht mehr, und auf einmal spüre ich die Wärme des Graubündener Obstales im Gesicht.

Die Höhendörfer Trans und Scheidt werden sichtbar, weiß und grün, wie an den Himmel gestrandet. Nach einer weiteren Stunde gehe ich durch sie. Die Häuser sind zur Hälfte holz-, zur Hälfte steingebaut, klein und mit Steinen auf sonnegebrörrtem Schindeldach. Die Gassen schießen steil, holperig und winkelig durch sie den kleinen Gewässern nach in die Bergwiesen hin. Die Leute sind alle beim Heu, das sie zusammenharken und in große Lächer binden. Die Ballen tragen sie von den abschüssigen Hängen zu ebeneren Stellen hin, wo kleine Leiterwagen stehen. Ein feiner Regen fällt aus den lichten Wolkenschleiern und verdunstet, kaum, daß er die Halme, Steine und Kleider berührt. Es wird immer wärmer. Ich klettere kleine, gebüschumrandete Hohlwege hinab und stemme die Knie gegen die steil abschießende, geröllgefüllte Straße. Ich stehe still, das Gesicht voll Hitze und Blut, — die Sonne ist wolkenlos da.

Der Domleschg, das fruchtbarste Thal der alten Römerprovinz Rhätia, liegt duftig und glänzend vor mir.

Überall schimmern Burgen, Ruinen und Schlösser.

Obstwiesen und kleine Wälder verbinden sie mit weißhäusigen Dörfern.

An der Planta-Ruine Rietberg geh ich vorbei. Das schattige Gesicht Jürg Jenatsch' blickt, von meiner Seele gerufen, durch eine Turmluke in die Landschaft hinaus und verblaßt dann vor der sonnegefüllten.

Um fünf Uhr aber steh ich in den blühenden Gärten des noch lebendigen Planta-Sitzes Fürstenau, braun wie Tannenborke und vom letzten Stück Salmarsch bestäubt.

Hausherr und Herrin sitzen unter braunweißgestreiftem Sonnendach auf rosenumranktem Söller, der auf den Ausläufer einer Mauer hingebaut ist, die sich von der Seitenterrasse des Schlosses in die Mitte des Ziergartens zieht.

Herr von Plantas romanischer Kopf sticht dunkel von dem weißen Sommeranzug ab; er kommt mir die Treppe entgegen, und dann neige ich mich über die Hand seiner matt dunklen Frau.

Wir gehen über die Terrasse in die kühle weiße Halle und an Ölbildern vorbei die grau steinerne Treppe herauf.

Mein Blut ist noch von Einsamkeiten, Wolken und Wind berauscht, und nur wie von ferne spüre ich die unumstößlichen Gegenstände, Formen und Worte. Aus Gewohnheit und der Verständigung wegen bediene ich mich ihrer mit, aber das Gefühl einer großen Flüssigkeit alles Seins bleibt noch eine Weile bestehen, und ich empfinde die festen Dinge in ihr, mich mit, belanglos, zufällig und ein wenig lächerlich. Als ich dann mit frischem Anzug in das dunkelgetäfelte Speisezimmer getreten bin und am Tisch unleugbar mit dem Hausherrn und seiner Frau sitze, werde ich mir über die Beziehung der festen Körper untereinander wieder klar. Humor und Lachen kommt in die Dinge zurück, und mit behaglichem Erstaunen empfinde ich das kleine Leben der sichtbaren Gegenständlichkeit.

Der alte Kachelofen steht unumstößlich und figurenreich in der Tiefe des Zimmers, und eine Bernsteinkette schimmert matt um Frau von Plantas südlich gebunkelten Hals. Ihre sitzende Gestalt und ihr ovales Haupt heben sich von dem abendlichen Landschaftsbilde ab, das von purpurdunklem Lichte gefüllt im Fensterauschnitt tief lebendig liegt.

Ich glaube das Gemälde eines alten italienischen Meisters vor mir zu sehen, und ich empfinde das Bildhafte ihres Lebens so stark, daß ich es im stillen bedaure, wenn sie spricht.

Der Inhalt ihrer Worte ist weit von dem unerfaßten Leben unserer Tage entfernt; mit Lächeln wird das hohle Treiben der Gesellschaft in Rom berührt, und mit Freude lerne ich, daß hier in dem stillen Tale Graubündens eine ungekannte schweizerische Kultur lebt, die sich bewusst von dem lauten Wesen unserer Zeit zurückgezogen hat.

Aus Herr von Plantas schattenreichem Gesichte spricht ein männlicher

Geist, Kritik und reife Duldsamkeit. Zuweilen blüht Güte und Humor aus seinen dunklen Augen hervor, wenn seine Frau ruhig und sicherlächelnd etwas über Menschen und Dinge gesagt hat, was sich als irrig beweisen läßt. Aber Frau von Planta hat zu ihrer Verteidigung immer einen Dichter bereit, den sie über alles Leben stellt und dem gegenüber der durchschnittssterbliche Gast ihres Hauses sich beugen muß: Goethe.

Nach dem Abendessen gehen wir in wechselreichen Gesprächen über die Rasenhügel des Obstgartens hin.

Die Sonne ist hinter den westlichen Höhen untergegangen, rosenfarbene Wolken gleiten in einem meergrünen Blau am Himmel hin. Die Bäume stehen fruchtesschwer still, und die Kletterrosen, die die alten steinernen Balustraden und Gemäuer der Freitreppe überblühen, glühen dunkel und leidenschaftlich ihr Leben in den Abend.

Die Tage gehen voll Würde und Gleichmut hin.

Die Anschauung und Führung des Lebens ist auf Schloß Fürstenau Herr geworden über seinen problematischen Inhalt.

Herr von Planta selbst hat seine Stürme hinter sich, durch Kraft und Zucht des Geistes überwunden.

In seinem gelben männlichen Gesichte stehen immer neue Geschichten auf; vielfältig heben sich Falten und Senkungen auf einem Hintergrunde jahrhundertelanger Geschichte ab.

Conrad Ferdinand Meyers Pompejus von Planta sieht durch das Gitter dieses Gesichtes mit dunklen feuergefüllten Augen hinter neurausthenischen Zeitmenschen hervor, und noch weit hinter ihm blicken über viele Schultern hinweg Plantaköpfe, bis der schweifende Geist in der römischen Kaiserzeit untertaucht und den Schritt der Legionen über die verschüttete Heerstraße von Piz Beverie stampfen und klirren hört.

Dann wieder sausen Windhunde durch die Talebene unter den Burgmauern hin, der Jagdsalke stößt in die Luft, das Hifthorn ertönt, und eine über die Mauerbrüstung geneigte Frau erblickt.

Es ist in der frühen Morgenstunde noch dunkel in den Parkalleen, ich trete aus dem Schatten der Tannenwege heraus, durchbreche das feuchte Unterholz, hinter dem der Rhein seine Wasser rauscht, und schütte mit einem Ruck meiner Schultern alle Geschichte in den Glanz der Morgensonne aus.

Es dampft der Fluß und das Tal. Ihusis und die via mala-Schlucht liegt noch in weiße Nebel getaucht. Aber über sie hinweg hebt sich mächtig der Piz Beverin.

Als ich zurückkomme ins Haus, sitzt Herr von Planta schon in der Bibliothek und arbeitet Obstpflanzungspläne aus.

Während seine Hauptarbeit das Studium der romanischen Sprache

ist, lockt ihn die schaffende Fülle des Sommers in die anschaulichere Arbeit der Natur.

Wir nehmen das Frühstück zusammen im fenstergeöffneten Speisesaal.

Dann treten wir über die alte Treppe in die blühenden Rosengärten, noch taufeucht vom Morgendunst. Aber schon füllt die Sonne mit glühendem Atem die Luft. Die Tallandschaft schwellt und schwingt durch reisende Wiesen, Gärten und ganze Felder von fruchtbringenden Bäumen. Der Gärtner tritt schon gebräunt und mit Schweiß auf der Stirn aus den Gewächshäusern heraus, die jungen Haushaltsmädchen des Schlosses tauchen mit kleinen Körben und großen Schürzen in den Wiesen auf, und die reiche Arbeit im weiten Obstgarten beginnt.

Bald steht der Herr des Hauses auf einer Trittleiter neben kleinen Stämmchen im heißen Wiesenland, durch eine zerfallende Mauer vom Parke getrennt; die Mädchen reichen ihm Last und Werkzeug herauf, und die Sonne scheint segnend auf die Erde.

Eine halbe Stunde vor dem Essen kommt die Frau des Hauses zu uns.

Wir hören mit der sichtbaren Arbeit auf und gehen, leise dampfend, zu dritt, in die Küche des Hauses zurück.

Herr von Planta und ich machen uns noch frisch, und bald sitzen wir am Tisch und nehmen das Mittagmahl.

Gespräche über Politik, Religion und Literatur schweben erstaunlich leicht und sicher zwischen den Gängen hin und her, als wenn es Dinge seien, faßlich und sichtbar aufgebaut.

Gelassen und sachlich wird eine Meinung über Herrn von Bülow's Wesen in Rom während 1914 bis 1915 enthüllt, die nicht schmeichelt für den alten Diplomaten ist. Durch einen Einwurf der Hausfrau bei den römischen Streiflichtern kommt dann über den schöngescheiterten Fürsten hinweg das Gespräch unabwendbar auf Goethe, in dessen Ewigkeitsphäre wir festgesponnen bleiben, ausgeliefert der bernsteinklaren matt-dunklen jungen Frau, bis die kühlen Pfirsiche kommen, zartfarbig und frisch.

Nach der einfachen Tafel begibt ein jeder sich auf sein Zimmer zurück.

Ich lege mich in dem meinen auf den Divan hin, sehe erstaunt von der dunkelrotseidenen Tapete der Wände weg durch das Fenster in stillstehende Tannenwipfel, horche in mich hinein und empfinde lächelnd das fernrauschende Leben in mir zum Spiele geneigt.

Zum Tee kommen die Herren und Damen von Schloß Reichenau.

Kusinen und Vettern vom Hausherrn, Eltern und Geschwister von Frau von Planta, groß, dunkel und blond und von der Sonne gebräunt.

Der Gesandte von Planta hat gar nichts von dem Wesen, was uns nachdenklichen Deutschen so unangenehm an unseren Diplomaten mit wenigen Ausnahmen berührt. Sein Wesen ist von wohlthuender Schlichtheit, sein Auge aufmerksam, ruhig und klug.

Der Bruder des Hausherrn, Herr Rudolf von Planta, der im alten Bischofsitz von Bünden, dem südlichen Bau des Fürstenauer Schlosses, wohnt, kommt mit seiner Frau, einer Basler Patrizierin, und seinen Söhnen ebenfalls herüber, und ein wechselreiches Spiel in der schattigen Regelpfahn und auf dem sonnenweißen Rasentennisplatz beginnt.

In großen, leichtgeschwungenen Hüten und hellen Kleidern sitzen die ausruhenden Damen unter schattigen Bäumen in Korbstühlen und sehen uns zu.

Die Tennisbälle fliegen glänzend durch die Luft und rollen weiß durch den grünen Rasen.

Die Reichenauer sind wieder fortgefahren. Wir haben das Abendessen eingenommen, einen Spaziergang durch die Rosen und buntblühenden Staubengärten gemacht und gehen nun in den Musiksaal hinauf.

Eines der jungen Mädchen vom Hause kommt herein, setzt sich an den Flügel und spielt.

Einmal trägt der Hausherr eine eigene Komposition vor, nach der die junge Frau — Goethes Ballade vom ruhvollen Fischer spricht.

Dann singt Herr von Planta mit dunkler reicher Bariton-Stimme italienische Arien aus „Traviata“ und „Troubadour.“

Von ihnen hebt sich unsagbar schlicht und traurig Schuberts tiefstes Lied „Die Nebensonnen“ ab.

Wir haben nur Licht für die Noten und eine seidenumhüllte hohe Stehlampe für unsern Hörerwinkel entzündet.

An den Wänden leben in der Dämmerung die fränkischen Schäferszenen und Rokotogefichter auf, die auf dunklen schmalen Ölbildern, durch feine Goldleisten getrennt, die Tapete des Saales bilden, und durch die geöffneten Fenster blinkt hinter vier Pappeln, sternengefüllt, Berg und nächtliches Thal.

Der Herbst ist gekommen.

Fürstenuau glüht und funkelt in tausend Farben.

Aus der Talwiese, bräunlich und grün, quellen die Gebüsche von Haselnußstäuben, Erlen, Ulmen und Weiden, Buchen, Eichen und Lärchen buntfarbig auf; flammend wie Kerzen steigen die hohen Pappeln aus ihnen hervor; ein harmonisches Gewirr von alten Steinbauten, Stallungen, Scheunen, Remisen und Arbeiterwohnungen blinkt zwischen ihnen durch, und über sie hinweg leuchten die beiden Schloßbauten gelbweiß mit lilafarbenem Dach in den blauen Himmel.

Obstfelder ziehen, von dunklen Tannen und rotzackigen Klippenwänden gegen kalte Winde geschützt, durch die Niederung.

Der junge Rhein springt funkelnd, und wild gemacht von den Hindernissen der *via mala*: Schlucht und der just in ihn hineingeschäumten *Albula*, am Fuß des alten Bischofssitzes entlang zu seinem Bruder hin, der am Ende des Tales, angeprallt an den Fuß der Ringelspiße, ihn erwartet.

In den Gärten von Fürstenau stehen überall Körbe mit Obst gefüllt umher, alles ist geschäftig, und die alten weißgrauen Kellergewölbe stehen weit auf und duften nach Birnen und Äpfeln.

Auf der staubigen Landstraße geh' ich, den Rucksack im Rücken.

Die Knie sind leicht, aber die Seele ist schwer; so schwer von der Ruhe der Tal-Lage.

Bäume, verkrüppelt in Steinwände festgetrafft, umschatten mich.

Leichte Winde auf graslosem Bergrücken nehmen mich auf.

Ein Bergsee blinkt wie ein schwärzliches Auge, am Rande von Schnee genährt.

Ich tauche hinein und schwimme, eisig gekühlt, aufatmend, hindurch.

Ich kleide mich wieder an und erklettere den letzten Hang.

Hinter mir, fortgeschwemmt, liegt das Fürstenauer Tal, vom Sommer verblüht.

Wolkenherden, flüchtig und leicht, umspielen die weißen Gipfel im Kreis und bereiten den Sonnenuntergang vor.

Zwischen schweigenden rotgrauen Steinen sitze ich in mich gekrümmt, das Antlitz in die Sonne gerückt, angefesselt an mein eigenes Sein.

Die Täler sinken dunkler und tiefer, die Almen verschatten, nur noch die Bergspitzen schimmern im rötlichen Licht.

Wird dieser lächelnde Wechsel ewig mein Leben sein?

Hinter ihm ist, was ich suche, aber ich finde nicht seinen Sinn.

6

Ich habe mich der Sonne hingehalten und Freundschaft und Liebe in mir aufwachsen lassen über Trümmern der Erinnerung.

Ich bin durch Täler und Wälder gestreift, in Fluß- und Bergwasser getaucht und habe auf Gipfeln, wolkenverhüllt, gestanden.

Aber meine Unruhe habe ich den Mantel der Sitte geworfen und habe Freunde gefunden, die mit mir sprechen, als wenn ich in Wahrheit etwas bin.

Aber ich sage es hiermit heraus: ich bin ein Nichts und verdiene eure Freundschaft nicht; ich bin weit von eurer Wirklichkeit entfernt und kenne mich selber nicht.

Ich trete nur aus Angst in eure Häuser hinein. Wenn ich stark bin, bleibe ich allein.

Zuweilen, wenn ich losgelöst in der Landschaft weile und alle Form flüssig wird und ins Ewige jede Grenze sich verliert, spüre ich: ich bin dem Wesentlichen nahe.

Doch ein Gedanke kommt dann dunkel in meine Klarheit herein und verschleiert mich: ich bin zugleich an der Wasserscheide der menschlichen Zerrüttung angelangt.

Von dem Gipfel im Nichts strömen nach beiden Seiten die rauschenden Gewässer ab.

Nach Sonnenaufgang liegen die erhabenen ruhigen Flächen höheren Menschentumes in strahlendem Licht.

Nach Sonnenuntergang dehnen sich die chaotischen Abgründe des namenlosen Seins in Finsternis.

Zwei Gewalten arbeiten in jedem Ding:

das große Flüssige in feste Form zu gestalten,

das kleine Feste im großen Flüssigen zu verschmelzen.

Und während Wolken und Einsamkeiten mich abwechselnd auf- und niederheben, glaube ich durch einen zitternden Sonnenblick hindurch: in jedem Menschen lebt ein verborgener Plan, der unentwegt zu sichtbarer Gestaltung treibt.

So bin ich in Bern angekommen.

Die Internierungsbehörde hat die Übersiedelung erlaubt. Nach außen hin habe ich auch einen Beruf: Ich bin am Stadttheater Dramaturg, redigiere eine literarische Theaterzeitung und helfe in der Inszenierung mit.

Ich liebe es, im dunklen verlassenen Zuschauerraum bei einer Probe zu sitzen, tief im Hintergrund allein.

Das Licht auf der Bühne ist grell, in Kostüm und Maske stehen die Schauspieler armselig und bitter trostlos da —, äußerliche Hüllen, schreckhafte Schatten, über deren Schultern schon gespenstisch das Gesicht aus dem wartenden Spiele blickt. Der Regisseur aber ruft: anfangen, — der Atem irgendeiner Dichtung weht in die Hüllen herein, und plötzlich stehen sie auf richtigen Beinen und bewegen sich.

Ab und zu fallen sie wieder auseinander, dann lügt die Haltung einer müden blassen Hand zu einem rotgeschwollenen Gesicht.

Zuweilen sehe ich durch ihre Leiber hindurch in eine große Hilflosigkeit, und Erbarmen kommt über mich.

Zuweilen aber fühle ich mich mit ihnen und ihrer Hilflosigkeit eins. Dann tauche ich unter in ihrem großen Strom, in dem die Köpfe, zuckenden Lippen, trostlosen Stirnen und angstvollen Glieder fremder

Leiden treiben, während das Rampenlicht einen Sonnenuntergangsschein auf die alten Kulissen wirft und irgendein Schauspielerlachen aus der Rolle fällt und die Stille durchbricht.

Ich verlasse ich dann, von geistigem Schreck gejagt, das Dunkel des leeren Hauses und gehe, ein Schauspieler meiner selbst, zum Spielleiter hin, um über eine Vorhangfarbe, einen Pfeiler, eine Replik oder eine Gebärde gegenständlich wie einer zu sprechen, dem diese entgleitende Welt durchaus einfach und natürlich ist.

Als ich eines Tages selber die Regie führe, wundere ich mich über die lächelnde Unverschämtheit, mit der ich über all' diese lebendigen menschlichen Leiber und Seelen verfüge, sie dort lachen, hier weinen heiße, da eine sieghafte Gebärde verlange und hier wieder eine verzagte, — wo ich doch weiß, so bis in die schmerzlichsten Gründe weiß, wie zart und geheim es mit dem Zusammenhang unseres äußeren und inneren Lebens bestellt ist.

Aber die jungen Schauspieler und Schauspielerinnen sagen, daß ich ihnen vielfältig zu helfen weiß.

Einmal ist Reinhardt da.

Fest, klein, unverrückbar und kalt, mit einer Stimme, die ihn zum zweitenmal in die Welt der Erscheinungen stellt.

Er sitzt mitten auf der wogenden, licht- und gestalten- und dunkelheitgefüllten Szene auf einem Holzstuhl, unergriffen wie Egel, blickt und hält, ob er schweigt oder befiehlt, das Spiel der Leiber und Seelen einer Shakespeare-Komödie fest in der Hand.

Neben ihm steht der Schauspieler Hartmann im Straßenanzug, — aber es ist gar nicht Herr Hartmann, sondern der Herzog Orsino, der in dunkler Traurigkeit des Blutes sich jetzt auf die Rundbank von grauem Samt niederläßt, weil ihn die küßsüße Gräfin Olivia nicht liebt.

Moissi plaudert, — kaum von einer Gefangenenvelle des gefräßigen Krieges in die Schweiz als Internierter gespült, — melancholisch mit einer Schauspielerin über die Niedrigkeit der gegenwärtigen Zeit, aber Reinhardt ruft schneidend ein Wort in die Szene, und jener beugt sich als Narr über die Banklehne zum Herzog hernieder, die Gitarre im Arm und auf der Lippe ein Lied.

Dann tritt Werner Kraus im Mantel, den Hut in der Hand, auf; ein blonder Mensch, an dem man vorüberseht. Doch es ist nur ein Irrtum, die äußerlichen Augen haben getäuscht, — es ist nicht Werner Kraus, sondern der bunte Malvolio, der jetzt in der Mitte der gefleckten Szene steht und eine ganze schillernde Landschaft menschlicher Schwäche und Eitelkeit auf dem Feld seines Körpers enthüllt.

In dem Spiegelbild dieser Welt wird es klar: alles Lebendige ist fließend, alles Feststehende ist tot.

Unsere Körper sind nichts als der Zertrümmerung verfallende Miet-
häuser, über deren Eingang angstvoll, leidenschaftlich oder verstaubt steht:
Hier wird eine Seele vor dem Zusammenbruch gesucht.

Abends ist das Theater zu den Gastspielen gefüllt.

In den Logen und auf den Balkonplätzen sitzen die Damen und Herren
der Gesandtschaften der Mittelmächte.

Die Herrschaften der Entente meiden an solchen Tagen das Berner
Stadttheater wie eine ansteckende Krankheit.

Beziehungsreich wogt das Leben im Haus. Klytämnestra geht in Her-
mine Körners Gestalt über die Bühne, ein königliches Tier, gefährlich
und schön.

In einer Pause tritt der junge Basler Burkhardt, dunkel und schlank,
an mich heran und macht mich auf ein Frauengesicht in einer Loge auf-
merksam; er habe es in der „London Illustrated News“ kürzlich gesehen.

Die junge Dame ist in einem schwarzseidenen Empirekostüm mit
gelben Spitzen kostbar verziert; ihre Schultern und Arme sind von mattem
Elfenbeinglanz, Perlen glänzen von dem feinen und zarten Hals; im Ge-
sicht liegt lächelnde Sinnlichkeit von einem ebenso graziosen wie bössartigen
Reiz. Natürliche Gaben sind hier mit denen der Erziehung und Kunst
so eng verknüpft, daß nur der instinktive Blick die einen von den anderen
noch unterscheiden kann.

Es ist eine Orchidee der großen europäischen Gesellschaft, an deren
Duft, Farben und Formentwicklung schon amerikanische Ableger beteiligt
sind. Die mit rotem Plüsch gepolsterte Theaterloge ist eines der Treib-
häuser, in dem sie mit Vorliebe des Abends blühen, anziehen und locken
und leise ihr gefährliches Leben versprühn.

Sie erfrischen die Seele nicht, — und wehe dem Unwissenden, der,
von ihrem stilisierten Reize angezogen, in ihre Logen, Boudoirs und
Empfangsräume tritt, vom Verlangen nach starken Offenbarungen ge-
füllt! Auf den Glanz seiner jugendlichen Erwartungen wird ein Mel-
tau fallen, der sie mit feinen Giften langsam abtöten und ersticken wird.

Die zartfarbige gefährliche Gesellschaftsblüte, die der junge Basler in
dem Londoner Weltblatte abgebildet gesehen hat, ist eine Dame der Wiener
Aristokratie, deren Mann vor kurzem erst in Bern angekommen ist. Vor-
teilhaft sticht sie von den robusteren Schönheiten der Damen des deut-
schen diplomatischen Korps ab.

Hin- und hergetragen von empörten und gleichmütigen Gefühlen und
ein wenig betäubt von der bunten Maskerade des äußeren Lebens, habe
ich den Zuschauerraum verlassen und bin wieder hinter die Szene ge-
treten, auf deren vorderem Teil das Spiel schon beginnt.

Die Spieler sitzen und stehen bereit, auf ihr Stichwort in die Hülle

ihrer Rolle zu schlüpfen, ein halbes Dunkel ist überall, Staub, Schweißgeruch und Geflüster.

Reinhardts Gesicht ist weiß und kalt im Hintergrund. Hollaender geht geschäftig mit Pelz und Mappe auf und ab und steckt den kleinen scharfgeschnittenen Vogelkopf in das Kulissenlicht.

Hermine Körner kommt duftend, blond und unumstößlich aus der Szene heraus und fragt — Klytämnestras Unruhe noch im Blick, — was das beste Mittel gegen Heiserkeit sei. Ich sage: getrocknete Pflaumen, und denke, wenn dies kein Krematorium ist, so ist es eine magische Menagerie.

Dann kommt der Portier Weber mit lahmem Fuß und vor Saftfülle leidendem Gesicht, tappt in dem Dämmerlicht herum, ruft meinen Namen gedämpft und gibt mir eine Depesche in die Hand.

Ich mache sie ganz langsam auf und lese. Sie kommt von Zuhause und meldet zweierlei: S. Fischer, Berlin, nimmt die Arbeit meiner Gefangenschaft in Verlag, und das Dresdner Hoftheater nimmt sie zur Uraufführung an.

Ich denke, weitab von mir: wie gleichgültig dieses ist; wie klein für das Ganze, wie nichts sagend, — draußen ist Krieg — wo komm ich her, was bin ich, und wo geh ich hin, — aber was ist?! Von irgendwo kommt etwas Dunkles an mich heran, ich fühle wohl, es ist in mir, aber zugleich ist es außer mir; es ist nur in meinem Körper, ich, ich bin nicht mehr in ihm, ich schwebe irgendwo, fern, abseits und sehe und fühle mein maskenschweres Sein mit tausendem Blute dumpf auf den Brettern stehn, ein armseliges, zerbrechliches, zuckendes Ding — still! Ich gehe hinaus, Treppen hinauf und in ein dunkles Requisitenzimmer hinein. Ruhe! Ruhe! sage ich mehrmals von Ferne leise und bebend zu mir. Das Dunkle, Gefährliche, das nichts mit mir zu tun hat und doch heran, ganz heran an mein schwebendes zusammengefaßtes Ich will, ist noch da und drängt mit unsichtbarer Flut —. Ich stehe still und lausche: Wie es rauscht, wie es drängt! Wie es mich weg haben will, so, über mich weg und dann leicht, leicht mit mir wiegend und zerfließend in Dunkelheit hin. Dann setz ich mich auf eine Bank und bin still. Von der Straße kommt das Licht der Laternen in den Raum, Garderobenstücke hängen überall herum und riechen, das Leben des Theaterhauses rauscht leise zu mir herauf. Tränen fließen in stillem Gleichmaß auf meine Hände nieder: ein Jahrzehnt voll Lügen versinkt; die Qual meines bisherigen Lebens ist ausgelöscht.

Jetzt steht es hier. Brücke über meinen Hochmut hin!

Als ich wieder auf der Szene bin, trete ich zu Reinhardt heran und zeige ihm das Telegramm, da er sich für die Aufführung der fraglichen

Arbeit interessiert, der preussischen Zensur wegen aber sein Interesse nicht verwirklichen kann. Er gratuliert, die freundlichen Schauspieler kommen hinzu, man fragt mich erstaunt, ob ich mich gar nicht freue, und ich sage: nein.

Die Freude war schon vorbei. In einem Augenblick, auf der Grenze von Glück und Schmerz, noch beieinander, ineinander verfließend, vorbei.

Nun weiß ich: alles beginnt noch einmal.

Aufrührend, heiß, niederschmetternd und kalt. Bis wieder eine Sekunde in meinem Leben kommt, in der durch einen letzten äußerlichen Anstoß das innerlich vorbereitete Erlebnis der Gnade sich erfüllt.

Was aber ist diese Gnade anderes, als seltenes Einssein des Geschöpfes mit der Schöpfung?

7

Die Straßen von Bern können so kalt sein.

Nachts gehe ich in ihnen auf und ab und trage meine Einsamkeit, Schritteverhallend, durch sie hin.

Die alten Gänge sind dann voll grauem Hauch und riechen wie Grabgewölbe. Aber ihnen sind Zimmer, in denen Menschen schlafen, ich weiß es wohl, aber dies Wissen hilft nicht über ihre Verstorbenheit hin.

Auch auf den toten Brücken ist es so kalt und still.

Die tiefere Stadt liegt unwahrscheinlich im Nebeldunst. Von der oberen ragen gespenstisch der Bundespalast und die großen Hotels in die Nacht. Nur im Bellevue-Palace ist noch in einigen Fenstern Licht.

Die Straßen von Bern sind so von gestorbenem Leben gefüllt in der Nacht, sie verschwimmen alle, die dunklen Gänge und Bögen in der Ewigkeit. Die hohen Brücken stehen so bleich im gähnenden Nichts, und der Fluß geht so tief im Nebel. Ich weiß, der Tod ist nah, ich bin nur im Gleichnis, und das Leben ist bitter und entgleitend, spielerisch.

Es ist richtig, in der Sonne kann ich alles vergessen, den Krieg, das Leben, den Tod und auch, daß ich jung und, nach Menschen hungrig, allein bin.

Aber jetzt ist Winter, und die Sonne bringt nicht bis zu meinen letzten Erstarrtheiten durch.

So gleite ich, ein Halbtoter, durch das Leben.

Ich bin bei vielen Menschen, ihrem Schritt vertraut und zur Seite, und Frauen gibt es, die lieben mich.

Aber ihre Hände in meinem Haar sagen mir nichts, und, wenn ich lächle, betrüge ich.

Ab und zu ertappe ich mich auf einer Gebärde, die wie ein Aufstehen ist, ein Tordurchstoßen, ein Aufgang schöpferischen Lichts, — aber in der halben Gebärde halte ich ein, und anstatt gleißnerische, täppische, nichts-wissende Hände und Worte wie: Wie kalt Sie sind! wie immer verschlossen!

zurückzuweisen mit einem zehnmal stärkeren Ja! und Hohn und Glanz des Ungerührtsseins vor größerem Verlangen, lächle ich meine Demut, — von der nur ich weiß, — mit den Halbheiten des Hochmuts zu Tod.

Ich bin schwach unter den Menschen, gestehe es, und werfe mich, zerflört, vor dem gläsernen Herrn meiner Seele in Staub.

In den dunklen Logen sitze ich gern in einer Ecke am Sonntagnachmittag, wenn die Spieler auf der Szene traurig sind und ihre Seele durch halbaufklaffende Gesten und Schreie wie ein gefangenes Tier durch Gitterlöcher blickt.

Ich kenne mit der Zeit all ihre kleinen Leiden, ihre verschämten Titelreiten und die Schattenwürfe ihrer Liebe und Leidenschaft.

Ich kenne auch das Gesicht des Publikums und die Reflexe seiner Kindlichkeit, Robheit und Trägheit. Aus meiner Ecke horche ich ihm ins Gesicht und sehe, wie es wechselt.

Zu den französischen Vorstellungen des Lausanner, Genfer oder auch eines Pariser Theaters kriecht das Berner Patriziat aus seinen uralten dickgemauerten Schlupfwinkeln der Herren- und Junkerngasse hervor und breitet seine versterbenden letzten Blüten, schmal, schlank und mit feinen Köpfen, in den Logen aus.

Ein wenig Weltlichkeit liegt dann in der Luft, Geruch von vertrockneten Blumen, der sich mit den feinen Parfümen und Giften der tiefer dekolleierten Ententegesellschaft in stillem Einverständnis vereint.

Die Herren und Damen der französischen, englischen, italienischen und amerikanischen Gesandtschaften lieben es mit ihrem großen Anhang kleinerer Gesandtschaften zu diesen Vorstellungen zu erscheinen, — Mitglieder der deutschen Gesandtschaft fehlen ganz, nur die österreichische ist hin und wieder mit einigen interessierten Elementen vertreten.

Französische Sitte herrscht an solchen Abenden bis in bezeichnende Kleinigkeiten vor.

Eine sichtbare Leichtigkeit des Lebens breitet sich in den Räumen aus, mit Toleranz läßt man die Verspätung des Spielanfangs um eine halbe Stunde zu, größere Einfachheit der Bewegungen ist da bei geschmackvollerer Eleganz, Nebensächlichkeit des Bühnenvorgangs gegenüber dem Beieinandersein.

Auf der Szene wiederholt sich dieselbe Auffassung im Spiegelbild.

Gleichgültige Sachen werden mit Anstand und Vortrefflichkeit gespielt.

Die dynamischen Kräfte der Natur sind hier in Menschen zu feinem Puder zerlebt und zerrieben und werden nun auf den Tabletten leicht schreitender Körper hübsch und grazios überreicht.

Eine nervige Seele aber zittert hinter der äußerlichen Leichtigkeit sprungbereit.

In den schlechtesten Gegenwartsstücken von Henri Bataille wie in dem spielerischen „L'aiglon“ von Rostand blüht sie in kurzen Momenten auf und wird auch von den Spielern verstanden und blüßartig interpretiert.

Dann brechen Beifallstürme aus dem geschliffenen Publikum hervor.

Sind sie — was vorkommt — politisch-nationaler Art, ziehe ich mich mit leisem Protest von meinem sichtbaren Platz zurück, wobei ich zugleich über meine eitle Gebundenheit erstaunen muß.

In der vordersten Reihe des Parketts sitzt an solchen Abenden immer eine zarte brünette Erscheinung, deren Reiz in ihrer eleganten Einfachheit beruht. Es ist eine geborene Französin aus den alten Familien des Faubourg Saint Germain und zugleich die Frau eines amerikanischen Gesandtschaftsattachés. Aus jeder ihrer Bewegungen spricht ein kindlich vornehmes Herz, jedes ihrer Worte wird mit natürlicher Liebenswürdigkeit überreicht. Wenn ein Beifall aus politischen Gründen losbricht, errötet sie.

Noch sehe ich sie an jenem Abend im Bellevue-Hotel sitzen, an dem die Herren und Damen der amerikanischen Gesandtschaft von Berlin angekommen sind, da die Vereinigten Staaten ebenfalls in die Reihe unserer Feinde traten.

Ein ernstes, traurigkeitgefülltes Fluidum liegt in der Luft.

Zwischen dem Tisch der Deutschen und dem der Ententegefellschaft aber läuft lachend, strahlend und mit silberner Stimme laut deutsch plaudernd, das Töchterchen einer der von Berlin angekommenen Damen auf und ab.

Die Entente-Damen und -Herren sind peinlich berührt. Auf französisch und englisch wird eifrig auf das Kind gesprochen, das aber unentwegt im klarsten Deutsch seine Antworten weiter gibt.

Die deutschen Herren setzen mit lauterem Lachen ihr diplomatisches Spielchen fort; die amerikanische Mama wird nervös, der amerikanische Papa blickt streng, und die Gesichter all der französischen, englischen und U.-St.'s Attachés wie ihrer Damen werden ernst, — nur das Gesicht der jungen vornehmen Französin bleibt lächelnd und zart als einzige unvergiftete Blüte zwischen den entarteten Menschengesichtern stehen.

An ihrem Wesen korrigiere ich Zug für Zug den Rest meiner noch national gefärbten Psychologie.

8

In einem fremden Zimmer sitze ich an einem fremden Tisch und blicke über eine Stadt, die mir weder feindlich, noch freundlich ist.

Kleine Bärchenwipfel blicken gerade über die Fensterbrüstung, unter ihnen fließt an Pappeln vorbei ein blaugrüner Fluß, tausend alte Dächer steigen um eine hohe schöne Kirche auf, und dahinter liegt in weiter Ferne ein weißschimmerndes Bergmassiv.

Von einer gesammelten Schönheit ist das friedliche Bild, aber ich er-
sticke an seiner äußerlichen Friedlichkeit und schreie aus meiner innerlichen
Friedlosigkeit auf.

Ich kann nicht mehr! Ich muß aus meiner Einsamkeit heraus.

Ein grauenhaftes Versteckspielen ist um mich, und ich spiele, mas-
tiert bis in das Weiße meiner Augen und die Falten meiner Stirn-
haut, mit.

Habe ich nicht gestern abend mit Menschen an einem Tisch gegessen
und gelächelt, so, mit freundlichen Augen in die ihren hinein, vorbei an
ihrer und meiner Wahrheit?

Und habe ich nicht aufstehen wollen, ihre Karaffen und Bronzen mit
einem Stoß meiner Zungen umzuwerfen und zu schreien, laut zu schreien,
daß die Tore ihrer Gesichter aufsprängen:

Ihr seid jämmerliche, trügerische Schurken mit euerm verwesten Lächeln
und euern wesenlosen Gebärden, und ich bin der jämmerlichste unter
euch mit!

Und habe ich das nicht nur nicht getan, sondern mich tiefer und
lächelnd in mich versteckt, und mich mit einem Worte der Dankbarkeit
über die schmalen Hände euer Frauen geneigt?

Euer Lächeln habe ich betrügerisch als eine mir zukommende Quittung
meines Wesens entgegengenommen, anstatt es mit ebensoviele Hochmut
wie Demut zurückzuweisen.

Aber hört es hiermit: ich verachte euer Lächeln, von Perlen um-
säumt!

Ihr betrügt eure Männer, eure Kinder, eure Frauen, und ich betrüge,
den gleißnerischen Schein der Jugend im Gesichte, auch mit.

Wißt es hiermit und seht euch vor: ich bin nicht besser als ihr und
verachte euch und mich.

Ich wollte mich läutern und euch das Feuer der größeren Liebe bringen
und sehe nun, daß ich als Werkzeug verworfen bin.

Zwar habe ich noch den Glauben, daß ich es nicht bin, der all dieses
tut; daß ich weit entfernt von meiner zufälligen Gestalt auf einem Sockel
sitze, gläsern und klar, in himmlischer Einsamkeit, von göttlicher Güte
taufirsch das Haar behaucht.

Aber dieser Glaube umspielt nicht immer leichtkühlend meine Stirn
und mein zusammengepreßtes Herz, — und dann geschieht es, wie jetzt,
daß ich in dem schwächlichen Gaukelspiel eures Lebens unterfinke.

Nun drücken die Wände meines fremden Zimmers auf mich herab.
Eure Gedanken kommen zu mir und räcken sich.

Sie sind meiner Seele so fremd, und darum bin ich auch aus meinem
eigenen Reiche verjagt und einsamer als zuvor.

Der Winter ist hingegangen. Auf der Bundesterrasse von Bern spielen Kinder, ihre Wärterinnen sehen träumerisch in die Aarelandschaft hinaus.

Der Frühling ist in allen Wiesen und Wipfeln. Das Wasser der Aare ist blau, Menschen wandeln in der Sonne auf und ab und haben ein Lächeln im Gesicht.

Hoffnung bringt in Blüten und steigt schwellend auf.

Sollte der warme Hauch nicht auch die Herzen der kriegsführenden Nationen schmelzen?

Menschheit erstehen lassen über Trümmern maskierter Kultur?

Sind nicht Stimmen auf allen Seiten, die wie Aolsparfen, vom Frühlingswind erfaßt, durch den Wald der Menschheit erbrausen?

Laßt's uns einander, Freunde, bekennen: wir sind auf falschem Wege, verirrt, wir müssen es anders beginnen, oder wir finden aus dem Irrtum nicht heraus.

Wir haben Fehler gemacht, und unser Unrecht drückt uns auf Schultern und Brust, daß unsere Gedanken, Worte und Handlungen vergiftet und verkümmert sind.

Laßt uns zusammentreten, ein Kranz von Männern in der gerechten Sonne, und sprechen das Wort: mit den Festungen fort und Geschützen, die über blühende Berge und Täler hinweg im Menschen den Menschen beleidigen.

Oder sind wir noch immer in Kinderstuben drin, beschämt von längst verstorbenen Toten?

Wo sind wir hingekommen?

Friedrich der Zweite führte den Krieg mit dem Dolch der Verachtung im Herzen, — 150 Jahre später sind wir noch nicht reif, ein anderes Mittel für den Frieden der Völker zu finden?

Die Sonne wird wärmer, die Landschaft glänzt fern und tief, aber Zeitungsblätter flattern schmutzig durch den hellgrünen Frühling hin und bereiten die lauschende Menschheit auf die Offeniven der Jahreszeit vor.

Ich bin aus der Stadt fort: ich halte die Traurigkeit dieser gestaltlosen und zerrissenen Welt nicht aus.

Ich habe mir auch gelobt, die unverfälschten Abdrücke ihres Gesichts, Zeitungen genannt, so lange nicht mehr zu lesen, bis ich wieder zusammengefaßter bin, mögen die Abdrücke nun aus Deutschland, Frankreich oder England kommen.

Auch will ich keine Depeschen mehr an den Mauern angeschlagen sehen, seitdem sie anstatt fruchtbringender Lebendigkeiten geistige Torheiten zeugen.

Ich bin wieder in der Landschaft, liege unter Bäumen auf noch kaltem Boden frieblos still und frage echolos, wo ist das menschliche Gesicht, das mir Frieden bringt.

Denn was ist alle Natur gegen ein Antlitz, das sie, zu einem Strahle vereinigt, wiedergibt?

Ein wechselreiches Bild, das durch tausend Lichter und Farben laut nach einem Erlöser aus seiner Bildhaftigkeit schreit.

Eine Allee von hohen alten Bäumen, in den Wipfeln zu schattiger Wölbung verbunden, führt von Bern aus nach Muri hin.

Der Name des Ortes ist schon lieblich, in den sie wie in eine Verheißung mündet.

Zwischen dem Dorf und dem Fluß liegt das Gut, das der 77 jährigen Elisabeth von Gonzenbach gehört.

Hier wohne ich versteckt, dem Hauspersonal wie eine GröÙe, mit der man rechnen kann, einverleibt.

Aus meinem Arbeitszimmer sehe ich direkt in blühende Obstbäume hinein.

Der Schreibtisch ist geräumig, mit Papieren und Blumen geschmückt; die Bronzefigur einer hinreißend zurückgeneigten Frau lächelt mich mit geheimer Verheißung an.

Aber, was ich arbeite, ist noch zu verworren und quält, da seine reine Gestaltung nicht gelingt.

Ich wäge, wiege, stelle sieghaft hin und zertrümmere wieder in Schmerz und Pein.

Ich lebe mein Sein vor dem Kriege noch einmal mit den hinkenden Gestalten von mißlungenem Leben und Werk und entdecke, daß ich bei dem Zustand wieder angelangt bin, den ich im Frühling 1914 in knabenhafter Ungebuld floh.

In mich gewaltsam durch das äußere Schicksal zurückgeschleudert über Krieg, Gefangenschaft und Internierung, ins Wesentliche hinein, lerne ich mit vergebens aufbäumendem Puls: wir entinnen uns selber nicht. Alle Flucht ist äußerlich. Und ich kniee in mir nieder und zerbreche weinend vor Wut im Angesicht dessen, was ich durch falsche Erziehung, Halbheit und Nützlichkeits-theorie und eine Welt voll Hast und gestaltloser Häßlichkeit geworden bin.

Die lächelnd zurückgeneigte Frau aus Bronze tritt in immer tiefere Beziehungen zu mir.

Gegen sie arbeitet noch eine andere Gestalt, deren sichtbare Herausstellung mich weit von aller Leichtlächelei des Lebens entfernt, aber ein Blick auf die selige Bronze reißt mich ins irdisch Freundliche zurück.

Ich habe mich neulich dabei überrascht, wie eine lärmende Geste, gerade

in dem Augenblick, als sie mir aus der vermittelnden Feder schlüpfen wollte, vor einem Fältchen ihres Augenwinkels in blaue Dünste versflog.

Und nun sind einige Tage hin, und meine ursprüngliche Arbeit ist von ihrem Leben verdrängt.

Hinreißend und zart dem Leben zugeneigt, lächelnd und adelig wieder in sich zurückgebeugt, sitzt sie in mir drin, wärmt ihre kühle Bronze in meinem Blut, lächelt siegerisch und regiert über die Trümmerfelder meiner von reizloser Kultur erschlagenen Gedanken.

Manchmal greife ich noch zu barbarischen Mitteln, sie zu verjagen, — wenn der Schatten des Krieges oder leztangetroffener Frauen verdunkelnd auf mich niederfällt, — schlage, gegen ihre lächelnde Regierung aufgebracht, mit der Hand auf den Tisch, daß das Tintenfaß springt, gebe aber schließlich mit leichtem Schrei nach, wenn mein Wille vor dem Gefühle ihres adeligeren Lebens zusammensinkt.

Freilich, — wenn ich garnichts kann und das Klirren der zerbrochenen Schöpfung in und außer mir sich nicht zu neuem Bilde fügen will, kommen Qual und Verzweiflung zurück. Dann gehe ich hinunter zu Elisabeth von Gonzenbach, die hoch und langsam im Garten unter den Platanen und Kastanien lustwandelnd geht oder in der sonnigen Veranda bei einem Buche voll hoher Gedanken sitzt.

Das bunte Leben wird dann wunderbar einfach und still.

Die französische Sprache und Kultur hat in ihr dem deutschen Wesen einen Ausdruck gegeben, der die Klarheit mit der Tiefe vereint.

Ich sehe durch ihr langes Leben die sogenannte große Geschichte in ruhig erhabenem Spiegelbild.

Nachmittags nehmen wir den See unter schattigem Sonnendach, und während ich verloren und fern über den Garten fort und die Wiesen und das Wäldchen in die glänzende Ebene sehe, spricht sie, — wie untergehende Sonne gütig mir zugewandt, — von einem wertvollen Buch, einer großen Musik oder einem seltenen Menschen.

Ab und zu machen wir eine Spazierfahrt in offenem Wagen durch das aufgeblühte Land, an hügeligen Wäldern, Wiesen, kleinen Dörfern und alten Landhäusern vorbei. Ab und zu haben wir freundlich angepaßten Besuch: Ricarda Huch mit ihrem denkenden Gesicht, Henri van de Velde voll Wissen und bescheidenem Reiz; dann Alexander Moissi, die hübsche Ivonne von Wattenwyl, den Musiker Brun und den ernstesten und vornehmen Obersten Wildbolz, der in einer Person Soldat und Prediger ist.

Das alte Berner Landhaus mit tiefem Dach und grünen Fensterläden und dem Garten der roten Kastanien, Akazien, Platanen und Linden, der sich ohne Mauer und Zaun einfach in die Aarebene verliert, nimmt sie alle auf. Friedlich und freundlich gehen sie auf den geraden Wegen

hin, Menschen der Schweiz, der Mittelmächte und der Entente, plaudern in Französisch und Deutsch und lassen den Blick bis zu den Alpen schweifen, die weiß, violett und rostig durchglüht das friedliche Bild mit erhabenem Rahmen umgrenzen.

Abends lese ich hin und wieder der trotz ihres Alters jugendlich interessierten Herrin des Hauses aus meinen Arbeiten vor. Ihre ruhige Gestalt wie ihr großes klares Antlitz kontrastiert dann seltsam gegen meine noch dunkle, ringende Form.

Um neuneinhalb Uhr wird das Haus abgeschlossen und alles geht ins Bett.

Dann schweife ich in die nachtgefüllte Landschaft hinaus, klettere durch das schlafende Wäldchen zum Fluß hinunter und lege mich in dem rauschenden auf die kühlen Steindämme hin, daß die ruhelosen Gewässer mit meinem Haupthaare spielen und die Sterne in meinen Augen versinken.

Bevor ich aber zum Hause zurücksteige, versenke ich zwei Fischreusen im dunklen Teiche, da sie tagsüber ein freundlicher Nachbar stiehlt.

Zwischen Elf und Eins, wenn die Sonne hoch am Himmel steht und das Singen der Vögel verstummt, kämpfe ich bei der Arbeit in meinem schattigen Zimmer gegen wachsende Unruhe an.

Nur selten ist die Leidenschaft der Gestaltung in den vorgeschrittenen Stunden noch stark genug, um gegen jene Unruhe zu siegen. Dann nehme ich eine alte Jagdflinte über die Schulter, Patronen mit Schrotgröße acht in die Tasche, Badehose, Handtuch, Sandalen, Feldstuhl und eine große Gießkanne unter den Arm, und springe durch Garten, Wiese und Wäldchen, Kimm, den Tackel, laut jauchzend und bellend hinter mir, zu den Teichen an der Aare hinunter.

Am Flußufer entleide ich mich, nehme als Präludium ein Bad in der himmelsfarbigen, kühlen und wildstrudelnden Aare, ziehe die Sandalen dann an und pirsche, nur mit der alten Büchse und der Badehose bekleidet, die Gießkanne in der Hand, zu den schilfigen, uralten Teichen hin.

Der Zweck entspricht den Mitteln, er ist vielseitig und gilt dem Raubtier unter den Fischen, dem Hecht.

Die Teiche liegen tief zwischen dem Wäldchen, den Wiesenabhängen und einer Birken- und Weidenallee, die der Aare entlang spaziert. Sie gehören zum Gut, sind voll Schilf, Moosen und Wasserpflanzen und vor allem von ungezählten Fischen gefüllt.

Nasen sind da und Aale und Schleien und die feinen zarten Körlinge mit weißem Leib, bläulichem Rücken und den Flossen rotleuchtend und safrangelb.

Bis zehn Uhr haben sie Nahrung gesucht und miteinander an sicheren

Plätzen gespielt, nun ziehen sie in kleinen Rudeln in den Teichen herum, vorsichtig und leise, deutlich durchs grüne Wasser von der senkrechten Sonne beglänzt.

Ich stehe am Ufer, in lichten Birken- und Weidenbüschen verborgen, und durchprüfe Stück für Stück die Teiche auf stillstehende Schatten unter der Oberfläche hin. Denn ich weiß, dies ist die Stunde des Hechts.

Kein Laut ist in der Natur. Der gelbweiße Falke sitzt wieder wie stets um die Mittagszeit auf der Eiche am Rande des Wäldchens und äugt; eine Wildentennutter blickt klug herum und bringt ihre acht hellen Enten unter einem überhängenden Ulmenzweig in Sicherheit; über die trockenen Schilfe läuft glucksend ein liebendes Rohrhußnpärchen in glänzend blauschwarzem Kleid und mit feuerroten Bäckchen unter den Augen geschmückt.

Eine wunderschöne Elster kommt neugierig und wippend herangeflogen. Sie setzt sich mir gegenüber in eine hohe Weide, hüpfst hin und her und klatscht erregt in die sonneatmende Stille.

Der lichte Falke stößt einen kleinen schrillen Schrei aus und flattert über Teich und Fluß in die weite Ebene hinein. Das Rohrhußnpärchen duckt sich erschreckt und läuft tiefer in die undurchsichtigen Schilfe. Ich hebe die Flinte gegen die Elster, sie flattert schimpfend davon, es ist wieder still.

Das Wasser schillert, bunte Fliegen glänzen, Libellen mit feenhaften Flügeln schwirren gegeneinander an, sinken auf Schilfblättern vereint nieder und sonnen sich. Die Rohrdommel im schlichtbraunen Kleid fliept silbern und leise.

Zweimal habe ich schon einen stillstehenden Schatten zwei Fuß unter der Oberfläche im Schilfe entdeckt, aber dann kam, ehe ich die richtige Stellung zum Schuß eingenommen, eine schleichende, lautlose Bewegung, und der graue Räuber war weg.

Jetzt schnellst es mitten im Schilfe auf, dann wird es doppelt still. Bunte Fischelein gleiten nach allen Seiten aus dem Schilf in die offeneren Teichflächen hin, die Enten verstecken sich dichter, die instinktive Natur im Teiche weiß: die friedliche Stille tauschte, Tod und Gefahr sind im Wollzug.

Ich biege mich hin und her und entdecke schließlich einen Schatten in Wasser und Schilf, der verdächtig ist. Es ist nur wie ein Stück Holz, glänzend, schwärzlich und glatt, Anfang und Ende von Schlingpflanzen verdeckt. Aber ich sehe, wie an dem scheinbaren Holz sich ein Blättchen bewegt, leise und regelmäßig, seitwärts nach unten, hin und her: das ist eine Flosse vom Hecht.

Wie er lautlos lauert! Wartend, daß ein Fisch, die geheimnisvollen Bezirke der Schilf auffuchend, träumend an ihm vorüberzieht! Und jetzt in dieses bewegungslose, gespannte Lauern, in sein Rückgrat herein, aus dem Nichts der kalte, tödliche Ruck, — zweimal ihn treffend und tötend; einmal den schönen schillernden Leib, einmal die angespannte großkalte Seele, die das Geheimnis des Lebens im alten Teiche genoß, — oh, Schicksal! — Ein dünne Blutswolke steigt in dem Wasser auf, in das ich schoß. Ich springe mit heißen geschwollenen Adern in den erschrockenen Teich und suche mein Opfer, schwimmend und tauchend von der Oberfläche nach der dunkelgrünen Tiefe hin. Die Schilf knistern, aus Moosen und wogenden Wasserpflanzen blinkt ein silberweißer länglicher, leise wiegender Leib: der tote Hecht.

Ich hole ihn im Kampf mit Schlinggewächsen, durch Griff in die Kiemen herauf, stecke den kühlen in die dumpfe Gießkanne hinein, die für ihn zu klein ist, und freue und schäme mich in eins.

Aber am Flußufer tauche ich den Überfallenen noch einmal in sein Element, — und sieh, der schöne dunkle, gelb gesprenkelte Rücken strafft sich noch einmal und zuckt, — ein Ruck der Erinnerung geht durch seine sterbende Hechtsseele hin.

Dann bade ich uns beide von Blut und Schlamm und Lebensleidenschaft aus.

10

Mit dunklen Farben und heißem Atem ist der Sommer gekommen auf das tiefere Land.

Das Grün der Bäume ist dumpf und dicht geworden, im Mittag dröhnen Gesbüßschläge bis in die Areniederung, und Schreie der kampferstickten Menschheit schwingen zitternd in der Luft.

Fern von meinem Arbeitszimmer und der lächelnden Bronze ist die weiße Menschenblüte im Trauerkelch lungentrank geworden. Der Duft der Zykamen im Fürstenwalde von Ebur hat nicht ganz den Schmerz ihrer Witwenschaft zugeheilt.

Ihre Briefe flattern seit Tagen, klagende Vögel, in meine Abgeschlossenheit und werfen feurige Korallen auf meine Arbeit herab.

Es werden ihrer immer mehr, bis vor ihrem dunklen Blutglanze meine Augen trübe werden und meine schreibende Hand lahm und kalt. Und eines Morgens flackert meine Gestaltungskraft mitsamt der kühl erstarrenden Bronze im Schrei einer lebendigen Seele auf.

Nun hause ich in Berghütten, Gasthäusern am Wege und Passhöfzigen.

Die Schmerzen des Lebens, der Wirkung und der Arbeit haben mich

geschüttelt, aber eine Welle der Sehnsucht nach begierdeloser Einsamkeit hat mich zurückgeworfen in die Welt der baumlosen Gipfel.

Die wiedererstarrte Bronze ist meiner Seele entschwunden und auch das einstige Lächeln der zarten blonden Frau, das zuletzt in meiner Erinnerung steht.

Ging das Lächeln nicht in Abschied und Blässe über?

Und ich aus Leben in Traum?

Ich stehe, verrauschend, auf nächtlichen Gletschern still; in grünweiße Schründe bricht blau der Mond, und durch meinen sterneverhangenen Blick sehe ich in mein Leben wie in eine Magie zurück!

Ich ging in einer Stadt im Mittagslicht, die wie eine Toteninsel bleich inmitten grüner Wiesen und singender Bergwände lag.

Die Straßen der Stadt waren kahl, alte Wagen mit müden Pferden fuhren auf und ab, und rotbelippte Todestänzer tanzten um mich herum.

Sie kannten mich nicht und sahen mit fremden Augen auf meine verirrte Gestalt.

Mir geschah es im Gehen oft, daß ich stehen bleiben mußte und mich besinnen, warum ich in diese Stadt gekommen war.

Von ganz weit kam dann aus der geraden, grellsonnigen Straße eine Frau, zart und lächelnd, und fragte: „Kennst du mich, Liebster, nicht mehr?“

Sie hatte ein kleines Heft in der Hand, blau und zierlich, darin war eine Tabelle, sichtbar und deutlich, über den Verfall ihres Lebens aufgestellt.

Sie sah das nicht, sondern nur die kleinen Punkte für den Doktor, die mit Freundlichkeit zeigten, wie ihr junges Leben in Fieberturven auf- und niederging.

Aber ihre Wangen waren von fernen Todesrosen durchglüht, und wenn ich sprechen wollte, spielte das Kurorchester eine lustige Musik.

Ich konnte ihr nicht sagen, daß ich ihretwegen eine Arbeit zerbrochen hatte und deshalb nur ein Halblebender war, denn das hätte sie nicht verstanden.

Ich konnte nur weiter unter den fremden Menschen in der Totenstadt umhergehen und mich verloren vor fernen Zusammenhängen verneigen, während sie noch auf einem Liegestuhl schlief.

Dann kam der Tag, da ihr Lächeln in Ferne und Blässe erstarb.

Wohl habe ich meinen Schlaf mit ihrem Atem geteilt und Arbeit und Leben ihretwegen verachtet.

Aber versank nicht auch dies vor neuen Weiten?

Ich habe meine Trauer mit tieferer Trauer erstickt und sehe nur noch das Wehen ihrer Seele im Wind.

Nun schweife ich über verschwebende Höhen, klettere in der glühenden Sonne durch schattenlose Gerölle hin, von Naturgewalt mit grimmigem Lächeln durcheinandergespielt, blicke pfeifenden Murmeltieren und entspringenden Gamsen ins jäh erschreckte Gesicht, hänge an Schneewänden und Klippen, bis die Glieder mir schäumen und zittern, schreite über Gletscherfelder dann gläsern gekühlt und liege schließlich auf einem Gipfel still, dem Himmel hingehalten zu kristallinem Opferdienst.

Am Horizont verbämmern die schmerzlichen Gestalten, lächellose Einsamkeiten graben um mich ein Grab.

Ein Meer von weißen Gipfeln liegt um mein Lager gebreitet. Von ihnen fließen nach zwei Seiten unsichtbar ab die Gewässer zum Rhein und zur Donau, in der Tiefe entschwindet grünlich der Engadin, und nach Sonnenuntergang, Süden und Norden öffnen sich die Tore der Berge.

Zerschmolze ich hier, entglitte mein zufälliges Sein in die Nordsee und das Meer des Bosporus; aber noch stehe ich, feste Form, verteidigt durch Willen und Instinkt gegen letzte Sehnsüchte und die Begierden des Nichts.

Erst wenn der Abend fällt und himmlische Röte die Berge tiefleuchtend erfüllt, klettere ich, in mir zusammengefaßt, zu den Klubhütten herab, in denen in Trupps, mit Pickeln, Seilen und Führern bewaffnet, Gestalten sitzen, in Wolken von Tabakrauch verpült.

In der Nacht kommt der Weg die tieferen Paßstraßen entlang, an deren steilen Flanken die abstürzenden Wälder kämpfen und die Gletscherbäche, zu donnernder Kraft versammelt, in das Dunkel der Schluchten brausen.

Einsauge ich mit stummer Leidenschaft allen Saft der Natur, denn über den Todesgesang dieses Krieges hinweg scheint mir eines gewiß: unser Leben ist ohne Wert, wenn es sich nicht hundertfältig in anderen wiedergebirt.

Wurde mir nicht das meine auf geheime Weise geschenkt?

Weinende Seligkeit kommt in mein Blut:

Über meinen Häuptern spüre ich das Rauschen von Fittichen,
dunkle große Vögel fliegen in sternbeglänzte Fernen,
ich schreite ihnen nach, über Berge und Täler und menschliche Gestalten,

an den Abgründen meines Weges stehen, wie Pappeln aufgereiht, Tote,
ich grüße sie,

singe leise,

lege das Haupt zurück in die Nacht und streue mein Leben hin.

Goethe und Europa

von Rudolf Pannwitz

Es gibt latente Politiker, die durch Zufall nicht in die Lage kommen, selbst zwischen die Räder zu greifen, wie andere eben dazu nur durch Zufall gelangen. Der größte Politiker Deutschlands und der einzige, der in seiner Zeit neben Napoleon weltpolitisch in Betracht kommt, ist Goethe. Er hat über seine Politik mit derselben Resignation geschwiegen wie über alles, was in ihm höchst aktiver Wille war. Doch kann man das Verborgenste finden, wenn auch verstreut, so in den Dramen, besonders der „Natürlichen Tochter“, in den vielerlei Sprüchen in Vers und Prosa und erschöpfend in den Gesprächen.

In jenem berühmten Gespräch forderte Napoleon von Goethe, als sein Hauptwerk, den Tod Cäsars so zu schreiben, daß man sehe, welches Unheil daraus entsprungen, welches Weltheil dadurch verloren, und um der großen Eindrücke willen zu diesem Behufe nach Paris zu kommen. Goethe, tief verschwiegen in seinen wahren Kämpfen, erwog das lange und sogar hinsichtlich des Aufwandes, den es verlangen würde, genau so wie er über das Deutsche wie über das Französische hinaus strebend mit Napoleon über das Theater sich verständigt hatte und sogar äußerte, Napoleon lenke die Welt nicht anders als er das Theater.

Dieser größte Europäer hing zugleich mit der treuesten Liebe an jeder Bodensalte seines Landes, ertrug es nicht, wie die Franzosen darin bestimmten, ward wütend über die Behandlung des verehrten heimischen Herzogs, und sprach unter Tränen die mythischen Worte, die volldeuthesten, unsäglichsten: „Ich will ums Brot singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist. Die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euern herunter-singen!“ Und dieses ist derselbe Mann, der gesungen hat: „Rüttelt nur an euren Ketten, Dieser Mann ist euch zu groß!“ Und nicht nur, daß er beides in einem Charakter vereinigen konnte, sondern daß in der Vereinigung dessen sein Charakter bestand, das ist, o ihr muffigen Deutschen, seine eigene Größe.

Er als einziger repräsentierte Napoleon gegenüber die Würde des Deutschen; und das ist das Furchtbare dieser herrlichen Begegnung, daß, wie aus allen Berichten eindeutig erkennbar ist, er mit bewußter und vollkommener Gebärde etwas vor- und darstellte, was in allen hätte sein

sollen, jedoch nur in ihm ganz Mensch geworden war: das bodenständige und europäische, große, geistige Deutschland, nach dem ersten Deutschland Friedrichs des Großen, das zweite Deutschland Goethes. Er wie ein Erdvater beugte sich überall vor der Überlegenheit des Gottdämons und wies überall seinem Übergriffe Schranken, dem Vorurteile wie der Gewalttat. Er spielte immerfort auf das Vulkanische in Napoleons Phänomen an. Als Napoleon ihm sagte, daß er den Schluß des „Werther“ nicht liebe (eine der vielen unbemerkten Großheiten Napoleons), antwortete er, Seine Majestät liebe überhaupt nicht, daß die Romane einen Schluß hätten. Wiederum gab ihm die Erhebung 1813 und die Vernichtung Napoleons nur schwere Sorgen (und eben darin war er der große Politiker). Wilhelm von Humboldt nahm es etwa als eine der Wunderlichkeiten des Geheimrats (was konnte inmitten eines öffentlichen Flagellantentums ein reifer Goethe anders sein als Geheimrat!), wenn er meinte, „das Heilmittel sei übler als die Krankheit; man werde die Knechtschaft los werden, aber zum Untergehen.“

Goethes Verhältnis zu Reaktion und Liberalismus scheint ja allgemein bekannt; aber es wird nur ausgebeutet. Tatsächlich stand er über beidem und war der einzige, nach allen Richtungen freie, nur sozial von Fall zu Fall sich selbst bedingende Kulturpolitiker der allergrößten Harmonie. Vielleicht versteht man bald einmal sein eigenstes Verhältnis zur Revolution, zu Napoleon und zur Politik. „Europa war sonst eine der seltensten Republiken, die jemals existiert, und ging dadurch zugrunde, daß ein Teil das sein wollte, was das Ganze war; nämlich Frankreich wollte Republik werden. Jetzt nirgends Schutz und Hilfe. Omnia in propatulo. — Sonst der Mensch auf sich allein gestellt, suchte er Schutz und Hilfe bei anderen: in Burgen, Schlössern, bei Freunden. Jetzt in der öffentlichen Kommunikation hilflos und nur durch sein Inneres zu trösten und zu helfen. Sonst verschlossen nach außen, offen nach innen; jetzt offen nach außen, verschlossen nach innen.“ So hatte er denn noch die Idee, einen Kulturtag zu berufen, als die Politik die Kultur zu verschlingen begann; aber er führte sie nicht zur Wirklichkeit.

Nicht Metternich, sondern Goethe war der große deutsche Politiker. Metternich gilt genau so weit, wie er in Goethe, der ihn überbegrift, eingeschlossen ist. Selbst Bismarck war entbehrlich und wäre besser nicht gewesen, wäre Goethe als Politiker Wort und Tat geworden. Dies sind keine Treppenwiße der Weltgeschichte, es ist der erste gesamtdeutsche klare Wille in die Zukunft seit 1914 und weit länger zurück. Es war eines der furchtbaren Schicksale, das Europa erlitten hat, wie der Untergang des römischen Reichs durch die Germanen und die Auflösung der Reichsidee durch die Reformation, daß Napoleon und Goethe nur flüchtig sich

berührten. Sie mußten zusammen wirken, sie hätten sich ergänzt. An Mitteleuropa hing es ja, dies konnte nicht mit Napoleon zusammenkommen, und gerade Metternich tat alles dagegen. Goethe hätte alles dafür getan, und er hätte auch Napoleon aufgeklärt über die bodenständigen Bedingungen, die, unscheinbare doch gewaltige, der Frembling nicht selbst versteht und gar nicht ehren kann. Goethe lebte ja doch gleichzeitig in der französischen und deutschen Kultur. Er hatte den Gedanken des Fürstenbundes, da er, erster Verehrer Friedrichs des Großen, durchaus nicht unter Preußen wollte, das man damals und dort mit Recht fast zu Rußland rechnete, trotz Friedrich dem Großen. Der größte deutsche Mensch mußte der Kanzler des französischen Cäsar werden, Goethe an Talleyrands Stelle, das war Europa! Nun aber, da nicht Goethe, sondern Metternich mit Napoleon verhandelte als Vertreter Mitteleuropas, trennten sich die Sphären, die harmonisiert werden mußten. Napoleon und sein Europa stürzen, Österreich als die eine, Preußen als die andere Hälfte Mitteleuropas erheben sich mit- und gegeneinander, Frankreich und Rußland blieben bedrohlich, Revolution und Restauration bereiteten zum Untergang, und England, Amerika, Japan hatten den Vorteil, der entfernteste den äußersten.

Goethe war im wahren Sinn des Wortes der größte (österreichische), das ist übernational-deutsche Politiker. Er allein konzipierte eine europäische Synthese, in der Imperatorenmacht und Volkstümmernwuchs, Überlieferung und Freiheit, Fortschritt und Dauer herrlich eins geworden wären. Er allein umfaßte das, was heute in ein übersteigertes Reichsdeutschland und ein zurückgebliebenes Österreich unglücklich sich getrennt hat, so wie ja Österreich eigentlich ein älteres Deutschland ist. So ist er in jeglichem Sinne auch das Ideal für ein neues Österreich, vielleicht einst für ein neues Gesamtdeutschland, das in einer Kulturpolitik Soziales und Energie wie Goethe wirkend vereine: „Indem man unverbesserliche Abel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr, statt daß man diese Mängel annehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen diese zu contrebilanzieren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum mans nicht erreichen kann.“ (Tagebuch 14. Dezember 1778.)

Drei Gedichte von Sigfried Giedion

Zürich-See

Wo die Lust Ranten zeichnet
und Hügel zum See fallen,
wo hinter Apfelbäumen
Berge stehn. — Und grün und blau und weiß
wie Hände ineinander ruhn . . .
Oder sich tasten.

Nicht blau und weiß und grün von Wasser, Firn und Baum allein
sie springen ab von Wasser, Baum und Firn
und finden sich zu eigenem Geschehn
aus dreier Herrlichkeit: tief, hoch und weit!

Was aufgegeben eigene Gestalt
Blatt, Tropfen, Welle, Baum und Firn,
Ramin und Häuserzug
ist doch entfremdet nicht eigenstem Bild,
auftrauscht es in unendlichem Geflecht und viel geliebt
schwingt sich von Hügel, Berg und Schlucht
das Unsichtbare frei: Wohltun und Freude, Sehnsucht, freies Herz:
das Land!

Bestimmung

Wes Auge nicht die fernern Dinge späht
und sie im eigenen Schicksal tragen muß
auch wenn er fern von Furcht und Liebe steht

ganz nur er selbst und nicht im blinden Fluß
des eigenen Erlebens untergeht
unfähig gleich zu Liebe und Genuß,

der suche nicht verirrt und runde
verschlossene Wege, die ins Dunkel führen
zu dieser Dinge Sein und Untergrund.

Ihm sind die Menschen gut, denn ihn berühren
geheim die Freuden noch, ihm leuchten bunt
der Frauen Spiele, drin sich zu verlieren . . .

Die Auferstehung

I

Schein am Himmel, Strahlen im Antlitz: aber sie starben.
Hellerer Glaube, frohere Wandlung: aber sie starben.
Greifbar Zukunft und Reich: aber sie starben
dumpfer wie Schafe — denn abgewendeten Herzens
sanken sie hin!

2

Und wir! aufgebrochen, vom Warten zerwühlt und maßlos verschwendet
schweigen noch hin: vom Geschehn verzehrt, wehrlos wie Bäume! —
Was wir liebten, nahmen sie uns, die mit uns bauten,
Ehrfurcht vor sich und andern im Herzen, bauen nicht mehr.
Einsam zu Einsam sieht Mensch auf Mensch; der Geliebten entfremdet
lebt verschüttet das Ich.
Sind das wir, durch die orgelnd das Blut fuhr? Sind das die Gleichen
über denen Einheit und Strom fern schon sich ausgoß?
Wundgestoßen sitzen wir da mit offenen Adern.
Über uns brach die Welt. Fluch von Geschlechtern leerte sich aus
und zwang uns ins Opfer.
Alles verhüllend, fällt das Gesicht in die Hand.

3

Sturm über uns! Aber doch nicht Opfer! Es schreien die Säfte
jung noch in den entblätterten Kronen!
Straffen Gesichtes wollen wir der Geliebten sein!
Straffen Gesichtes Herrschaft führen für uns und die andern
oder verwoben in höherm Geseß
namenlos hingehn!
Auf von den Tischen! Wer Einheit und Strom sah
einmal entbreitet vorahnenden Auges, fault nicht am Alter!
Wer nur einmal ganz durchbrandet zu Gott geschrien,
löscht nicht aus lebendigen Leibes!

Aus den Augen reißt keiner das Licht mehr.
Aus Höhen, aus Tiefen finden einmal zu ihm die Kräfte
wieder den Weg!

4

In unsern Jahren schwiegen wir hin, gelähmt und verzweifelt,
da auf den Stühlen der Welt die Vergangenen saßen:
Kurven ziehn sie und verlorn die Gestirne,
gebeugt ins Gestern. —

Aus ihren Händen die Macht! Die Schädel barsten,
Blut fließt um alles, da neuen Wuchs sie geformt nach toten Geseßen!
Auf von den Tischen! Erwacht! Es brachen Geschwüre.
Ausgeitterten Leibes ist bereitet das Volk.
Unsichtbare Gewalt fiel in die Türen der Macht:
Aus den Zertretenen, aus den Befehlern, aus Jugend
schlägt unantastbar neue Geburt! —
Aus dem Verderben rundet voller die Welt sich und wieder
will sich verlorenes Gold hinter heiligen Häuptern entzünden!

R u n d s c h a u

Diplomatenwäſche von Samuel Saenger

Herr Otto Hammann, der unter vier deutschen Kanzlern das Pressbüro im Auswärtigen Amte mit ungewöhnlichem Geschick und politischem Takt geleitet hat, hält nun die Zeit für gekommen, über den Aufbau, die Ziele und die Mittel des „neuen Kurses“ aufzuklären (bei Reimar Hobbing, Berlin). Nicht die Sehnsucht nach historischer Wahrheit hat mich veranlaßt, das Büchlein in die Hand zu nehmen; mein Ziel war bescheidener: ich wollte wissen, wie die Menschen nackt aussehen, denen das Erbe Bismarcks anvertraut war.

Bei dieser Rückerinnerung befällt mich ein Grauen, — weil ich hinter dem Gewesenen ein Stück lebendigster Gegenwart vermute. Wer verwaltete beamtlich und für uns alle verbindlich das deutsche Schicksal, als Caprivi Kanzler wurde und auch für das ihm völlig fremde „auswärtige Geschäft“ — ein ekelhafter, aber durch den Berufsjargon geheiligter Ausdruck — verantwortlich zeichnete? Friß von Holstein, der in weitester Entfernung von der öffentlichen Teilnahme vier Kanzler beriet; der für den unseligen Zickzack in der Marokkoangelegenheit offenbar das größte Maß von Verantwortung trägt; der die Ablehnung von Chamberlains Bündnisanerbietungen emsig betrieb; der bei der Befetzung entscheidender Botschafterposten, ja auch bei der Berufung der Staatssekretäre des Auswärtigen oft das letzte Wort sprach und hinter den Kulissen in allem Sachlichen und Persönlichen einen wahren Terror übte. Wenn man eine der Erörterung entzogene Gruppe von Einflüssen hinzurechnet und mit dem Holsteinischen Terror multipliziert, so erhält man ein Produkt von wahrhaft irrationaler Größe. Da Herr von Holstein erst 1906 aus dem Amte schied, also nach dem Abschluß des anglo-französischen Marokkovertrages vom 8. April 1904, den ich als die Mutterlauge der imperialistischen Handel der ganzen Folgezeit betrachte, so wird man die Bedeutung dieses anonymen Beamten des Auswärtigen Amtes ermessen können. Die zarte Erinnerung an den

Liebenburger Kreis, an die Rolle, die der Troubadour Phili (Eulenburg) spielte, an den Auserkennenden, das Spägle aus Schwabenland und eine reiche Menagerie toter Männer huscht melancholisch durch Hammanns Blätter, doch uns wird bang bei dem Gedanken, „welchen Geistern“ erlaubt war, mit unserem Geschick zu spielen. Harden, der die auswärtige Politik der Bismarckepigonen aufs heftigste bekämpfte, der sie jahrelang, und gerade zu den Zeiten des wütesten Holstein-Terrors in der Wilhelmstraße, als Häufung von Unwissenheit und dummem Prestigespiel bloßstellte, der den Gedanken der Algierakonferenz blutig höhnte und mit der Zerfaserung gemachter Fehler unersättlich Sport trieb: Harden hat hinterher auch diesem altpreussischen Fritze eine menschliche und politische Ehrenrettung gegönnt und sein Charakterbild unter seine Porträts gestellt (Köpfe I, 91 ff.). Wie seltsam. Damit vergleiche man Hammanns Darstellung (fünftes Kapitel) und vergegenwärtige sich das Zerrbild deutschen Bedürfens, Wollens und Sollens, wie es im Gehirn dieses so einflußreichen Anonymus lebte. Die geistige Welt ist ihm durch die drei festen überlieferten Punkte Thron, Heer, Beamtentum abgegrenzt; kein Hauch der machtvoll wachsenden neudeutschen Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft bringt in diese rückwärts zwischen Jena und Sedan eingeklemmte Vorstellung, nicht die geringste Spur einer sozialen und völkerpsychologischen Erkenntnis wird sichtbar, die die Machtkämpfe der Nationen auf tiefere Wachstums- und Entwicklungsercheinungen zurückführt, und wodurch zum Beispiel auch der „plötzlich“ auftretende koloniale Heißhunger des nach Bismarck saturiert sein sollenden Deutschen Reichs allererst erklärt wird. Das politische „Geschäft“ ist in solchen Händen ödeste Kombinationstechnik, der ohne die voranleuchtende Fackel einer großen neuen nationalen Aufgabe und Mission im besten Fall Zufallserfolge besichert sein können. Dafür, für die Tätigkeit Holsteins also, war nach Bismarcks Abgang die Bahn frei. Sie reicht mit ihren Folgen, wie wir wissen, bis in unsere Tage. Solange die Völker diese Duodezform der totesagten Kabinettpolitik dulden, haben sie wenig Grund zu hoffen.

Der sehr kluge Verfasser ist besonders eifrig bemüht, Caprivi von den Anwürfen seiner Feinde und Verkleinerer zu reinigen. Freilich hatte der General nicht das geringste Talent zum Diplomaten. Doch schließt dieser Mangel auch beträchtliche Vorzüge ein. Man hatte das Gefühl, daß der politische Neuling wenigstens nach einer Generalidee suchte, nach einem Kompaß in einer neuen Welt. Seine Aufgabe ging über die passive Aufgabe hinaus, den saturierten bismarckischen Nationalstaat zu schützen und innerlich auszubauen; für sein Wachstum und seinen Weltbrand mußten zeitgemäßere Formen gesucht werden. Nicht einmal die ererbte Bündnispolitik

bot Sicherheiten über den nächsten Tag hinaus. Er sah sich in eine außerordentliche Unruhe hineingestellt. Wenn auch der anglo-französische Bund noch nicht endgültig besiegelt war, so gab es keine Diplomatenentrics mehr — Karl Marx hatte es längst vorausgeföhlt und vorausgesagt —, die über das kommende Kronstadt mit der Marseillaise hinwegtäuschen konnten; und darum war es kein Zeichen blöder naiver Ehrlichkeit eines im auswärtigen Geschäft Unerfahrenen, daß Caprivi das bismärckische System der Versicherungen und Rückversicherungen als eine Verschleierung drohender Realitäten empfand. Und schließlich war mit der Idee des saturierten Nationalstaates und dem grandiosen Machiavellismus des Meisters, so scheint mir, noch kein Boden gewonnen, von dem aus die imperialistische Entartung des Kapitalismus, die das neue Reich viel schärfer als die alten Groß- und Weltmächte des Planeten angefallen hatte, vor Konfliktgefährden und Weltbändeln schlimmster Art bewahrt werden konnte. Die postumen Lobredner Bismarcks machen sich ihre Aufgabe gar zu leicht, meistens bleiben sie in personalem Klatsch und in der unfruchtbaren Erörterung bismärckischer Rezepte stecken, von denen doch niemand weiß, in welcher Mischung und Dosierung der Meister sie verabreicht hätte. Doch nun zu Einzelheiten.

Der Sansibarvertrag, den besonders die Bismarckfrondeure dem zweiten Kanzler als wüßtes Verbrechen anrechneten, beruhte auf der Voraussetzung, daß der Kaiser-Wilhelms-Kanal ohne Helgoland eine Halbheit sei. Wie überlegen ist doch sachliche Einsicht pffiffigem Diplomatenum! Aber nun kommt die große Sünde wider den heiligen Geist, die Kündigung des berücksichtigten Rückversicherungsvertrages mit Rußland, den Oberkluge noch heute als ein Meisterstück bismärckischer Kunst betrachten. Man lese bei Hammann nach, warum der Draht nach Petersburg so plötzlich abgerissen werden mußte, nachdem man sich einmal entschlossen hatte, die Beziehungen zu Österreich-Ungarn von dieser sachlich und moralisch bedenklichen Belastung zu befreien. Durch die Denkschrift des Fürsten Bichnowsky hat sich die Erörterung mit besonderer Hefigkeit gerade diesem Punkte zugekehrt. Ich persönlich halte die Beweisführung Bichnowskys, der sich auf die Seite der Tadler stellt und das Abweichen von des ersten Kanzlers pro-russischer Linie für eine der Quellen der späteren Ubel hält, für schablonenhaft und kurzfristig und bitte den Leser, sich einen Augenblick zu den Bemerkungen über die deutsch-österreichischen Beschwernisse im letzten Hest der Neuen Rundschau zurückzuwenden. Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ nicht bloß die wuchtige Beweisführung seiner berühmten Denkschrift vom Jahre 79, durch die dem alten Kaiser Wilhelm das Abschwanken von dem seinem Herzen so nahe liegenden Rußland nach Österreich hin plausibel gemacht werden sollte, zu verschleiern, er hat auch seine

öffentlichsten Handlungen bis zu dem Ende seiner Regentszeit zu bewerten gesucht. Die Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg waren, trotz aller dynastischen Intimitäten, immer kühler und kühler geworden. Der gute Wille von Diplomaten hüben und drüben — und er wurde immer einseitiger nur hüben gezeigt — konnte gegen die Wucht des feindlich andrängenden Panlawismus nicht aufkommen.

Ich sehe in diesem Punkte metternichische, ja kabinettspolitische Fäden in Bismarcks Kunst. Auf die Behandlung Alexanders III., dieses dumpfen, schwerfälligen Kopfes, der auf ein Genie wie Bismarck nur mit Mißtrauen reagieren konnte, legte der Staatsmann ein entscheidendes Gewicht; die Imponderabilien, die mit der Entwicklung der russischen Intelligenz, der russischen Wirtschaft, der russischen Bourgeoisie, des großrussischen Nationalgefühls sich geltend machten, hat in diesem Fall der sonst so erfolgssichere Völkerpsychologe mißachtet, wenigstens soweit seine heftigen Angriffe auf seine Nachfolger in der Presse und seine spätere Rechtfertigungsschrift erkennen lassen. Er schied Anfang 1890 aus dem Amt. Aber was geschah unmittelbar vorher? Bismarck erschreckte die friedlichen Europäer durch Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages im Jahre 1887 und machte das deutsche Volk mit der Wahrscheinlichkeit eines bereinstigen Zweifrontenkrieges im Reichstage vertraut. Auf diesen Zweifrontenkrieg wurde die militärische Rüstung von nun an eingerichtet, alle späteren Militärvorlagen hatten von nun an die gleiche Motivierung. Auch darin hinterließ Bismarck eine Überlieferung. Ich sprach das letztemal von der Zwangsläufigkeit der sogenannten Option für das Donauraich: hier haben wir die unausweichlichen Folgen. Schon vorher piffen die Skobelevs und Ignatieffs die Melodie vom Zusammenschluß aller Slawen und Romanen gegen das aus Blut und Eisen gezimmerte Germanenreich; und sie schwoll zum nationalen Chorus und hat Weltgeschichte gemacht, obzwar die amtlichen Politikmacher sie auf die Operettenbühne verwiesen. „Der Weg nach Wien geht über Berlin“ war Skobelevs Schlachtruf 1882. Soll die Einschüchterung durch nationalistische Geschichtsklitterung ewig hindern, auszusprechen, daß auch hier, wie auch sonst, Bismarck durch die angeborene Richtung seines Genius verleitet wurde, die Gewalt der von unten her, aus Gefinnungen und Stimmungen der Völker heraufdrängenden politischen Regungen und Bewegungen zu unterschätzen? Darum war seine ganze prorussische Rechnung auf Sand gebaut. Die Skobelevs und Gortschakows versanken; Giers, weich und schmiegsam und kein Deutschenfeind aus Grundsatz, wurde russischer Außenminister; und Graf Peter Schumaloff, Freund und Bewunderer des deutschen Staatsmannes, zog in die Berliner Botschaft ein. Waren aber mit den Personen die Gegensätze geschwunden? Man machte es glauben. Man versuchte — es nach

dem Berliner Kongreß und dem durch Blutopfer nicht „verdienten“ Geschenk der südslawischen Provinzen an die Habsburger — mit der Wiederbelebung der Dreikaiserpolitik. Um über den Weigeschmack, der aus der Küche der Heiligen Alliance herkam, zu schweigen: sie suchte mit dekorativen Mitteln über den wesentlichen Gegensatz des zarischen Rußlands und des habsburgischen Österreichs hinweg. Die Versuche zur Versöhnung des Unversöhnbaren tadelte ich nicht; abschwächen, Zeit gewinnen, die Vorsehung gewähren lassen war die Losung des großen Diplomaten. Aber gleich darauf trat, im Jahre 1887, sein Realismus hervor und redete in ungeschminkten Tatsachen. Und welchen Wert sollte im übrigen das Bündnis für die Österreicher haben, wenn die Pflege seiner Balkaninteressen, die unter Bismarcks Beihilfe auf dem Berliner Kongreß ein so charaktervolles antirussisches Gesicht angenommen hatten, von den Vorteilen dieses Bündnisses ausgeschlossen sein sollte? Die Handlungen mußten die Blindesten sehend machen. Zur selben Zeit nämlich, wo in der großen Reichstagsrede die große Kanone nach Osten abgefeuert wurde, wanderten Hunderttausende französischer Lebel-Gewehre nach Rußland, wurde das Verleihsverbot russischer Werte in Deutschland erlassen und wurde . . . die erste russische Anleihe in Frankreich begeben. Man sieht, wie glänzend der rückversicherte Draht nach Petersburg unter den Augen und den Händen des Meisters funktionierte. Wenn Bismarck die Kompetenz des deutsch-österreichischen Bündnisses auf den habsburger Balkanehrgeiz nicht ausdehnen und vor allen Dingen die russische Freundschaft als den Fels seiner auswärtigen Politik behandeln sehen wollte, mußte er ein Mittel ersinnen, sein Verhalten auf dem Berliner Kongreß ungeschwiegen zu machen. Nein: sehender hätte uns sein Privatbrief an Salisbury machen sollen, der im Dunkeljahr 1887 geschrieben wurde. Eine schwere Gefährdung des europäischen Friedens liege in den russischen Zuständen und den panslawistischen Umtrieben, wo Reaktion und Revolution auf gleiche Weise durch Krieg ihr Ziel zu erreichen suchten. Ein Genieblick.

Man sucht sich heute älteste Gewisheiten auszureden. Der russische Imperialismus, der Ausdehnungs- und Ablenkungsdrang des zarischen Despotentums hatte seit dem Berliner Kongreß sein Gesicht der Türkei und Österreich zugewendet; ja: auch dem Donaufstaate, an den schon damals von allen Himmelsrichtungen her Irredentas Ansprüche stellten und der einem Bündel von Fragen und Fragezeichen glich — beide Länder galten ihm als Liquidationsmassen. Hammann deutet an, in dem Rückversicherungsvertrag sei Rußland für wohlwollende Neutralität gegen französische Angriffe Konstantinopel und Handlungsfreiheit in Bulgarien zugesprochen worden. In welche Lage geriet dann das Reich mit den vielen Slawenstämmen, wenn die mächtige slawische Allmutter sich quer

über den Balkan bis an das Mittelmeer lagerte, ein Magnet, der die Fugen des Donaureiches lösen mußte? Das konnte und durfte auch kein deutscher Staatsmann wollen. Denn darauf rechneten damals wie heute alle Westfreunde des Ostens und im Donaureiche selber. Wäre es denkbar, daß das deutsch-österreichische Bündnis zerfällt, so ersteht für uns — die großdeutsche Frage. Dann speit Europa von neuem dreißig Jahre lang Blut. Diese Zwangsfolge einer bewußt antiösterreichischen Politik erkennt Fürst Bichnowsky offenbar auch heute noch nicht. Zwischen uns und Osterreich gibt es nur ein ganz positives und ganz negatives Verhältnis.

Noch ein Wort über die Denkschrift des Fürsten Bichnowsky. Als er den Londoner Posten übernahm, lebte er als Grandseigneur und in denkbar freiestem Verfügungsrecht über sich, seine Zeit und seine Fähigkeiten. Seine gesellschaftliche Stellung konnte durch die Annahme eines Gesandtenpostens nicht erhöht werden. Er stand bürokratischen Gewohnheiten und deutscher beamtlicher Lebensauffassung meilenfern. Hatte er politischen Ehrgeiz, so war er in der glücklichen Lage, seinem Stachel nur nachzugeben, wenn er es ohne Opfer politischer Überzeugung tun konnte. Er war, ehe er nach London ging, proenglisch; prorussisch und anti-österreichisch, — um es grob auszudrücken. Aber er wußte, oder mußte wissen, daß wir in einer Art solidarischen Haftverhältnisses mit dem Habsburgerreich standen; er wußte, oder mußte wissen, daß sich da unten an der Vörsstelle zwischen dem Balkan und Mitteleuropa trotz der buchstabengläubig nachgeplapperten Warnungen Bismarcks die Dinge ungemein verbösert hatten; daß unser türkisches Interesse ein politisches und wirtschaftliches Faktum erster Ordnung umschloß und im System der englischen, französischen und italienischen Interessensphären fest eingeklemmt saß; daß das franko-russische Bündnis eine durch Diplomatisieren nicht zu erschütternde Tatsache war; daß in und aus Marokko in bezug auf den ganzen Planeten, insbesondere aber auf das kontinental-europäische Gleichgewicht eine grundsätzliche Verständigung zwischen England und Frankreich geboren war; endlich: daß in Berlin keine Geneigtheit zu einer Kontingentierung des Flottenbaues bestand, um den Konflikt mit England und seinen Verbündeten nur auf einige Zeit zu verschieben oder vielleicht ganz und gar zu vermeiden. In der Denkschrift des Fürsten spüre ich nirgends ein Gefühl für den weltgeschichtlichen Konfliktstoff dämmern. Deutschland mußte durch sein bloßes Dasein und sein ungeheuerliches Wachstum zum Störenfried werden; und nur grundsätzliche Quotisierung aller kolonialen Erschließungsarbeit am Planeten konnte Erleichterung schaffen. Aber selbst wenn England dazu geneigt gewesen wäre, zu einer

Revision also seiner Vormacht- und Vorherrschaft auf dem Planeten — was ich, trotz aller bona fide-Grimassen der Londoner Liberalen, nicht so eifrig glaube, wie der Fürst, dessen Kenntnis englischer Menschen und Dinge nachweislich oberflächlich und salonhaft war —: selbst dann blieb die umklammernde Verbundenheit zu Frankreich und Rußland und Italien hin übrig. Sie legte, von der Eifersucht auf die eigene Welt Herrschaftsstellung abgesehen, ein Bündel schwerster Verpflichtungen auf, die in Scheinfreiheit mündete. Wie durfte der Fürst annehmen, daß durch den Austausch gesellschaftlicher Liebenswürdigkeiten diese ehernen Sachlichkeiten sich erweichen lassen konnten? Wie konnte er glauben, daß von London aus die starre Auffassung der berliner Zentralinstanz, die doch auch grundsätzlich die deutsch-englische Verständigung erstrebte, zum Ausgleich mit seinen Anregungen gebracht werden konnte? Nur von Berlin aus war scharf und bis ins einzelne die wiener und vor allem die budapester Politik zu beeinflussen, nur in Berlin war durch Einfluß auf die wesentlichen Gestalter des deutschen Schicksals der Versuch vielleicht aussichtsreich, die deutsch-englische Auseinandersetzung auf spätere Zeiten zu verschieben und den Versuch zu machen, im Vereine mit England die Probleme Türkei, Balkan, Österreich-Ungarn so zu lösen, daß in unserm Südosten kein chaotisches Vakuum entstehe. An ähnliche Möglichkeiten scheint der Fürst zu glauben, und zwar, weil er dem guten Willen und der unbeschränkten Bewegungsfreiheit der Engländer unbedingt vertraute (trotz schlimmer Erfahrungen aus der Zeit des Burenkrieges). Aber er wußte, daß dieser Glaube in Berlin nicht ganz so geteilt wurde, und wie unverrückbar fest die südöstliche Achse unserer Politik lag. Trotzdem nahm er den Botschafterposten an. Er selbst spricht von seiner Sünde wider den heiligen Geist, scheint aber merkwürdigerweise das Gewicht dieser Sünde für geringer zu halten als die Schuld der berliner Zentralinstanz. Was der Fürst über deren Art sagt, zu arbeiten oder — sich bearbeiten zu lassen, bestätigt im übrigen die Andeutungen, die oben gemacht wurden, ohne die Fahrlässigkeit zu rechtfertigen, wodurch im unpassendsten Augenblick der pharisäischen Selbstgerechtigkeit da drüben — einer Tugend der beati possidentes, die die Funktionen von Richter und Partei noch stets zu vereinigen wußten — der Beifall der gefoppten Zeitgenossen zugeführt wurde.

Gerhart Hauptmanns neue Dichtung von Felix Braun

In Zeiten, in denen aus Mangel an Kriterien alles und jedes, es glänze nur mit einem Schein von Recht, zur Forderung erhoben werden kann, wird es nicht ausbleiben, daß die Meinungen über selbst die wesentlichen Begriffe in Verwirrung durcheinander gehen. Was man jetzt an Äußerungen über die Kunst in den öffentlichen Blättern wie in den Gesprächen der Gebildeten wahrnimmt, zeigt einen solchen Zustand durchaus, und da nun eine objektive Gültigkeit nirgend anerkannt wird, nirgend besteht, haben wir nichts als die Urteile des subjektiven Verstandes, der natürlich alles mit den gleichen und den entgegengesetzten Mitteln zu beweisen vermag. Einer solchen Zeit, die, aus ihrem Mittelpunkt getreten, eine willkürliche, gleichwohl großartige Bahn durch die Augenblicke dahinstürzt, kann nichts so wichtig sein wie das Überraschende, das Erstmalige, das Neue, und sicherlich soll dieser Wert des Neuen schlechthin als Faktor auch in der Kunst nicht unterschätzt werden. Was aber ist es, was den Künstler, den Dichter anzeigt? Es ist, glaube ich, überhaupt nichts Erklärbares oder Beweisbares, es ist das Gefühl seiner Gegenwart, das sogleich verehrend und liebevoll in uns erwacht, das durch Altes wie Neues mit der gleichen einfachen Gerechtigkeit seines Anspruchs überzeugt. Wenn intellektuelle Alleswisser in literarischen Diskussionen das Oberste zu unterst kehren, wenn es ihren Argumenten gelingt, unser Gefühl und unser Urteil zu verwirren, — was wäre da besser als einen Dichter zu denken, an dem nicht zu zweifeln ist? Der erste Gedanke der meisten wird hier Gerhart Hauptmann nennen. Sein Werk im Geist zu überschauen, seine Gestalten vorüberziehen zu lassen, sein edles Antlitz zu erinnern, genügt.

Es ist ein neues Buch von ihm erschienen, diesmal eine Erzählung: „Der Keger von Soana“ (Berlin, S. Fischer, Verlag). Die Leser dieser Zeitschrift kennen sie bereits, und so darf der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes sich immerhin auch auf andere berufen, wenn ihm vorgeworfen werden sollte, daß er in der Würdigung der Dichtung etwa zuviel sage. Daß jemand von einer Lektüre wie dieser nicht in seinen tiefsten Gründen getroffen worden, daß ihm die Vision des Dichters nicht nachhaltend in der Seele geblieben sei, die Bedeutung der Gestalten ihm nicht lange vorgeschwebt habe, kann, wie verschieden die Menschen auch gedacht werden müssen, bei einem halbwegs gemäßen Empfänglichkeitsinn nicht angenommen werden. Denn in diesem Werk ist beiden gegensätzlichen Prinzipien, deren Kampf wider einander fast jedes Kunstwerk zu einem irgen-

vergeblichen macht, so bis ins Äußerste und Letzte Genüge geschehen, ist alles, was die Kunst fordert, ebenso wie das, was wir als unvermindert lebendige Natur hindurchwaltend sehen, spüren, erleben wollen, erfüllt: so daß in der Tat eine Harmonie des Ganzen erreicht ist, für die es in der Geschichte der deutschen Literatur nicht allzu viele Beispiele gibt. Die Natur als Gegenstand des Kunstwerks, das Kunstwerk als Gestaltung der Natur: hier ist eine solche Vermählung vollzogen; eine Vollendung, die dem kleinen Rahmen der Erzählung sicherlich mitverdankt wurde, denn außer der Lyrik hat nur noch die Novelle das rein erfüllte Gebilde hervorgebracht.

Allerdings ist die Erfindung der Form nicht neu. Der Dichter sieht einen merkwürdigen Menschen, nähert sich ihm und erfährt von ihm sein Schicksal — wir kennen diese Fiktion aus vielen deutschen Erzählungen, dem „Armen Spielmann“, dem „Märchen vom braven Kasperl und schönen Annerl“, den „Schriften des Waldschulmeisters“ (hier etwas variiert), um nur einige zu nennen. Nun aber kam alles darauf an, wie es geschah: denn nicht die Form ist's, die den Dichter erkennen läßt, sondern die Bedeutung, die er ihr gibt. Einleitung und eigentliche Erzählung bilden ein einheitliches Ganzes, und wie sich zum Ausgang noch das unverhoffte Bild der Frau als Epilog anschließt, hat man etwa die Vorstellung eines Altargemäldes voll mächtiger Berglandschaft, an dessen Seiten die Flügelbilder die Gestalten eines Mannes und eines Weibes zeigen. Diese beiden Gestalten leben fort, wenn das Buch längst ausgelesen ist, aber das Mittelbild, das ihre Geschichte vorstellt, tritt zurück in jene Sphäre von Vergangenheit, aus der das ewige poetische Wesen uns anrührt, und die — wie unsre eigene Vergangenheit — die überlebenden, immer größer herausragenden Liebenden der Alpe fort und fort nährt, daß sie in unserm Leben wie Mitlebende bleiben, wie der arme Heinrich und Ottegebe, wie das Rautendelein und der Glockengießer, wie Starschewski und Elga aus unserm Geiste nicht mehr schwinden können.

Ich möchte zeigen können, nach welchen Gesetzen hier ein Meisterwerk der erzählenden Kunst gearbeitet worden ist (oder, wie man lieber will, sich selbst gebildet hat). Die Einleitung, die die Besuche des Dichters bei dem Berghirten berichtet, ist zugleich die epische Inversion, das Schlußbild, das die Frau plötzlich in die Gegenwart stellt, die Zusammenfassung der Dichtung in ihren tiefen Sinn, ihr Symbol. Was der Berghirt erzählt, die Geschichte an sich, ist freilich ebenso wenig neu wie ihre Formung — man wird sich gewiß an das Anzengrubersche Theaterstück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ erinnern fühlen —: aber wohin reicht dieses und wohin jene? Ein junger Priester, mit ganzem Herzen seinem Hirtenamt

lebend, erblickt auf einer Alpe, auf die er sich begibt, um ein dort hausendes, vertiertes, blutschänderisches Geschwisterpaar dem Glauben zu retten, ein junges Mädchen, das Kind der Geschwister; — und wie ihn, den Gelehrten, den Stubenmenschen, zum erstenmal die Natur des Hochgebirgs überwältigt, mit Sonne, Almengrün, Hochwind, Herden und glühenden Blumen, so überfällt ihn die Leidenschaft der irdischen Natur, des Eros, mit Ubergewalt, unhemmbarer, unabwehrbarer, sich sammelnd wie Berggewässer, wie das Quellenetz der Savaglia, und endlich herabstürzend wie der Wasserfall von Soana „in seinen selbstgebildeten Erosionspalt“, tosend und tosend, jeden anderen Ton der Welt überschallend, übertäubend, bis trotz allen Kampfes und aller vermeintlichen Hilfe geschehen ist, was in die Welt mußte, weil es aus der Welt kam, bis auch der letzte Gedanke der Angst vor den menschlichen Einsetzungen versunken ist und nichts mehr waltet als die reine Natur, die dem Geiste undienstbare, die aus der Tiefe der Erde und jedes Geschöpfs als Eros hervorbrechende. Und so wissen wir zum Ende, obwohl die Erzählung abbricht, wer der Berghirte ist und wer die Frau, die, ein Kind führend, dem Dichter, wie er niedersteigt, begegnet, und die „steigt und steigt in die Ewigkeit als die, in deren gnadenlose Hände Himmel und Hölle überantwortet sind.“

Was ich hier als das Großartige empfinde, ist das Erlebnis der Natur und die Macht der Darstellung, die es in die Anschauung verwandelt. Es ist die gleiche Natur in dem Gebirg wie in dem wilden Heiden, der einen Phallus für einen Gott verehrt, in dem Wasserfall wie in der Geiß, die die Blätter des Breviers für Laub frisst, in den Alpenblumen, die über die Schwelle der Hütte wachsen, wie in dem Mädchen, das darin schaltet und singt. Es ist ihr Dämonisches gezeigt und ihr Liebliches nicht vergessen — wem das Herz stillsteht beim Ansprung des Wocks auf den Rücken des Priesters, dem weitet es sich wieder bei dem fabelhaften Ritt des jungen Weibes auf demselben Tier, und wer erschauert über die tiefe Verkommenheit des blutschänderischen Paares, mag auch beklagen, daß er selbst mit einer Sehnsucht, die weit über sein Leben reicht, dieser Liebesnacht auf der Insel nie würdig ist. Was hier geschildert wurde, ist in der Tat das erste Menschenpaar, aber nun nicht seine Verstoßung aus dem göttlichen Garten, sondern die Wiedergewinnung des Paradieses. Nicht der Cherub mit dem Flammenschwert, das Paar der hochzeitlichen Fischadler schwebt über den Liebenden. Unerlöschlich brechen die Lebensbrunnen aus der verschütteten Brust des Mannes hervor, in das Weib über, das seine Leidenschaft erweckt hat, und die Früchte des Lebensbaumes enden nicht, so gierig jene auch pflücken und verzehren.

In diesem Zurückführen des Menschen auf seine Urgestalt, der Zeit auf Urzeit (denn Eros ist früher als Kronos, sagt der Hirte), ist vielleicht ein Grundzug des dichterischen Wesens Gerhart Hauptmanns und alles dichterischen Wesens überhaupt zu sehen. Sein Naturalismus will so verstanden werden und sein Romantizismus dergleichen. Hier hätte man eine Erklärung für den erstaunlichen Wechsel der Schauplätze seiner Dramen, die bald in der Gegenwart und in Prosa, bald in einer Vergangenheit und in Versen spielen; hier wie dort aber, im Mißlungenen und im Erungenen, ist die Figur immer Gestalt, immer auch, bei allem Individuell-Lebenhaften, von jener göttlichen Urhaftigkeit, von der die Leiber der Parthenonmarmore atmen. Griselda wie Rose Bernd, Florian Geyer wie Emanuel Quint, die Ziegenhirtin Melancho wie Frau Wolfen, Michael Kramer wie Kaiser Karl — sie alle sind Menschen der tiefen Natur, aus ihnen allen bricht's, wie aus den Bäumen im Frühjahr, von Leidenschaften, Entschlüssen, Träumen, Verhängnissen, — es sind zeitlose Menschen, ewige Menschen, Menschen als Geschöpfe, die wieder schaffen müssen. Denn der Geist ist's nicht, der das Schicksal zeugt, vielmehr unterbindet er's. „Der Weise,“ sagt Maeterlinck, „unterbricht tausend Dramen.“ Aus der Natur aber steigt das Schicksal, die Tragödie steigt aus der schwarzen Erde des Weinstocks. Wer diesem Dichter noch weiter vormirft, daß er zu wenig „Geistiges“ habe, der begreift weder ihn noch sonst das Wesen der Dichtkunst. Niemals — mögen das die jüngsten Dichter vernehmen — hat der reine Geist, der des Gehirns, gezeugt. Alle Dichter aller Völker haben aus der Tiefe ihrer Sinnlichkeit geschaffen: die Griechen so gut wie Shakespeare, Goethe so gut wie die Russen.

Wer nun wäre ein so reines Symbol des reinen Menschen wie der Hirte? Immer wieder hat dieser Stand den Sinn der Dichter angezogen. Homer und Theokrit haben ihn geschildert, Virgil und Tibull ihn glücklich gepriesen, und eine späte Kultur, die des achtzehnten Jahrhunderts, hat seine falsche Poetisierung zu einem Spiel der Geselligkeit gemacht. Gerhart Hauptmann hat ihn mit jenem Ernste gesehen, mit dem man einen Menschen der Natur, der Einsamkeit und des langen Himmelstages betrachten muß, um seiner tiefen Wirklichkeit inne zu werden. So sieht er einen Berghirten der Alpen nicht anders wie Philoitios und Eumaios, die er auf seiner griechischen Reise oft genug lebhaftig erblickt hat. „Ich fühle Apollon unter den Hirten,“ sagt er dort, als er von der parnassischen Quelle erzählt, „und zwar in schlichter Menschen-gestalt, als Schäferknecht, wie wir sagen würden, so wie er die Herden des Baomedon und Admetos hütete. Ich sehe ihn, wie er in dieser Gestalt jede gewöhnliche Arbeit des Hirten verrichten muß . . . Ich sehe ihn

weiter, wie er, ähnlich mir, in der lieblich monotonen Musik dieser Täler gleichsam aufgelöst und versunken ist und wie es ihm endlich besser als mir gelingt, die Chariten auf seine Hand zu nehmen." Wer in das Hochgebirg steigt, steigt auch in die Zeit zurück. Der Held der Erzählung fühlt das Erhabene seines Standes selbst, und wenn er von den sagenhaften Hirten der Vorzeit redet — auch von Apoll bei Laomedon, woraus hervorgehen mag, daß der Gedanke dieser Dichtung in jene griechischen Tage zurück reicht —, so durchschaudert's uns, weil wir ihn selbst als nicht minder mythisch begreifen.

Vielleicht jedoch wäre dieses Gefühl in uns nicht so stark, wenn nicht der Dichter die Handlung des Gedichtes an Stelle der zeitlichen in eine räumliche Ferne übertragen hätte. Im Riesengebirge hätte uns dieses Schicksal nicht so ergriffen wie in der unbekannten Alpennatur der italienischen Schweiz, und die fremden, ewig schönklingenden Namen der Berge, Flüsse, Ortschaften, Menschen erwecken uns das heroische Gefühl der antiken Landschaft und helfen unsrer Phantasie, das Göttliche dieser Bergwelt anzuknüpfen. Wie sehr das Italienische durch die Novellenliteratur des vorigen Jahrhunderts an poetischen Kräften eingebüßt hat: von dem wahren Dichter geschaut, erwacht es mit den alten Reizen wieder, und wir entziehen uns der unverstehenden Betörung nicht. Germanität und Latinität, Antikisches und Christliches durchbringen einander hier in einer merkwürdigen Mischung. Das Statische der Landschaft und das Dynamische der Leidenschaft (bei der man an Balzac denken muß, in deutschen Dichtungen wehen solche Stürme selten) ergeben zusammen eine Grundgewalt, wie sie nur aus primitiven Schöpfungen ausgeht.

Hauptmanns episches Werk ist in der letzten Zeit reich angewachsen. Die beiden frühen novellistischen Studien „Der Apostel“ und „Bahnwärter Thiel“ nahmen sich unter den Dramen lange einsam genug aus. Aber nach dem „Griechischen Frühling“ wurde schon der Roman „Emanuel Quint“ angekündigt, und dieses große Werk war kaum in den Besitz der Nation übergegangen, als schon ein zweiter Roman, „Atlantis“, erschien. Nun wird diese Seite seines Schaffens durch die neue Novelle „Der Reßer von Soana“ gekrönt. Gegenüber den früheren Büchern, die sprachlich nicht rein durchgeführt waren — namentlich der „Quint“ leidet an einer gewissen Trockenheit und Dürre der Diktion —, ist hier eine lautere, von der tiefen Flamme der Begeisterung leuchtende Sprache lebendig, die mitunter wohl auch in eine allzu prosaische Depression hinabsinkt, aber in der Beschreibung und in der Dramatik wie in einem feurigen Atem auf- und niederwallt, die Leidenschaft gebändig einherträgt, der Anschauung als ein klarer Spiegel dient, aller Bewegung, der mächtigen wie der lieblichen, den gerechten Ausdruck findet. An solche Schilderungen wie die des ersten

Aufstiegs auf die Alm, der Messe auf dem Gipfel, der Liebesnacht, der Gestalt der Frau, können wir uns aus keinem der anderen erzählenden Werke Hauptmanns erinnern: so dionysisch, so bekränzt, so hymnisch hinandrängend haben wir ihn kaum noch je gesehen. Aus jedem Worte schlägt jenes heilige Feuer heraus, das nur den Altären der Demeter entlobet, und wie in die tiefe Blut der eleusinischen Fackeln getaucht steht das ganze Gebild heroisch in der Erinnerung. Und gleichwie dem furchtbaren und verworfenen Bunde der Berggeschwister das holdselige Geschöpf entstammt, so erschauern wir, alle Schönheit aus der Finsternis der untersten Natur als Stern, als Blüte, hervortreten zu sehen, und nicht nur ein Geheimnis der Liebe, auch der Kunst, wird uns offenbar. Der Sarkophag, an dessen Rand ein bakchischer Zug abgebildet ist, die drei nackten Mädchengestalten des Bildhauers Vela erscheinen uns in derselben Dämonie, in der das Lebendige der Erde uns überfiel, und so ist auch hier, auf dieser äußersten Insel des Menschlichen, die höchste Gewalt dem Eros eigen. Der Hirte, der das Kreuz verleugnet, weiß nicht, daß er doch nur das tiefste Wort des heiligen Apostels Paulus erfüllt.

Das untrügliche Kennzeichen des Kunstwerks ist, daß es der Betrachtung unerschöpflich bleibt. Die Werke Gerhart Hauptmanns haben diese tiefe Quelle, die nie versiegt. Und indem wir von ihnen die reine Gewißheit ihres weiter wirkenden Lebens im Bewußtsein der Nation aussagen, erkennen wir den hohen, den verehrungswürdigen Sinn des Dichters wieder, und dies mißbrauchte, kaum noch sagbare Wort erglänzt wie einst.

Rodin und die Kathedrale von Max Picard

Wie ausgepreßt aus den Häusern, die sich in der Stadt zusammen-drückten, erschien die Kathedrale früher. Steine fielen aus den sich drängenden Häusern und schoben sich zusammen als die Kathedrale; sie wuchs nach oben in der Enge, weil sie alle Häuser sehen wollte, aus denen sie gepreßt war, und nahm die Tiere und die Blumen, die mit den Steinen aus den Häusern gefallen waren, noch zu sich in die Höhe.

Die Häuser aber sahen kaum hinauf an die Kathedrale; sie wußten, daß ihre Dinge an der Kathedrale viel besser gediehen als an ihnen selber.

Auguste Rodin: Die Kathedralen Frankreichs (Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1917).

Die Tiere und die Blumen an der Kathedrale konnten in der Starre ruhen, weil die Häuser in der Nähe waren, denen sie gehörten.

In ihrer Nähe waren sie so behütet, daß sie neben den fremdesten Tieren und Pflanzen an der Kathedrale schlafen konnten.

Die Häuser aber waren ruhig; sie wußten: wenn man sie von der Kathedrale weggeschoben hätte, dann wären die Tiere und die Blumen aus ihrer Starre wieder aufgebrochen zu ihnen zurück. Ja, sie hätten sogar die fremden Blumen und die fremden Tiere noch mit heimgebracht, wie Gefangene und Geschenke.

Vielleicht auch hätten die Häuser sogar gewünscht, daß man sie weg-schöbe, damit die starren Flügel der Vögel von der Kathedrale bis an die Läden der Häuser schlugen, und damit die Blumen ausbrächen aus ihrer Starre bis an ihre Fenster hin. Oder auch die Kathedrale hätte bis an die entfernten Häuser nachwachsen müssen; an der gewachsenen Kathedrale dann konnten die Blumen und die Tiere weiter in ihrer Starre bleiben.

Dies alles ist nicht mehr.

Die Kathedrale erscheint heute wie fremd herabgeschleudert mitten in die Häuser.

Die Häuser sind weggesprungen vor dem Fall der Kathedrale, sie schauen aus der Ferne an dem Dom hin und in die Höhe wie aus Angst vor einem neuen Fall.

Ein freier Raum ist um die Kathedrale, als ob man den Platz gesäubert hätte von den Häusern, die im Fall der Kathedrale brachen.

Einige sind nicht gebrochen und haben auch nicht fließen können, sie stehen gelähmt und scheinen immer vergebens zu warten auf die Wagen, die immer anderes als sie wegfahren.

Die Bewegtheit der Stadt ist wie eine Angst vor ihrer Kathedrale.

Es ist als ob die Bewegtheit der Stadt nur ein Zittern wäre vor dem Fall, der Kathedrale in ihre Häuser.

Es ist ein Zittern wie für einen großen Aufbruch, als ob die ganze Stadt sich zusammenbewege und vor der eingefallenen Kathedrale auswandern wolle.

Lärm der Maschinen schiebt die Stadt dem Auszug voran; sie will in ihm verbergen, daß sie sich fortbewegt in der Erschütterung durch die Kathedrale.

Aber wenn sie und da in diesem Aufbruch etwas stille steht, dann ist es doch nur, weil selbst der Aufbruch die Erschütterung der Kathedrale einmal wieder spüren muß, vielleicht nur darum, damit er um so eilender sich dann wieder bewegen kann.

Robin aber ist immer ganz nahe bei der Kathedrale geblieben.

Er hätte auch aufbrechen können mit den andern, denn sicher hätte er auch auf der Flucht immer die Erschütterung der Kathedrale gespürt, ja

um seinetwillen allein wären die Wellen des Falles der Flucht gefolgt, und überall unter seinen Füßen wären sie in seinen Körper bis in die Hand geschlagen.

Er blieb zurück; er wollte sich nicht erst suchen lassen, er fürchtete, daß manche Welle ihn doch nicht finden möchte oder gestört würde, bis sie zu ihm käme.

Darum fing er gleich ganz vorne alle Wellen auf, so daß die Flucht der anderen ganz wie von ihnen selbst ausgehend erschien und ohne die Erschütterung der Kathedrale.

Nur durch ein Ausgleiten oben am Himmel konnte die Kathedrale in diese Stadt gefallen sein, in die sie nicht gehörte.

Immer spürte Robin die Erschütterung des Bodens vom Fall der Kathedrale.

Er nahm das Zittern auf in seine Hände, bis es im Steine ruhte.

Alle Erschütterung wurde von Robin aufgefangen: wie in einem für sie gegrabenen Bett schlug die Welle aus Robins Stein auf und nieder und wurde darin zur Ruhe gelegt.

Ganz still war es jetzt um die Kathedrale.

Robin hätte nun sein Werk an die Kathedrale tragen können, die Welle in Robins Stein hätte sich nicht mehr zu bewegen getraut, sie hätte gefürchtet, die Statuen der Kathedrale aufzuwecken, und allmählich wäre sie selber erstarrt.

Die Kathedrale schien nun wieder dort oben zu hängen, von woher sie gefallen war.

Es ist, als ob Robin die Kathedrale wieder an ihren Platz hinaufgehoben hätte.

Er hätte wohl die Macht gehabt, die Kathedrale am Himmel auch zu halten.

Darum kam er sich verantwortlich vor für den Fall der Kathedrale. Es war, als ob er wie ein Schuldiger sich hinschleiche an die Risse, die nach jedem Falle in die Kathedrale brachen. Niemand hat so tief in die Risse gesehen als er; wie wenn die Risse noch tiefer geworden wären, weil er, der Schuldige, bei ihnen war.

Er allein aber wollte die Risse richten, er duldete nicht, daß sie von denen berührt wurden, deretwegen doch die Kathedrale in die Stadt als fremde fallen mußte.

Er hätte also wohl die Macht gehabt, die Kathedrale am Himmel auch zu halten.

Nur hätten seine Hände dann nirgendwo anders mehr sein können als an der Kathedrale.

Die eigenen Werke hätte er aus den Händen werfen müssen.

Robin aber wagte nicht, die Kathedrale am Himmel festzusetzen, er

traute sich nicht zu wissen, was jener, der sie gleiten ließ, mit dem Sturz vorhatte.

Darum wollte er der Kathedrale den Sturz überlassen, als ob er zu ihr gehöre.

Vielleicht wollte sie doch einmal in die Stadt einwachsen.

Vielleicht versuchte sie mit dem tiefen Fall schon den Boden.

Der ließ sie aber noch zurückprallen, und Robin konnte nichts anderes tun, als die Erschütterung des Falles auffangen, damit sie ihren Sturz nicht merke.

Die Kathedrale sollte sein, wo immer sie wollte, ohne daß sie eine Änderung zu verspüren brauchte.

Sobald Robin die Erschütterung des Falles in seinem Steine abgelegt hatte, sah er die Kathedrale wieder steigen, von woher sie gefallen war, um wieder in die Stadt zu fallen und so fort.

Und jedesmal empfing er die Erschütterung des Falles in einem Stein.

Die Werke aber, die nicht fertig waren, konnten mit der Kathedrale dann nach oben steigen und dort zu ihrem Ende kommen.

Er ließ sie ohne Augen, damit sie es nicht sehen konnten, wenn sie von ihm weg an die Kathedrale gebracht wurden.

Sie sollten sich nicht erinnern, daß sie einmal irgendwo anders als an der Kathedrale gestanden hätten.

Politische Chronik / von Junius

Mit dem Abschluß der interimistischen Friedensschlüsse im Osten und den ersten großen Erfolgen der westlichen Offensive hat der Sturm-
lauf gegen die Friedensresolution des deutschen Reichtags vom 19. Juli 1917 eingeseßt. Die parlamentarischen Kundgebungen sind augenscheinlich ein armseliges Häuflein Asche geworden, alles Interesse hat sich den Schlachtberichten Ludendorffs zugewendet, wie wenn sie an sich schon das endgültige System einer deutschen Weltpolitik enthielten und den politischen Kompetenzkreis, mit seinen besonderen Aufgaben und Pflichten, überhaupt überflüssig machten. Das ist es.

Es gehört natürlich erst recht zum Plane, alle pazifistischen Gedankengänge und Willensregungen, die in der Antwort auf die Papstnote vom 1. August leise anklängen, als unverbindlich ein für allemal beiseite zu schieben. Der Zwang zur Offensive, sagt man, hat uns die völlige politische Bewegungsfreiheit wiedergegeben. Jene Willensäußerungen hätten nur taktischen Wert gehabt; hätten nur dem politischen und militärischen

Bedürfnis eines Augenblicks entsprochen. Ein demokratischer, ein Verständigungsfriede sei nicht erreicht worden; geblieben sei der Eindruck der Schwäche. Ergo müsse das Schwert einen deutschen Frieden erzwingen, einen Frieden, der nicht auf dem Anerkennung eines neuen, gegenseitig zugestandenen Machtverhältnisses beruht, sondern auf Gewalt und Machtüberlegenheit.

Ob die Reichtragsmehrheit noch die innere Geschlossenheit besitzt, ihren Willen von gestern unter den heutigen Verhältnissen des unendlich erhöhten Prestige des militärischen Faktors wirklich zu wollen, weiß ich nicht. Es scheint nicht so. Das Zentrum beginnt der Formel vom 19. Juli die von der andren Seite gewünschte Dehnbarkeit zu geben; und Mitglieder des Fortschritts schwenken ab. Graf Hertling hat vor kaum zwei Monaten noch die vier berühmten Punkte in Wilsons Idealpolitik immerhin sehr ernstlich diskutiert und für geeignet gehalten, einen zwischenstaatlichen Rechtszustand herbeizuführen, der als Grundlage eines dauerhaften Völkerfriedens dienen könnte. Was er heute sagt und sagen läßt, klingt wesentlich anders.

Nun haben wir unter dem Willen zu einem demokratischen Frieden nie ein Angstprodukt oder ein Winseln um anglo-amerikanische Gunst verstanden. Unser Verhältnis zum Osten stellten wir uns in den Formen eines dehnbaren Föderalismus vor, der das Maß der Selbstbestimmungsrechte der (bisher staatsrechtlich doch unfreien) Völker so weit spannte, als das Bestehen einer übergeordneten Ordnungsgewalt erlaube; es zeugt von kindhafter Unreife, mehr oder anderes zu erwarten, auf die Gefahr hin, daß sich Chaos und Terror bis zu uns ergössen. Aber allerdings muß der Föderalismus, um lebensfähig zu sein, elastisch sein; sonst wird das Leben in Mitteleuropa, wie fest oder locker man sich die völkerrechtlichen Beziehungen vorstelle, zum Fluch und zur Hölle. Unsere Forderungen nach Westen waren in Kilometer-Sicherungen, in wirtschaftlichen Sondervorteilen und Ausbeutungsreservaten überhaupt nicht vorstellbar. Sie bestanden, was bescheidener klingt aber unendlich wesentlicher ist, auf grundsätzlicher Regelung des internationalen Wirtschaftsverkehrs; auf gesetzlicher Festlegung der Freihandelsgebiete des Planeten, was sich mit irgendeinem Boykott im Rohstoffbezug oder Warenabsatz auf kolonialen Märkten oder auf willkürlicher Einschränkung unserer Schifffahrt nicht vertrug. In diesem Zusammenhang erst erhält das Schlagwort „Freie Meere“ seinen Sinn. Solange das Vorrecht der anderen Seite auf Seepolizei und die ausschließliche Verwaltung der Kolonialwelt bestehen bleibt, sind wir in den Rang der *Parias* hinabgedrückt; und solange der Krieg die Fackel der Vernunft und der Gerechtigkeit nicht in dieses Dunkel trägt, werden wir weiter leiden und kulturell verkümmern. Aber dieses „wir“ bezieht sich immer mehr auf alle Teilnehmer am Kampfe; jeder neue Schlachtbericht vom Westen bringt die Bestätigung.

Hinter der Reichstagsresolution konnte also und mußte eine Politik stehen, die die Welt umspannte. Man brauchte sich ihrerhalben nicht zu entschuldigen. Sie hat mit feigem Friedensgewinsel nichts zu tun. Sie stellt an England die härteste aber auch gerechteste aller Forderungen: in Reih und Glied zu treten und den Willen, Deutschland von der Welt abzuschneiden, aufzugeben; das heißt: auf die unmenschlich starke und scharfe Waffe zu verzichten, die ihm die Herrschaft über die Koalition gegen uns in die Hand gab. Wie groß oder wie klein die Erzbergerei sich neben diesem Standpunkt ausnahm, durfte nie eine Frage sein; und noch weniger, wie dumme, in falscher Abschätzung der Wirklichkeit befangene Politik gewisse Demokratenblätter trieben. Das war im Sommer 1917 zu sagen. Was sich später geändert hat: die östlichen Friedensschlüsse und die Möglichkeit zum Einfrontenkrieg, der eben England sein Gesicht zu zeigen anfängt: spricht für die Vernunft jener Politik, die bis zuletzt den Trumpf der Mäßigung (Belgien!) in der Hand behält.

In unster Bündnispolitik dürfte die elende, von Wien aus betriebene Gefühlsstümperei keine Minute mehr geduldet werden: sie war, wohin man kam, seit Jahr und Tag spürbar. Wie eine Atmosphäre der Untreue, der Unzuverlässigkeit, des Doppelspiels legte sie sich um ein Verhältnis, das die schicksalsmäßige Gemeinsamkeit des mitteleuropäischen Daseins auf beiden Seiten weit über alle Freiwilligkeit hob. Welch ein Glück, daß endlich die Schleier vom Geheimnis — das nur in den Einzelheiten, kaum im Persönlichen eines war — gezogen sind. Um den Grafen Czernin ist es freilich schade; sein Instinkt für das Schicksalsmäßige des deutsch-österreich-ungarischen Bündnisses ließ ihn gerade Wege gehen und machte ihn stark genug, den gekrönten Dilettantismus schließlich mitzuführen. Aber sein Vermächtnis kann menschlich und politisch eine außerordentliche Waffe in den Händen seines Nachfolgers werden; und leicht kann es sich fügen, daß die Art, wie er aus dem Amte schied, der größte öffentliche Dienst war, den er in diesem Augenblick uns zu leisten vermochte.

Anmerkungen

Max Slevogt als Aquarellist

Slevogts feinste Begabung, diese zaubernde Mischung aus malerischem Temperament und schwebender Grazie, äußert sich am reinsten in seinen Aquarellen. Das Aquarell ist sein schönstes Ausdrucksmittel, so schön, daß er auf diesem Gebiete heute seinesgleichen nicht hat. Die malerische Improvisation, mit ein paar leicht hingesehten Wasserfarbentupfern auf das Papier gebannt, gewinnt unter seiner Hand eine Ausdruckstärke und Schlagkraft und behält dabei eine Frische, wie sie seinen Gemälden nur in besonders glücklichen Stunden anhaften, und man kann sagen, daß seine schönsten Bilder, etwa die Serie der ägyptischen Landschaften in der Dresdener Galerie oder der „Montezuma“ in der Bremer Kunsthalle noch ein wenig von der Leichtigkeit des Aquarells in die zähere Materie der Ölmalerei hinübergerettet haben. Es kann kein Zufall sein, daß unsre beiden Größten, Liebermann und Slevogt, wenn sie farbig zeichnen, sich verschiedener Techniken bedienen. So wie es naturnotwendig ist, daß der Zeichner Liebermann, wenn er zur Farbe greift, den Pastellstift zur Hand nimmt, weil ihm nun einmal die zeichnerisch sichere und bestimmte Struktur die Hauptsache bleibt, ebenso tief ist es in Slevogts, des reinsten deutschen Impressionisten, Wesen begründet, daß er mit seinem Sinn für farbige Atmosphäre mit dem weichen Aquarellpinsel arbeitet, sobald ihm das reine Schwarz-Weiß nicht mehr genügt.

Ein Glück, daß man Aquarelle heute gut reproduzieren kann. Wäre die farbige Reproduktion gegenüber diesen leichten Schöpfungen so unzulänglich, wie sie es einstweilen noch gegenüber Ölgemälden ist und schon der Formatschwierigkeiten wegen wohl bleiben wird, so wären wir um die beiden schönen Publikationen ärmer, die der Künstler im Verlage von Bruno Cassirer jetzt verlegt.*

Die Serie der Prinzregenten-Aquarelle entstand im Sommer 1909, in Hohen schwangau, wo Slevogt damals als Gast des verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern weilte. In der Intimität eines langvertrauten freundschaftlichen Umgangs entstanden, sind es ganz freie Improvisationen, ohne alles Chronistische, rein künstlerische Eindrücke und Visionen, gar nicht im Hofstil, selbst dann nicht, wo es sich um so feierliche Augenblicke handelt wie um das Gebet des greisen Fürsten in der Schloßkapelle. Aber gerade deshalb auch menschlich bedeutende Dokumente, auch im Bildnishaften von großer, fortreißender Wärme. Die Farbigeit glüht dunkel und voll, die Aquarelltöne sind ganz tief und soner genommen, so leuchtend, wie man es sonst nur von Menzelschen Gouachen kennt.

Als Slevogt im Jahre 1914 von der ägyptischen Reise zurückkehrte, die er mit seinem Freunde, dem Dichter und Sammler Johannes Guthmann unternommen

* Slevogt-Guthmann: Bilder aus Ägypten. Slevogt: Prinz-Regenten-Aquarelle (in Mappe).

hatte, und als man damals die Reihe seiner ägyptischen Landschaften sah, fühlte man sofort, daß nun ein neuer Aufschwung in seiner Malerei stattgefunden hatte. Das Licht, nach dem es ihn so lange schon verlangte, hatte er gefunden. Licht und Farbe hatten sich glücklich vermählt. Es muß eine Seligkeit des Schaffens und Entdeckens für ihn gewesen sein, wenn der Reisende mit leichtem Pinsel all diese Herrlichkeiten festhielt. Man fühlt beim Durchblättern des schönen Buches, wie es immer heller, immer leuchtender um ihn wird, und die Aquarellskizzen sind die unmittelbarsten ersten Niederschriften dieses Gesangs der Freude. Was die beiden Wanderer an Wundern alles gesehen haben, an Dingen, die in keinem andern Buche stehen und stehen könnten, wie es um sie herum aussah und auf was der eine den andern aufmerksam machte, das erzählt in seiner dichterischen Art der Freund mit der Feder eingehend und still beglückt, so, daß man sich aufmachen möchte und hinfahren, um das auch zu erleben — wenn es ginge.

Wer die Originale der Enevogischen Aquarelle gekannt hat, solange man sie noch auf Ausstellungen hie und da sehen konnte, ehe sie in festen Besitz übergingen, wird jetzt vor diesen beiden Büchern zu geben, daß die Reproduktionen, in Originalgröße, musterergültig sind.

Emil Waldmann

Mar Picard

Noch jede Zeit begnügte sich im Grunde mit Relationen. Trägheit und Eitelkeit sind Faktoren, die bei summarischer, epochaler Betrachtung sofort mitzusprechen belieben. Am klarsten beweist sich diese Erkenntnis in der Kunstbetrachtung und Kunstwertung einer Gegenwart. Das Manifest, das Programm, die Clique, pflegen nur zu leicht die Persönlichkeit zu

überwuchern und statt ihrer die Scheinwerfersegmente der Schlagworte zu propagandieren. Es ist für eine Betrachtung bequemer, ein Bündel Erscheinungen nivellierend unter die Haube einer neuen Richtung zu bringen, als mit Aufgabe eigener Kraft zu neuphilologischer Prägung dem einzelnen Phänomen selbstlos auf den Leib und der Sache auf den Grund zu gehen. Es fällt auch für diese kritische Betrachtung gegebener Werte viel leichter ein Glorienglanz persönlicher Natur ab; ein Punkt, der bei dem modernen Andrang zur schöpferischen Geste nicht zu verachten bleibt. Für die Kunstwerte anderseits — lassen sie sich die Gewaltsamkeit derartig radikaler Messungen ohne inneren Schaden gefallen — ist diese Möglichkeit ein vernichtendes Urteil an sich!

Das organisch gewordene Kunstwerk muß den Gesetzen seiner Natur nach immer ein Unikum sein. Jeder Vergleich ist eine Degradierung des Absoluten, das — ihm immanent — es zu beseelter, lebendiger Kunst werden ließ. Diese Demut der Betrachtung ging durch das Selbstgefühl einer letzten sogenannten schöpferischen Kritik verlustig. Bei weiterer, kausaler Betrachtung freilich droht sich zu ergeben: die schöpferische Kritik erwuchs aus dem Mangel an absoluten Kunstwerten. Der Markt brachte eine Nachfrage des oder jenen Temperamentes auf. Sofort wuchs sich diese steigende, geschmäckerische Valuta zur Schule aus. Die schöpferische Kritik diente mit Interpretationen, und ein „Xmus“ war Tatsache.

Und nicht nur das, sondern Gesetz. Aus der Notwendigkeit seines persönlichen Auges wuchs meinetwegen der Impressionismus; aber seine Folge wurde Manier, nicht organisches Wachsen. Nicht am Auge steigerte sich diese Richtung, sondern sie wurde verstandesmäßig aufgenommen und von Jüngern nicht unbewußt, wahlverwandt, körperlich notwendig vertieft, sondern mechanisch, routiniert,

verbreitet, verflacht, Mode. Das Gesetz des Gegensatzes ergab folgenotwendig zu dieser äußeren, sinnlichen, technischen Manie den Expressionismus. Man tötete das Auge, weil man die Dinglichkeit in seiner Tasche glaubte, besser formuliert: in der Tiefe seiner Seele wühlte. Aus innen heraus die Welt werfen, war — ist die Lösung. Wieder ist eine Kunststrichtung geboren — eine Kunst? Höchstens eine Gebärde. Ein technischer Wegstein gefunden. Die neue Kunst, die irgendwie unterwegs sein mag, wird als natürliche Selbstverständlichkeit eines Tages da sein, ohne Kommentarnotwendigkeit, ohne Markttendenz, ohne Sicherungen von theoretischen Prognosen, einfach notwendig-absolut. In sich gesättigt, vollkommen — Welt an sich, gebunden in einer Persönlichkeit. An sie werden sich wieder Schulen klammern, Schlagworte um sie werben, Interpretationen in ihr herumloten; ergründen wird sie nur Demut, schlichtes Gefühl, Hingabe.

Jüngste Richtungen suchen mit allen technischem Raffinement diese Naivität unterzukriegen. Bis nach Indien zu den Kaffern tragen sie den Mangel eigener Berufung, um abzusehen, das Handwerksmäßige der Natürlichkeit abzusehen. Als ob sich Kunst, absolute Kunst, lernen ließe. Als ob sich aus einer Feder eine Tanne machen ließe. Achtung vor dem Verstande, dem Willen — in der Wissenschaft. In der Kunst wiegt die intellektuelle Energie kein Gramm. Natur ist die Magie, die zur Erlösung, zur Auslösung des Persönlichen, zum absoluten Kunstwerk führt. Die Richtungen glauben das nicht und schaffen. Das Resultat — Kunstgewerbe —, weil die Tiefe des Herzens, das Händefalten, die dumme Gnade mangelt.

Auf Matthias Claudius und seine Gottesfurcht, auf Bauernbilder und die Einfalt dieser Hinterglasmalereien weist Picard in seinem neuen Buch „Die expressionistische Bauernmalerei“ (Delphin-

verlag, München). Er tut es mit zäher Inbrunst und einer Sauberkeit des Gefühles, die aufhorchen macht und Sehnsucht erweckt nach dem ersten Werk dieser Persönlichkeit, die schon im „Ende des Impressionismus“ ganz außerordentliche, unbefangene, unbeirrte diktatorische Aufrichtigkeit der Wertung aufwies. Einem Werke, dessen schöpferische Kraft, wenn sie diesen kritischen Gängen gleich wird, absolut werden mag.

Hanns Johst

Debussy

Debussy ist plötzlich ein stiller Mann geworden. Die sanfte und sehr pariserische Flamme ist erloschen. Debussy gehört zum Besitzstande der modernen Seele. Wer möchte „Pelleas und Melisande“ missen? Da springen die leisesten Springbrunnen unsrer Seele, und ihre Grotten und unterirdischen Gewölbe dämmern magisch auf. Sie ist sehr leise diese Musik und ohne alle Demokratie. Sie ist aristokratisch, weil sie dem ästhetischen Raisonement gegen Wagner entspringt, der, Gott sei Dank, nicht bloß Nerven, sondern auch Bizets hatte, aristokratisch wie die Florentiner Monodie, die sich nach den kontrapunktischen Gelagen der Niederländer auf die Reize schlichter Linien besann. Debussy ist sehr still. Kommt man etwa von „Salome“ zu „Pelleas“, so ist einem zumute, als wendete man einem furiosen Geyo, der im Blute schwimmt, den Rücken und träte vor einen verdämmernenden Turner. Bei Strauss leben sich die Leidenschaften aus, bei Debussy sind sie bloß angedeutet, erscheinen gleichsam hinter Schleiern. Die musikalische Gebärde des Affekts beschränkt sich auf das Allernotwendigste, die durch List angebahnte, neudeutsche Technik des Außersichseins weicht einer neuen Technik, die dem gedämpften Affektleben Maeterlincks entspricht. Auf

die Gefahr, mißverstanden zu werden: Debussy spricht halblaut, wo Wagner schreit. Interessant, das graphische Bild von Wagners Sprechgesang mit dem Rezitativ Debussys zu vergleichen. Dort zackige Linien, eruptive Umrisse, hier horizontale oder sanft gewellte, der frühchristlichen Liturgie verwandte Konturen. Die Stimmen psalmisieren über einem maßvollen Orchester ohne Leitmotive, wiegen sich auf einer Sinfonie, die darauf verzichtet, seelischer Niederschlag der Handlung zu sein. Der Zittig über diesem künstlichen und ach, so künstlerischen Paradiese? Eine Harmonik von genialer Formelhaftigkeit, der Ganztonleiter und erotischen Skalen abgeschmeichelt, völlig unlogisch im Schulsinne, aber von zwingender immanenter Logik und in ihrer impressionistischen Selbstheit kaum anders als im „blinzeln den Ohre“ zu empfangen. Drollig die Zärtlichkeit des vorgeblichen Wagnerhassers für einen typisch neudeutschen Akkord, den Dominant-Nonenakkord. Es ist, als schämte sich der Meister seiner Liebe und suchte sie durch pikante Sekundreibung zwischen None und Leitton zu bemänteln. Père Grand war aufrichtig. Doch nein, auch Debussy hat aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Er war wagnerischer als die Debussyisten. Rührend die Verbeugung vor „Parsifal“, wenn sich die Gardine in „Pelleas“ zum viertenmal schließt. Unvergesslich der Abend in der Pariser Komischen Oper, an dem, sechs Wochen vor der Weltkatakastrophie, „Pelleas“ neu geboren wurde. Delikatere Zusammenklänge haben Auge und Ohr nicht in Bayreuth, nicht in Wien bei Mahler und Koller ausgekostet. Man konnte nichts Vollenderes sehen. Auf einen verschleierten Gobelinton gestimmt, dichteten die Bühnenbilder an Maeterlinck und Debussy, dessen Musik aus dem Unterbewußtsein des Ohres zu quellen schien, mit köstlicher Feinfühligkeit mit — ein Fest für connoisseurs. Huysmans' morbider Herzog von Guise hätte an dieser

Musik, die so abseitig, so abwehrend ist, Freude gehabt. Sie blüht wie eine blass Orchidee, deren Stengel in einem opalisierenden Glase ruht.

Wer „Pelleas“ kennt, erfährt Debussy, wie er im europäischen Bewußtsein lebt. Debussys Werke haben für das deutsche Ohr ausgeprägte Familienähnlichkeit. Sie alle bindet ein formelhafter melodischer und harmonischer Pointillismus, in dem das Melos gleichsam latent ist. Vor dem inneren Auge taucht jene köstliche Umar-
mung von Griechentum und Impressionismus auf, die „Prélude à l'après-midi d'un Faune“ heißt, entrollen sich jene Klavierbilder, die „Préludes“, die „Images“, die das sensivste Temperament widerspiegeln und zart gewoben sind wie der Schleier, auf dem die heilige Franca über den Fluß setzt. Wie geistvoll die Verwertung der Idée cyclique im G-moll-Quartett! Der Vergleich des Streichquartetts mit einer Unterhaltung von vier geistreichen Personen über ein und dasselbe Thema wird beweiskräftig. Es heißt, Debussy habe der Welt einen „Eristan“ hinterlassen; hoffentlich schlug ihm der Tod die Notenfeder nicht aus der Hand, bevor sie hinter das zarte Liebesgedicht das Finis setzte. Der Zufall trägt mir eine neue Sonate für Klavier und Violine ins Haus, die Debussy — Musicien Français nennt er sich stolz auf dem Titelblatt — im Winter 1916—1917 komponierte. Sie fügt dem debussystischen Prisma keine neue Facette hinzu, blendet aber im zweiten Satz, einem Intermezzo, durch subtilste Klangreize. Ein französisches Sprichwort sagt: mein Glas ist klein, aber ich trinke aus meinem Glase. Zugegeben, Debussys Glas sei klein, wer wollte bestreiten, daß es sein eigenes ist? Das musikalische Profil des Meisters, der fein besaitet wie die Kolsharfe war, hat einzigartigen Umriß. In Debussy klingt der Leitton, die note sensible der musikalischen Moderne auf.

Siegmund Pisling

Die Wiener Juden...

Wiener Juden? Nun, die meisten sind wohl aus den Dörfern und kleinen Städten in Ungarn, in Galizien, in Böhmen und Mähren. (So wie die Berliner Juden zumeist aus Breslau und noch weiter östlich herkommen.) Um zwei, höchstens drei Alter zurückgerechnet, wird das von neun Zehnteln ihrer Gesamtheit gelten können. Sie passen sich ein wenig an; und bleiben unter der Haut, wie sie gewesen sind. Das tun dort, seit einigen Jahrzehnten, die Tschechen, die Madjaren und die anderen Eingewanderten auch. Die Wiener Art wird immer fraglicher. Die Stadt hat in den letzten Zeiten allzuviel von ihrer Kraft verloren, sich Fremdes einzuordnen und anzugleichen; die Geschichte des Reiches, seiner Wirtschaft und Gesellschaft gibt die Gründe dafür an. Für die Juden freilich gibt es außerdem noch einen besonderen Grund: ihre Anpassung ist nicht mehr willkommen. Darum unterscheiden sich die Familien, die schon vordem, in den kurzen liberalen Jahrzehnten, da angesehelt waren, merklich von den späteren; und diese wieder bleiben untereinander nach ihrer Herkunft verschieden. So kann der geschärfte Blick auch unter den eingewanderten Juden noch gewisse völkische Gruppen absondern: die patrizisch-wienerischen von den plebejisch-provinzialen und unter diesen gewiß noch die galizisch-ungarischen von den deutschen aus den Sudeten. Sei nun der Abstand zwischen Ostjuden und Westjuden so wesentlich, wie die Lehre des modernen jüdischen Nationalismus behauptet, oder nur äußerlich, von politischen Umständen hervorgebracht: jedenfalls ist Wien auch da, wie schon so oft in der Kulturgeschichte, ein Punkt bemerkenswerter und problemreicher Übergänge. Ihre genaue Betrachtung kann Schlüsse von größter Wichtigkeit ergeben.

Mit der Herkunft, dem Schicksal, den nächsten Aussichten der Wiener Juden befaßt sich nun ein umfangreiches Buch:

„Die Wiener Juden 1700–1900“ von Sigmund Mayer (bei R. Ekwit, Wien). Das Buch eines Fünfundachtzigjährigen, der als Jurist und Philosoph denken, als Kaufmann sehen und handeln gelernt, der eine Zeitlang an der Verwaltung der Stadt Wien als Gemeinderat teilgenommen hat. Seltsam ist, wie die akademische Schulung und die politische Kenntnis ihm zuletzt doch nur dient, die kaufmännische Erfahrung anzufassen, abzuklären, zu durchleuchten. Der Kaufmann schlägt überall vor. Er ist liberal und europäisch, ein Freund der Künste, der Bildung, der bürgerlichen Freiheiten; aber immer steht er das Glück und die Tugend des Erwerbens als die unentbehrlichen Grundlagen der höheren Güter. So bedeutet ihm Kulturgeschichte zumeist Geschichte der Wirtschaft – und Geschichte der Wirtschaft bedeutet ihm auf seinem engeren Felde zumeist Geschichte der Kaufmannschaft; denn anderer Erwerb als durch den Handel ist ja den Wiener Juden erst seit Jahrzehnten gestattet. Wer die Stadt kennt – oder etwa in ihr zu kaufen und zu verkaufen pflegt – wird mit Spannung lesen, wie ihre großen jüdischen Häuser entstanden und emporgewachsen sind; wie immer wieder so ein ärmlicher, gescheiter, behender Mann aus Preßburg oder Nikolsburg oder sonst einem Provinznest hergekommen ist und mit einer einzigen glücklichen Idee, oft auch nur mit zwei festen Händen und einem festen Willen, das Haus in überraschend kurzer Zeit errichten konnte. Dieser ungeheure Auftrieb, diese Lebenskraft aus uralten, nie versiegten Quellen, diese Wunder der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung: das gibt den eigentlichen Gatt und Geschmack des Buches. Fast gegen die Absicht des Verfassers; denn dieser will mit dem Stoff, den er aufreißt, Lehren begründen und Lehren bekämpfen. Er geht mit den Juden aus ihrer palästinensischen Heimat in die Exile, begleitet sie durch das frühe und das spätere Mittelalter, setzt nach

dem Dreißigjährigen Krieg wieder an und kommt dann erst, mit Vormärz und Nachmärz, auf sein eigentliches Wiener Gebiet. Er will zeigen, daß die Juden von eh und je gute Kaufleute gewesen sind; nicht aus eingeborener Anlage, gleichsam aus gottgewollter erblicher Belastung mit kapitalistischen Trieben – die Aufstellungen und Schlüsse Werner Sombarts lehnt Mayer mit einer an Grobheit grenzenden Heftigkeit ab –, sondern unter dem Zwang geographischer und politisch-sozialer Verhältnisse. Er will zeigen, daß dieser jüdische Kaufmannsgeist in verschiedenen Abschnitten der Weltgeschichte weltwirtschaftliche Notwendigkeiten erfüllt hat; daß die Verleumdung und Verfolgung meistens erst begonnen hat, sobald die herbergenden Völker selbst für diese Wirksamkeiten reif geworden waren und sie den Juden aus der Hand reißen wollten. Die äußere Geschichte der Juden: in der Hauptsache eine Geschichte mörderischer nationalwirtschaftlicher Konkurrenzkämpfe. Vor allem will er zeigen, daß Wohlfahrt und Entwicklung der Juden – für ihn zwei Namen eines Begriffes – auf der Linie der weltbürgerlichen Freiheit, der staatsbürgerlichen Angleichung und Einordnung gedeihen, aber auf der Linie eines Nationalismus, der völkische Selbstbestimmung und politische Selbstverwaltung fordert, zurückgehen und verkümmern müssen. Aus den Grundsätzen liberaler Aufklärung wird jeder Nationalismus als ein „beschämend animalisches Motiv“ der Politik entschieden abgelehnt. Und das Judenvolk, ohne gemeinsame Grenzen, gemeinsame Sprache, gemeinsame Kultur, wird überhaupt nicht als Nation anerkannt. Die ganze Arbeit – der Anfang verheißt es, der Schluß bestätigt es – will nur Beweisführung gegen die Jüdischnationalen sein. Die würden, meint das Buch, mit der Verwirklichung ihrer Absichten nur zerstören, was die Juden seit ihrer Befreiung aus dem ertlichen und

dem geistigen Ghetto in Wien und anderswo gesellschaftlich und geschäftlich geleistet haben. Neue Scheidewände? Neues Ghetto? Mit dem Schauder eines, dem im neunten Jahrzehnt seines Lebens noch die Ängste und Trübnisse der Jugend warnen, weist der Verfasser diesen Gedanken weit von sich. Und glaubt, die jüdischnationale Politik damit erledigt zu haben.

Aber wenn sich politische Bewegungen mit Beispielen aus der Geschichte und mit logischen Gründen widerlegen ließen, dann wäre ja die Zeit erschienen, in der den Lauf der Welt Philosophie zusammenhält. Jede Stunde zeigt uns heute, daß dieser Traum nie erfüllt – und daß er nie ausgeträumt sein wird. Er ist unser Erbeil von jeher und auf immer, er führt uns weiter und führt uns nie ans Ziel. Nationalismus und Liberalismus, Blut und Lehre, Gefühl und Geist: aus ihrem ewigen Widerstreit führt kein Sieg und keine Veröhnung. Das ist das aufregende Geheimnis der politischen Geschichte; es wird niemals enträtselt werden. Und dieses Buch, das eine Aufwallung des jüdischen Blutes – oder ihre gegenwärtige politische Äußerung – logisch entkräften möchte, wird natürlich auch nur ein vergeblicher Hieb in jenem nie ausgetragenen Kampfe bleiben. Aber gerade darum ist es wertvoll und erfreulich. Es bringt, aus Forschung und Erfahrung, wichtigen neuen Stoff des Wissens, baut ihn anschaulich auf, gestaltet ihn zu bedeutenden Bildern. Darüber hinaus wirkt die Lauterkeit der Überzeugung, die den alten Mann aus der Ruhe hohen Greisenalters ins politische Gesecht verlockt hat. Man mag sie annehmen oder sich ihr widersetzen: die Berührung mit einer Persönlichkeit von reinem Willen, mit einem Geist von guter Bildung führt jeden, der vorwärts will, in jedem Fall weiter. Wohin? Nun, immer zu sich selbst.

Willi Handl

Im Januar 1918 erscheint

Walther Rathenau Die neue Wirtschaft

I.—20. Tausend

Geheftet 1 Mark 50 Pfennig.

Die Umschichtung unserer Wirtschaft durch den Krieg und durch den Frieden ist das Thema der neuen Schrift von Walther Rathenau. Er untersucht das ungeheure Debet, das unsere Wirtschaft beim Friedensschluß zu verzeichnen haben wird, und findet in einfacher, klarer, überzeugender Weise die Grundformel für die Heilung. Sie lautet: Steigerung, womöglich Verdoppelung unserer wirtschaftlichen Produktion. Wie diese zu erreichen sei, ist der zweite Gegenstand von Rathenaus Untersuchung; und auch hierfür findet Rathenau eine klare Formulierung, indem er eine systematische Arbeitsteilung der wirtschaftlichen Betriebe (eine Analogie zu der bisherigen Arbeitsteilung innerhalb der einzelnen Betriebe) nicht nur vorschlägt, sondern in der Idee aufbaut. Diese Rathenausche Zukunftswirtschaft ist gleich weit von einer kommunistischen Utopie wie von der zügellosen Freiheit der Privatwirtschaft entfernt. Sie selbst ist keine Utopie, schon darum, weil sie an bereits vorhandene Formen unserer Wirtschaft, die Großaktienunternehmen, theoretisch anknüpft. Es ist bei Rathenau selbstverständlich, daß er uns in der Umschichtung der Wirtschaft auch eine der Gesellschaft und damit des sittlichen und politischen Lebens sehen läßt.

S. Fischer, Verlag, Berlin

MARSYAS

Eine Zweimonatsschrift

Herausgegeben von

THEODOR TAGGER

Neue Literatur und originale Graphik

MITARBEITER FÜR DAS ZWEITE SEMESTER

Hugo von Hofmannsthal, Ferruccio Busoni, Carl Sternheim, Franz Werfel, Alfred Doeblin, Paul Adler, René Schickele, Gustav Landauer, Wilhelm Worring, Oskar Loerke, Max Pulver, Albert Ehrenstein, Ernst Weiß, F. W. Foerster, Georg Simmel, Otto Zoff, Carl Hauptmann, Carl Einstein, Hans Carossa, Cath. Godwin, Leopold von Wiese, Ivan Goll, Kas. Edschmid, Hermann Stehr, Manfred Georg, Max Herrmann, Franz

Kafka, Max Brod, Hermann Kasack, Mechtilde Fürstin Lichnowsky, Friedrich Burschell, Max Mell, Felix Braun, Claire Studer, Otto Stoessl, Rudolf Fuchs, Max Pechstein, Rudolf Großmann, Robert Genin, Hans Meid, A. H. Pellegrini, Willy Geiger, Edwin Scharff, Paul Klee, Walter Grantunat, Ines Wetzell, Erich Thum, O. Th. W. Stein, Adolf Schimwen, Georg Tappert.

Man verlange einen Sonderprospekt



Theodor Tagger

Der Herr in den Nebeln

Gedichte. Brosch. 4 Mark, in Halbleder 6 Mark

Die Vollendung eines Herzens

Novelle. Brosch. 3 Mark, in Weiß geb. 5 Mark. 4. Auflage

„Die verworrenen, traumhaften Instinkte dreier kleinen Straßendirnen bilden sich eine eigene paradoxe Moralität, die zugleich kindlich und abgründisch ist. Die äußere Handlung entfernt sich niemals von den geläufigen Tatsachen. Will man aber den inneren Vorgängen einen Spiegel hinhalten, so läßt sich der Vergleich mit einer Heiligenlegende kaum vermeiden. Die erbitterte Geistigkeit des Vortrages läßt es übrigens nicht zu, daß diese Geschichte in irgendwelchen Zusammenhang mit ausgelassener Literatur gebracht würde.“

Leipziger Tageblatt.

VERLAG HEINRICH HOCHSTIM, BERLIN

Zwei Neuerscheinungen:

Über einen Tod

von

Theodor Tagger

Broschiert 3 Mark, in Halbleder 6.50 Mark.

Wir glauben, daß dieses neue Werk bei allen geistig interessierten Menschen große Beachtung finden wird. Der Tod, den der Verfasser hier bespricht, ist ein bisher „unbekannter“ Tod, es ist jenes „Sterben an der Zeit“, das erst jetzt deutlich sichtbar geworden ist (jedoch nichts mit dem Tod auf dem Felde zu tun hat). In diesem Werk wird, unseres Wissens zum erstenmal, die Tödlichkeit des „In-einer-Gegenwart-stehens“ behandelt, die Tödlichkeit der umgebenden Gegenwart, die den innerlich defekten Menschen zusammenbrechen läßt, den „Vollgemüdeten, der für sein Menschsein kein Bett mehr hat und keine Nacht“. — Die sprachliche Darstellung ist von einer wunderbaren, wohlthuenden Ruhe und Überlegenheit, die Entwicklung zugleich streng und geschlossen. — Es ist, als hätten sich die vielen, tiefen und neuen Gedanken ebenso wie die Sätze, die sie ausdrücken, Hand in Hand.



Posinsky

Novelle

von

Carl Sternheim

Mit sechs Originallithographien von R. Grossmann.

Broschiert 4 Mark, in Weiß gebunden 5 Mark

Das neueste Werk Carl Sternheims schildert einen Menschen, dem die Wollust des Verschlingens Wollust des Lebens bedeutet, einen Polypen, der selbst seelische Dinge seinem heiligen Bauch zuführt, und der dabei in alle Richtungen gewaltig wächst: Posinsky, der Hamster ins Monumentale gesteigert, der mit allem, was der „Zuführung“ dienlich ist, auf Jahre versorgt ist und trotz dieser gigantischen Versorgung an dem Beispiel zweier hungernder Schauspieler, eines jungen Mannes und eines jungen Mädchens der Nachbarschaft, plötzlich Schiffbruch leidet und in Wahnsinn ausbricht. Diese Erzählung zählt zu den reifsten Werken eines Dichters, in welchem man immer mehr den prosaischen Gestalter der Gegenwärtigkeit bewundern lernt, den unvergleichlichen Meister, große, weltumfassende Epik auf den geringfügigen Raum der Novelle zu kondensieren.

Durch alle Buchhandlungen.

 VERLAG HEINRICH HOCHSTIM, BERLIN

Cécilie von Tormay
Das alte Haus

Roman. 4. Auflage.

Geheftet 4 Mark, gebunden 6 Mark

Dies hier ist der Roman der Vergänglichkeit: Leid schreit aus ihm um das Vergehen alles Irdischen... Erschütternd ist die Ruhe dieses Buches, seine Zartheit in all dem Erschreckenden seiner Vorgänge.. Am Mitleid geht es vorüber, weil es die Logik aller Vergänglichkeit erkannte: es lehrt den Glauben an die Kraft ewig neuer Jugend.

(Das literarische Echo, Berlin)

S. Fischer, Verlag, Berlin

DIE NEUEN BÜCHER UNSERER NEUEN AUTOREN:

HERMANN VON BOETTICHER: Friedrich der Große.
Schauspiel in zwei Teilen. Geh. 3 Mk. 50 Pf., geb. 5 Mk. 50 Pf.

ALFRED DÖBLIN: Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman. 4. Aufl. Geh. 5 Mk., geb. 7 Mk.

ALBERT EHRENSTEIN: Die rote Zeit. Gedichte. Geheftet 3 Mk., geb. 5 Mk.

REINHARD GOERING: Seeschlacht. Dramatische Dichtung. Geheftet 3 Mk., geb. 5 Mk.

GEORG KAISER: Die Koralle. Schauspiel in 5 Akten. 3. Aufl. Geheftet 3 Mk., geb. 5 Mk.

PAUL KORNFELD: Legende. Geh. 2 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk.

WILHELM LEHMANN: Der Bilderstürmer. Roman. 2. Aufl. Geheftet 2 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk.

ROBERT MÜLLER: Die Politiker des Geistes. Sieben Situationen. Geheftet 2 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk.

EMIL ALPHONS RHEINHARDT: Das Abenteuer im Geiste. Novellen. 2. Aufl. Geh. 3 Mk. 50 Pf., geb. 5 Mk. 50 Pf.

GUSTAV SACK: Ein verbummelter Student. Roman. 15. Aufl. Geheftet 3 Mk. 50 Pf., geb. 5 Mk. 50 Pf.

HANS SCHREYER: Brandung. Schauspiel in 3 Akten. Geheftet 2 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk.

NADJA STRASSER: Die Russin. Charakterbilder. Mit 24 Abbild. 5. Aufl. Geh. 3 Mk. 50 Pf. geb. 5 Mk. 50 Pf.

ALFRED WOLFENSTEIN: Die Freundschaft. Neue Gedichte. Geheftet 4 Mk., geb. 6 Mk.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Sobald ist erschienen:

DIE MINIATUREN- SAMMLUNG SEINER KÖNIGLICHEN HOHEIT DES GROSSHERZOGS ERNST LUDWIG VON HESSEN UND BEI RHEIN

Herausgegeben von

Professor Dr. Georg Biermann und
Museumsdirektor Dr. A. Brinckmann

Was dieser Sammlung den hohen künstlerischen Reiz verleiht, ist vor allem die deutlich zu verfolgende Entwicklungslinie der Miniaturmalerei, die hier zutage tritt, und die kunstgeschichtlicher, kostümgeschichtlicher und nicht zuletzt genealogischer Forschung zu interessanten Feststellungen Gelegenheit gibt. Neben der reichen Zahl von Bildnissen vom Ende des sechzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert, meist in Öl auf Metallgrund angefertigt, enthält die Sammlung sehr bedeutende Werke der Emaillemaler der Barockzeit. Ganz besonders aber sei auf das aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Bildermaterial aufmerksam gemacht, das von der Blütezeit der Miniaturenmalerei vortrefflich und reichhaltig Zeugnis ablegt und mit seinen künstlerisch hervorragenden Arbeiten, — von zum Teil längst vergessenen Meistern — für die immer noch zu wenig erforschte Geschichte der deutschen Miniaturmalerei von hoher Bedeutung bleibt.

KURT WOLFF VERLAG, LEIPZIG

DIE MINIATUREN- SAMMLUNG

Seiner Königlichen Hoheit des
Grossherzogs Ernst Ludwig
von Hessen und bei Rhein

Ein starker Folioband (39×28 cm) mit nahezu 500 Nachbildungen auf 148 (32 farbigen) Tafeln mit ebensoviel Textblättern, ausführlichen Anmerkungen, Verzeichnis der Dargestellten und Künstler-Register.

Das Werk ist in zwei Ausgaben erschienen:

- A. Die Fürstenausgabe enthält die Tafeln auf eigens gefertigtem handgeschöpftem Büttenkarton; der Einband ist ganz aus vollem, kernigem Schweinsleder der Friedensjahre in Handarbeit hergestellt. Vierzig numerierte Exemplare, soweit nicht subskribiert Preis M. 1500.—
- B. Allgemeine Ausgabe. Die Tafeln sind auf feinstem Elfenbeinkarton gedruckt, das Werk in Halb-Marocquin gebunden. 350 numerierte Exemplare. Preis M. 600.—

Eine weitere Preiserhöhung nach Verkauf der zunächst fertiggestellten Exemplare wird nicht zu umgehen sein.

KURT WOLFF VERLAG, LEIPZIG

Leopold von Wiese

Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft

Zweite Auflage.

Geheftet 4 Mark, gebunden 6 Mark

Der bekannte Verfasser hat sich in seiner neuesten Schrift zwei Aufgaben gestellt: einmal zu zeigen, was der Liberalismus in der Vergangenheit geleistet hat, um die europäische Menschheit politisch, geistig und sittlich aufzubauen und dann, was an diesem großen Erbe noch grün, frisch und produktiv ist oder sein kann. Demokratie darf nicht bedeuten, daß die private Initiative eingeengt werde, aber noch weniger, daß ein politisches, geistiges, wissenschaftliches und religiöses Staatskirchentum, daß eine Verbeamtung des Geistes die Schaffenskräfte unterbinde. Diese Zusammenhänge werden mit eindringlichster Beredsamkeit vorgetragen. Es ist kein Buch für Bibliotheken, sondern für wollende Menschen, die in dem Wirrwarr der Meinungen nach Führung und Lenkung suchen.

S. Fischer, Verlag, Berlin

Der unsichtbare Tempel

Monatschrift zur Sammlung der Geister

Herausgegeben von den Brüdern

Dr. Ernst und Dr. August Horneffer

Ein Blick auf die Geschichte lehrt, daß nur die Religion das gesamte Leben einem einheitlichen-Eitlgesetz unterwerfen kann. Anknüpfend an die religiösen Motive bei Nietzsche haben die Brüder Horneffer unabhängig von allen religiösen Parteien der Gegenwart, frei von der naturalistischen Aufklärung, wie von den theologischen Richtungen, frei auch von der Theosophie und der modernen Mystik die religiösen Grundgedanken zu gestalten versucht. Das grundlegende wissenschaftliche Werk über die Geschichte der Philosophie von Überweg, Österreich schreibt: „Die Brüder Horneffer zählen zu den hervorragenden, geistig durchgebildeten, kulturphilosophischen Schriftstellern der Gegenwart.“

Gemeinsam mit namhaften Männern des Geisteslebens und der praktischen Lebensberufe geben sie die Monatschrift „Der unsichtbare Tempel“ heraus, deren beide ersten Jahrgänge in der Heimat wie im Heere ihre stille aber nachhaltige Wirkung üben.

Aus dem Inhalte:

Bode, J., Von deutscher Frömmigkeit.

Der deutsche Luther.

Bönhoff, A., Die Kirchen und ihr Grundgedanke.

Ernst, Paul, Erlebte Soziologie.

Horneffer, August, Vom sichtbaren und unsichtbaren Tempel.

„ „ „ „ „ Arzt und Seelsorger.

„ „ „ „ „ Bundesfeindlichkeit.

„ „ „ „ „ Ernst, Vom deutschen Idealismus.

„ „ „ „ „ Das Symbol der Zeit.

Kroner, Kurt, Der Tempel.

Mahrholz, Werner, Girindberg und der Nihilismus.

„ „ „ „ „ Bedekind und die Boheme.

Messer, August, Glauben und Wissen.

Lebenssysteme.

„ „ „ „ „ Die Hauptströmungen der deutschen Philosophie.

Muthesius, Hermann, Wie wird der Krieg auf die deutsche Baukunst wirken?

Scholz, Wilhelm von, In einem Schloß Gottes.

Schröder, E. M., Hegels Kulturgedanke.

Tönnies, Ferdinand, Von Organen des Geistes.

Trummer, Erich, Die Mütter.

Hölderlins Nachtaefänge.

Verweyen, J. M., Krieg und Jenseitsglaube.

Am 1. Januar 1918 beginnt der 3. Jahrgang. Preis vierteljährlich 2 Mark. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die beiden ersten Jahrgänge soweit der geringe Vorrat reicht in gebundenen Bänden statt für je 10 Mark für nur je 6 Mark.

Verlag von Ernst Reinhardt in München

Im Januar 1918 erscheint die fünfte Auflage von

Paul Lensch

Drei Jahre

Weltrevolution

Gehftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark 50 Pf.

In dieser Schrift wird mit messerscharfer Logik und einer staunenswerten Beherrschung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge das Woher, Wohin und Wozu der gegenwärtigen planetarischen Revolution dargelegt. Nach Lensch's Auffassung ist das wahre Kriegsziel der gegen Zentraleuropa zusammengeballten Mächte: im Herzen Europas die frühere Zerstückelung und die frühere Ohnmacht wieder anzusiedeln. Der Haß gegen die Phrase ist für die Betrachtung des Verfassers ebenso charakteristisch wie die Fähigkeit, bis zu den letzten politischen und sozialen Triebkräften geschichtlichen Geschehens vorzudringen. Wer Klarheit im Chaos der Meinungen und Interessen sucht, wird an der neuesten Schrift von Dr. Paul Lensch, M. d. R., eine hilfreiche Stütze finden.

S. Fischer, Verlag, Berlin

HEINRICH VON KLEIST „PENTHESILEA“

Ein Trauerspiel. Mit 21 zum Teil farbigen Lithographien von R. Seewald. Großquart. In 200 Exemplaren handschriftlich numeriert und vom Künstler gezeichnet.

Ausgabe A: Nr. 1—25 Museumsausgabe. Text auf van Geldern. Die Lithographien sind vom Künstler koloriert und signiert. Einband Ganzmaroquin mit der Hand bei Köllner in Leipzig gebunden. Jedem Exemplar ist ein Aquarell von Seewald beigegeben. Die Aquarelle sind die Entwürfe, nach denen der Künstler die Lithographien zeichnete. Vergriffen.

Ausgabe B: Nr. 26—60 auf van Geldern-Bütten. Ohne das Original-Aquarell. Die Lithographien signiert, jedoch nicht handkoloriert. Ganzlederband mit Deckenschmuck. Subskriptionspreis bis zum 1. Februar 1918 180 Mark.

Ausgabe C: Nr. 61—200 auf holländischem Hadern-Bütten abgezogen und sorgfältig in Seide gebunden mit Deckenzeichnung von R. Seewald. Subskriptionspreis bis zum 1. Februar 1918 100 Mark.

Nach Erscheinen erhöht sich der Preis auf 225 M. resp. 130 M.

GOLTZVERLAG IN MÜNCHEN

In Vorbereitung befindet sich:

Deutscher Bibliophilen-Kalender Jahrbuch für Bücherfreunde und Büchersammler

VI. Jahrgang für 1918

Herausgegeben von Hans Feigl

Zweiter Vorsitzender der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft.

Preis kartoniert 5 Mark, in Leder gebunden 9 Mark.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis:

Fedor v. Bobeltig, Bibliophilie u. Bibliomanie.

Dr. Max Birker, G. F. A. Hoffmann u. die Bücher.
Reinh. Guczwald, Eugen Diederichs (mit Bildnis).

Philipp Rath, Vom Altbüchermarkt.

Stefan Zweig, Die Auktion Morrijon.

Hans Feigl, Jahresrundschau empfehlenswerter Bücher.

Mag Kirmse, Theodor Storm als Bibliophile (Schluß).

Dr. Med. M. Rabenlehner, Im Kernerhaufe zu Weinsberg.

Dr. Karl Tolk, Romain Rolland.

Hofrat Vanhelosky, Die Bilder zu Säuerles Theaterzeitung.

Bibliophiles aus aller Welt.

Die Bibliophilen-Vereinigungen usw.

Von den früher erschienenen Jahrgängen I, II, III, IV, V ist der Vorrat nur noch sehr gering; bis auf weiteres werden die Exempl. zu obigen Preisen abgegeben.

Verlag von Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhandlung in Wien I, Seilergasse 4.

‘PLUTUS’

**KRITISCHE ZEITSCHRIFT
FÜR VOLKSWIRTSCHAFT UND
FÜR FINANZEN**

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BERNHARD

Wichtig für jeden, der Rat in wirtschaftlichen Angelegenheiten erteilen muß oder sucht, und der an den Vorgängen in der Volkswirtschaft, namentlich im Aktien- und Börsenwesen interessiert ist. Der Name des Herausgebers bürgt für Unabhängigkeit von Finanzcliquen.

Preis vierteljährlich 6 Mark

Verlangen Sie Probenummer vom

**PLUTUS-VERLAG BERLIN W. 62
KLEISTSTRASSE 21**

Sobald erscheint:

DIE DICHTUNG

Erste Folge / Erstes Buch

Epische Prosa von Heinrich Mann, Max Herrmann. Gedichte von Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Borchardt, Rainer Maria Rilke, Adolf von Hatzfeld, Ernst Blass, Martin Gumpert, Hermann Kasack. Ein Drama von Georg Kaiser.

Abonnement auf die vier Bücher der Jahresfolge 1918: Einfache Ausgabe 4×6,50 Mark; Vorzugs-Ausgabe (100 Exemplare auf Bütten – fast vergriffen) 4×35 Mark. Einzelne Bücher zu erhöhtem Preise.

Prospekte und Annahme des Abonnements durch die Buchhandlungen oder unmittelbar beim

Verlag der Dichtung

Abteilung Subskription: München, Finkenstraße 3b.

Schriften von Paul Eberhardt

Der Aufbau

Blätter für Suchende aller Bekenntnisse
Erste Folge

- | | | |
|--------|---|--------------|
| Heft 1 | Das religiöse Erlebnis. | Preis 50 Pf. |
| Heft 2 | Worin liegt der Wert des Christentums als Religion? | Preis 50 Pf. |
| Heft 3 | Die Religion und der Krieg. | Preis 50 Pf. |
| Heft 4 | Vom letzten Reich. | Preis 50 Pf. |
| Heft 5 | Das Böse. | Preis 75 Pf. |
| Heft 6 | Von der Erfüllung. | Preis 50 Pf. |

Diese sechs Hefte bilden den ersten Band des „Aufbau“ der gebunden zum Preise von 3 Mark erschienen ist.

„Die Worte dieses geistvollen Predigers erregen ernstestes Nachdenken; sie geben uns zugleich die Zuversicht, daß noch nicht alle Gerechtigkeit aus der Welt geschwunden ist, daß sich die Menschen aus dem Wirral herausfinden werden und sich wieder auf das Bessere in sich befinnen. Eine Erbauung, die uns in diesen Tagen not tut.“
Lamb. Fremdenblatt.

Das Buch der Stunde

Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres
gesammelt aus allen Religionen
und aus der Dichtung

Herausgegeben von Paul Eberhardt

Preis gebunden 4 Mark

„Der religiöse Mensch, welcher der Mensch der vollkommeneren und höchsten Bildung ist, dem Religion kein Drama und kein Bekenntnis, keinerlei Axiomsfrage bedeutet, nichts, um das man sich irgeendwie streiten mag und kann, das aller Versinnlichung sich entzieht, durch Vernunft sich ebensowenig bewegen wie widerlegen läßt, der wie Paul Eberhardt sich auch nicht darum zu kümmern braucht, ob Gott eine Wirklichkeit ist oder die ärgste Einbildung der Menschheit, kann an diesem Buch groß werden und sich entfalten.“

„In diesem Falle ist wirklich eine Anthologie von großer Reichhaltigkeit und voll der erforderlichen Exzellenzen entstanden. In unserer ernsten Zeit sicher ein vielen willkommenes Buch.“

Frankfurter Zeitung.
„Nicht aufzwingen will das Buch eine Communa, jedem kann und soll es geben, nach dem ihn veranlat. In drei ausüblichen Nummern findet jeder seine Lieblingsdichter und seine Lieblingslieder.“

„Dieses von Paul Eberhardt herausgegebene und mit klugen Worten emacilierte Buch vormit es geschieht das alte Paros und den alten Weg der üblichen Erbauungsbücher einzuschlagen.“
Berliner Tageblatt.

Anzeigen über Paul Eberhardts Gesamtwerk, in dessen Mitte die Gemeinschaft des „Aufbau“ und das „Buch der Stunde“ stehen, versendet der

Verlag Friedrich Andreas Perthes A. & G. Gotha.

Bekanntmachung

1. Die Zwischenscheine für die 4½% Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe können vom

10. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W. 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 15. Juli 1918 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“ in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe findet gemäß unserer Mitte v. Wts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W. 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die I., III., IV. und V. Kriegsanleihe ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli und 1. Oktober d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W. 8, Behrenstraße 22, zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Dezember 1917.

Reichsbank-Direktorium

Havenstein

v. Grimm

VERLAG PAUL CASSIRER

WALTER HASENCLEVER

ANTIGONE

TRAGÖDIE IN 5 AKTEN

Preis geheftet M. 4.- Preis in Pappband M. 5.-

Hasenclevers neues Drama, das von Max Reinhardt zur Aufführung angenommen wurde, erhielt den Kleistpreis von 1917

BERLIN W, VIKTORIASTRASSE 35

Atelier für angewandte Kunst

Carl Beyerlen arch. D. W. B.

Berlin W. 30, Stübbenstr. 12.

Fernspr.: Amt Lützow 3001

fertigt als Spezialität Entwürfe für wohldurchdachte Innenarchitektur und Wohnungseinrichtungen für moderne, kulturell hochstehende, künstlerisch fein empfindende Menschen.

Kein Entwurf kommt mehr als ein einziges Mal zur Ausführung. Kein Entwurf wird gefertigt ohne genaue Kenntnisnahme der speziellen Wünsche und Lebensgewohnheiten des Auftraggebers.

Es werden die vollständigen Details, Perspektiven und Werkstattzeichnungen geliefert.

Auf besonderen Wunsch des Auftraggebers vergibt das Atelier die Ausführung an ganz erstklassige Werkstätten und überwacht diese.

Fischers Romanbibliothek

Soeben erschien:

Emmy Gruhner Familie

Preis 1 Mark und 25 Pf. Kriegsteuerzuschlag

Der Sohn einer vermögenslosen österreichischen Offiziersfamilie wird von Kindheit an zum künftigen Familienerhalter gedrillt. Nach dem Tode der Eltern fällt er seinen altjüngferlichen vermögnten Schwestern anheim, verscherzt sich das eigene Liebesglück und versinkt endgültig in der trägen Ode eines Vegetierens zu dreien. Die Familie, die ein kräftespendender Born zur Entfaltung der Eigenart sein sollte, hat bei ihm von vornherein alle Schwungkraft gelähmt und unüberwindliche Scheu vor selbstwilliger Freiheit erzeugt. Diese moderne Schicksalstragödie im kleinen wird von Emmy Gruhner in einem herzlich schlichten, schmückelosen Tone erzählt. Ihr Buch hat eine sympathisch unaufdringliche, innere Melancholie, der die humorvollen Episoden gute Kontrastwirkungen geben.

S. Fischer, Verlag, Berlin

Soeben erschien:

Katalog 16 Moderne Original-Graphit

Gemälde, Zeichnungen,
Farbstiche, Miniaturen,
:: Silberleinband ::
Bücher über Kunst,
Illust. Bücher. 95 1 Nr.
Statuetten in Elfenbein
:: und Alt-Eisen. ::

— Versende nur auf Verlangen. —

Ankauf von einzelnen Stücken und ganzen
Sammlungen.

J. W. Haschke, Leipzig,
Weitenerstraße 7.

Diesem Heft der Neuen Rundschau liegen Ankündigungen des Verlages Georg Müller in München und der Europäischen Staats- und Wirtschafts-Zeitung bei. Wir empfehlen diese Beilagen dem Interesse der Leser.

Voranzeige!

Im Mai erscheint:

PETER ALTENBERG

VITA IPSA

1.—4. Auflage. Geheftet 6 Mark, gebunden 8 Mark

JULIUS MEIER-GRAEFE

DER TSCHERNIK

1.—3. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark 50 Pf.

S. Fischer, Verlag, Berlin

NEU!

Der Feldherr
Roman
von
Ernst Lothar

Preis: geheftet M 6.—, gebunden M 7.50

Dieses Buch wird mit Recht eine ungeheure Lesermenge finden. Denn indem es eines der interessantesten und menschlich ergreifendsten Probleme unserer Zeit: Entstehen und Vergehen der „Popularität“ am Schicksale eines modernen Feldherrn zeigt, bietet es so viel an mitreißender Handlung, an tiefeschärfender Psychologie und neuer Kunst der Sprache, daß jeder es wird kennen wollen, der von einem Roman Stofflich, aber auch geistig aufs Stärkste gefesselt sein will.

Verlag von

G. Freytag
G. m. b. H.
Leipzig

J. Tempky
Wien

DEN FONTANEPREIS FÜR 1917

erhielt **PAUL ADLER** für
ELOHIM

Ein Geschichtenkreis. *Geheftet Mark 2.50, gebunden Mark 4.—*

DIE ZAUBERFLÖTE

Ein Roman. — *Geheftet Mark 3.50, gebunden Mark 6.—*

Von PAUL ADLER ist ferner erschienen:

NÄMLICH

Eine Erzählung. — *Geheftet Mark 2.—, gebunden M. 3.50*

Andere Autoren des Hellerauer Verlages:

THEODOR DÄUBLER

WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Prosa. (*M. 3.50 geh., M. 6.— geb.*)

DER STERNHELLE WEG. Gedichte. (*M. 2.— geh., M. 3.50 geb.*)

DIE SILBERNE SICHEL. Prosa. (*M. 3.50 geh., M. 6.— geb.*)

DER NEUE STANDPUNKT. Prosa über moderne Malerei: Munch, Barlach,
Picasso, Rousseau, Chagall, die Futuristen und den Expressionismus.

(*M. 3.50 geh., M. 6.— geb.*)

LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Prosa über Musik. (*M. 3.50 geh., M. 6.— geb.*)

PAUL CLAUDEL

VERKÜNDIGUNG. Ein geistliches Spiel. (*M. 3.50 geh., M. 6.— geb.*)

GOLDHAUPT. (*M. 3.50 geh., M. 6.— geb.*)

DER RUHETAG. (*M. 3.50 geh., M. 6.— geb.*)

LOBPREISUNG. Eine Ode. (*M. 1.20 geh.*)

FRANCIS JAMES

DER HASENROMAN

Geheftet M. 2.—, gebunden M. 4.—

HELLERAUER VERLAG JAKOB HEGNER IN HELLERAU

S U M M A

EINE VIERTELJAHRESSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ BLEI

Jedes Viertel Mark 10.— in Pappband, Mark 12.— in Halbpergament

Aus dem Inhalt der ersten drei Vierteljahresbände:

PAUL ADLER, Vom Geist der Volkswirtschaft; MAX SCHELER, Zur Apologetik der Reue; CARL SCHMITT, Recht und Macht; FRANZ BLEI, Fragmente zur Literatur; CONSTANTIN FRANTZ, Das Nationalitätenprinzip; MAX PULVER, Vis sanguinis ultra mortem; OTTO KAUS, Wege der Kunstgeschichte; ALEXANDER SCHMID, Franz von Baader; MEIER-GRAEFE, Cézanne; PATER TYRELL, Christus; BLOCH, Innerlichkeit; MANASSE, Das Wesen der Politik; HUMBOLDT, Über das vergleichende Sprachstudium; CARL SCHMITT, Sichtbarkeit der Kirche; ALFRED WOLFENSTEIN, Über Lebendigkeit der Kunst.

Im Anschluss an diese Zeitschrift erscheinen die

S U M M A - S C H R I F T E N

Bisher sind erschienen:

I. CONSTANTIN FRANTZ • DEUTSCHLAND UND DER FÖDERALISMUS

Preis Mark 5.—

Frantz, der grosse Politiker und bedeutende Gegner Bismarcks, hat die verheerende Entwicklung der europäischen Verhältnisse schon vor dreissig Jahren vorausgesagt. Ein Aufsatz über ihn von Professor Foerster entfesselte einen solchen Sturm, dass Foerster seine Vorlesungen an der Münchener Universität einstellen musste. Das vorliegende Werk enthält die Grundlagen und Aufgaben einer echten deutschen Weltpolitik, wie sie Frantz sah und empfahl und wie sie heute als unabwiesbare Forderungen vor uns hintreten.

II. FRANZ BAADER • GRUNDRISS DER SOZIALPHILOSOPHIE

Preis Mark 3.—

Ausgehend von einer geistvollen Kritik der französischen Revolution und durch eine religiöse Grundanschauung bestimmt, gibt der vor kurzem wieder „entdeckte“ Baader in dieser programmatischen und klaren Schrift ohne jeden schulmeisterlichen Anspruch den Grundriss einer gegen jede Mechanistik gestellten Lehre von der Gesellschaft und vom Staate.

III. BEMERKUNGEN ZU EINER ÖSTERREICHISCHEN VERFASSUNGSREFORM

Preis Mark 1.50

HELLERAUER VERLAG JAKOB HEGNER IN HELLERAU

Ein Wegweiser für die neue Zeit:

Lebenskunst

von

Uve Jens Kruse

Geh. 4/50 M., geb. 6 M.

Du möchtest Deines Lebens, Deines Schicksals Meister werden? Laß ab von der Mühe um Subtilitäten; das Leben wird nicht aus Kleinigkeiten zusammengeklütert. Leben gedeiht nur als Eines und Ganz: und nur dem ist es leichtsam, der die Gelenke zu treffen weiß, darin das Ganze sich dreht. Hier nun ein Buch, das Dir des Lebens Gelenke aufzeigen soll; so findest Du darin Rathhilfen, schlichten Zuges wie Gärtner-Regeln, das Leben zu meistern und seinen Wuchs nach Deinem Willen zu wenden: daß Du aufrecht und mit gebreiteten Kräften, Herr Deiner Sinne und Herr Deiner Umwelt, einschreitest in die neue Zeit!

Felsen-Verlag, Buchenbach in Baden

**Das große
politische
Blatt: Die
Vossische
Zeitung**

**Monatlich 3 Mark bei allen Postanstalten
und beim Verlag: Ullstein & Co, Berlin SW**

„PLUTUS“

**KRITISCHE ZEITSCHRIFT
FÜR VOLKSWIRTSCHAFT UND
FÜR FINANZEN**

HERAUSGEGEBEN VON

GEORG BERNHARD

Wichtig für jeden, der Rat in wirtschaftlichen Angelegenheiten erteilen muß oder sucht, und der an den Vorgängen in der Volkswirtschaft, namentlich im Aktien- und Börsenwesen interessiert ist. Der Name des Herausgebers bürgt für Unabhängigkeit von Finanzcliquen.

Preis vierteljährlich 6 Mark

Verlangen Sie Probenummer vom

**PLUTUS-VERLAG BERLIN W. 62
KLEISTSTRASSE 21**

Bücherschau

- Gottfried Benn, „Dießerweg“. Novelle. (Sammlung „Der Rote Hahn.“ Herausgeber Franz Pfemfert.) Berlin-Wilmersdorf, Verlag Die Aktion.
- Paul Willi Bierbaum, „An der schwimmenden Front“. Als Neutraler bei der deutschen Kriegsflotte. Zürich, Rascher & Cie. Verlag. (M. 2.—.)
- Elisabeth Braunschiff, „Vom fernen Ufer“. Sonette. Berlin, Egon Fleischel & Co. (M. 3.—.)
- Karl Bröger, „Soldaten der Erde“. Neue Kriegsgedichte. Jena, Eugen Diederichs Verlag. (Geb. M. 1.80, geb. M. 2.60.)
- Martin Buber, „Die Rede, die Lehre und das Lied“. Drei Beispiele. Leipzig, Insel-Verlag.
- J. F. Cooper, „The Last of the Mohicans“. 2 Bände. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.
- „Die ersten Menschen und Tiere“. Jüdische Sagen von der Urzeit. Herausgegeben von Micha Josef bin Gorion. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten & Loening. (Geb. M. 2.50.)
- Caupp, „August Weismann“. Jena, Gustav Fischer, Verlag. (Geb. M. 9.—, geb. M. 11.—.)
- Hans Gerok, „Die Fremden“. Drama in drei Aufzügen. Wernsdorf-Wien, Ed. Strache, Verlag.
- K. G. Gjellerup, „Der goldene Zweig“. Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius. Leipzig, Duellé & Meyer, Verlag. (Geb. M. 4.50, geb. M. 6.—.)
- Karl Goldmann, „Der große Fischzug“. Novellen. Berlin, Egon Fleischel & Co. (M. 3.50.)
- Max Halbe, „Gesammelte Werke“. Band I: Verse und Erzählungen. München, Albert Langen, Verlag. (Geb. M. 4.—, geb. M. 5.—.)
- Erwin Hanslik, „Menschheit“. Band I: „Wesen der Menschheit“. Wien, Verlag des Instituts für Kulturforschung.
- Dora Hasselblatt-Norden, „Der neue Morgen“. Bekenntnisse. Leipzig, E. F. Amelang Verlag. (Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.)
- Anselma Heine, „Die verborgene Schrift“. Roman. Berlin, Ullstein & Co., Verlag. (Geb. M. 5.—, geb. 6.50.)
- Karl Hoeber, „Englands Kriegs- und Blutschuld vor dem Richterstuhl der Geschichte“. Tatsachen und Akten. Köln, J. P. Bachem.
- Peter Keller, „Sachsen-China“. Ein kunsthistorischer Roman. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. (Geb. M. 6.—, geb. M. 8.—.)
- Klabund, „Der Leierkastenmann“. Volkslieder der Gegenwart. Mit bunten Holzschnitten von Kurt Sjafranski. Berlin, Erich Reiß, Verlag. (Pappband M. 3.80, Japanband M. 6.—.)
- Heinrich Lersch, „Deutschland“. Lieder und Gesänge von Volk und Vaterland. Jena, Eugen Diederichs, Verlag. (Geb. M. 3.—, geb. M. 4.—.)
- „Major Massons Geheime Memoiren über Rußland“. Neubearbeitung von Friedr. M. Kirch-eisen. München, Albert Langen, Verlag. (Geb. M. 4.—, geb. M. 6.—.)
- Adolf Paul, „Lola Montez“. Schauspiel. München, Albert Langen, Verlag. (Geb. M. 1.50, geb. M. 3.—.)
- Alfons Pechold, „Von meiner Straße“. Novellen. Wernsdorf-Wien, Ed. Strache, Verlag.
- H. von der Pfordten, „Deutsche Musik“, auf geschichtlicher und nationaler Grundlage dargestellt. Leipzig, Duellé & Meyer, Verlag. (Geb. M. 9.—.)
- Max Pulver, „Merlin“. Gesänge. Leipzig, Insel-Verlag.
- Hans Raithel, „Männertreu“. Eine Bauerngeschichte. München, Albert Langen, Verlag. (Geb. M. 3.50, geb. M. 5.50.)
- Leo Tolstoi, „Der Fremde und der Bauer“. (Sammlung: Der Rote Hahn, Herausgeber Franz Pfemfert.) Berlin-Wilmersdorf, Verlag Die Aktion. (M. —.80.)
- Hans Trog, „F. Hodler“. Erinnerung an die Hodler-Ausstellung im Zürcher Kunsthause, Sommer 1917. Zürich, Rascher & Cie., Verlag. (M. 3.80.)
- Fritz Widmann, „Erinnerungen an Ferdinand Hodler“. (Schweizerische Bibliothek Band I.)

Atelier für angewandte Kunst Carl Beyerlen arch. D. W. B.

Mitglied des Österreichischen Werkbundes und des Münchener Bundes

Berlin W. 30, Stübgenstr. 12.

Fernspr.: Amt Lützow 3001

ENTWIRFT wohldurchdachte Innen-
architektur und Wohnungseinrichtungen
für moderne kulturell hochstehende, künst-
lerisch fein empfindende Menschen. :: ::

Das Atelier hat Möbelfabriken und Kunst-
werkstätten an der Hand, die tatsächlich heute
noch in der Lage sind, mit günstigen Liefer-
fristen aus bestem Material Anfertigungen
:: nach Entwurf preiswert herzustellen. ::

Soeben erschien:

Fr. Naumann, W. d. R.

Der Kaiser im Volksstaat

II.—25. Tausend

In allen Buchhandlungen.

Preis 1.20 Mark

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“)
G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Diesem Heft liegt ein
Prospekt des Verlages
Paul Cassirer, Ber-
lin, und eine Ankündi-
gung von Kurt Wolff,
Verlag, Leipzig, bei,
die beide dem Inter-
esse der Leser bestens
empfohlen seien.

31 E. M. 36 -
Erstes Heft

Januar 1918

Die neue Rundschau

XXIX^{ter} Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Paul Lensch, Neuer Kapitalismus, neuer Sozialismus
Friedrich Meinecke, Die Ursachen des Deutschenhasses
Gerhart Hauptmann, Der Ketzler von Soana. Erzählung
Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Die Balkanvölker
Heinrich von Treitschke, Zur Reform des Preussischen Herren-
hauses. Ein Brief
Hermann Hesse, Die Nacht

Rundschau

Julianus, Die Weltmacht des Wortes
Moriz Heimann, Alfred Kerr
Oskar Vie, Kunst, Markt, Masse
Junius, Herr von Hertling und Herr von Kühlmann

Anmerkungen

Kurt Singer, Simmels Goethebuch / Franz Strunz, Ein Paracelsusbuch/
Eduard Reinacher, über die Buse.

Vierteljährlich drei Hefte 8 Mark 50 Pf., Einzelhefte 3 Mark.

Berlin / G. Fischer / Verlag

Inhalt

Paul Lensch, Neuer Kapitalismus, neuer Sozialismus	I
Friedrich Meinecke, Die Ursachen des Deutschenhasses	13
Gerhart Hauptmann, Der Keker von Soana. Erzählung	24
Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Die Balkanvölker	95
Heinrich von Treitschke, Zur Reform des Preussischen Herrenhauses. Ein Brief	108
Hermann Hesse, Die Nacht.	110

Rundschau:

Julianus, Die Weltmacht des Wortes	111
Moritz Heimann, Alfred Kerr	117
Oskar Vie, Kunst, Markt, Masse	125
Junius, Herr von Hertling und Herr von Kühlmann	130

Anmerkungen:

Kurt Singer, Simmels Goethebuch	140
Franz Strunz, Ein Paracelsusbuch	142
Eduard Reinacher, Über die Buse	143

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Vie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W., Bülowstraße 90 erbeten. Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei E. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag vierteljährlich 8 M. 50 Pf., ganzjährig 34 Mark. Einzelhefte 3 Mark.

Luxusausgaben kauft zu besten Preisen Buchhändler HUGO HELLER

Wien I., Bauernmarkt 3.

Insbesondere werden gesucht:

Maupassant. Balzac. Flaubert (Connart). Propyläen-Goethe (Luxus).
E. T. A. Hoffmann (Müller, Luxus). Drucke der Doves-Presse und
andere englische Pressen. Miniaturen-Werke und Kostüm-Werke.



Sanatorium Guardaval Davos

Schloßartig
gelegen

Höchste
Sonnenscheindauer

Vornehmes Haus für Lungenkranke

J. F. Bösenberg G. m. b. H. **Großbuchbinderei, Leipzig**

Vornehme, moderne Einbände jeder Art. Erstklassige Arbeit. Größte Leistungsfähigkeit.

H. Haser & Co.

Berlin W. 8, Behrenstraße 17
(gegenüber dem Metropoltheater)

Kell, Rich. & Rob., Goethe, Weimar & Jena i. Jahre 1806.
Nach Goethes Privataten. Im Zeiteinband geb. M. 2.50.
Pöllnitz, Freiherr v., Memoiren. 2 Bände. Berlin 1791.
Folbergam. geb. M. 24.—
Scheffel, Eikehard, Erste wohlfeile Ausgabe. Jante, Berlin.
Sehr selten. Als unberechtigt eingezogen worden!
M. 24.—

Seltene Antiquaria.

Goethe, Joh. Wolfg. v., Jerg und Dätel. Ein Singspiel.
Echte Ausgabe. 1790. M. 2.50
Goethe, Joh. Wolfg. v., Die Wahlverwandtschaften. 1. Aufl.
1809. geb. Sehr schönes Exemplar M. 125.—
Noverre, Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette.
1769. Erste Auflage. M. 75.—

Die ersten 6 Bogen dieses seltenen Buches
sind v. Lessing, der Rest von Bode überfegt.

Fontane, Ch., Der deutsche Krieg von 1865. Berlin 1871.
Vergriffen u. selten! 2 Bände in 1 Bde. geb. M. 25.—
Destouches, Der poetische Dorfjunker, übersetzt von L. A. B.
Gottschedinn. 1. Aufl. Selten (1761) M. 20.—

Holz — Schlaf.

Holmsen, D. B., Papa Hamlet. Gänzlich vergriffen M. 10.—
Holz, Arno, Sonnensinkernis. 1. Auflage. M. 9.—
Holz u. Schlaf, Familie Selts. Selten! M. 5.—
Holz, Arno, Tausch. Orig.-Mischl. 1. Aufl. 1904 M. 12.—

Aus der Heymel-Auktion: Vollmoeller — Erstausgaben mit Heymelschen Exlibris.

Vollmoeller, Der Deutsche Graf! M. 6.50
Vollmoeller, Turandot. M. 4.50
Les Meschlos Dresde. Deutsch v. Karl Vollmoeller M. 8.—

N. v. Decker's Verlag, Berlin SW 19

E. Schenk, Kgl. Hofbuchhändler
Begründer 1713

Unser preussisches Königswert
liegt nun vollständig vor:

Geschichte Friedrichs des Zweiten von Preußen genannt Friedrich der Große von Thomas Carlyle

Sechs Bände von je etwa 600 Seiten Umfang
In Pappband . 60 M.,
in Halbpergament 72 M.

Thomas Mann in der Frankfurter Zeitung
schließt nach einer vierseitigen Würdigung, von der
jeder Satz eine Empfehlung ist, mit den Worten: Habe
ich sein Buch nun hinlänglich empfohlen? Es war näm-
lich meine Absicht, es sehr zu empfehlen! Es ist ein Buch
für Militärs und Zivilisten, für Erwachsene und auch für
geehrte Knaben. Es sollte recht vielfach als Weihnachtsgeschenk
Verwendung finden, in diesem Jahr und den
nächsten.

Deutscher Kurier: ... Da erheint gerade jetzt
ein altes Werk neu, der erste Band von Thomas Carlyles
gemalter Geschichte Friedrichs des Großen. Ein Lebens-
buch, in dem es Strahl von Kraft des preussischen Königs-
tums, von der Größe eines Mannes, der sein Volk gegen
die Welt ringsum verteidigt und es in Not und Ent-
behrung emporhebt.

Luxusdrucke

Erstausgaben · Privatdrucke
Bücher moderner Literatur
Pan 1—5, auch einzeln
kauft stets

W. SCHNOCK, Königsberg i. Pr.
Münzstraße 19.

Edmund Meyer, Berlin, Buchhändler
u. Antiquar

W. 35, Potsdamer Straße 27 B, Tel. Lützow 5850.

Soeben erscheint:

KATALOG Nr. 39.

Kunst und Kunstgeschichte

45. Luxusdrucke, Leder- u. Luxus-
einbände, Moderne Extraausgaben usw.

46. Varia (Illustr. Bücher).

Bitte unberechnet zu verlangen.

Bücher

Einzelne Werke * Ganze Bibliotheken * Luxus-Ausgaben
aller Verlage * zu kaufen gesucht

Otto Kempa * Berlin W 50
Geisberg-Straße 11.

Druck von W. Dargulin in Leipzig

J. F. Bösenberg ^{G. m. b. H.} Großbuchbinderei, Leipzig

Vornehme, moderne Einbände jeder Art. Erstklassige Arbeit. Größte Leistungsfähigkeit.

Luxusausgaben kauft zu besten Preisen Buchhändler HUGO HELLER

Wien I., Bauernmarkt 3.

Insbesondere werden gesucht:

Maupassant. Balzac. Flaubert (Connart). Propyläen-Goethe (Luxus).
E. T. A. Hoffmann (Müller, Luxus). Drucke der Doves-Presse und
andere englische Pressen. Miniaturen-Werke und Kostüm-Werke.

EDMUND MEYER, Buchhändler u. Antiquar, BERLIN W., Potsdamer Straße 27B.

Soeben erscheint:

Katalog 47: Moderne Buchkunst. Lederbände, Pergamentbände. Erstausgaben und illustrierte Bücher der Neuzeit!

Ferner erscheint in Kürze:

Katalog 46: Illustr. Bücher des 18. u. 19. Jahrh. Schöne alte Einbände, Almanache und Taschenbücher, Alte Spiele, Moden- u. Kostümbücher, Alte Kinderbücher usw.

Bitte unberechnet zu verlangen. — Bereits gemachte Bestellungen auf Katalog 46 bitte nicht zu wiederholen, da Adressen schon vornotiert. — Angabe von Desideraten erbeten. — Ankauf einzelner Bücher und ganzer Bibliotheken.



SCHWEDEN

Land und Leute

In Beiträgen von Selma Lagerlöf, Carl Grimberg, Verner von Heidenstam, Esaias Tegnér und Gustav Fröding. Herausgegeben von Carl G. Laurin.

Mit 16 farbigen Bildbeilagen nach Werken schwedischer Maler.

112 Seiten * Eine Mark 50 Pf.

Inhalt: Lappland — Schonen. Von Selma Lagerlöf / Bilder aus der schwedischen Geschichte. Von Carl Grimberg / Notizen über Schwedens Land und Volk. Von Carl G. Laurin / Der Spielmann. Von Selma Lagerlöf / Ein sauberes weißes Hemd. Von Verner von Heidenstam / König Karl XII. Von Esaias Tegnér / In der Sommernacht da war Tanz auf dem Wege. Von Gustav Fröding / Bilder von Otto Hesselbom, Prinz Eugen, Eugen Jansson, Karl Nordström, Bruno Liljefors, Anders Zorn, Carl Wilhelmson, Nils Kreuger, Oskar Björck, Carl Larsson, Emerik Stenberg und Reinhold Norstedt.

In allen gutgeleiteten Buchhandlungen vorrätig.

FURCHE-VERLAG * BERLIN NW 7.

A. Asher & Co.

Berlin W. 8, Behrenstrasse 17
(gegenüber dem Metropoltheater)

Bücher mit Widmung der Autoren.

Flaßchen, Cäsar, Martin Lehnhardt. Mit eigen-
händiger Widmung des Autors. geb. M. 20.—
Heyse, Paul, Das Ewigmenschliche. Mit Widmung
des Verfassers. geb. M. 25.—
Sudermann, Hermann, Es war. Mit Widmung des
Verfassers. geb. M. 40.—
Wolff, Theodor, Der Heide. Mit einem Gedicht als
eigenhändige Widmung des Verfassers.
broch. M. 10.—

Blätter für die Kunst:
6. Folge mit eigenhändigem Namenszug
Otto Erich Hartlebens. Sehr selten! M. 125.—

Wedekind, Frank, Erdgeist. 1. Auflage. Mit längerer
eigenhändiger Widmung des Autors. M. 75.—

Muther, R., Moderne Malerei. 3 prachtvolle Halbleder-
bände. Vergriffen und sehr selten. M. 175.—

Nieder eines Malers (Robert Reineck). Seltene Original-
Ausgabe in schönem Orig.-Ganzleinenband. M. 40.—

Pauli, Dr. C. T., Leben großer Helden. 1758. Neun
Pappbände. Gänzlich vergriffen, sehr gesuchtes Werk.
M. 240.—

Luxusdrucke

Erstausgaben • Privatdrucke
Bücher moderner Literatur
Pan 1—5, auch einzeln

kauft stets

W. SCHNOCK, Königsberg i. Pr.
Münzstraße 19.

In den
besten Familien
erhält man Halling Druck in
Vossische Zeitung
Berlin SW 68, Ullrichstraße

Druck von B. Drugulin in Leipzig.

Sechstes Heft

Juni 1918

Die neue Rundschau

XXIX^{ter} Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Friedrich Meinecke, Grundfragen deutscher Nationalpolitik
 Eduard Reinacher, Linien über Eulogius Schneider. Novelle
 Gerhard Geseemann, Aus einem serbischen Tagebuche
 Lujo Brentano, Arbeitslohn und Arbeitszeit nach dem Kriege
 Emil Waldbmann, Der Mäzen
 Iwan Goll, Sieben Gestalten aus der Unterwelt

Rundschau

Wilhelm Jansson, Die nordische Orientierung
 Leo Greiner, Synthese. Ein Dialog
 Hermann Hesse, Zu „Expressionismus in der Dichtung“
 Alfred Döblin, Von der Freiheit eines Dichtermenschen
 Junius, Politische Chronik

Anmerkungen

Oskar Walzel, Hanns Johst / Theodor Heuß, Weisgerber /
 Oskar Wie, Der Virtuose

Vierteljährlich drei Hefte 8 Mark 50 Pf., Einzelhefte 3 Mark.

Berlin / G. Fischer / Verlag



Inhalt

Friedrich Meinecke, Grundfragen deutscher Nationalpolitik	721
Eduard Reinacher, Linien über Eulogius Schneider. Novelle	738
Gerhard Geseemann, Aus einem serbischen Tagebuche	751
Lujo Brentano, Arbeitslohn und Arbeitszeit nach dem Kriege	775
Emil Waldmann, Der Mäzen	792
Iwan Goll, Sieben Gestalten aus der Unterwelt	816

Rundschau:

Wilhelm Jansson, Die nordische Orientierung	819
Leo Greiner, Synthese. Ein Dialog	830
Hermann Hesse, Zu „Expressionismus in der Dichtung“	838
Alfred Döblin, Von der Freiheit eines Dichtermenschen	843
Junius, Politische Chronik	850

Anmerkungen:

Oskar Walzel, Hanns Johst	861
Theodor Heuß, Weisgerber	862
Oskar Vie, Der Virtuose	864

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Vie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W., Bülowstraße 90 erbeten.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag vierteljährlich 8 M. 50 Pf., ganzjährig 34 Mark. Einzelhefte 3 Mark.

Fünftes Heft

Mai 1918

Die neue Rundschau

XXIX^{ter} Jahrgang der freien Bühne

Inhalt

Paul Lensch, Hundert Jahre Karl Marx
Wilhelm Lehmann, Maleen. Erzählung
Hans von Eckardt, Geistige Ursprünge der russischen Revolution. II
Hermann von Boetticher, Erlebnisse eines Internierten
Rudolf Pannwitz, Goethe und Europa
Siegfried Giedion, Drei Gedichte

Rundschau

Samuel Gaenger, Diplomatenwäsche
Felix Braun, Gerhart Hauptmanns neue Dichtung
Max Picard, Rodin und die Kathedrale
Junius, Politische Chronik

Anmerkungen

Emil Waldmann, Max Slevogt als Aquarellist / Hanns Johst, Max Picard /
Siegmond Pisling, Debussy / Willi Handt, Die Wiener Juden ...

Vierteljährlich drei Hefte 8 Mark 50 Pf., Einzelhefte 3 Mark.

Berlin / G. Fischer / Verlag



Inhalt

Paul Lensch, Hundert Jahre Karl Marx	577
Wilhelm Lehmann, Maleen. Erzählung	601
Hans von Eckardt, Geistige Ursprünge der russischen Revolution. II.	635
Hermann von Boetticher, Erlebnisse eines Internierten	656
Rudolf Pannwitz, Goethe und Europa	691
Sigfried Giedion, Drei Gedichte	694

Rundschau:

Samuel Saenger, Diplomatenwäsche	697
Felix Braun, Gerhart Hauptmanns neue Dichtung	704
Max Picard, Rodin und die Kathedrale	709
Junius, Politische Chronik	712

Anmerkungen:

Emil Baldmann, Max Siebott als Aquarellist	715
Hanns Johst, Max Picard	716
Siegmund Pistling, Debussy	717
Willi Handl, Die Wiener Juden	719

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W., Bülowstraße 90 erbeten.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

Jeden Monat erscheint ein Heft von 9—10 Bogen Umfang
bei S. Fischer, Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.

Bezugsbedingungen: Bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag vierteljährlich 8 M. 50 Pf., ganzjährig 34 Mark. Einzelhefte 3 Mark.

Das Erlebnis

Ein literarisches Jahrbuch. Redaktions-
schluß: 1. Juni 1918. Anfragen von
Mitarbeitern an Sophie Hoechstetter,
z. St. Pappenheim, Bayern.

Luxusausgaben kauft zu besten Preisen Buchhändler HUGO HELLER

Wien I., Bauernmarkt 3.

Insbesondere werden gesucht:

Maupassant. Balzac. Flaubert (Connart). Propyläen-Goethe (Luxus).
E. T. A. Hoffmann (Müller, Luxus). Drucke der Doves-Presse und
andere englische Pressen. Miniaturen-Werke und Kostüm-Werke.

J. F. Bösenberg ^{G. m.} _{b. H.} Großbuchbinderei, Leipzig

Vornehme, moderne Einbände jeder Art. Erstklassige Arbeit. Größte Leistungsfähigkeit.



Eine Schwind-Spitzweg-Bildermappe

Bilder der Heimat

Se sechs farbige Blätter nach Karl Spitzweg und Moritz von Schwind und vier einfarbige Blätter nach Moritz von Schwind. Zusammengestellt und mit einem beschreibenden Verzeichnis der Bilder von Prof. Dr. Heinrich Wölfflin. Ausstattung durch Prof. R. Gerndl und Prof. F. S. Schmidt.

Inhalt:

Moritz von Schwind: Auf der Wanderschaft / Morgenstunde / Die Hochzeitsreise / Die Waldkapelle / Waldeinsamkeit / Rübezahl / Rösse im Felsgrund zur Tränke geführt / Elfentanz / Die Erscheinung im Walde / Die gotische Kirche /
Karl Spitzweg: Der arme Poet / Der Liebesantrag / Die Wache / Der Abschied / Dachstudenleben /
Sturmerinnen auf der Alm.

50.—65. Tausend * In allen gutgeleiteten Buchhandlungen stets vorrätig
Preis 4 Mark 50 Pf.

Furche-Verlag * Berlin NW 7

H. Hoyer & Co.

Berlin W. 8, Behrenstraße 17
(gegenüber dem Metropoltheater)

Bücher mit Widmung der Autoren.

Flaschlen, César, Martin Lehnardt. Mit eigener
händiger Widmung des Autors. geb. M. 20.—
Heyse, Paul, Fast Ewigmensliche. Mit Widmung
des Verfassers. geb. M. 25.—
Sudermann, Hermann, Es war. Mit Widmung des
Verfassers. geb. M. 40.—
Wolff, Theodor, Der Heide. Mit einem Gedicht als
eigenhändige Widmung des Verfassers. brosch. M. 10.—

Blätter für die Kunst:

6 Folge mit eigenhändigem Namenszug
Otto Erich Hartlebens. Sehr selten! M. 125.—

Wedekind, Frank, Erdgeist. 1. Auflage. Mit längerer
eigenhändiger Widmung des Autors. M. 75.—

Muther, R., Moderne Malerei. 3 prachtvolle Halbleder-
bände. Vergriffen und sehr selten. M. 175.—
Lieder eines Malers (Robert Reineck). Seltene Original-
Ausgabe in schönem Orig.-Samtlenband. M. 40.—
Pauli, Dr. C. T., Leben großerelden. 1758. Neun
Pappbände. Gänzlich vergriffen, sehr gesuchtes Werk.
M. 240.—

Luxusdrucke

Erstausgaben · Privatdrucke
Bücher moderner Literatur
Pan 1—5, auch einzeln

kauft stets

W. SCHNOCK, Königsberg i. Pr.
Münzstraße 19.

In den
besten Familien
verfügt man Halling über die
Woffische Zeitung
Berlin SW 68, Ullsteinstraße

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

